Biographische miniaturbilder

August Wilhelm Grube

Digitized by Google

Raphael Sanzio

Biographische Miniaturbilder.

Zur bildenden Lektüre

für

die reifere Jugend

verfaßt von

A. W. Grube.

Erster Teil.

Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit den Bildnissen von Raphael Santi und Chr. Rauch.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1884.

Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage.

Um Platz für das Neue zu gewinnen, habe ich mehrere längere Biographieen weggelassen; dagegen fügte ich die neugeschriebenen Arago, Stephenson und Uhland hinzu. Auch Newton und Kant wollte ich anfangs, dem Rate eines Rezensenten folgend, streichen, auf den wohlbegründeten Wunsch zweier erfahrener Pädagogen, deren Söhne diese Miniaturbilder lesen und studieren, habe ich es jedoch unterlassen. Sollte unter den Geistesheroen der deutschen Nation — so sagte ich mir selber — kein Denker aufgeführt werden? und bietet nicht Kant sowohl als Mensch wie als Philosoph Charakterzüge genug, die schon dem angehenden Jüngling eindringlich werden? Für zehnjährige Knaben habe ich diese Biographieen nicht geschrieben. Wollte man streng den Satz befolgen, daß die Leser den ganzen Mann, der ihnen biographisch geschildert wird, verstehen und übersehen müssen, dann würden auch Herder, Fichte 2c. 2c., die ja auch für die Jugend bearbeitet sind, nicht zur biographischen Lektüre kommen dürfen. Und warum sollte der Gymnasiast oder Realschüler, der im physikalischen Unterricht so oft auf Newton hingeführt wird, nicht auch Näheres über dessen Lebensumstände erfahren und den großen Forscher persönlich näher kennen lernen, trotzdem, daß er von der geistigen Größe desselben noch keine volle Anschauung empfangen, sie vielmehr nur ahnen kann! Übrigens habe ich in der biographischen Skizze Newtons manches gekürzt und hinzugesetzt, wie es dem Zwecke der Miniaturbilder entsprach.

Daß ich ferner Charaktere wie Paskal und Fénélon, die mit ihrer sittlichen Würde, mit der Lauterkeit und Schönheit des inneren Menschen auch auf den empfänglichen Sinn des jugendlichen Lesers wirken und das französische Wesen von seiner edelsten, achtbarsten Seite zeigen, unangetastet ließ,

verstand sich bei mir von selbst, da ich nicht bloß das glänzende Genie und glückliche Talent oder die gewaltige erfolgreiche That verherrlichen, sondern auch Momente des inneren Lebens hervorheben, das Gemüt und die Gesinnung feiern wollte. Es scheint mir fast, als sei man in den neuerdings für die Jugend verfaßten Biographieen zu sehr auf das Spannende, Pikante, Glänzende, Handgreifliche und Materielle verfallen.

Ich habe es schon im Vorwort zur ersten Auflage ausgesprochen, daß ich bei Ausarbeitung dieser biographischen Bilder mich ebenso fern zu halten suchte von trockener Kürze wie von buntem Notizenkram. Die „Miniaturbilder" sollen, wenn auch im kleinsten Rahmen, dem Blicke ein lebendiges Ganzes darstellen mit dem Ausdruck und der Frische des individuellen Lebens. Dieses Ziel im Auge behaltend, habe ich den durch kompresseren Druck gewonnenen Raum benutzt, manche Biographie noch mehr zu vervollständigen und abzurunden. Da der Herr Verleger überdies noch wertvolle Illustrationen hinzugefügt hat, ohne den Preis des Werkes zu erhöhen: so durfte ich diese neue Auflage wohl eine „verbesserte" nennen.

Schon in der ersten Auflage wurde Ähnliches und Gegensätzliches zu Parallelen zusammengestellt; dies ist in der vorliegenden zweiten noch durchgreifender geschehen. Das Bildungsleben der Neuzeit nach seiner wissenschaftlichen und künstlerischen, technischen und gewerblichen, politischen und religiösen Richtung ist in bedeutsamen Charakteren, welche den verschiedensten Ständen und Berufsarten angehören, veranschaulicht worden. Der erste Teil bringt vorzüglich Männer der Kunst und Wissenschaft, der zweite überwiegend Männer der Freiheit. Daß ich unseren deutschen Patrioten, namentlich aus der glorreichen Zeit der Freiheitskriege, den nicht geringsten Platz einräumte, bedarf wohl keiner Rechtfertigung.

So möge denn das Buch bei der deutschen studierenden Jugend, namentlich der Gymnasien und Realschulen, sich noch fernerhin Freunde erwerben und jener Lektüre Vorschub leisten, die nicht bloß flüchtig unterhält, sondern auch belehrt und bildet.

Der Verfasser.

Vorwort zur sechsten Auflage.

Die Episode aus Steffens' Leben ist, da sie zu viel Raum einnahm, gestrichen worden; dafür haben zwei Biographieen, die schon die erste Auflage der „Miniaturbilder" brachte und die ich mit Unrecht in den späteren Auflagen zurückstellte, wieder die wohlverdiente Aufnahme gefunden: Boerhave neben Linné, als Parallele zum „alten Heim", und Talleyrand als bedeutsamer Gegensatz zum Freiherrn von Stein. Talleyrands Biographie wirft so helle und grelle Schlaglichter auf die Entstehung, den Fortgang und das Ende der großen französischen Revolution und auf die Charaktereigentümlichkeit des französischen Volkes, daß sie von ebenso hohem psychologischen wie historischen Interesse ist. Wie der Geschichtsunterricht die heranwachsende Jugend nicht nur mit der Licht-, sondern auch mit der Schattenseite des Menschenlebens bekannt macht, so dürfen und sollen insbesondere biographische Darstellungen hier und da in die abschüssigen dunkeln Tiefen des Menschenherzens hineinleuchten, wofern es nur in der rechten Form geschieht — um das sittliche Bewußtsein zu stärken und den vom äußeren Schein und Glanz unbestochenen Blick auf das Wesen zu richten.

Daß ich bei der Durchsicht der neuen Auflage manche Verbesserung im einzelnen anzubringen nicht unterließ, wird der geneigte Leser, der die vorliegende mit den vorhergegangenen Auflagen vergleicht, leicht bemerken.

So mögen diese kurzgefaßten Lebensbilder auch fernerhin dem großen und edlen Zwecke dienen, Begeisterung für alles Hohe und Schöne der Menschennatur, Abscheu vor der Lüge und Bosheit, Liebe zum deutschen Vaterlande in jungen strebsamen Gemütern zu wecken und zu befestigen.

Bregenz, Dezember 1883.

Der Verfasser.

Inhalt.

Raphael Santi*).

Raphael Santi aus Urbino ist nicht nur der größte Maler, sondern der schönste Genius der modernen Kunst überhaupt. Sein Vater, Giovanni Santi, war auch Maler und ein sehr tüchtiger Meister, der mit seiner Kunst zugleich nach damaligem Gebrauch das Geschäft eines Vergolders verband. Freilich war er durch nichts Geniales ausgezeichnet, aber man rühmte an seinen Gemälden die Innigkeit des Ausdrucks, den Ernst und die Einfachheit der Darstellung. Er war auch Schriftsteller und verfaßte in Terzinen eine Lebensbeschreibung des von ihm herzlich verehrten Herzogs Federico von Urbino.

Zu der gemütlichen Richtung Giovannis stimmte ganz der zarte Sinn seiner Frau Magia, die ihm am 28. März, am Karfreitage 1483**), ein Söhnchen gebar, dem er in der Freude seines Herzens und wie zu guter Vorbedeutung den Namen „Raphael" gab, obschon dieser Name in der Familie gar nicht gebräuchlich war. Seine Sorgfalt und Liebe zu dem ihm von der Vorsehung geschenkten Kinde war so groß, daß er nicht litt, daß eine Amme ihm die erste leibliche Nahrung gäbe, sondern aus der Mutterbrust sollte es wie die erste Nahrung so die erste Liebe empfangen.

In einem heiteren, durch keine Mißhelligkeiten getrübten Familienleben wuchs der kleine Raphael heran, und wie sein Auge im elterlichen Hause schon früh auf die Werke der Kunst gerichtet wurde, so mußte auch die schöne Lage von Urbino früh den Blick des Knaben auf die frischen, lebendigen Formen und Farben einer anmutigen Natur lenken. Die festgebaute Stadt liegt nämlich nahe am höchsten Grat des Apennin, wo er die Mark Ankona von Toskana und Umbrien trennt. Nach Osten zu blickt zwischen den Berghöhen das adriatische Meer hindurch, westwärts thronen die eigentümlichen Felsbildungen des St. Simone; in den sich absenkenden Thälern spenden die Fruchtbäume, vornehmlich die Olive und der Weinstock, den Segen des Himmels.

Meister Giovanni arbeitete fleißig und an Bestellungen fehlte es ihm nicht; sein schönes Familienverhältnis sollte aber nicht von langer Dauer

---

*) Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue bis zum Jahre 1567, beschrieben von Giorgio Vasari. Aus dem Italienischen von Ludwig Schorn und Ernst Förster. 3. Bd. (Stuttgart und Tübingen, 1843.) Raphael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi von Passavant (in 2 Teilen), Leipzig, 1839. Vergl. den betreffenden Artikel in Dr. Kuglers „Handbuch der Geschichte der Malerei in Italien" (Berlin, 1837). Rafael Santi, sein Leben und seine Werke. Von Alfred Freih. v. Wolzogen (Leipzig, 1865).

**) Nach dem heute gültigen neuen (verbesserten) Gregorianischen Kalender am 6. April.

sein, denn am 3. Oktober 1491 starb ihm die Mutter, seine heißgeliebte Magia und wenige Tage darauf ihr einziges Töchterlein. Der gemütvolle Giovanni ward durch diese schnell hintereinander folgenden Verluste in die tiefste Trauer gestürzt; er vermählte sich zwar, um dem verwaisten Zustande zu entgehen, bald wieder (am 25. Mai 1492) mit Bernardina, der Tochter eines Goldarbeiters; diese konnte ihm aber seine treffliche Magia nicht ersetzen! Sein Tod erfolgte schon am 1. August 1494, und nun begannen in der Familie eine Reihe von Zwistigkeiten, die später nur durch den milden versöhnlichen Charakter Raphaels beigelegt wurden.

Raphael hatte bei dem Tode seines Vaters erst das elfte Jahr zurückgelegt; da er jedoch bereits ausgezeichnete Proben seines Malertalentes gezeigt hatte, beschlossen die Verwandten, ihn nach Perugia zum berühmten Meister Pietro zu senden. Pietro Perugino hatte eine zahlreiche Jüngerschaft um sich versammelt, die höchst bildend auf den jungen Urbiner einwirkte, der durch seine liebenswürdige Hingabe an die ihm Vorangeschrittenen, durch seine feurige Liebe zur Kunst und seinen zarten, reinen Sinn für alles Schöne und Edle sich bald die Zuneigung aller gewann, mit denen er verkehrte. In kurzer Zeit hatte er aber alle seine Genossen überholt, und Meister Pietro war nicht wenig erstaunt und erfreut, als er seinen eigenen Stil in dem jungen Schüler zu schönster Blüte gelangen sah. Die Schule des Perugino hatte freilich in ihren Formen noch etwas Steifes, in der Zeichnung Mageres, in der Färbung Trockenes, doch offenbarte sich in den Figuren eine gewisse Sehnsucht und Lieblichkeit des Gemüts.

Indem Raphael mit aller Treue die Art seiner Meister sich anzueignen und wiederzugeben suchte, lernte er sich beschränken und gewann gerade durch die Schranken seine Freiheit und Eigentümlichkeit, zum Beweise, daß auch der kräftigste und ursprünglichste Genius nicht der Nachbildung vorhandener Muster und des fleißigsten Studiums der Schule sich entschlagen darf, wenn er nicht ins Schrankenlose auseinander fließen will.

Zu den frühesten Arbeiten, welche Raphael in der Schule des Perugino ausführte und die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, gehört jenes Bildchen des Christkindes mit dem kleinen Johannes, welches er einer größeren Komposition der Familie der heiligen Anna entlehnte, die sein Meister als Altartafel für die Kirche der heiligen Maria zu Perugia gemalt hatte. Auf dem (nun verwischten) Altarblatte war Maria im Schoße der heiligen Anna sitzend dargestellt, umgeben von Joseph und Joachim, den heiligen Marien Kleopha und Salome und sechs Kindern der heiligen Familie. Zwei dieser Kinder, Jesus und der kleine Johannes, welche sich herzen, kopierte Raphael auf Goldgrund à tempera*) wahrscheinlich zu seiner Übung, und ahmte darin dem Meister vortrefflich nach. Als eine interessante Reliquie wird

*) A-tempera-Malen nannte man eine ältere (bis ins 15. Jahrhundert übliche) Malerei, wobei die Farben mit Leim und Eiweiß angemacht wurden. Besonders beliebt waren die Temperafarben auf Goldgrund.

diese kleine Tafel in der Peterskirche zu Perugia aufbewahrt; des Pietro Perugino schönen Originalentwurf zu jenen Kindern in sorgfältiger Federzeichnung besitzt die reiche Sammlung von Zeichnungen in Florenz.

Meister Pietro brauchte seinen genialen Schüler immer lieber zur Mithilfe bei seinen Arbeiten, und als er Geschäfte halber nach Florenz gewandert, hatte Raphael die Freude, daß er, den Aufträgen aus der Umgegend Folge leistend, auch größere Werke selbständig ausführen durfte, wie die Krönung des wunderthätigen Einsiedlers Nikolaus von Tolentino, die er freilich auf die ihm von den Mönchen vorgeschriebene Weise darstellen mußte. Auch die „Krönung Mariä“ gehörte zu diesen Werken des Jünglings; er malte sie für das Kloster des heiligen Franziskus in Perugia.

Fast gleichzeitig entstand das liebliche Madonnenbildchen, welches Raphael für den Grafen Staffa malte und das noch in Perugia von allen dahin pilgernden Kunstfreunden gesehen werden kann. Die Mutter des Heilandes, in einer Frühlingslandschaft wandernd, liest nachsinnend in einem Büchlein, in das auch der auf ihrem Arme ruhende Jesusknabe aufmerksam hineinblickt. Ebenso zart und frisch ist ein anderes kleines Bild gemalt, das einen unter einem Lorbeerbäumchen schlafenden jungen Ritter zeigt, dem in zwei allegorischen Gestalten auf einer Seite die Freuden des Lebens, auf der andern Seite die Arbeiten des Lebens, jene Genuß, diese Ruhm versprechend, erscheinen. Der nach dem Höchsten strebende Jüngling, welcher, vom Leben mächtig angeregt, die Freude wie die Arbeit vor sich sah, hat uns darin seinen eigenen Gemütszustand dargestellt.

Dem Pinturicchio, einem ehemaligen Mitschüler Raphaels, war die Ausschmückung des Bibliotheksaales im Dome zu Siena übertragen worden, und da dieser seinen jüngeren Freund liebte und als guten Zeichner kannte, so lud er ihn ein, ihm bei der Arbeit zu helfen. Raphael hatte bereits einen Teil der Kartons vollendet, als einige Maler ihm lobpreisend von den in Florenz befindlichen Meisterwerken des Michel Angelo und Leonardo da Vinci erzählten. Sogleich legte er seine Arbeit bei Seite und eilte nach Florenz, dem Sitze der Musen (1504). Dort nahm er mit heiliger Andacht die Eindrücke der vielen Kunstwerke in sich auf; die Stadt gefiel ihm so gut, daß er solange als möglich daselbst zu bleiben sich vornahm. Er befreundete sich mit andern jungen Malern, namentlich mit Ghirlandajo, und er war so sehr mit Anschauen und der eigenen Verständigung beschäftigt, daß er während dieses seines ersten Aufenthalts in Florenz fast gar nichts malte. Er blieb zu Florenz den ganzen Winter hindurch.

Eine Bestellung rief ihn im Jahre 1505 wieder nach Perugia. Er malte ein Altarbild für die dortigen Nonnen des heiligen Antonius aus Padua, ferner ein Freskobild in einer Seitenkapelle der Camaldulenserkirche, die heilige Dreifaltigkeit darstellend, umgeben von sechs Heiligen des Camaldulenser-Ordens. Es folgte ein Auftrag nach dem andern, doch Raphael sehnte sich im Streben nach höherer Kunstbildung nach Florenz, wohin er bald wieder abreiste.

Bei diesem zweiten Aufenthalte lernte ihn Taddeo Taddei, ein florentinischer Edelmann und kunstsinniger Beförderer ausgezeichneter Talente, kennen, und gewann ihn so lieb, daß er ihn stets in seinem Hause und an seinem Tische haben wollte. Raphael, um seine Dankbarkeit zu bezeigen, malte seinem Gönner zwei Madonnenbilder; das eine, die sogenannte „Jungfrau im Grünen“ (jetzt in der Galerie des Belvedere in Wien), stellt Maria in einem reichen Wiesengrunde dar, wie sie in liebevoller Sorgfalt das vor ihr stehende Jesuskind mit beiden Händen hält, das sich seinerseits zu dem vor ihm knieenden kleinen Johannes neigt und das Kreuzchen faßt, welches dieser ihm darhält; das andere, wahrscheinlich die heilige Familie bei der Fächerpalme, eine runde Tafel, gegenwärtig im Besitz des Herzogs von Bridgewater. Beide Bilder sind dadurch merkwürdig, daß sie zugleich an den ersten peruginischen Stil und an die bessere, durch das Studium in Florenz gewonnene Behandlungsweise, namentlich an Leonardo da Vinci, erinnern. Außerdem malte Raphael diesmal noch manche Porträts, die größtenteils im Palast Pitti aufbewahrt sind. Seine Hauptthätigkeit richtete er aber auch jetzt auf das Studium der großen florentinischen Meister, und durch die Bekanntschaft mit Fra Bartolomeo gelangte er zu größerer Sicherheit im Kolorit.

Von Florenz ging er nach der berühmten Stadt Bologna, wo er die Bekanntschaft des Meisters Francesco Francia machte und bald mit ihm in das innigste Freundschaftsverhältnis kam. Dann reiste er nach seiner Vaterstadt Urbino (die er öfters besuchte), um seine Verwandte und Freunde nach überstandener Pest zu sehen. Um den Herzog Guidubaldo und seine treffliche Gemahlin Elisabetta Gonzaga war um diese Zeit ein glänzender Hof versammelt; die Blüte der schönen Geister Italiens war hier vereinigt, ähnlich wie zur Zeit Goethes in Weimar. Ausgezeichnete Männer wie Giuliano da' Medici, Bruder Leos X., Graf Castiglione, Pietro Bembo, nachmals Sekretär Leos X. und unter Paul III. zum Kardinal erhoben, Bernardo Bibiena, auch später Kardinal, bildeten einen herrlichen Kreis, dessen Mittelpunkt die geist- und gemütvolle Herzogin war; sie begrüßten mit Freude das immer mehr aufstrebende Talent Raphaels und wurden seine Freunde und Beschützer.

Nachdem er ebenso anregende als genußreiche Tage in Urbino verlebt hatte, kehrte er wieder nach dem kunstreichen Florenz zurück, um sein Studium fortzusetzen, besonders um Michel Angelos berühmten Karton der „Badenden bei der Schlacht zwischen den Florentinern und Pisanern“ kennen zu lernen, welcher zum erstenmal ausgestellt im Publikum, insbesondere bei den Künstlern, ein so großes Aufsehen erregte, daß von gar nichts anderem mehr gesprochen wurde.

Während dieses dritten Aufenthaltes in Florenz malte er ein schönes Bild der heiligen Familie, und um der Welt zu zeigen, daß er auch mit einem Michel Angelo und Leonardo da Vinci in die Schranken treten könne, vollendete er den mit außerordentlichem Fleiß entworfenen Karton „die Grablegung Christi“, den er dann in Perugia ausführte. Wir sehen den überaus edel gestalteten Körper des Heilandes von zwei jungen, trauernden Männern

zu Grabe getragen, während Maria Magdalena in ihrem ungestümen Schmerz noch einmal herbeieilt und die Hand, die sich so oft zum Segnen erhoben, auf die ihrige legend zum letztenmal das Antlitz dessen betrachtet, der ihr alles auf Erden war und alles über allen Begriff in der Zukunft werden sollte. Neben ihr steigt Joseph von Arimathia zur Grabeshöhle hinauf, das Werk der Liebe und Trauer zu vollenden, während der treuliebende Jünger Johannes händeringend über Josephs Schulter auf den Herrn und Meister herabsieht, als könne er dessen Tod nicht für möglich halten. Maria aber, in einiger Entfernung von tiefem Schmerz überwältigt, sinkt bewußtlos in die Arme von drei sie umgebenden Frauen, deren Trauer über den Verlust ihres Heilandes hier vorübergehend durch die Sorge um dessen Mutter gemildert wird. In der Ferne sieht man den Kalvarienberg, und im Vordergrunde steht Raphaels Name mit der Jahreszahl 1507*).

Wonach er am meisten strebte, nach einem größeren Stil in Formen, Gewändern und Umrissen, das hatte er in der florentinischen Schule gefunden und lebendig sich angeeignet. Und sobald er diese höhere Stufe in seiner eigenen Kunstbildung gewonnen, fügte es ein glückliches Geschick, daß ihn der Papst Julius II. auf Fürsprache des berühmten Bramante, der den Bau der Peterskirche leitete, nach Rom berief. Jener Kirchenfürst, ausgezeichnet durch seine Charakterfestigkeit wie durch seine großartige Pflege der Werke des Friedens und durch seinen hellen Blick, der ihn überall die ersten Talente finden ließ, unternahm es, den vatikanischen Palast zu einer Art von päpstlicher Stadt zu erweitern und seine Zimmer auf das großartigste auszuschmücken. Raphael wurde vom Papst mit ausgezeichneter Güte, von den Künstlern mit größter Achtung empfangen. Das erste Zimmer, das er mit seinen Gemälden zieren sollte, war das della Segnatura, dessen Decke bereits von einem andern Künstler ausgemalt worden. Er entwarf sogleich einen großartigen Plan, welcher den Verhältnissen angemessen vom Papste durchaus gebilligt wurde. In vier allegorischen Figuren sollten zuvörderst die vier Hauptrichtungen des menschlichen Geistes (gleichsam die vier Fakultäten) dargestellt werden, die religiöse in der Theologie, die erkennende in der Philosophie, die ästhetische in der Poesie und die sittliche in der Jurisprudenz.

Als der Künstler die „Theologie“ vollendet hatte (eine weibliche Gestalt sitzt anmutsvoll auf Wolken, in der Linken ein Buch haltend, mit der Rechten nach dem Himmel weisend), war Julius so sehr von der Fülle des Raphaelschen Genius ergriffen, daß er beschloß, alle Zimmer von ihm ausmalen zu lassen und alle darin befindlichen früheren Malereien zu vertilgen. Dem widersetzte sich Raphael selber; doch rettete er nur ein Deckengemälde, das sein Lehrer Pietro Perugino gemalt hatte.

Die vier großen Runde im Kreuzgewölbe verwendete Raphael abermals zu allegorischen Bildern, die den vier größeren Wandbildern der Theologie, Philosophie, Poesie und Jurisprudenz entsprachen. Der Theologie entsprach

*) Passavant I, S. 119.

die sogenannte „Disputa". Wir erblicken auf diesem Gemälde eine Versammlung von Theologen und Kirchenmännern, welche, begierig die Geheimnisse des Glaubens zu erforschen, schreiben und miteinander streiten. Sie sind um den Altar versammelt, auf welchem die Hostie steht. Über ihnen zeigt sich der Himmel mit Gott dem Vater, mit Christus und der heiligen Jungfrau, Johannes dem Täufer, mit den Aposteln, Evangelisten und Märtyrern. Gott Vater sendet den heiligen Geist herab, das Gewölk teilt sich, durchbrochen von der überirdischen Glorie des geoffenbarten Gottes, welche das Disputieren abschließt und auf die Eucharistie, das sinnliche Zeichen der Gegenwart des Göttlichen hinweist. Es ist ein großartiger Augenblick der Überraschung durch den sich offenbarenden Himmelsglanz — das Ganze eine Verherrlichung der Religion*). Als Übergangsbilder zu den nächsten großen Wandgemälden erschien nach der Seite der Jurisprudenz zu die Darstellung des Sündenfalls, als negativer Grund aller den Menschen dargereichten Mittel zur Erlösung. Auf der entgegengesetzten Seite nach dem Bilde des Parnasses zu ward die von Apollo über Marsyas verhängte Strafe dargestellt — der Sieg der wahren Kunst über die falsche. Und gleichsam als Überschrift zum Parnaß diente die allegorische Figur der Poesie, eine der gelungensten, welche je durch die Kunst gebildet ward. Sie sitzt geflügelt in Wolken auf einem mit Masken, als Symbol der dramatischen Dichtkunst, gezierten Marmorsessel, und hält die ihren Gesang begleitende Lyra und einen Band ihrer Dichtungen in den Händen. Ihr Haupt mit dem Lorbeerkranz umwunden, das mit Sternen geschmückte Schulterband und ihre weit ausgebreiteten Schwingen deuten auf den Flug in die höchsten Regionen, wohin sie auch den Blick ihres schönen, begeisterten Antlitzes richtet. Zu ihren Seiten sitzen zwei kleine Götterknaben, welche eine Tafel halten mit den Worten: Numine afflatur! (Sie wird von der Gottheit angeweht!)

Das auf die Philosophie Bezug habende große Wandgemälde ward die „Schule von Athen" genannt. Wir erblicken, auf der linken Seite des Vordergrundes beginnend, die älteren philosophischen Schulen um Pythagoras gruppiert; Sokrates mit seinen Anhängern und Gegnern bildet den Übergang zu Plato und Aristoteles, welche von ihren Schülern umgeben in der Mitte des Bildes stehend, den Höhenpunkt griechischer Philosophie nach zwei Richtungen hin bezeichnen. Weiter zur Rechten befinden sich die Stoiker, Cyniker (Diogenes mit seiner Schule), Epikuräer und einige der späteren Philosophen; zuletzt stehen im Vordergrunde rechts die mehr dem Realen zugewandten Lehrer, unter welchen Euklid besonders hervortritt.

Die der Jurisprudenz gewidmeten Gemälde stellen den Kaiser Justinian, wie er das römische Recht dem Tribonian, und Papst Gregor X., wie er das kanonische Recht einem Konsistorialadvokaten übergiebt, dar; unter diesen den Gesetzgeber Moses. Das kleine Übergangsbild veranschaulicht den Richterspruch Salomonis über die beiden Mütter.

*) Raphaels Disputa ist ausgezeichnet in Kupfer gestochen von Prof. Jos. Keller in Düsseldorf.

Im Jahre 1511 waren sämtliche Arbeiten in der ersten Stanze vollendet. Nebenbei hatte Raphael noch manche kleinere Staffeleibilder gemalt, und als sein älterer Freund und Kunstgenosse, dem er von Rom aus schrieb, einige davon zu Gesicht bekam, ward er zu folgendem Sonett begeistert:

Dem vortrefflichen Maler Raphael Santi, dem Zeuxis unsers Jahrhunderts, von mir Francesco Raibolini, Francia genannt.

Nicht Zeuxis bin ich noch Apoll, die Ehre
So hoher Namen will mir nicht gebühren,
Noch will Talent und Tugend so mich zieren,
Daß Raphael mir etw'ges Lob gewähre.
Du Einz'ger, dem des Himmels Gunst, die hehre,
Sieg allwärts schenkt, ob allen zu regieren,
Sprich, welche Kunst ließ solches dich vollführen,
Daß, gleich der Alten Ruhm, dich Ruhm verkläre?
Glücksel'ger Jüngling, früh emporgeschwebet
Zu solcher Höh' — wer mag voraus ergründen,
Wozu gereifte Kraft dich wird begeistern?
Besiegt beugt sich Natur, und, neu belebet
Von deinem Täuschen, wird sie preisend künden,
Daß du der Meister seist ob allen Meistern.

Raphaels Kraft wuchs während der Arbeit. Das Gemälde in der zweiten Stanze, die Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel zu Jerusalem, aus dem er im Auftrag des Königs Seleukos die dort niedergelegten Witwen- und Waisengelder entwenden wollte (2. Makk. 3), ist wahrhaft ergreifend durch den Ernst der Leidenschaft und die Wahrheit, womit die stärksten Affekte dargestellt sind. Die Ausschmückung des zweiten Zimmers sollte jedoch Papst Julius II. nicht mehr erleben; er starb schon am 20. Februar 1513. Kardinal Giovanne de Medici bestieg als Leo X. den päpstlichen Stuhl, und in diesem kunst- und prachtliebenden Fürsten fand Raphael einen nicht minder geneigten Gönner, so daß er ohne lange Unterbrechung die Ausschmückung des heliodorischen Zimmers fortsetzte. Die Befreiung des Apostels Petrus aus dem Gefängnisse, und Attila, von den Schutzpatronen Roms geschreckt, durch Leo I. (den Großen) bewogen, sich von den Mauern Roms wieder zurückzuziehen, traten dem genannten ersten Gemälde würdig zur Seite. Der Plafond zeigte Moses und den brennenden Busch, den Bau der Arche Noahs, Isaaks Opfer und Jakobs Traum.

Fast gleichzeitig malte Raphael das schöne Altarblatt für die Kirche St. Domeniko in Neapel, welches nachmals nach Spanien kam und den Namen „Madonna mit dem Fisch“ (m. del pesce) erhielt. Es gehört zu den bewunderungswürdigsten des Meisters; eine edlere Gestalt der Mutter des Heilandes und größere Anmut des Christkindes möchte wohl nimmer erfunden werden können.

Raphaels Ruhm war bereits durch ganz Italien verbreitet; sein Ansehen und auch sein Vermögen wuchs mit jedem Tage, und es erschien ihm nun wünschenswert, ein eigenes Haus zu besitzen. Er wählte sich einen Platz in Borgo nuovo gegenüber der Peterskirche, in der Nähe des Vatikan, und

mit Hilfe seines Freundes und Landsmannes, des päpstlichen Baumeisters Bramante, entwarf er den Plan zu seiner Wohnung. Denn er war auch in der Architektur wohlbewandert und hatte an der Hand Bramantes schnelle Fortschritte darin gemacht. Die Hauptfronte ging nach dem Petersplatze und hatte drei Stockwerke. Das untere zierten sechs dorische Halbsäulen, mit einem Thor in der Mitte und Werkstätten zu beiden Seiten. Im zweiten Stockwerk waren die fünf Fenster durch kleine ionische Säulen geziert, abwechselnd mit spitzen und gerundeten Giebeln, wie sie Raphael nach antik-römischen Vorbildern gern anwandte. Nischen an den Seiten der Fenster bereicherten noch die Architektur. Im dritten Stock hatten die kleineren Fenster eine flachere, den Antiken entlehnte Einfassung; das Ganze krönte ein ionisches Gesims mit einer Balustrade. Das Wappen Leos X. prangte über dem mittleren Fenster und sechs Medaillons mit Bildnissen in Relief erhöhten den Schmuck der reichen Fassade. Die Schüler strömten scharenweis zu dem verehrten Meister, und die liebreiche Art, mit welcher er alle empfing und jedem nützlich zu werden suchte, bildete eine schöne Zugabe zu seinem Ruhmeskranze. „Albrecht Dürer" — so berichtet Vasari — „ein bewundernswerter Maler aus Deutschland, der vorzügliche Kupferstiche verfertigte, hörte von seiner Trefflichkeit und schickte ihm als Tribut seiner Huldigung einen Kopf, sein eigenes Bildnis mit Wasserfarbe auf ganz feiner Leinwand ausgeführt, so daß er sich auf beiden Seiten zeigte. Raphael verwunderte sich sehr darüber und sandte Dürer eine Menge Blätter von seiner Hand gezeichnet, welche dieser ungemein wert hielt." Der oben genannte Kopf des deutschen Künstlers (leider nicht mehr vorhanden) befand sich zu Mantua unter den Besitztümern von Giulio Romano, dem Erben Raphaels *).

Unter den gelehrtesten und hochgestelltesten Männern in Rom zählte Raphael warm ihm zugethane Freunde; der Kardinal Bibiena bot ihm die Tochter seines Brudersohnes, eine sehr edle Jungfrau, zur Gemahlin an. Sie starb jedoch, noch ehe sich Raphael zur Ehe entschlossen hatte. Ein Brief an den geliebten Oheim Simone di Battista di Ciarla in Urbino eröffnet uns einen interessanten Blick in die persönlichen Verhältnisse Raphaels. Derselbe lautet:

„Wertester an Vaters Statt!

„Ich habe Euren lieben Brief empfangen und daraus ersehen, daß Ihr mir nicht zürnt, woran Ihr in der That Unrecht thätet. Bedenkt nur, wie lästig es ist, ohne wichtige Veranlassung zu schreiben; jetzt, da ein wichtiger Anlaß vorhanden, antworte ich sogleich, um Euch ganz zu sagen, was ich auszudrücken vermag.

„Zuvörderst in betreff eine Frau zu nehmen, antworte ich Euch rücksichtlich derjenigen, welche Ihr mir zuerst zudachtet, daß ich sehr froh bin und Gott beständig danke, weder diese noch eine andere genommen zu haben,

*) Eine von den an Dürer gesandten Zeichnungen ist noch in der Sammlung des Erzherzogs Karl erhalten.

und darin war ich weiser als Ihr, der mir sie geben wollte. Ich bin überzeugt, Ihr seht gegenwärtig auch ein, daß ich nicht dahin gekommen wäre, wo ich jetzt bin. Denn ich habe gegenwärtig in Rom schon Besitzungen von 3000 Dukaten in Gold und ein Einkommen von 50 Goldskudi. Sodann hat seine Heiligkeit, unser Herr, mich über den Bau der Peterskirche gesetzt und mir einen Gehalt von 300 Golddukaten ausgeworfen, der mir nie fehlen wird, so lange ich lebe, und sicher erhalte ich deren noch andere. Außerdem bezahlt man mir für meine Arbeiten, was mir gut dünkt; für die Malereien eines anderen Zimmers, was ich angefangen habe, erhalte ich 1200 Golddukaten. So, lieber Oheim, bringe ich Euch sowohl Ehre als allen Verwandten und dem Vaterlande. Aber ich höre nicht auf, Euch immer in meinem Herzen zu tragen, und wenn ich Euch nennen höre, glaube ich den Namen meines Vaters zu hören. Beklagt Euch daher nicht über mich, wenn ich Euch nicht schreibe, da ich mich im Gegenteil über Euch beschweren sollte, der Ihr den ganzen Tag die Feder in der Hand habt und sechs Monate von einem Brief bis zum andern verstreichen laßt. Doch zürne ich Euch, trotz allem diesem, nicht, wie Ihr mir ungerechter Weise thut. Ich habe die Heiratsangelegenheiten fallen lassen, aber darauf zurückkommend, lasse ich Euch wissen, daß mir der Kardinal S. Maria in Portiko eine seiner Verwandtinnen geben will, und daß mit Genehmigung des Oheims (des Priesters D. Bartolomeo Santi) und der Eurigen ich versprochen habe, Seiner Herrlichkeit zu Willen zu sein. Ich kann mein Wort nicht brechen; wir sind jetzt mehr als jemals in der Enge, und ich werde Euch sogleich von allem unterrichten . . . . .

„Was meinen Aufenthalt in Rom anbelangt, so kann ich, aus Liebe zum Bau der Peterskirche, niemals anderswo als hier bleiben, denn ich habe jetzt die Stelle des Bramante. Welcher Ort in der Welt ist aber würdiger als Rom? welches Unternehmen würdiger als das von St. Peter, welcher der erste Tempel der Welt ist! Denn der ist der größte Bau, den man je gesehen, und wird mehr als eine Million Goldes kosten. Wißt, der Papst hat jährlich 60 000 Dukaten für den Bau bestimmt und denkt nie anders. Mir hat er einen Gefährten gegeben, einen sehr gelehrten Frate, der über 80 Jahre alt ist, und da der Papst sieht, daß er nur kurze Zeit noch leben wird und er im Ruf großer Kenntnisse steht, so hat Se. Heiligkeit sich entschlossen, mir ihn zum Gefährten zu geben, auf daß ich von ihm lerne, wenn er irgend ein schönes Geheimnis in der Architektur besitzt, und vollkommen in dieser Kunst werde. Er heißt Fra Giokondo. Jeden Tag läßt uns der Papst rufen und spricht einige Zeit mit uns über den Bau. Ich bitte Euch, geht zum Herzog und zur Herzogin, und berichtet ihnen dieses; denn ich weiß, daß sie gern vernehmen, wenn einer ihrer Unterthanen sich Ehre erwirbt, und empfehlt mich ihren Herrlichkeiten, wie ich mich Euch beständig empfehle. Grüßt alle Freunde und Bekannte in meinem Namen, besonders Ridolfo, der eine so große ehrliche Liebe zu mir hat.

„Den 1. Juli 1514. Euer Raphael, Maler in Rom."

Raphael liebte ein einfaches, aber durch ihre Schönheit ausgezeichnetes Mädchen; sie soll die Tochter eines Sodabrenners gewesen sein, welcher über dem Tiber bei Sta. Cäcilia wohnte; man hat ihr den Namen „Fornarina“ gegeben. Die von dem Kardinal beabsichtigte Heirat mag er wohl absichtlich so lange verzögert haben.

Doch zurück zu den unsterblichen Schöpfungen des Meisters. Das dritte der päpstlichen Zimmer, Stanza di torre Borgia genannt, der Vorsaal der Palafrenieri, worin sich die Dienerschaft gewöhnlich aufhielt, endlich die Loggien des zweiten Geschosses sollten sämtlich von Raphael — so wünschte es der Papst — auf das reichste ausgeschmückt werden. So vielen Anforderungen konnte er aber nur dadurch genügen, daß er vieles bloß skizzierte und die Ausführung seinen Schülern überließ. So geschah es mit der fortlaufenden Reihe der Bilder aus der biblischen Geschichte in den Loggien; nur für das päpstliche Zimmer machte er besondere Studien und Kartons, und führte sie großenteils selber al fresco aus. Das ausgezeichnetste Gemälde in der dritten Stanze ist der ganz von Raphaels Hand ausgeführte „Burgbrand“ (incendio del borgo), den Papst Leo durch sein Gebet löscht, ein herrliches Gemälde durch die Stärke und Wahrheit des Ausdrucks, die Schönheit der Formen, durch die Gruppierung und Mannigfaltigkeit der Gestalten. Gleich wundervoll zeigte sich der Genius des Meisters in den Darstellungen aus der Apostelgeschichte, welche er zu den zehn Tapeten für die sixtinische Kapelle in kolorierten Kartons aufführte. Papst Sixtus VI. hatte gleich nach der Erbauung der Kapelle sie mit Freskomalereien aus dem alten und neuen Testamente durch die größten Meister seiner Zeit ausschmücken lassen; Julius II. hatte ihr durch die unvergleichlichen Deckengemälde von Michel Angelo eine Berühmtheit verschafft, welche durch ganz Europa ging. Nun mochte Raphael selber wünschen, mit seinem großen Nebenbuhler in die Schranken zu treten und auch seinerseits der Kapelle einen unvergänglichen Schmuck zu verleihen. Er schlug dem Papst vor, für den unteren Raum, der nur mit gemalten, scheinbar aufgehängten Teppichen versehen war, Kartons zu fertigen, um nach denselben in Flandern Tapeten in Gold, Seide und Wolle wirken zu lassen, welche nach altrömischem und byzantinischem Gebrauch bei Kirchenfesten längs den unteren Wänden aufgehängt würden. Ein solches Unternehmen war dem prachtliebenden Leo X. ganz willkommen, und es wurde auch so vollkommen ausgeführt, daß diese Tapeten noch jetzt in unerreichter Herrlichkeit prangen. Sie kamen im Jahre 1519 wenige Monate vor Raphaels Tode nach Rom, wurden am zweiten Weihnachtstage in der Kapelle aufgehängt, und der Meister erlebte noch die hohe Freude, daß ganz Rom darob in Entzücken geriet. Vasari nennt sie ein Werk, das vielmehr durch ein Wunder, denn durch menschliche Kunst scheine entstanden zu sein.

Die Einteilung geschah so, daß vier für jede der Seitenwände, und zwei Bilder für die Hinterwand neben dem Altar zu stehen kamen. Links zu den Seiten des päpstlichen Throns fanden vier Darstellungen aus dem

Leben des Apostels Petrus und die Steinigung Stephani ihre Stelle; gegenüber fünf Begebenheiten aus dem Leben des Apostels Paulus. Unter den Hauptbildern befinden sich sockelartige gleich goldenem Relief behandelte Darstellungen aus dem Leben Leos X. und des Apostels Paulus; an die Tapeten angewirkte Ornamente bedeckten die Pilaster. Sie zeigen in ihren Hauptfiguren die theologischen Tugenden, die Parzen, die Jahres- und Tageszeiten, die Erd- und Himmelskugel ꝛc. Auch zur Tapete für den Altar in der sixtinischen Kapelle fertigte Raphael noch einen Karton, welcher die Krönung Mariä darstellte.

Als sich Papst Leo X. im Winter 1515—1516 in Florenz befand, ließ er auch Raphael dahin kommen, um seinen Rat wegen der Fassade der neuerbauten Lorenzkirche zu hören. Zugleich fertigte der Meister noch zwei Pläne für Privatwohnungen, die zu den schönsten gehören, welche das an schönen Häusern und Palästen so reiche Florenz besitzt. Es kamen aus allen Ländern Bestellungen, denen der mit Arbeiten überladene Künstler freilich nur selten genügen konnte. Für den kunstliebenden König von Frankreich, Franz I., malte Raphael (1517) den Erzengel Michael, der den Satan in den Abgrund bannt. Auch eine Reihe wohlgelungener Porträts wurden gefertigt. Die Benediktiner des Klosters zum heiligen Sixtus in Piacenza bestellten (wahrscheinlich für eine Umgangsfahne) eine Leinwand mit der Mutter Gottes, dem heiligen Papst Sixtus und der heiligen Barbara. Der Meister, ohne vorläufige Studien, warf das Bild sogleich auf die Leinwand und gab ihm gerade dadurch den Zauber eines frischen Ergusses seiner Phantasie, einer zur Offenbarung gelangten Vision. „Zwischen den zurückgezogenen Vorhängen, gleichsam aus dem Geheimnis in die Offenbarung hervorschwebend, sehen wir verklärt und von himmlischen Chören im Lichtglanz umgeben die heiligste Jungfrau, zwar demutsvoll, aber doch im Bewußtsein ihrer Würde gleich einer Königin in den Räumen des Himmels, ihr göttlich Kind im Arm haltend, durch welches alle Geschlechter der Erde gesegnet werden sollen. Dieses, obgleich in kindlichem Wesen, schauet mit einem Blick der Allgewalt und der Erkenntnistiefe wunderbar aus dem Bilde. Auf die Mutter mit dem Weltheilande weist nun der knieende heilige Sixtus, als auf den Born aller Gnaden, und scheint Fürbitte einzulegen für seine abwesende Gemeinde. Gegenüber knieet die heilige Barbara, jungfräulich und anmutig nach unten blickend, gleichsam mit weiblicher Holdseligkeit die Zusicherung erhörten Gebetes zu geben. Einen neuen Reiz erhält die hehre himmlische Scene durch zwei Engelknaben, von holder Unschuld und Seligkeit, die sich unten höchst naiv auf eine Brüstung auflehnen*).“

*) Passavant I, 301. — Julius Hübner, Professor an der Kunstakademie zu Dresden, hat in seinem neuen Kataloge der Gemäldegalerie bei Erwähnung der sixtinischen Madonna ein Sonett mitgeteilt, das nicht treffender und inniger empfunden sein könnte:

Sie schwebt herab! — Die Jungfrau mit dem Kinde,
Des Himmelsblicke ernst die Welt begrüßen,
In Wolken liegt die Erde ihr zu Füßen,
Und Schleier und Gewande wehn im Winde!

Mit dieser „sixtinischen Madonna" schloß der Meister würdig seine Reihe der Madonnenbilder. Das Original, gegenwärtig in Dresden befindlich, ist von C. G. Schulze und F. Müller in Kupfer gestochen. Es war dem Kurfürsten von Sachsen, August III., gelungen, das kostbare Gemälde zu erwerben; auf ausdrücklichen Befehl des Fürsten wurde das Bild im Audienzsaale zu Dresden der Kiste entnommen, aber man kam in Verlegenheit wegen einer günstigen Aufstellung, da die geeignete Wand gerade durch den Thron bedeckt war. Der Kurfürst, sobald er das merkte, faßte eigenhändig den Thronsessel und ließ an dessen Stelle die Raphaelsche Madonna aufhängen. Die fürstliche Majestät beugte sich vor der Majestät des Künstlergeistes. Seit lange gehört das weltberühmte Gemälde zu den Perlen der Dresdener Galerie.

Noch sei auf einen Johannes in der Wüste hingewiesen, den Raphael für den Kardinal Colonna malte. Der Täufer ist im Jünglingsalter dargestellt, nur leicht mit einem Parderfell am Arm und an den Lenden umwunden; er sitzt an einem Quell in der Wüste und blickt nach dem strahlenden Licht eines Rohrkreuzes.

Zu den Altarblättern, welche Raphael auswärts versendete, gehörte auch die berühmte Tafel für das den Olivetanermönchen gehörende Kloster Santa Maria della Spasimo zu Palermo, auf der Christus dargestellt ist, wie er sein Kreuz zum Richtplatze trägt und zu den ihm nachfolgenden Frauen sich umkehrt, als wollte er jene Worte sprechen: „Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern über eure Kinder!" Es ward später in Paris von Holz auf Leinwand übertragen, und befindet sich jetzt im königlichen Museum zu Madrid.

Das letzte Werk, das der große Künstler aber nicht ganz vollenden sollte, war die Verklärung Christi oder die sogenannte Transfiguration. Man hat dem reichen Gemälde den Vorwurf gemacht, daß es eigentlich aus zwei Bildern bestehe, aber es stehen die beiden Hauptgegenstände doch in einem inneren Zusammenhange und es bleibt dies Bild eines der größten Meisterstücke der neueren christlichen Kunst. Im oberen Teile sehen wir Christum verklärt und von himmlischem Glanze umgeben, schwebend zwischen Elias und Moses. Auf dem Berge Tabor liegen vom Glanz geblendet die drei Jünger Petrus, Jakobus und Johannes, zu ihrer Seite links knieen noch

---

Das schöne Haupt neigt Barbara gelinde,
In Demut, knieend so viel Huld zu büßen —
Verklärt schaut Sixtus aufwärts in dem süßen
Bewußtsein, daß die Menschheit Gnade finde!

Und mit den Engeln schaun auch wir nach oben,
In lichten Chören ewig ihn zu loben,
Der unsers Heiles selige Begründung!

So Raphael, du Engel der Verkündung,
So sahst du sie — so läßt du sie uns schauen
„Die Königin des Himmels und der Frauen!"

zwei anbetende Diakonen. Das Gegenstück der verklärten Natur im Gottessohne ist die dämonische Menschennatur, wie sie von der Krankheit niedergebeugt wird. Rechts im untern Teil des Bildes bringt der Vater seinen besessenen Knaben und spricht die gegenüber am Berge zurückgebliebenen Jünger um Hilfe an; die ihn umgebenden Männer und Weiber unterstützen seine Bitte, doch vergebens. Die Jünger, im Gefühl ihrer Unfähigkeit zu helfen, zeigen nach ihrem Meister auf der Höhe des Berges, welcher allein mit dem Geiste den Leib zu heilen vermag.

Raphael hatte durch ein künstliches Helldunkel, in das er viele Figuren, vornehmlich des unteren Teiles, brachte, die Glorie des schwebenden Christus zu heben gesucht, nach seines Schülers Giulio Romano Angabe sich aber dazu des Lampenrußes bedient, der sehr nachdunkelt und den Reiz dieses Kolorits nicht mehr erkennen läßt. Es ist über das Ganze ein erhabener Ernst verbreitet; eine so großartige Verteilung der Massen von Licht und Schatten, verbunden mit so vollendeter, man möchte sagen dramatischer Zeichnung, verfehlt auch jetzt seine Wirkung auf den Beschauer nicht, trotzdem, daß die Frische des Kolorits verschwunden ist*). Die Gestalt Christi vornehmlich ist wunderbar durchgeistigt. „Wer erkennen will," sagt Vasari, „wie man Christum zur Gottheit verklärt darstellen könne, der komme und schaue ihn in diesem Bilde. Es ist, als habe dieser seltene Geist alle Kraft aufgeboten, die er besaß, um in dem Angesicht des Heilandes die Macht und Gewalt der Kunst zu offenbaren, denn nachdem er es vollendet hatte, als das letzte, was zu vollbringen ihm oblag, rührte er keinen Pinsel mehr an — es überraschte ihn der Tod."

Er hatte einen Plan vom antiken Rom entworfen, und dieses Bild der alten Stadt, das zu seiner Zeit schon ganz unkenntlich geworden war, durch genaue Forschungen wieder herzustellen gesucht. Wahrscheinlich war es bei diesen Untersuchungen und Aufnahmen in Roms Ruinen, daß er sich ein heftiges Fieber zugezogen hatte, welches leider die Ärzte ganz falsch behandelten. Anstatt sein von übermäßigen Arbeiten ohnehin gereiztes Nervensystem zu stärken und seine Kräfte zu heben, schwächten sie seinen zarten Körper noch mehr durch wiederholte Aderlässe. Raphael starb nach kurzem Krankenlager im Alter von 37 Jahren am Karfreitage des Jahres 1520, seinem Geburtstage.

Ganz Rom geriet in Bestürzung, und die Trauer um den gefeierten Künstler, der wie ein höherer Geist in der Weltstadt geweilt und sie verherrlicht hatte, war unermeßlich. Seine Leiche ward auf einem Katafalk von brennenden Wachskerzen umgeben in seinem Hause ausgestellt, und hinter dem Totenbette des Verklärten war das Bild jener höchsten Verklärung aufgestellt, das beredter als Worte eine Lobrede auf den Dahingeschiedenen hielt. Eine unübersehbare Menge, besonders der Freunde und Verehrer

*) Das Gemälde bildet jetzt eine Hauptzierde des Vatikan; im Jahr 1797 raubten es die Franzosen, mußten es aber nach dem Frieden von 1815 wieder zurückgeben.

Raphaels, alle in tiefster Trauer, begleitete die sterblichen Reste des unsterblichen Genius zur letzten Ruhestätte; da war kein Auge thränenlos, kein Herz ohne Teilnahme. Kardinäle und andere hohen Würdenträger trugen die Schleppe des Leichentuches, die höchsten Beamten der Stadt gingen hinter dem Sarg, dann folgte die päpstliche Schweizergarde und an diese schloß sich die Volksmasse. So bewegte sich der Zug zum „Pantheon" und unterwegs warf man aus allen Fenstern Blumen auf den Sarg. Drei Tage lang blieb der Leichnam ausgestellt, und da erschien auch Papst Leo X., um „seine Thränen mit seinen Gebeten zu mischen". In der Kirche Santa Maria della Rotonda (dem „Pantheon") in einem eigens dazu hergerichteten Gewölbe hinter dem Altar, den einst Raphael selber gestiftet, ward der Sarg beigesetzt, nahe bei der Gruft, in welche kurz zuvor die mit Raphael verlobte Maria da Bibiena eingesenkt worden war.

Die von Raphaels Freunde, dem Kardinal Pietro Bembo, verfaßte Grabschrift lautet in deutscher Übersetzung also:

Gott dem Allmächtigen, Allgütigen.
Raphael Santi dem Sohn des Johannes aus Urbino,
Dem größten Maler, der mit den alten wetteiferte,
In dessen lebendigen Bildern
Du bei der Betrachtung
Das Bündnis der Natur und Kunst
Leicht erkennst.
Er verherrlichte den Ruhm Julius II. und Leos X.
Durch seine Werke in der Malerei und Baukunst.
Lebte XXXVII volle Jahre,
Starb an dem Tage, an dem er geboren war*)
Am VI. April MDXX.

*

Dies ist Raphael, durch den, da er lebte, die Mutter Natur
Besiegt zu werden fürchtete — zu sterben, da er starb.
(Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens et moriente mori.)

Man erstaunt, wenn man die reiche Fülle der Werke des Künstlers überschaut, deren spezielle Anführung allein ein ganzes Buch füllen würde. Es war eine übersprudelnde Produktionskraft, wie sie in neuerer Zeit nur wieder auf anderem Gebiete bei Mozart sich offenbarte. Der aus dem Innern mächtig hervorbrechende Gestaltungstrieb, der jede Gestalt zu einer lebendigen, sprechenden, im Höhenpunkt ihrer Handlung erfaßten bildet, die Leichtigkeit der Komposition, welche auch die verschiedensten Gestalten zu einem Organismus verbindet und alles Gezwungene, Steife vermeidet, dieser

*) Bezieht sich auf den Karfreitag.

Bildungstrieb, der selbst das Gewand zu einem natürlichen Bestandteil der Figur zu machen weiß — ist in solcher Vollkommenheit und Fülle noch bei keinem anderen Maler hervorgetreten, er ist, wie alles Vollendete, einzig in seiner Art. Ein Titian und Correggio waren vorzüglicher im Kolorit, ein Michel Angelo in der Darstellung des Nackten, des strengen Naturgesetzes, auch in der titanischen Kühnheit der Phantasie: aber Raphaels universaler Geist nahm strebend das Große jener Geister auf, um es für seinen höheren Zweck der Charakteristik und dramatischen Lebendigkeit zu verarbeiten. Weder das Titanische, Übermenschliche*), noch das bloß sinnlich reizende Natürliche herrscht bei ihm vor, sondern Göttliches und Menschliches, Geist und Sinnlichkeit ist überall in schönem Maß vereinigt, darum tritt uns die Raphaelsche Kunst überall so menschlich nahe, darum ist sie so freundlich, wohlthuend, erhebend und beruhigend zugleich.

Auf Raphaels liebenswürdigen Charakter als Mensch haben wir schon oben hingewiesen. Welchen Zauber er dadurch auf seine Umgebung ausübte, bezeugt Vasari, indem er ausruft: „O du glückliche und gebenedeite Seele, von welcher jedermann gern redet, um dich und deine Handlungen zu erheben.“ „Denn außerdem, daß Raphael der Kunst zum Heil ward, zeigte er auch in seinem Leben, auf welche Weise mit den Großen umzugehen sei, wie mit den Geringeren und mit den Niedrigsten. Und sicher ist unter den bewunderungswürdigen Gaben, welche er besessen, eine von solcher Macht, daß ich darüber erstaune, wie der Himmel ihm die Kraft gab, in unserem Kunstleben eine Wirkung zu erreichen, welche der Art und Weise unserer jetzigen Künstler so fremd ist: nämlich, wie die Maler, in Gemeinschaft mit Raphael arbeitend, so in Eintracht verbunden waren, daß bei seinem Anblick eine jede üble Laune bei ihnen erlosch und jeder niedere Gedanke ihnen entschwand. Diese Eintracht war in keiner Zeit so groß als in der seinen, und hatte ihren Grund darin, daß er alle sowohl an Zuvorkommenheit als in der Kunst übertraf, aber mehr noch durch den Genius seiner Güte, welcher eine solche Fülle einnehmender und wohlwollender Liebe kund that, daß selbst die Tiere ihn gleich den Menschen verehrten. Man sagt, daß er jedem

---

*) Treffend heißt es am Schluß einer Charakteristik Raphaels von A. v. Schaden (Erinnerungen an Emil August v. Schaden, herausgegeben von H. Thiersch): „Was Ghirlandajo und Pietro Perugino, Orcagna und Fiesole, ja selbst was Leonardo gemalt hat — von alle dem das Schönste, Edelste und Feinste wie die höchsten und vollendetsten Momente, welche dann und wann die Natur bietet: das alles ist in Raphaels Werke übergegangen, zu einer Einheit und Harmonie geläutert, deren unsterblicher Zauber in Wahrheit eine unmittelbare Offenbarung des Geistes inmitten der Sinnlichkeit genannt zu werden verdient. Nichts fehlte ihm, als die gigantische, himmelstürmende Gewalt eines Michel Angelo. Wo er dieser nachstreben will, da versagt es ihm seine milde und maßvolle Seele, die zwar die Seligkeit des Himmels, nicht aber die Schauer des Abgrundes wiederzugeben verstand. Aber selbst hier zwang er einmal seine Muse. Das kleine Gemälde im Palast Pitti zu Florenz, welches die Vision des Propheten Hesekiel — Gott den Vater, vom Stier, Adler, Löwe und Engel getragen — darstellt, atmet Michel Angelosche Größe und Erhabenheit.“

Maler, ob er ihn nun gekannt oder nicht, wenn ein solcher irgend einen Wunsch gegen ihn äußerte, sogleich zu helfen bereit war und seine Arbeit stehen ließ. Er beschäftigte deren beständig eine große Zahl, half ihnen und belehrte sie mit der Liebe, mit welcher man seine eigenen Söhne zu behandeln pflegt. Daher geschah es denn auch, daß, wenn er zu Hofe ging, er von seinem Haus aus wohl von fünfzig ausgezeichneten und guten Malern begleitet wurde, die ihn dadurch zu ehren suchten. Genug, er lebte nicht wie ein Maler, sondern gleich einem Fürsten."

Von der Gestalt Raphaels hat Bellori folgendes treffende Bild entworfen: „Nach der Belehrung, welche uns die authentischen Porträte Raphaels gewähren, namentlich das in der Florentiner Galerie und das in der Schule von Athen, hatte er eine regelmäßige, einnehmende und zarte Gesichtsbildung. Seine Haare waren braun, so auch seine Augen von sanftem, bescheidenem Ausdruck. Der Ton seiner Karnation ging ins Olivenfarbige. Im allgemeinen sprach sich in seinem Benehmen Grazie und Zartgefühl aus. Seine Komplexion und überhaupt seine Körperbildung schienen ganz in Harmonie mit seiner Physiognomie. Er hatte einen langen Hals, einen kleinen Kopf und war von schlankem Wuchs. Nichts verkündete in ihm eine Konstitution von langer Dauer. Seine Manieren waren voll Anmut, sein Äußeres einnehmend, sein Anzug zeigte Eleganz, den Umgang mit der Welt und das, was man den guten Ton der Leute bei Hof nennt."

Peter Paul Rubens*).

Über den Geburtsort des genialen Malers ist lange Streit gewesen; Antwerpen und Köln machten sich die Ehre streitig, bis zuletzt Siegen, ein Städtchen im heutigen preußischen Regierungsbezirk Arnsberg, den Sieg davon trug. Der Vater des großen Künstlers, Johann Rubens, der die Rechte studiert und sich eine nicht gewöhnliche Gelehrsamkeit erworben hatte, erhielt um das Jahr 1570 zu Antwerpen das ehrenvolle Amt eines Schöffen. Der Krieg mit Spanien aber, welcher damals die Niederlande arg verwüstete, die grausamen Hinrichtungen der Grafen Egmont und Hoorne, die alle Bürger mit Schrecken erfüllten, bewogen ihn gleich anderen angesehenen niederländischen Familien in Köln einen Zufluchtsort zu suchen. Dort wurde ihm 1574 sein erster Sohn Philipp, und als er weiter nach Siegen gezogen

*) J. J. Merlo, Nachrichten aus dem Leben und den Werken kölnischer Künstler (Köln, 1850). Emil Gachet: Lettres inédites de P. P. Rubens (Brüssel, 1840). Peter Paul Rubens von Dr. Waagen, im historischen Taschenbuche von Raumer, 1833. Vgl. P. P. Rubens im Wirkungskreise des Staatsmanns von Klose in Raumers historischem Taschenbuche (1855).

war, am 29. Juni 1577 als am Peter-Pauls-Tage sein zweiter Sohn geboren, der dem Heiligen zu Ehren Peter Paul genannt wurde. Doch bald nach seiner Geburt kehrten die Eltern nach Köln zurück. Zehn Jahre lang blieb die Familie daselbst, und die Knaben wurden höchst sorgfältig erzogen und durch den Vater geistig geweckt. Aber schon 1587 starb Johann Rubens, und die Witwe beschloß, mit ihren sieben Kindern wieder nach Antwerpen zurückzukehren. Es war eine große Erleichterung für sie, daß sie ihren zweiten Sohn Peter Paul als Pagen bei der verwitweten Gräfin Lalaing unterbringen konnte. Jedoch dem jungen Rubens sagte dieses Verhältnis keineswegs zu, wegen des wüsten, zügellosen Lebens, das ihn dort umgab; sein reger, strebsamer Geist verlangte nach höherer Entwickelung, und er kehrte bald wieder zu seiner Mutter zurück, um die Studien fortzusetzen. Als die Seinen den großen Eifer und die leichte Auffassung des Knaben bemerkten, kamen sie überein, ihn für die Laufbahn des Vaters zu bestimmen. Auf den Wunsch des jungen Rubens wurden ihm auch einige Privatstunden im Zeichnen bewilligt, und bald empfand er so große Lust für dieses Fach, daß er die Mutter dringend bat, ihn Maler werden zu lassen. Es wurde mit den Vormündern Rücksprache genommen, und da der größte Teil des Vermögens durch die Wechselfälle des Kriegs verloren gegangen war, auch die Laufbahn eines Malers weniger kostspielig erschien, ward der Entschluß des Knaben gebilligt.

Zuerst brachte man ihn zu einem geschickten Landschaftsmaler, Namens Tobias Verhaegt, der seinen Sinn für die mannigfachen Erscheinungen des Naturlebens, wie sie namentlich in der Landschaft hervortreten, zu erwecken verstand. Dann kam er zu dem Historienmaler Adam van Oort, der sich besonders durch sein vortreffliches Kolorit einen Namen gemacht hatte, dessen wüstes Leben und grobe Behandlung jedoch den jungen Rubens bald wieder verscheuchte, so daß er sich zu dem noch berühmteren Maler Otto van Veen (Otto Venius) begab. Bei diesem erwarb er sich gründliche Kenntnisse in der Anatomie, Perspektive und besonders in der Anwendung des Helldunkels. Mit der Leichtigkeit des Genius wußte Rubens bald die Regeln sich eigen zu machen, die Schwierigkeiten zu überwinden, da er zugleich den angestrengtesten Fleiß sich nicht verdrießen ließ. Hocherfreut über die trefflichen Gemälde seines Schülers riet ihm O. Venius schon 1600, nach Italien zu gehen, um daselbst seine künstlerische Ausbildung zu vollenden.

Da Rubens neben seinen Fachstudien zugleich eifrig die alten Klassiker gelesen und die Kunst des Altertums studiert hatte, so war er für die italienische Reise trefflich vorbereitet, zumal da er das Lateinische nicht bloß fertig las, sondern auch sprach, und auch im Italienischen, das später seine Lieblingssprache ward, tüchtige Fortschritte gemacht hatte. War es doch in den niederländischen Handelsplätzen nichts Seltenes, daß Leute, die nie gereist waren, drei bis vier Sprachen redeten. Nachdem sich der junge Maler noch zum Abschiede dem Wohlwollen der Statthalterin, der Infantin Isabella und ihres Gemahls, des Erzherzogs Albrecht (dem er als Künstler bereits

vorteilhaft bekannt war), empfohlen hatte, reiste er am 9. Mai des Jahres 1600 nach Italien ab. Er hatte Empfehlungsbriefe an den Herzog Vincenz I. (von Gonzaga) nach Mantua erhalten, und ward von diesem großen Kenner der Kunst und Wissenschaft so freundlich aufgenommen, daß ihm der Vorschlag gemacht ward, ob er nicht Lust habe als Hofjunker in des Herzogs Dienste zu treten. Gern ging der junge Mann auf das Anerbieten ein, da er auf solche Weise die beste Gelegenheit erhielt, die zu Mantua vorhandenen Werke des Giulio Romano mit Muße studieren zu können. Zu Romano fühlte sich Rubens ganz besonders hingezogen; Bilder wie die Hochzeit der Psyche und der Gigantensturz setzten seine Phantasie in Feuer und Flammen.

Mit Erlaubnis seines Herrn konnte Rubens von Mantua Ausflüge nach Rom, Venedig und Genua unternehmen; in Venedig fesselten ihn besonders die Werke Titians und Paolo Veroneses, zweier Meister, die auf seinen außerordentlichen Farbensinn höchst anregend wirken mußten. Drei Bilder, welche er für die Jesuitenkirche in Mantua ausführte, zeigten bald die guten Früchte dieser Studien, und der Herzog war darob so erfreut, daß er seinen genialen „Junker“ nach Rom sandte, um dort einige berühmte Gemälde zu kopieren. Während sich Rubens dieses Auftrags entledigte, gewann er noch Zeit genug, um für den Erzherzog Albrecht eine Dornenkrönung, eine Kreuzigung und eine Kreuzfindung zu malen, welche dieser Fürst, der vor seiner Vermählung mit der Infantin Isabella von der Kirche St. Croce di Gerusalemme den Kardinalstitel trug, dieser Kirche zum Geschenk machen wollte. Im Jahre 1605 kehrte Rubens nach Mantua zurück, um im Namen des Herzogs dem Könige von Spanien eine prächtige Staatskarosse nebst sechs Pferden von seltener Schönheit zu überbringen. Der männlich schöne, feingebildete und liebenswürdige junge Mann fand am Madrider Hofe sowohl als Abgesandter seines Herrn wie als Maler die gnädigste Aufnahme. Er mußte das Bildnis des Königs Philipp III. und anderer Großen zu Madrid malen, benutzte dabei jedoch wieder diesen Aufenthalt zu seiner Bildung, indem er drei Bilder von Titian: Venus und Adonis, Diana und Aktäon und die Entführung der Europa kopierte.

Nach Mantua zurückgekehrt, erlaubte ihm der Herzog sogleich wieder nach Rom zu gehen, von woher er den Auftrag erhalten hatte, ein Altarbild für die Kirche St. Maria in Valicella zu malen. Auf dem Mittelbilde stellte Rubens Maria mit dem Kinde in der Glorie vor, welche von Engeln verehrt wird, auf den Seitenbildern aber mehrere Heilige, namentlich den Papst Gregor den Großen und den heiligen Mauritius. Dieses Mal traf er in Rom mit seinem geliebten Bruder Philipp zusammen, in dessen Gesellschaft er eifrig die römischen Altertümer studierte. Als Philipp Rubens im Jahre 1608 sein Werk herausgab, lieferte Peter dazu die sechs Kupfertafeln.

Von Rom ging Rubens nach Genua, wo er sich so wohl gefiel (selbst der phantastische, oft barocke Geschmack, worin viele genuesische Paläste gebaut sind, sagte seinem Naturell zu), daß er dort länger als an irgend einem andern Orte in Italien verweilte. Unter den vielen Bildern, welche er

daselbst für Kirchen und Privatpersonen ausführte, zeichneten sich zwei für die Kirche der Jesuiten in Antwerpen gemalte besonders aus: eine Beschneidung und der heilige Ignatius von Loyola, welcher einen Besessenen heilt. Letzteres Bild (gegenwärtig in der k. k. Galerie im Belvedere zu Wien) ist wahrhaft kühn in seiner Komposition, und der heilige Ignatius, welcher den Teufel austreibt, nicht minder dramatisch kraftvoll als die ihn umgebenden Gruppen. Als Rubens im Herbst 1608 die Nachricht erhielt, seine Mutter sei schwer erkrankt, eilte er sogleich in die Heimat; aber die geliebte Mutter fand er nicht mehr am Leben. Sein Schmerz über ihren Verlust war so lebhaft, daß er sich vier Monate lang in die Abtei St. Michael einschloß und nur durch wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit seinen Schmerz zu zerstreuen suchte.

Als er, im Begriff nach Mantua zurückzukehren, nach Brüssel ging, um sich bei Hofe zu verabschieden, machten ihm die Erzherzöge so ehrenvolle Anträge, daß er blieb. Er empfing das Patent als Hofmaler (am 23. September 1609) und zugleich die Erlaubnis, nach Gefallen in Antwerpen seinen Aufenthalt zu nehmen. Da im selben Jahre zugleich ein Waffenstillstand mit den sieben nördlichen Provinzen der Niederlande auf zwölf Jahre geschlossen ward und für das friedliche Gedeihen der Kunst sich gute Aussicht eröffnete, baute sich Rubens in Antwerpen ein Haus nach italienischem Stil, das er selber von außen in Fresko malte. Eine herrliche Rotunda, die das Licht durch eine Öffnung in der Kuppel erhielt, wurde zwischen dem Hofe und Garten aufgeführt, und war dazu bestimmt, die Vasen, Büsten, Gemmen, Münzen und Gemälde aufzunehmen, die er mit großem Eifer gesammelt hatte. Da er zugleich mit Elisabeth Brant, der Tochter eines Schöffen von Antwerpen, sich sehr glücklich verheiratet hatte, führte er nun ein genußreiches Stillleben. Er brachte (nach Waagen a. a. O.) seinen Tag folgendermaßen zu. Nachdem er aufgestanden (was sehr früh, im Sommer schon um vier Uhr geschah), war sein erstes, die Messe zu hören. Darauf begab er sich an seine Arbeit und ließ sich während derselben aus irgend einem Klassiker, am liebsten aus dem Livius, Plutarch, Seneka, Cicero oder einem der großen Dichter vorlesen, nahm auch viele Besuche an und unterhielt sich gern und lebhaft über die verschiedensten Gegenstände. Eine Stunde vor dem Essen diente ihm zur Erholung und da mußte er allein sein, indem er sich teils seinen Gedanken über politische oder wissenschaftliche Gegenstände überließ, teils am Anblick seiner Kunstschätze sich erfreute. Bei Tische war er sehr mäßig, denn er fürchtete, durch viel Speise und Trank der Beweglichkeit seiner Phantasie Abbruch zu thun. Die Arbeit begann dann von neuem bis gegen Abend, wo er, wenn sonst kein Geschäft ihn hinderte, am liebsten auf einem andalusischen Pferde einen Spazierritt machte. Nach seiner Rückkehr fand er in seinem Hause gewöhnlich einen Kreis von Freunden (meist Gelehrte und Künstler), mit denen er ein einfaches Mahl genoß und den Abend unter lehrreichen und heiteren Gesprächen beschloß. Nur bei solcher Lebensweise, verbunden mit seinem außerordentlichen Fleiß, vermochte Rubens

jene erstaunliche Anzahl von Werken zu liefern, deren Echtheit keinem Zweifel unterliegt.

Aus den ersten Jahren seiner Ehe stammt das einfache, ganz idyllisch gehaltene Gemälde, das jetzt in der Galerie zu München befindlich ist, und den Künstler und seine Frau in einer Geißblattlaube sitzend darstellt. Die Ruhe und Gemütlichkeit, wie der mäßig gehaltene Farbenton, der in diesem Bilde herrscht, lassen gar nicht die spätere Glut und drastische Lebendigkeit der Rubensschen Weise ahnen. Doch ging Rubens gar bald zu seiner freien glänzenden, freilich auch mehr phantastischen und flüchtigen Darstellungsweise über in seinem berühmten, für die Kathedrale zu Antwerpen bestimmten Gemälde der „Kreuzabnahme", durch welches Bild sein Ruf so sehr stieg, daß die verwitwete Königin von Frankreich, Maria von Medicis, den von ihr erbauten Palast Luxembourg nur mit Rubensschen Gemälden geschmückt sehen wollte. Da aber die Aufträge sich allzusehr häuften, entwarf der Künstler nur die Skizzen, die Ausführung seinen Schülern überlassend. Er hatte die merkwürdigsten Scenen aus dem Leben der Königin sich zum Vorwurf genommen, jedoch dem damals höchst barocken Modegeschmack, der das Porträt mit dem Allegorischen und Mythologischen seltsam mischte, auch seinerseits gehuldigt. Bei der Vermählungsscene ist z. B. der Bischof vor dem Altar und Gott Hymen trägt die Schleppe der Prinzessin; zwischen den im Porträt dargestellten Majestäten und anderen bekannten Personen, sämtlich im Hofkostüm dargestellt, bewegt sich zum Teil unbekleidet der ganze Olymp.

Bei seinem damaligen Aufenthalt in Paris (1625) lernte Rubens auch den höchst unwürdigen Günstling der englischen Könige Jakob und Karl, den Herzog von Buckingham, kennen, der mit besonderem Eifer den flandrischen Maler an sich zu ziehen suchte und die schöne Sammlung von Kunstsachen, auf die Rubens so stolz war, käuflich an sich brachte, indem er dafür hunderttausend Gulden zahlte. Die große Summe reizte vielleicht den für das Geld nicht unempfindlichen Künstler, obwohl Rubens sogleich wieder zu sammeln begann und auch bald eines der reichsten Kabinette wieder sein nennen konnte.

Im Jahre 1621 war Erzherzog Albrecht gestorben. Er hatte noch auf seinem Totenbett seiner Gemahlin, der Infantin Isabella, geraten, sich in politischen Angelegenheiten des Rates von Rubens zu bedienen, dessen Ergebenheit und Treue zuverlässiger war, als die mancher belgischen Großen vom Adel. Nicht lange nachher (1624) war zwischen England und Spanien ein Krieg ausgebrochen, welcher der Infantin einen Waffenstillstand mit den Vereinigten Staaten von Holland wünschenswert machte. Rubens sollte die Unterhandlungen einleiten, doch eine Hofkabale widersetzte sich seiner Sendung. Als indes 1627 der leichtfertige Buckingham den König Karl I. auch zu einem Kriege mit Frankreich verleitete, glaubte die Infantin, daß es nun an der Zeit sei, an England von seiten Spaniens Friedensvorschläge zu machen, und Rubens ward nach dem Haag gesandt, wo er mit

Gerbier, der als Maler und Architekt in König Karls Diensten stand und von ihm zum Agenten gewählt war, unterhandelte.

Die Verhandlungen zerschlugen sich wieder, die zunehmende Finanznot in den Niederlanden machte die Lage der Infantin immer schwieriger, und sie schickte 1628 ihren Liebling Rubens nach Spanien; doch so sehr auch Philipp IV. dem Maler-Gesandten gewogen war, so zog sich doch die Unterhandlung wieder in die Länge, bis endlich England nach der Ermordung Buckinghams sich zum Frieden neigte, den Rubens, der nach London ging, mit dem englischen Kanzler Cottington abschloß, und dafür von beiden Monarchen königlich belohnt ward. Schon vor Abschluß des Friedens (im Februar 1630) wurde Rubens vom Könige von England zum Ritter geschlagen.

In demselben Jahre vermählte sich Rubens zum zweitenmal, da er 1628 seine erste Frau verloren hatte. Er hatte für seine zweite Ehe Helena Forman erkoren, ein ebenso reiches als schönes Mädchen von sechzehn Jahren, deren Liebenswürdigkeit von allen Zeitgenossen gepriesen wird. Sie diente ihm in der Folge häufig als Modell für seine historischen und allegorischen Gemälde. Rubens hatte ohne Unterlaß auch während seiner diplomatischen Missionen gemalt; doch seit 1635 mußte er wegen öfterer Gichtanfälle seinem Fleiß Schranken setzen und seinen Schülern mehr zur Ausführung überlassen, als ihm wohl selbst lieb sein mochte. Für Kunst und Wissenschaft blieb aber seine Teilnahme sich stets gleich, und seine Gespräche mit den hervorragendsten Gelehrten und Künstlern waren stets anregend und höchst lebendig. Mit den philosophischen Systemen alter und neuer Zeit vertraut, ein Kenner des klassischen Altertums und sechs neuere Sprachen redend, mußte sein Umgang auch für die gelehrtesten Männer seiner Zeit, für den ausgezeichneten Humanisten Gevaerts und den Parlamentsrat Reiresk in Aix, für Dupuy und die beiden de Thou, mit welchen allen er innig befreundet war, sehr erwünscht sein. Seine Korrespondenz war, so lange ihm die Gichtanfälle noch das Schreiben erlaubten, höchst ausgebreitet. Dabei stand, auch wenn er arbeitete, sein Haus jederzeit den Künstlern offen, und er gab gern Rat und wußte auch bei mittelmäßigen Arbeiten die gute Seite hervorzukehren. An Neidern fehlte es ihm zwar auch nicht, aber er antwortete ihnen bloß durch tüchtige Bilder, die er produzierte. So, als man verbreitet hatte, er müßte sich für Tier- und Landschaftszeichnungen Maler halten, da er nicht imstande sei, sie selber zu malen, führte er in trefflicher Weise vier Landschaften und zwei Löwenjagden aus, und seine Feinde verstummten. Mit seinem klaren Verstande und treffenden Mutterwitz antwortete er einem berühmten Alchimisten jener Zeit, Brendel aus London, der Rubens zur Anlegung eines Laboratoriums bereden wollte und kühn behauptete, er sei nun ganz gewiß, den Stein der Weisen zu finden: „Meister Brendel, Ihr kommt um zwanzig Jahre zu spät, denn damals schon habe ich den wahren Stein der Weisen durch Pinsel und Farben entdeckt.“

Im Jahre 1640 wurden die Gichtanfälle so heftig, daß der Künstler ihnen am 30. Mai in einem Alter von dreiundsechzig Jahren unterlag. Sein

Leichenbegängnis war großartig; sämtliche Maler und Künstler von Antwerpen, eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Herren folgten dem Sarge, dem eine goldene Krone vorausgetragen wurde. Die sterblichen Überreste wurden in Rubens eigener Kapelle in der Jakobskirche beigesetzt, deren Altar durch ein vortreffliches Gemälde von seiner Hand geziert ist, Maria mit dem Kinde vorstellend, von dem heiligen Bonaventura verehrt. Außerdem sieht man darauf noch drei Frauen, unter denen zwei die Gattinnen Rubens, und das Bild des Künstlers selbst, als heiligen Georg vorgestellt. Im Vordergrunde befindet sich der heilige Hieronymus mit dem Löwen. Eine einfache Marmorplatte enthält in lateinischer Sprache die Grabschrift*), die lobend seines hohen Wertes als Gelehrter, Maler und Staatsmann gedenkt.

J. J. Merlo sagt von Rubens: „Er war ein Mann von schöner Körpergestalt, seine Haltung war würdevoll, sein Angesicht hatte edle, regelmäßige Formen, auf seinen Wangen blühte das Rot der Gesundheit, sein Haar war kastanienbraun, sein Auge glänzend aber mild, aus seinen Zügen sprach eine einnehmende Freundlichkeit, sein Benehmen gegen jedermann war höflich und wohlwollend, obschon er eine gewisse abgemessene Zurückhaltung vor vertrauterem Anschließen beobachtete, indem er nur mit einem erlesenen Kreise von gelehrten Männern und geschickten Künstlern ein häufiges Zusammenkommen unterhielt, wobei die Gegenstände der Kunst und Wissenschaft gründlich besprochen wurden."

Rubens war mit der Größenlehre vollständig vertraut. Die Aufgaben Euklids waren die strengen Musen gewesen, die seinem Urteil jene logische Schärfe gegeben hatten, die man in seiner Rede und Schrift bewunderte, obwohl der Stil in seinen Briefen oft etwas breit erscheint.

Man hat es Rubens zum Vorwurf gemacht, daß er einer Regierung, die er im Grunde nicht immer achten konnte und die er mit seinem freisinnigen Geiste als der Freiheit des Vaterlandes verderblich ansehen mußte, seine Dienste widmete und auf ein Feld sich begab, wo doch für ihn keine Lorbeeren blühten. Es war aber gewiß ebenso sehr eine Pietät (der Herzog Albrecht hatte seinen ersten Sohn aus der Taufe gehoben, die Erzherzogin ihn mit wirklich aufrichtiger Freundschaft begnadigt), als Ehrgeiz und Gewinnsucht, die ihn zu einer elfjährigen diplomatischen Thätigkeit veranlaßte und zuletzt mit bitterer Demütigung seitens des hohen belgischen Adels schloß. Als nämlich zwischen den Vereinigten Staaten der Niederlande und dem König von Spanien im Haag (1635) die Friedensunterhandlungen begannen, fehlte es den belgischen Abgeordneten an einer erneueten Vollmacht des

*) Es ist nicht übertrieben, wenn es u. a. heißt: Qui inter caeteras, quibus ad miraculum excelluit doctrina, historiae priscae omniumque bonarum artium et elegantiarum dotes non sui tantum saeculi, sed et omnis aevi, Apelles dici meruit, atque ad regum principumque virorum amicitias gradum sibi fecit. A Philippo IV., Hispaniarum Indiarumque rege, inter sanctioris consilii (er war Sekretär des geheimen Rats) scribas adscitus, et ad Carolum Magnae Britanniae regem anno MDCXXIX delegatus, pacis inter eosdem principes mox initae fundamenta feliciter posuit.

spanischen Königs, und die Versammelten sandten daher drei ihrer Mitglieder, unter welchen sich der Herzog von Ärschott befand, nach Brüssel, um von der Infantin die Auslieferung aller auf den Waffenstillstand Bezug habenden Papiere sich zu erbitten. Sobald Isabella dies erfuhr, beschloß sie, Rubens mit der gewünschten königlichen Vollmacht nach dem Haag zu senden, der aber unglücklicher Weise unterwegs dem Herzoge von Ärschott begegnete und von diesem ziemlich barsch aufgefordert wurde, die betreffenden Papiere auszuliefern. Rubens antwortete durch folgendes Schreiben: „Monseigneur, ich habe mit großem Bedauern vernommen, daß Ew. Excellenz mein Paßgesuch übel empfunden haben; denn ich gehe den geraden Weg und bitte sehr, überzeugt zu sein, daß ich stets bereit bin, von meinen Handlungen gute Rechenschaft abzulegen. Zugleich beteure ich vor Gott, daß ich von meinen Obern niemals einen andern Auftrag erhalten habe, als den, Ew. Excellenz in dieser für den Dienst des Königs und für die Erhaltung des Vaterlandes so wichtigen Frage auf jede Weise zu dienen, und daß ich denjenigen des Lebens unwürdig achten würde, der um seines persönlichen Vorteils willen die Fortsetzung dieser Angelegenheit nur im geringsten verzögern möchte. Dennoch sehe ich nicht ein, welcher Übelstand daraus hervorgegangen sein würde, wenn ich, ohne irgend einen andern Beruf, als den, Ihnen meine ganz ergebensten Dienste zu leisten, meine Papiere nach dem Haag gebracht und in die Hände Ew. Excellenz gelegt hätte, indem ich auf der Welt nichts mehr wünsche, als Gelegenheit, durch die That zu beweisen, daß ich von ganzem Herzen bin" u. s. w.

Die herzogliche Antwort lautete: „Mein Herr Rubens, ich habe aus Ihrem Briefchen (billet) das Bedauern ersehen, welches meine Unzufriedenheit mit Ihrem Paßgesuch in Ihnen erweckt hat, und daß Sie immer den geraden Weg gehen und von Ihren Handlungen immer gute Rechenschaft ablegen werden. Ich hätte es wohl unterlassen können, Ihnen die Ehre einer Antwort zu erweisen, da Sie so auffallend Ihre Schuldigkeit versäumt haben, persönlich bei mir zu erscheinen und in solchem Grade den Vertrauten spielen, daß Sie mir jenes Briefchen schrieben, was ganz gut paßt für Leute, die auf *einer und derselben Stufe* stehen. Ich bin von elf bis halb ein Uhr im Wirtshause gewesen und abends halb sechs dahin zurückgekehrt; Sie haben also Muße genug gehabt, mich zu sprechen. Ich will Ihnen aber dennoch sagen, daß die ganze Versammlung, die in Brüssel gewesen ist, es sehr sonderbar gefunden hat, daß, nachdem man sich von ihrer Hoheit den Marquis von Ayetone erbeten hat, Sie geschickt werden, um uns die Papiere mitzuteilen, die Sie angeblich mit sich führen, und statt das Versprechen erfüllt wurde, Sie um einen Paß nachgesucht haben; dabei kümmere ich mich sehr wenig darum, welchen Weg Sie gehen und welche Rechenschaft Sie von Ihren Handlungen ablegen können. Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß es mir lieb sein soll, wenn Sie von nun an lernen, wie an Leute meiner Art Leute von der Ihrigen schreiben müssen. Alsdann können Sie versichert sein, daß ich sein werde" u. s. w.

Rechnet man zu dem schwierigen Standpunkte der Parteien im Innern des Landes gegenüber noch den Umstand, daß in Frankreich ein Richelieu das Staatsruder in Händen hatte, so kann man es dem Diplomaten Rubens nicht zum Vorwurf machen, wenn manche seiner Sendungen ohne Erfolg blieben. Aber allerdings hätte es bei dem genialen Meister nicht dieser staatsmännischen Thätigkeit bedurft, um seinen Namen unsterblich zu machen. Es war ein Mißgriff, den er in sein eigenstes Leben that, den Diplomaten und Gesandten spielen zu wollen, eine Verkennung seines Wesens. Rubens war, wie J. A. Füßli über ihn sich äußert*), „einer jener außerordentlichen Männer, die nur im Verlauf von Jahrhunderten erscheinen. Die Geschichte der neueren Kunst kann — Raphael ausgenommen — schwerlich einen Maler aufweisen, dessen Genie so weit umfassend, dessen Einbildungskraft so schöpferisch reich, dessen Verstand durch die schönen Wissenschaften so ausgebildet und berichtigt, und bei welchem Auge und Hand dem Wissen und Wollen so entsprechend als bei Rubens waren."

Man hat Rubens den „flandrischen" Raphael genannt, dies ist freilich mit einem Körnlein Salz zu nehmen und auf das Flandrische, Niederländische der Ton zu legen. Rubens war durch und durch eine niederländische Natur voll derbem Realismus, der Sinn für die Schönheit der Linie, für die durchgeistete Form wird bei seinen Landsleuten stets mangelhaft bleiben im Vergleich mit den Italienern, aber Rubens packte sie da, wo sie zugänglich und empfänglich waren: in der Darstellung des Individuellen der Naturerscheinungen, des durch ein lebendiges, feuriges Kolorit hervorgehobenen Lebens. Rubens selber ist so sehr ein Sohn seines Landes, daß seine Madonnen und Göttinnen samt und sonders derben niederländischen Mädchen gleichen, seine Engel und schwebenden Gestalten sind oft so sehr mit Fleisch und Blut bedacht, daß man nicht wohl absieht, wie sie überhaupt schweben können. Dazu kommt die große Nachlässigkeit und offenbare Unrichtigkeit in der Zeichnung mancher Figuren. Aber trotz alledem fesselt doch immer wieder die natürliche Frische, die unversiegbare Schöpferkraft, die jedem Bilde aufgeprägt ist, und die Harmonie der Gesamtwirkung hat Rubens mit Raphael gemein. Namentlich ist in der berühmten Kreuzabnahme (im Dom zu Antwerpen), wo alle Figuren sich um den Heiland bemühen und obwohl jede auf ihre individuelle Art thätig, doch als notwendige Glieder des Ganzen erscheinen, der Totaleffekt ergreifend; die Färbung ist leuchtend, doch nicht übertrieben, und die Lichtmassen sind zu *einem* Ganzen zusammengehalten.

Aus der christlichen Legende und biblischen Geschichte hat Rubens eine große Zahl von Bildern geliefert, und am meisten sind ihm jene gelungen, in denen energische Handlung, der im Moment geschehende dramatische Effekt dem Auge zu vermitteln war. Denn des großen Künstlers Phantasie ist zugleich feurig und energisch, und wie es ihn drängte, fast mit einem Wurf die Scene zu skizzieren, so brachte er auch das in dem Augenblick

*) Kritisches Verzeichnis der besten Kupferstiche ꝛc. IV, 101—110.

zusammengedrängte Leben zur Anschauung. Die selige, heitere Ruhe war weniger seine Sache, deshalb sind ihm auch die Madonnen selten gelungen. Doch erwähnt Frau v. Humboldt einer Maria im Capitilo Prioral des spanischen Eskurials, die, auf einer Weltkugel stehend, die Schlange, die sich unter ihr krümmt, unter die Füße tritt, als besonders gelungen. Die geistvolle Kennerin sagt darüber: „Maria ist eine große, schlanke und sehr erhabene Gestalt. Eine Himmelskrone schwebt im Strahlenkranze über ihrem Haupte, sie erscheint als eine Himmelskönigin und erweckt Ehrfurcht und Anbetung. Zwei Engel, liebliche Kindergestalten, stehen auf den Wolken neben ihr. Einer hält eine Palme, der andere eine Lorbeerkrone. Maria erscheint erfüllt von Anbetung und Dank; in dem schimmernden Blick ihres Auges ahndet man ein begeistertes Wesen. Ihr Gewand fliegt in sehr schönen Falten von der Brust hernieder. Ein weißer Schleier bedeckt ihren Busen. Dieses Gemälde ist so schön, so edel und groß gehalten, so entfernt von der oft so widrigen Üppigkeit der Rubensschen Frauen, daß man es auf derselben Wand neben einem Raphael und Guido Reni mit Entzücken sieht und gern dabei verweilt. Dabei hat es alle Vorzüge, die Rubens so ganz ausschließend gehören, das blühendste Fleisch und das schönste Kolorit."

Auch in einem Gemälde wie die beiden Apostel Petrus und Paulus (überlebensgroße, stehende Figuren in der Pinakothek zu München) ist in der Ruhe das höchste Leben ausgesprochen. Petrus mit dem Schlüssel des Himmelreichs, auf seinem Antlitz das freudige und gewisse Siegesbewußtsein des Glaubens, der die Welt überwindet, und Paulus mit dem Schwert, bereit für den Glauben zu streiten und für das zu kämpfen, was innerlich sein Herz durchglühet und auf seinem denkenden, tiefbewegten Antlitz sich ausspricht: welch schöne Einheit im Gegensatz!

Doch mit Vorliebe mußte Rubens Gegenstände behandeln, wie „der Sturz der gefallenen Engel" und „der Sturz der Verdammten", „das jüngste Gericht", oder Scenen aus der Apokalypse, wie die in Kap. 12 geschilderte, welche auf einem ursprünglich für die Domkirche von Freisingen bestimmten, gegenwärtig auch in der Münchener Galerie befindlichen Gemälde dargestellt ist. Mit Adlersflügeln schwebt das von hellem Glanz umleuchtete Weib, ihr neugebornes Kindlein auf dem Arm, daher; unter ihren Füßen krümmt sich die Schlange, welche den Mond, worauf sie tritt, umwindet. Von oben senkt Gott Vater schützend sein Zepter herab. In der Tiefe erhebt sich der siebenköpfige Drache, um das Kind zu verschlingen, aber der gepanzerte Erzengel Michael kämpft wacker mit dem Ungetüm, das, vom Blitzstrahl getroffen, in ohnmächtiger Wut die Füße des Engels umwindet und mit einem seiner Köpfe den Mantel des Weibes zu ergreifen sucht. Ebenso kühn und großartig wie dieses in biblischen Ideen wurzelnde Gemälde ist ein anderes aus der griechischen Mythologie: die Amazonenschlacht. Die Griechen haben die Amazonen besiegt und über den Thermodon zurückgedrängt, aber auf der Brücke wütet noch der Kampf. Im Gedränge beißen sich zwei Pferde, eine Amazone wird vom Pferde herabgerissen, eine andere von dem ihrigen

geschleift, andere Amazonen stürzen in den Fluß und suchen sich durch Schwimmen zu retten. Ein kostbares, in Madrid befindliches Bild stellt Herkules dar, im Begriff, sich zu verbrennen. Über ihm schweben zwei Genien, die eine hält einen Lorbeerkranz über des Helden Haupt, die andere lenkt die mutigen Rosse durch den Äther.

Von den historischen Darstellungen nehmen besonders die der römischen Geschichte entnommenen sieben Gemälde aus dem Leben des Konsuls Decius Mus (in der fürstlich Liechtensteinschen Galerie zu Wien) einen hohen Rang ein; nur ein Rubens konnte die Römerkraft und Tugend so energisch darstellen. Wo es Darstellungen aus der Tierwelt galt, wählte Rubens die energischen, bewegungslustigen, kräftigen: den Löwen, Tiger, Wolf, Hund. Unter den Landschaftsbildern gelangen ihm vorzüglich solche, welche die Elemente im Aufruhr darstellten. In allen Gebieten hat sich der Meister versucht, wenn auch mit mehr oder weniger Glück. Im Wiener Belvedere befinden sich von ihm 44 Bilder, in der Liechtensteinschen Sammlung 38, in München 100, Dresden 32, Berlin und Potsdam 50, und wie viele sind nicht in den Niederlanden, Frankreich, Italien, Spanien und England. Die Zahl der durch den Stich bekannten Kompositionen des Meisters beträgt gegen 1000, und mit Einschluß der Kopieen mehr als 1500. Und doch gewann Rubens neben seinen praktischen Arbeiten noch Zeit, die Theorie seiner Kunst, die Perspektive, Optik, Anatomie und Proportionslehre sehr gründlich zu studieren. In seinem Nachlasse fand sich ein Buch mit schriftlichen Bemerkungen über diese Wissenschaften und erläuternden Zeichnungen, nebst einer großen Menge von Studien — Menschen in allen Lebensverhältnissen, Stimmungen und Leidenschaften, Skizzen nach Gemälden Raphaels und anderer Künstler mit angezogenen Stellen aus Virgil und anderen Dichtern, welche dieselben Gegenstände behandeln. Besonders gehaltvoll ist ein kurzer lateinischer Aufsatz von Rubens, worin er den Malern das Studium der antiken Statuen empfiehlt. Seine Liebe zu den Kunstwerken der Alten war so groß, daß er in Rom und in der Lombardei die wichtigsten antiken Denkmale zeichnen ließ und den Entschluß faßte, die schönsten antiken Kameen in einem Kunstwerk herauszugeben; man fand nach seinem Tode 6 Platten mit 21 Kameen, darunter die Gemma Augustea und Tiberiana, bereits ausgeführt.

Rubens hat sich selber zu öfteren Malen porträtiert; so fand man vor einigen zwanzig Jahren ein Selbstporträt von ihm in Fornbridgegreen bei Stafford in England, im sechsundvierzigsten Jahre seines Lebens gemalt. Im Palast Pitti zu Florenz ist ein unter dem Namen der vier Philosophen berühmtes Bild, eine Darstellung des Justus Lipsius, Hugo Grotius, Philipp und Peter Paul Rubens, ausgezeichnet durch das glänzende Kolorit, geistreiche Auffassung und kräftige Zeichnung der Köpfe; ebenso trefflich gemalt ist das von Rubens ausgeführte Porträt in der berühmten Sammlung von Malerporträten der Galerie zu Florenz Die meisten Bildnisse möchten aber wohl nach einem von van Dyk (der im Porträtieren die Rubenssche Weise noch feiner ausbildete) gemalten Originale gestochen sein.

Galileo Galilei*).

... „Galilei, eindringend in die ätherischen Räume, brachte ungekannte Sterne ans Licht, und erschloß die Geheimnisse der Planeten. So lange daher Jupiters wohlthätiges Gestirn vom Himmel herab strahlen wird, von vier neuen Satelliten begleitet, so lange wird auch Galilei seines Jahrhunderts Lob zum steten Begleiter haben," — so schrieb Papst Urban VIII. an Ferdinand von Medicis, Großherzog von Toskana, am 8. Juni 1624**).

Es war ein höchst glückliches Zusammentreffen, daß Kepler und Galilei Zeitgenossen waren, und während jener den Grund zur astronomischen Wissenschaft legte, dieser emsig beschäftigt war, den Blick in das Sonnensystem zu erweitern und durch seine Erfindungen und Experimente der Wissenschaft eine Gasse zu machen.

Galileo Galilei ward zu Pisa am 18. Februar 1564 geboren. Sein Vater, Vincenz Galilei, stammte aus edelem Geschlecht, war aber arm und konnte, da er eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, dem Galileo nur einen sehr mittelmäßigen Lehrer geben. Er selber war jedoch ein sehr kenntnisreicher Mann, verfaßte mehrere damals sehr geschätzte Werke über die Theorie der Musik, und in Florenz, wo er seinen Aufenthalt genommen, herrschte überhaupt viel geistige Regsamkeit, so daß es dem kleinen Galileo nicht an bildenden Einflüssen fehlte. Neben dem Studium der alten Sprachen, die er mit allem Eifer sich aneignete, bildete Musik und Malerei frühzeitig eine angenehme Erholung, und geschickte Maler versicherten, der junge Galileo habe ihnen oft mit seinen treffenden Ratschlägen genützt. Von Kindheit an hatte er auch eine große Anlage für Mechanik gezeigt, und sich oft damit beschäftigt, Modelle zu Maschinen anzufertigen.

Der Vater sah mit Freude die herrlichen Anlagen seines Sohnes, und beschloß endlich, obwohl es seinen Finanzen sehr schwer ankam, ihn auf die Universität Pisa zu senden, damit er dort Medizin studiere; denn dadurch, so hoffte er, würde der Sohn am ersten sich ein selbständiges Fortkommen sichern können. Der achtzehnjährige Jüngling begann mit Lust und Ernst seine Studien; längst war in seiner Seele der Entschluß lebendig geworden, durch wissenschaftliche Tüchtigkeit seinem Geschlecht den Glanz zu erwerben, den es verloren hatte. Nicht nur das spezielle Fachstudium, sondern auch Philosophie und besonders Mathematik, zu welcher sich Galileo am meisten hingezogen fühlte, beschäftigten den aufstrebenden Geist, so daß der Vater fürchtete, das mathematische Studium möchte ihn von der Medizin entfremden. Ein Professor der Mathematik, Namens Ricci, erteilte dem jungen Manne

---

*) Geschichte Galileis von Jagemann (Weimar, 1783). Vgl. „Vita e commercio litterario di Galilei" (2 Bände, Florenz, 1821).

**) Galilaeus aethereas plagas ingressus ignota sidera illuminavit, et planetarum penetralia reclusit. Quare dum beneficum Jovis astrum micabit coelo quatuor novis asseclis comitatum, comitem aevi sui laudem Galilaei trahet.

Privatunterricht in der Geometrie; sobald der Vater dies erfuhr, verbot er seinem Sohne allen ferneren Umgang mit diesem Manne; aber Galileo hatte schon soviel gewonnen, daß er für sich allein den Euklid lesen und verstehen konnte. Als er bis zum sechsten Buche gekommen war, konnte er nicht länger an sich halten, dem Vater seine Liebe zur Mathematik zu bekennen, und ihn um Erlaubnis zu bitten, das medizinische Studium verlassen und ganz dem mathematischen sich widmen zu dürfen.

Vincenz Galilei gab endlich dem heißen Wunsche des Galileo nach, der außer dem Euklid eifrig die Abhandlungen des Archimedes las. Die Methode, womit dieser alte berühmte Geometer die Mischungsverhältnisse des Goldes und Silbers durch Wägungen in der Luft und im Wasser bestimmt hatte, schien ihm so sinnreich, daß er auf Mittel sann, ihre Anwendung zu vervielfältigen, und so erfand er ein Werkzeug, das in ähnlicher Weise zu gebrauchen war wie unsere Wasserwage. Diese Erfindung verschaffte ihm schnell einen wissenschaftlichen Ruf, so daß ihn der Großherzog von Toskana zum Professor der Mathematik an der Universität Pisa ernannte, trotz seiner Jugend, denn er zählte erst fünfundzwanzig Jahre.

Schon als angehender Student hatte er den Philosophen, die mit blinder Vorliebe an Aristoteles hingen, den Krieg erklärt, indem er das Ungereimte nachwies, mit Philosophemen und allgemeinen abstrakten Sätzen über Dinge urteilen zu wollen, welche die Vernunft bloß an der Hand der Erfahrung entscheiden könne. Die philosophischen Schulen des Mittelalters, an den Worten des griechischen Altmeisters klebend, ohne dessen lebendigen, auf scharfe Beobachtung der Dinge gerichteten Geist sich anzueignen, fanden es freilich bequemer, auf den philosophischen Formeln herumzureiten, ohne die mühsamen Untersuchungen und Experimente, die Galilei forderte. Dies war eben der geniale Funken, der ein so belebendes Feuer in der Wissenschaft anzündete, daß Galilei überall auf das Sehen, Beobachten und Experimentieren drang. Wie Newton später durch einen herabfallenden Apfel zur Untersuchung und Erforschung des Gesetzes der Schwere geführt wurde, so soll Galilei durch einen hin und her schwingenden Kronenleuchter in der Kathedrale von Pisa die erste Anregung zum Studium der Pendelschwingungen erhalten haben. Durch sorgfältige Beobachtung war er ferner zu dem Schluß gekommen, daß alle Körper, von welcher Beschaffenheit sie auch seien, dem Triebe der Schwere in gleicher Weise Folge leisten müßten, und daß die verschiedene Geschwindigkeit, mit der sie fielen, nur von ihrem verschiedenen Volumen und dem dadurch bedingten Widerstande der Luft herrührte. Er wies dies nach durch Experimente, die er auf dem Domturme zu Pisa anstellte. Zwar hatten zwei Italiener schon früher ausgesprochen (Vachi 1454 und Benedetti 1553), daß alle Körper von derselben Höhe in gleicher Zeit herabfielen, aber es fehlten die positiven Beweise, und die herrschende Schule verstand sich nicht auf das Experiment, glaubte noch immer steif und fest, ein Stein von zehn Pfund Gewicht müsse zehnmal schneller zur Erde kommen, als ein Stein von nur einem Pfund Gewicht, und eine goldene Kugel müsse

schneller fallen als eine eiserne. Galilei bestieg den schiefen Turm von Pisa und zeigte den ungläubigen Gegnern, nicht bloß, daß zwei Steine von verschiedenem Gewicht zugleich auf die Erde fielen, sondern daß auch ein Naturgesetz über die zunehmende Geschwindigkeit des Falles obwalte, nämlich, daß ein fallender Körper in der ersten Sekunde fünfzehn, in der zweiten dreimal fünfzehn, in der dritten fünfmal fünfzehn Fuß ꝛc. falle, daß also in jeder folgenden Zeiteinheit die Fallräume zunehmen wie die ungeraden Zahlen, woraus dann weiter folgte, daß die Fallräume im ganzen sich verhalten wie die Quadrate der Zeiten, daß also ein fallender Körper nach zwei Sekunden viermal fünfzehn Fuß, nach drei Sekunden neunmal fünfzehn Fuß gefallen ist.

Galileis Erfahrungswissenschaft brachte die Anhänger der aristotelischen Schule immer mehr ins Gedränge, so daß sie, um des verhaßten Neulings sich zu entledigen, ihn auf alle Weise kränkten und ihn zwangen, schon nach drei Jahren seinen Lehrstuhl in Pisa zu verlassen. Mit schwerem Herzen wanderte der junge Professor nach Florenz (1592), wo er kaum es wagte, dem Vater, der schon so viele Opfer für ihn gebracht hatte, unter die Augen zu treten. Glücklicherweise schlug sich ein reicher florentinischer Edelmann ins Mittel, der, Salviati mit Namen, Galilei an einen angesehenen Venetianer Namens Sagredo empfahl. Auf des letzteren Verwendung erhielt dann Galilei eine Anstellung als Professor der Mathematik zu Padua, welche Universität unter der Oberherrlichkeit des Senates zu Venedig stand. Freilich lautete die Bestallung nur auf sechs Jahre, aber es war doch der nächsten Not ein Ende gemacht.

In Padua setzte Galilei nicht bloß seine mathematischen Vorlesungen, sondern auch seine naturwissenschaftlichen Experimente fort und fand den größten Beifall. Er schrieb für seine zahlreichen Schüler mehrere Abhandlungen über Mechanik, sphärische Astronomie und über die Befestigungskunst. Der Republik Venedig leistete er mit einer von ihm erfundenen hydraulischen Maschine, dem Verhältnis- oder Proportionalzirkel, ein für die Feldmesser und Ingenieurs damaliger Zeit höchst nützliches Instrument, manchen Dienst; deshalb ernannte ihn 1599 der Senat auf weitere sechs Jahre zum Professor, und als auch dieser Termin abgelaufen war, verlängerte man mit einer ansehnlichen Gehaltszulage die Professur auf abermals sechs Jahre.

Im Jahre 1609 (wo Kepler seinen berühmten Kommentar über den Mars herausgab) war Galilei in Venedig auf Besuch, und vernahm dort in einer Unterhaltung, daß ein Holländer dem Grafen Moritz ein Instrument überreicht habe, welches entfernte Gegenstände bedeutend vergrößerte und sie dem Auge ganz nahe brächte. Viele wollten dem Gerücht gar keinen Glauben schenken, Galilei begann aber sogleich seine Untersuchung mit den Gläsern, die er zur Hand hatte. Mit den vergrößernden Eigenschaften der Linsengläser war er bereits vertraut, es kam nur darauf an, mehrere sphärische Gläser von verschiedener Form miteinander in Verbindung zu setzen. An dem einen Ende einer bleiernen Röhre brachte er also ein Brillenglas an,

dessen eine Seite eben, die andere konvex war, und auf der entgegengesetzten Seite ein anderes Brillenglas, auf der einen Seite konkav und auf der andern eben. Er hielt nun das Auge an das konkave Glas und sah die Gegenstände sehr groß und nahe vor sich. Sie erschienen ihm dreimal näher und an der Oberfläche neunmal größer als dem unbewaffneten Auge. Das Fernrohr, wenn auch noch unvollkommen, war erfunden, und als Belohnung stellte ihm der Senat sogleich ein Dekret auf lebenslängliche Anstellung mit einem dreimal stärkeren Gehalte aus. Da der Weg geöffnet war, so wurde es dem glücklichen Manne leicht, bald ein größeres Fernrohr zu konstruieren, das die Objekte fast tausendmal größer und dem Auge mehr als dreißigmal näher darstellte.

Man denke sich die Freude eines gelehrten Mathematikers und Astronomen, der schon so oft das Auge auf die unendliche Sternwelt gerichtet und dabei geseufzt hatte, nicht schärfer und näher die glänzenden Pünktchen ergründen zu können. Sobald das herrliche Instrument vollendet war, richtete es sein Erfinder auch sogleich auf den Himmel, und zwar auf den uns nächsten Weltkörper, den Mond. Da ward ihm sogleich klar, daß der Mond ein Körper sei, wie unsere Erde, auch mit Höhen und Tiefen, die helleren Partieen hielt er für Festland, die dunkleren für Meere. Die Lichtgrenze, welche den dunkeln Teil der Mondscheibe vom hellen trennt, erschien im Fernrohre gezackt, welche Erscheinung der Beobachter sofort richtig also deutete, daß die Oberfläche des Mondes mit zahlreichen Bergen bedeckt sein müsse, auf deren Spitzen das Licht der Sonne früher fiele, als auf die Thäler, oder die bei untergehender Sonne das Licht länger zurückstrahlten als die in Schatten liegenden Tiefen. Auch das sonderbare Phänomen der Libration oder Schwankung blieb ihm nicht verborgen, durch welches Teile des Randes der Mondscheibe gelegentlich erscheinen und wieder verschwinden.

Hatte ihn der Einblick in die Mondkugel mächtig erregt, so ward sein Staunen, seine Überraschung und Freude noch viel mehr gesteigert im Anblick der Jupiterswelt. Es war am Abend des 7. Januar 1610, als Galilei sein Teleskop auf den hellschimmernden Jupiter richtete. Der leuchtende Punkt ward zur runden Scheibe und stellte sich dar wie ein kleiner Vollmond. Und weiter sah er um den großen Planeten drei glänzende kleine Sterne, parallel mit der Ekliptik, zwei im Osten und einen im Westen. Er hielt sie für gewöhnliche Sterne und dachte nicht daran, ihre Entfernung zu bestimmen; aber wie erstaunte er, als er, am folgenden Abend abermals hinschauend, die drei Sterne sämtlich an der Westseite des Planeten erblickte! Um eine solche Konstellation hervorzubringen, hätte der Jupiter eine rechtläufige Bewegung haben müssen, während sie doch nach der Berechnung rückgängig war. Der Forscher geriet über diesen Widerspruch in nicht geringe Verlegenheit; mit großer Ungeduld erwartete er den dritten Abend, aber leider war diesmal der Himmel mit Wolken bedeckt! Am vierten Abend jedoch sah er wieder zwei Sterne im Osten, und diesen Umstand konnte er nicht länger mehr durch die Bewegung des Jupiters sich erklären. Er sah sich

genötigt, die verschiedene Stellung der kleinen Sterne in dieser selber zu suchen, und nachdem er noch am fünften Abend seine Beobachtungen wiederholt hatte, zweifelte er nicht, daß er drei um den Jupiter sich bewegende Planeten entdeckt habe. Zwei Tage nachher ward ihm die Freude, auch den vierten Jupiterstrabanten zu erblicken.

Diese Entdeckung — bemerkt Brewster sehr wahr — obgleich von der äußersten Wichtigkeit an sich selbst, erlangte einen neuen Wert durch das Licht, welches sie auf die richtige Erkenntnis des Weltalls warf. So lange nur die Erde der einzige von einem Monde beleuchtete Planet war, konnte man natürlicherweise voraussetzen, daß sie allein bewohnbar sei und den Vorzug genieße, den Mittelpunkt des Weltsystems zu bilden. Aber die Entdeckung von vier um einen viel größeren Planeten sich bewegenden Monden beraubte dies Argument seiner Kraft und setzte die Erde den anderen Planeten gleich.

Galilei richtete, seine Beobachtungen fortsetzend, das Teleskop gegen die Venus und entdeckte noch im Jahre 1610 die Phasen dieses Planeten, welche ganz wie bei unsern Mondsvierteln sich darstellten. Dieser Anblick benahm ihm allen Zweifel, daß auch die Venus sich um die Sonne bewege; das ptolemäische System aber ward durch dies Faktum noch mehr erschüttert. Nun wandte Galilei seinen Blick auf die Sonne, entdeckte ihre Flecken und folgerte, da sich diese von einer Stelle zur anderen bewegten, daß auch der Centralkörper unsers Planetensystems sich um die Axe drehete. Am Saturn bemerkte er zwei Handhaben (die äußersten Stücke des Ringes), aber den Ring vermochte er mit seinem Instrumente noch nicht zu schauen, sowenig als die kleinen Trabanten des Saturn. Der Nebel der Milchstraße löste sich auf in zahllose kleine Sterne, der ganze Himmel erschien aus lichten Welten zusammengesetzt, und doch war die Entfernung der Fixsterne so groß, daß sie nur heller, nicht größer erschienen.

Im März 1610 veröffentlichte Galilei seine bis dahin gemachten astronomischen Entdeckungen in einer zu Venedig gedruckten Schrift, die er Nuntius sidereus*) nannte und dem Großherzog von Toskana, Kosmus II., widmete.

Man kann sich denken, daß unter den Gelehrten und Astronomen — Galileis Buch ward alsbald in Frankreich und Deutschland nachgedruckt — die außerordentlichen Entdeckungen nicht geringen Eindruck machten. Die meisten der naturkundigen Herren schüttelten den Kopf und wollten sie für bloße Phantasiespiele erklären; einige gingen so weit, daß sie sich weigerten, durch ein Fernrohr zu sehen. Andere, welche wenigstens Galileis Erfindung des Fernrohrs anerkennen mußten, meinten doch, er sei im Grunde erst durch den Aristoteles darauf hingeführt worden, da der griechische Gelehrte schon erklärt habe, man könne aus einem tiefen Brunnen am hellen Tage die Sterne sehen. Der Brunnen oder die Grube sei so viel wie die Röhre und die aufsteigenden Dünste entsprächen den Gläsern, denn die Lichtstrahlen,

*) Bote der Gestirne.

wenn sie durch ein dichtes und dunkles Mittel gingen, würden dem Auge empfindbarer. Galilei erzählte diese Äußerungen mit vielem Behagen in einem Briefe an Kepler, dem er seinen Dank aussprach, daß derselbe fast der einzige gewesen sei, welcher der neuen Wahrheit Glauben geschenkt habe.

Kepler, als er den Nuntius sidereus erhielt, war nicht wenig erfreut, seine wirklichen und wesentlichen Entdeckungen vollkommen bestätigt zu finden, während seine noch auf dem alten Glauben beruhenden Ansichten von der Harmonie der Sphären einen harten Stoß erlitten. Wie eine klar erkannte Wahrheit viele andere aus sich erzeugt, sah man auch hier. Kepler machte in der Dissertation, welche er über Galileis Entdeckung herausgab, sogleich den Satz wahrscheinlich, daß Jupiter sich um seine Axe drehe, daß man über kurz oder lang auch um den Saturn und Mars sich drehende Monde erblicken werde. Auch diese Hoffnung ist in Erfüllung gegangen, denn im Sommer des Jahres 1877 ward ein Mond des Planeten Mars entdeckt, nachdem man im Laufe zweier Jahrhunderte nicht weniger denn acht Monde entdeckt hatte, welche den Saturn umkreisen.

So groß die Fruchtbarkeit war, mit welcher Galilei eine Entdeckung und Erfindung an die andere reihete, so groß war sein praktisches Talent, das jede wissenschaftliche Eroberung sogleich zu verwerten wußte. Er begnügte sich nicht damit, die Bewegungen und Verfinsterungen der Jupiterstrabanten bloß zu beobachten, sondern er wandte sie an zur Bestimmung der Länge für den Seefahrer, und Galileis astronomische Beobachtungen haben der Anfertigung von Tabellen zum Gebrauch der Schiffer großen Vorschub geleistet.

Im April 1611 reiste Galilei, einer Einladung folgend, auf vier Wochen nach Rom und zeigte dort mehreren Kardinälen und wißbegierigen Freunden seine Entdeckungen am Himmel, auch die Flecken in der Sonne. Dieser Besuch erwarb ihm manchen Freund und Gönner in Rom, und selbst unter den Jesuiten traten gelehrte Mathematiker, wie Klavius, auf seine Seite und berichteten zu seinen Gunsten an den Kardinal Bellarmin, der sie über des Naturforschers Entdeckungen befragte. Der Kardinal del Monte erklärte sogar in einem Schreiben an den Großherzog von Toskana, daß, wenn Galilei zur Zeit der römischen Republik gelebt hätte, man ihm eine Ehrensäule auf dem Kapitol errichtet haben würde. Doch fehlte es schon damals nicht an solchen, die den glücklichen Forscher beneideten und ihn in den Verdacht der Ketzerei zu bringen suchten, da sie ihm auf dem Boden der Wissenschaft nichts anhaben konnten.

Wegen seiner Entdeckungen am Himmel bekam Galilei den Zunamen Linceus, von dem wegen seines scharfen Gesichts berühmten Argonauten. Ferner stiftete der Marchese Monticelli eine Akademie dei Lincei und machte Galilei zum Mitgliede.

Die Republik Venedig hatte den berühmten Mathematiker und Astronomen mit vielen Gunstbezeugungen erfreut, und wenn Galilei hätte ahnen können, was später sich begeben würde, so würde er auch wohl Pavia nicht

verlassen haben, wo ihm die vollste Freiheit für seine Forschungen gelassen ward. Aber der Großherzog von Toskana, Kosmus II., sein Landesherr, wollte durchaus den Galilei als „großherzoglichen Mathematiker" in Florenz um sich sehen; er versprach dem Naturforscher die unbedingteste Muse und Unterstützung für seine astronomischen Beobachtungen, und Galilei folgte dem Rufe. Sein großherziger Beschützer schien die sicherste Gewähr dafür, daß er nun sein Leben ganz der Verkündigung der Wahrheit widmen könnte; doch die Geistlichkeit in Toskana dachte anders. Sie stellte seine Entdeckungen in Abrede, schalt ihn einen Gottvergessenen und feindete ihn auf alle Weise an. Dem Klerus schien durch solche Naturforscher wie Galilei der Glaube an die kirchlichen Dogmen gefährdet und der freien Wissenschaft zu viel eingeräumt. Galilei ward beim heiligen Stuhl angeklagt, daß er Lehren verbreite, welche den Worten der heiligen Schrift geradezu widersprächen. Alsbald folgte eine Vorladung vor die Inquisition zu Rom. Der Großherzog von Toskana fühlte sich zu sehr von Rom abhängig, um öffentlich die Partei seines geschätzten Mathematikers zu nehmen; aber insgeheim suchte er für den Beklagten die Gemüter der Kardinäle günstig zu stimmen. Das aus lauter Theologen zusammengesetzte Kollegium, das den Galilei richten sollte, that den Ausspruch: „Die Erde steht im Mittelpunkt der Welt, und zwar fest; die entgegengesetzte Meinung ist abgeschmackt, philosophisch unrichtig und ketzerisch." Doch wurde Galilei für diesmal mit einem bloßen Verweise entlassen, mußte aber versprechen, seine verdammte Meinung ein für allemal aufzugeben. Um Rache an seinen bornierten Richtern zu nehmen, kehrte Galilei mit dem Vorsatze nach Florenz zurück, seine „Gespräche" zu schreiben, worin er drei Personen über die brennende Frage verhandeln ließ. Simplicius hieß der eine, welcher, ein Anhänger der aristotelischen Philosophie, nur das ptolemaische Weltsystem anerkennen, von einer Achsendrehung der Erde aber durchaus nichts wissen wollte. Salviati und Sagredo (die beiden Freunde Galileis) hießen die beiden andern Sprecher, die als gebildete Laien eingeführt werden, welche an keinem Systeme hängen und keine Vorurteile mitbringen, dagegen alles prüfen, bevor sie es annehmen. Gegen diese ereifert sich Simplicius ganz in der Weise der Scholastiker und weiß immer nur mit der Autorität des Aristoteles seine Aussagen zu stützen. Diese so berühmt gewordenen Gespräche wurden unter dem Titel: „Dialogo di Galileo Galilei, dove ne congressi di quattro giornate si discorre de due massimi sistemi, Tolemaico e Copernicano" (Florenz, 1632) herausgegeben*).

Zuerst mußte die Erlaubnis der Zensur eingeholt werden. Galilei reiste im Jahre 1630 nach Rom, legte sein Werk dem Zensor dreist als eine Sammlung wissenschaftlicher Kontroversen zur Unterhaltung und zum Scherz geschrieben vor, und der Prälat, welcher mit den eifrigen Reden des Simplicius zufrieden sein mochte, erteilte die nachgesuchte Erlaubnis. Als der

*) Dialog über die zwei größten Systeme der Welt, das ptolemaische und kopernikanische.

Verfasser diese in Händen hatte, bat er sich das Manuskript wieder aus, um es in Florenz drucken zu lassen. Dadurch ward das Mißtrauen des Zensors erregt, der nun seinerseits das imprimatur wieder zurückzog, so daß Galilei sein Werk nun ohne römische Zensur in Florenz zum Druck brachte. Kaum aber war das Werk erschienen, als der Sturm losbrach. Die Angegriffenen merkten die Ironie; besonders wütete Scipione Chiaramonti, Lehrer der Philosophie zu Pisa; auch Papst Urban VIII., der früher ein Verehrer Galileis gewesen, wurde nun sein unversöhnlicher Verfolger, da ihn die Mönche zu überreden wußten, er sei unter dem Simplicius gemeint, und es spotte seiner Einfalt, daß er den Druck eines so anstößigen Buches erlaubt habe. Unter solchen Umständen ward es den Widersachern Galileis leicht, ihn den schimpflichsten Mißhandlungen preiszugeben, da überdies noch sein Gönner, Kosmus II., gestorben und die Regierung in die Hände des jungen und schwachen Ferdinand II. übergegangen war.

Es trat abermals eine Versammlun gvon Kardinälen, Mathematikern und Mönchen, sämtlich dem Naturforscher feindlich gesinnt, zusammen; diese untersuchten seine Schrift, verdammten sie als höchst gefährlich und beschieden ihn abermals vor das Inquisitionsgericht zu Rom. Galilei, ein Greis von neunundsechzig Jahren und noch dazu krank, mußte in Person sich stellen und durfte die Reise nicht aufschieben. Sobald er in Rom angekommen war, besuchte ihn Pater Lancio, der oberste Kommissär des Inquisitionsgerichts, um ihn auf gütlichem Wege zum Widerruf seiner Lehren zu bewegen. Galilei sprach: Ich bin gern dazu bereit, wofern mir bewiesen wird, daß ich Unrecht habe! Dies vermochte Pater Lancio nicht, und da er durch die Gründe des Astronomen sehr in die Enge getrieben ward, rief er fast wütend: Terra autem stabit in aeternum, quia terra in aeternum stat! (Die Erde wird in Ewigkeit stillstehen, weil die Erde ewig stillsteht!) Das Inquisitionsgericht wollte ebensowenig als Pater Lancio auf wissenschaftliche Gründe hören und hatte als einziges Argument bloß die Stelle in Bereitschaft, wo es in der Bibel bei Josua heißt: „Sonne, stehe still zu Gibeon, und Mond im Thal Ajalon!"

Galilei, körperlich angegriffen und erwägend, daß an diesem Ort keine Verteidigung möglich sei, war schwach genug, vor unwissenden Mönchen und neidischen Gelehrten (am 22. Juni 1633) seine „ketzerische Meinung" mit folgenden Worten abzuschwören: „Ich, Galilei, der ich in mein siebzigstes Lebensjahr trete, als Gefangener zu den Füßen Eurer Eminenzen liege und das heilige Evangelium mit meiner Hand berühre: verfluche, verschwöre und verabscheue hiermit den Irrtum und die Ketzerei von der Bewegung der Erde." Nach dieser Abschwörung soll er, mit dem Fuße stampfend, halblaut die Worte gerufen haben: E pur si muove! (und doch bewegt sie sich!) Diese Sage, die erst in späterer Zeit sich bildete, stimmt durchaus nicht zu dem würdelosen, schwachen Betragen, das er seinen Richtern gegenüber beobachtete und das vielleicht für ihn am zuträglichsten war. Sein Buch aber wurde als ketzerisch verboten und der Verfasser auf unbestimmte Zeit zur

Gefängnisstrafe verurteilt. Und doch war schon längst zuvor das kopernikanische System von vielen frommen Gliedern der katholischen Kirche angenommen worden, und sogar mehrere Prälaten hatten es öffentlich verteidigt. Kurz vor der ersten Verfolgung Galileis hatte ein neapolitanischer Edelmann, Vizenzio Karaffa, ein auch durch seine Frömmigkeit ausgezeichneter Mann, einen gelehrten Karmelitermönch ersucht, Namens Foscari, das neue System des Weltalls zu erläutern, und dieser hatte in einer Flugschrift mit der größten Freimütigkeit die Partei des kopernikanischen Systems genommen. An dem gelehrten und gründlichen Forscher Galilei wollte man aber ein Exempel statuieren. Er wurde seiner Freiheit beraubt. Drei Jahre lang sollte er wöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen Davids beten. Doch blieb er, da mehrere hohe Personen für ihn baten, nur vier Tage im Kerker und wurde dann in den Palast des toskanischen Gesandten geführt, wo es ihm nicht an Bequemlichkeit fehlte. Auch war man so gnädig, an die Stelle der Kerkerstrafe die Verweisung in den bischöflichen Palast zu Siena treten zu lassen. Dort setzte er seine Forschungen über den Widerstand der festen Körper fort. Nach fünf Monaten ward ihm gestattet, seine Wohnung in dem Kirchspiel von Arcetri, nahe bei Florenz, zu nehmen, um seiner Familie näher zu sein. Aber Florenz selber durfte er noch nicht betreten.

Rüstig hatte er seine Forschungen über die Bewegung der Himmelskörper wieder aufgenommen; doch ward er seines Lebens nicht mehr recht froh. Es folgte ein trauriges Schicksal auf das andere. Kaum war er in seine Wohnung zu Arcetri zurückgekehrt, so ward seine Lieblingstochter Maria von einer gefährlichen Krankheit ergriffen, die sie in kurzer Zeit hinraffte. Er selbst wurde von verschiedenen Leiden des Alters heimgesucht. Seit dem Herbst 1637 war sein rechtes Auge erblindet, im folgenden Jahre auch das linke Auge mit dem gleichen Übel befallen. Endlich versagten auch die Ohren ihren Dienst, und dennoch blieb der Greis thätig mit seinem rastlosen Geiste. „In meiner Finsternis," schreibt er vom Jahre 1638, „grüble ich bald diesem, bald jenem Gegenstande der Natur nach, und kann meinen nie rastenden Kopf nicht zur Ruhe bringen, so sehr ich es auch wünsche. Diese immerwährende Thätigkeit meines Geistes raubt mir fast ganz den Schlaf." Er starb am 8. Januar 1642, im Geburtsjahre Newtons, im achtundsiebzigsten Jahre seines Alters, in den Armen seines jüngsten und dankbarsten Schülers, Vizenzo Viviani. Sein Körper wurde in der Kirche St. Croce in Florenz beigesetzt, wo ihm ein Jahrhundert später (1737) neben Michel Angelo ein prächtiges Denkmal errichtet ward.

Galilei war klein von Gestalt, sonst aber von festem Körperbau. Seine Gesichtsbildung war einnehmend, sein Umgang sehr munter und angenehm, seine Gastfreundschaft stets warm und herzlich. Obgleich er sehr einfach lebte, fand er doch Geschmack an einem Glase guten Weins, und selbst in seiner letzten Lebenszeit war er besorgt, die Ehre seines guten Weinkellers aufrecht zu erhalten. Sein ganzes Leben hindurch blieb er ein Liebhaber der Musik, Malerei und Poesie. Er schrieb einen höchst fließenden und

bündigen Stil. Den Ariosto konnte er auswendig und zog ihn weit dem Tasso vor, den er scharf kritisierte. Seine Bibliothek war sehr klein; sein bestes Buch, sagte er, sei die Natur.

Die vollständige Ausgabe von Galileis Werken erschien zu Mailand (1803) in 13 Bänden; enthielt aber doch manche Lücken, die erst in der neuesten, 1842 begonnenen: Le Opere di Galileo Galilei prima edizione completa etc., von Professor Alberi in 16 Bänden veranstaltet, beseitigt wurden.

Isaak Newton*).

Zu Woolsthorpe, einem Dörfchen in der englischen Grafschaft Lincolnshire, wo die Familie ein kleines Landgut besaß, ward Newton gerade ein Jahr nach dem Tode Galileis am 25. Dezember 1642 alten Stils geboren. Wie Kepler war auch Newton eine Frühgeburt; auch er kam so schwächlich zur Welt, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Der Vater war schon vor seiner Geburt in einem Alter von sechsunddreißig Jahren gestorben; mit desto größerer Sorgfalt wachte nun die Witwe über ihrem zarten Pflegling, der auch überraschend gut gedieh. Als sich Frau Newton drei Jahre nach dem Tode ihres Mannes mit Barnabas Smith, Pfarrer zu North-Witham unweit Woolsthorpe verehelichte, vertraute sie ihr Kind der Obhut ihrer eigenen Mutter. Der Knabe wuchs heran, besuchte die Elementarschulen des Kirchspiels und wurde in seinem zwölften Jahre auf die lateinische Schule des Städtchens Grantham gebracht, wo man ihn zu einem Apotheker, Namens Clark, in Kost und Wohnung gab. Es giebt phantasiereiche Naturen, die wegen der Flüchtigkeit ihres Geistes im Unterricht unaufmerksam und lässig sind: es giebt aber auch denkende Naturen, die, weil sie selbständig sind und alles verarbeiten wollen, auch als unaufmerksame Schüler erscheinen. Zu letzteren mochte der junge Newton gehören, der in der ersten Zeit immer der unterste blieb und für den Unterricht wenig empfänglich schien. Ein über ihm sitzender Knabe weckte ihn etwas unsanft aus seiner Träumerei, indem dieser ihn mit der Faust so hart an den Leib stieß, daß der arme Newton mehrere Tage die heftigsten Schmerzen fühlte. Nun entschloß er sich, es koste, was es wolle, von seinem niederen Platze sich emporzuarbeiten, und es dauerte auch nicht lange, da war er der erste in seiner Klasse. Bald ward ihm ernste, nützliche Thätigkeit zum Bedürfnis, auch in den Erholungsstunden, wo seine Genossen mit Spielen sich unterhielten. Er verschaffte sich allerlei

*) Sir Isaak Newtons Leben nebst Darstellung seiner Entdeckungen von Sir David Brewster ꝛc., übersetzt von B. M. Goldberg, mit Anmerkungen von H. W. Brandes (Leipzig, 1833). Vergl. den Artikel von Biot in der Biographie Universelle und Fr. Aragos sämtliche Werke, deutsch von Dr. Hankel (Leipzig, 1855) III.

Werkzeuge, als Sägen, Beile, Hammer und dergl., für seine mechanischen Arbeiten, und bald hatte er eine Windmühle, eine Wasseruhr und einen Wagen verfertigt, der von einer darin sitzenden Person in Bewegung gesetzt werden konnte.

Als nämlich in der Nähe von Grantham eine Windmühle gebaut wurde, lief Isaak, so oft er abkommen konnte, hinaus, um den Arbeiten der Werkleute zuzuschauen, und er hatte sich auch so gut den Bau der Maschinerie gemerkt, daß er ein künstliches Modell anfertigte, welches die allgemeine Bewunderung erregte. Der Apotheker setzte die Miniaturwindmühle auf den First seines Hauses, und der Wind brachte sie vollkommen in Bewegung. Nicht zufrieden damit, kam der kleine Werkmeister noch auf die Idee, ob ein solches Werk nicht durch tierische Kraft in Bewegung zu setzen sei. So schloß er eine Maus in seine Mühle ein, die er die „Müllerin" nannte, und welche dann durch das Betreten eines Rades die Maschine in Bewegung setzte.

Die Wasseruhr bestand in einem Kasten, den sich Newton von dem Bruder der Frau Clark erbeten hatte; wie eine gewöhnliche Stubenuhr hatte sie ein Zifferblatt, dessen Zeiger durch ein Stück Holz herumgedreht wurde, welches durch die Wirkung tropfenden Wassers stieg oder fiel. Sie stand in seinem Schlafzimmer, und er versah sie jeden Morgen mit der nötigen Wassermenge.

Das mechanische Fuhrwerk war ein Karren mit vier Rädern, der vermittelst einer Handhabe, die eine darin sitzende Person herumdrehte, in Bewegung gesetzt wurde, aber freilich nur auf ebener Erde zum Fahren sich eignete.

Den Mitschülern gab er Anleitung zur Verfertigung von Papierdrachen und verfuhr dabei sehr genau, um die rechte Form und Proportion zu bestimmen. Auch machte er Laternen von Papier, die ihm zur Winterszeit auf seinem Gange zur Schule leuchten mußten, und bei dunkler Nacht befestigte er zuweilen solche Laternen an den Schweif seines Drachen, um den gemeinen Mann glauben zu machen, daß es Kometen wären.

Zu diesen Liebhabereien kam noch das Zeichnen und Versemachen. Die Wände in Isaaks Zimmer wurden mit Kohlenzeichnungen von Tieren, Menschen, Schiffen und mathematischen Figuren bedeckt, die alle sehr gut gezeichnet waren. Unter dieses oder jenes Porträt kamen dann auch wohl erklärende Verse zu stehen. Für ein Fräulein Storey, das in dem Hause des Herrn Clark wohnte und für welches der junge Newton zärtliche Freundschaft hegte, verfertigte er auch Schränke und kleine Toilettensachen, so daß keine Minute des Tages verging, die nicht durch Thätigkeit ausgefüllt wurde. Ein Werk führte ihn auf ein anderes. So mochte ihn die Unvollkommenheit seiner Wasseruhr auf die genauere Zeiteinteilung führen, wie sie durch die Sonne geregelt wird. In dem Hofraum des Hauses, wo er wohnte, verfolgte er die abwechselnde Bewegung der Sonne an den Wänden und Dächern der Gebäude und bezeichnete vermittelst eingesteckter Pflöcke die stündlichen und halbstündlichen Punkte.

Newton hatte sein fünfzehntes Jahr erreicht und in den Studien große Fortschritte gemacht, als der Pfarrer Smith (1656) starb und die Witwe

mit ihren drei Kindern wieder nach Woolsthorpe zog. Bei ihrer eingeschränkten Lage erschien es wünschenswert, daß Isaak die Verwaltung der kleinen Meierei übernähme, und die Mutter berief ihn zu sich. Um ihn an zwei der für den Landmann wichtigsten Geschäfte, das Einkaufen und Verkaufen zu gewöhnen, schickte sie ihn des Sonnabends nach Grantham auf den Markt, dort Getreide und andere Produkte des Landguts abzusetzen und das für die Familie Nötige einzukaufen. Zu seinem Beirat ward ihm ein alter treuer Diener mitgegeben. Sie pflegten im Gasthof zum Mohrenkopf einzukehren; aber kaum waren sie von ihren Pferden, als der junge Philosoph seinem Mentor alles überließ und sich eiligst in sein Dachstübchen begab, wo ihm ein Haufen Bücher des Herrn Clark eine erwünschte Unterhaltung gewährte, bis nach vollbrachtem ökonomischen Geschäfte der alte Diener erschien und zur Rückfahrt antrieb. Zuweilen fuhr dieser auch ganz allein in das Städtchen und Isaak blieb hinter einem Busche liegen, um in einem mathematischen Buche zu studieren, das ihm wichtiger war als alle Kornsäcke seiner Mutter. Als die gute Frau sah, daß ihr Erstgeborner sich schlechterdings nicht zur Landwirtschaft bequemen wollte, und ihr Bruder, der Pfarrer W. Aiscough, auch zum Studieren riet, ward Isaak wieder nach Grantham geschickt, um sich dort einige Monate lang auf das Trinity Kollegium zu Cambridge vorzubereiten, welche Universität er, achtzehn Jahre alt, bezog (1661).

Im Vergleich mit andern Studenten war Newton sehr mangelhaft vorbereitet und seine Kenntnisse waren lückenhaft, aber er hatte — was auf Schulen nicht eben häufig gelehrt wird, beobachten und selbst denken gelernt, die Kraft, auf eigenen Füßen zu stehen, ausgebildet und machte darum außerordentlich rasche Fortschritte. Dr. Barrow, einer der gründlichsten Mathematiker seiner Zeit, erkannte des Jünglings Talent und zog ihn zu sich herauf, während der Schüler sich durch Studium von Saundersons Logik und Keplers Optik auf den Unterricht dieses Lehrers vorbereitete, den er bald überflügelte, so daß Barrow in dem Vorwort zu seinen optischen Vorlesungen, die er 1669 herausgab, bereits seinem Kollegen Herrn Isaak Newton dafür dankt, daß derselbe die Handschrift durchgesehen, manches Versehen berichtigt und wichtige Beiträge geliefert habe. Die Sätze des Euklid schienen dem mathematischen Genie Newtons so klar, daß er es nicht für nötig hielt, die Elementargeometrie besonders zu studieren, und mit seinem ausdauernden Fleiß ward er Herr der Geometrie des Descartes (Cartesius). Später äußerte aber Newton sein Bedauern darüber, daß er sich über die cartesischen Werke und andere algebraische Schriften hergemacht, bevor er noch die Elemente des Euklid mit jener Aufmerksamkeit studiert hatte, welche ein so herrlicher Schriftsteller verdient.

In den Büchern der Universität ist verzeichnet, daß Newton 1661 als Sub-sizer aufgenommen wurde; im Jahre 1664 ward er Student, bekam 1665 den Grad eines Baccalaureus und 1667 als Magister, 1669 entsagte Dr. Barrow, um sich ganz der Theologie widmen zu können, der Professur der Mathematik zu gunsten Newtons, der nun die glänzende Bahn der Entdeckungen und Forschungen betrat, die seinen Namen unsterblich gemacht haben.

Seine drei Hauptentdeckungen von der Methode der Fluxionen (fließenden Größen), von der Spaltung des Lichts und vom Weltgesetz der Schwere hatte Newton schon vor seinem vierundzwanzigsten Jahre gemacht, wenn er auch die Resultate erst nach und nach zur Öffentlichkeit brachte.

Als die Pest im Jahre 1666 Newton gezwungen hatte, Cambridge zu verlassen, saß er eines Tages nachdenkend im elterlichen Garten zu Woolsthorpe, und — wie man sagt — da brachte ein herabfallender Apfel ihn zu der Frage, ob diese Kraft, die alle Körper nach dem Mittelpunkte der Erde treibt, nicht dieselbe sei, welche den Mond in seiner Bahn um die Erde erhalte? Da die Schwere in den tiefsten Schachten der Erde ebenso wirksam ist, wie auf den höchsten Bergen — so fragte sich der Naturforscher —, warum sollte sie nicht auch sich weiter erstrecken auf die anderen Planeten, und die Sonne auch auf diese nicht in ähnlicher Weise wirken, wie die Erde auf den Mond? Newton verfolgte diese Idee mit Beziehung auf das dritte Keplersche Gesetz*), und fand richtig, daß die Anziehungskraft der Sonne im umgekehrten Verhältnis des Quadrats der Entfernung wirke. Als er aber die nämliche Voraussetzung auch auf den Mond anwandte, wollte die Rechnung nicht stimmen, weil die zu Grunde gelegte Größe des Erdhalbmessers noch nicht genau festgestellt war; als ein Jahrzehnt später durch die von Picard ausgeführte Messung eines Meridiangrades der Irrtum berichtigt werden konnte, nahm Newton alsdann seine Rechnung wieder vor, und er hatte nun das Vergnügen, daß auch für die Mondbewegung dasselbe Gesetz sich herausstellte. Nun lag das ganze materielle Universum offen vor seinem Blick; die Sonne mit ihren Planeten, die Planeten mit ihren Trabanten, die Kometen, welche in excentrischen Bahnen rollen, und die Systeme der Fixsterne, die sich in unabsehbare Weiten des Raumes erstrecken: — alles bewegte sich nach dem einfachen Grundgesetz, nach welchem der Apfel vom Baume zur Erde fällt.

In demselben Jahre beschäftigte sich Newton mit dem Schleifen von optischen Gläsern, die nicht sphärisch wären, um zu versuchen, ob dem Fehler der Linsen in den gebräuchlichen Fernröhren (Farbenzerstreuung und dadurch hervorgerufene Verdunkelung des Bildes) nicht abzuhelfen sei. Dies führte ihn auf nähere Untersuchung der Brechung des Lichtes überhaupt. Daß ein Lichtstrahl, wenn er aus einem dichteren Mittel in ein dünneres, z. B. aus Wasser in Luft übergeht, oder aus einem dünneren in ein dichteres, von seinem Wege abgelenkt (gebrochen) wird, wußte man schon. Es hatten bereits die größten Forscher die ganze Kraft ihres Geistes auf die Lehre vom Licht und von der Verbesserung des dioptrischen Fernrohrs gerichtet. James Gregory von Aberdeen hatte sein Spiegelteleskop erfunden; Descartes hatte die Theorie des gewöhnlichen Teleskops erläutert und Mittel zu seiner Vervollkommnung angegeben und Huygens nicht bloß die herrlichen Instrumente zustande gebracht, vermittelst deren er den Ring und die Trabanten des

*) Vergl. den II. Band.

Saturn entdeckte, sondern auch angefangen, über die Natur des Lichtes und über die Phänomene der doppelten Strahlenbrechung die erfolgreichsten Untersuchungen anzustellen. Es bedurfte nur noch eines Talentes, wie das Newtons, um den entscheidenden Schritt nach vorwärts zu thun. Er nahm ein Glasprisma und ließ in ein ganz verdunkeltes Zimmer durch eine kleine runde Öffnung eine genügende Menge Sonnenlicht darauf fallen. Das auf der weißen Wand aufgefangene „Farbenspektrum" zeigte die bekannten sieben Regenbogenfarben, aber erschien nicht mehr kreisförmig, sondern wohl fünfmal so lang als breit. Sollte die Ungleichheit im Glase die Ursache sein? Newton nahm ein zweites Prisma und hielt es so an das erste, daß das Licht durch beide gehend in entgegengesetzten Richtungen gebrochen wurde. Nun war der lichte weiße Kreis wieder da, als ob das Licht ohne weiteres aus dem kleinen Loch auf die weiße Wand gefallen wäre. Endlich nahm er ein Brett, in das ein kleines Loch gebohrt war, und stellte es dem Prisma so nahe, daß er jede einzelne Farbe nach Belieben hindurchlassen oder zurückhalten konnte; diese ließ er dann abermals durch ein Prisma und erfuhr so, daß die roten Strahlen durch das zweite Prisma weniger gebrochen wurden als die orangenfarbenen, diese weniger als die gelben u. s. f., so daß die violetten als solche erschienen, die mehr als alle übrigen gebrochen wurden. Daraus ergab sich dann mit Gewißheit, daß das weiße Licht nichts Einfaches sei, wie man bis dahin geglaubt hatte, sondern aus verschiedenfarbigen Strahlen zusammengesetzt, die nur in ihrer Vereinigung weiß erscheinen, mittelst eines Prisma aber voneinander getrennt werden können, weil jeder derselben eine verschiedene Brechbarkeit besitzt, der violette die stärkste, der rote die schwächste. Da durch das zweite, dem ersten Prisma entgegengesetzt brechende Glas die erste Brechung vernichtet ward, so mußte auch das Licht wieder so weiß erscheinen, als ob es gar nicht gebrochen sei.

Mit dieser glänzenden Entdeckung in der Lehre vom Licht eröffnete Newton seine mathematischen Vorlesungen (1669); nicht lange darauf zog er durch eine Arbeit über bessere Einrichtung der Teleskope die Aufmerksamkeit der königlichen Societät der Wissenschaften zu London auf sich, welcher er auch ein solches von ihm selbst verfertigtes Teleskop mit einem Metallspiegel überreichte; 1672 wurde er zu ihrem Mitgliede ernannt und legte ihr nun einen Teil seiner Analyse des Lichtes vor. Die verschiedene Brechbarkeit der im weißen Licht enthaltenen farbigen Strahlen muß, so schloß Newton weiter, auch bei der Brechung durch eine Glaslinse zum Vorschein kommen; die roten Strahlen, welche die schwächste Brechung erleiden, müssen sich auch der Linse am nächsten in einem Brennpunkt vereinigen, die gelben etwas weiter, die violetten am weitesten. Stellt man nun ein Fernrohr so ein, daß mittelst des Augenglases (Okulars) der Brennpunkt des violetten Lichtes deutlich erkannt wird, so sieht man weder die roten, noch die gelben Strahlen, und ähnlich, wenn man den Brennpunkt des roten oder gelben Lichtes im Auge behält. Dagegen erfolgt das Abprallen (die Reflexion) der Lichtstrahlen für die verschieden gefärbten auf gleiche Weise. Konnte man in einem Fernrohr

das Bild eines Objekts durch Spiegelung erzeugen, so mußte dasselbe deutlicher sein, als ein durch Brechung hervorgebrachtes Bild. — Mit dieser klaren Einsicht ging Newton an die Verbesserung des Spiegelteleskops.

Ein Mitglied der Societät, Dr. Hooke, unterwarf die Lehre Newtons einer scharfen Kritik, indem er von der Annahme eines alle Körper durchdringenden Äthers ausging, durch dessen wellenförmige Bewegungen (Undulationen), wenn sie die Netzhaut des Auges treffen, die Phänomene des Sehens hervorgerufen werden. Newton dagegen lehrte, daß Teilchen von unbeschreiblicher Feinheit und mit fast undenklicher Schnelligkeit von dem leuchtenden Körper fortgestoßen würden, und daß diese Teilchen, wenn sie ins Auge dringen, die Empfindung des Lichtes hervorbringen. Diese Theorie des Ausflusses oder der Emission fand auch in dem berühmten holländischen Mathematiker und Naturforscher Huygens, der sich zur Undulationstheorie bekannte, einen starken Gegner; aber Newton, der Vorteile und Nachteile beider Ansichten genau abgewogen hatte, hielt an seiner Theorie unerschütterlich fest, die auch den Angriffen Eulers widerstand, bis sie in neuerer Zeit einen bedrohlichen Stoß durch Thomas Young erhielt.

Zur Erläuterung der Differenz in den Ansichten der großen Forscher hier nur folgendes. Es hat wohl schon mancher die glänzenden Farben beobachtet, in denen die Seifenblasen schimmern, die von spielenden Knaben durch eine kleine Thonpfeife gebildet werden. Diese Farben zeigen sich immer, wenn ein durchsichtiger Körper die gehörige Dünne erlangt. So glänzt ein Tropfen Öl, den man auf das Wasser fallen und dort sich in eine höchst dünne Schicht zerteilen läßt, in schönen Regenbogenfarben. Man kann diese Irideszenz am besten beobachten, wenn man in das Wasser zuvor etwas Pottasche oder Soda gethan und darin zur Auflösung gebracht hat. Newton vermochte mit tiefem Scharfsinn aus dem Farbenspiel auf die Dicke der Seifenblase zu schließen und wies nach, daß einer gewissen Farbe auch stets eine gewisse Dicke der glänzenden Schicht entspreche. Er gelangte zu diesem Ergebnis auf folgendem Wege. Er nahm eine convexe Glasröhre von sehr schwacher Krümmung und legte eine kleine Platte glatten Glases darauf. In der Mitte, wo das Glas die Linse berührte, zeigte sich ein dunkler Punkt, rings um denselben erblickte man aber eine Reihe gefärbter Ringe. Die verschiedene Färbung dieser Ringe rührte offenbar von der verschiedenen Dicke der Luftschichten her, die sich zwischen der Linse und der auf ihr ruhenden Platte befanden. Indem nun Newton die Entfernungen dieser Ringe vom Mittelpunkte maß und den Halbmesser seiner Linse kannte, vermochte er durch einfache Berechnung die genaue Dicke der jeder einzelnen Farbe entsprechenden Luftschicht zu bestimmen und war somit im stande, durch Anwendung dieser Berechnungen auf die Seifenblase die Dicke ihrer Wand zu bestimmen.

Da das Sonnenlicht aus verschiedenen Farben zusammengesetzt ist, suchte Newton das Experiment zu vereinfachen, indem er von dem Licht einer einzelnen Farbe Gebrauch machte. Nun erschienen die Ringe einfach hell und dunkel; rings um das Centrum zog sich ein heller Ring, dann folgte ein

dunkler, hernach ein zweiter heller u. s. f. und es ward die Thatsache offenbar, daß zur Hervorbringung des zweiten dunkeln Ringes eine genau zweimal so dicke Luftschicht als die, welche den ersten dunkeln Ring erzeugte, zur Hervorbringung des dritten dunkeln Ringes eine dreimal so dicke Luftschicht erforderlich sei u. s. f. —, daß also die Dicke der den Ringen entspringenden Luftschicht in arithmetischer Progression wachse. Newton entdeckte ferner, daß die Ringe violetten Lichtes kleiner seien als die vom roten Licht, während die Zwischenfarben Ringe von Zwischendurchmessern erzeugten. Wenn man aber zusammengesetztes Licht in Anwendung bringt, erscheinen alsbald auch die Reihenfolgen von Farben.

Wie kommt es nun aber, daß die für rotes Licht erforderliche Entfernung größer ist als die für violettes Licht erforderliche? Dies vermochte Newtons Theorie nicht zu erklären, und das Phänomen ward erst klar in Thomas Youngs Lehre von den Ätherschwingungen, deren Wellen von verschiedener Breite und Geschwindigkeit auch auf der Netzhaut das Bild verschiedener Farben erzeugen. Newton meinte, das Licht bestehe aus materiellen Teilchen, die von dem Lichtkörper fortgestoßen würden, die von der Oberfläche des einen Körpers abprallten oder zum Teil oder ganz festgehalten würden. Er wandte auf die Lichtteilchen die mechanischen Gesetze der Wurfgeschosse an. Warum prallen aber diese kleinen Lichtprojektile nicht von einer Fläche weißen Papiers ab, wenn zwei Sonnenstrahlen an einem bestimmten Punkte sich kreuzen? Zur Erklärung des berühmten schon im Jahre 1665 von dem Jesuiten Grimaldi gemachten Experimentes sah sich Newton ganz außer stande. Grimaldi ließ Sonnenstrahlen durch zwei nahe bei einander angebrachte Öffnungen in einen dunklen Raum eindringen und richtete seinen Versuch so ein, daß die hellen Punkte, welche von den Sonnenstrahlen auf einem Schranke sich bildeten, einander überdeckten. Da, wo diese Überdeckung stattfand, bemerkte er immer einen dunkeln Punkt, der alsbald verschwand, wenn einer der beiden Strahlen unterbrochen ward. Solchergestalt ward die erstaunliche Thatsache festgestellt, daß unter Umständen Licht zu Licht gebracht, Dunkelheit erzeugen könne. Grimaldi bemerkte auch gefärbte Fransen rund um die Ränder der von dünnen Körpern geworfenen Schatten, und auch rund um die Ränder der von dünnen Sonnenstrahlen in einem dunkeln Zimmer hervorgebrachten Lichtstellen. Aus diesen Versuchen schloß er, das Licht könnte wohl durch Undulationen hervorgebracht werden — aber seine Versuche wurden von den Physikern außer acht gelassen, und erst fast anderthalb Jahrhunderte später wurden diese und ähnliche Erscheinungen, die Ringe Newtons eingeschlossen, durch die von Thomas Young aufgestellte Lehre von der Interferenz der Lichtstrahlen mit Erfolg zur Klarheit gebracht. Young zeigte, daß, wie zwei Wellen im Wasser sich kreuzend sich aufheben, wie in gleicher Weise auch Schallstrahlen sich gegenseitig heben oder teilweis und ganz vernichten können: so auch Lichtwellen sich in ihrem Nacheinander oder Ineinander und Kreuzen verschieden modifizieren; daß zwei Strahlen, die sich kreuzen, sich nicht immer an dem Punkte ihres Zusammentreffens vernichten,

sondern sich schwächen oder verstärken je nach den Unterschieden der von den Strahlen durchlaufenen Wege*). Da die Wellen violetten Lichtes kürzer sind als diejenigen des roten, so ist im ersteren Falle eine geringere Dicke der Luftschicht zur Hervorbringung des Wegeunterschiedes erforderlich als in letzterem Falle; deshalb wird bei einer geringeren Entfernung vom Kern der Linse die eigentliche Dicke erreicht. Darum sind auch die violetten Ringe kleiner als die roten. Ist die Dicke der Schicht von der Art, daß die zwei von ihrer oberen und unteren Fläche reflektierten Strahlen in ihren Wegen um eine halbe Wellenbreite abweichen, so geraten (wie beim Schalle) die beiden Wellensysteme in Disharmonie, ein Strahl zerstört den anderen, und so erscheinen denn, wie wir von dem Kern der Linse aus auf Dicken stoßen, die abwechselungsweis gleich sind einer ungeraden und geraden Zahl von Halbwellen, auf hellere und dunklere Ringe.

Daß Youngs Entdeckungen an den Untersuchungen Newtons einen bedeutenden Anknüpfungspunkt fanden, geht schon aus den vorstehenden kurzen Andeutungen hervor. Die Wissenschaft ist ein großes Werk, an welchem die Tausende großer und kleiner Forscher gemeinsam arbeiten.

Gelehrte Streitigkeiten waren nicht des großen Newton Sache; sie beengten sein Gemüt und verstimmten ihn. Mitunter hatte er große Mühe seiner Aufwallungen Herr zu werden. Doch ließ er sich keineswegs von seiner Bahn ablenken, und schon im Jahre 1687 trat sein großes Werk: „Philosophiae naturalis principia mathematica“ (die mathematischen Grundsätze der Philosophie der Natur) ans Licht, worin er eine solche Fülle der erhabensten und tiefsten Gedanken niedergelegt hatte, daß nur wenige seiner Zeitgenossen im stande waren, es ganz zu verstehen und zu würdigen.

Die mathematischen Grundsätze des Newtonschen Systems fanden bald auf den meisten englischen Hochschulen Eingang, und die neuen Lehrsätze der Physik wurden eifrig studiert und dem Publikum durch verschiedene Vorlesungen zugänglich gemacht. Der berühmte Locke, welcher aus Mangel an mathematischen Kenntnissen die Principia zu verstehen nicht fähig war, fragte Huygens, ob alle in diesem Werke enthaltenen mathematischen Sätze richtig wären. Als ihm versichert worden, daß er sich auf die Richtigkeit derselben verlassen könne, nahm er sie als ausgemacht an und prüfte sorgfältig die aus ihnen hervorgehenden Schlüsse.

Unterdessen sollte das Leben des gelehrten Physikers auch politische Bedeutung erhalten. Der König Jakob II. wollte die vormalige Oberherrlichkeit des katholischen Glaubens wieder herstellen und fing an, die Rechte und wohlerworbenen Privilegien seiner protestantischen Unterthanen anzugreifen. Zu seinen widerrechtlichen Handlungen gehörte auch die, daß er an die Universität zu Cambridge einen Befehl ergehen ließ, den Pater Franziskus, einen unwissenden Mönch des Benediktinerordens, zum Grade eines Magisters zu

*) Vergl. in der Biographie Frauenhofers (siehe weiter unten) die dort gegebene Zeichnung.

erheben und dabei ihm den herkömmlichen Eid zu erlassen. Die Universität protestierte, und Newton trug durch seine Festigkeit nicht wenig dazu bei, daß der König seinen Befehl zurücknehmen mußte. Bald darauf ward Newton zum Parlamentsmitglied für die Universität Cambridge erwählt und stimmte in gleich liberaler Weise für die Bill, welche die Thronerledigung proklamierte. Sein Freund, Karl Montague, nachheriger Graf von Halifax, zeigte in dieser Parlamentsversammlung solche Rednertalente und Sachkenntnisse, daß er zum Kommissionär des Schatzes und Geheimen Rat ernannt und 1694 zum Kanzler des Finanzkollegiums befördert wurde. Als solcher ging er damit um, die gangbare, sehr verfälschte Münze umzuprägen und sie in ihrem eigentümlichen Wert wieder herzustellen. Trotz allem Widerstand, den diese Reform hervorrief, führte er sie doch durch, und die Männer, welche er dabei zu Rate zog, waren Newton, Locke und Halley, und da der bisherige Aufseher der Münze beim Zollamt angestellt wurde, ergriff der Minister die Gelegenheit, seinem Freunde und Lande zugleich zu dienen, indem er Newton zu dem wichtigen Posten empfahl (1696). Der König genehmigte die Anstellung, und Newton gab nun seinen mathematischen und chemischen Kenntnissen eine durchaus praktische Richtung. Im Jahre 1699 wurde er zum Münzmeister befördert und genoß als solcher eines sehr bedeutenden Einkommens. Er bewies sich aber auch in seiner neuen Stellung höchst thätig und treu. Zugleich begann sein wissenschaftlicher Ruf immer mehr sich auszubreiten, und er ward von allen Seiten mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Die Pariser Akademie ernannte ihn zu ihrem auswärtigen Mitgliede; die Universität Cambridge wählte ihn (1701) zum zweitenmal zu ihrem Parlamentsdeputierten; zwei Jahre darauf ward er Präsident der Londoner Societät und 1705 erhob ihn die Königin Anna zum Ritter.

Als Georg I. im Jahre 1714 auf den großbritannischen Thron gelangte, wurde Sir Isaak Newton der Gegenstand des Interesses am Hofe. Seine hohe Stellung in der Verwaltung, sein glänzender Ruhm, sein fleckenloser Charakter — und vor allem seine ungeheuchelte Frömmigkeit zogen die Aufmerksamkeit der Prinzessin von Wales (nachherigen Königin und Gemahlin Georgs II.) auf ihn. Diese Dame, die einen hochgebildeten Geist besaß, fand das größte Vergnügen in der Unterhaltung mit Newton und in der Korrespondenz mit seinem großen deutschen Nebenbuhler Leibnitz. Sie äußerte sich oft, daß sie sich glücklich fühle, in einer Zeit zu leben, wo sie der Unterhaltung eines so großen Genies zu genießen fähig wäre. Leibnitz aber griff in seiner Korrespondenz mit der Prinzessin die Newtonschen Lehren an vielen Punkten an, und als der König von diesen Angriffen hörte, sprach er den Wunsch aus, daß Sir Isaak Newton eine Widerlegung entwerfen möchte. Er trat demnach in die Schranken über den mathematischen Teil des Streites und überließ den philosophischen Teil desselben seinem treuen Anhänger Dr. Clark. So entspann sich eine Korrespondenz, welche von der Prinzessin mit der größten Teilnahme verfolgt wurde, und die ihre Achtung gegen Newton keineswegs schwächte. Im Jahre 1716 legte Leibnitz den englischen Geometern

eine schwierige analytische Aufgabe vor, um — wie er sagte — ihnen an den Puls zu fühlen. Newton, der sie abends vier Uhr, als er sehr ermüdet von der Münze heim kam, vorfand, machte sich gleich darüber her und hatte sie noch vor dem Schlafengehen gelöst.

Doch dies war auch seine letzte mathematische Anstrengung. Die letzten zehn Jahre seines Lebens widmete er außer seiner amtlichen Thätigkeit fast nur theologischen Studien, zu denen sein frommer Sinn sich schon längst hingeneigt hatte. Inwiefern zu dieser Richtung eine durch seine früheren außerordentlichen Anstrengungen des Geistes herbeigeführte Schwächung der Nervenkraft mitwirkte, ist schwer zu entscheiden. Schon im Jahre 1693, als ein in seinem Arbeitszimmer entstandenes Feuer mehrere wertvolle Manuskripte verzehrt hatte, war ein Zustand geistiger Abspannung eingetreten, der aber auch seinen natürlichen Grund in den vielen Nachtwachen hatte. Newton schrieb damals an Locke: „Als ich im vergangenen Winter zu oft bei meinem Feuer schlief, gewöhnte ich mir eine schlechte Art zu schlafen an, und eine Krankheit, welche diesen Sommer epidemisch war, brachte mich noch mehr aus der Ordnung, so daß ich, als ich an Sie schrieb, in vierzehn Tagen in keiner Nacht eine Stunde und seit fünf Tagen keinen Augenblick geschlafen habe.“ Wie oft hatte der große Mann über seine Studien Essen und Trinken vergessen! So erklärlich also auch die verminderte Energie seines Forschungstriebes in seinen späteren Jahren sein mag, so darf doch der fromme Grundzug seines Charakters nicht außer acht gelassen werden, der ihn trieb, in dem Buch der Offenbarung den persönlichen Gott, der sich in Jesu Christo geoffenbart, zu suchen und festzuhalten. So tief auch seine Schriften über die Prophezeiungen des Daniel und der Apokalypse unter seinen naturhistorischen Werken stehen, so bleiben sie doch ein ehrenvolles Denkmal für den religiösen Charakter des Naturforschers und Philosophen, der freilich nicht in allen Richtungen genial sein konnte. Auch vermag ja der Engländer viel leichter als der Deutsche die freieste Naturforschung mit dem festesten Bibelglauben zu vereinen.

In geselliger Beziehung zeigte Newton stets eine große Ruhe und heitere Milde, er war gesprächig und mitteilend, und nur im Kreise seiner Verwandten überließ er sich zuweilen stundenlang dem stillen Nachsinnen. Wenn ihn eine zu lösende Aufgabe beschäftigte, kam es wohl vor, daß er, vom Schlafe erwachend und im Begriff sich anzukleiden, noch auf dem Bette sitzen blieb, bis er mit der Lösung zustande gekommen war. Lichtenberg, der im Jahre 1774 und 1775 in London war, berichtet, daß er dort einen sehr bejahrten Mann kennen gelernt habe, der mit einem Bedienten Newtons in genauem Verhältnisse gestanden hatte. Dieser habe ihm erzählt, daß Newtons Bedienter, wenn er seinem Herrn morgens das Frühstück brachte, ihn oft noch in eben der Stellung sitzend gefunden habe, wie er ihn abends verlassen hatte. — Bei den unerschöpflichen Gedanken, die an Newtons Seele vorüber gingen, war es leicht erklärlich, daß er oft die Zeit vergaß. Auf die Frage seines Freundes Halley, wie er es nur angefangen habe, so viele und große Entdeckungen gemacht zu haben, antwortete er: „Indem ich unablässig

darüber nachdachte", und bei einer andern Gelegenheit äußerte er, daß, wenn er etwas Bedeutendes geleistet habe, er dieses nur seinem anhaltenden Fleiß und seiner Geduld zu verdanken glaube. Seine Bescheidenheit blieb sich immer gleich, und noch kurz vor seinem Tode äußerte er: „Ich weiß nicht, wie ich der Welt erscheine; aber mir selbst komme ich vor wie ein Knabe, der am Meeresufer spielt und sich damit belustigt, daß er dann und wann einen glatten Kiesel oder eine schöne Muschel findet, während der große Ozean der Wahrheit unerforscht vor ihm liegt." Er war so bescheiden, weil er so gründlich war.

Während der letzten zwanzig Jahre, die er in London zubrachte, ruhte die Sorge seines Hauswesens auf seiner schönen und gebildeten Nichte, welche auf Kosten ihres Oheims erzogen worden war, und nach dem Tode ihres ersten Mannes, des Obristen Barton, sich an Herrn Conduit verheiratet hatte und fortwährend mit ihrem Manne in Newtons Hause wohnte bis an seinen Tod. Newton war sehr einfach in Diät und Kleidung, hielt aber auf Wohlanständigkeit, hatte Equipage und eine Bedienung von drei männlichen und drei weiblichen Personen. Seine Freigebigkeit und Mildthätigkeit war unbegrenzt; er verwendete einen beträchtlichen Teil seiner Einkünfte zur Unterstützung der Armen, zur Hilfe für seine Verwandten und zur Aufmunterung unbemittelter Gelehrten. Er äußerte sich oft, daß diejenigen, welche erst nach ihrem Tode zu geben anfangen, eigentlich gar nichts geben.

Mit dem Anfang des achtzigsten Lebensjahres stellten sich Steinbeschwerden und bald darauf Gichtanfälle ein; die heftigsten Schmerzen der Krankheit ertrug er aber mit der größten Geduld. Noch im letzten Jahre seines Lebens präsidierte er einer Sitzung der königlichen Societät, am 28. Februar 1727; den 18. März, Sonnabends, las er noch die Zeitungen und unterhielt sich ziemlich lange mit Dr. Mead, aber um sechs Uhr abends verlor er das Bewußtsein und blieb in diesem Zustande den ganzen Sonntag bis Montag den 20. März, wo er zwischen ein bis zwei Uhr des Morgens in einem Alter von fünfundachtzig Jahren verschied.

Als der Hof den Tod des großen Mannes erfuhr, verordnete der König, daß — wie es bei Personen von höchstem Range üblich — der Leichnam auf einem Paradebette ausgestellt und dann in der Westminster-Abtei beigesetzt werden sollte, wohin er in feierlichstem Trauerzuge geleitet wurde. Das Leichentuch trugen der Lord-Ober-Kanzler, die Herzöge von Roxburgh und Montrose und die Grafen von Pembroke, Sussex und Macclesfield, welche Mitglieder der königlichen Societät waren. Nahe am Eingange in das Thor zur linken Seite fanden die irdischen Reste Newtons ihre Ruhestätte. Seine Verwandten und Erben beschlossen, ihm ein würdiges Denkmal zu errichten, und der Dechant und das Kapitel von Westminister bestimmten dazu eine Stelle in dem ansehnlichsten Teile der Abtei, die bis dahin manchem Vornehmen des englischen Adels verweigert worden war. Dieses Denkmal ward 1731 errichtet. An der Fronte eines auf einem Fußgestell ruhenden Sarkophages sind in halb erhabener Arbeit Jünglinge dargestellt, die in den

Händen Embleme von Newtons Hauptentdeckungen halten. Einer hält ein Prisma, ein anderer ein Spiegelteleskop, ein dritter wägt die Sonne und die Planeten mit einer Schnellwage, ein vierter ist um einen Schmelzofen beschäftigt, und zwei andere tragen neugeprägte Münzen. Auf dem Sarkophag ist Newton in ruhender Lage, mit dem Ellbogen auf mehrere seiner Schriften gestützt, angebracht; zwei vor ihm stehende Jünglinge halten eine Rolle, worauf astronomische Zeichnungen zu sehen sind. Hinter dem Sarkophag ist eine Pyramide, aus deren Mitte ein Globus hervorschaut, auf dem mehrere Konstellationen verzeichnet sind, um den Gang des Kometen von 1680 zu zeigen, dessen Periode Newton bestimmt hatte, desgleichen der Kolur der Sonnenwende, nach der Angabe des Hipparchus, vermittelst dessen Newton versucht hatte, in seiner Chronologie die Zeit der Argonautenfahrt zu bestimmen. Die Astronomie, als Königin der Wissenschaften, sitzt weinend an dem Globus mit dem Zepter in der Hand; auf der Spitze der Pyramide ragt ein Stern hervor. Die Grabschrift lautet also:

Hic situs est
Isaacus Newton, Eques auratus,
Qui animi vi prope divina
Planetarum motus, figuras,
Cometarum semitas, Oceanique aestus,
Sua Mathesi facem praeferente,
Primus demonstravit.
Radiorum Lucis dissimilitudines,
Colorumque inde nascentium proprietates,
Quas nemo antea vel suspicatus erat, pervestigavit,
Naturae, Antiquitatis, S. Scripturae
Sedulus, sagax, fidus Interpres,
Dei Opt. Max. Majestatem philosophia asseruit,
Evangelii simplicitatem moribus expressit.
Sibi gratulentur Mortales, tale tantumque extitisse
Humani Generis Decus
Natus XXV. Decemb. MDCXLII, Obiit XX. Mar.
MDCCXXVII.

Zu deutsch:

Hier ruht
Der Ritter Sir Isaak Newton,
Welcher durch fast göttliche Geisteskraft
Der Planeten Bewegung, Gestalten,
Der Kometen Bahnen, des Ozeans Ebbe und Flut,
Indem seine Mathematik ihm den Weg zeigte,
Zuerst darlegte;
Der Lichtstrahlen Ungleichheiten,
Der daraus entstehenden Farben Eigentümlichkeiten,
Die keiner vorher auch nur gemutmaßt hatte, erforschte.

Der Natur, der Altertümer, der heiligen Schrift
Fleißiger, scharfsinniger und treuer Erklärer,
Des Allmächtigen Gottes Majestät verherrlichte er in seiner Philosophie,
Die Einfalt des Evangelii zeigte er in seinem Wandel,
Mögen die Sterblichen sich freuen, daß unter ihnen lebte
Diese Zierde des Menschengeschlechts.
Geboren den 25. Dezember 1642, gestorben den 20. März 1727.

Zu gleicher Zeit ward im Tower zu Ehren Newtons eine Denkmünze geschlagen; auf der einen Seite sein Bildnis mit dem Motto: Felix cognoscere causas (glücklich, wer die Ursachen erforscht!) und auf der Rückseite eine die Mathematik vorstellende Figur.

Den 4. Februar 1755 wurde ein prächtiges Standbild Newtons in Lebensgröße aus weißem Marmor in der Vorhalle des Trinity-Kollegiums errichtet. Newton ist mit einem leichten Mantel, auf einem Fußgestell stehend, vorgestellt, mit einem Prisma in der Hand und gen Himmel blickend mit dem Ausdruck des tiefsten Nachdenkens. An dem Fußgestell befindet sich die Inschrift:

Qui genus humanum ingenio superavit
(Der die Geschlechter der Menschen an Geist übertraf),

deren englische Plumpheit wenig zu dem bescheidenen Wesen dessen stimmt, den sie verherrlichen soll.

* * *

Wir Deutsche wollen aber nicht vergessen, daß des Briten Newton Größe auf des Deutschen Kepler Größe ruhet, daß der deutsche Astronom den Grund legte, auf welchem Newton sein wissenschaftliches Gebäude errichtete und auf dem es allein zu stehen vermochte.

Paskal*).

Blasius Paskal wurde am 19. Juni 1623 zu Clermont in der Auvergne geboren, wo sein Vater Präsident der Steuerkammer war. Während in Deutschland der dreißigjährige Krieg wütete, der auf lange hin unser schwer heimgesuchtes Vaterland in die Barbarei zurückwarf, wuchsen die schönen Wissenschaften, die in Italien schon ein Jahrhundert lang geblüht hatten,

*) „Pensées sur la religion“ (Amsterdam, 1692). „Oeuvres complètes de P.“ (Haag und Paris, 1779) Bd. 1. „Eloge de Pascal par Raimond“ (Paris, 1816). Paskals Leben und der Geist seiner Schriften ꝛc. von Dr. H. Reuchlin (Stuttgart und Tübingen, 1840). „Geschichte der französischen Litteratur im 17. Jahrhundert von Ferd. Lotheisen (Wien, Gerold 1883).

auch auf Frankreichs Boden empor; aber auch die mathematischen Wissenschaften (und namentlich die Physik) arbeiteten sich hervor aus den Banden der scholastischen Philosophie des Mittelalters, welche durch Geister wie Kopernikus, Kepler und Galilei gesprengt worden waren. Stephan Paskal, der Vater des Blasius, war auch von dem Drange nach Naturerkenntnis nicht unberührt geblieben, trieb fleißig Geometrie und Physik und stand mit den ausgezeichnetsten Köpfen der Hauptstadt in regem Verkehr. Diese gelehrten Männer veranstalteten von Zeit zu Zeit eine Zusammenkunft, unterhielten auch mit den berühmtesten Forschern des In- und Auslandes einen Briefwechsel, der sie von jeder neuen Entdeckung in der Mathematik oder Physik alsbald in Kenntnis setzte. Dieser freie und freundschaftliche Verein gleichstrebender Männer war die erste Anregung zur Stiftung der von der Regierung 1666 bestätigten berühmten Pariser Akademie der Wissenschaften.

Schon im zartesten Alter gab das Kind Proben eines außergewöhnlichen geistigen Lebens; der kleine Blasius lernte nicht nur frühzeitig sprechen, sondern auch mit größter Aufmerksamkeit auf alles achten, was um ihn her vorging. Wenn die gelehrten Konferenzen im väterlichen Hause gehalten wurden, so war das für den lernbegierigen Knaben ein wahrer Festtag. Nicht selten setzte er durch seine Fragen die Erwachsenen in Erstaunen und Verlegenheit.

Leider hatte er schon, nachdem er kaum das dritte Lebensjahr überschritten hatte, seine Mutter verloren. Desto sorgfältiger nahm sich nun der Vater seiner Erziehung an, zumal da er außer zwei Töchtern nur diesen einzigen Sohn hatte. Er mochte keinem Fremden die Erziehung überlassen, und um desto ungestörter sich ganz dem einen Lieblingsgeschäft widmen zu können, gab er im Jahre 1631 seine Stelle zu Clermont auf und zog mit seiner Familie nach Paris, wo ihm die reichsten Bildungsmittel zu Gebote standen. Dabei kam es ihm nicht in den Sinn, die Entwickelung des Knaben treibhausartig zu beschleunigen, vielmehr war seine Hauptmaxime in der Pädagogik: das Kind stets über seiner Arbeit zu erhalten, damit es dieselbe beherrsche. Darum wollte er mit ihm nicht vor zurückgelegtem zwölften Jahre das Lateinische beginnen, in der Überzeugung, das später Begonnene werde dann schon um so schneller vollendet werden.

Bis zu jenem Zeitpunkte des Erlernens fremder Sprachen ward der Knabe angehalten, auf die Gesetze der eigenen Muttersprache zu achten und an diesen die Kenntnis der Grammatik zu gewinnen. Daneben wurden auch die Naturerscheinungen fleißig beobachtet und an gewisse auffallende Wirkungen, wie die Entzündung des Pulvers, der erste physikalische Unterricht geknüpft. Der wißbegierige Schüler ruhte nicht, bis er von allem, was er sah, den Grund erkannt hatte, und wenn ihm diese und jene Auskunft, die man ihm gab, nicht genügte, begann er selber zu forschen. So hatte er einstmals, als bei Tische jemand mit dem Messer an einen Porzellanteller geschlagen hatte, nicht bloß auf diesen Ton geachtet, sondern auch bemerkt, daß derselbe alsbald gedämpft würde, wenn man die Hand auf den Teller

legte. Dieser Versuch führte noch zu manchen andern, und in einem Alter von zwölf Jahren schrieb er darüber bereits eine kleine Abhandlung, die von den Sachverständigen sehr gelobt wurde.

Auch das große Talent für die Mathematik brach um diese Zeit hervor. Der Vater war in den mathematischen Wissenschaften sehr erfahren, aber im Begriff die Sprachen zu beginnen, drängte er absichtlich jenes Studium zurück, weil er seinen Sohn vorzugsweise für die Sprachen tüchtig machen wollte und auch diese Bildung für ungleich wichtiger hielt. Das damals schon aufkeimende Naturstudium galt vielen für höchst gefährlich in bezug auf den Glauben. Darum verschloß er alle Bücher, die über Mathematik handelten, und redete in Gegenwart des Sohnes nie über mathematische Gegenstände. Das hinderte indes nicht, daß dieser auch über letztere mit mancherlei Fragen vorrückte, die aber sämtlich mit dem Bescheide zurückgewiesen wurden: Wenn du lateinisch und griechisch gelernt haben wirst, dann wollen wir auch hierüber sprechen. Dieser Widerstand reizte um so mehr die Wißbegierde des Knaben, der nun in seinen Mußestunden den größten Genuß darin fand, sich selber Aufgaben zu stellen, Kreise und geradlinige Figuren zu zeichnen, zu vergleichen und zu messen. Bei solchen Übungen überraschte ihn einstmals der Vater und erkannte zu seiner größten Verwunderung, welche Fortschritte der Sohn mit den Mitteln des eigenen Genius in der Geometrie bereits gemacht hatte. Nun gab er ihm die „Elemente des Euklid" in die Hände, und der trefflich vorbereitete Schüler verstand und durcharbeitete dieses Werk ohne fremde Beihilfe. Obwohl er nur seine Freizeit zum mathematischen Studium verwandte und dasselbe bloß zur Erholung trieb, wie er sagte, brachte er es darin doch bald so weit, daß er in seinem sechzehnten Jahre eine Abhandlung über die Kegelschnitte ausarbeitete, welche die Bewunderung aller Mathematiker von Fach auf sich zog. Der bescheidene Jüngling wollte aber nicht, daß sie gedruckt würde.

Während dieser ganzen Zeit fuhr er eifrigst fort, Latein und Griechisch zu lernen; außerdem unterhielt sich der Vater mit ihm über die wichtigsten Gegenstände aus der Physik, Logik und Philosophie, und er wurde damit fast spielend bekannt, ohne je eine öffentliche Schulanstalt besucht zu haben. Doch zeigten sich schon in seinem achtzehnten Jahre Krankheitssymptome, denn es konnte nicht fehlen, daß ein so überwiegend geistiges Leben die leibliche Gesundheit angriff. Da ihn aber diese kleinen Anfälle in seinen gewohnten Beschäftigungen nicht sehr störten, achtete er ihrer nicht.

In seinem neunzehnten Jahre erfand er die sehr scharfsinnig zusammengesetzte Rechenmaschine (die später von unserm Leibniz vereinfacht und vervollkommnet wurde), und war dann mit großer Anstrengung zwei Jahre lang beschäftigt, sie zweckmäßig herzustellen — was ihm wegen der Ungeschicklichkeit der Arbeiter viele Not machte. Sein Geist war unaufhörlich mit neuen Ideen beschäftigt, aber es stellten sich nun auch mit jedem Jahre empfindlicher die Krankheitsanfälle ein. Trotzdem unterbrach er keinen Augenblick seine Studien und machte namentlich in der Physik sehr glückliche

Experimente. So wies er u. a. in guten Experimenten nach, daß der nach dem Naturforscher Torricelli benannte leere Raum in der Glasröhre des Barometers keineswegs durch die Scheu der Materie vor dem Leeren, sondern durch die Schwere der Luft hervorgebracht werde.

Der geniale Galilei hatte sich bereits mit der Frage beschäftigt, wie es doch komme, daß in einer Brunnenröhre oder Saugpumpe, wenn auch der Stiefel noch so hoch herausgezogen würde, das Wasser doch nie höher als zweiunddreißig Fuß steigen wollte. Die bis zu seiner Zeit übliche Ansicht, das Wasser steige in der Pumpröhre, weil die Natur den leeren Raum verabscheue, genügte ihm freilich nicht, und doch wußte er nichts Besseres zu sagen, als der Abscheu vor dem Leeren (horror vacui) habe in einer Höhe von zweiunddreißig Fuß seine Grenze. Sein Schüler Torricelli hatte aber 1643 diesen leeren Raum auf eine viel geringere Höhe beschränkt, indem er bei seinen Versuchen statt des leichteren Wassers das schwere Quecksilber nahm, und so hatte er bereits die richtige Erkenntnis angebahnt, daß die Flüssigkeit mit der Luft sich ins Gleichgewicht zu setzen bestrebe. Durch Pater Mersenne, der aus Italien nach Paris zurückkehrte, ward Paskal mit Torricellis Entdeckungen über das Barometer und den Druck der Luft bekannt gemacht, und was bisher nur erst ungewisse Annahme war, erhob er nun zur sichern Erfahrung. Er stieg mit dem Barometer (im Jahr 1648) auf den Kirchturm Saint-Jacques de la boucherie, und bemerkte, daß das Quecksilber zu ebener Erde ein wenig höher stand. Zu gleicher Zeit ließ er denselben Versuch von seinem Schwager Perier auf dem hohen Berge des Puy-de-dôme anstellen, und siehe da, man fand auf der Spitze des Berges einen Unterschied von drei Zoll und anderthalb Linie in der Höhe der Quecksilbersäule (also auf zwanzig Toisen Höhe*) einen Unterschied etwa von zwei Linien). So war klar und für alle Zeiten der Irrtum vom horror vacui widerlegt, dafür aber das Naturgesetz gefunden, daß mit der Höhe auch der Druck der Luft abnehme, und eine neue Methode entdeckt, die Höhe der Berge zu messen.

Eine so schöne Entdeckung sollte aber dem Neide und der Mißgunst nicht entgehen; die Jesuiten von Clermont-Ferrand behaupteten, Paskal habe sich die Entdeckungen der Italiener unrechtmäßiger Weise angeeignet, und verleumdeten ihn auf alle Weise. Dazu konnte Paskal nicht schweigen; mit beißender Satire, treffendem Witz und geistiger Überlegenheit stellte er das Treiben der Gesellschaft Jesu ins rechte Licht und hatte dabei alle Verständigen auf seiner Seite. Im Jahr 1653 veröffentlichte er zwei Abhandlungen über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten und die Schwere der Luftmassen. Auch noch andere mathematische Arbeiten, wie die Abhandlung „über das arithmetische Dreieck" und die sinnreiche Erfindung des Schubkarrens (brouette, vinaigrette) und des Rollwagens (haquet) wurden bekannt

*) Die Toise oder die französische Klafter = 6 französische Fuß = 1,949 Meter. Die neue Toise = 2 Meter.

gemacht. Je zerrütteter die leibliche Kraft und Gesundheit wurde, desto mehr schien er an geistiger Kraft zu wachsen.

In seinem vierundzwanzigsten Jahre bekam er Gelegenheit, einige christliche Erbauungsschriften zu lesen, und diese machten einen so großen Eindruck auf sein Gemüt, daß ihm wie ein Licht aufging, alle andere Weisheit sei eitel außer der in Jesu Christo geoffenbarten. Von Stund an verzichtete er auf alle seine übrigen Studien, um sich einzig und allein dem Lesen der heiligen Schrift und dem geistlichen Leben zu widmen.

Seine Lauterkeit war bis dahin von allen Verirrungen der Jugend frei geblieben; was aber für so kräftig gebildete Geister, wie der seinige war, noch mehr sagen will, er hatte sich auch von aller Freigeisterei fern gehalten, und alles, was auf die Religion Bezug hatte, nicht anzutasten gewagt durch voreiliges Vernünfteln. In dieser Beziehung hatte das Beispiel des Vaters, der ein durchaus frommer Mann war, segensreich auf den Sohn eingewirkt, so daß der Umgang mit einigen jungen Männern, die spöttisch sich über manche religiöse Gebräuche und Ansichten vernehmen ließen, gar keinen nachteiligen Einfluß auf ihn ausübte. Diese kindliche Einfalt dem Glauben gegenüber ist ihm sein ganzes Leben hindurch treu geblieben. Wenn er über die christlichen Lehren sich aussprach, geschah es mit solcher Einfachheit und Innigkeit, daß alle Familienglieder davon erbaut wurden.

Nachdem der Tod ihm den Vater genommen (1651) und die jüngere Schwester Jacqueline, dem Bruder geistesverwandt und von ihm sehr geliebt, bald darauf ins Kloster Port royal des Champs (bei Versailles) sich zurückgezogen hatte, trieb ihn letztere mit allem Eifer zur Nachfolge. Er sehnte sich nach Einsamkeit und Ruhe; durch klösterliche Gelübde wollte er sich nicht binden, aber er entschloß sich, in der bei dem Kloster befindlichen Meierei (den sogen. Nameaux), wo sich schon mehrere gelehrte Jansenisten angesiedelt hatten, Wohnung zu nehmen. Dorthin zog er sich im Jahre 1654 zurück.

Doch auch hier warteten seiner noch manche geistige Kämpfe. Die Abtei folgte den religiösen Ansichten des Jansenius, ehemaligen Bischofs von Ypern in Belgien, der im Gegensatz zur katholischen Werkheiligkeit die Lehre von der Gnade hervorgehoben hatte. Arnauld, einer der frommen Jansenisten in der Abtei, hatte in einem 1655 veröffentlichten Briefe geradezu ausgesprochen, „der heilige Petrus biete bei seinem Falle das Beispiel eines Gerechten, dem die Gnade, ohne die man nichts vermöge, gefehlt habe." Darüber geriet die Sorbonne, das theologische Kollegium zu Paris, in nicht geringe Aufregung, die Jesuiten griffen heftig die Jansenisten an, und dem braven Arnauld ward die Verteidigung schwer. Da nahm sich Paskal der Sache an und schrieb seine Briefe an einen Provinzial*), worin er mit einer Feinheit und Leichtigkeit, mit so viel Schärfe des Geistes als Tiefe christlicher Gesinnung die laxe, aber weltkluge Moral

*) Lettres écrites par Louis de Montalte à un Provincial de ses amis, et aux RR PP Jésuites, sur la morale et la politique de ses pères.

der Jesuiten aufdeckte und diesem Orden die tödlichste Wunde schlug. An dem ausgezeichneten Stil erkannte man bald den wahren Verfasser, die Briefe gingen von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. „Die Provinzialbriefe waren wie ein Flammenzeichen für den katholischen Klerus, namentlich für die Pfarrer, welche nicht glaubten, daß man ein besserer Katholik sei, wenn man schweigend harre, bis Rom es für gut finde, dem längst dringenden Übel zu steuern. Ohnedies hielten sie es nicht für die Pflicht des Katholiken, in allen Stücken sich der Jesuiten anzunehmen, vielmehr wußten sie wohl aus Erfahrung, wie sehr ihre eigene Wirksamkeit auf ihre Beichtkinder gestört werde, wo nur immer die Jesuiten sich Eingang verschafft. Sie versicherten, daß sie namentlich durch die traurigen Folgen der Kasuistik*), welche sie im Beichtstuhl beobachtet, zu diesem Schritt gedrängt worden seien. Vor allem waren es die Pfarrer von Rouen und der Normandie, welche am 28. August 1656 ihrem Erzbischof eine Eingabe überreichten, worin sie auf die dringende Not der Kirche aufmerksam machten. Im gleichen Sinne ließen die Pfarrer von Paris eine Aufforderung an alle Pfarrer Frankreichs ergehen, zusammenzutreten und ihnen (den Parisern) eine Vollmacht zu übersenden, womit sie die Verdammung dieser Kasuistik bei der Klerusversammlung betreiben könnten. Es war dies eine Reaktion der moralischen Kraft, des evangelischen Elements in der katholischen Kirche gegen die tote Werkgerechtigkeit und Herrschsucht des Papismus, der in den Jesuiten seine natürlichen Verfechter hatte.“ **)

Ganz frei von theologischen Spitzfindigkeiten waren freilich die „Briefe“ auch nicht, und wie gering schließlich der Erfolg war, ersehen wir daraus, daß der Jesuitismus doch Sieger blieb und heutzutage kein katholischer Pfarrer oder Bischof es wagen würde, dem Geiste zu huldigen, von welchem sie eingegeben sind. Übrigens störte ein solcher Streit keineswegs Paskals Andachtsübungen; er las mit immer größerem Eifer die heilige Schrift, seine Gedanken und Gefühle vereinigten sich in dem einen Gedanken Gottes und der Erlösung durch Jesum Christum. Er faßte den Plan, ein großes Werk zu schreiben von der Wahrheit der christlichen Religion, aber seine Körperleiden hinderten ihn an der Ausführung, und nur die Fragmente Pensées sur la religion et sur quelques autres sujets kamen zu stande; kostbare Reliquien, die in Tiefe der Gedanken und Vollendung des Ausdrucks nicht ihresgleichen haben. Wie er in seiner Jugend alle seine physikalischen Forschungen zur mathematischen Evidenz (vollster Klarheit) gebracht hatte, so rang er nun mit gleicher Energie nach der Wahrheit im Glauben und brachte es auch in dieser tiefsten Tiefe menschlicher Erkenntnis zur größten Klarheit und Sicherheit. Hier leitete ihn sicher sein unverdorbenes Herz, wie er denn auch von der Bibel sagte, sie sei nicht als Wissenschaft für den

---

*) Spitzfindige Behandlung der Gewissensfragen.

**) Dr. Reuchlin, a. a. O.

Kopf, sondern für das Herz geschrieben und nur vermittelst eines aufrichtigen Herzens zu verstehen. Auch war er in der Bibel so zu Hause, daß er sie fast wörtlich hersagen konnte und, wenn jemand eine Stelle nicht ganz genau anführte, sogleich den richtigen Ausdruck ergänzte.

Seine ältere Schwester (Madame Périer), die uns seine Biographie hinterlassen hat und eine begabte Dichterin war, verheiratete sich und bekam manche Familiensorgen. An diesen nahm der Bruder den aufrichtigsten Anteil. Auch konnte er es nicht vermeiden, mit ausgezeichneten Geistern hier und da ein ernstes Gespräch zu führen, namentlich wenn ihn solche aufsuchten, die ähnliche Gesinnungen hatten wie er selber. Endlich wurde er auch von Armen häufig angegangen, und dann unterließ er nie, Rat und Hilfe zu spenden, soviel er vermochte. Um aber vor allen Gedanken der Eitelkeit sich zu schützen, ließ er sich einen mit spitzigen Nägeln versehenen eisernen Gürtel anfertigen, und er gab sich selber Schläge mit den Ellbogen, sobald seine Gedanken auf unheilige Gegenstände sich richten wollten. Diese Gewohnheit schien ihm so praktisch, daß er sie bis ans Ende seines Lebens beibehielt.

Der Leib widersetzte sich freilich oft genug einer so strengen Behandlung von seiten des Geistes, und durch die allzugroße Entsagung wurden die Körperkräfte immer schwächer. Je mehr aber die Schmerzen zunahmen, um so größer ward auch seine Geduld und der Frieden seiner Seele, und auf diesen war ja sein Hauptaugenmerk gerichtet. Auch konnte ihn keine Krankheit dahin bringen, etwas seiner Bequemlichkeit hinzuzufügen oder irgend einen Genuß an schmackhafter Speise zu suchen, er blieb dem Grundsatz eines entsagenden Lebens durchaus getreu. Denn wenig Bedürfnisse zu haben, schien ihm die größte Vollkommenheit, und die Armut als solche war ihm lieb. Wenn jemand irgendwie an seine Bequemlichkeit dachte, so schien ihm das ein weltlicher Sinn, der noch am Irdischen klebt. Die Ertötung der Sinnlichkeit trieb er so weit, daß er sich nicht bloß erlaubte Genüsse versagte, sondern auch das mit größter Ausdauer genoß, was seinen Sinnen nicht zusagte.

Seine Liebe zur Armut war auch die Liebe zu den Armen, und niemand, der ihn um eine Gabe ansprach, ging unbeschenkt von ihm hinweg. Oft fehlte es ihm an Geld, und er mußte seine Renten schon im voraus beziehen, so daß er darob selber in Verlegenheit kam. Eines Tages kam ein junges, schönes Mädchen in höchst ärmlicher Kleidung zu ihm und bat um ein Almosen. Ihr Vater war gestorben und die Mutter krank. Sogleich nahm er sie mit sich ins Seminar, übergab sie dort einem alten ehrwürdigen Priester, den er bat, Sorge zu tragen, daß das Mädchen einen ordentlichen Dienst fände. Das nötige Geld übergab er sogleich und versprach dabei, den folgenden Tag durch eine redliche Frau auch die nötigen Kleidungsstücke besorgen zu lassen. So geschah es, und die Frau handelte in Gemeinschaft mit dem Geistlichen so besonnen, daß jenes Mädchen bald einen guten Dienst erhielt und dabei unter steter Aufsicht blieb, so daß ihrem Wohlthäter fortwährend Bericht über ihr Betragen abgestattet werden konnte.

Seine verheiratete Schwester ermahnte er oft höchst eindringlich, sich mit ganzer Kraft dem Dienst der Armen zu widmen und auch ihre Kinder dazu anzuhalten. Als ihm diese antwortete, sie habe vor allem für ihre Familie Sorge zu tragen und dürfe diese nicht vernachlässigen, wies er solche Entgegnung zurück mit der Bemerkung, daß es nur auf den guten Willen ankomme und man recht wohl beide Pflichten mit einander vereinen könne. Es sei das ein Ruf, der an alle Christen ohne Ausnahme ergehe, und der Heiland werde uns ja vorzüglich danach richten, was wir den Armen gethan hätten. Auch sei der ununterbrochene Besuch von Armen und Notleidenden schon deshalb nötig, um uns auf so manches Unnötige und Überflüssige in unserm Besitz aufmerksam zu machen, daß wir unser Herz nicht an diese Dinge hängen.

Wenn dann, durch solche Worte ermuntert, seine Verwandten besondere Veranstaltungen trafen, um den Bedürfnissen der Ortsarmen abzuhelfen und demgemäß ein allgemeines Reglement entwerfen wollten: so war Paskal keineswegs damit einverstanden und sprach: Ihr seid nicht zum Allgemeinen berufen, sondern zum Besonderen, zur Privatwohlthätigkeit. Da gilt es, sich um den einzelnen zu bekümmern, selbst arm zu werden, um den Armen zu verstehen, ihm auf die rechte Art zu helfen. Er war nicht gegen die Hospitäler, fand im Gegenteil ihre Wirksamkeit höchst nützlich und heilsam, aber er meinte, dabei dürfe es der Christ nicht bewenden lassen, und ein jeder habe noch seinen besonderen Beruf zu Nutz und Frommen der Kranken zu erfüllen.

Seine Schwester erzählt auch, daß er sie einstmals tadelte, weil sie gesagt hatte, sie sei einer außerordentlich schönen Frau begegnet. Man solle — sprach er — sich vor Dienstboten und Kindern aller Reden enthalten, die zur Eitelkeit führen und vergänglichen Dingen einen übertriebenen Wert beilegen könnten. Auch wollte er von Liebkosungen aller Art nichts wissen, selbst zwischen der Mutter und ihren Kindern nicht, indem er meinte, es mische sich da viel Sinnlichkeit und Eigensucht unter, und man könne seine Liebe auf geistigere Weise zu erkennen geben. Er trug die zärtlichste Liebe für die Seinen im Herzen, gab aber nie Äußerungen seiner Anhänglichkeit, wollte überhaupt von Anhänglichkeit an alles Irdische nichts wissen. Als seine Schwester im Kloster Port-Royal zu Paris (drei Monate vor seinem Tode) gestorben war, vergoß er keine Thränen und sprach zu der wehklagenden älteren Schwester: Glücklich sind die, welche im Herrn sterben. Darum wollen wir Gott lobpreisen.

Bei der entschiedenen Weise, mit welcher er allen entgegentrat, die von dem, was er für Recht und Wahrheit erkannt hatte, abwichen, konnte es nicht fehlen, daß er auch manche Feinde hatte, die ihn mit Spott und Bitterkeit bekämpften. Er aber vergaß alle Beleidigungen, und wenn er mit diesem oder jenem früheren Gegner zusammenkam: so war es nicht anders, als wenn er mit seinen besten Freunden verkehrte. So treu und stark für alles Wissenswerte sonst sein Gedächtnis war, so schien es für Beleidigungen gar nicht vorhanden zu sein. Es war ihm stets um die Sache zu thun; das Persönliche kümmerte ihn nicht.

So erleuchtet auch sein Geist war, und so gut er es verstand, im stillen Gebet der Andacht zu pflegen, so versäumte er doch nie die Messe und den öffentlichen Gottesdienst überhaupt. Besonders aber waren ihm die horae, die „kleinen Stunden", lieb, weil sie aus dem 118. Psalmen („Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich") bestehen, den er ganz besonders liebte, und den er nie müde werden konnte zu recitieren. Wenn er mit seinen Freunden von der Schönheit dieses Psalmes sich unterhielt, so strahlte sein Blick und er kam fast außer sich vor Entzückung. Wenn man ihm die monatliche Spruchsammlung schickte (die „Losungen"), so las er die Sprüche mit besonderer Andacht und wiederholte den für den jedesmaligen Tag bestimmten Spruch oftmals. Wurden irgendwo Reliquien ausgestellt oder sonst kirchliche Feierlichkeiten abgehalten, so war er stets zugegen und verrichtete seine Andacht auf eine so einfache fromme Weise, daß jedermann darob sich freute und eine berühmte Persönlichkeit zu dem Ausspruch veranlaßt wurde: Die Gnade Gottes offenbart sich in großen Geistern durch kleine Dinge und in geringen Geistern durch hohe Dinge.

Diese hohe Einfalt trat besonders dann zu tage, wenn man mit ihm über Gott oder auch über seine eigenen Herzensangelegenheiten sprach, und noch am Tage vor seinem Tode, als der würdigste und höchst gelehrte Geistliche eine Stunde lang sich mit ihm unterhalten hatte, versicherte dieser: Er selber sei erbaut worden und habe mehr Trost für seine Seele gewonnen, als er im stande sei, dem Kranken zu spenden; eine so kindliche Einfalt, Lauterkeit und Demut sei ihm noch nirgend vorgekommen.

Schon mehrere Monate vor seinem Tode hatte er keine feste Speise mehr zu sich nehmen können; er wurde bald so schwach, daß er kaum sich auf den Füßen halten konnte. In diesem Zustande der Schwäche vollbrachte er dennoch ein edles Werk der Liebe. Er hatte ein armes Ehepaar in sein Haus aufgenommen, dem er den Lebensunterhalt gewährte; der Sohn dieser Leute ward krank und bekam die Blattern. Nun war für die Schwester, deren Beistand er in seiner Krankheit nicht entbehren konnte, der Besuch bedenklich, und er mußte darauf denken, sich von dem Kranken im Hause abzusondern. Sollte er aber die arme Familie vertreiben? Lieber verließ er, selbst im Zustande höchster Schwäche, seine Wohnung und zog zu seiner Schwester. Drei Tage darauf bekam er die heftigsten Kolikanfälle, die ihm Tag und Nacht zusetzten. Dennoch stand er jeden Morgen auf, nahm selber die Medizin und litt nicht, daß man ihm behilflich war. Die Ärzte sahen wohl, daß die Schmerzen des Kranken immer heftiger wurden, aber da sein Puls regelmäßig und stark war, täuschten sie sich über die Gefahr. Paskal aber täuschte sich nicht und verlangte zu beichten und das heilige Abendmahl zu empfangen. Da man jedoch alle Aufregung des Leidenden vermeiden wollte, verschob man die Kommunion von einem Tage zum andern. Mit großer Bestimmtheit machte er sein Testament und vermachte fast all sein Gut den Armen, indem er noch aufrichtig bedauerte, nicht mehr für die Armut gethan zu haben. Auch wünschte er, man möchte ihn ins Hospital

bringen zu den unheilbar Erkrankten, um mit den Armen in Gemeinschaft sterben zu können.

Zu den Kolikanfällen gesellten sich bald noch die heftigsten Kopfschmerzen; aber auch das größte Leiden konnte dem Kranken keine Klage entlocken, seine Geduld nicht erschüttern. Da er sein Verlangen nach der heiligen Kommunion auf das entschiedenste wiederholte, wurde der Geistliche geholt. Die letzte Nacht war eine besonders schmerzvolle gewesen und hatte alle seine Kräfte erschöpft. Als er aber den Geistlichen erblickte, im Begriff ihm das heilige Abendmahl zu reichen, machte er die größte Anstrengung und richtete sich zur Hälfte empor, bekannte mit fester Stimme die Freudigkeit seines Glaubens und ward dann mit den Sterbesakramenten versehen. Bald darauf kehrten die Krämpfe zurück und raubten ihm alles Bewußtsein. Sein Tod erfolgte in der Nacht um ein Uhr, am 19. August 1662, in einem Alter von neununddreißig Jahren.

Eine bis zur Selbstpeinigung gehende Frömmigkeit, wie sie Paskal im letzten Jahrzehnt seines Lebens übte, erscheint uns unnatürlich, und das ist sie auch; aber der Mensch ist nicht bloß Natur, sondern auch Geist, er vermag einer übernatürlichen „Idee“ sein zeitliches Selbst zum Opfer zu bringen, und wo dies mit reiner Gesinnung geschieht, wie bei Paskal, ist auch das Büßerleben eine Äußerung des menschlichen Wesens, auf die wir nicht verächtlich herabschauen dürfen. Allerdings ging Paskal in der Abkehr von allem Weltlichen, in der Entsagung und Selbstkasteiung zu weit, er untergrub selbst die Wurzeln seiner Kraft und beraubte sich der Mittel zu einer größeren Wirksamkeit auf die Menschen. Dennoch aber wirkte er hinwiederum gerade durch seine eigenartige Persönlichkeit auf Mit- und Nachwelt. Darum wollen wir in dem merkwürdigen Manne nicht bloß den großen Geometer, Physiker und Dialektiker ehren, sondern auch die wunderbare Kraft seiner Entsagung. An wenige Menschen möchte die Wissenschaft so reizend herangetreten sein wie an Paskal; ausgerüstet mit den glänzendsten Anlagen der Erkenntnis und den reichsten Schätzen des Wissens und Forschens, zog er gerade da sein Herz ab, wo die höchste Ehre bei Menschen, die vollste Befriedigung eines heißen Wissensdranges zu gewinnen war. Wenige Menschen möchten so wie Paskal durch zarte Leibesbeschaffenheit und schwankende Gesundheit einerseits, durch ein mit allen Mitteln des Reichtums ausgestattetes Leben andererseits zur Bequemlichkeit und zum Genuß hingezogen worden sein. Dennoch opferte er Reichtum, Gesundheit, das Leben selber dem *einen*, was er für recht und gut erkannt hatte. Er war groß und edel auch in seiner Verirrung.

Fénélon*).

François de Salignac de Lamotte-Fénélon ward auf dem Schlosse Fénélon in Perigord den 6. August 1651 in einer durch ihr Alter wie durch ihren Glanz gleich ausgezeichneten Familie geboren. Sein Vater Pons de Salignac, Graf de Lamotte-Fénélon, vermählte sich in vorgerücktem Alter zum zweitenmal, und aus dieser Ehe, „die alles in sich vereinigte, was in Rücksicht des Geschmacks, der Geburt und öffentlichen Meinung verlangt werden konnte“, ging Franz von Fénélon, der berühmte Erzbischof von Cambrai, hervor, der seinem Namen Unsterblichkeit sichern sollte.

Fénélons Eltern, ausgezeichnet durch wahrhaft feine Bildung, hatten in betreff der Erziehung ihres Sohnes die besten Grundsätze; sie erzogen, wie P. Querboeuf bemerkt, einfach, vernünftig und christlich. Der Vater pflegte das Kind seines Alters mit einer liebevollen Sorgfalt, welche den glücklichen Anlagen, die es ankündigte, die schnellste Entwickelung bereitete. In dem zierlichen feinen Körper Franzens trat bald genug ein lebhafter, vor keiner Anstrengung zurückschreckender Geist hervor. Der Unterricht ward einem Lehrer anvertraut, der, durch das Studium der Klassiker zu feiner Bildung gelangt, auch seinem Zögling Geschmack für ihre Schönheit beizubringen verstand. In wenigen Jahren verhalf er seinem Schüler zu einer sehr gründlichen Kenntnis der griechischen und lateinischen Sprache, indem er die Kraft auf diesen einen Punkt zusammenfaßte und nicht durch eine Menge verschiedener Lehrgegenstände zersplitterte. Diese frühe entschiedene Richtung auf die Muster der Darstellung ward entscheidend für Fénélons Geschmacksbildung und legte namentlich den Grund zu dessen so ausgezeichnetem, schönem Stil, der mit der Fülle und Wärme seiner Empfindungen wetteifernd seinen Gedanken so leicht Eingang verschaffte und so segensreich wirkte. Selbst die besten Schriftsteller der damaligen Zeit litten noch an einer gewissen Steifheit, Rauheit und Eckigkeit der Darstellung; um so wunderbarer erschien die Fénélonsche Leichtigkeit, Eleganz und Biegsamkeit, der es übrigens keineswegs an der Kraft des Gedankens und Gediegenheit des Inhalts fehlte. Und wie schon an dem zwölfjährigen Knaben diese glanzvolle Seite des Mannes hervortrat, so zeigte sich auch schon damals in der Unerschrockenheit und Festigkeit, die er schreckhaften, aufregenden Ereignissen entgegensetzte, ein bedeutender Zug seines Charakters.

Sobald er das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, ward er auf die Universität Cahors geschickt, welche dem Wohnsitze der Eltern am nächsten lag. Dort

*) Vergl. die Eloges von Laharpe, d'Alembert und Maury. Die Biographieen Fénélons von Marquis de Fénélon (dem Urenkel) 1734, dem Pater Querboeuf 1787, dem Bischof Bausset (Lebensgeschichte Fénélons nach Originalhandschriften von Franz Ludwig von Bausset, deutsch von Dr. M. Feder, 3 Bde. Würzburg, 1811 — das gründlichste und umfassendste Werk). Die Mémoires d'Aguesseau 5 vol. Vie de Fénélon par Ramsay 1723 (kurz gefaßt, aus lebendiger Anschauung geschrieben).

absolvierte er seinen Kursus der Humaniora und der Philosophie und zwar mit so viel Erfolg, daß er in sehr kurzer Zeit die üblichen akademischen Würden erwarb und durch Fürsprache des Oheims eine Stelle in dem Kollegium du Plessis zu Paris erhielt, wo er seine theologischen und philosophischen Studien gründlich fortsetzen konnte. Er lernte hier den jungen Abbé Noailles kennen, den nachherigen Kardinal und Erzbischof von Paris, und schloß mit ihm den Freundschaftsbund.

Der junge Abbé Fénélon that sich gleich so sehr hervor, daß man es wagte, dem fünfzehnjährigen Jüngling eine Kanzelrede zu erlauben. Der Versuch ward vom besten Erfolg gekrönt, trotzdem, daß man ihm nur wenige Zeit gelassen hatte, um über den gegebenen Stoff nachzudenken. Auch von Bossuet erzählt man, daß er in demselben Alter vor einer glänzenden Versammlung zu Paris gepredigt habe, zum größten Beifall der Zuhörer.

Daß der große und frühe Erfolg nicht nachteilig auf den Charakter wirkte, und daß Fénélon schon frühzeitig auf die echt priesterlichen Tugenden des Gehorsams, der Demut und Resignation hingewiesen wurde — dafür wurde nun auch in bester Weise gesorgt.

Großen Einfluß auf die christliche Bildung Fénélons übte nämlich der Oheim Anton, Marquis de Fénélon, der zu jenen Kriegsmännern des 17. Jahrhunderts gehörte, deren militärische Laufbahn ihrer Frömmigkeit keinen Eintrag that, selbige vielmehr noch stärkte, indem die christliche Strenge mit soldatischer Festigkeit sich verband. Der große Condé sagte von ihm, daß er gleich gut geeignet sei für die Unterhaltung, für den Krieg und fürs Kabinet. Von seiner Geradheit giebt folgender Zug einen Beleg. Als Herr v. Harley zum Erzbischof von Paris ernannt wurde, beglückwünschte ihn der Marquis folgendermaßen: „Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Tage, wo eine solche Ernennung die Komplimente von ganz Frankreich herbeiführt, und zwischen jenem andern Tage, wo der Tod gebietet, vor Gott Rechenschaft abzulegen über die Verwaltung des Amtes.“ Dieser Herr von Fénélon hatte einen einzigen Sohn, den er bei der Belagerung von Kandia verlor; es blieb ihm noch eine Tochter, die später den Marquis von Montmorency-Laval heiratete. Diese Tochter und sein Neffe bildeten den Trost und die Freude seines Alters. Für die zartgeschaffene weiche Seele des jungen Fénélon war der starkmütige Sinn des Oheims ein Stahlbad, und das frühzeitig hervorbrechende Genie des Neffen ward durch das strenge Urteil des Onkels vor Eitelkeit und Stolz bewahrt. Nach jener ersten Predigt, die der fünfzehnjährige Fénélon zur Bewunderung seiner Zuhörer gehalten hatte, schrieb ihm der Oheim: „Meine Freunde wollen durch ihre Beifallsbezeigungen Dir die Bahn des Glückes ebenen, aber bist Du um dieses eitelen Idoles willen Geistlicher geworden? Möchtest Du Dir zum Lohn Deiner Arbeit bloß solche Ausbrüche der Bewunderung und des Erstaunens wünschen, die mehr die Armut derer beweisen, die sie spenden, als den Reichtum dessen, dem sie gelten?“ In väterlicher Besorgnis, daß die Huldigungen der großen Welt der Demut des Neffen keinen Schaden bringen möchten, brachte er ihn von

der Schule du Plessis ins Seminar von Saint-Sulpice, das der wackere Tronson leitete, unter dessen sicherer Führung Fénélon seine ersten Jahre in Paris verlebte. Hier konnte der Charakter sich befestigen, während das Herz sich den edlen Gefühlen der Freundschaft öffnete. Die Zuneigung zu Herrn Tronson wurde immer inniger, der Jüngling sah hier seine Liebe von jenen Fesseln befreit, die bei dem strengen Kriegsmann die kindliche Ehrfurcht mit sich brachte, und Fénélon schrieb dafür ganz offenherzig seinem Onkel: „Ich möchte so gern Ihnen etwas Näheres über mein Verhältnis zu Herrn Tronson mitteilen, aber ich kann Ihnen nur dieses sagen: Obgleich meine Offenherzigkeit Ihnen gegenüber mir wohl bestellt zu sein scheint, so will ich Ihnen doch bekennen, ohne zu fürchten Ihre Eifersucht rege zu machen, daß ich noch offener und freier mich dem Herrn Tronson aufschließe, und wenn ich Ihnen den ganzen Austausch unserer innersten Gedanken und Gefühle darlegen sollte, würde mir das in der That schwer fallen. Wenn Sie unsere Unterhaltungen hören und die einfache Art sehen könnten, mit welcher ich Herrn Tronson mein Herz öffne und mit welcher er mich Gott kennen lehrt, so würden Sie kaum Ihr Werk wieder kennen, das auf dem Grunde, den Sie gelegt haben, unter Gottes Hilfe emporgewachsen ist. Meine Gesundheit bleibt immer schwächlich; dies würde mir sehr leid thun, wenn ich nicht gelernt hätte, mich darüber zu trösten.“

Die Kongregation von Saint-Sulpice, welche in allen Provinzen von Frankreich ihre Häuser hatte, war ein höchst achtbares Institut, das in apostolischer Einfachheit fern von allen weltlichen Interessen, auch fern von aller dogmatischen Streitsucht und Rechthaberei in rein evangelischem Sinne zu wirken strebte. Sie wollte nur der Kirche für die verschiedenen Orden Diener bilden, wollte nicht herrschen, sondern dienen, und unterschied sich dadurch wesentlich von der Gesellschaft der Jesuiten. Fénélon konnte keine bessere Bildungsstätte finden, als diese, die ihn mit heißem Eifer der Kirche zu dienen erfüllte, ohne unreine, hierarchische Gelüste beizumischen.

Nach rühmlich vollendeten Studien wurde Fénélon Priester. Er hatte sich mit einem Lieblingswunsch lange beschäftigt, in den Missionen von Kanada thätig zu sein, aber das rauhe Klima wäre für ihn gefährlich gewesen, und so gab er auf das Zureden seiner Vorgesetzten den Plan auf, um ihn auf entgegengesetzter Seite, in der Levante, zu verwirklichen. Aber auch dagegen erhoben sich Schwierigkeiten; dafür wies ihm Herr von Harlay, Erzbischof von Paris, einen Missionsposten in Frankreich selber an. Fénélon, obwohl erst siebenundzwanzig Jahre alt, erhielt die Leitung der neubekehrten weiblichen Katholiken in Poitou, und diese konnten sich in der That zu einem so milden, wahrhaft christlichen Seelsorger Glück wünschen, denn sein Unterricht war eben so einfach und faßlich als eindringend und herzlich, und nur dahin zielend, Liebe zur Tugend, zum frommen Handeln zu erwecken.

Der Erzbischof von Paris hatte großes Wohlgefallen an Fénélon und zog ihn zu sich heran, als er wahrnahm, wie dieser an Bossuet, dem schon damals berühmten Bischof und Lehrer des Dauphin, mit Vorliebe hing, in

welchem Herr v. Harlay nicht mit Unrecht einen gefährlichen Nebenbuhler am Hofe erkannte. Ganz charakteristisch für Fénélon ist es, daß er dem strengen, geistvollen, aber etwas herben Bossuet huldigte, obwohl derselbe für einen jungen Mann manches Abschreckende hatte. Wie er hier einem Manne sich zuneigte, der bildend auf ihn einwirken konnte, trotz der Ungleichheit des Wesens, so hatte er aber auch das Glück, im jungen Abbé von Langeron einen Freund zu finden, der durch Alter, Geschmack und Charakter völlig mit ihm harmonierte, der an allen seinen Arbeiten und Erfolgen, an Glück und Unglück den aufrichtigsten Anteil nahm und ihm seine Freundschaft bis in den Tod bewahrte.

Das erste Werk, das Fénélon schrieb und durch das er den Grund zu seinem Ruhme legte, war an Umfang ein sehr kleines Bändchen, an Ideenfülle und praktischer Brauchbarkeit desto reicher; eine Abhandlung „über die Erziehung der Töchter“. In einfachster, anspruchlosester Weise sind da eine Menge feiner Bemerkungen über weibliches Wesen und weibliche Bildung gegeben, die ursprünglich nur für eine Mutter, die Frau Herzogin von Beauvilliers, verfaßt, doch so viel Menschenkenntnis und pädagogischen Takt verraten, daß sie zu dem Besten gehören, was die pädagogische Litteratur aufzuweisen hat. Fénélon war durch sein reiches Gemütsleben und sein weiches Gefühl ganz besonders geeignet, die weibliche Natur zu verstehen; er wußte das früheste kindliche Alter in seinen Grundzügen so zu zeichnen, daß jede Mutter in der Zeichnung ein Bild ihres Kindes finden konnte und durch die Anschauung des Idealbildes in den Stand gesetzt ward, die Fehler zu erkennen, die zu bekämpfen, die Neigungen, welche zu leiten, die Eigenschaften, welche zu entwickeln sind. Fénélons Worte üben einen erziehlichen Einfluß auf die Eltern, Lehrer und Lehrerinnen selber aus, diese für den Standpunkt gewinnend, auf den er sein Erziehungssystem überhaupt gründet — für das christlich-religiöse Leben. Dieses wird zugleich in seiner Schönheit und Wahrheit aufgezeigt und in der humanen Weise, mit welcher Fénélon christliche Sittlichkeit und Frömmigkeit als Endzweck aller Erziehung predigt, erkennt man den durch klassische Studien gegangenen freien Geist, der sich von allem Dogmatisieren und theologischen Schulkram fern hält. So z. B. weist er, um die Damen auf das Geschmacklose so vieler Moden aufmerksam zu machen, auf die edle einfache Tracht der griechischen und römischen Frauen hin, die noch an den antiken Statuen zu erkennen ist. Aber er setzt zugleich hinzu, daß ein Frauenzimmer mit Recht als überspannt verschrieen wurde, die sich wie eine Griechin kleiden wollte; nur sollte man in den jetzigen Moden die edle Einfachheit der Alten nicht ganz vergessen. Was Fénélon über das Romanlesen, über äußeren Glanz ohne inneren Gehalt, über die wahre Häuslichkeit der Frauen sagt, ist ganz, als wäre es mit Bezug auf unsere Zeit geschrieben.

Im Jahre 1685 hob Ludwig XIV., seinem jesuitischen Beichtvater gehorsam, das Edikt von Nantes auf, in welchem allen Protestanten freie Religionsübung zugesichert war, und strebte nun mit allen Mitteln, die

„Abtrünnigen" wieder in den Schoß der „alleinseligmachenden" Kirche zurückzuführen. Die protestantischen Geistlichen wurden vertrieben; katholische Missionäre sollten an ihrer Stelle die Seelsorge führen. Auf Bossuets Empfehlung ward Fénélon für die Missionen von Poitou und Saintonge ernannt, und einen Würdigeren hätte man in der That für solchen Posten nicht finden können. Ihm gelang durch Milde, was dem Könige und vielen seiner fanatischen Priester durch Gewalt nicht gelang, viele zum katholischen Glauben zu bekehren und darin zu befestigen. Während der „allerchristlichste" König mit Dragonersäbeln die protestantische Lehre ausrotten und mit Blut die Widerspenstigen taufen wollte, lehnte der wahrhaft christliche Fénélon alle militärische Unterstützung mit den Worten ab: „Ich will lieber durch die Hand irrender Brüder umkommen, als einen einzigen von ihnen dem Trotz und der Gewaltthat von Kriegsleuten aussetzen."

Als im Jahre 1689 der Herzog von Beauvilliers zum Hofmeister des Herzogs von Burgund ernannt wurde, schlug er sogleich den Abbé Fénélon als Lehrer für den Prinzen vor, und dieser Vorschlag ward genehmigt. Es war ein höchst ehrenvoller, aber auch ein höchst bedenklicher Ruf, der an Fénélon erging, denn welche Verantwortlichkeit ruhte auf der Erziehung eines Prinzen, der zu so wichtiger Stellung ausersehen war, dabei aber ein schwer zu behandelndes Wesen zeigte! Denn er war von sehr reizbarer, empfindlicher Natur, stolz, vergnügungssüchtig, voll Widerspruchsgeist, der durch die Frühreife seines Verstandes noch genährt wurde.

Der Herzog von Beauvilliers hatte noch zwei tüchtige Männer, die Herren von Léchelle und Puy, zu Unterhofmeistern mit dem Titel von „Gesellschaftskavalieren" ausersehen. Alle diese zur Erziehung des Herzogs von Burgund bestimmten Männer traten im September 1689 ihre Amtsverrichtung an. Fénélon war damals achtunddreißig und Herr von Beauvilliers einundvierzig Jahre alt. Unter ihnen herrschte eine in der That seltene Harmonie, die einen günstigen Erfolg verbürgte; sie hatten alle nur einen auf das Gute und Wahre gerichteten Willen, und jene beiden Unterhofmeister wie Herr von Beauvilliers erkannten willig den Abbé Fénélon als die Seele des ganzen Erziehungswerkes an.

Bald sollte der Hof das unerwartete Resultat solcher einheitlichen Erziehung bewundern; aus dem störrischen, eigenwilligen, rechthaberischen jungen Prinzen ward ein sanfter, wohlwollender, frommer Jüngling, der seine Leidenschaften wie ein wildes Roß gebändigt hatte, und wenn sie ihn einmal überraschten, nicht Anstand nahm, seinen Fehler zu bekennen und zu bereuen; der an seinen Erziehern mit Liebe hing und für Fénélon die zärtlichste Anhänglichkeit bewies, so daß ein ernstes Wort von diesem ihn härter traf, als jede andere Strafe; der mit dem Streben nach sittlicher Reinheit zugleich eine Lust zur Wissenschaft und zur Erforschung der Wahrheit zeigte, wie sie selten bei einem königlichen Prinzen sich offenbart hatte. Zur Erreichung dieses glänzenden Erfolgs trug zweierlei das meiste bei: der Charakter Fénélons und seine glücklich gewählte Unterrichtsmethode.

Der Kanzler von Aguesseau hat uns in den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben seines Vaters" eine treffliche Schilderung Fénélons hinterlassen*). „Der Bischof von Cambrai," heißt es daselbst, „war einer von den seltenen Männern, welche berufen sind, in ihrem Zeitalter Epoche zu machen, und welche der Menschheit durch ihre Tugenden und den Wissenschaften durch ihre hervorragenden Talente gleich große Ehre machen. Sie haben etwas Leichtes und Schimmerndes an sich, und ihrem Charakter liegt eine fruchtbare und bezaubernde Einbildungskraft zum Grunde, mit welcher sie alles beherrschen, ohne ihr Übergewicht fühlen zu lassen. Fénélons Beredsamkeit war wirklich mehr sanft eindringend als heftig, und er herrschte ebenso sehr durch seinen reizenden Umgang als durch seine überlegenen Talente. Während er sich allen andern gleich stellte, jedem Streit auswich und sogar ihnen nachzugeben schien, riß er sie mit sich fort. Große Gegenstände schien er spielend zu behandeln, die Anmut floß von seinen Lippen. Die unbedeutendsten Stoffe veredelten sich unter seiner Feder, und er hätte selbst den Dornen Blumen entlocken können. Eine edle Eigenheit, die über seine ganze Person sich verbreitete, und ich weiß selbst nicht, etwas Erhabenes bei seiner Einfachheit kündigten ihn wie einen Propheten an. Die stets neue Wendung, welche er, ohne in das Affektierte zu fallen, seinen Ausdrücken zu geben wußte, brachte viele auf die Meinung, als seien ihm alle Wissenschaften durch eine höhere Begeisterung zu teil geworden. Man hätte sagen mögen, er habe sie mehr erfunden als erlernt. Immer originell, immer schöpferisch, niemand nachahmend, schien er selbst unnachahmlich zu sein. Seine Talente, so lange in der Dunkelheit der Seminarien verborgen, und selbst zur Zeit, wo er sich den Missionsgeschäften zur Bekehrung der Protestanten widmete, am Hofe wenig bekannt, äußerten sich erst dann in ihrer Stärke, als ihm der König die Erziehung seines Enkels, des Herzogs von Burgund, anvertraute. Für einen so großen Mann war dieser Platz nicht zu groß, und wenn seine Vorliebe für das Mystische nicht die geheime Stimmung seines Herzens und die schwache Seite seines Geistes geoffenbart hätte, so würde keine Stelle gewesen sein, die ihm das Publikum nicht bestimmt hätte, und mit welcher nach seinem Dafürhalten die Verdienste Fénélons kaum hätten belohnt werden können."

Auch das kam dem Abbé Fénélon zu statten, daß er schon wegen seines alten Adels, ganz abgesehen von seiner Stellung, am Hofe manche Auszeichnung genoß, die dem Bischof Bossuet nicht zu teil ward. Ludwig XIV. gestattete ihm, mit dem Herzog von Burgund an einer Tafel zu speisen und in einem Wagen zu fahren.

Bei den glücklichen Anlagen des Prinzen machte der Unterricht gar keine Schwierigkeit, aber dem weisen Lehrer kam es auch gar nicht darauf an, möglichst schnell mit glänzenden Erfolgen zu prunken, sondern durch den Unterricht zu erziehen und die Liebe zum rechten Handeln fest zu gründen.

*) Œuvres du Chancelier d'Aguesseau, tome XIII.

Fénélon verlor es nie aus dem Gesicht, daß sein Zögling für den Thron bestimmt sei. Er nahm daher mit großer Sorgfalt den Inhalt seiner Aufgaben entweder aus der Mythologie, weil ihm diese sehr geeignet erschien, um dem Gedächtnisse und der jugendlichen Einbildungskraft farbenvolle, lebhafte Bilder zuzuführen, oder aus der alten und neuen Geschichte, die er mit vieler Kunst für die moralische Bildung des Prinzen zu benutzen wußte*). Vorzüglich hielt er sich an die biblischen Geschichten, um auf die anschaulichste Weise die Lehren der christlichen Religion einzuprägen, welche allein vermögen, den Stolz der Könige niederzuhalten und dem Mißbrauch ihrer Gewalt einen Damm entgegenzusetzen. Oft, indem er nur mit Einprägung weltlicher Kenntnisse beschäftigt schien, bauete er auf die wirksamste Weise den Boden des Gewissens an. Fénélon selbst erzählt von seinem Zögling: er habe ihn mit Vorbedacht jedesmal das Studieren aufgeben lassen, so oft er ein Gespräch anknüpfte, in welchem er ihm nützliche Kenntnisse beibringen konnte, und dieser Fall sei oft eingetreten. „Zum Studieren kam er ohnehin wieder zurück, weil er Freude daran hatte. Allein sein Lehrer wollte ihm auch Geschmack für eine gründliche Unterredung einflößen, um ihn für den Umgang zu bilden und ihm Gelegenheit zur Menschenkenntnis zu verschaffen. In dergleichen Unterredungen machte er sichtbare Fortschritte im Fach der

*) Der Knabe war ein großer Freund von Fabeln; Fénélon komponierte deren selber zuweilen, wenn es galt, die Fehler des Schülers im Spiegel der Dichtung sehen zu lassen. So die Fabel von dem Phantasten: „Was ist denn dem Melanthus Leids begegnet? Von außen nichts, alles von innen heraus. Als er sich gestern niederlegte, war er die Wonne aller Menschen: diesen Morgen schämt man sich seiner und darf ihn vor niemanden sehen lassen. Schon beim Aufstehen ärgerte er sich über die Falte eines Strumpfes. Nun wird der ganze Tag stürmisch sein und jedermann darunter leiden müssen. Man fürchtet, man bemitleidet ihn; er weint wie ein Kind, brüllt wie ein Löwe. Bösartige wilde Dünste steigen ihm in den Kopf und schwärzen seine Einbildungskraft, wie die Tinte an der Feder seinen Finger besudelt. Rede man ihm ja nicht von Dingen, welche er noch einen Augenblick zuvor so sehr liebte! Ebendeswegen, weil er sie liebte, verabscheuet er sie nun. Alle Zeitvertreibe, nach denen er sich früher sehnte, machen ihm nun Langeweile; man muß sie aussetzen. Er sucht nun zu widersprechen, zu klagen und andere zu reizen, ärgert sich aber, wenn diese ruhig bleiben. Da er mit andern nicht anbinden kann, wendet er sich gegen sich selbst und beginnt zu klagen, findet auch an sich nichts mehr gut und giebt allen Mut auf. Will man ihn trösten, verdrießt es ihn. Er will allein sein und kann doch die Einsamkeit nicht ertragen. Er kommt zur Gesellschaft zurück und erbittert sich über dieselbe. Schweigt man zu seinem Thun, so hält er das Schweigen für Verstellung; ist man traurig, so hält er dies für einen Tadel seiner Fehler, und lacht man, so glaubt er, man wolle ihn verspotten. Was ist zu thun? Man muß ebenso fest und geduldig sein, als er unerträglich ist, und es ruhig abwarten, daß er morgen wieder ebenso vernünftig werde, wie er gestern war. Diese seltsame Laune vergeht wieder, wie sie kommt. Zuweilen findet er selbst sein heftiges Aufbrausen lächerlich. Aber hat man denn kein Mittel, solche Stürme vorauszusehen und die Wetter zu beschwören? Nein, gar keins. Es fehlt an guten Kalendern, um diese üble Witterung anzudeuten. Heute ist dieser Mensch so, morgen wieder anders; jetzt verspricht er etwas, aber plötzlich hat er es vergessen und kann sich dessen nicht mehr erinnern. Er hat keine Dankbarkeit, keine Liebe mehr für irgend einen Menschen, es gilt ihm alles gleich."

Litteratur, der Politik und selbst der Metaphysik. Ganz ungezwungener Weise ließ man die Beweise für die Religion darin einfließen. So ward sein Herz sanft gestimmt; er ward ruhig, gefällig, munter, liebenswürdig. Man hatte nur seine Freude an ihm. Er äußerte dann keinen Übermut, und solche Unterhaltungen machten ihm weit mehr Vergnügen als alle Kinderspiele, die ihn sehr oft, wo man es am wenigsten vermutete, verdrießlich machten."

„In der angenehmen Zwanglosigkeit dieser Unterhaltungen hörte man ihn einigemal sagen: „Ich lasse den Herzog von Burgund hinter der Thür und bin in der Gesellschaft mit Ihnen weiter nichts als der kleine Ludwig!„ — Eine bemerkenswerte Äußerung, weil sie zeigt, wie lebhaft dieses Kind das, was es von Geburt war, selbst noch in dem Augenblicke fühlte, wo es dies vergessen wollte."

Wenn das höchst reizbare Temperament des jungen Prinzen dessen Besonnenheit unterdrückt und ihn zu Ausbrüchen des Zorns und der Ungeduld hingerissen hatte, so waren Hofmeister, Lehrer, Unterlehrer, alle Beamten und Bedienten des Hauses einig, das strengste Stillschweigen gegen ihn zu beobachten. Sie behandelten ihn wie einen Gemütskranken, entzogen ihm die Bücher, die er bei gestörtem Bewußtsein ja doch nicht brauchen konnte, bedienten ihn mit einer Art Scheu, als fürchteten sie, in seine nähere Berührung zu kommen, betrachteten ihn allenfalls mit einem Blick des Mitleids. Dann kam der Leidenschaftliche schnell zu sich und wußte keinen anderen Ausweg, um mit sich und den Menschen wieder in Harmonie zu kommen, als sich dem geliebten Lehrer zu Füßen zu werfen und unter heißen Thränen ihn um Verzeihung zu bitten. Fénélon drückte seinen geliebten Zögling mit kaum minderer Rührung an seine Brust, und alles ging wieder gut. Der Prinz brachte sogar schriftlich, damit man seiner Versicherung um so williger glauben möchte, sein Versprechen.

„Ich verspreche, so wahr ich Prinz bin, dem Herrn Abbé Fénélon, auf „der Stelle das zu thun, was er mir befehlen wird, und ihm in dem „Augenblicke zu gehorchen, in welchem er mir etwas verbieten wird. Und „halte ich hierin nicht Wort, so unterwerfe ich mich allen Arten von „Strafe und Unehre.

„Geschehen Versailles am 29. Nov. 1689.

Ludwig."

„Ich, Ludwig, mache mich neuerdings anheischig, mein Versprechen zu „halten. Den 20. Sept. Ich bitte Herrn v. Fénélon, dieses Billet zu „bewahren."

Eines Tages sah sich Fénélon genötigt, zu seinem Zögling in so strengem, ernstem Tone zu reden, wie es der von demselben begangene Fehler erheischte. Das dünkte dem Prinzen zu hart; leidenschaftlich erregt, brach er in die Worte aus: „Mein Herr, ich weiß, wer ich bin, und wer Sie sind!" Fénélon sagte hierauf kein Wort, denn er fühlte, daß sein Zögling in dem Augenblicke nicht fähig sei, die Wahrheit zu vernehmen. Nur seine Miene

drückte die Betrübnis seines Herzens aus; er sprach diesen Tag kein Wort mehr mit ihm. Am folgenden Morgen aber war der Herzog von Burgund kaum erwacht, als Fénélon, der diesmal die gewöhnliche zum Studieren bestimmte Stunde nicht abwarten wollte, auch schon ins Zimmer trat und den bereits kleinlaut gewordenen jungen Menschen also anredete: „Ich weiß nicht, mein Herr, ob Sie sich noch der Worte erinnern, die Sie gestern zu mir gesagt haben: Sie wüßten wohl, wer Sie wären, und wer ich wäre. Es ist meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß Sie weder das eine noch das andere wissen. Sie bilden sich also ein, Sie seien mehr als ich? Dies haben Ihnen ohne Zweifel einige Bediente gesagt; ich aber nehme keinen Anstand, Ihnen zu sagen, daß ich mehr bin als Sie. Sie begreifen leicht, daß hier von der Geburt nicht die Rede ist. Sie würden denjenigen für wahnsinnig halten, der es sich zum Verdienste anrechnen würde, daß ein fruchtbarer Regen auf seine Felder, nicht aber auf die seines Nachbars gefallen sei. Ebenso unweise würden Sie sein, wenn Sie auf Ihre Geburt sich etwas einbilden wollten, die zu Ihren persönlichen Verdiensten nichts beiträgt. Sie werden zugestehen, daß ich in bezug auf Einsichten und Kenntnisse über Ihnen stehe. Sie wissen nichts, als was ich Sie gelehrt habe, und das, was ich Sie gelehrt habe, ist wenig gegen das, was mir zu lehren noch übrig bleibt. Ansehen haben Sie keines über mich; ich aber habe es voll und unumschränkt über Sie. Der König und Ihr Herr Vater haben Ihnen dies oft genug gesagt. Sie glauben vielleicht, ich schätzte es für ein großes Glück, daß ich bei Ihnen angestellt bin. Geben Sie diesen Wahn auf! Bloß um dem Könige zu gehorchen und Ihrem Herrn Vater ein Vergnügen zu machen, habe ich in diese Anstellung gewilligt, nicht aber wegen des beschwerlichen Vorteils, Ihr Lehrer zu sein. Um Ihnen hierüber jeden Zweifel zu benehmen, werde ich Sie zum Könige führen und Seine Majestät bitten, für Sie einen andern Lehrer zu ernennen, dem ich es wünsche, daß ihm seine Bemühungen besser gelingen mögen als mir."

Der Prinz war tief beschämt und erschüttert; unter lautem Schluchzen stammelte er: „Ach, mein Herr, ich bin in Verzweiflung wegen des gestrigen Vorfalls. Teilen Sie die Sache dem Könige mit, so bringen Sie mich um seine Freundschaft. . . . Verlassen Sie mich, was wird man von mir denken? Ich verspreche Ihnen, daß Sie von nun an mit mir zufrieden sein sollen. . . . Aber versprechen Sie mir. . . ."

Fénélon versprach nichts. Noch einen ganzen Tag ließ er den Prinzen in Ungewißheit, und erst dann, als er glaubte, von der Wahrhaftigkeit seiner Reue überzeugt zu sein, gab er seinen wiederholten Bitten und den Vorstellungen der Frau v. Maintenon Gehör, welche letztere man an diesem Auftritt Anteil nehmen ließ, um ihn desto feierlicher und wirksamer zu machen. Unter allen königlichen Prinzen war der Herzog von Burgund derjenige, welcher mit der zärtlichsten Dankbarkeit seinen Erziehern anhing, wie er auch der war, dem man in seiner Jugend am wenigsten geschmeichelt hatte.

Fénélon hatte sich, als er an den Hof kam, zwei Gesetze gemacht, von

denen er nie abging; das erste, nie um eine Gnade für sich, das zweite, was seinem Herzen viel schwerer fiel, nie um eine Gnade für seine Anverwandte und Freunde anzuhalten. Nun war sein Gehalt nicht bedeutend, und er mußte oft Trinkgelder und sonst Ehrenausgaben bestreiten, die seine Kasse in Verwirrung brachten. Fünf Jahre lang befand er sich in dieser Lage, ohne daß Herr von Beauvilliers oder Frau v. Maintenon ein Wort darüber vernahmen. Er suchte durch möglichste Ökonomie den Ausfall zu decken, und er brachte gern das Opfer der Entbehrung, da ihn hinlänglich die Freude lohnte, daß sein Zögling sich immer hoffnungsvoller entwickelte. Fénélon genoß schon im Geist der Wonne, Frankreich einen Herrscher erzogen zu haben, der Gerechtigkeit mit Milde, die Macht mit dem Recht zu paaren wußte. Es ist wohl keine zu gewagte Behauptung, daß, wenn der Herzog von Burgund am Leben geblieben wäre, auch die Geißel der Revolution nicht über Frankreich gekommen sein würde. Doch wer vermag die Wege des Schicksals und die Ratschlüsse dessen, der es in seiner Hand hält, zu deuten!

Fénélon hatte für seinen Zögling eine Geschichte Karls des Großen geschrieben und in dem großen Kaiser das Muster eines christlichen Regenten gezeichnet. Leider ist das Werk bei dem Schloßbrande verloren gegangen. In seinem elften Jahre las der Prinz bereits den Tacitus, nachdem er den Livius schon ganz gelesen und den Cäsar übersetzt hatte. Der strenge Bossuet, der dem Gerücht von den großen Fortschritten des fürstlichen Knaben nicht recht traute, erbat sich eine Privatunterredung und bekannte nach derselben, daß hier keine Schmeichelei übertrieben habe.

Der König belohnte den Erzieher seines Neffen im Jahre 1694 mit der Abtei St. Valery und im folgenden Jahre mit dem Erzbistum zu Cambrai. Doch sollte die königliche Gnadensonne dem guten Fénélon bald wieder untergehen. Den ersten Anlaß zu der nun folgenden nicht glücklichen Epoche in Fénélons Leben gaben die Streitigkeiten über den Quietismus.

Es hatten nämlich einige Mönchsorden, besonders die Dominikaner und Jesuiten, in übertriebenem Eifer, die äußeren Werke der Frömmigkeit (Fasten, Beichten, Beten des Rosenkranzes rc.) wieder in Aufnahme zu bringen, eine Werkheiligkeit und Scheinheiligkeit hervorgerufen, die gefühlvolleren Seelen, denen die innere Frömmigkeit mehr galt als das äußere Werk, ein Ärgernis sein mußte. Viele fromme Gemüter nahmen ihre Zuflucht zur Mystik und suchten den rechten Gottesdienst im seligen Gefühl der Verbindung mit Gott, wozu die Ruhe des Gemüts (quies), das von allen weltlichen Einflüssen sich freimachen sollte, die erste Bedingung war. Daher der Name „Quietisten“. Eine am Hofe Ludwigs XIV. früher beliebte, reiche und schöne Witwe, Madame Bouvier de la Motte Guyon, gab sich besonders dieser Richtung hin, zum großen Mißfallen der unter dem Einflusse der Jesuiten stehenden Frau von Maintenon, die sich vergeblich bemühete, Frau von Guyon auf andere Gedanken zu bringen. Es lag in dem Quietismus allerdings ein protestantisches Element, das die äußeren Werke in Mißkredit zu bringen drohete, und Madame Guyon war in ihren Gefühlen und Einbildungen etwas

überspannt. Aber sie meinte es mit ihrer Frömmigkeit redlich, und ihre Tugend war ohne Tadel. Bossuet, das Orakel der französischen Theologie und ein eifriger Zionswächter, wollte dieser Ketzerei Einhalt gethan wissen; er hatte den König auf seiner Seite und brachte es dahin, daß Madame Guyon sich ins Kloster zurückziehen mußte. Aber Fénélon hatte sich eifrigst der Dame angenommen, weil er ihre Ansichten mit seinen erhabenen Begriffen von der Liebe zu Gott übereinstimmend fand. Er wollte nicht das Überspannte und Irrtümliche der Frau in Schutz nehmen, nichts gegen das katholische Dogma in Umlauf bringen, nur das Recht des Gefühls, die Freiheit des inneren Menschen glaubte er selbst gegen einen König wie Ludwig XIV., und gegen einen Bischof wie Bossuet, in Schutz nehmen und verteidigen zu müssen. Der despotische König stimmte hier ganz mit dem Dogmatiker, denn beiden lag daran, die Welt mit der Formel, mit der allgewaltig durchschlagenden Einheit zu beherrschen; beiden ward nun der gefühlsselige, zur Mystik geneigte Fénélon ein Stein des Anstoßes. Hatten sie auch das formelle Recht auf ihrer Seite, die Lehre des Quietismus zu verdammen, so blieb es doch ein Akt der Ungerechtigkeit, eine Person, die ihr anhing, ins Kloster zu sperren.

Es entspann sich nun jener traurig-berühmte Streit zwischen zwei Bischöfen, die beide achtbar durch ihre strenge Sittlichkeit wie ihren aufrichtigen Eifer für die Religion vor der Welt mit ihrem Zank ein großes Ärgernis gaben. Fénélon gab seine Explication des maximes des Saints sur la vie intérieure (Grundsätze der Heiligen) heraus, die allgemeines Aufsehen erregte, Bossuet verfaßte eine Gegenschrift, die mit vollem Scharfsinn verfaßte „Instruktion über die Zustände des Gebets", und wollte Fénélon zum Widerruf seiner Grundsätze zwingen. Dieser beschloß, seine Sache der Entscheidung des Papstes anheimzustellen, ja wollte selbst nach Rom, um sich zu verteidigen; der König versagte ihm die Erlaubnis und verwies ihn in seine Diözese Cambrai. Kaum dort angekommen, schrieb er „die Pastoralinstruktionen", worin er sich zu rechtfertigen suchte und Bossuet nicht wenig ins Gedränge brachte. Dieser rüstete sich zu einem entscheidenden Schlage und verschmähete selbst die Verdächtigung und Verketzerung des edlen Fénélon nicht, er nannte ihn offen einen „Ketzer" — eine Waffe, mit der die Dogmatiker zu jeder Zeit ihre Streiche führen. In einem Briefe Fénélons an Bossuet findet sich folgende charakteristische Stelle:

„Möge der Papst mein Buch verdammen; möge so meine Person in der ganzen Kirche für immer gebrandmarkt werden, ich hoffe, durch die Gnade Gottes schweigen, gehorchen und mein Kreuz bis zum Ende tragen zu können. So lange aber der heilige Stuhl mir erlauben wird, meine Unschuld darzuthun, und so lange noch ein Funken von Leben in mir bleibt, werde ich nie aufhören, Himmel und Erde gegen die Ungerechtigkeit Ihrer Anklagen zu Zeugen anzurufen. — Unmöglich kann ich mich bei jeder Einwendung aufhalten, die Sie allenthalben anzubringen wissen: die Schwierigkeiten entstehen bei Ihnen unter jedem Federzuge. Mag auch in meinem

Texte etwas noch so rein sein, sobald Sie darauf stoßen, verwandelt es sich in Irrtum und Gotteslästerung. Wie kann man sich aber darüber verwundern? Sie verkleinern oder vergrößern alles, wie Sie es eben bedürfen, und bekümmern sich wenig darum, Ihre Ausdrücke miteinander zu vereinigen." In der That galt dies von Bossuets „Bericht über den Quietismus", den man als ein Meisterstück polemischer Schreibart bewundern könnte, wenn nicht die leidenschaftlichste Härte, welche Verdächtigungen, scheinbare Vertuschung von manchem, „was wohl noch zu sagen wäre, aber besser verschwiegen bliebe" und dergleichen Kunststücke zu Hilfe nimmt, der Achtung vor dem Verfasser und seiner Schrift so vielen Eintrag thäte. Im Juni 1698 war Bossuets „Bericht" erschienen; jedermann glaubte, daß für Fénélon eine fernere Verteidigung nicht wohl möglich sei; dieser hatte erst am 8. Juli die neue Anklage zu lesen bekommen, und schon am 30. August war seine Antwort gedruckt, die durch Klarheit der Darstellung, Ordnung und Genauigkeit in Anführung der Thatsachen, aber auch durch scharfe Dialektik mit dem Bericht des redegewaltigen Bossuet es wohl aufnehmen konnte. Alle Billigdenkenden in Paris und in Rom waren auf Fénélons Seite, aber Bossuet, der überall den König hinter sich hatte und auf seine Orthodoxie pochte, wußte zu bewirken, daß sechzig Lehrer der Sorbonne zwölf Sätze aus den „Grundsätzen der Heiligen" als verdammlich heraushoben, daß Louis XIV. selbst an den Papst die Bitte stellte, das Buch zu verdammen, und den Verfasser desselben mit eigener Hand aus der Liste der Erzieher des Herzogs von Burgund strich. Vergeblich bat der junge Prinz fußfällig den König um Gnade für seinen geliebten Lehrer. Der Papst samt dem Kardinalkollegium kannten und schätzten den frommen, der Kirche treu ergebenen Fénélon, sie zögerten lange mit der Verwerfung seiner Schrift, aber mit dem mächtigen König von Frankreich mochten sie es auch nicht gern verderben, und so erschien am 12. März 1699 in einem Breve des Papstes Innocenz XII. das Verwerfungsurteil, jedoch ohne das Wort „ketzerisch".

Mit einer Geistesgegenwart und echt christlichen Ergebung, die allen seinen Freunden Thränen der Teilnahme und Bewunderung abnötigte, publizierte Fénélon selbst die päpstliche Entscheidung und bewies gerade durch diese Ruhe, wie unversehrt seine Tugend geblieben und wie wenig seine Gegner Ursache hatten, über solch einen Gegner zu triumphieren. Bossuet selber schien seine Hitze zu bereuen, Louis XIV. aber ward nun erst recht feindlich gesinnt, so daß er dem Erzbischof von Cambrai für immer den Hof verbot. Dazu mochte die Erscheinung des „Telemach" besonders beigetragen haben, die gerade um diese Zeit erfolgte. Fénélon hatte das Werk lediglich für seinen Zögling verfaßt, um in seiner Weise auf eine leichte gefällige Art den Schüler in die griechische Mythologie und alte Sagen-Geschichte einzuführen, aber ihm dabei im Telemach ein Bild seines leidenschaftlichen, oft unerfahrenen und getäuschten Wesens vorzuhalten, in der Person des Mentor ihm alle die Lehren, die namentlich für einen jungen Fürsten zu beherzigen sind, einzuprägen, die Fénélon selber so oft in mannigfacher Gestalt ihm ans Herz gelegt hatte.

Durch die gefällige Einkleidung so vieler weiser und großer Lehren, durch die schöne korrekte Sprache und die außerordentliche Leichtigkeit und Gewandtheit, mit welcher die alten Sagen und Mythen zu einem Roman verarbeitet sind, ist das Werk gleicherweise pädagogisch bedeutsam wie eine Zierde der französischen Litteratur geworden; der Abbé Terasson sagt nicht mit Unrecht vom Telemach: „Wenn das Glück der Menschheit durch ein Gedicht könnte bewerkstelligt werden, so müßte es durch den Telemach geschehen." Der Verfasser hatte das Werk zu einem teuern Angebinde für den königlichen Schüler ausersehen; aber ein Diener entwendete ihm das Manuskript und übergab es in Paris dem Drucke, wo es unter dem Titel: „Fortsetzung des vierten Buches der Odyssee, oder Begebenheiten des Telemach" (Paris, bei der Witwe des Claudius Balbin am Palaste, 6. April 1699) erschien. Sogleich benutzten die dem Erzbischof von Cambrai feindlich gesinnten Höflinge diese Gelegenheit, um dem König den Argwohn beizubringen, als sei unter den im Telemach aufgeführten Personen eine Anspielung auf Louis XIV. Regierung gemacht, in der Kalypse die Frau von Montespan, in der Eucharis das Fräulein Fontanges, in der Antiope die Herzogin von Burgund, im Protesilaus der Minister Louvois, in dem Idomeneus König Jakob von England, in dem Sesostris Ludwig selber gezeichnet. Fortan wurde dem jungen Herzog von Burgund aller Verkehr mit Fénélon untersagt, selbst die beiden Unterlehrer, die zwei oben genannten Abbés, wurden in seinen Fall mit hineingezogen, litten aber aus Liebe zu dem verehrten Manne mit Freuden die ungerechte Strafe. Der König nannte Fénélon einen Phantasten, der nichts von der Regierung verstehe und doch sich unterfangen habe, einen Fürsten zu bilden. Sein Unwille gegen den Telemach war so groß, daß keiner von den Höflingen es wagte, auch nur den Namen auszusprechen, um nicht das königliche Ohr zu beleidigen, ja daß sechzehn Jahre nach dem Erscheinen des Telemach, als dies Buch schon in ganz Europa verbreitet und in verschiedene Sprachen übersetzt war, der Nachfolger Fénélons an der französischen Akademie, Herr von Boze, sich nicht getrauete, in seiner Lobrede des Erzbischofs von Cambrai des Telemach Erwähnung zu thun, so wie auch der Präsident der Akademie Dacier in seiner Antwort das gefährliche Wort sorgfältig vermied.

Der Brief, den der Herzog von Burgund an seinen ehemaligen Erzieher schrieb, ist zu charakteristisch und ehrenvoll für beide, als daß wir ihn auslassen könnten:

„Endlich, mein lieber Erzbischof, bietet sich mir eine Gelegenheit dar, das Stillschweigen zu brechen, das schon vier Jahre dauerte. Ich habe seither viel gelitten, doch am schwersten fiel mir dieses, daß ich Ihnen nicht sagen konnte, was ich seit dieser Zeit für Sie fühlte, und daß meine Freundschaft durch Ihr Unglück nur zugenommen, keineswegs aber sich erkältet hat. Mit wahrem Vergnügen denke ich an den Zeitpunkt, wo ich Sie wieder einmal werde sehen können, nur fürchte ich, es

könnte noch lange dauern. Man muß sich hier in den Willen Gottes ergeben, von dessen Barmherzigkeit ich stets neue Gnadenerweisungen empfange. Ich brach ihm mehrere Mal die Treue, seitdem ich Sie nicht mehr gesehen habe; aber er ließ mir stets die Gnade angedeihen, mich wieder zu sich zu rufen, und Dank sei ihm dafür! ich war nicht taub gegen seine Stimme. Seit einiger Zeit will es mir scheinen, als behauptete ich mich besser auf dem Pfade der Tugend. Beten Sie für mich zu Gott dem Herrn, daß er mich durch seine Gnade in meinen guten Entschlüssen stärken möge, seinem heiligen Willen zu folgen. Ich fahre fort für mich allein zu studieren, obgleich ich seit zwei Jahren es nicht mehr so methodisch thue, doch macht es mir mehr Vergnügen als je. Die meiste Freude gewährt mir die Moral und Metaphysik, und ich kann gar nicht müde werden, mich damit zu beschäftigen. Ich habe einige kleine Aufsätze über diese Materien angefertigt, und wünschte nur, sie Ihnen zusenden zu können, damit Sie dieselben verbesserten, wie Sie es vormals mit meinen Aufgaben machten. Alles, was ich Ihnen sage, ist nicht recht zusammenhängend, aber daran liegt nichts. Ich melde Ihnen nichts davon, wie sehr mich alles, was man in Hinsicht Ihrer vorgenommen hat, empört; aber man muß sich dem Willen Gottes unterwerfen und glauben, daß es zu unserem Besten geschehen ist. Lassen Sie diesen Brief keinen Menschen in der Welt sehen, nur den Abbé Langeron ausgenommen, wenn er wirklich zu Cambrai ist, denn auf seine Verschwiegenheit baue ich. Machen Sie ihm mein Kompliment, und versichern Sie ihn, daß seine Abwesenheit meine Freundschaft nicht vermindert hat. Schreiben Sie mir keine Antwort, außer auf einem recht sicheren Wege, und legen Sie Ihren Brief in das Paket des Herrn von Beauvilliers, so wie ich es mit dem meinigen thue; denn er ist der einzige, dem ich mich anvertraue, indem er selbst wohl weiß, daß, wenn etwas herauskäme, er sich selbst am meisten schaden würde. — Adieu, mein teurer Erzbischof, ich umarme Sie von ganzem Herzen und werde vielleicht lange Zeit keine Gelegenheit haben, an Sie zu schreiben: ich bitte Sie um Ihr Gebet und Ihren Segen. Ludwig."

Fénélons Antwort enthält die zärtlichsten Ermahnungen für den jungen Prinzen, um ihn in seiner christlichen Gesinnung zu befestigen, aber kein Wort über das eigene Schicksal. „Ich spreche," so heißt es am Schluß, „mit Ihnen nur von Gott und von Ihrer eigenen Person; von mir darf nicht die Rede sein. Mein Herz ist, dem Himmel sei dafür Dank gesagt, ruhig; mein größtes Kreuz ist, daß ich Sie nicht sehe. Aber vor Gott sind Sie mir ohne Unterlaß weit näher und inniger verbunden, als wenn Sie vor meinen Augen stünden; tausend Leben wollte ich wie einen Wassertropfen hingeben, wenn ich Sie so sehen könnte, wie Sie Gott haben will."

Entfernt vom Hofe und seinen Kabalen konnte Fénélon um so nachdrücklicher seine Pflichten als Bischof erfüllen. Von der großen Bedeutung tüchtiger theologischer Seminare hatte er sich selber in St. Sulpice, wo er seine Bildung empfangen hatte, überzeugt; er gründete nun auch zu Cambrai

ein Seminar und stellte es unter die Leitung des Abbé von Chanterac. Zur Belebung des wissenschaftlichen Studiums hielt er jede Woche im Seminare Konferenzen und sah streng dahin, daß die Kandidaten nur nach vorausgegangenen fünf Prüfungen zur Weihe zugelassen wurden. Er predigte während der Fastenzeit in allen Kirchen der Stadt, an Festtagen in der Domkirche. Seine Predigt war wie sein ganzes Wesen einfach und herzlich, aber von Geist durchdrungen, von Liebe beseelt, aus dem Herzen kommend, zum Herzen gehend. Er pflegte nur die Hauptgedanken sich vorher zu skizzieren, um dem lebendigen Moment des Redens selbst keinen Abbruch zu thun. Von der Kanzelberedsamkeit verlangte er keine Rednerkunst, wie sie Bossuet mit so viel Pracht entfaltete, sondern die Wirkung auf das Gemüt, die auch erfolgt ohne ein logisch-kunstgerecht durchgeführtes Thema mit seinen Ober- und Unterabteilungen. Die Predigten sollten vor allen Dingen kurz sein und weder den Geistlichen noch das Volk ermüden. Fénélons „Dialogen über die Kanzelberedsamkeit" enthalten sehr feine und richtige Bemerkungen und zeugen, wie die „geistlichen Briefe" (an Menschen von jedem Stand und Alter gerichtet), von großer Menschenkenntnis. Mit seltenem Takt wußte aber auch der Erzbischof mit Leuten aller Art umzugehen. Traf er auf seinen Spaziergängen Landleute an, so setzte er sich zu ihnen auf den Rasen, tröstete sie, wenn er durch wenige Fragen ihr Herz geöffnet hatte, und gab ihnen manchen guten Rat. Zuweilen besuchte er sie auch in ihren Hütten und nahm bereitwillig die Einladung an, an ihrer ländlichen Mahlzeit teil zu nehmen. Obgleich die Revolution so vielfach das moralische Gefühl verwilderte, konnte sie doch bei den Flamländern das dankbare Andenken an Fénélon nicht in Vergessenheit bringen. Als man in Cambrai zufällig seine Gebeine wieder fand, brach alles Volk in lautes Entzücken aus.

Und doch war Fénélon, man möchte sagen, skrupulös streng, um nichts den Rechten seiner Kirche zu vergeben und kein Haar breit von dem, was Papst und Konzilien festgesetzt hatten, abzuweichen. Als die Streitigkeiten über den Jansenismus wieder ausbrachen, veröffentlichte er seinen „Pastoralunterricht", worin er in populärer Weise die Dogmen der Kirche entwickelte, nachdem er in seiner Beurteilung des Jansenismus an dem Satze festgehalten hatte, die Kirche sei in Beurteilung dogmatischer Thatsachen ebenso untrüglich als in Glaubensentscheidungen. Von seinem Standpunkte konnte er nicht anders urteilen; aber die Dogmen waren bei ihm keineswegs der Götze, dem er opferte, sein Herz voll Liebe erhob ihn weit über den dogmatischen Standpunkt eines Bossuet.

Als Fénélon vom Hofe verwiesen wurde, stand Ludwig XIV. auf dem Gipfel seiner Macht; das Glück stachelte den ländersüchtigen König zu einem Raubkriege nach dem andern, wobei die eigenen Unterthanen bis aufs Blut ausgesogen wurden. Um den Übergriffen Frankreichs ein Ende zu machen, hatten sich endlich Holland, England und Österreich verbündet, und im spanischen Erbfolgekriege Frankreich selber an den Rand des Verderbens gebracht. Noch ehe dieser Krieg ausbrach, hatte Fénélon, den Ludwig XIV. einen

Phantasten nannte, mit sicherem politischen Blick (28. August 1701) eine Denkschrift an den Herzog von Beauvilliers gesandt, die das drohende Ungewitter hätte abwenden können, wenn man die gegebenen Ratschläge beherzigt haben würde. Nachdem der Krieg ausgebrochen war, schrieb er (1702) seine zweite Denkschrift, um den General Catinat und seinen Zögling, den Herzog von Burgund, zu empfehlen. Als dieser 1703 Generalissimus beider Armeen in Deutschland wurde (er hatte den genialen Vauban zur Seite), erteilte ihm Fénélon die freundschaftlichsten und besten Ratschläge und hatte auch die Genugthuung, daß der Prinz durch seine Tapferkeit und Umsicht bewies, nicht bloß zu Andachtsübungen erzogen worden zu sein. Im Jahre 1708 wurde der Herzog von Burgund Oberbefehlshaber in den Niederlanden, und die Belagerung von Lille brachte ihn in die Nähe seines geliebten Lehrers, mit dem er fleißig (aber immer noch heimlich) korrespondierte. Diese Korrespondenz giebt das rühmlichste Zeugnis von dem edlen Freimut Fénélons, der es wagen konnte, dem Prinzen ohne Umwege die Wahrheit zu sagen, und von dem Edelmut des Prinzen, der die Wahrheit in jeder Form achtete. Fénélon durchschaute klar den tiefen Abgrund, in welchem das französische Reich sich befand, aber er mußte den großen Begebenheiten ihren Lauf lassen. Sein Haus war angefüllt mit kranken und verwundeten Soldaten, die er aufs beste verpflegte; er besuchte ohne Unterlaß die Spitäler, stellte seine Getreidevorräte zu freier Disposition des Kriegsministers, und zeigte in dieser für Frankreich so unglücklichen Zeit die schönsten Tugenden von Mut und Entschlossenheit eines wahren Patrioten. Nicht bloß die eigenen Landsleute wußten ihn zu schätzen; als die Gegend von fremdem Kriegsvolk überschwemmt wurde, wetteiferten Engländer, Holländer und Deutsche mit den Bewohnern von Cambrai in den Ausdrücken der Verehrung, die sie dem geliebten Erzbischof zollten. In seiner Nähe schien aller Unterschied der Nationalität und des Glaubensbekenntnisses zu verschwinden, aller Haß und jede Eifersucht zu verstummen. Er mußte sich zuweilen vor den durchmarschierenden Truppen verbergen, nur um den ihm zugedachten Ehrenbezeugungen zu entgehen; die militärische Bedeckung, die sie ihm aus freiem Antriebe anboten, damit ihn der Krieg nicht in der Ausübung seiner Amtspflichten stören möchte, konnte er gleichfalls ablehnen, denn er konnte überall sicher sein, da das Volk wie der gemeine Soldat den frommen Mann kannte. In seinem Palaste versammelte er die unglücklichen Landbewohner um sich, welche der Krieg von ihrem heimatlichen Herde vertrieben hatte, um sie an seinem eigenen Tische zu speisen, bis weiter für sie gesorgt war. Einer jener armen Landleute mochte gar nichts essen, und als ihn Fénélon deshalb fragte, sagte jener: „Ach, Herr! als ich aus meinem Hause floh, hatte ich nicht Zeit, meine Kuh wegzubringen, und doch giebt diese meiner Familie den Lebensunterhalt. Nun wird sie der Feind in Beschlag nehmen, und ich werde nie wieder eine so vortreffliche Kuh erhalten!“ Sogleich machte sich Fénélon, nur von einem Diener begleitet, auf den Weg, und brachte in eigner Person die Kuh dem Landmann wieder zurück. Es bedarf nur dieses

einzigen Zuges, um den Charakter Fénélons in seiner ganzen sittlichen Schönheit und Würde darzustellen.

Endlich ward das Glück den Franzosen wieder günstig; Kaiser Joseph starb, Marlborough fiel in Ungnade, die Königin Anna war für den Frieden. Der schwache Dauphin von Frankreich war 1711 an den Blattern gestorben, und Louis XIV., der von den vortrefflichen Eigenschaften des Herzogs von Burgund sich überzeugt hatte, nahm diesen zum Mitregenten an, zum Jubel des ganzen Landes. Fénélon feierte einen wohlverdienten Triumph, denn unermüdlich dachte er Tag und Nacht über das Wohl des Reiches und eine vernünftige Politik nach, die fortan zu befolgen sei. Er arbeitete noch am Schluß des Jahres 1711 eine Reihe von Aufsätzen aus, die des besten Staatsmanns würdig sind. Es kommen darin Gedanken über Staatsökonomie und Volkswirtschaftslehre vor, die erst eine spätere Zeit würdigen lernte. Die Privilegien des Adels sollten nicht minder wie der unnütze Aufwand bei Hofe eingeschränkt werden, Landstände für die Verwaltung der Provinzen sollten die königlichen Intendanten entbehrlich machen. Die Rechtspflege sollte vereinfacht und auch das Heer reformiert werden. — Doch der Entwurf sollte nur Entwurf bleiben, denn drei Monate nach Abfassung desselben starb der Herzog von Burgund, neunundzwanzig Jahre alt, den 18. Februar 1712. In all seinem Schmerze raffte Fénélon doch noch seine Kräfte zusammen, um einen Regentschaftsrat in einer Denkschrift vorzuschlagen, von welchem der liederliche Herzog von Orleans ausgeschlossen werden sollte. Selbst für die Arbeiten der Akademie fand er noch Zeit, indem er einen Reformplan des französischen Wörterbuchs entwarf.

Sein schwächlicher Körper war aber so vielen Anstrengungen nicht gewachsen, und die Leiden der Seele beschleunigten sein Ende. Der Tod des Herrn von Beauvilliers, seines innig geliebten Freundes, war der letzte harte Schlag, der ihn traf. Gleich nach demselben schrieb er (am 1. Januar 1715): „Bald werden wir alles finden, was wir nicht können verloren haben; noch eine kleine Weile und wir haben nichts mehr zu beweinen.“ Drei Tage nachher warf ihn ein Fieber auf das Krankenlager; er starb voll freudigen Glaubens am 7. Januar 1715 in einem Alter von dreiundsechzig Jahren fünf Monaten. Sein Tod verbreitete über das ganze Land Bestürzung und Wehmut. Der Papst Klemens XI. vergoß Thränen und bedauerte, den frommen Erzbischof nicht zum Kardinal gemacht zu haben, wovon ihn seine Furcht vor Ludwig XIV. abgehalten hatte. Dieser frömmelnde Despot blieb ungerührt, als er die Todesnachricht vernahm. Desto wärmer war der Anteil, den das Ausland und selbst die Protestanten an Fénélons Tode nahmen. Der berühmte Dichter Johann Baptist Rousseau, der zu jener Zeit im Auslande reiste, schildert lebhaft den Eindruck und schrieb an einen würdigen Protestanten die bezeichnenden Worte: „Große Talente gehören allen Ländern und Kirchen an, und mich nimmt's daher nicht Wunder, wenn Sie so gerührt bei dem Verluste sind, den die Kirche und die gelehrte Welt an der Person des Herrn Erzbischofs von Cambrai erlitten haben. In einem Jahrhundert,

wo echtes Verdienst so selten wird, muß jeder ehrliche Mann einen so wahrhaft großen Mann betrauern; sein Ruhm wird so lange leben, als es Menschen auf der Erde giebt, die Sinn für wahre Tugend und echtes Verdienst haben, — und zur Schande unserer Nation sei es gesagt, vielleicht wird gerade bei uns sein Tod am wenigsten beweint werden."

Bei allen schätzbaren Eigenschaften des französischen Volks geht doch das Höflingswesen durch alle Klassen. Der von jeher üblich gewesenen Sitte nach sollte dem verstorbenen Erzbischof eine Leichenrede gehalten werden, aber das Domkapitel wollte nicht bei Hofe anstoßen, und meinte, es möchte doch wohl schicklicher sein, unter den jetzigen Umständen von dem Herkommen abzuweichen. Allerdings bedurfte der Ruhm Fénélons des äußeren Gepränges nicht; hatte er doch bei Lebzeiten der Freundschaft und Liebe der Edelsten sich erfreuen können. Und mit einem Wort über sein „Freundschaftsgenie" wollen wir sein Lebensbild beschließen.

Das Herz Fénélons war ganz zur Freundschaft geschaffen; sie war bei ihm nicht bloß Neigung, sondern Leidenschaft, und doch ertrug er mit wahrhaft christlicher Größe manche Schmerzen, die sie ihm verursachte, und stand erhaben über jeden Egoismus. „Ich lebe bloß noch von Freundschaft," sagte er am Ende seines Lebens, „und die Freundschaft wird mir auch noch den Tod bringen." Es hat aber auch kein Schriftsteller mit größerer Zartheit darüber geschrieben als Fénélon. Er verknüpfte sie mit der christlichen Liebe, aber vermischte sie nicht damit; der Glaube sollte sie heiligen und vollenden, aber nicht absorbieren. „Nichts ist so zart, so offen, so lebendig, so sanft, so lieblich und hingebend als ein Herz, das eine von der Religion gereinigte Freundschaft besitzt." Diese Worte zeichnen ganz den Verfasser des Telemach, rechtfertigen aber auch die Anhänglichkeit, die ihm seine Freunde bewahrten, als er in Ungnade gefallen war. Wenn Frau v. Maintenon eine Ausnahme machte, so lag die Schuld wahrlich nicht an Fénélon, sondern an ihrem kalten berechnenden Geiste, dem die Gefühle der Seele untergeordnet waren wie das Mittel dem Zweck.

„Fénélon," sagt Saint-Simon, „hatte mehr als irgend einer die Gabe zu gefallen, ja recht eigentlich Talente dafür, eine Sanftmut, Biegsamkeit, natürliche Anmut, die aus unerschöpflicher Quelle hervorsprudelten. Man mußte sich selber Zwang anthun, um aufzuhören, ihn zu betrachten; alle seine Manieren und Bewegungen entsprachen dem nicht zu beschreibenden Reiz seiner Physiognomie; mit einer Leichtigkeit, die sich allen mitteilte, verband er in seiner Unterhaltung jenen guten Geschmack, der nur in der besten Gesellschaft gewonnen wird. Er wollte nie mehr Verstand haben oder zeigen als die, mit denen er sprach, versetzte sich in den Gesichtspunkt eines jeden, und er ließ keinem merken, daß er sich herabließ, also, daß man ihn nicht verlassen konnte ohne den Entschluß, ihn wieder aufzusuchen."

Fénélon stellte den Menschen die Grundsätze der Tugend und Religion niemals in der Strenge des Pflichtgebots, als ein „Du sollst", sondern als Mittel vor, durch welches sie zuerst ihr eigenes Wohl und damit das Wohl

derer förderten, mit denen Gott sie verbunden habe. Immer war er ihr Freund, den sie fragten, den sie hörten, der ihnen nie untreu ward, der nicht von Amts wegen, sondern aus persönlicher Teilnahme an ihrem Wohl und Wehe zu ihnen sprach. Wie hätten sie einen Mann nicht lieben sollen, der sie mit so zarten Banden an sich fesselte, und wie seinem Wort nicht glauben, das nur die Freundschaft diktiert? Hier, auf dem Gebiet des Herzens, lag die Quelle der Beredsamkeit Fénélons und aller seiner praktischen Erfolge.

Als Erzbischof in Cambrai führte er ein wahres Stillleben. Es war ihm von Jugend auf zur Gewohnheit geworden, nur einige Stunden dem Schlafe zu widmen und sehr früh aufzustehen. Er las täglich in seiner Kapelle die Messe, am Sonnabend aber in seiner Hauptkirche, und diesen Tag hatte er dazu bestimmt, um jeden, der es verlangte, Beichte zu hören. Der Sitte der Vorzeit gemäß speiste er um Mittag; seine Tafel war stets prächtig besetzt, aber nur seines hohen Ranges willen, denn er selber genoß nur leichte und sehr wenige Speise, sein Trank war ein leichter weißer Wein. Dieser etwas übertriebenen Nüchternheit schrieb man seine große Magerkeit zu. Wenn sonst die Bischöfe von höherem Range für ihre Sekretäre und Almosenpfleger besondere Tische decken ließen, so mußten mit Fénélon alle Geistliche speisen, die zu seinem Dienst waren, und besuchte ihn einer, so mußte dieser, gleichviel ob hoch oder niedrig, zu seiner Rechten sitzen. Dreizehn bis vierzehn Personen waren in der Regel an der Tafel des Erzbischofs von Cambrai versammelt; das Gespräch war lebhaft und ungezwungen. Kurz vor neun Uhr kam man wieder zum Abendessen zusammen, wovon jedoch Fénélon kaum kostete. Mit einem Abendgebet des Almosenpflegers und dem Segen des Prälaten ward der Tag beschlossen.

Nachdem ihm 1697 sein Palast abgebrannt war, ließ er ein schöneres Gebäude aufführen und höchst geschmackvoll einrichten. Der erzbischöfliche Saal war mit schönen Hautelice-Tapeten behängt, welche die Schöpfungsgeschichte vorstellten; der Baldachin, unter welchem sich das erzbischöfliche Kreuz befand, war aus Karmesin-Samt und stand auf einem großen Fußteppich; ebenso waren die Sofas, Armsessel und Vorhänge aus rotem Samt und mit goldenen Fransen und Tressen besetzt. Dieser Baldachinsaal stieß an das geräumige Schlafzimmer, das mit Karmesin-Damast ausgeschlagen war; aus demselben Stoffe bestand das Bett, an dessen Seite wertvolle Gemälde hingen. Aus dem Schlafzimmer kam man in die wohleingerichtete Bibliothek. Alle Kamine bestanden aus jaspisartigem Marmor; die Fußböden waren getäfelt und in der größten Reinlichkeit erhalten. So hatte es Fénélon für den Erzbischof einrichten lassen; für seine Person hatte er sich aber ein ganz kleines Schlafzimmer neben dem großen eingerichtet, dessen Wände, Bett und Sessel nur mit einem weißgrauen wollenen Zeuge überzogen waren. Seine Wappen hatte er weder an seinen Kaminen, Thüren, noch viel weniger am Baldachin anbringen lassen, denn das Haus

war ja nicht für ihn und seine Familie, sondern für Bischöfe aus den verschiedensten Familien erbaut.

Das Hauptvergnügen Fénélons war, einen guten Freund in seinem gastfreien Hause zu bewirten, und mit ihm unter anregendem Gespräch in Gottes freier Natur spazieren zu gehen.

Boerhave *).

Hermann Boerhave (spr. Burhave), der berühmteste Arzt des achtzehnten Jahrhunderts, ward am 31. Dezember 1668 zu Voorhut bei Leyden geboren, wo sein Vater ein nicht eben einträgliches evangelisches Pfarramt bekleidete und oft Mühe hatte, seine zahlreiche Familie ehrlich durch die Welt zu bringen. Doch der Segen einer vortrefflichen Erziehung ruhete früh auf den Kindern, insbesondere auf dem reichbegabten Hermann, der zum Geistlichen bestimmt war. Er, der dankbare Sohn, konnte später das Lob des Vaters in folgende Worte zusammenfassen: „Mein Vater war des Lateinischen, Griechischen, Hebräischen kundig; in Geschichte und Völkerkunde wohl erfahren; ein offner, reiner, einfacher Charakter; der beste Familienvater sowohl in Ansehung seiner Liebe und Sorgfalt, wie seines Fleißes, seiner Mäßigkeit und Einsicht; er ging seinen neun unerzogenen Kindern mit gutem Beispiel voran und zeigte ihnen, was vollendete Sparsamkeit und Mäßigkeit vermögen." Ebenso konnte sich Boerhave einer gleich vortrefflichen Mutter rühmen, und er sprach stets mit Begeisterung von ihr. Merkwürdig ist die besondere Vorliebe, welche diese Frau für die Arzneikunst hegte, und die auf den Sohn übergegangen war, ehe man sich dessen versah.

In seinem elften Jahre hatte es der junge Boerhave in den Sprachen bereits so weit gebracht, daß er das Lateinische und Griechische mit Leichtigkeit las; das neue Testament in der Ursprache hatte er sich völlig angeeignet, und auf dem Gebiete der Weltgeschichte war er heimisch. Bald genug sollte er aber auch mit Hindernissen kämpfen lernen. Als er das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, bekam er ein bösartiges Geschwür an der linken Hüfte, das aller Kunst der Ärzte und Chirurgen spottete und ihn sieben Jahre lang quälte, bis es ihm endlich gelang, durch ein einfaches Hausmittel das Übel zu beseitigen. Hierdurch war sein Interesse für die Heilkunst rege gemacht worden.

---

*) Alberti Schultens: Oratio academica in memoriam Hermanni Boerhavii, viri summi etc. (Lugduni Batavorum, 1738.) An account of the Life and Writings of H. Boerhave, in two parts (London, 1743). Versuch über den Charakter des großen Arztes, oder kritische Lebensbeschreibung des Herrn Dr. Hermann Boerhave. Aus dem Französischen. Leipzig und Freiberg, 1748.

Im Jahre 1682 brachte ihn der Vater auf die gelehrte Schule zu Leyden, dem Rektor es überlassend, in welche Klasse er ihn setzen möchte. Hermann kam in die vierte, empfing aber schon nach Ende des Semesters die erste Prämie und rückte in die fünfte Klasse, aus welcher er im folgenden Halbjahr abermals mit Auszeichnung in die sechste und oberste Klasse aufstieg. In der frohen Aussicht, nun bald zur Akademie übergehen zu können, traf ihn plötzlich der harte Schlag der Nachricht vom Tode seines Vaters, der nach kurzer Krankheit am 12. November 1683 gestorben war. Die mißlichen Vermögensumstände des Hinterbliebenen schienen eine Fortsetzung der Studien unmöglich zu machen: aber der junge Boerhave hätte lieber selbst auf das Leben, als auf seine wissenschaftliche Laufbahn verzichtet, und es gelang ihm unter dem Beistand seines Vormunds, daß vom väterlichen Erbteil so viel flüssig gemacht wurde, als für die nächsten Studienjahre notwendig war. Auch nahm sich der ehrenwerte Jakob Trigland, der Freund seines verstorbenen Vaters und dessen Nachfolger im Amt, des hoffnungsvollen Jünglings an, und als Trigland bald darauf als akademischer Lehrer an die Universität berufen ward, unterstützte er nicht nur selber den jungen Boerhave, sondern verschaffte diesem auch einen mächtigen Gönner in dem edlen Herrn van Alphen. Auf den Rat dieser Männer wählte er seine Studien und Lehrer und bestimmte sich für die Theologie*).

Um eine gute wissenschaftliche Grundlage zu gewinnen, trieb er nicht allein fleißig die alten Sprachen, sondern auch Geschichte, Geographie und ganz besonders Mathematik. Zwanzig Jahre alt, hielt er 1689 unter Vorsitz Gronovs, seines Lehrers im Griechischen, seine erste akademische Rede, worin er nachwies, daß Epikurs Meinung vom höchsten Gute von Cicero „wohl erkannt und widerlegt sei," und den Monotheismus (die Lehre von einem persönlichen Gott) wider den Pantheismus (die Lehre von der in der Natur aufgehenden göttlichen Kraft) siegreich verteidigte. Die Stadt Leyden belohnte den geistvollen jungen Redner mit einer goldenen Denkmünze.

Im folgenden Jahre hielt Boerhave zu Erlangung der Würde eines Doktors der Philosophie seine Inauguraldisputation „über die Unterscheidung des Geistes vom Körper" (de distinctione mentis a corpore), worin er namentlich gegen die neueren pantheistischen Lehren eines Spinoza und Hobbes zu Felde zog. Nun erst ging er zum eigentlichen Studium der Theologie über, trieb eifrig Hebräisch und Kirchengeschichte und las täglich die Kirchenväter nach der Zeitfolge, mit Klemens von Rom beginnend. Die Einfachheit der Lehre Jesu Christi zog ihn stets mit erneuter Kraft an, aber die Art, wie sie im Mittelalter in den Schulen der Sophisten verkehrt und verdunkelt, mit platonischen und aristotelischen Ansichten verbrämt und mit dogmatischem Schnörkelwerk bekleidet war, wollte ihm durchaus nicht gefallen, und das ganze Sektenwesen mit seiner Rechthaberei und Verfolgungssucht war ihm

*) Oratio academica, qua probatur, bene intellectam a Cicerone et confutatam sententiam Epicuri de summo bono. (Leyden, 1690. 4.)

zuwider. Es mochte schon jetzt in seinem Gemüt eine Abneigung wider das Treiben der Theologen rege werden; doch studierte er emsig weiter und gab nebenbei einigen Studenten Privatunterricht in der Mathematik, wobei er sich schon als ein sehr geschickter Lehrer erwies und in engerem Kreise einen Namen erwarb. Da man seine dürftigen Umstände kannte und seine Gelehrsamkeit wie seinen Fleiß schätzte, übertrug ihm das Kuratorium der Universität die Anfertigung eines Bibliothek-Kataloges, welche Arbeit er mit größter Pünktlichkeit ausführte.

Obwohl Boerhave immer noch eine theologische Professur als Ziel vor Augen hatte, begann er doch, zweiundzwanzig Jahre alt, von rastloser Wißbegierde getrieben, auch das Studium der Medizin. Da ihm teils die Zeit, teils aber auch die Mittel fehlten, begnügte er sich mit einigen Kollegien bei Professor Drelincourt, wohnte auch den anatomischen Sektionen des Professors Stuck bei. Doch einen vollständigen Kursus machte er nicht, und so blieb sein Fleiß auf das Privatstudium der damals gangbaren medizinischen Schriften über Anatomie beschränkt, die viel zu wünschen übrig ließen. Sein mathematischer Sinn führte ihn darauf, die geometrischen Formen auch in dem Bau des tierischen und menschlichen Körpers aufzusuchen, und gerade von dieser Seite übte er später einen wohlthätigen Einfluß auf die Wissenschaft der Anatomie, die er nötigte, die Formen der Organe bestimmter, als bisher geschehen, ins Auge zu fassen. Gewohnt, keine Wissenschaft zu treiben ohne gründliches Studium ihrer Geschichte, begann er die Lektüre medizinischer Schriften mit den Werken des Hippokrates, dessen Gedanken und Grundsätze ihn außerordentlich ansprachen, so daß er sie exzerpierte, übersichtlich zusammenstellte, stets von neuem durchdachte und so in Fleisch und Blut verwandelte, daß, wenn er auch später sein medizinisches Lehrgebäude von vorgefaßten Meinungen und einem gewissen Dogmatismus nicht ganz frei erhielt, die hippokratische Grundidee doch stets siegreich wieder hervorbrach, daß der Arzt ein Diener der Natur sei und nur durch sorgfältige und treue Naturbeobachtung seiner Kunst und Wissenschaft eine feste Grundlage zu geben vermöge.

Von den neueren Werken waren es besonders die des großen englischen Arztes Sydenham, die er wiederholt las. Dabei trieb er auch fleißig Chemie, die er als den Schlüssel zur Naturkunde und zur Medizin betrachtete; er experimentierte Tag und Nacht und scheute die Mühe nicht, die oft dunkeln und verworrenen Schriften der Alchimisten zu lesen. In der Botanik, welche damals gerade von seiten der Ärzte in Aufnahme gekommen war, machte er auch gute Fortschritte und studierte nicht bloß die Flora Hermanniana, sondern auch die lebendigen Exemplare im akademischen Garten und auf dem freien Felde. Schon im Jahre 1693 konnte er zu Harderwyk als Doktor der Medizin promovieren; von dem Ernst und der Gründlichkeit, mit welcher er seine Aufgabe erfaßte, zeugte seine Disputation: De utilitate explorandorum excrementorum in aegris, ut signorum.

Als er nach Leyden zurückkehrte, kam unter der Reisegesellschaft das

Gespräch auf Spinoza, der von einem der mitreisenden Herren mit so oberflächlichem Geschwätz getadelt, ja beschimpft wurde, daß Boerhave nicht länger dazu schweigen konnte. Denn obwohl er mit der religiösen Richtung Spinozas nicht übereinstimmte, so hegte er doch die tiefste Achtung vor dem ernsten, sittlichen Streben und dem durchdringenden Geiste des jüdischen Philosophen. Er fragte den Schwätzer, ob derselbe denn nur auch eine Zeile von Spinoza gelesen habe? Beschämt und erzürnt schwieg der Philosophenfeind, begann aber gleich nach der Rückkehr den Dr. Boerhave in den theologischen Kreisen als einen verkappten Spinozisten anzuschwärzen. Boerhave, der es nicht der Mühe wert hielt, sich gegen solche Verdächtigungen zu verteidigen, beschloß nun, die theologische Laufbahn zu verlassen und sich ganz der Heilkunde zu widmen.

Im Jahre 1701 begann er als Substitut des altersschwachen Drelincourt seine akademische Laufbahn, und seine Antrittsrede handelte: De commendando studio Hippocratico, worin er die Richtigkeit der von dem großen Hippokrates befolgten Methode nachwies und ihre ausschließlichen Vorzüge entwickelte. Von diesem Geiste beseelt begann er nun, die Krankheiten einzeln und ihrer individuellen Erscheinung nach genau zu beobachten, und als er sein Kollegium „über die Geschichte der Krankheiten und ihre Heilung" begonnen, strömten ihm die Studenten scharenweise zu. Sein Ruf verbreitete sich schnell; 1703 ward er nach Gröningen berufen, lehnte jedoch den ehrenvollen Antrag ab, und zum Dank bewilligte man ihm eine Gehaltszulage, bei welcher Gelegenheit er in seiner Danksagungsrede: De usu ratiocinii mechanici in medicina den Nutzen der aus der Physik und Mechanik entnommenen Berechnungen und Vernunftschlüsse auseinandersetzte. Durch seine mathematisch-physikalischen Studien hatte er eine Richtung empfangen, die Gesetze der leblosen Natur auch auf die lebendigen Organismen anzuwenden, — ein genialer Gedanke, dessen Tragweite zu würdigen erst unserer Zeit gelungen ist. Wie er alle Krankheiten auf diejenigen des einfachen festen Gewebes (vorzugsweise organische Krankheiten genannt) und Krankheiten der Säfte zurückführte, so lehrte er auch: „Wenn die Flüssigkeiten in den Gefäßen sich nicht mehr bewegen, haben wir einen Leichnam vor uns; wenn die Säfte sich frei bewegen, den lebendigen Körper." Freilich war mit dieser mechanischen Auffassung der Lebenserscheinungen noch nicht viel erreicht, da Physik und Chemie sich damals noch in einem beschränkten Kreise bewegten. Doch hatte diese einfache klare Auffassung das Gute, den Blick auf bestimmte Unterschiede zu lenken und aus dem bis dahin üblichen Gewirr von Hypothesen und Erfahrungen kleine Abteilungen und Einteilungen zu bilden. Und wie Boerhave aus den Systemen seiner Vorgänger überall das Brauchbare aufzunehmen und zu benutzen sich bemühete, so führte ihn seine eigene Naturbeobachtung doch immer aus der Unsicherheit der „Vernunftschlüsse" wieder auf den richtigen Weg der Beobachtung der Natur. Als ihn 1709 die Universität Leyden zur Belohnung seiner großen Verdienste an Hottons Stelle zum Professor der Medizin und Botanik ernannte, hielt er, ganz in

Hippokrates Geiste, die treffliche Rede: Qua repurgatae medicinae facilis asseritur simplicitas, worin er das zusammengesetzte Gebäude der Heilkunst und medizinischen Wissenschaft auf seine einfache natürliche Grundlage zurückzuführen sich bestrebte und die tiefsten Wahrheiten in der einfachsten Form aussprach.

Und diese Einfalt, Lauterkeit und Klarheit, womit der große Gelehrte die schwersten Probleme vortrug, machte ihn so geschickt zum Lehrer. Sein Hörsaal faßte oft kaum die Zahl seiner Schüler, welche aus allen Ländern Europas nach Leyden reisten, den berühmten Meister zu hören. Bei seiner großen Belesenheit und Allseitigkeit standen ihm aus allen Wissenschaften Vergleiche und Beispiele zu Gebote, mit denen er die Vorträge würzte. „Wenn er uns seine Gedanken mitteilte," sagt einer von seinen Schülern, „so schien es, als wenn man sie ohne ihn schon erfahren hätte — seine Meinungen, so billigte man sie, — seine Arbeiten, so schienen sie uns leicht und einfach, — seine glücklichen Erfolge, so erwartete man dieselben. Allein das spätere Nachdenken entdeckte uns den ganzen Wert dieser Begriffe, dieser Meinungen, dieser Arbeiten, dieser glücklichen Erfolge."

Als Schriftsteller gründete Boerhave seinen ausgezeichneten Ruf besonders durch die zwei Werke: Institutiones medicae in usus annuae exercitationis domesticos (Leyden, 1708, 4.), worin er mit ebensoviel Gründlichkeit als Methode sein System entwickelte, und: Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis in usum doctrinae medicinae (Leyden, 1709), worin er die Ursachen, Kennzeichen und Heilmittel der Krankheiten abhandelte. Er ordnete die verschiedenen Krankheiten nach ihrer Gleichartigkeit in ein System und stellte ebenso die verschiedenen Heilmittel zu bestimmten Gruppen zusammen. Auch um das Emporblühen der Botanik erwarb sich Boerhave große Verdienste. Es wird bei „Linné" erzählt werden, wie freudig er den großen schwedischen Botaniker aufnahm; er wetteiferte mit ihm in klarer, sicherer Bestimmung der Pflanzen, gab Beschreibungen und Abbildungen mehrerer neuer Arten und Gattungen und verfaßte ein schätzbares Verzeichnis der im akademischen Garten zu Leyden gezogenen Pflanzen. Seine ausgebreitete Kenntnis brachte ihn mit den berühmtesten Naturforschern des In- und Auslandes in Korrespondenz, und er schrieb einmal sogar an den König von Portugal über eine aus Korea und Japan stammende Wurzel, über welche ihn der portugiesische Gesandte im Haag hatte befragen müssen.

Im Jahre 1714 ward er zum erstenmal Rektor der Universität, welche Würde er mit einer gehaltvollen Rede: De comparando certo in physicis (von der Art, in der Naturkunde zur Gewißheit zu gelangen) antrat. Nun führte er seinen für die ärztliche Praxis so wichtigen Gedanken aus, eine Klinik, d. h. die Unterweisung in der Heilkunst am Krankenbett, einzurichten. Noch in demselben Jahre erhielt er die Professur der Klinik, und entfaltete nun sein großes Talent, mit den theoretischen Erörterungen die praktischen Übungen zu verbinden. Er bewirkte, daß ein Hospital, welches den Studenten bisher verschlossen gewesen, für den klinischen Kursus eröffnet wurde, und hier, am

Bette der Kranken, zeigte er seinen Schülern die Anwendung seiner Grundsätze. Er erzählte ihnen zuvörderst alle Lebensumstände der Patienten, soweit sie ihm bekannt geworden waren und auf den Verlauf der Krankheit Einfluß gehabt hatten; ließ dann alle Krankheitssymptome genau bemerken und schritt darauf zur Untersuchung der Ursachen und Anfänge des Übels; endlich ward ein Bild des weiteren Verlaufs der Krankheit schon im voraus entworfen, um die Aufmerksamkeit zu spannen, und die Wirksamkeit der Heilmittel auseinandergesetzt. Die Studenten folgten mit Lust auf einer so sicheren Bahn des Fortschritts dem ausgezeichneten Führer.

Die Zahl der Kranken, welche mündlich und schriftlich bei Boerhave Rat und Hilfe suchten, wuchs mit jedem Jahre; er empfing täglich Briefe von verschiedenen Ärzten, welche sich in schwierigen Fällen an ihn wandten, den besondern Fall vortrugen und ihre Erfahrungen mitteilten. Oft ward Boerhave geradezu überlaufen, und man kann es ihm nicht verdenken, wenn er zuweilen ungeduldig ward und barsch manchen abfertigte, der zu sehr seine kostbare Zeit in Anspruch nahm. Drei Stunden des Tages waren regelmäßig für die Kranken bestimmt. Zum Beleg, wie groß sein Ruf war, dient die bekannte Thatsache, daß ein chinesischer Mandarin an ihn einen Brief schickte mit der Aufschrift: An Herrn Boerhave, berühmten Arzt in Europa. Auch Peter der Große besuchte ihn bei seiner Durchreise, um sich mit ihm zu unterhalten.

Schon seit 1703 hatte er auf den Wunsch seiner Schüler Vorlesungen über Chemie und ihre Anwendung gehalten; im Jahre 1718 ward ihm auch der durch den Tod des Professors Le-Mort erledigte Lehrstuhl der Chemie übertragen, und er sprach bei dieser Gelegenheit: De chemia suos errores expurgante (wie die Chemie ihre eigenen Irrtümer verbessert). Die Wissenschaft der Chemie war bis dahin, teils wegen der Übertreibungen und Irrtümer der Goldmacher (Alchimisten), teils aus Unkenntnis ihres Wertes, über Gebühr herabgesetzt, ja verdächtigt worden; Boerhave hob sie aus diesem Zustande der Erniedrigung und wies ihre hohe Bedeutung für die Heilkunde mit beredten Worten nach. Wenn auch die nahen Beziehungen, die er zwischen der Medizin und Chemie fand, nicht überall zutreffend sind, so sind doch wiederum viele schlagende Bemerkungen und wertvolle Erfahrungen aus dem Schatze seiner chemischen Forschungen mitgeteilt, und es gebührt ihm der Ruhm, daß einer klaren wissenschaftlichen Behandlung chemischer Fragen durch seine vortrefflichen Abhandlungen Bahn gebrochen wurde. Seine Elementa Chemiae (2 Bde. Paris, 1724) waren für seine Zeit ein epochemachendes Werk und unter allen Boerhavenschen Schriften vielleicht das gelungenste. Seine chemischen Untersuchungen und Beobachtungen sind äußerst genau und zeugen von außerordentlicher Ausdauer. Jahre lang hatte er unverdrossen z. B. die Natur des Quecksilbers erforscht. In den Briefen an seinen Freund Dr. Mortimer in England, Sekretär der königlichen Societät der Wissenschaften, heißt es an einem Orte: „Sobald mir die geringste Zeit übrig sein wird, werde ich ganz kurz etwas von den wunderbaren

Tugenden des lebendigen Quecksilbers, mit welchem ich sehr mühsame Experimente gemacht habe, an die Gesellschaft übersenden (Boerhave war Mitglied derselben), woraus zugleich erhellen wird, daß die Alchimisten, obgleich in schlechtem Latein, wahr geredet haben, daß es der Vorwurf aller Bewunderung sei, und der Allerhöchste nichts Wunderbareres in der Natur der Dinge erschaffen habe." Die größten Chemiker hatten behauptet, das Quecksilber könne vermittelst des Feuers in feuerbeständige Metalle verwandelt werden; Boerhave zeigte, daß es bei großer Hitze sich verflüchtige, aber seine Natur nicht ändere, sondern durchaus einfach sei.

Im Jahre 1722 zwang ihn zuerst ein Anfall des Podagras, von einem teilweisen Schlagfluß begleitet, seine Thätigkeit zu unterbrechen. Doch er nahm sie wieder auf, als er sich einigermaßen erholt hatte; neue Rückfälle (1727 und 1729) zwangen ihn endlich, das Lehramt der Botanik und Chemie niederzulegen. Seine Vorgesetzten wollten nicht einwilligen, als er um Entlassung von diesen beiden Professuren bat, seine Zuhörer bestimmten ihn mit inständigen Bitten, seine Amtsverrichtungen fortzusetzen; der sich selbst genau kennende Mann wollte aber nicht mit halber Kraft wirken und hatte ohnehin mehr körperlich zu leiden, als es anderen bekannt war.

Noch einmal verwaltete er im Jahre 1730 das Rektorat und hielt eine sehr kräftige Rede bei Niederlegung desselben „von der Ehre des Arztes, ein Diener der Natur zu sein" (de honore medici servitute). Ungeachtet vieler körperlichen Beschwerden lehrte und schrieb er eifrig bis ins Jahr 1738, wo sein Übel verstärkt wieder ausbrach und eine Wassersucht seinem Leben am 23. September ein Ende machte. Als seine Freunde am Krankenbette standen und den unersetzlichen Verlust eines solchen Arztes beklagten, sagte der bescheidene Doktor: Seht, ich unterliege einem Übel, dessen Entstehung ich ebensowenig nachweisen kann, als ich es zu heilen vermag! Linné, der bei seiner Abreise von Holland noch von dem todkranken Boerhave Abschied nahm, erzählt in seiner einfachen rührenden Weise: „Der kranke Boerhave war von seiner Bauchwassersucht, auf welche eine starke Engbrüstigkeit folgte, so sehr ergriffen, daß er nicht mehr im Bette liegen konnte, sondern aufsitzen mußte, hatte auch lange vorher verboten, jemand zu ihm einzulassen. Linnäus war auch der einzige, welcher hineinkommen durfte, um seines großen Lehrers Hand zu küssen, mit einem betrübten Vale, da denn der schwache Greis noch so viel Kraft in seiner Hand hatte, daß er des Linnäus Hand zu seinem Munde führte und sie hinwiederum küßte, indem er sagte: „„Ich habe meine Zeit und Jahre gelebt, auch gethan, was ich vermocht und gekonnt habe. Gott erhalte dich, dem dies noch alles bevorsteht. Was die Welt von mir verlangte, hat sie erhalten; aber sie verlangt noch weit mehr von dir. Lebe wohl, mein lieber Linnäus!"" Die Thränen gestatteten ihm nicht weiter zu sprechen, und als Linnäus in seine Wohnung gekommen war, sandte ihm Boerhave ein prächtiges Exemplar seiner Chemie."

Boerhave hinterließ seiner Tochter ein Vermögen von zwei Millionen Gulden, denn bei seiner einfachen Lebensweise hatte er wenig gebraucht.

Gegen die Notdürftigen war er stets freigebig gewesen, aber ohne Ruhmredigkeit, so daß manchem erst ein Zufall es entdeckte, wem er die empfangene Wohlthat zu verdanken habe. Die Stadt Leyden setzte ihm in der Peterskirche ein Denkmal mit der Inschrift: Salutifero Boerhavii genio sacrum (dem heilbringenden Boerhaveschen Genius geweiht). Am Rande einer mit großer Kunst gearbeiteten marmornen Urne sind sechs Mannes- und Frauenköpfe aneinander gereihet, welche auf die verschiedenen Krankheiten der Menschen und ihre Heilung hindeuten sollen. An der Vorderseite des schwarzen Steines, worauf die Urne steht, sieht man eine Schleuder (von weißem Marmor) abgebildet, als Sinnbild der Flüchtigkeit des menschlichen Lebens; in der Mitte befindet sich ein Medaillon mit dem Bildnis des großen Arztes, unter welchem dessen Wahlspruch: Simplex sigillum veri (das Einfache ist das Siegel der Wahrheit).

Wenn man sonst den Ärzten zum Vorwurf macht, daß sie die Natur zu ihrem Gott machen und über das Materielle das Geistige vernachlässigen oder übersehen, so traf dieser Vorwurf den berühmten Boerhave nicht, der die Verschiedenheit des Geistes von der Materie bei aller Durchdringung des Seelischen und Leiblichen*) entschieden festhielt, und inmitten der angestrengtesten ärztlichen Praxis die Übung der Andacht und Gottesverehrung nie vernachlässigte. Von Jugend auf gewohnt, die heilige Schrift zu lesen und geistliche Schriften, welche gottselige Gedanken erwecken, fuhr er bis ans Ende seines Lebens fort, den Morgen und Abend mit Gebet und Andachtsübung anzufangen und zu beschließen, und diesen Übungen schrieb er ganz besonders die Ruhe seiner Seele, die Stärke seines Verstandes und die Gewalt zu, die er über seine Leidenschaften hatte, so daß man ihn nie zornig oder vom Affekt hingerissen sah. Mit seinen Kenntnissen auf andern Gebieten der Wissenschaft schien seine Ehrfurcht gegen den Schöpfer zu wachsen, und die Wunder des Weltgebäudes, der Bau des menschlichen Körpers, die Erscheinungen der Natur im gesunden und kranken Organismus, die Unzulänglichkeit menschlicher Kunst in so vielen Fällen. — Alles führte ihn auf die erste Ursache des Lebens und Seins zurück, und die Philosophie wie die Naturforschung bestärkten ihn in seinem Christenglauben.

*) Boerhave teilte seinen Freunden mit, daß er ganz besonders während seiner letzten Krankheit des wesentlichen Unterschiedes von Leib und Seele ebenso wie ihrer genauen Vereinigung während dieses Lebens bewußt worden sei, durch die Empfindung noch viel deutlicher, als durch das Nachdenken.

Linné *).

Es war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts — dank den großen Ereignissen, welche die neue Kulturentwickelung der Menschheit begründeten seit der Entdeckung der neuen Welt, und dem Fleiße von Männern wie Konrad Geßner in Zürich, Aldrovandi in Bologna, Ray in England, Tournefort in Frankreich — bereits ein nicht geringer Schatz naturgeschichtlichen Wissens gesammelt worden, aber da man noch nicht gelernt hatte, das in den Erzstücken vorhandene edle Metall auszuprägen und in Kurs zu setzen, war man gewissermaßen des vorhandenen Reichtums wegen in Verlegenheit; es trat eine Stockung im Fortschritt der Wissenschaft ein, über deren Grund man ebensowenig im klaren, als man im stande war, einen entscheidenden Schritt nach vorwärts zu thun. Da trat der schwedische Naturforscher Linné auf und zeigte den erstaunten Zeitgenossen, wie man die bunte Mannigfaltigkeit einheitlich ordnen und durch diese Ordnung beherrschen könne; mit seinem eindringenden, umfassenden Blick faßte er das Wesentliche, Charakteristische der Naturkörper auf, wodurch sie zur Gattung und Art sich gruppieren; er nannte die Dinge, und nun erst, da sie wissenschaftlich festgestellte Namen hatten, wurden sie für die Wissenschaft gewonnen. Es war ein künstliches System, das Linné aufstellte, aber dasselbe brach der Erkenntnis des natürlichen, von Gott selber geordneten Systems die Bahn, durch welches alle Dinge in- und mit- und durcheinander bestehen als Glieder eines Leibes. Da er sich der lateinischen, damals der ganzen gelehrten und gebildeten Welt geläufigen Sprache bediente, ward seine Terminologie um so leichter verbreitet. Mit wahrem Riesenfleiß forschte und sammelte er aber auch in allen Reichen der Natur; er entdeckte mehr Spezies von Tieren, die Insekten mit inbegriffen, als alle Autoren zusammen, die vor ihm gelebt; im botanischen Garten von Upsala prangte der Theebusch neben sibirischen Gewächsen, welche seitdem unsere Gärten zieren und über Europa verbreitet worden sind.

Karl, Ritter von Linné, wurde im Mai **) 1707 zu Råshult in der schwedischen Provinz Småland geboren, wo sein Vater Pastor war, jedoch bald darauf nach Stenbrohult versetzt wurde. Er hatte seinen Namen Nils Ingemarsson mit dem Familiennamen „Linnaeus“ vertauscht, der von einer

*) Linnés eigenhändige Aufzeichnungen über sich selbst, mit Anmerkungen und Zusätzen von Afzelius. Aus dem Schwedischen von K. Lappe rc. Berlin, 1826. Vergl. Fees Vie de Linné (Paris, 1832). Minde om Linné, Fader og Son (Denkschrift auf Linné, Vater und Sohn) von S. Hedin.

**) Das Datum ist nicht ganz sicher — wahrscheinlich am 13. Mai alten Stils oder am 24. Mai neuen Stils; Schweden nahm erst im Jahre 1753 den gregorianischen Kalender an.

alten Linde herrührte, die zwischen Råshult und Stenbrohult stand. Zu Stenbrohult wuchs Karl unter den Blumen auf, zu denen er schon mit der Muttermilch eine so große Neigung gefaßt hatte, daß sie in der Folge von keiner Not vertilgt werden konnte. Als erste Veranlassungen dazu führte Linné selber an: „Der Vater liebte immer die Pflanzenkenntnis; er hatte sich mit den lateinischen Namen einiger Pflanzen bekannt gemacht, hatte, als er auf der Akademie zu Lund studierte, fünfzig Pflanzen mit eigener Hand zu einem herbarium vivum eingelegt; er legte, sobald er verheiratet war, zu Råshult einen kleinen Garten an, wo er so viele Gewächse anpflanzte, als er sich verschaffen konnte; er fand an keiner Sache so großes Vergnügen als an diesem Garten, auch die Mutter sah beständig den Beschäftigungen ihres Mannes im Garten zu, und hernach, da der Knabe noch ganz klein war, sobald er schrie und auf keine andere Art beruhigt werden konnte, steckte sie ihm immer eine Blume in die Hand, wo er dann sogleich stille ward.“

In Stenbrohult hatte der Vater einen der schönsten Gärten in der ganzen Landshauptmannschaft mit auserlesenen Bäumen und den seltensten Blumen bepflanzt und suchte darin, wenn er von Amtsverrichtungen frei war, seinen liebsten Zeitvertreib. Der junge Karl war kaum vier Jahre, als er einmal seinen Vater zu einer Kollation nach Miklanäs begleitete, in der schönsten Sommerszeit. Da die Gäste am Abend sich auf einer grünen Wiese gelagert hatten, machte der Pastor seiner Gesellschaft bemerklich, wie jede Blume ihren eigenen Namen habe, führte auch mancherlei Merkwürdiges und Wunderbares von den Pflanzen an und zeigte dabei die Wurzeln der Succisa und Orchis. Das Kind sah mit herzlichem Vergnügen zu, und von Stund an ließ es dem Vater keine Ruhe, fragte beständig nach dem Namen der Gewächse, weit mehr, als der Vater beantworten konnte. Aber nach Art der Kinder vergaß auch Karl die Namen oft genug wieder, weshalb er auch einmal von seinem Vater hart angelassen wurde, welcher sagte, er würde ihm keine Pflanzennamen mehr nennen, wenn er sie immer wieder vergessen wollte. Des Knaben ganzes Sinnen und Denken war nun darauf gerichtet, die Namen sich fest ins Gedächtnis zu prägen.

Als er das siebente Jahr erreicht hatte, wurde er einem Informator anvertraut, der aber gar kein Geschick hatte, Kinder zu erziehen. Die Eltern hatten ihren einzigen Sohn dem geistlichen Stande bestimmt und schickten ihn zeitig nach Wexiö in die öffentliche Schule. Doch sowohl die Trivialschule wie das Gymnasium daselbst huldigten dem althergebrachten Schlendrian, und die Lehrer mit ihren steifen Methoden verstanden es durchaus nicht, den lebhaften Knaben anzuregen und für das Lernen zu gewinnen. Er war nie froher, als wenn er, dem engen Schulzimmer entrinnend, ins Freie eilen konnte, um Pflanzen zu suchen. Da er jährlich mehreremal von Wexiö nach Stenbrohult wanderte, hatte er es durch aufmerksame Betrachtung der Blumen am Wege dahin gebracht, zu sagen, an welchem Punkte auf der Strecke von fünf Meilen jede Pflanze wuchs.

Das Gymnasium zu Wexiö arbeitete vornehmlich darauf hin, tüchtige Theologen heranzubilden, und gerade in den Wissenschaften der Rhetorik, Metaphysik, Moral, der griechischen und hebräischen Sprache und Theologie gehörte der junge Linné zu den schlechtesten Schülern. Dagegen war er einer der besten in den physikalischen und mathematischen Stunden. Seine Lieblingswissenschaft, die Botanik, ward gar nicht gelehrt, und er hatte sich deshalb verschiedene botanische Bücher, freilich sehr unvollkommene Wegweiser, angeschafft, die er Tag und Nacht las und wörtlich hersagen konnte.

Der Gymnasialschüler war neunzehn Jahre alt geworden; 1726 machte der Vater einen Besuch in Wexiö, um sich nach seinem lieben Sohne zu erkundigen. Man denke sich das schmerzliche Erstaunen des Mannes, als alle Lehrer ihm einstimmig rieten, seinen Sohn nicht länger zu den Büchern zu halten, da er für ein wissenschaftliches Studium durchaus nicht tauge, und es am besten sei, wenn er ihn noch zeitig zu einem Tischler oder Schneider in die Lehre thäte. Mit dem traurigen Gedanken beschäftigt, zu welchem Handwerk er seinen Sohn bestimmen sollte, begab er sich noch zu dem Provinzialarzt Johann Rothmann, welcher zugleich Lektor der Physik am Gymnasium war, um sich wegen einer Unpäßlichkeit, woran er seit einiger Zeit gelitten, Rats zu erholen. Indem er nun dem Doktor seine Krankheit berichtet, läßt er auch den Kummer mit einfließen, den ihm soeben sein liebstes Kind verursacht hat. Doktor Rothmann giebt auch dafür Medizin; er tröstet den Vater mit dem Ausspruch, daß unter all den studierenden Schülern kein einziger sei, der soviel Hoffnung für die Zukunft erwecke, als eben sein Karl. Da der Pastor das einhellige Zeugnis der Lehrer entgegenhält, erbietet sich der wackere Arzt, um alle Zweifel niederzuschlagen, selber den Jüngling ins Haus nehmen und für das eine noch rückständige Jahr ihm den nötigen Privatunterricht erteilen zu wollen, so daß er mit seinen Kameraden auf die Akademie abgehen könne. Der Wunsch der Eltern, ihren Sohn zum Priester zu machen, sollte sich erfüllen, nur auf andere Weise; er sollte ein Priester der Natur werden. Doktor Rothmann hatte es aber zunächst auf den Arzt abgesehen; er stimmte den übrigen Lehrern bei, daß der Karl zum Prediger nichts tauge, dagegen könne er als Arzt sich eine nicht minder ehrenvolle und einträgliche Existenz schaffen.

So ward der Vater getröstet und willigte in die Ratschläge seines Freundes ein. Doktor Rothmann las dem jungen Linné das ganze darauf folgende Jahr privatissime die Physiologie, und als er ihn nach gehaltenem Kollegium examinierte, fand er, daß er alles Vorgetragene wohl gefaßt habe. Auch zeigte Rothmann seinem Schüler an Tourneforts „Institutionen“, wie er die Botanik studieren müsse, um weiter zu kommen; er ließ ihn ferner die Pflanzenklassen aus Valentinis Geschichte der Pflanzen abzeichnen, und Linné hatte nun die größte Freude daran, jedes Gewächs nach Tourneforts Weise durch Anschauung der Blüte zu bestimmen und in seine Klasse zu bringen.

Als das letzte Vorbereitungsjahr abgelaufen war, stellte ihm der Rektor des Gymnasiums folgendes testimonium academicum aus: „Die Jugend

auf den Schulen könne mit jungen Stämmen in einer Baumschule verglichen werden, wo es sich zuweilen, wiewohl selten, ereigne, daß junge Bäume, obgleich man den größten Fleiß auf sie gewandt, nicht arten wollen, sondern durchaus Wildlingen gleichen; wenn sie aber in der Folge versetzt und umgepflanzt werden, ihre wilde Art verändern und schöne Bäume werden, die liebliche Früchte tragen. In welcher Absicht und in keiner andern er nun auch diesen Jüngling zur Universität absende, der vielleicht daselbst in ein Klima kommen könne, welches sein besseres Gedeihen begünstige." Mit diesem Reisepaß verfügte sich Linnäus zur Akademie in Lund, woselbst sein voriger Informator, der nunmehrige Magister Gabriel Hök, sich aufhielt, welcher, ohne jenes unangenehme Zeugnis vorzuweisen, seinen ehemaligen Schüler zum Rektor Magnifikus und zum Dekan führte, ihn als seinen Schüler einschreiben ließ und ihm darauf im Hause des Doktor Stobäus eine Wohnung verschaffte.

Hier bei Dr. Stobäus fand nun unser Student ein artiges Museum von allerhand Naturalien, namentlich von Steinen, Schnecken, Vögeln, auch Herbarien von eingelegten oder eingeklebten Pflanzen, dergleichen er noch niemals gesehen. Über diese Herbarien hatte der junge Mann eine besonders große Freude, und er machte sich sogleich ans Werk, alle Pflanzen, die in der Gegend von Lund wuchsen, einzulegen. Stobäus war ein kränklicher Mann, einäugig, an einem Fuße lahm, beständig von Kopf- und Rückenschmerz und Hypochondrie geplagt, aber sonst ein großes Genie. Da er eine ausgebreitete medizinische Praxis hatte, rief er einstmals den Linnäus zu sich, daß er ihm in der Korrespondenz mit den Kranken helfen sollte; aber dessen Handschrift war so wenig ansprechend, daß es bei einem Briefe sein Bewenden hatte. Doch erhielt Linné die Erlaubnis, einer Privatvorlesung, welche Stobäus zweien Studenten über die Kondchylien hielt, beiwohnen zu dürfen, und als er den Eifer sah, womit Linné bis tief in die Nacht hinter den Büchern saß und studierte, gestattete er ihm die freie Benutzung seiner großen Bibliothek, schickte ihn auch späterhin zu seinen Patienten und ließ ihn oft an seinem Tische essen.

Im Frühling 1728 war Linné an einem heißen Tage nach Vogelsang, einem Dorfe in der Nähe von Lund, botanisieren gegangen; der großen Hitze wegen warf er Rock und Weste ab, hatte aber das Unglück, daß er von einem Insekt, der sogenannten Höllenfurie (furia infernalis), in den Arm gebissen wurde, so daß dieser anschwoll und ganz steif wurde. Die Entzündung nahm überhand, Stobäus war verreist, da entschloß sich ein Feldscher, Namens Seidel, eine große Öffnung in den Arm vom Ellbogen bis zur Schulter zu machen, und der Schaden war glücklich geheilt.

Gleich nach seiner Genesung machte Linné eine Reise nach Smaland zum Besuch der Eltern. Die Mutter ward ganz betrübt, als ihr Sohn nichts anderes that, als Pflanzen auf Papier zu kleben; sie hatte noch immer eine stille Hoffnung gehegt, aus ihm einen Priester zu machen, sah jedoch nun, daß sie darauf Verzicht leisten müsse. Doktor Rothmann sprach auch in

Stenbrohult vor und riet dem Studenten, er solle Lund verlassen und lieber Upsala wählen, wo ihn der gelehrte Roberg in der Medizin und der berühmte Rudbeck in der Botanik besser vorwärts bringen würden, als solches in Lund möglich sei; auch seien in Upsala noch andere Vorteile, nämlich eine stattliche Bibliothek, ein schöner akademischer Garten und eine reiche Zahl von Stipendien, ohne welche ein armer studiosus medicinae nicht wohl fortkommen könne. Die Eltern gaben ihrem Sohne das letzte, was sie hatten, hundert Thaler Silbermünze, und so reiste Linné nach Upsala.

Im Herbst 1728 langte er in der Universitätsstadt an. Nirgends empfohlen und ohne Aussicht auf Nebenverdienst ging seine Barschaft bald zu Ende. Er geriet in Schulden und konnte nicht einmal seine Schuhe besohlen lassen, sondern mußte auf den bloßen Füßen gehen, indem er steifes Papier anstatt der Sohlen in seine Schuhe legte. Gern wäre er wieder zu seinem Gönner Stobäus in Lund geeilt; aber der Weg war lang, und überdies schämte er sich, einen Mann wieder aufzusuchen, von dem er sich etwas leichtsinnig entfernt hatte. Doch es sollte bald Hilfe kommen! Im Herbst 1729 saß Linné in dem verfallenen akademischen Garten, um einige Blumen zu beschreiben, als ein ehrwürdiger Geistlicher in den Garten trat und ihn fragte, was er schriebe, ob er die Pflanzen kenne u. s. w. Linnäus antwortete sehr bestimmt und benannte alles sicher nach Tourneforts Methode, was dem geistlichen Herrn sehr gefiel, der den kenntnisreichen jungen Botaniker sogleich mit in seine Wohnung nahm. Der Prälat war der berühmte Celsius, Doktor der Theologie, welcher damals seine Geschichte der biblischen Pflanzen ausarbeitete und sich schon längst nach der Beihilfe eines tüchtigen Botanikers gesehnt hatte. Er räumte dem armen Studenten ein Zimmer in seinem Hause ein und ließ ihn mehrenteils an seinem Tische essen; Linné unterzog sich dafür mit Freuden den ihm aufgetragenen Arbeiten und begleitete auch den Doktor Celsius auf dessen Reisen. Da er nun auch Gelegenheit bekam, einigen Studenten der Medizin Privatkollegia zu halten, bekam er die erforderlichen Geldmittel, sich Schuhe und andere Bekleidung anzuschaffen.

Unter den Medizinern war ein sehr talentvoller Student, Petrus Arctädius (Artedi); mit diesem schloß Linné eine vertraute Freundschaft. Beide waren an Statur und Sinnesart sehr ungleich, denn Artedi war lang gewachsen, saumselig, ernsthaft; Linné klein, hastig, lebhaft; Artedi liebte die Chemie und besonders die Alchimie ebenso sehr, wie Linné die Gewächse. Artedi besaß aber auch einige Kenntnis in der Botanik, ebenso wie Linné in der Chemie, und da sie sahen, daß jeder in seinem Fach dem andern überlegen war, strebten sie in gleicher Weise, wenn auch auf verschiedenem Gebiete, vorwärts. Beide begannen z. B. zu gleicher Zeit mit dem Studium der Fische und Insekten; doch da Linné den Artedi in den Fischen nicht erreichen konnte, verließ er sie willig, ebenso wie Artedi die Insekten. Artedi bearbeitete die Amphibien, Linné die Vögel. Es war zwischen beiden Freunden eine beständige Eifersucht, heimlich zu halten, was sie gefunden hatten,

und doch konnte keiner länger als drei Tage an sich halten, sondern mußte mit seiner Entdeckung prahlen.

Die Professoren der Medizin Rudbeck und Roberg lasen keineswegs über Botanik, wie Linné es erwartet und gewünscht hatte. Um so eifriger trieb er seine Privatstudien. Durch eine Abhandlung „über das Geschlecht der Pflanzen" in den Actis Lipsiensibus angeregt, begann er eine genauere Untersuchung der Befruchtungsorgane und fand bald, daß die Staubfäden und Pistille nicht minder verschiedenartig gebaut seien als die Blumenblätter, und eigentlich die wesentlichsten Bestandteile der Blüte bildeten. Er schrieb seine Gedanken in einem Aufsatze nieder, den er seinem Gönner Doktor Celsius mitteilte, welcher seinerseits das Manuskript dem Professor Rudbeck gab, dem die Abhandlung so gefiel, daß er nach der näheren Bekanntschaft des Verfassers verlangte. Linné ward von Rudbeck alsbald zum Stellvertreter ausersehen und mußte nun im botanischen Garten die Pflanzen demonstrieren. Seine botanischen Vorlesungen fanden allgemeinen Beifall, und Linné ließ nun den ganzen Garten ändern, verschaffte sich aus andern Gärten und vom Lande die seltensten Blumen und pflanzte sie nach eigener Methode. Professor Rudbeck hatte ihn als Informator seiner Kinder in sein Haus aufgenommen, wodurch Linné Gelegenheit bekam, dessen treffliche Bibliothek nach Gefallen benutzen, namentlich aber auch Rudbecks schön gezeichnete Vögel ununterbrochen durchgehen zu können. Der junge Naturforscher war ganz in seinem Elemente, arbeitete Tag und Nacht und begann seine Bibliotheca botanica, seine Classes plantarum, seine Critica botanica und seine Genera plantarum zu schreiben, wodurch er eine wahre Reformation in der Botanik begann.

Rudbeck hatte schon vierzig Jahre vorher eine botanische Reise nach Lappland gemacht, deren Ergebnisse das allgemeinste Interesse erregt hatten; da er oft von den seltsamen Naturerscheinungen und eigentümlichen Pflanzen, die er auf seiner Reise gesehen, erzählte, entstand in Linné der Wunsch, ein ähnliches Unternehmen zu wagen. Der Plan zu einer neuen Reise in den Norden ward in Anregung gebracht, und die wissenschaftliche Societät bewilligte dem Linnäus eine Summe von fünfzig Thalern, welche der unternehmende Botaniker für völlig hinreichend hielt, um eine Reise von mehr als achthundert deutschen Meilen zu machen.

Im April 1732 trat Linné die ebenso beschwerliche als gefahrvolle Reise an, ganz allein und nur mit dem Unentbehrlichsten ausgerüstet, das er in einem Päckchen hinter sich auf dem Pferde hatte. In sechs Monaten vollbrachte er glücklich seine Aufgabe und kehrte mit wichtigen, besonders für die Botanik wertvollen Schätzen zurück. Mit großem Fleiß bearbeitete er nun die vollständige „Flora von Lappland", welche ein Muster für alle ähnlichen Arbeiten wurde und eine Fülle neuer Entdeckungen, namentlich die bündigste und genaueste Beschreibung der Pflanzen enthielt, die hier zum erstenmal nach der Zahl der Staubfäden und ihrem Verhältnis zum Pistill geordnet erschienen.

Ein junger Dozent, Doktor Rosen, war von seinen Reisen ins Ausland nach Upsala zurückgekehrt und hatte einen Teil der Professur Rudbecks übernommen. Wie er schon vorher, als Linné sich zur lappländischen Reise anschickte, gegen diesen aufgetreten war, suchte er auch nun eine feste Anstellung des in der Naturgeschichte ihm so entschieden überlegenen Naturforschers zu verhindern. So entschloß sich Linné abermals zu einer Reise nach Fahlun und in die Bergwerke Dalekarliens, wohin ihn diesmal sieben wißbegierige Studenten begleiteten. Er hielt zu Fahlun Vorlesungen über Mineralogie und Hüttenwesen und erübrigte endlich so viel, daß er 1735 nach Holland reisen und zu Harderwyk als doctor medicinae promovieren konnte. Sodann begab er sich in die berühmte Universitätsstadt Leyden, wo damals der große Arzt und Naturforscher Boerhave wirkte. Sobald er sein Werk: Systema naturae zum Druck gebracht hatte, schickte er ein Exemplar an Boerhave. Dieser war davon ganz entzückt und bestimmte dem Verfasser eine Zeit, wo er ihn auf seinem Landgute besuchen könne. Der greise Gelehrte empfing den jungen Mann mit großer Freundlichkeit und zeigte ihm alle Schätze seines botanischen Gartens. Dann, vor einem Mispelbaum stehen bleibend, fragte er Linné, ob er je diesen Baum, der noch von keinem Botaniker beschrieben worden sei, gesehen habe? Gewiß! antwortete dieser, ich habe ihn häufig in Schweden getroffen, und Vaillant hat eine Beschreibung desselben geliefert. „Das kann nicht sein," sagte der alte Boerhave betroffen, „sintemal ich Vaillants Werk selbst herausgegeben habe." Er ließ sogleich das Buch herbeiholen, man schlug nach und fand Linnés Angaben bestätigt. Weit entfernt, eifersüchtig zu werden, ward der würdige Greis fortan des schwedischen Botanikers wärmster Freund und gab ihm die besten Empfehlungen mit nach der Hauptstadt Amsterdam.

Von dort wollte sich Linné wieder nach Schweden einschiffen. Als er in Amsterdam den Naturforscher Burmann besuchte, war dieser hocherfreut, räumte dem Linné sogleich ein prächtiges Zimmer ein und bat ihn, so lange zu bleiben, als es ihm gefiele. Beide Wissenschaftsmänner arbeiteten nun eine Zeitlang gemeinsam; Linné lernte Burmanns Arbeit über die Pflanzen Ceylons kennen und besuchte fleißig den medizinischen Garten in Amsterdam. Doch er hatte kaum einige Monate diese Gelegenheit bei Burmann benutzt, als der reiche Bankier und Oberaufseher der ostindischen Handelsgesellschaft Georg Clifford ihn aufsuchte und Burmann überredete, den berühmten Botaniker, der ihm von Boerhave so glänzend empfohlen sei, ihm zu überlassen. Clifford besaß zu Hartecamp bei Harlem einen vortrefflichen Garten, den nun Linné nach seinem Ermessen einrichten sollte; er hatte Vollmacht erhalten, alle Pflanzen zu verschreiben, die im Garten mangelten, und die Bücher zu kaufen, die in der übrigens wohl ausgestatteten Bibliothek noch fehlten. Dabei blieb ihm noch Zeit genug, zu seiner eigenen Ausbildung in der Botanik fortzuarbeiten, und er arbeitete auch Tag und Nacht darin. Unter Mithilfe einer gelehrten Gesellschaft in Amsterdam gelang es ihm auch, seine Flora lapponica unter die Presse zu bringen. Dann reiste Linné auf Cliffords

Kosten nach England, wo er nicht allein die Gärten in Chelsea und Oxford besah, sondern sich auch daraus die meisten seltenen Pflanzen verschaffte, welche eingesandt, aber noch unbeschrieben waren. Er kehrte mit mancherlei botanischen Schätzen beladen nach Holland zurück, bereicherte Cliffords Garten mit vielen lebenden Pflanzen und dessen Herbarium durch viele getrocknete Exemplare. Seine Genera plantarum wurden nun mit aller Sorgfalt in Leyden gedruckt, und am 3. Oktober 1736 ward Linnäus zum Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften unter dem Namen Dioscorides II. ernannt.

Da Clifford ihm so viel Gutes gethan, ja wie einen Sohn behandelt hatte, wollte sich Linné auch dadurch dankbar erweisen, daß er das große Prachtwerk der Beschreibung des Cliffordschen Gartens (Hortus Cliffortianus) mit siebenunddreißig Kupfern verfaßte und herausgab. Wenn er von dieser Arbeit ermüdet war, belustigte er sich mit der Critica botanica, die er in Leyden drucken ließ. Der Arbeiten mochten aber doch zu viele geworden sein, und Linné merkte an seinem Befinden, daß ihm die holländische Luft nicht mehr zusagte. Zwar bot sein Freund und Gönner Clifford alles auf, ihn bei sich zu behalten, doch vergebens.

Im Jahre 1738 verließ der schwedische Naturforscher Holland. Sein rührender Abschied von dem großen Arzte Boerhave, der an der Bauchwassersucht totkrank darniederlag, ist bereits in dessen Biographie (S. 83) ausführlich mitgeteilt worden.

Linné ging zuerst nach Paris, wo er mit den beiden Jussieu, mit Réaumur, Obriet (des verstorbenen Tourneforts Zeichner und Reisegefährten im Orient) und andern bedeutenden Persönlichkeiten Bekanntschaft machte. Die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Korrespondenten. Da er sich daheim kurz vor seiner Abreise verlobt hatte, ließ es ihm nun aber in der Fremde keine Ruhe mehr, und er kam noch am Ende des Jahres in Stockholm an, wo er sich nun als Arzt eine Wirksamkeit zu schaffen suchte. Trotz allen im Ausland empfangenen Ehren sah er sich jedoch in der schwedischen Hauptstadt anfänglich ganz verlassen, und nur mit größter Mühe erwarb er sich notdürftig seinen Unterhalt. Die glückliche Behandlung einiger jungen Kavaliere, die er in vierzehn Tagen von einem Übel befreite, woran andere Ärzte jahrelang kuriert hatten, führte ihm aber bald die ganze vornehme Jugend zu; dann wurde er auch mit dem Kapitän Triewald bekannt, einem sehr gebildeten Mann, der sich durch Einführung der Experimentalphysik im Reiche beliebt gemacht hatte. Dieser trug schon längst den Plan mit sich herum, eine schwedische Akademie der Wissenschaften in Stockholm zu gründen, und er vereinigte sich nun mit Doktor Linnäus, dem patriotischen Jonas Alström und Baron Höpken, welche Männer gemeinschaftlich die Statuten entwarfen, und schon im Mai 1739 kam die Akademie zustande, deren Präsident Linné wurde. Bald darauf feierte er seine Hochzeit.

Der Landmarschall Graf Tessin, als er durch Kapitän Triewald das Lob des Doktor Linné vernommen, veranlaßte den Reichsrat, daß ihm wieder

die hundert Dukaten jährlich bewilligt würden, die er ehemals bezogen hatte; dafür sollte er im Sommer auf dem Ritterhause Botanik, im Winter über das Mineralienkabinett des Bergkollegiums Vorlesungen halten. Admiral Ankarkrona brachte es zu gleicher Zeit dahin, daß Linné von Sr. Majestät zum Admiralitätsarzt ernannt wurde, so daß es nunmehr weder an Thätigkeit, noch an Ehre und Einkommen fehlte. Sehr erwünscht kam ihm 1741 die Aufforderung zu einer naturwissenschaftlichen Reise von seiten des Reichstags, welcher Befehl gab, er solle durch Öland, Gotland und Westergotland reisen und die dortigen Landesprodukte beschreiben. Mit der Aussicht auf eine Professur in Upsala, wo 1740 Professor Rudbeck gestorben war, begann er die Reise, und als er zurückkehrte, zog er nach Upsala, um dort seine Antrittsrede „über die Wanderungen innerhalb des Vaterlandes" zu halten. Das Gebiet, welches ihm fortan zur Bearbeitung anheimfiel, war die Aufsicht des botanischen Gartens, die Botanik, Materia Medika, Semiotik, Diätetik und Naturgeschichte.

„Als Seine königliche Hoheit," berichtet Linné in seiner Selbstbiographie, „Prinz Adolph Friedrich*), zum erstenmal die Akademie besuchten und alle Professoren von dem Kanzler Graf Gyllenborg präsentiert wurden, da wurden die Professoren Andreas Celsius und Karolus Linnäus als Lumina Academiae vorgestellt, wegen ihrer innerhalb und außerhalb des Reiches bekannten Gelehrsamkeit. Und auch in demselben Jahre, da Ihre königliche Hoheit vom Rektor und vier Professoren, unter welchen Linnäus einer war, zu ihrer Ankerkunft beglückwünscht wurden, ward dem Linnäus allein angedeutet, nach Ekholsund zu folgen, um dort bei Ihrer königlichen Hoheit eine Privataudienz zu haben." Der botanische Garten zu Upsala ward durch Linnés Sorgfalt bald der vorzüglichste in ganz Europa; 1748 erschien die Beschreibung unter dem Titel Hortus Upsalensis. Das Studium der Naturgeschichte, vornehmlich der Botanik, kam in höchsten Flor. Wenn Linné zur Sommerszeit botanisierte, hatte er ein paar hundert Schüler um sich, welche Pflanzen und Insekten sammelten, Naturbeobachtungen anstellten, Vögel schossen, Protokoll führten. Und wenn sie von diesen Ausflügen, die bei gutem Wetter regelmäßig Mittwochs und Sonnabends von sieben Uhr morgens bis neun Uhr abends abgehalten wurden, zurückkehrten, waren ihre Hüte mit Blumen geschmückt, und sie begleiteten ihren Anführer mit Pauken und Waldhörnern durch die ganze Stadt bis zum botanischen Garten. Es fehlte auch nicht an freundlichen Sendungen vom Auslande. So erhielt Linné von Gmelin, welcher durch Sibirien reiste, ein Herbarium der sibirischen Pflanzen, wie er früherhin eins durch Gronovius von den virginischen erhalten hatte, und eins vom Professor Sauvages in Montpellier von allen dort wachsenden. Ein vom Professor Hermann in Leyden hinterlassenes Herbarium, das die in Ceylon wachsenden Pflanzen und Gewürze enthielt,

*) Regierte als König von 1751—1771.

war gleichfalls nach Upsala gesandt worden, und Linné scheute nicht die Herkulesarbeit, die alt und trocken gewordenen Blumen zu untersuchen und eine Flora Zeylonica zu bearbeiten. „Die Freude," bemerkt Oken sehr wahr, „nach Linnés System die ganze Natur mit einem Blicke zu überschauen, und alles, was vorkommt, mit Leichtigkeit darin auffinden und benennen zu können, wirkte so mächtig, daß Hunderte von Menschen davon ergriffen sich in alle Weltteile zerstreuten, allen Gefahren trotzten und selbst das Leben opferten, um Naturalien zusammenzubringen und ihrem verehrten Lehrer zu schicken. Andere arbeiteten rastlos zu Hause an der Untersuchung und Beschreibung der Tiere, welche nun aus aller Welt zusammenströmten, oder die sie in den Gärten, in den Flüssen oder am Meere fanden."

Das „System der Natur" hatte so großen und allgemeinen Beifall gefunden, daß Linné im Jahre 1748 schon die sechste Auflage davon besorgen konnte. An akademischen Würden und Ehren fehlte es dem verdienten Manne nun nicht; die meisten Akademieen hatten ihn zu ihrem Mitgliede ernannt, und es wurden ihm oft genug Anträge zu höchst ehrenvollen Stellen im Auslande gemacht. Linné mochte aber sein Vaterland und eine Stelle, auf welcher er sich so ganz in seinem Elemente wußte, nicht verlassen. In Anerkennung seiner großen Verdienste schenkte ihm sein König, Gustav III., ein Landgut und erhob ihn 1756 in den Adelstand. Erst seitdem schrieb sich Linnäus „Linné". — Im Schoße seiner Familie, umgeben von seinen Freunden und Kindern führte er ein zufriedenes, glückliches Leben. Im Jahre 1772, wo er zum drittenmal Rektor war, hatte er noch die Freude, daß seine Schüler, die Doktoren Thunberg und Sparrmann, ihm ihre Sammlungen vom Kap der guten Hoffnung sandten und J. R. Forster von seiner Reise in die Südsee ihm mit deutscher Liberalität seine ganze Sammlung kanadischer Insekten zum Geschenk machte.

Im Jahre 1774 ward Linné von einem Schlaganfall heimgesucht, der sich wiederholte, und nach längerem Leiden, das eine traurige Schwäche des Körpers und Geistes herbeiführte, starb der große Naturforscher am 10. Januar 1778, im Alter von einundsiebzig Jahren. Zu Upsala wurde in Linnés Garten dessen Statue, von Byström gefertigt, aufgestellt, und König Karl XIV. ließ, sein Andenken zu feiern, 1810 in Linnés Geburtsstadt eine Schule errichten.

Der Medizinalrat S. Hedin, einer von Linnés vertrautesten Schülern, hat in der o. a. „Denkschrift" auf gewisse Aufzeichnungen hingewiesen, die Linné für seinen Sohn bestimmt hatte, aber sehr geheim hielt. Diese sind erst neuerdings aufgefunden worden durch Dr. Eckmann in Kolmar. Sie sollten dem geliebten Sohne ein letztes Vermächtnis sein; das Wort lautet u. a.:

Mein einziger Sohn!

Du bist in eine Welt gekommen, die Du nicht kennst;

Du siehst nicht den Herrn des Hauses, wunderst Dich aber über dessen Pracht;

Du siehst, daß alles verwirrt zugeht, als ob niemand es sähe, niemand es hörte;
Du siehst, wie die reizendsten Lilien vom Unkraut erstickt werden;
Aber dennoch wohnt hier ein gerechter Gott, der jedem das Seine giebt!
Innocue vivito, numen adest*).

Es war eine Zeit, wo ich zweifelte, ob sich auch Gott um mich kümmere;
Viele Jahre haben mich gelehrt, was ich Dir jetzt übergebe.
Alle wollen glücklich sein, wenige können es werden —
Willst Du glücklich werden, so wisse, daß Gott Dich sieht;
Innocue vivito, numen adest.

Bist Du nicht gläubig durch die Schrift, so werde es durch die Erfahrung.
Ich habe diese wenigen Fälle niedergeschrieben aus der Erinnerung.
Spiegele Dich in ihnen, und nimm Dich in acht:
Felix quem faciunt aliena pericula cautum**).

Linné nannte diese Aufzeichnungen seine Nemesis divina und hatte darin ganz bestimmte Namen und Thatsachen berührt, um seinem Sohne das unverletzliche Gesetz der moralischen Weltordnung ans Herz zu legen. Da sie den Naturforscher als Menschen in würdigster Weise charakterisieren, führen wir einige kurze Sätze zum Schlusse dieser biographischen Skizze noch an.

Das schon im Vorwort öfter berührte:

Innocue vivito, numen adest.
Benefac et laetare! (Thue Gutes und freue Dich!)
Ut vivis, ita ibis! (Wie Du lebst, wirst Du Dich befinden.)
Kein Charakter ist größer, als der, ein ehrlicher Mensch zu sein.
Wen der Zufall nicht erhöhet hat, den kann das Unglück nicht erniedrigen.
Hüte Dich, Dein Glück auf eines andern Fall zu gründen.
Halte Dich nicht für unglücklich, weil Du in niederem Stande lebst; arm und gesund ist besser, als Reichsrat sein.
Je größer die Moralisten, desto mehr Narren; je dummer die Priester, desto mehr Ketzer; je stumpfer das Rasiermesser, desto schlimmer reißt es.

Letztere bittere Bemerkung wurde wohl zunächst durch die Streitigkeiten mit der theologischen Fakultät in Upsala veranlaßt, welche den Naturforscher

*) Lebe unsträflich, Gott ist gegenwärtig.
**) Glücklich der, den anderer Gefahren vorsichtig machen.

wegen seiner hier und da allerdings etwas zu ausgedehnten Anwendung von Bibelstellen in mehreren Dissertationen angegriffen hatte. Linnés Auffassung der göttlichen Strafgerechtigkeit ist etwas mechanisch und kaum haltbar — da er die Sünde nur dann für gelöst hält, wenn das Vergehen wieder gut gemacht wird, aber sie zeugt von seiner sittlichen Reinheit und Strenge*). Übrigens glaubte der große Mann — und das ist auch merkwürdig für den Kulturstandpunkt seiner Zeit — noch an Ahnungen, Vorbedeutungen und Prophezeiungen. In seiner Selbstbiographie treffen wir auf manche Äußerungen eines Selbstlobes und einer Eitelkeit, die aber durchaus naiv ist und nirgends verletzt. So findet sich auch ein Abschnitt, „Floras Leibregiment" überschrieben, worin Carolus Linnaeus als General an der Spitze steht**).

Cuvier***).

George (Leopold Chrétien Frederik Dagobert) Cuvier ward am 23. August 1769 zu Mömpelgard, damals zu Württemberg gehörig, geboren. Sein Vater hatte in einem der Schweizerregimenter, welche Frankreich im Solde hatte, mit Auszeichnung gedient, den militärischen Verdienstorden erworben und genoß einer mäßigen Pension.

---

*) Vergl. Magazin der Litteratur des Auslandes, 1853, Nr. 135 und 136.

**) Floras Leibregiment.

General: Karl Linné, Professor zu Upsala.
General-Major: Bernh. Jussieu, Professor zu Paris.
Obersten: Alb. Haller, Professor zu Göttingen. J. F. Gronovius, Senator zu Leyden. Royen, Professor zu Leyden. Geßner.
Oberst-Leutnante: Joh. Burmann, Professor zu Amsterdam. J. Gottl. Gleditsch, Professor zu Berlin. P. H. G. Möhring, Arzt in Jever. Chr. G. Ludwig, Professor zu Leipzig. Gunbard, Mitglied der Pariser Akademie.
Majore: Joh. Georg Gmelin, Professor zu Petersburg. Fr. Sauvage, Professor zu Montpellier. Humphrey Sibthorp, Professor zu Oxford. Petr. Kalm, Professor zu Abo.
Kapitäne: Ol. Celsius, Professor zu Upsala. Jul. Pontedera, Professor zu Padua. J. Fr. Segnier 2c. 2c.
Leutnante: John Martyn, Professor zu Cambridge 2c. 2c.
Rumormeister: Lor. Heister, Professor zu Helmstedt.
Feldwebel: J. Georg Siegesbeck, Professor zu Petersburg.

***) Notice historique sur les ouvrages et la vie de M. le baron Cuvier par G. L. Duvernoy (Paris, 1833). Unter den éloges ist besonders der von Charles Laurillard, dem Landsmann, Kollegen und Freunde Cuviers, wertvoll. Ferner: G. Cuviers Briefe an C. H. Pfaff aus den Jahren 1788—92, naturhistorischen, politischen und litterarischen Inhalts. Nebst einer biographischen Notiz über G. Cuvier, von C. H. Pfaff. Herausgegeben von W. F. G. Behn. Mit Cuviers Porträt (Kiel, 1845). Vergl. Okens Isis 1832, 12.

George Cuvier besuchte frühzeitig die Schule, wie überhaupt seine geistigen Fähigkeiten sich sehr früh entwickelten. Sein Zeichentalent mag er vielleicht vom Vater geerbt haben, denn dieser wandte seine Mußestunden gern dazu an, berühmte Bauwerke oder Denkmäler mit allen Einzelheiten in Pappe nachzubilden. Den eigentlichen Zeichenunterricht gab dem Kleinen aber Vetter Werner, der Stadt-Baumeister.

Ein Schulkamerad und Geschwisterkind hat folgende „Erinnerungen aus der Kindheit und ersten Jugendzeit G. Cuviers" aufgezeichnet.

„Wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, war es im Jahre 1775 und 76, als ich Cuvier zuerst kennen lernte. Er mochte sechs und ich etwa acht Jahre alt sein. Man bezeichnete ihn schon damals als ein sehr fähiges Kind von ungewöhnlichem Fleiß und Wissen. Ich fand bald Gelegenheit mich zu überzeugen, daß dieser Ruf begründet war. Er kam einige Tage mit seiner Mutter und Fräulein B. zu uns auf Besuch. Mein Bruder und ich wurden ganz stumm vor Erstaunen, als wir ihn lesen und deklamieren hörten wie einen Erwachsenen, als wir die Sauberkeit und Schönheit seiner Handschrift sahen, seine Geschicklichkeit im Zeichnen, seine Fertigkeit aus freier Hand Papier oder Kartenblätter zu Figuren auszuschneiden. Was die letztere Fertigkeit anbetraf, so hatte er dieselbe von meinem Onkel, seinem Vater, der sich darauf vortrefflich verstand. Während des in Rede stehenden Besuchs kam durch unser Dorf ein Tausendkünstler, der allerlei hübsche Taschenspielerkunststückchen machte. Mein Vater ließ ihn zur Belustigung der Gesellschaft am Abend ins Pfarrhaus kommen, und aus der ganzen Nachbarschaft strömten die Zuschauer herbei. Unser Mann gab uns mannigfaltige Proben seiner Geschicklichkeit. Wir bekamen verschiedene Kartenkunststücke zu sehen; einen Heronsbrunnen, der auf sein Wort zu fließen aufhörte und wieder sprudelte; eine Art Dolch, den er in seinen Arm bohrte und blutig wieder herauszog. Alles das belustigte die Zuschauer (und selbst die, welche schon Ähnliches gesehen hatten) gar sehr. Mein kleiner Vetter prüfte alles mit großer Aufmerksamkeit, schien jedoch wenig überrascht; ja, er erklärte uns sogar das Spiel des Springbrunnens und den Mechanismus des Dolches, den er uns abzeichnete und in Papier ausschnitt. So erhielt auch er nicht geringen Anteil an der Bewunderung und den Beifallsbezeigungen der Gesellschaft.

Für Fräulein B. hatte er die zärtlichste Neigung; er setzte sich auf ihren Schoß, umarmte sie und nannte sie nur seine liebe Frau. Als wir ihm die ersten Bände von Büffons Naturgeschichte zeigten, auf welche mein Vater subskribiert hatte, freute er sich besonders über die schönen Abbildungen der Tiere; doch ging seine Neugierde damals noch nicht weiter. Aber schon in den folgenden Besuchen fragte er gleich nach den Bänden des Werkes, die neu herausgekommen waren, um die Kupfertafeln mit Bleistift abzuzeichnen. Dann wollte er auch die Umrisse kolorieren, und da hierzu nähere Kenntnis der Beschreibung nötig war, begann er auch diese zu lesen und fand große Lust an dieser Lektüre. Sowohl seine Bleistiftzeichnungen wie seine gemalten

Bilder waren höchst sauber ausgeführt. Wenn bei der Beschreibung eines Tieres sich keine Abbildung fand, unternahm er auch wohl aus freien Stücken, nach den im Buche angegebenen Merkmalen, ein entsprechendes Bild zu zeichnen und zu malen. Dabei war er nicht karg mit der Verteilung seiner Bilder; fast jeder seiner Kameraden konnte Proben seines Talentes aufweisen.

Wir mußten ihm bis zu seinem Abgange vom Gymnasium Teile von Büffons Naturgeschichte leihen, und wenn er durch irgend ein Hindernis nicht den gewünschten Band erhielt, suchte er ihn aus der Stadtbibliothek sich zu verschaffen. Doch hinderte ihn die Lektüre dieses Werkes keineswegs am Lesen vieler andern, mochten es Reisebeschreibungen, Dichtungen, Geschichtsbücher, mathematische oder philosophische Werke sein. Manche und sehr einsichtsvolle Personen waren mit solcher Lektüre nicht einverstanden, da sie behaupteten, es müsse daraus eine Verwirrung der Ideen erwachsen. Als er mit seinem Vater einst — er war damals zwölf Jahre alt — bei meinem Großvater, dem Pfarrer in Roches, auf Besuch war, stellte dieser eine Prüfung mit ihm an und ließ sich namentlich mehrere Abschnitte aus den alten Klassikern erklären. Da fand er denn den Ideenkreis des Knaben so klar und wohlgeordnet, seine Kenntnisse so wohl begründet, daß er sich äußerte, er habe noch nie einen jungen Menschen gesehen, der soviel für die Zukunft verspräche. Die Folge hat sein Urteil gerechtfertigt.

Dieser gute Großvater ermangelte auch nicht, jedesmal, wenn er mich und meinen Bruder zu Gesicht bekam, uns den Kousin als nachahmungswürdiges Muster vorzuhalten. Es ward uns gesagt, wir seien älter als er, und es würde für uns eine Schande sein, wenn wir auf dem Gymnasium so weit hinter ihm zurückständen. Das mochte ganz gut sein, aber es sind nicht alle Köpfe nach einer Form gegossen. Übrigens hatte unser Vetter nicht bloß die große Auswahl von Büchern, sondern auch die täglichen Unterhaltungen sehr unterrichteter Männer, die seinen Vater besuchten, und dann den Stachel des Ehrgeizes, wie ihn die öffentliche Schule bietet, vor uns voraus."

Gegen das Ende seiner Gymnasialstudien ließ Cuvier etwas nach in der Lektüre der alten Klassiker; selbst in den Sprachstunden benutzte er jeden Augenblick, den er erhaschen konnte, zum Lesen seines französischen Plinius, von dem er stets einen Band in der Tasche hatte. Mehr als einmal überraschte man ihn, während Cicero oder Virgil erklärt wurde, bei diesen Allotriis, und es erging deshalb von seiten des Rektors strenger Tadel über ihn.

Eben dieser Rektor ward auch die Ursache, daß Cuvier nicht Theologie studierte, wozu er anfangs bestimmt war. Die meisten jungen Leute von hervorragendem Geist wählten das theologische Studium, weil die Herzöge von Württemberg eine Zahl von Freistellen im Tübinger Seminar errichtet hatten. Um das Stipendium zu erlangen, mußte aber eine besondere Prüfung bestanden werden; und als Cuvier sich auch derselben unterzog, erhielt

er vom Rektor des Gymnasiums zu Mömpelgard statt der ersten die dritte Klasse, obwohl er gewiß eine bessere verdiente. Der Lebensplan ward nun geändert, zum Glück für Cuvier*).

Eine württembergische Prinzessin, die Schwägerin des Herzogs Karl, welche das Schloß von Mömpelgard bewohnte, nahm vielen Anteil an dem jungen Cuvier. Man hatte ihr die Zeichnungen des hoffnungsvollen Studenten vorgelegt, die ihren großen Beifall fanden, und als der regierende Herzog selber nach Mömpelgard kam, ward Cuvier ihm vorgestellt. Herzog Karl ward über seine Antworten wie über seine Zeichnungen ganz entzückt, nahm ihn sogleich unter seinen besonderen Schutz und bewilligte ihm eine Freistelle auf der Akademie zu Stuttgart.

Im Jahre 1784 ward Cuvier, fünfzehn Jahre alt, in die Karlsakademie zu Stuttgart aufgenommen, dieselbe Hochschule, in welcher unser Schiller seine Bildung erhalten hatte; er widmete sich dem Studium der Kameralwissenschaften und that sich bald gleich sehr durch seinen Fleiß, wie durch seine Fortschritte hervor. Für jene Zöglinge, welche in den Prüfungen sich besonders ausgezeichnet und namentlich in vier Hauptfächern einen Preis errungen hatten, fand die besondere Belohnung statt, daß sie mit einem goldenen emaillierten Ordenskreuz geschmückt und mit dem Ehrentitel Chevaliers bezeichnet wurden. Diese „Ritter" hatten ihren eigenen, mit schöneren Möbeln versehenen Schlaf- und Eßsaal und ihren mit besseren Speisen versorgten Tisch, den sie mit den prinzlichen Zöglingen der Akademie teilten. Dort lernte er den späteren Konferenzrat Pfaff kennen, der uns ein höchst ansprechendes Bild seines berühmten Freundes gezeichnet hat, wovon wir die Hauptzüge hier mitteilen.

„Ein günstiges Geschick — erzählt Pfaff in den seinem Briefwechsel mit Cuvier vorgedruckten biographischen Notizen — führte mich am 15. April 1787 mit Cuvier zusammen, der gleichzeitig mit mir zum Chevalier ernannt wurde. Cuvier studierte damals vorzugsweise die Kameralwissenschaften, die mit den Naturwissenschaften so innig verbunden sind; ich war noch in der philosophischen Lehrklasse, hatte mich aber bereits für die Arzneiwissenschaft entschieden, deren Studium ich ein Jahr später beginnen sollte. Gemeinschaftliche Studien und Sympathie der Gefühle knüpften bald das innigste Band zwischen uns, allein dieses schöne Verhältnis war nicht allein das der Freundschaft, sondern zugleich das eines Lehrers zum Schüler. Cuvier war freilich erst achtzehn Jahre alt, also nur vier Jahre älter als ich; aber man weiß, wie groß der Unterschied von einigen Jahren in einer früheren Lebensperiode ist. Cuvier hatte außerdem das Übergewicht eines angeborenen Genies; er hatte schon große Fortschritte auf einer Bahn gemacht, auf welcher ich, ein angehender Jüngling von vierzehn Jahren, die ersten Schritte versuchte.

*) „J'ai entendu plusieurs fois de la bouche de M. Cuvier, que cette circonstance avait été la source de son bonheur." Duvernoy, a. a. O. S. 5.

„Die klösterliche Abgeschiedenheit, in der wir in der Akademie lebten, war dem stillen Dienst der Musen in hohem Grade günstig und steigerte jene schönen Gefühle der Freundschaft, denen die Jugend sich so gern hingiebt. Mit den herrlichen Zügen des inneren Menschen, die alle schon den großen Mann, den Gesetzgeber in seiner Wissenschaft, den beinahe das ganze menschliche Wissen mit philosophischem Geiste umfassenden Gelehrten ahnen ließen, stand damals die physische äußere Erscheinung Cuviers in dem auffallendsten Kontraste. Ganz seinen Studien hingegeben, vernachlässigte er alles, was sich unmittelbar auf die Pflege des Körpers und äußere Eleganz bezog. Sein in hohem Grade mageres, mehr längliches als rundes, blasses und durch Sommersprossen reichlich markiertes Gesicht war wie von einer dicken Mähne von roten Haaren unordentlich umwallt; seine Physiognomie verriet Ernst und selbst eine Art von Melancholie. An den gewöhnlichen jugendlichen Spielen nahm er keinen Anteil; er erschien einigermaßen wie ein Nachtwandler, der, unberührt von der gewöhnlichen Umgebung und sie nicht beachtend, das geistige Auge nur für die Intelligenz offen hatte. Je mehr ihn die gesellige Welt mit ihren Ergötzlichkeiten unberührt ließ, desto mehr zog ihn die Natur mit ihren Schätzen an. Sein geistiger Hunger war nie zu stillen; neben seinen Berufsstudien, nämlich den eigentlichen Kameralwissenschaften, waren es zunächst Botanik und Zoologie, und in dieser vorzüglich die Entomologie (Schmetterlingskunde), die er mit Eifer trieb; aber auch Philosophie, Mathematik, Geschichte und schöne Litteratur lagen in dem Kreise seiner rastlosen Beschäftigungen. Ein volles Jahr hindurch war ich so Zeuge seiner unermüdlichen, bis in die späte Nacht fortgesetzten Studien, und ich erinnere mich noch lebhaft, wie er das ganze große Dictionnaire historique von Bayle durchlas, gewöhnlich an meinem Bette sitzend, wo ich, über die eigene Lektüre eingeschlummert, oft erst nach einer oder zwei Stunden erwachend, meinen Freund unbeweglich, einer Bildsäule gleich seinen Bayle in der Hand, mit tiefem Ernst in seiner Lektüre versenkt fand. Wir hatten einen naturhistorischen Verein gestiftet zur gemeinschaftlichen Kultur der Naturgeschichte in ihrem ganzen Umfange, durch Anlegung von Sammlungen, Ausarbeitung von Aufsätzen und wechselseitige Mitteilung der gemachten Beobachtungen. Cuvier entwarf die Statuten dieses Vereins, er selbst, die Seele desselben, war unser Präsident und verschaffte den wöchentlichen Sitzungen ihr vorzüglichstes Interesse durch seine gehaltvollen Vorträge. Die Anzahl der Teilnehmer war nur gering, um so größer ihr Eifer. Um uns auch durch den Ehrgeiz, diesen mächtigen Antrieb der Jugend, zu spornen, wurde von Cuvier ein Orden, gleichsam eine wissenschaftliche Ehrenlegion, gestiftet. Cuvier malte selbst das Ordenszeichen mit meisterhafter Hand aus; in der Mitte des Sterns prangte statt eines Heiligen das Porträt Linnés, jenes Großmeisters im Gebiet der Naturgeschichte, und in die Felder waren die Schätze der Fauna und Flora verteilt. Der spätere Staatsminister Freiherr Marschall v. Biberstein war auch ein Mitglied unseres Vereins. Mit Marschall unternahm Cuvier eine Ferienreise in die württembergische Alp,

die den beiden jungen Naturforschern reichlichen Stoff darbot, und Cuvier verfaßte eine sehr lebendige und lehrreiche Beschreibung dieser achttägigen Fußreise, die einen besonderen Schmuck durch Zeichnungen erhielt.

„Unter der Anleitung meines Freundes machte ich auch die ersten Fortschritte in der Physik, und ich verdankte seinem Privatunterrichte weit mehr, als dem trockenen, geistlosen Vortrage des damaligen Professors der Experimentalphysik. Noch jetzt erinnere ich mich lebhaft der großen Gabe der Deutlichkeit und Anschaulichkeit, welche Cuvier besonders in den optischen Wissenschaften durch die instruktiven Zeichnungen seinem Unterrichte zu erteilen wußte, und worin sich die charakteristischen Züge jenes großen Lehrtalents offenbarten, das er später auf einem größeren Schauplatze vor dem europäischen Publikum entfaltete. Doch die lebhafteste Erinnerung, die mir aus diesem Zeitpunkte geblieben ist, ist die an das entschiedene Talent des Zeichnens und des getreuen Nachbildens aller Gegenstände der Natur und der Künste, die sein durchdringender Beobachtungsgeist in den kleinsten Zügen auffaßte und künstlerisch nachzubilden wußte. Unerschöpflich war mein Freund im Ausmalen von Bilderchen aller Art, mit denen ich meine Schwestern erfreuen sollte, aber noch mehr übte sich sein großes Talent an naturhistorischen Darstellungen, namentlich an Insekten."

Im April 1788 verließ Cuvier Stuttgart, um eine Hofmeisterstelle in der Normandie, im Hause eines Grafen, dessen Sohn er vier Jahre lang unterrichten sollte, anzunehmen. Dieser Aufenthalt in der Nähe des Meeres lenkte sein Naturstudium auf die Bewohner desselben, und seine Arbeiten im Fache der Entomologie waren gute Vorstudien gewesen, die ihm nun zu statten kamen. Der Briefwechsel mit Pfaff, der sich nun entspann, ist höchst wertvoll in bezug auf die Fülle trefflicher naturhistorischer Beobachtungen und Forschungen, aber auch bedeutend für die Charakteristik des rastlos strebenden jungen Mannes, der seine Stuttgarter Freunde mit aller Liebe ins Herz geschlossen und in deutsches Wesen sich so eingelebt hatte, daß er sich anfangs seinen französischen Landsleuten gegenüber ganz fremd fühlte. Eine Probe aus diesen Briefen möge hier eine Stelle finden.

„Im Schlosse Antiville im pays de Caux in der oberen Normandie, den 17. November 1788*).

Liebster Pfaff!

Dein Brief ist länger unterwegs gewesen als der meinige. Schreibe mir nun à Mr. Cuvier chez Mr. le comte d'Héricy au chateau de Fiquainville par Valmont; pays de Caux haute Normandie. — Fiquainville ist ein Schloß, das meinem Herrn Grafen gehört und wohin wir samt und sonders in einigen Tagen wandern sollen. Meine Reise von Caën hierher war eine der angenehmsten, die ich je gemacht. Sieben Stunden davon machten wir am Meeresstrande, der gerade von der Ebbe trocken gelassen

*) Zugleich erhellt aus diesen Briefen, daß Cuvier mit der deutschen Sprache ziemlich vertraut worden war.

worden war, Halt. Stelle Dir, wenn Du es kannst, ein schöneres Schauspiel vor. Von der einen Seite hatten wir die schönsten grünen Hügel, die gegen Abend von der niedergehenden Sonne vergoldet wurden; auf der andern Seite das Meer, wo man nur einige Felsenspitzen und in blauer Entfernung die Türme von Havre de Grace aus den Wolken hervorstehen sah. Auf dem Strande selbst waren eine Menge Vögel aller Art, die sich von den kleinen Tierchen, welche das Meer zurückgelassen hatte, nährten. Fischer aus benachbarten Dörfern machten diesen Tieren tausendfältigen Krieg; mit Netzen, Spiegeln, Hacken, Stecken rc. Nichts aber kam mir so schön vor, als der Niedergang der Sonne. Mein Enthusiasmus könnte Dir lächerlich vorkommen; doch Du kannst Deiner Einbildung freien Lauf lassen, und ich bin gewiß, daß sie unmöglich schönere Gemälde schaffen kann.

Nun antworte ich Deinem Briefe. Mein Abhandlungspack wirst Du ohne Zweifel vor diesem Briefe empfangen haben. Deine Abhandlungen kannst Du dem Parrot nach Karlsruhe schicken, aber es muß in aller Schnelle geschehen. Deine Gedanken über den Unterschied der Pflanzen und Tiere sollen mir desto angenehmer sein, da ich gerade mit Bearbeitung eines neuen Planes zur allgemeinen Naturgeschichte beschäftigt bin. Ich denke nämlich, man sollte genau die Verhältnisse aller existierenden Wesen mit der übrigen Natur untersuchen und besonders anzeigen, inwiefern sie zur Ökonomie dieses großen Ganzen beitragen. Dabei aber möchte ich, daß man von den einfachsten Sachen anfinge, z. B. vom Wasser und von der Luft, und nachdem man ihre Effekte auf das Ganze abgehandelt hätte, man nach und nach zu den zusammengesetzteren Mineralien stiege, von diesen zu den Pflanzen und so fort, und daß man bei jeder Staffel genau den Grad der Zusammensetzung oder (welches eins ist) die Menge der Eigenschaften, welche sie mehr als die vorhergehende hat, die notwendigen Effekte dieser Eigenschaften und ihren Nutzen in der Schöpfung untersuchte. Solch ein Werk existiert noch nicht. Beide Werke des Aristoteles, de historia animalium und de partibus animalium, die ich immer mehr bewundere, je mehr ich sie studiere, enthalten wohl einen Teil davon, nämlich die Vergleichung der Arten und mehrere daraus gezogene allgemeine Resultate; es war der erste Schritt zur wissenschaftlichen Bearbeitung der Naturgeschichte, und eben weil es der erste war, mußte er noch unvollkommen sein; viele irrige Fakta, zu wenig Einsicht in die physikalischen Gesetze sind seine Fehler, aber im ganzen zeigen diese Bücher einen großen Kopf an. — Den Kompilatoren Plinius möchte ich kaum zu den Naturforschern rechnen. Sein schöner Stil allein kann ihm seine Reputation verschafft haben, aber zum Naturforscher gehört mehr als Stil; es gehört eine gründliche Philosophie dazu, und mit diesem Namen wird man doch die faden moralischen Anmerkungen nicht belegen, die Plinius hier und da einstreut. Doch hat er das Verdienst, die ganze Natur zuerst behandelt zu haben; Menschen, Luft, Meer, Himmelskörper rechnet er, und mit Recht, zur Naturgeschichte. Hätte man dies befolgt, so wäre die Naturgeschichte niemals durch die einfältige Einteilung in die drei Reiche begrenzt worden.

Diejenigen von den Alten, die nur über einzelne Materien geschrieben haben, verdienen hier keine Erwähnung. Dahin gehören Theophrastus, Dioskorides, Älian und der Verfasser des Buches über die Pflanzen, das dem Aristoteles zugeschrieben worden. Diese Herren und die Mediziner und Landwirte, wie Galenus und Columella, haben Materialien zur Erbauung des großen Gebäudes herbeigeschafft.

Nun gehen wir zur Erneuerung der Wissenschaften. Wer sollte da die abscheulichen Folianten nur durchschauen, so über Naturhistorie geschrieben worden, z. B. die vierzehn Bände in Folio eines Aldrovandi, die fünf oder sechs eines Geßner ꝛc. Von allgemeiner Naturgeschichte darf man nichts darin suchen, und die besondere ist mit einem solchen Mischmasch darin abgehandelt, daß man kaum klug daraus wird. Sie haben noch dazu ein anderes, vielleicht größeres Übel erzeugt, sie haben die Nomenklaturen nötig gemacht. Kaspar Bauhin machte den Anfang bei den Pflanzen und, wenn ich mich recht erinnere, Ray bei den Tieren. Die Leichtigkeit der Arbeit, die gar keinen Kopf erfordert, machte, daß man seit dieser Zeit über hundert Systemmacher zählen kann, und dabei wurde die eigentliche Wissenschaft vernachlässigt. Den Systemen spreche ich keineswegs ihren Nutzen ab; sie sind die Lexika der Naturgeschichte, aber wann wird man einmal die Sprache reden! Die Systeme sind bloß Mittel, nicht Zweck, wer wird dann so kühn sein, sich dem Zwecke zu nähern? Linné fühlte es wohl; in seinen „Amönitäten" sind einige Abhandlungen, die in das von mir vorgeschlagene Werk einschlagen, z. B. eine de oeconomia naturae; aber sie sind ganz in Linnés Manier, d. h. recht trocken und mager. Büffon hat viel über allgemeine Naturgeschichte, aber da glänzt er meines Erachtens am wenigsten. Sein Haupttalent ist der Stil, die angenehme Art, wie er die kleinsten Sachen darzustellen weiß. In den allgemeinen Artikeln überläßt er sich zu sehr seiner Einbildung, und statt seinen Gegenstand mit einer philosophischen Kaltblütigkeit zu untersuchen, bauet er Hypothesen auf Hypothesen, die ihn und seinen Leser zuletzt auf gar nichts führen. — Ein Haupterfordernis jeder Wissenschaft ist, daß alles gründlich bewiesen werde. Ich wollte, daß alles, was uns die Erfahrung zeigt, genau vom Hypothetischen durch sorgfältige Grenzen geschieden würde. Ein Hauptmuster dieser Methode ist z. B. die Abhandlung vom Feuer, die in parte theoretica von Boerhavens Chemie steht. Die Etudes de la nature des Herrn de St. Pierre haben einigermaßen meine Idee befolgt, aber der Verfasser hatte viel zu wenig Kenntnisse und ist daher auf eine Menge abgeschmackter Einfälle gekommen. — Aber ich merke, daß aus meinem Briefe eine Dissertation wird; ich muß also wieder die angefangene Antwort ergreifen und vollenden.

Fahre fort im Zeichnen; Du kannst Dir nicht einbilden, wie nützlich und angenehm es ist. Da ich hier in Antiville keine Bücher habe, weil sie schon zu Fiquainville sind, habe ich mich mit Zeichnen der Vögel beschäftigt. Vorgestern brachte man mir einen, den ich zu Stuttgart nie sah, und der Dir vielleicht ebenso unbekannt ist; sein Linnéscher Name ist Certhia, und

französisch heißt er grimpereau*). Weiter kann ich Dir ohne Bücher nichts vom Namen sagen. Er strebselt an den Bäumen gerade wie der Specht; seine Füße sind zwar nicht wie die des Spechtes gebildet, denn vorne sind drei Finger und hinten nur einer; aber sein Schwanz ist länger und weit steifer als der des Spechtes, und der ganze Körper beruht darauf, sonst würde der Vogel, der immer senkrecht am Baume steigt, rücklings fallen, weil ihn seine schwachen Füße nicht halten könnten. Der Schnabel ist lang, spitzig und gekrümmt, der Vogel schlägt damit in die Rinden der Bäume, daher ihn die hiesigen Landleute percebois (Holzbohrer) nennen. Die Zunge kann er nicht so herausstrecken wie der Specht, und sie ist ganz hart und steif; als ich ihn geöffnet hatte, fand ich bald den Grund dieses Unterschieds: der Magen enthielt nämlich nur vollkommene Insekten, wie z. B. dermestes piniperda**) und dergl. Da nun der Vogel zu dieser Nahrung bestimmt war, hätte ihm die Zunge, mit welcher der Specht die Larven derselben (die er allein fressen soll) durchbohrt, gar nichts zum Fangen der härteren Insekten gedient. Der Magen ist auch danach eingerichtet, denn er ist ganz muskulös, wie bei den samenfressenden Vögeln, dahingegen der Magen des Spechtes bloß häutig ist, weil dies genug ist zur Verdauung der weichen Larven. Die Certhia ist nicht viel größer als der Zaunkönig (motacilla regulus), ihre Farbe ist unten ganz blendend weiß, oben mit braun, fuchsrot, schwarz und weiß vermischt, der Schwanz ist blaß fuchsrot."

Aus der Klaue den Löwen. Man erkennt schon aus diesem einen Briefe den klaren, selbstbewußten, scharf beobachtenden, gründlich untersuchenden Naturforscher, der, sein großes Ziel vor Augen, sicheren Schrittes vorwärts geht und auf die Schultern seiner Vorgänger tritt, deren Vorzüge und Mängel seine scharfe Kritik längst entdeckt hat. Als späterhin der Professor Kielmayer in Stuttgart seine tiefdurchdachten Vorträge über Zoologie eröffnete und Pfaff dem Freunde dieselben mitteilte, ward Cuvier nicht wenig in seinem Streben gefördert, eine vergleichende Anatomie zu schaffen, in welcher jedes Organ nach seinem Bau, seiner Verrichtung und seinen physiologischen Beziehungen zu dem ganzen Organismus durch die Reihe der Tiere verfolgt wird, von der niedrigsten bis zur höchsten Stufe der Ausbildung. Bald war er dahin gelangt, aus einem einzigen Fuß- oder Backenknochen einen Schluß auf den Bau des ganzen Tieres zu machen und zu entscheiden, ob dasselbe ein Fleisch- oder Pflanzenfresser war.

Cuvier verfolgte aber auch mit wachsendem Interesse die Entwickelung des großen politischen Dramas, das immer tragischer sich gestaltete. Seine Briefe sind voll von interessanten Mitteilungen auch in dieser Beziehung; leider machten die unruhigen Zeiten die Korrespondenz schwierig, endlich fast unmöglich. Cuviers Name trat aber immer glänzender hervor. Er hatte eine Abhandlung über die natürliche Ordnung der Linnéschen Klasse der

*) Von grimper klettern; im Deutschen „Baumläufer" genannt.
**) Zu den „Speckkäfern" gehörig.

„Würmer" bekannt gemacht, und durch die scharfe, sichere Beobachtung, durch die Klarheit der Darstellung und den Geist der Auffassung die Aufmerksamkeit der Pariser Naturforscher erregt. Geoffroy Saint-Hilaire bestimmte ihn, nach Paris zu kommen, öffnete ihm alle naturhistorischen Sammlungen, denen er vorstand, und verschaffte ihm eine Stelle an der Centralschule zu Paris, für die Cuvier sein tableau de l'histoire naturelle des animaux verfaßte. Zugleich nahm ihn das „Institut" in seine erste Klasse auf, und man betrachtete ihn allerseits als den ersten Zoologen Europas. Kaum hatte der „erste Konsul" das Heft der Regierung in die Hände genommen, als von ihm aus eine Aufforderung an alle Regierungen Europas erging, Cuvier in der Ausführung seines großen Werkes „über die fossilen Knochen" zu unterstützen*). „Man kann sich denken," erzählt Pfaff weiter, „welches Entzücken mich erfüllte, als ich in dem Programme den Namen meines alten, innigen Freundes ansichtig wurde, und mit welchen Vorempfindungen ich im April 1801 die Reise nach Paris antrat. Dreizehn Jahre waren nun vorübergegangen, seit ich meinen Freund und Lehrer zuletzt gesehen hatte. Ich erwartete allerdings eine große Veränderung an demselben, namentlich in der Richtung, die durch den längeren Aufenthalt neben seinen eigentlichen Landsleuten und durch seinen vielseitigen Verkehr mit der ersten Klasse der Gesellschaft in einer so langen Reihe von Jahren bewirkt werden mußte, und doch wurde ich bei dieser Erwartung immer noch überrascht, als ich die anmutigste Umwandlung erblickte, die stattgefunden hatte. Statt der Mähne umlockten nun im richtigsten Ebenmaße abgeschnittene Haare sein volleres Gesicht, dessen Farbe nun viel gesunder war; sein ganzer Ausdruck war heiter und lebensfroh, alle seine Bewegungen lebhafter, und wenngleich ein leichter Zug von Wehmut aus seinem Blicke nicht ganz verschwunden war, der stets charakteristisch für ihn blieb, so schwand doch dieser leichte Schleier in der Regel vor der Sonne des kräftigen und heiteren Genius, der aus seinen Augen strahlte. Auch sein Anzug war gewählt, ohne modische Äfferei, kurz alles stimmte zur Darstellung eines echten französischen Gelehrten zusammen. Aber doch war das germanische Gepräge nicht gänzlich verschwunden, und die herzliche Aufnahme, die ich bei ihm fand, knüpfte schnell wieder das alte Band."

Es war ein für die Pflege der Wissenschaften höchst günstiger Zeitpunkt, wo sich der erste Konsul durch den Titel „Mitglied des Instituts" noch hochgeehrt fühlte und diesen Titel allen übrigen vorsetzte, und wo die ersten Männer in der Wissenschaft, wie ein Laplace, Chaptal, Monge, zugleich als Minister an die Spitze der Staatsverwaltung versetzt wurden. Das großartige Institut des Jardin des plantes, in welchem hochberühmte Lehrer für jeden Zweig der Naturgeschichte, für Geognosie, Geologie, für

---

*) Die „Recherches sur les ossements fossiles" erschienen 1821—24, 1826 bereits in der 3ten Ausg. 5 Bände in quarto mit Kupfern. Die klassische Einleitung zu diesem unsterblichen Werke ist besonders erschienen unter dem Titel: „Discours sur les révolutions de la surface du globe et sur les changemens qu'elles ont produits dans le règne animal" (5. Ausg. Paris, 1828).

theoretische und technische Chemie angestellt waren, mit welchem die großen National-Museen in Verbindung standen, hatte sich dieser Pflege und Aufmunterung in einem besonderen Grade zu erfreuen. Hier war nun auch die Werkstätte von George Cuvier, unter dessen Leitung sich in wenigen Jahren das Kabinet der vergleichenden Anatomie bildete. Die reichen Sammlungen wurden freilich noch in Scheunen untergebracht, die an das bescheidene Wohnhaus grenzten, worin der große Cuvier mit seiner Haushälterin sein höchst einfaches Leben führte, das nur durch die Gesellschaft einiger auserlesener Freunde belebt wurde. In diesen geistreichen Kreisen war Cuvier unstreitig der geistreichste, aber auch der heiterste und beliebteste Gesellschafter. Seine Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller war außerordentlich; den Sommer über hielt er Vorlesungen über die vergleichende Anatomie im Pflanzengarten vor einem sehr zahlreichen Auditorium und noch außerdem populäre Vorträge über die Naturgeschichte in dem sogenannten Athenäum vor einem sehr gemischten Publikum, wozu auch viele Damen gehörten. Diese Vorträge glänzten durch ihre Klarheit, Gründlichkeit und Eleganz. Als Sekretär des Instituts zeichnete er sich aus durch seine unabhängige Gesinnung, namentlich denen gegenüber, die dem Machthaber Weihrauch streueten, und seine Lobrede auf Gilbert ward mit dem rauschendsten Beifall aufgenommen. Die denkwürdige Stelle darin lautete: „Gewisse Personen werden vielleicht einen Widerspruch finden zwischen dem Gegenstande dieser Rede und dem auffallenden Pomp, der sie umgiebt. Wie kommt es doch, werden sie sagen, daß in diesem berühmten Palast, vor diesen Bildnissen der großen Männer, die mit ihrem Geiste Frankreich verherrlichten, in Gegenwart derer, die in ihre Fußtapfen treten, — daß das Publikum versammelt wird, um die Geschichte eines einfachen Ackerbauers zu vernehmen? Leute, die bereits so sehr gewohnt sind, vor der Macht ihre Kniee zu beugen, bewilligen jetzt schon höchst ungern ihre Huldigungen dem Genie, so sehr scheint ihnen die Macht, die nur auf Meinungen Einfluß hat, derjenigen untergeordnet, die über die Glücksgüter verfügt" *).

Aber diese glückliche Freiheit und Unabhängigkeit der Politik gegenüber sollte nicht immer dauern und Cuvier bald nachher die Sorgen und Wirren eines politisch bewegten Lebens zu schmecken bekommen. Von Napoleon ins Departement des öffentlichen Unterrichts berufen, wirkte er mit Entschiedenheit und sicherem Blick für Abstellung mancher Mißbräuche; als Oberaufseher aller Lehranstalten unternahm er eine Reise nach Holland und Deutschland

---

*) „Certaines personnes trouveront peut-être quelque contraste entre le sujet de ce discours et l'appareil imposant au milieu duquel je le prononce. Comment, diront-elles, c'est dans ce palais célèbre, c'est devant ces images des grands hommes, dont le génie honora la France, c'est en présence de ceux qui marchent si bien sur leurs traces, que le public est assemblé pour entendre l'histoire d'un simple agriculteur! Les hommes si disposés de se prosterner devant la puissance, n'accordent déjà qu'avec peine leurs hommages au génie, tant le pouvoir, qui ne s'exerce que sur les opinions leur paraît inférieur à celui qui dispense les fortunes."

zur Belehrung über fremdländisches Unterrichtswesen und erstattete 1811 den für Deutschland so ehrenvollen Bericht an den Kaiser, der ihn 1813 zum Requêtenmeister im Staatsrat ernannte. Nach Napoleons Fall bestätigte ihn Ludwig XVIII. in seinen früheren Würden und erhob ihn zum Wirklichen Staatsrat, anfangs für die Abteilung der Gesetzgebung, später für die Verwaltung des Innern. In dieser Stellung mußte Cuvier oft Maßregeln vertreten, die gegen seine eigenen liberalen Grundsätze waren und ihn zwischen seiner Anhänglichkeit an die bourbonische Dynastie und der Beziehung zu seinen Freunden in die unangenehmste Stellung brachten. Die Hundert Tage der Napoleonschen Wiederkehr brachten Cuvier um seine Stellung im Staatsrate, doch bei der Wiedereinsetzung der Bourbons erhielt er das Amt eines Kanzlers der Universität und von da ab immer neue Auszeichnungen als Lohn seiner unermüdlichen Thätigkeit und seiner vielen Verdienste um Frankreich. Als er im Jahre 1818 England besuchte, ward er mit Ehren überhäuft, in demselben Jahre zum Mitglied der französischen Akademie erwählt, 1819 in den Freiherrnstand erhoben und von Ludwig XVIII. in den Kabinetsrat berufen, 1822 zum Großmeister der protestantisch-theologischen Fakultät der Pariser Universität ernannt, 1826 zum Großkreuz der Ehrenlegion. Cuvier, der aus Liebe zur Ordnung und Anhänglichkeit für das bourbonische Herrscherhaus, das ihn so ausgezeichnet hatte, in den Kammern die mehr und mehr schwankende Dynastie unterstützte, wollte doch zu keiner Verletzung der Volksrechte die Hand bieten, und als die verblendeten Minister Karls X. die berüchtigten Preßbeschränkungen erließen, weigerte sich Cuvier entschieden, sie zu unterstützen. Die Revolution von 1830 brachte Ludwig Philipp auf den französischen Thron: der neue König bestätigte Cuvier nicht bloß in allen seinen bisherigen Ämtern und Würden, sondern erhob ihn auch 1831 zum Pair von Frankreich und wollte ihn ferner zum Ministerium des Innern berufen, als Cuvier am 31. Mai 1832 nach kurzem Krankenlager starb.

Er nahm den Ruhm mit ins Grab, nicht bloß eines der gründlichsten und scharfsinnigsten Naturforscher, nicht bloß eines vortrefflichen Lehrers und glänzenden Redners und zugleich umsichtigen Staatsmanns: sondern auch eines wahrhaften Volksfreundes, der in einer gut geleiteten Erziehung und im tüchtigen Unterricht die einzig sicheren Grundlagen des Volksglückes erkannte, der das Unterrichts- und Erziehungswesen des französischen Reiches mit sicherem Blick und entschiedener Festigkeit organisieren half, der gleicherweise der Universität wie den Elementarschulen seine Vorsorge angedeihen ließ, der mit glühendem Eifer die protestantische Kirche Frankreichs vertrat und für sie die Errichtung von fünfzig neuen Pfarreien erlangte, der endlich, wo er konnte, die aufkeimenden Talente unterstützte und ihre Laufbahn erleichterte.

Um uns ein Bild aus der letzteren Lebensperiode von Cuviers Leben vor die Anschauung zu stellen, möge uns Pfaff noch seinen zweiten Besuch (Juli 1829) bei dem Freunde erzählen, mit dem er, in verschiedener Lebensbahn sich bewegend, freilich längst die Korrespondenz abgebrochen hatte:

„Ungeheure Umwälzungen hatte Frankreich in so kurzer Zeit erfahren.

Die Republik, die ich im Jahre 1801 noch unter dem ersten Konsul angetroffen, war durch alle Glanzperioden und Blendwerke der Kaiserherrschaft hindurchgegangen, war unter der Restauration von der ungeheuren Höhe ihrer Macht herabgesunken und hatte ihren erst langsam durch die Staatsklugheit Ludwigs XVIII. erfolgten Rückschritt zur Kontrerevolution unter dem bigotten und beschränkten Karl X. so rasch fortgesetzt, daß bei meiner Ankunft in Paris irgend eine Art von Krise nahe bevorzustehen schien. Eingedenk der Worte: „tempora mutantur et nos mutamur cum illis" *) trat ich, nachdem ich einige Stunden nach meiner Ankunft am Vormittage in dem Hotel Washington, in welchem ich mein Quartier genommen, den republikanischen Träumen nachgehängt, meinen Weg nach dem Jardin des plantes mit etwas banger Erwartung an. Ich suchte den alten, bescheidenen Pavillon, jene frühere Werkstätte der geistreichsten und gediegensten Arbeiten meines Freundes, auf — und fand ihn unverändert, aber an denselben einen langen Flügel angrenzend, der mir eine große Veränderung ankündigte. Ich klopfte an, die Hausthür ward geöffnet, aber freilich nicht durch die alte Haushälterin, sondern durch einen elegant gekleideten Lakai. Est-ce que Monsieur Cuvier est chez lui? — Quel Monsieur Cuvier? Est-ce que c'est Mr. le baron Cuvier, dont vous parlez, ou son frère Mr. Frédéric Cuvier? Nun war ich plötzlich orientiert. Es war der Baron, durch jene ungeheure Kluft von dreißig Jahren von mir geschieden, geschieden durch all die Herrlichkeit, welche ein großes Reich dem Ehrgeiz bietet. Ich erfuhr, daß der Baron eben in der Galerie des Museums sich befinde, wo ich ihn sprechen könne. Ich trat etwas ängstlich meinen Weg dahin an. Auf halbem Wege sah ich die große Allee einen etwas korpulenten, gebückt einhergehenden, einfach gekleideten Mann herankommen, mit einer cortège von zwei oder drei Männern, die in ihrer Haltung etwas Ehrerbietiges gegen ihn zu haben schienen. Ich glaubte meinen alten Freund wieder zu erkennen, näherte mich ihm mit der etwas ehrerbietig ausgedrückten Anrede: Est-ce que j'ai l'honneur de faire mon compliment à Mr. le baron Cuvier? „Ah mon ami Pfaff, quel plaisir inattendu de vous revoir!" Mit diesen Worten faßte er mich unter den Arm, die Begleitung entfernte sich, und in traulichem Gespräche schlenderten wir dem Pavillon zu; soweit hatte ich den alten Freund wieder gewonnen. Sein äußeres Ansehen hatte sich übrigens sehr verändert; Cuvier war viel stärker geworden, er hatte nichts mehr von der leichten Beweglichkeit, die ihn im Jahre 1801 so vorteilhaft charakterisierte; seine Haltung war auch mehr gebückt und das Alter war schon mehr in seinem Gesichte ausgeprägt, doch hatten die Augen noch ihren vollen Geist, der Verstand thronte auf seiner Stirn, und seine Unterhaltung war wie früher lebhaft. Indes der alten Zeiten ward so gut wie gar nicht mehr gedacht, und ich fühlte, daß eine Art von Scheidewand sich zwischen uns erhoben hatte; der vor dreißig Jahren noch großenteils deutsch-gemütliche Cuvier war nun

*) Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen.

ganz Franzose geworden. Er machte mich auf die große Umgestaltung seiner Wohnung aufmerksam. An den Pavillon, der jetzt nur der Dienerschaft diente, grenzte nun ein langer Flügel, der aus einer herrlichen Reihe von Zimmern bestand, die von oben schön beleuchtet wurden, in welchen seine große Bibliothek aufgestellt war, und von denen das geräumigste, in welchem sich viele Gläser mit seltenen Fischen und andere Curiosa befanden, zum Arbeitszimmer diente. Nachdem wir diese Herrlichkeiten gemustert hatten, war die Zeit, in welcher Cuvier in den Staatsrat fahren mußte, herangerückt, und er bot mir an, mich in seinen Wagen aufzunehmen, soweit sein Weg mich dem Hotel Washington näher bringen würde. Unsere Unterhaltung richtete sich während dieser kurzen Fahrt vorzüglich auf die damalige Lage Frankreichs. Es war der Zeitpunkt des Ministeriums Martignac, das allen Freunden einer gemäßigten Freiheit und eines vorsichtigen Fortschritts das größte Vertrauen einflößte. Zu diesen gehörte auch Cuvier. Unvergeßlich aus dieser Unterredung werden mir die Worte sein, die einen Beweis liefern, wie leicht auch die einsichtsvollsten Männer sich über die nächste unheilvolle Zukunft täuschen, wie sie sich in ihrer dermaligen Lage behaglich fühlen und um keinen Preis dieselbe aufgeben möchten. Cuvier rühmte nämlich gegen mich die dermalige ruhige Lage Frankreichs und äußerte, die Franzosen seien allen revolutionären Treibens müde, und kaum sei noch von der Revolution die Rede; nichts könne den inneren Frieden mehr stören. Ich machte ihn auf die Intriguen der Priester und besonders der Jesuiten aufmerksam, die dieser Ruhe und auf jeden Fall der Geistesfreiheit Gefahr drohten. Cuvier äußerte sich indes ganz unbesorgt; er ahnte nicht, daß eben jetzt der verderbliche Plan des Ministeriums Polignac mit seinem heillosen Priesteranhang der Reife nahe war; daß nach kurzer Zeit eine neue Revolution über Frankreich herbeiziehen werde, deren Nachwehen noch nicht vorüber sind.

„Auf meiner Durchreise durch Lüttich hatte ich Gelegenheit gehabt, die Bekanntschaft des ausgezeichneten Professors der Anatomie und Physiologie daselbst, Fohmanns, zu machen, und seine vortrefflichen Präparate, vorzüglich die Injektionen der lymphatischen Gefäße der Amphibien und Fische zu bewundern. Ich hoffte Cuvier auf das angenehmste zu überraschen, wenn ich ihm einige dieser köstlichen Präparate mitbrachte. Als ich sie ihm am andern Morgen, wo er mich in seiner Bibliothek empfing, mitteilte, gönnte er ihnen nur einen flüchtigen vornehmen Kennerblick und gab sie mit der Äußerung: „c'est beau“ einem seiner Gehilfen. Die Politik hatte sein ganzes Interesse in Anspruch genommen.

„Beim Frühstück stellte er mich seiner Frau vor, einer ältlichen, etwas ernsthaften Dame, die nichts von französischer Leichtigkeit zeigte. Cuvier beschäftigte sich fast ausschließlich mit den Zeitungen. Ich hatte während der sechs Wochen keine Gelegenheit, meinem Freunde in dem früheren Sinne näher zu kommen, doch hatte ich mehr als eine Gelegenheit, die Vielseitigkeit und Feinheit seiner Bildung zu bewundern. Jede Woche war eine Art von Salon bei ihm, wo sich ausgezeichnete Wissenschaftsmänner, aber auch Staatsmänner

vereinigten, besonders aber berühmte Reisende nicht fehlten. So erinnere ich mich eines solchen Abends, an welchem russische Weltumsegler die Schätze von Zeichnungen, die sie auf ihrer Reise um die Welt gesammelt, vorzeigten. Außerordentlich reich waren die Sammlungen, aber nicht weniger interessant die vielen Ansichten, die von den verschiedenen Inseln Australiens durch einen wie es schien talentvollen Landschaftsmaler aufgenommen worden waren. Die Bemerkungen, mit welchen Cuvier diese reiche Ausstellung begleitete, waren in hohem Grade lehrreich und geistvoll und verrieten seine genaue Kenntnis der physischen Geographie aller Gegenden unsers Planeten. Cuviers und seiner Stieftochter Leichtigkeit, mit welcher sie die Unterhaltung mit Staatsmännern, mit Pairs — die auch hier erschienen — zu führen wußten, war bewundernswert."

Man muß erst unterscheiden, bevor man verbinden kann, und das sichere Ergreifen und genaue Feststellen der unterscheidenden Merkmale war allerdings vorzugsweise die wissenschaftliche Mission Cuviers. Wenn aber ein neuerer französischer Schriftsteller sagt: „Cuvier stützt seine Einteilungen immer auf die Unterschiede; dieser große Geschichtschreiber der Natur ist aber auch nicht zugleich ihr Philosoph. Er hat einen sehr genauen Katalog der Schöpfung geliefert, aber niemals ihren Gedanken begriffen*)": so ist das sehr einseitig, denn er würde den Katalog nicht wohl zustande gebracht haben, wenn er nichts von dem „Gedanken" verstanden hätte. Ohne „Unterschiede" läßt sich keine Einteilung machen und keine Übersicht gewinnen. Freilich hielt Cuvier noch an der älteren Ansicht verschiedener scharf abgegrenzter Schöpfungsperioden fest, während die neuere Ansicht, die bereits sein scharfsinniger Zeitgenosse Lamarck vertrat und welche dann noch mehr durch Darwin zur Geltung gebracht wurde, eine stetig fortlaufende Entwickelung und Umbildung der Arten annimmt.

Nach Cuvier war jede Art (Spezies) eine unwandelbare, nur innerhalb beschränkter Variationsgrenzen schwankende Form. Alle Tiere und Pflanzen, welche einer bestimmten Form (Spezies) angehören, können dieselbe nicht verlassen, müssen ihr getreu bleiben. Sie mögen durch plötzlich hereinbrechende Naturrevolutionen vernichtet werden oder sonst untergehen, aber sie können sich nicht erheblich verändern. Die Lamarck-Darwinsche Ansicht dagegen lehrt die Entstehung neuer Arten durch Umwandlung einer älteren Stammart, so daß z. B. Affe und Mensch Sproßformen aus einem gemeinsamen älteren Stamme sein möchten. Daß aber die Natur an bestimmten festen Artunterschieden festgehalten hat durch Jahrtausende (die Varietäten zugegeben), ist Thatsache; sie hat Formen wie die Giraffe und der Strauß gewollt, und diese sind nicht bloß durch Not und Zufall entstanden, so daß etwa der Strauß nur darum nicht mehr fliegen kann, weil er keine

---

*) „Cuvier appuye presque toujours ses divisions sur les différences. Aussi ce grand historien de la nature n'en est pas le philosophe. Il a donné le catalogue précis de la création, mais il n'en a jamais compris la pensée."

Veranlassung fand, den Flug zu üben, und sich auf seine Füße verlassen mußte, deren Laufkraft er immer mehr übte; oder die Giraffe nur darum ihren Hals verlängerte, weil sie von hohen Akazienbäumen die Blätter abweidete, in Ermangelung anderer Nahrung. Gegen diese Lamarcksche Lehre stemmte sich Cuvier mit aller Macht, und darin hatte er recht. Dagegen war eine andere Ansicht Cuviers unhaltbar, daß er meinte, in den großen Umwälzungen des Erdlebens und Neugestaltungen der Oberfläche unseres Planeten seien ältere Gattungen und Arten von Tieren und Pflanzen plötzlich verschwunden und dann ganz neue an ihre Stelle getreten (geschaffen worden).

Doch wie sich auch Cuviers Standpunkt zu dem eines Darwin verhalten möge, die Größe des Mannes als wissenschaftlichen Naturforschers bleibt unbestritten.

Ein kurzes treffendes Bild seines Lebens hat uns Oken gezeichnet (Isis, 1832, pag. 1303 ff.). Es heißt da u. a.: „Wir haben alle unendlich viel an ihm verloren, nicht allein, weil er der große umfassende wohlgeordnete Gelehrte und Gründer der vergleichenden Anatomie als eines corpus gewesen, sondern auch weil durch seine Liberalität die Pariser Sammlung im eigentlichen Sinne des Worts die Sammlung der ganzen Welt gewesen und wir alle darin arbeiten konnten wie in der eigenen, was nun alles plötzlich anders werden wird. Cuvier hat mit rastloser Thätigkeit gearbeitet, alles gelesen, was in allen Sprachen erschienen ist, mit Scharfsinn die Thatsachen verglichen, zusammengestellt und getrennt, und so ist es ihm gelungen, die erste vollständige vergleichend-anatomische Sammlung herzustellen und ein vollständiges Werk darüber zu schreiben, — die versteinerten Knochen aus der ganzen Welt zusammenzubringen und in einem Prachtwerke eine untergegangene größtenteils unbekannte Schöpfung darzustellen — endlich die Tiere auf eine natürlichere Weise zu ordnen, als es anderen gelungen war. Man sagt freilich, dergleichen sei nur in Paris möglich, als wo sich die erste und vollständigste Sammlung der Welt findet; allein diese Sammlung, die zoologische wie die zootomische, ist ja größtenteils Cuviers Werk. Auf seinen Vorschlag hat die französische Regierung Reisende zu Dutzenden in alle Weltteile, ja ganze Schiffsrüstungen um die Welt geschickt; er hat alle Tiere und Organe dieser Sammlung durchstudiert, wie niemand anders, und dennoch ist ihm Zeit übrig geblieben, seine Entdeckungen mit seinen Vorgängern in allen Sprachen zu vergleichen, um ihnen gerecht zu werden. Namentlich hat er die Ideen und Arbeiten der Deutschen gekannt und in seinen Werken benutzt, was ihnen eben den umfassenden Charakter und das große Ansehen besonders bei Franzosen und Engländern gegeben, als welchen alles neu ist, was ihnen nicht ihre Frau Mama vorspricht. Aus diesen so mannigfaltigen Kenntnissen sowohl der Dinge als der Sprachen, verbunden mit einem großen Geschäftstalent, entsprang die an Cuvier mit Recht so bewunderte Allseitigkeit, wodurch er über seine Genossen so hervorragte, daß er, so lange die Welt steht, als ein hellleuchtendes Gestirn am naturhistorischen Himmel wan-

deln und die Augen der Nachkommen auf sich ziehen wird, um bei seinem Scheine den Reichtum der Natur zu bewundern, zu untersuchen, zu scheiden, zu ordnen, zu begreifen und zu benutzen."

Franz Arago*).

Arago gehört zu den größten Physikern und Mathematikern des neunzehnten Jahrhunderts. Ohne der Wissenschaft neue Bahnen gebrochen und durch Auffindung eines Naturgesetzes gleich einem Newton oder Kepler den Triumph des Genius gefeiert zu haben, hat er doch den unsterblichen Ruhm, die bereits vorhandenen Entdeckungen durch neue berichtigt und vermehrt, auf die mannigfaltigste Weise angewandt und durch edle durchsichtige Darstellung die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung in große Kreise eingeführt zu haben. Mit dem stolzen Selbstbewußtsein des Spaniers, mit dem Feuer und praktischen Geschick des Franzosen vereinte er den eisernen Fleiß des Germanen. Seine hohe mathematische Begabung gar bald erkennend, war er schon als junger Mann entschieden über das, was er konnte, wollte und sollte, und wußte als Schüler seinen Lehrern gegenüber sich geltend zu machen. So konnte es nicht fehlen, daß er bald auf den Posten gestellt wurde, wo er sein Licht leuchten lassen, seine eminenten Talente verwerten konnte.

Dominique François Jean Arago wurde am 26. Februar 1786 im Dorfe Estagel bei Perpignan im jetzigen Departement der östlichen Pyrenäen (die alte Provinz Roussillon) geboren. Sein Vater war Lizentiat der Rechte, und die Einkünfte seines kleinen Landgutes reichten so eben hin, die zahlreiche Familie zu ernähren.

Der Sturm der französischen Revolution durchtobte das Land. Zwar besuchte der Knabe ruhig die Elementarschule des Ortes, aber die bewegte Zeit machte sich ihm bemerklich genug in den Truppenzügen, welche ohne Unterlaß aus dem Innern kommend sich nach Perpignan begaben, um dort zur Pyrenäen-Armee zu stoßen. Das elterliche Haus war mit Offizieren und Soldaten angefüllt, und ihr Anblick machte dem lebhaften Knaben soviel Freude, daß er mit den abziehenden Truppen durchaus fortmarschieren wollte und die Seinigen genau achtgeben mußten, damit er nicht heimlich entwischte. Es geschah mehreremal, daß man ihn auf dem Marsche mit den Truppen begriffen erst eine Stunde vom Orte entfernt wieder einholte.

*) Franz Aragos sämtliche Werke, mit einer Einleitung von Al. v. Humboldt. Deutsche Orig.-Ausgabe, herausgeg. von Dr. W. G. Hankel. Erster Band mit dem von Arago nachgelassenen Fragment: „Geschichte meiner Jugend". Magaz. d. L. d. A. 1853, 135. A. A. Z. 1852, 137 Beil. 1853, 279. 282.

Die Spanier waren über die Grenze gedrungen, aber von den Franzosen zurückgeschlagen worden. Von den auf der Flucht begriffenen spanischen Truppen verirrten sich auch einige nach Estagel. Der siebenjährige Knabe war schon am frühen Morgen auf dem Dorfplatze, wo ein Freiheitsbaum errichtet war; er erblickte einen Brigadier mit fünf Reitern, welche beim Anblick des Freiheitsbaumes ausriefen: „Wir sind verloren!" Sogleich lief der kleine Revolutionsmann nach Hause, bewaffnete sich mit einer Lanze, die ein Soldat vom Landsturm zurückgelassen hatte, stellte sich dann an einer Straßenecke in den Hinterhalt und lauerte auf die Spanier. Im Momente, als diese vorbeikamen, stieß er auf den Brigadier mit der Lanze und verwundete ihn, wenn auch nicht gefährlich. Das wäre ihm beinahe sehr teuer zu stehen gekommen, denn schon hatte der Kriegsmann den Säbel gezogen, um den Übermut des Knaben zu züchtigen, als mehrere mit Mistgabeln bewaffnete Bauern herbeieilten, die fünf Reiter von ihren Pferden warfen und gefangen nahmen.

Nachdem Aragos Vater zum Schatzmeister bei der Münze ernannt worden war, siedelte die Familie nach Perpignan über; dort besuchte Franz die Zentralschule (das Gymnasium). Eines Tages spazierte er auf dem Stadtwalle und erblickte einen jungen Ingenieur-Offizier, der die Ausbesserungsarbeiten leitete. Kühn genug näherte sich ihm Arago und fragte: Wie sind Sie nur zu den Offiziers-Epauletten gekommen, da Sie noch so jung sind? „Ich habe soeben die polytechnische Schule verlassen." — Was ist das für eine Schule? — „Eine Schule, in welche man nach abgelegter Prüfung aufgenommen wird." — Wird viel von den Bewerbern verlangt? — „Das können Sie aus dem Programm ersehen, welches die Regierung alljährlich an die Departements-Verwaltungen schickt. Doch finden Sie es auch im Journal der polytechnischen Schule, das von der Bibliothek der Zentralschule gehalten wird."

Der vierzehnjährige Schüler hatte nichts Eiligeres zu thun, als in die Bibliothek zu gehen und das Programm zu lesen, worin die Kenntnisse und Fertigkeiten namhaft gemacht waren, die man von denen verlangte, welche in die polytechnische Schule zu Paris eintreten wollten.

Um seine ganze Kraft auf einen Punkt, das Studium der Mathematik, zu richten, besuchte Arago, das Sprachstudium fallen lassend, nur noch den mathematischen Kurs der Zentralschule. Man hatte diesen einem alten Geistlichen anvertrauet, dessen Kenntnisse jedoch über die Elemente nicht hinausreichten, so daß Arago beschloß, die neuesten mathematischen Werke von Legendre, Lacroix und Garnier aus Paris sich kommen zu lassen und auf eigene Faust weiter zu studieren. Mit großem Eifer begann er zu lesen; natürlich stieß er auf manche Schwierigkeiten, denen seine Kräfte noch nicht gewachsen waren. Zum großen Glück für den aufstrebenden Geist Aragos lebte damals in Estagel ein Eigentümer, Herr Raynal, der zu seinem Vergnügen die höhere Mathematik studierte; bei diesem holte er sich Rat und Hilfe. Und wie ein Wort, das wir zufällig hören oder lesen, gleich einem

Funken, der auf Brennstoff fällt, plötzlich zündet, so ward ein Wort d'Alemberts auch für Arago eine Quelle des Mutes. Auf dem Umschlage des Lehrbuches der Algebra von Garnier las er die Stelle, welche von einem jungen Manne erzählte, der den berühmten Gelehrten um Rat fragte, auf welche Weise er die Schwierigkeiten des Studiums am besten überwinden könne? und die Antwort lautete:

„Vorwärts, mein Herr, vorwärts! die Überzeugung wird nachfolgen!"

In anderthalb Jahren hatte Arago alle die Kenntnisse sich angeeignet, welche die Aufnahme-Prüfung verlangte, und er reiste, sechzehn Jahre alt, nach Montpellier, um das Examen zu bestehen. Doch der jüngere Monge, der die Prüfung vornehmen sollte, war durch Unwohlsein zurückgehalten und schrieb den Kandidaten, sie möchten nach Paris zur Prüfung kommen. Arago, damals auch nicht fest in seiner Gesundheit, kehrte nach Perpignan zurück, da er nicht wagte, die lange Reise nach Paris zu unternehmen.

Die Seinigen suchten ihm die Lust an der Laufbahn, welche der Besuch der polytechnischen Schule gewöhnlich zur Folge hat, zu benehmen; aber die Liebe zu den mathematischen Studien war bei ihm fest gewurzelt, und er vermehrte seine Bibliothek mit der Analysis des Unendlichen von Euler, der Auflösung der numerischen Gleichungen, der Theorie der analytischen Funktionen und der analytischen Mechanik von Lagrange, endlich der Mechanik des Himmels von Laplace. Diese klassischen Werke wurden von dem Jüngling mit größtem Eifer studiert.

Die Laufbahn eines Artilleristen bildete den Glanzpunkt und das Ziel seines Ehrgeizes, und da er gehört hatte, daß ein Offizier auch Musik, Fechten und Tanzen verstehen müsse, so verwandte er täglich einige Stunden auf diese Künste und Fertigkeiten. Dann machte er ganz allein seine Spaziergänge und legte sich selber Fragen vor, mit denen ihn etwa die Examinatoren überraschen könnten.

Im folgenden Jahre reiste er mit noch einem Landsmann nach Toulouse, um dort die Prüfung zu bestehen. Sein Begleiter war so eingeschüchtert, daß er vollständig durchfiel. Als Arago an die Tafel trat, entspann sich zwischen ihm und Herrn Monge, dem Examinator, folgende Unterredung:

„Sollten Sie wie Ihr Freund antworten, so ist es unnütz, daß ich Sie frage."

Mein Herr! mein Kamerad weiß viel mehr, als er gezeigt hat; ich hoffe glücklicher zu sein, als er! Was Sie mir aber soeben gesagt haben, ist ganz geeignet, mich einzuschüchtern und mich aller meiner Mittel zu berauben.

„Mit Schüchternheit entschuldigen sich alle Unwissenden; ich schlage Ihnen nochmals vor, sich nicht examinieren zu lassen, um Ihnen die Schande des Durchfallens zu ersparen."

Ich kenne keine Schande, die größer wäre als die, welche Sie mir in diesem Augenblicke anthun. Stellen Sie mir Fragen, das ist Ihre Pflicht.

„Sie führen eine stolze Rede, mein Herr! Wir wollen sogleich sehen, ob Sie dazu berechtigt sind."

Monge fragte, und Arago antwortete so, daß des gestrengen Herrn Examinators vorgefaßte Meinung eine große Umstimmung erlitt. Mit jedem Worte, das der junge Arago sprach, ward er freundlicher; zuletzt erhob er sich von seinem Sitze, umarmte den Jüngling und erklärte, er solle auf der Liste den ersten Rang erhalten.

Siebzehn Jahr alt trat er dann (am Schluß des Jahres 1803) in die polytechnische Schule ein und wurde der äußerst lärmenden Abteilung der Gascogner und Bretagner zugeteilt. Physik und Chemie, von denen er noch so viel wie nichts verstand, hätte er gern gründlich studiert, aber die losen Streiche seiner Kameraden ließen ihm wenig Zeit dazu. In der Mathematik hingegen war er schon bei seiner Aufnahme so weit, daß er hätte das Abiturienten-Examen bestehen können.

Beim Aufrücken in die höhere Abteilung mußte wieder eine Prüfung bestanden werden, welche der berühmte Geometer Legendre leitete. Arago trat eben in das Zimmer, als sein Vorgänger ohnmächtig von zwei Hausdienern herausgetragen wurde. Dieser Zwischenfall hatte den Herrn Legendre keineswegs milder gestimmt. Es wiederholte sich die Szene von Toulouse. „Wie heißen Sie?" fragte er den Eintretenden barsch. — Arago. — „Sie sind also kein Franzose?" — Wenn ich kein Franzose wäre, würde ich nicht vor Ihnen stehen, denn ich habe nie gehört, daß jemand in die polytechnische Schule aufgenommen wäre, der nicht zuvor seine Nationalität nachgewiesen hätte. — „Ich aber behaupte, daß, wer Arago heißt, kein Franzose ist." — Ich meinerseits behaupte, daß ich Franzose und sehr guter Franzose bin, wie fremd Ihnen mein Name auch erscheinen mag. — „Es ist gut, wir wollen darüber nicht weiter streiten; gehen Sie an die Tafel!"

Kaum hatte sich der Examinand mit der Kreide bewaffnet, als Legendre zum Gegenstande seiner vorgefaßten Meinung abermals zurückkehrend fragte: „Sie sind wohl in den neuerdings zu Frankreich geschlagenen Departements geboren?" — Nein, mein Herr, ich bin im Departement der östlichen Pyrenäen geboren, am Fuße der Pyrenäen selbst. — „Aber warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Nun ist alles klar. Sie sind spanischen Ursprungs, nicht wahr?" — Vermutlich; aber meine bescheidene Familie bewahrt keine Urkunden, in denen ich auf den bürgerlichen Stand meiner Vorfahren hätte zurückgehen können: in meiner Familie ist jeder der Sohn seiner Thaten. Ich erkläre Ihnen abermals, daß ich Franzose bin, und das mag Ihnen genügen!

Durch die Lebhaftigkeit dieser Entgegnung war Legendre keineswegs in bessere Laune gebracht worden, und er begann damit, dem Examinanden eine schwierige Frage zur Beantwortung vorzulegen, welche die Anwendung von Doppel-Integralen forderte. Die Lösung erfolgte, wurde aber noch vor der

Beendigung mit der barschen Bemerkung unterbrochen: „Die Methode, welche Sie befolgen, haben Sie nicht von Ihrem Professor. Woher haben Sie dieselbe?“ — Aus einer Ihrer Abhandlungen. — „Warum wählten Sie gerade diese Methode? Etwa, um mich zu gewinnen?“ — Nein, nichts lag mir ferner. Ich wählte diesen Weg, weil er mir vorzüglicher schien. — „Wenn Sie mir keinen Grund für diese Wahl angeben können, so erkläre ich Ihnen, Sie werden ein schlechtes Zeugnis erhalten, wenigstens was den Charakter betrifft.“

Nun wies Arago überzeugend nach, daß die Methode der doppelten Integralen in jeder Beziehung verständlicher und logischer sei, als die, welche Lacroix den Polytechnikern vorgetragen hatte. Legendre schien befriedigt und besänftigt und stellte nun die Aufgabe, Examinand solle den Schwerpunkt eines Kugelsektors bestimmen. — Das ist leicht! antwortete Arago. „Da Sie die Frage leicht finden, will ich sie erschweren: statt die Dichtigkeit konstant vorauszusetzen, will ich annehmen, sie ändere sich vom Mittelpunkt nach der Oberfläche nach einer bestimmten Funktion.“

Diese Rechnung wurde glücklich gelöst und damit das Wohlwollen des Examinators ganz gewonnen. Wenige Jahre nachher hatte der junge Mann bereits die Ehre, als Freund und Kollege von Legendre in die Akademie aufgenommen zu werden.

Im zweiten Jahre seines Besuchs der polytechnischen Schule ward Arago zum Chef seiner Abteilung ernannt und dachte nicht im entferntesten daran, der Gelehrtenlaufbahn sich zu widmen. Der Tod des Astronomen Mechain, der nach Spanien geschickt war, um den Meridianbogen bis nach Formentera zu verlängern, hatte aber zur Folge, daß dessen Sohn, der an der Pariser Sternwarte Sekretär gewesen, sogleich seinen Abschied nahm, und man bot die Stelle dem jungen Arago an, der sie unter der Bedingung annahm, zur Artillerie zurückkehren zu dürfen, wenn und wann es ihm gefallen würde. Sein Name blieb daher einstweilen auf der Liste der Zöglinge der polytechnischen Schule stehen.

Der Dienst auf der Sternwarte brachte ihn in nähere Berührung mit dem berühmten Astronomen Laplace, der von vornherein ihm wohlwollte. „Ich fühlte mich glücklich und stolz,“ berichtete Arago, „wenn ich in der Rue de Tornan bei dem großen Geometer speiste. Geist und Herz bewunderten und verehrten gern alles an dem Manne, welcher die Ursache der Säkulargleichung des Mondes*) entdeckt hatte, welche in der Bewegung dieses Gestirns die Mittel auffand, die Abplattung des Erdkörpers zu berechnen, und welcher aus vielem anderen auch die großen Ungleichheiten (in der Bahn) des Jupiter und Saturn aus der allgemeinen Anziehung herzuleiten verstand. Wie groß aber war meine Enttäuschung, als ich einst merkte, wie Madame

*) Der Mond nähert sich im Laufe der Jahrhunderte der Erde, entfernt sich aber auch nach Jahrhunderten wieder von ihr; Lagrange und Laplace fanden die Ursache der säkulären Störungen in der Anziehung der Sonne auf den Mond.

Laplace sich ihrem Gemahl näherte und sagte: „Willst Du mir wohl den Zuckerschlüssel anvertrauen?“

Bald nach Antritt seines Amtes auf der Sternwarte ward Arago, von Monge vorgeschlagen, auch als Mitarbeiter Biots bei den Untersuchungen über die Refraktion der Gase angestellt und fand so Gelegenheit, mit diesem berühmten Akademiker über die Wiederaufnahme der durch den Tod Mechains unterbrochenen Meridianbogen-Messung in Spanien sich zu besprechen. Beide legten ihren Plan Laplace vor, der ihn eifrig unterstützte und von der Regierung die nötigen Geldmittel erwirkte. Biot, Arago und der spanische Kommissar Rodriguez reisten zu Anfang des Jahres 1806 nach Paris ab, besuchten unterwegs die von Mechain bezeichneten Stationen, nahmen einige wichtige Änderungen an dem Plane der Triangulation vor und begannen nun frisch die Arbeit.

Die Ausführung des Werkes war aber sehr schwierig. Der junge Gelehrte mußte monatelang in den rauhen Gebirgen von Valencia, am Gipfel des Desierto de las Palmas hausen, unter sich das tosende Meer, um die Lichtsignale von der Insel Iviza zu erspähen; er mußte Tag und Nacht auf den Füßen sein, um die von den Stürmen niedergeworfenen Signale wieder aufzurichten. Die Einförmigkeit seines Aufenthalts ward nur vom Besuch spanischer Räuber und Karthäusermönche unterbrochen; doch der junge Mann behielt frohen Mut und setzte mit ausharrender Treue sein Tagewerk fort.

In Valencia erwartete er Biot, der es auf sich genommen hatte, neue Instrumente mitzubringen, mit denen sie die Polhöhe von Formentera bestimmen wollten. Zur Abwechselung besuchte er mit einem Landsmann den Jahrmarkt in Murviedro, dem alten Sagunt, und wurde von einer Französin, Fräulein B., eingeladen, bei ihrer Großmutter zu speisen. Beim Weggehen wurden die beiden Gäste benachrichtigt, daß dieser Besuch leicht die Eifersucht des Bräutigams jenes Fräuleins erregt haben könnte, und daß sie darauf gefaßt sein müßten, er werde nach seiner Weise ihnen auflauern. Ohne weiteres kauften sie bei einem Waffenschmied Pistolen und traten in einem von einem Maulesel gezogenen Wagen den Rückweg nach Valencia an. Unterwegs sagte Arago zu dem Fuhrmann: Isidor, ich habe Grund zu vermuten, daß man uns anhalten wird; ich sage dir das, damit du nicht erschreckt wirst, wenn Schüsse aus der Kalesche fallen. Isidor, der nach Landessitte vorn auf dem Schwungbaume des Wagens saß, erwiderte: Ihre Pistolen, meine Herren, sind ganz unnötig; es bedarf nur eines Schreies, damit mein Esel uns von zwei, drei und sogar vier Menschen befreie. Kaum eine Minute, nachdem der Kutscher dies gesagt hatte, standen zwei Männer vor dem Esel und hielten ihn an der Nase fest. Im selben Augenblick stieß Isidor einen fürchterlichen Schrei aus, der durch Mark und Bein ging, den Schrei: Capitana! Fast senkrecht bäumte sich der Esel auf und hob einen der Männer mit sich empor; dann fiel er zurück und ging in vollem Galopp davon. Der Stoß des Wagens machte den darin Sitzenden sehr begreiflich,

was soeben geschehen war. Ein langes Stillschweigen folgte, nur unterbrochen durch die Worte des Kutschers: Finden Sie nicht, meine Herren, daß der Maulesel besser ist, als Ihre Pistolen? Am anderen Tage hörte Arago vom General-Kapitän, Don Domingo Izquierdo, man habe auf dem Wege nach Murviedro einen zerschmetterten Menschen gefunden.

Ein guter Gelehrter verliert nie die Wissenschaft aus den Augen, das war auch bei Arago der Fall, der obendrein noch trotz seiner feurigen Natur die größte Selbstverleugnung übte. Er stattete mit seinem Kollegen Biot und dem französischen Vizekonsul Lamesse dem Erzbischof von Valencia einen Besuch ab, um durch ihn den Landgeistlichen empfohlen zu werden. Alles ging gut; aber seine Begleiter verließen den Empfangssaal, ohne dem Erzbischof die Hand zu küssen. „An mir Armen entschädigte er sich," schreibt Arago; „eine Bewegung, die mir fast die Zähne eingeschlagen hätte und die ich berechtigt wäre, einen Faustschlag zu nennen, bewies mir, daß trotz aller Demut der Franziskaner-General durch das zeremonielose Benehmen meiner beiden Begleiter beleidigt worden war. Fast hätte ich mich über die Heftigkeit beklagt, die er gegen mich ausließ, aber die Bedürfnisse unserer trigonometrischen Operationen im Auge behaltend schwieg ich. Übrigens dachte ich auch, als die geballte Faust des Erzbischofs meine Lippen berührte, an die schönen optischen Versuche, welche man mit dem prachtvollen Stein, der seinen Hirtenring zierte, hätte anstellen können. Ich gestehe, daß dieser Gedanke mich während unseres ganzen Besuches beschäftigt hatte."

Biot kehrte schon im Jahre 1807 nach Paris zurück, und Arago mußte das schwierige Werk allein zu Ende führen. Die Stimmung in ganz Spanien und auf den Balearen-Inseln war bereits für die Franzosen sehr gefährlich geworden. Arago hatte nicht weit von Palma, der Hauptstadt Majorkas, seine Station auf dem hohen Clop de Galaza bezogen. Das Volk glaubte nicht anders, als daß er sich dort aufgestellt habe, um der französischen Flotte Signale zu geben, und als vollends ein Ordonnanz-Offizier Napoleons, Herr Berthenie, in Palma landete, brach ein allgemeiner Aufstand los. Der Generalkapitän in Palma konnte das Leben Berthenies nur retten, indem er ihn als Gefangenen in das Schloß Belver abführen ließ. Nun lief die Menge nach dem Berge, um Arago einzufangen, und kaum gelang es diesem, in vollem Laufe gleichfalls nach dem Schloß Belver zu entkommen; ein leichter Dolchstich hatte ihn in den Schenkel getroffen. Obwohl die beiden Franzosen für Gefangene galten, war ihr Leben doch nicht sicher; sie entschlossen sich zur Flucht, und mit Hilfe und Einverständnis des Generalkapitäns entwischten sie auf einem bereit gehaltenen Schiffe nach Algier. Dort bemühte sich der französische Konsul, ihnen auf einem nach Marseille fahrenden Schiffe des Dey von Algier sichere Überfahrt zu verschaffen, er stellte ihnen falsche Pässe aus, welche Berthenie und Arago in zwei reisende Handelsmänner verwandelten — aus Schwechat und Leoben in Österreich. Das Schiff hatte unter anderem zwei Löwen an Bord, welche als Geschenk dem Kaiser Napoleon überbracht werden sollten.

Schon waren die Reisenden im Busen von Lyon, als ein spanisches Raubschiff sie ereilte und sie nach der Festung Rosas zurückführte, wo Arago in eine alte halbabgetragene Windmühle gebracht wurde, um Quarantäne zu halten. Man hielt ihn für einen verkappten Spanier, der in den Dienst des Dey übergegangen sei, und dem die Schiffsladung gehöre; die spanischen Behörden hatten nicht übel Lust, sein Schiff als der Krone Spanien verfallen zu konfiszieren, und stellten mit Arago folgendes Verhör an. Man hatte, um vor jeder möglichen Ansteckung sicher zu sein, zwischen Windmühle und Strand zwei Seile gezogen; da der Entfernung wegen laut gesprochen werden mußte, hatte sich eine zahllose Zuhörerschaft versammelt. Der Verhörsrichter hub an:

„Wer sind Sie?"

— Ein armer herumziehender Handelsmann.

„Wo sind Sie her?"

— Aus einem Lande, wo Sie sicher nie gewesen sind.

„Nun, welches Land ist es?"

Arago zögerte mit der Antwort, denn die Pässe, in Essig getaucht, hatte der Instruktionsrichter in Händen, und Arago hatte vergessen, ob er aus Schwechat oder aus Leoben wäre. Auf gut Glück sagte er endlich: „Ich bin aus Schwechat!" Diese Aussage stimmte glücklicherweise mit den Angaben des Passes überein.

„Sie sind ebenso gut aus Schwechat, als ich selbst," versetzte der Richter. „Sie sind ein Spanier und sogar ein Valencier, wie ich aus Ihrem Accent erkenne."

— Wollen Sie mich strafen, mein Herr, weil mir die Natur die Gabe der Sprachen verliehen hat? Ich erlerne mit Leichtigkeit die Dialekte der Gegenden, in denen ich verweile. Habe ich doch auch den Dialekt von Iviza erlernt!

„Gut, ich will Sie beim Wort nehmen. Da sehe ich einen Soldaten aus Iviza, unterhalten Sie sich mit ihm!"

— Sehr gern, ich will sogar das Ziegenlied singen.

Je zwei Verse dieses Liedes, das alle Hirten auf der Insel singen, werden von einem Refrain, der das Blöken der Ziegen nachahmt, unterbrochen, und mit unendlicher Kühnheit sang der Mathematiker:

Ah graciada sennora
Una canza bouil canta
Be be be be!
No sera gaira pulida
Nosé si vos agradera
Be be be be!*)

Und der Ivizaner, auf den das Ziegenlied einen Eindruck machte, wie auf den Schweizer der Kuhreigen, versicherte mit Thränen in den Augen, der Mann wäre sicherlich aus Iviza.

*) Ach, schöne Herrin, ein Lied will ich euch singen; es wird wenig taugen, wenn es euch nicht gefällt.

Arago seinerseits versicherte, er wolle auch mit einem Franzosen die Probe bestehen, und dieser werde ihn ebenso für einen geborenen Franzosen halten. Ein alter Offizier vom Regimente Bourbon erbot sich auf der Stelle dazu, und kaum hatten sie einige Sätze gesprochen, so versicherte der Veteran fest, man habe es mit einem Franzosen zu thun.

Ungeduldig brach der Richter das Verhör ab, der arme Arago mußte aber, von spanischen Soldaten bewacht, auf ärmlichem Strohlager und vom Ungeziefer gepeinigt, in seiner Windmühle Gefangener bleiben. Seine Papiere mit den wissenschaftlichen Notizen trug er auf bloßem Leibe. Vergeblich wandte er sich an den Kapitän eines englischen Schiffs. Endlich kam er auf den Gedanken, an den Dey zu schreiben. Die Löwen sollten ihn aus der Not retten. Er berichtete dem Dey von Algier, wie man sein Schiff unrechtmäßigerweise festgenommen habe, und daß einer der Löwen umgekommen sei. „Über diese Nachricht ward der afrikanische Herrscher wütend; er drohete den Spaniern mit Krieg. Da ward das Schiff und mit ihm Arago entlassen; man segelte wieder der französischen Küste zu. Schon zeigten sich die weißen Landhäuser auf den Hügeln von Marseille, da erhob sich ein schrecklicher Sturm — das Schiff ward nach Budschia verschlagen, an der Küste von Afrika. Unter unsäglicher Mühsal und Gefahr wanderte Arago nach Algier, wo er am Weihnachtstage 1808 anlangte. Neue Überraschung! Der alte Dey, der Löwenfreund, war unterdessen enthauptet worden, sein Nachfolger wird stranguliert, und Arago wohnt dessen Erwürgung bei. Der neue Dey stellte an die französische Regierung eine Forderung von zwei- bis dreimalhunderttausend Franken, welche dieselbe nach seiner Meinung ihm schuldig sei. Der französische Konsul in Algier erwiderte, er habe Befehl vom Kaiser, keinen Pfennig zu zahlen. In Wut gesetzt, beschloß der Dey eine Kriegserklärung und drohte, alle anwesenden Franzosen als Sklaven in den Bagno zu stecken. Doch trieb man diesmal die Dinge nicht aufs äußerste; aber erst im Juni gelang es Arago, aus der Piratenstadt zu entkommen. Wind und Wetter waren günstig, und am 2. Juli 1809 stieg er aus dem Hafen von Marseille ans Land. Der erste Brief, den er erhielt, war — von Alexander von Humboldt, aus Paris datiert, worin ihm der berühmte deutsche Gelehrte seinen Glückwunsch darbrachte wegen der Beendigung so vieler und gefährlicher Abenteuer und ihm sogleich seine Freundschaft anbot. Der Freundschaftsbund dieser Männer war damit geknüpft und blieb fest bis an den Tod.

Arago war dreiundzwanzig Jahr alt, als er (am 18. September 1809) von seiner mühe- und gefahrvollen Reise mit den Instrumenten, die er durch alle Fährlichkeiten gerettet hatte, nach Paris zurückkehrte. In gerechter Anerkennung seiner Verdienste erwählte man ihn, an des verstorbenen Astronomen Lalandes Stelle, zum Mitglied der Akademie — die höchste Ehre, welche französischen Gelehrten zu teil werden kann. Einigermaßen burlesk war die Vorstellung am Hofe Napoleons. Die Mitglieder des Instituts mußten stets, wenn er ihrer Berufung seine Bestätigung erteilt hatte, sich

dem Kaiser präsentieren. In der Uniform ihrer grünen Röcke begaben sich dann der Präsident der Akademie, die Sekretäre aller vier Klassen und diejenigen Mitglieder, welche besondere neu veröffentlichte Arbeiten dem Staatsoberhaupt darbringen wollten, in einen Saal der Tuilerien, den der Kaiser durchschritt, wenn er aus der Messe kam. Der freiheitsmutige Arago war von dem Schauspiel nicht besonders erbaut, um so weniger, als er den Eifer sah, mit welchem die Mitglieder des Instituts sich bemerklich zu machen suchten. Er berichtet von der Vorstellung:

„Sie sind sehr jung!" sagte Napoleon, sich Arago nähernd, und ohne auf eine Antwort zu warten, fügte er hinzu: „Wie heißen Sie?" Der Nachbar zur Rechten ließ dem jungen Akademiker keine Zeit zur Antwort und sagte eiligst: Er heißt Arago.

„Mit welcher Wissenschaft beschäftigen Sie sich?"

Sogleich erwiderte der Nachbar zur Linken: Er treibt Astronomie!

„Was haben Sie geleistet?"

Der Nachbar zur Rechten, unwillig, daß der Nachbar zur Linken ihm sein Recht auf die zweite Frage verkümmert hatte, nahm hastig das Wort und sagte: Er hat kürzlich den spanischen Meridian gemessen!

Der Kaiser, der nun ohne Zweifel vermutete, daß er einen Stummen oder Einfältigen vor sich habe, wendete sich zu einem andern Mitgliede des Instituts. Dies war kein Neuling, sondern ein durch schöne und wichtige Entdeckungen bekannter Naturforscher; es war Lamarck. Der Greis überreichte dem Kaiser ein Buch.

„Was ist das?" fragte Napoleon. „Das ist Ihre abgeschmackte Meteorologie, das ist das Buch, in dem Sie mit Matthias Laensberg konkurrieren, das Jahrbuch, das Ihre alten Tage entehrt. Treiben Sie Naturgeschichte, dann will ich Ihre Erzeugnisse mit Vergnügen in Empfang nehmen. Diesen Band hier nehme ich nur aus Achtung vor Ihren weißen Haaren an. — Nehmen Sie!" und gab das Buch einem Adjutanten.

Der arme Lamarck hatte sich nach jedem von diesen heftigen und beleidigenden Sätzen vergeblich angestrengt, die Worte hervorzubringen: „Es ist ein naturgeschichtliches Werk, das ich Ihnen überreiche." Zuletzt war Lamarck schwach genug, in Thränen auszubrechen.

Unmittelbar darauf stieß der Kaiser auf einen kräftigen Lanzenbrecher, es war Lanjuinais. Dieser war vorgetreten, ein Buch in der Hand. Napoleon sagte zu ihm hohnlächelnd: „Will sich denn der ganze Senat in das Institut stürzen?"

„Sire," erwiderte Lanjuinais, „der Senat ist diejenige Körperschaft im Staate, die am meisten Zeit hat, sich mit Litteratur zu beschäftigen."

Das war ein guter Hieb; denn Napoleon hatte in seiner Selbstherrlichkeit den Senat politisch machtlos gemacht.

Unzufrieden mit der Antwort wandte sich der Kaiser schnell von den bürgerlichen Uniformen ab und trat unter die Hofuniformen mit dicken Epauletten, welche den Saal anfüllten.

Der Aufnahme in die Akademie folgte bald die Ernennung zum Professor der Mathematik an der polytechnischen Schule an die Stelle des ausgezeichneten Professor Monge. In dem prachtvollen Hörsaal der Pariser Sternwarte hielt er von 1812 bis 1845 die öffentlichen Vorlesungen über Astronomie, welche von allen Klassen der Gesellschaft gern und mit hohem Interesse besucht wurden. Immerfort bemüht, dem gebildeten Publikum so rasch als möglich die neuen Entdeckungen und Fortschritte in der Wissenschaft mitzuteilen, gründete er im Jahre 1816 mit Gay-Lüssac die Annalen der Physik und Chemie und bestimmte die Akademie, vom Jahre 1835 ab ihre wöchentlichen Rechenschaftsberichte (Comptes rendus hebdomaires de l'Académie des Sciences) zu veröffentlichen. Im Jahre 1830 ward Arago zum Direktor des Observatoriums und an Stelle Fouriers zum immerwährenden Sekretär der Akademie ernannt.

In seiner höchst merkwürdigen Regsamkeit und Schnellkraft des Geistes und seinem nie zu ermüdenden Fleiß blieb er der massenhaften Arbeit gewachsen, die einen Mann mit gewöhnlicher Kraft bald aufgerieben haben würde. Von den vielen im Institut gelesenen Arbeiten und sonstigen Untersuchungen sei hier nur folgender astronomischer Denkschriften Erwähnung gethan: „Über die Kometen mit kurzer Umlaufszeit", „Über Chronometer", „Über die Doppelsterne", „Über die Frage, ob der Mond einen merklichen Einfluß auf unsere Erde übe". Von meteorologischen Abhandlungen: „Über die Theorie der Taubildung", „Über die Nebel, die an heiteren Abenden nach Sonnen-Untergang am Ufer der Seen und Flüsse aufsteigen". Alexander v. Humboldt sagt in der Einleitung zu den sämtlichen Werken Aragos: „Seine großen Entdeckungen fallen in die Jahre 1811, 1820 und 1824; sie betreffen die Optik, die Erscheinungen der Physik des Himmels, der Elektrizität in Bewegung, der Erregung des Magnetismus durch Rotation. Sie sind, um sie einzeln genau zu bezeichnen: 1) die Entdeckung der farbigen oder chromatischen Polarisation des Lichts; 2) die genaue Beobachtung der Verrückung der farbigen Streifen, hervorgebracht durch die Begegnung zweier Lichtstrahlen, wenn einer derselben eine dünne, durchsichtige Lamelle, etwa Glas, durchläuft: eine Erscheinung, welche Abnahme der Geschwindigkeit, eine Verzögerung während des Durchgangs beweist und in direktem Widerspruch steht mit der Emissionstheorie; 3) die Beobachtung der Eigenschaft, vermöge welcher der Leitungsdraht der Elektrizität in Örsteds Versuchen Eisenfeilspäne anzieht. Es war ein glücklicher Gedanke Aragos, den Strom in einer Spirale um die Nadel zu führen und Eisen zu magnetisieren; 4) die Entdeckung des Rotationsmagnetismus."

Die Entdeckung der chromatischen Polarisation führte Arago auf die Erfindung des Polaroskops, des Photometers, des Cyanometers und mehrerer Apparate, die beim Studium optischer Phänomene in Anwendung gebracht werden. Solche Versuche über chromatische Polarisation machten es Arago schon vor dem Jahre 1820 möglich, physikalisch festzusetzen, daß

das Sonnenlicht nicht von einer glühenden, festen oder flüssigen Masse ausgesendet wird, sondern von einer gasartigen Hülle. Nachdem das Mittel entdeckt war, direktes Licht von reflektiertem zu unterscheiden, hat man mit Sicherheit erkannt, daß das Licht der Kometenschweife teilweis polarisiert ist und also notwendig einesteils in erborgtem Lichte glänzt. Auch das Flimmern der Sterne war nun erklärt, indem die Strahlen der Sterne nach ihrem Durchgange durch die verschieden dichten, feuchten und erwärmten Schichten der Atmosphäre verschieden gebrochen werden und sich zu einem Bilde vereinen, sich durch Interferenz verstärken oder gegenseitig aufheben und so in schwingende Bewegung geraten.

Als der englische Physiker Wheatstone einen höchst sinnreich konstruierten Dreh-Apparat erfunden hatte (1835), um die Geschwindigkeit des elektrischen Lichtes zu messen, zog Arago alsbald die Konsequenz desselben Prinzips, indem er durch Winkel-Ablenkung den Unterschied der Lichtgeschwindigkeit in einer Flüssigkeit und in der Luft veranschaulichte.

Den Rotationsmagnetismus entdeckte Arago — wie Alexander von Humboldt berichtet — am Abhange des schönen Hügels von Greenwich, als er im Verein mit Biot und Humboldt in England eine nähere Untersuchung der Pendelschwingungen vornahm. Er machte die höchst wichtige Bemerkung, daß eine in Unruhe versetzte Magnetnadel sich in der Nähe metallischer oder nicht metallischer Körper in kürzerer Zeit beruhigt, als wenn sie von diesen entfernt ist. Diese erste Bemerkung führte ihn durch scharfsinnige Kombination im Jahre 1825 auf die Erklärung der Erscheinungen, welche aus der Einwirkung rotierender Scheiben auf stillstehende Nadeln hervorgehen, sowie des Einflusses, den Wasser, Eis, Glas auf Nadeln ausübt.

Neben solchen tiefgehenden Arbeiten hielt er noch eine Reihe akademischer Gedächtnisreden auf die berühmtesten Naturforscher und Mathematiker und schrieb biographische Abhandlungen, die sich alle durch Klarheit wie durch Wärme und Unparteilichkeit auszeichnen, wenn es ihm auch in seiner Lobrede auf James Watt begegnet, daß er dem jedenfalls verdienstvolleren Engländer den Franzosen Papin gleichstellt.

Daß ein so regsamer, dem Leben zugewandter Geist wie Arago auch dem politischen Leben seines Volkes nicht gleichgültig zuschauen konnte, verstand sich von selber. Er war mit Leib und Seele Republikaner und hat unter den verschiedenen Regierungsformen, welche Frankreich nacheinander erhielt, seinen Charakter nie verleugnet. Während der Julirevolution that er sich dadurch hervor, daß er sich im hitzigsten Straßengefecht nach den unter Marschall Marmont von der königlichen Garde besetzten Tuilerien begab und die Einstellung des seit drei Tagen fortgesetzten Feuerns verlangte. Diese Entschlossenheit hat das Volk in dankbarem Andenken behalten. Als Deputierter unter dem Königtum Louis Philipps hielt er eine große Anzahl von Reden in der Kammer, von denen Cormenin sagt: „Es liegt in seiner Beweisführung etwas Klares. Seine Ausdrucksweise ist so deutlich, daß man das Gefühl hat, als ströme Licht aus seinen Augen, von seinen Lippen,

ja von seinen Fingern.“ Trotz dieses Lobes muß aber doch eingestanden werden, daß Arago in der Politik nur Dilettant blieb und zum Staatsmann keine besonderen Anlagen hatte.

Im Jahre 1840 ward Arago zum Mitglied des Departementalrats der Seine erwählt, und in dieser Stellung konnte er seine Fachwissenschaft für die Bedürfnisse der Stadt auf die mannigfaltigste Weise praktisch verwerten. Als im Jahre 1848 die Revolution ausbrach, welche dem Juli-Königtum des Hauses Orleans ein Ende machte, ward Arago interimistischer Kriegs- und Marineminister der provisorischen Regierung und vertrat als solcher entschieden die Grundsätze gesetzlicher Ordnung gegen zügellose demokratische und sozialistische Umtriebe. In den unglücklichen Junitagen zeigte er abermals seinen persönlichen Mut in den Straßen von Paris und suchte, obwohl vergeblich, dem Aufstand Einhalt zu thun. Der Ausgang der Straßenschlacht hatte aber zur Folge, daß ein reaktionäres Ministerium ans Ruder kam und Arago vom politischen Schauplatz abtrat. Nach dem Staatsstreich Louis Napoleons vom 2. Dezember 1852, welcher mit Hilfe des Militärs die Republik thatsächlich vernichtete, war Arago entschlossen, seine Stelle als Direktor der Sternwarte niederzulegen, weil er Louis Napoleon nicht den amtlichen Eidschwur leisten mochte. Was bei anderen Verbannung zur Folge hatte, sollte aber einem so berühmten und beim französischen Volke so beliebten Gelehrten wie Arago ungestraft hingehen. Der Unterrichtsminister sandte dem Astronomen auf dessen Absagebrief folgende verbindliche Antwort:

„Mein Herr! Als Sie sich am 9. Mai mit Ihrem Gesundheitszustand entschuldigten, nicht mit Ihren Kollegen vom Längen Bureau zur Eidesleistung erscheinen zu können, hatten Sie mich zu dem Glauben berechtigt, daß Sie sich einer durch die Verfassung allen Staatsbeamten auferlegten Verpflichtung nicht entziehen würden. Ihr zweiter Brief, der dasselbe Datum trägt und den ich später empfangen habe, läßt mir diese Hoffnung nicht. Ohne mich bei der veränderten Sprache, die man darin zu bemerken nicht umhin kann, noch bei den wenig gemessenen Ausdrücken, die ich mit Verwunderung diesmal unter Ihrer Feder traf, aufzuhalten, habe ich die Befehle des Prinzen einholen müssen, bevor ich Ihre Entlassung annahm. Der Präsident der Republik hat mich beauftragt, eine Ausnahme zu gunsten eines Gelehrten zuzulassen, dessen Arbeiten Frankreich geziert haben, und dessen Existenz seine Regierung nicht trüben will. Die Ihrem Briefe gegebene Öffentlichkeit wird an dem Entschluß, den ich mich geehrt fühle Ihnen zu übermachen, nichts ändern. Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

H. Fourteul.“

Für die Republik, wie sie Arago sich dachte und mit heißer Seele herbeiwünschte, war Frankreich nicht gemacht; aber daß nun seine politischen Ideale vollständig scheiterten und ein zweiter Napoleon das französische Volk wieder unter seine Alleinherrschaft beugte: das ging dem für den Absolutismus nicht geschaffenen Mann schwer zu Herzen, und es erleidet wohl keinen

Zweifel, daß das politische Geschick seines Vaterlandes viel zum schnelleren Verfall seiner körperlichen Kräfte beitrug. Er starb unter den Erscheinungen einer allgemeinen Wassersucht am 3. Oktober 1853.

Sein Leichenbegängnis war ausgezeichnet durch die Teilnahme von Tausenden; es mochten sich trotz des anhaltenden, strömenden Regens wohl fünfzehntausend Personen eingefunden haben. Um Demonstrationen von seiten der demokratischen Partei niederzuhalten, hatte die Regierung Louis Napoleons Sorge getragen, daß die Polizei mit starker Mannschaft überall zugegen war. Ihr bester Verbündeter war jedoch der sündflutartige Regen. In der Rue St. Viktor schnitt die Polizei drei Vierteile des Zuges ab. Als dann das eigentliche Trauergefolge auf dem Bastilleplatze vor der Juliussäule ankam, wo eine zahlreiche Schar von Arbeitern versammelt war, entblößte die ganze Versammlung das Haupt, und diese den Erinnerungen der Juliusrevolution dargebrachte Huldigung war um so eindringlicher, als sie in Gegenwart des Marschalls Vaillant und des Ministers Ducos stattfand, die vom Staatsoberhaupt ausdrücklich abgesandt waren, um dem ruhmwürdigen Toten den Zoll der Hochachtung darzubringen. Genannte beide Würdenträger, die drei oder vier Bataillone Fußvolk, die zwei Schwadronen Reiter, welche die Bedeckung bildeten, wurden nicht wenig von der Demonstration überrascht. Die Feierlichkeit, welche mit dem Gottesdienste um elf Uhr begann, war erst nachmittags um vier Uhr zu Ende. Aragos Asche ruht auf dem Père La Chaise.

Der große Gelehrte war Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften Europas und stand auch mit allen in Verkehr. Er war Ritter der Ehrenlegion. Als Entdecker des durch Drehung entwickelten Magnetismus war er der erste Franzose, dem die von Cowley gestiftete Preismedaille zuerkannt wurde. Als Friedrich Wilhelm IV. die Friedensklasse des Verdienstordens stiftete, ward Arago alsbald unter die Ordensritter aufgenommen. Von der Universität Edinburgh war er bei seiner Anwesenheit in Schottland zum Doktor der Rechte, von den Städten Edinburgh und Glasgow zum Ehrenbürger ernannt worden.

Abraham Gottlob Werner*).

Wie es gewisse Familien giebt, in denen die Theologie, andere, in denen die Jurisprudenz oder Arzneikunst heimisch geworden ist, so stammte Werner aus echt hütten- und bergmännischem Geblüt. Seit zwei Jahrhunderten

*) „Schriften der mineralog. Gesellschaft zu Dresden", 2ter Band. Denkschrift zur Erinnerung an die Verdienste des ꝛc. zu Dresden verstorbenen k. sächs. Bergrats Werner. Die Abhandlung von G. H. v. Schubert in den Münchener Gel. Anzeigen, 1850 Nr. 46.

waren die Vorfahren des berühmten Mineralogen ansehnliche Besitzer von Eisenhütten und Hammerwerken gewesen; der Großvater hatte das Dobrahüttenwerk zu Ludwigstadt bei Baireuth erbaut und verwaltet, der Vater aber die ruhigere Stellung eines Inspektors über die gräflich Solmschen Eisenhüttenwerke bei Wehrau in der Oberlausitz den Sorgen des eigenen Besitzes vorgezogen. Hier wurde ihm das Söhnchen geboren (25. September 1750), das bestimmt war, als ein Stern erster Größe am Himmel der Wissenschaft zu glänzen. Die Umgebung des Ortes war nicht ungünstig, das angeborene Talent des Knaben zu wecken; ein steil am Ufer der vorbeifließenden Queiß abfallender Hügel zeigte deutlich eine Schichtung verschiedener Erdmassen, und der kleine Abraham schaute oft hin zu dieser Auflagerung, sich fragend, wie das alles wohl entstanden sein möchte? Der Vater erfreute ihn oft mit hübschen Stückchen Bleiglanz, Kupferkies und anderem glänzenden Erz; was die Umgegend an Steinen und Versteinerungen darbot, lernte er bald kennen und sammeln. Auch das berg- und hüttenmännische Gewerbe betrachtete er früh mit dem größten Interesse, und der Vater konnte ihm keinen größeren Gefallen thun, als Geschichten von kühnen Bergleuten und von der Entstehung dieses und jenes Bergwerks zu erzählen. Er hatte kaum lesen gelernt, als er auch schon die Bücher seines Vaters, die von dem Bergbau und dem Erzgestein handelten, mit größter Wißbegier durchstudierte. Aber auch die biblische Geschichte wurde nicht vernachlässigt, und der fromme Vater war vor allem bemüht, daß ein guter religiöser Grund in der Erziehung seines Sohnes gelegt wurde. Darum sandte er ihn mit zurückgelegtem zehnten Jahre in die Waisenhausschule zu Bunzlau in Schlesien, woselbst er vier Jahre unter der Zucht und Pflege treuer Lehrer verblieb bis nach erfolgter Konfirmation.

Nach Hause zurückgekehrt, mußte er zur Unterstützung des Vaters den Dienst eines Hüttenschreibers versehen, und drei Jahre lang kopierte er gehorsam und fleißig Rechnungen und Geschäftsberichte. Der Vater hatte von dem ihm sehr geneigten Grafen Solms das Versprechen erhalten, daß der Sohn einst sein Nachfolger im Amte werden sollte, und so war es ihm ganz recht, daß dieser von der Pike an dienen lernte.

Doch die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Das viele Sitzen und Schreiben, der Druck einer rein mechanischen Arbeit, welche dem inneren Seelendrange kein Genüge gewährte, hatte so nachteilig auf die körperliche Entwickelung des Jünglings gewirkt, daß dieser in eine Krankheit verfiel, welche nach dem Rat der Ärzte nur durch den Gebrauch des Karlsbades gehoben werden konnte. Die Reise führte über Freiberg, die hochberühmte Hauptstadt des erzgebirgischen Bergbaues. Der Anblick der vielen Pochwerke, Schmelzhütten, Grubengebäude, des regen Lebens unter und über der Erde wirkte wahrhaft elektrisierend auf das Gemüt des jungen Mannes; er vergaß Krankheit und Karlsbad und hätte am liebsten gleich in Freiberg Halt gemacht. Die Bergbeamten freuten sich der Begeisterung des Jünglings, und redeten ihm wie dem Vater zu, die zwei Jahre zuvor errichtete Bergakademie

zu beziehen. Als der Sohn von seiner Badereise heimgekehrt war, erhielt er vom Vater die Gewährung seines sehnlichsten Wunsches, und ein günstiger Zufall fügte es, daß seine Ankunft in Freiberg (Ostern 1769) gerade in die Tage fiel, an welchen dem Kurfürsten, nachmaligem Könige Friedrich August von Sachsen, gehuldigt wurde. Die prächtigen und originellen Festaufzüge der Bergleute zeigten so dem begeisterungsvollen Manne gleich zu Anfang die poetische und glänzendste Seite des Berglebens.

Die Akademie war noch in der Wiege, aber Werner wußte jede Gelegenheit zu lernen trefflich zu benutzen, begnügte sich nicht mit den Vorträgen seiner Lehrer und der Lösung der ihm aufgegebenen Arbeiten, sondern fuhr mit an, wie ein gemeiner Bergmann, unterhielt sich mit oberen und niederen Beamten, trieb sehr eifrig Mineralogie, vernachlässigte dabei auch nicht die Sprachstudien, gleich als hätte er geahnt, daß später ihm lernbegierige Jünger aus allen Nationen zuströmen würden. Der Kurator der Akademie, Papst von Ohain, einer der größten damals lebenden Mineralogen, betrachtete mit wahrhaft väterlicher Zuneigung den strebsamen jungen Mann, verstattete ihm den ungehinderten Zutritt in sein Haus und namentlich zu seiner überaus reichen Privatsammlung, und hörte mit größter Teilnahme dem jungen Akademiker zu, wenn dieser ihm seine Ansichten über die Lagerung der Fossilien, den Bau der Gebirge, über Verbesserung des bergmännischen Betriebes mitteilte. Von Ohain wollte ihm sogleich, um ihn für die Akademie zu erhalten, eine Anstellung im königlichen Dienst verschaffen, welches Anerbieten jedoch von Werner bescheiden abgelehnt wurde, denn dieser fühlte noch den Drang einer weiteren allseitigen wissenschaftlichen Ausbildung und bezog (1771) mit Zustimmung seines Vaters die Universität Leipzig.

Für einen tüchtigen Beamten war das Studium der Rechtswissenschaften von großem Vorteil; neben diesem widmete sich Werner der Naturkunde und dem Studium der neueren Sprachen. In Professor Gehler, dem Verfasser des physikalischen Wörterbuchs, fand er einen höchst anregenden Lehrer, und der vertraute Umgang mit dem Naturforscher Leske und dem höchst talentvollen Arzt Gallisch wirkte fördernd auf den eifrigen Studenten. In der Mineralogie lag der wissenschaftliche Stoff noch sehr chaotisch gemischt. Zwar hatte schon im Jahre 1757 der ältere Bruder Gehlers einen Versuch gemacht, die äußeren Kennzeichen der Fossilien festzustellen und so einer wissenschaftlichen Lehre Bahn zu brechen; auch die berühmten Mineralogen Hill und Wallerius hatten auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Arten der Mineralien nach feststehenden, in die Sinne fallenden Merkmalen zu klassifizieren; aber dem jungen Werner war es vorbehalten, das entscheidende Wort zu sprechen, wodurch das Chaotische plötzlich Licht und Ordnung empfing. Er ließ im Jahre 1774 eine kleine Abhandlung drucken „über die äußeren Kennzeichen der Fossilien“, worin er in leichtfaßlicher Sprache zeigte, wie durch Betrachtung der Form, Farbe, der Grade des Glanzes und der Durchsichtigkeit rc. die verschiedenen Steinarten in Klassen, Ordnungen und Familien zu gruppieren seien.

Wie früher das auf die Betrachtung der Befruchtungswerkzeuge der Pflanzen gebaute System des großen Linné der Botanik einen festen Halt gegeben hatte, so geschah es nun durch Werner mit der Mineralogie; bei allen Männern von Fach fand seine kleine Schrift die entschiedenste Anerkennung. Sein Freund und Gönner von Ohain war besonders erfreut, und durch ihn erhielt Werner den Ruf zu der ehrenvollen Stelle eines Inspektors der mineralogischen Sammlung, sowie eines Lehrers der Mineralogie und Bergbaukunde an der Akademie zu Freiberg.

„Welch anderer Ort, welche andere Stellung hätte wohl günstiger sein können für die allmähliche Entwickelung der Gaben, die in dem Gerufenen lagen; für die kräftige, weit über die nächsten Schranken der Zeit und des Raumes hinausreichende Wirksamkeit desselben! Wer Freiberg und den Reichtum der verschiedenen Gebirgsarten, sowie der einfachen Gesteine näher kennt, der weiß es, daß nur wenige Gegenden der Erde sind, die in so engem Raume eine solche Mannigfaltigkeit der Formen des Mineralreiches zu Tage legen. Ein Weg von wenig Stunden oder Meilen führt den sachkundigen Wanderer über die verschiedenartigsten Gebirgsformationen; der Eingang in die verborgene Tiefe, zu den Lagerstätten der Erze und der sie begleitenden Nebengesteine ist nach allen Seiten hin durch die zahlreichen Grubengebäude eröffnet. Dieser Landstrich ist eine Mineraliensammlung im großen; der Sammler, der sie zu benutzen weiß, kann schon durch Tausch allein vom Ausland her die meisten, zur Ergänzung des Naheliegenden, nötigen Materialien eines Mineralienkabinetts sich verschaffen."

Gleich im ersten Jahre seines Lehramtes trennte Werner die Vorträge über Bergbaukunde von denen über Mineralogie; dann schied er aber auch die Lehre über die einfachen, nicht gemengten Mineralien oder die Oryktognosie, wie er sie nannte, von der Geognosie oder der Lehre über die Gebirge und Gebirgsarten. Schon seit dem Jahre 1775 hatte Werner in seinen geognostischen Vorlesungen auf die Verschiedenheit wie auf die Ordnung und Reihenfolge, in welcher die großen Massen der Erdrinde sich ablagern, aufmerksam gemacht. Bald darauf erschien der Bericht des berühmten Reisenden Pallas, der Sibirien durchforscht hatte und dort dieselbe Lagerung der Ur- und Flözgebirge gefunden, wie sie Werner in seinem kleinen Freiberger Bezirk als Naturgesetz erkannt und aufgestellt hatte. Das erregte bei allen Sachkundigen nicht geringe Verwunderung. Alexander v. Humboldt sagt in seinem geognostischen Versuch „über die Lagerung der Gebirgsarten in beiden Erdhälften": „Werner hat auch in Gegenden, deren Untersuchung ihm nicht vergönnt gewesen, einen Teil der Entdeckungen vorbereitet: er hat, möchte man sagen, einen Teil der Entdeckungen vorgefühlt, womit die Geognosie nach ihm bereichert worden. So kann irgend ein sehr beschränkter Raum der Erdfeste, eine Gegend von wenig Quadratmeilen Ausdehnung, in welcher die Natur viele Formationen vereinigt hat — gleich dem wahrhaften Mikrokosmos alter Philosophen —, im Geiste eines bewährten Beobachters sehr richtige Gedanken erwecken über die Grundwahrheiten der

Geognosie. So waren die meisten der früheren Ansichten Werners, selbst jene, die der berühmte Mann schon vor 1790 erfaßt hatte, von einer Richtigkeit, welche noch fortwährend Bewunderung erweckt."

Die Einfachheit und Klarheit, mit welcher Werner seine Geognosie darstellte, erweckte bei Zuhörern und Anhängern unbedingtes Zutrauen. Als Quelle der verschiedenen Bildungen und Lagerungen der Erdschichten galt ihm der Ozean, aus welchem sich das Starre von oben nach unten niedergeschlagen hatte; daher sein System das neptunistische hieß, im Gegensatz der plutonistischen Theorie, welche eine Erhebung von unten nach oben unter Einwirkung des noch fort und fort in Vulkanen hervorbrechenden Erdfeuers annahm. Bei dem außerordentlichen, durch allseitige Beobachtung unterstützten Fortschritt, den die Naturwissenschaft nahm, mußte sich die plutonische Lehre immer entschiedener Bahn brechen, und hätte Werner, der scharfblickende Beobachter, nur einmal einen brennenden Vulkan oder die erloschenen im Rheingebiete oder Südfrankreich gesehen, so würde er wohl schwerlich den Grund solcher vulkanischen Erscheinungen in brennenden Steinkohlenlagern gesucht oder den Basalt aus wässerigen Niederschlägen abgeleitet haben. Sind aber auch viele geognostische Lehren des Altmeisters nicht mehr haltbar, so bleibt ihm doch der unvergängliche Ruhm, der Wahrheit die Bahn gebrochen zu haben durch den Genius der Wissenschaft und exakter Forschung.

In der Oryktognosie steht er noch immer unübertroffen da. Sein außerordentliches Talent, durch die sinnliche Anschauung der Gegenstände ein klares Bild derselben zu erfassen, und genau und scharf, wie es erfaßt war, auch im Wort darzustellen — dabei eine strenge Konsequenz, die keine Unklarheit und Verworrenheit bei den Schülern duldete: mußten ihn wohl als Lehrer der Mineralogie allgemein beliebt und berühmt machen. Lassen wir einen seiner Schüler, der uns in seiner Selbstbiographie („Was ich erlebte" von Steffens) ein schätzbares Bild seines Lehrers gezeichnet hat, darüber reden:

„Freiberg stand als Akademie damals in der höchsten Blüte. Werner ward in ganz Europa unbestritten als der erste Mineralog, ja als der neue Stifter und Begründer dieser Wissenschaft betrachtet. Keiner konnte sich damals mit ihm als Oryktognosten messen; selbst Linné besaß nie eine allgemeinere Autorität in der Botanik, als Werner in der Oryktognosie. In der Geognosie hatten die Neptunisten den entschiedenen Sieg über die Vulkanisten errungen. Von Huttons Erhebungstheorie war kaum die Rede. Aus allen Gegenden Europas und Amerikas strömten die Mineralogen nach Freiberg. — A. v. Humboldt, L. v. Buch, Esmark, der Norweger, Elhyar, der spanische Mexikaner, Andrada, der brasilianische Portugiese, waren wenige Jahre früher dagewesen. Zu meiner Zeit fand ich dort noch den Irländer Mitchel, der in England schon einen bedeutenden Ruf in seinem Fache besaß; Jameson, den Schottländer, dessen Verdienste um die Geognosie seit seiner Reise durch Schottland allgemein geschätzt wurden. Unter denen, die später als berühmte Mineralogen genannt wurden, und die sich zu meiner

Zeit in Freiberg aufhielten, waren d'Aubuisson, der Franzose, Mohs und Herder.

„Werner war noch in der Blüte seiner Jahre, neunundvierzig Jahre alt. Er war eine höchst ausgezeichnete Persönlichkeit und nahm mich schon bei meinem ersten Besuche ganz für sich ein. Er war von mittlerer Größe, breitschulterig, sein rundes, freundliches Gesicht versprach zwar beim ersten Anblicke nicht viel, und dennoch beherrschte er auf eine entschiedene Weise einen jeden, wenn er zu sprechen anfing. Sein Auge ward dann feurig, die Züge schienen sich zu beleben; seine Stimme hatte durch die Höhe etwas Schneidendes, aber jedes Wort war überlegt; eine besonnene Klarheit und die entschiedenste Bestimmtheit seiner Ansichten sprach sich in allem, was er sagte, aus. Damit verband sich aber eine so seltene Güte, daß er unwiderstehlich aller Herzen gewann.

„Werner litt anhaltend an einer Unterleibskrankheit; er war dabei sehr ängstlich und um seine Gesundheit besorgt. Er kleidete sich sehr warm; der Magen war immer mit einem Tierfell bedeckt, und wenn er an Magenschmerzen litt, fügte er eine erwärmte Blechplatte hinzu. Das Klima in Freiberg ist freilich rauh, aber doch erschrak ich nicht wenig, wenn ich im Julimonat zu ihm hineintrat und den Ofen warm fand. Er war in allem bis zur Pedanterie pünktlich. Mit den Zuhörern, die er vorzüglich lieb hatte, pflegte er nach solchen Gegenden, die sich durch irgend eine geognostische Merkwürdigkeit auszeichneten, in seiner Equipage hinzufahren. Er bestimmte dann ganz genau die Zeit der Abfahrt, man durfte um keine Minute zu früh oder zu spät kommen. Kam man zu früh, so saß er nicht selten bei der Arbeit, sah den Hereintretenden bedenklich an und dann auf die Uhr; kam man zu spät, wenn auch nur um einige Minuten, so ward man in Verlegenheit gesetzt, wenn man ihn selbst in ziemlich warmen Tagen mit Rock, Überrock und Pelz auf der Treppe wartend fand. Da mich das Glück, ihn auf solchen kleinen Touren zu begleiten, eine Zeit lang fast jede Woche traf, so sorgte ich ängstlich dafür, daß meine Uhr genau mit seiner übereinstimmend ging. Ich liebte diesen seltsamen und ausgezeichneten Mann unbeschreiblich.

— „Werners Hauptverdienst um die Oryktognosie beruhte vorzüglich auf der scharfen Auffassung der zartesten Unterschiede. In seinem ganzen Wesen drückte sich eine mit Ängstlichkeit gepaarte Bestimmtheit aus, mit welcher er sie erkannte und darstellte. Eine jede Unklarheit beunruhigte ihn. Er zwang seine Zuhörer fast, die unmerklichsten Nuancen in den Farbenmischungen der Fossilien mit möglichster Entschiedenheit zu erkennen. Alle Kennzeichen derselben waren höchst genau klassifiziert, und eine jede Abweichung von der durch ihn streng bestimmten Ordnung, ein jedes schwankende Auffassen ängstigte, ja verletzte ihn. Obgleich er zur Bestimmung der Kristalle keine mathematischen Formen benutzte, waren seine Beschreibungen derselben doch die genauesten und klarsten. Die kristallinische Struktur der Fossilien ward von ihm zuerst erkannt, und die Zahl der Durchgänge der Blätter,

wie er sie nannte, und ihre Stellung gegeneinander enthielt schon den Keim der Ansicht von einer bestimmten Grundform sämtlicher Kristallisationen, die später so wichtig ward.

„Werner hat bekanntlich wenig drucken lassen. Seine Hefte aber bildeten die Grundlage der vielen oryktognostischen Handbücher, die zu seiner Zeit durch Wiedemann, Emmerling, Reuß u. s. w. bis auf Breithaupt erschienen sind.“

Doch nicht bloß als Lehrer der Mineralogie und Geognosie, sondern auch als Lehrer der Bergbaukunst und Eisenhüttenkunde, als Mitglied des Oberbergamts zu Freiberg, und ganz besonders als Freund der Akademisten wirkte Werner ebenso thätig als ruhmvoll. Und bei dieser großen amtlichen Thätigkeit und Berufstreue gewann er — wobei ihm eben die genaueste Einteilung der Zeit zu statten kam — noch Muße, um dem Studium der Geschichte und Geographie, der Altertums- und Sprachwissenschaften obzuliegen. Zu seiner Erholung vertiefte er sich in das Studium der verschiedenen Sprachen, der europäischen und asiatischen; man fand ihn oft in frühester Morgenstunde schon bei seinen Wörterbüchern, mit dem Entwerfen von Tabellen beschäftigt, auf denen er die ihrem Sinne nach verwandten Wurzelwörter der vornehmsten bekannten Ursprachen zusammenstellte, und welche die Grundlage bilden sollten zu einem großen polyglottischen Wörterbuch. Die Leichtigkeit, womit Werner fremde Sprachen erlernte, kam ihm sehr zu statten in seinem Verkehr mit Schülern und Freunden der verschiedensten Nationalität. Da er Spanier und Portugiesen, Italiener und Ungarn, Engländer und Dänen, Schweden und Russen zu Schülern hatte, so wählte er als Sprache für die Fremden das Französische, unterließ jedoch nicht, um diesem und jenem jungen Manne die Sache recht deutlich zu machen, in dessen Muttersprache sich an ihn zu wenden. An seinem System hielt er streng und verteidigte es hartnäckig gegen alle Angriffe; aber in Bezug auf seine großen Erfolge und Verdienste blieb er stets der anspruchslose, bescheidene, liebenswürdig einfache Mann. Sein Einkommen war mäßig, aber reichte vollkommen für seine Bedürfnisse aus, da er nicht verheiratet war. Mehrere sehr ehrenvolle Anträge ins Ausland lehnte er ab, denn er war mit Leib und Seele seinem Könige und sächsischem Vaterlande zugethan. Als die Häupter der französischen Republik, um ihn auszuzeichnen, ihm ein Ehrendiplom eines Citoyen de la république übersandten, geriet er in große Verlegenheit und teilte es sogleich dem Hofe mit. — Er starb zu Dresden am 30. Juni 1817 in den Armen seiner Freunde und seiner einzigen Schwester. Sein Leichnam wurde auf Kosten des Staates unter einem feierlichen Trauerzuge nach Freiberg abgeführt und in dem dortigen uralten Dom, nahe den irdischen Resten des Kurfürsten Moritz und anderer Fürsten des Hauses Sachsen, beigesetzt. Die mineralogische Gesellschaft zu Dresden, deren Mitstifter und erster Präsident er war, hat ihm an der Freiberger Straße, eine Stunde von Dresden, ein aus Granitblöcken und Basaltsäulen gruppiertes Denkmal gesetzt; seine Schwester, die verwitwete Pastorin Glaubitz zu Hirschberg in Schlesien, ließ ihm 1823 auf seinem Grabe ein kleines Denkmal

errichten. In seinem patriotischen Sinne hatte er schon lange vor seinem Tode angeordnet, daß seine reiche und wohlgeordnete Mineraliensammlung der Freiberger Akademie verbleiben sollte, obschon von England aus ihm eine große Summe dafür geboten wurde. Auch seine übrigen Sammlungen an Büchern, Landkarten, Zeichnungen, Münzen rc. wurden der Akademie überlassen.

Die großen Zeitgenossen Werners, Schelling und Goethe, ehrten ihn hoch, und wenn Goethe und Werner in Karlsbad zusammentrafen, war es für beide ein Genuß; Goethe bekannte sich immer treu zu den geologischen Ansichten Werners. Außer den beiden Koryphäen der Wissenschaft, A. v. Humboldt und L. v. Buch, sind als ausgezeichnete Schüler Werners drei Männer zu nennen, die als Lehrer auf die deutsche Jugend den besten Einfluß geübt haben, wenn auch in ganz verschiedener Weise: H. Steffens, K. v. Raumer und H. v. Schubert. Zu Edinburg in Schottland stiftete ein Schüler Werners, der berühmte Professor Robert Jameson, eine gelehrte Gesellschaft unter dem Namen Wernerian Natural History Society.

Fraunhofer.

Es mag vom Lebensgange des einzelnen Menschen gelten, was man vom Samenkorn sagen kann: wenn es auf guten Boden fällt, so bringt es Frucht hundertfältig, fällt es aber auf steiniges Land und findet keine Wurzel, so muß es verkommen. Auch manches Talent mag auf die Weise verkümmern, daß ihm die Nahrung des Bodens, der Regen und Sonnenschein des freien Feldes fehlt. Aber ganz paßt der Vergleich doch nicht, und es zeigt sich hier gleichfalls der tiefgehende Unterschied zwischen der physischen und moralischen Welt. Denn von der überwiegenden Mehrzahl der Talente kann man behaupten, daß sie sich entwickeln trotz des ungünstigen Bodens, trotz aller Hindernisse, ja gerade durch diese erst ihre volle Elastizität gewinnen und in ihrer unverwüstlichen Kraft sich bewähren. Ein lebendiges Beispiel giebt Fraunhofer.

Joseph von Fraunhofer, Doktor der Philosophie, königlich bayerischer Akademiker und Professor, Ritter des Zivilverdienstordens der bayerischen Krone und des königlich dänischen Danebrogordens, ward zu Straubing am 6. März 1787 geboren. Sein Vater war ein armer Glaser, der den Knaben früh als Gehilfen in seinem Geschäft verwandte, so daß dieser selten in die Schule und noch seltener zum Lesen oder Schreiben kam. Der arme Joseph verlor früh die Mutter, nicht lange darauf starb auch der Vater; der elfjährige Knabe war eine Waise. Sein Vormund that ihn zu einem Drechsler in die Lehre, dieser fand ihn aber zu schwächlich und konnte ihn nicht behalten, denn der Kleine wäre der ihm noch zu schweren Arbeit schier unter-

legen. Ein Glasschleifer, der Hofspiegelmacher Ph. Weichselberger in München, erklärte sich auf weiteres Nachforschen des Vormundes bereit, den jungen Fraunhofer in die Lehre zu nehmen, welche dieser im August 1799 auch antrat. Lehrgeld brauchte er nicht zu bezahlen, dafür mußte er sich jedoch verpflichten, sechs Jahre lang ohne Lohn zu arbeiten. Wie gern hätte Joseph die Münchener Feiertagsschulen besucht, um seine dürftigen Kenntnisse ein wenig zu erweitern, und schreiben und rechnen zu lernen! Herr Weichselberger erlaubte aber solchen Luxus nicht, und sein Lehrling wäre vielleicht nie über die mechanische Handlangerarbeit hinausgekommen, wenn nicht ein großes Unglück geschehen wäre. Fraunhofer hatte fast das zweite Jahr seiner schweren Lehrzeit beendet, als (den 21. Juli 1801) im Münchner Tiereckgäßchen plötzlich zwei Häuser zusammenstürzten, von denen eins das Wohnhaus des Meisters war. Der junge Fraunhofer ward im Schutt begraben, doch war sein Kopf durch Kisten, die sich sperrten und einen freien Zwischenraum darboten, so weit frei geblieben, daß er rufen konnte, und nach mehr als vierstündiger Arbeit brachte man ihn ohne gefährliche Beschädigung ans Tageslicht. Man hatte aus dem Inneren des nicht eingestürzten Hauses eine Art Schacht absenken und mit Lochsägen durch die eingestürzten Balken und Bretter eine Öffnung machen können; wäre er weiter hin zu liegen gekommen, so hätte man ihn erst nach mehreren Tagen gefunden, wie es bei der im Augenblick des Einsturzes nur fünf Fuß weiter entfernten Frau seines Lehrherrn der Fall war, welche tot blieb. Der Polizeidirektor und nachherige Baurat Baumgärtner leitete die Rettungsarbeiten so gut, daß Fraunhofer diesem Manne besonders seine Erhaltung zu danken hatte. —

Der König Maximilian Joseph, damals noch Kurfürst, war auch sogleich zur Stelle geeilt und ging ab und zu, durch seinen Zuspruch die Arbeiter ermutigend, die sich selber der Gefahr aussetzten, verschüttet zu werden. Der menschenfreundliche Herr freute sich wie ein Vater über den wiedergefundenen Sohn, als der arme Glaserlehrling gerettet war; er befahl für die Heilung desselben alle Sorge zu tragen, ließ ihn nach seiner Wiederherstellung zu sich kommen, fragte ihn über die Empfindungen, die er im Moment des Verschüttens gehabt und entließ ihn mit einem Geschenk von achtzehn Dukaten und mit dem Versprechen, für den Verwaisten väterlich sorgen zu wollen, sobald wieder Mangel einträte. Wie glücklich war der arme Bursche! Nur mit einem Teil des Geldes befriedigte er die notwendigsten Bedürfnisse der Kleidung und Leibes Notdurft, das übrige aber wandte er an zur Herstellung einer Glasschneidemaschine, die er auch bald zum Steinschneiden benutzte, ohne vorher diese Arbeit gesehen zu haben. Zuerst war er in die Werkstatt eines Optikers gegangen und hatte von diesem die Erlaubnis erhalten, die Maschine benutzen zu dürfen, so daß er die Sonn- und Feiertage zum Schleifen optischer Gläser verwenden konnte. Sobald er sich mit dem Mechanismus einigermaßen vertraut gemacht hatte, schaffte er sich, wie bemerkt, selber eine Maschine an. Aber aus Mangel der nötigen Kenntnisse

in der Optik und Mathematik stieß er auf viele Hindernisse, die ihm große Not machten.

In dieser Verlegenheit nahm sich der bayerische Geheimrat Herr von Utzschneider des Jünglings an. Er hatte den Knaben zum erstenmal gesehen, als derselbe aus dem Schutt hervorgezogen wurde, ihn dann besucht und sich der Regsamkeit seines Geistes, der naiven Feinheit seiner Bemerkungen und nicht minder seiner großen Lernbegierde gefreuet. Er brachte ihm die mathematischen Lehrbücher von Klemm und Tanzer, empfahl ihm auch einige über die Optik handelnde Bücher, und Fraunhofer drang nun, ohne mündlichen Unterricht, in den Geist der Schriften eines Kästner, Klügel, Priestley ein. Er erkannte alsbald, daß die Lehren der Optik auf denen der reinen Mathematik beruheten, und suchte mit seiner geringen Barschaft einen Privatlehrer zu bezahlen, der ihm in der Mathematik Unterricht gab. Er verwandte nur die Freistunden zu seinem Privatstudium, aber sein engherziger Lehrmeister fürchtete doch, es könnte durch solche Leserei der Arbeit Abbruch geschehen, und verbot ihm aufs strengste, fernerhin noch Bücher ins Haus zu schleppen. Fraunhofer benutzte jedoch um so eifriger die Stunden der Sonn- und Feiertage, an welchen er das Haus verlassen durfte, und studierte im Freien. Gern hätte er einen Teil der Nacht in seinem Dachstübchen zur Lektüre verwandt, aber Licht zu brennen war ihm untersagt. Die edle Kunst des Schreibens hatte er noch immer nicht üben können, denn der Besuch der Feiertagsschule blieb nach wie vor verboten. Um nun möglichst bald dieser Gunst teilhaftig zu werden, kaufte er mit dem Rest seines Geldes dem Meister das letzte halbe Jahr seiner Lehrzeit ab, und erstand noch — so sparsam war er mit seinem Schatz umgegangen — aus der Hinterlassenschaft des Generals Grafen von Salern eine optische Schleifmaschine.

Er mußte nun darauf bedacht sein, sich selber wieder etwas Taschengeld zu verdienen. Ohne jemals gravieren gesehen zu haben, begann er in seinen Freistunden die Versuche, in Metall zu gravieren, und bald gelang es ihm, Modelle zum Pressen erhabener Visitenkarten zu fertigen, die er verkaufen konnte. Der großmächtige Napoleon war aber schuld, daß diese Nahrungsquelle bald wieder versiegte, denn bei den Kriegsunruhen kaufte niemand mehr Visitenkarten, und Fraunhofer sah sich in die dürftigste Lage versetzt. Dem Könige seine Not zu klagen, getraute er sich nicht, und es blieb ihm nichts übrig, als zum Handwerk eines Spiegelmachers und Glasschleifers zurückzukehren. Doch blieben die Feiertage dem Studium der Mathematik gewidmet.

Was übrigens der Krieg dem aufblühenden Talent des jungen Mannes zu rauben schien, das ersetzte er ihm bald auf andere Weise reichlich. Georg von Reichenbach hatte seine Teilmaschine und andere Werkzeuge zur Verfertigung der astronomischen und geodätischen*) Winkelinstrumente vollendet und sich für sein Etablissement mit den Herren von Utzschneider und Liebherr verbunden. Jedoch konnten wegen der Napoleonschen Kontinentalsperre

*) Zum Feldmessen bestimmten.

die zu den astronomischen Instrumenten nötigen Perspektivgläser nicht aus England bezogen werden. Dadurch sah sich Reichenbach veranlaßt, eine optische Schleifmaschine neuer Art zu bauen, und der Professor Schiegg, welcher am Aufblühen der Reichenbachschen Anstalt den regsten Anteil nahm, empfahl Fraunhofer als geschickten Optiker. Er hatte sich selber von den ausgebreiteten Kenntnissen des Autodidakten überzeugt und hegte die größte Hoffnung von Fraunhofers Talent.

Als der dürftige und schüchterne Jüngling vor dem genialen Herrn von Reichenbach stand, knüpfte dieser eine Unterhaltung mit ihm an und rief sogleich die frohen Worte aus: „Das ist der Mann, den wir suchen!"

Fraunhofer ward zum Gehilfen angenommen; nach langer Entbehrung und Mühsal hatte er endlich das Element erreicht, worin er sich wohl fühlte. Mit der Sicherheit eines Meisters berechnete und schliff er die Gläser zu den für die Sternwarte in Ofen bestimmten Instrumenten, den ersten größeren dieser Art, welche Deutschland lieferte. Der Geheimrat von Utzschneider hatte das vormalige Kloster Benediktbeuern angekauft und daselbst eine Glasfabrik errichten lassen; nun entschloß er sich zur Anlegung einer optischen Werkstätte, die er Ende 1807 in Benediktbeuern errichtete und unter Direktion Fraunhofers stellte. Da es an Arbeitern fehlte, unterrichtete Fraunhofer selbst die, welche ihm am fähigsten schienen, und sah sich bald in den Stand gesetzt, sämtliche Gläser für das Reichenbachsche Institut in München liefern zu können, das immer größere Ausdehnung gewann. Dies hatte wieder die Folge, daß im Jahre 1809 von Utzschneider, von Reichenbach und Fraunhofer zu einer Gesellschaft sich vereinigten und das für dioptrische Instrumente bestimmte Institut in Benediktbeuern ins Leben riefen.

Eine der schwierigsten Aufgaben für den praktischen Optiker ist das der Theorie genau entsprechende Polieren der gekrümmten Flächen großer Objektivgläser in den Fernröhren, weil gerade durch das Polieren diese Flächen leicht in ihrer Gestalt, die sie im Schleifen erhalten haben, einbüßen. Fraunhofer sann nach, und er erfand eine Poliermaschine, mit welcher er nicht nur die Form der Objektivglasflächen vollkommen schonte, sondern auch den bisherigen so leicht eintretenden Fehlern des Schleifens abhalf, Fehler, welche der geschickteste Arbeiter oft nicht vermeiden konnte. Auch wußte Fraunhofer eine Methode zu gewinnen, das zum Gebrauch ausgewählte Glas genau in Rücksicht der darin enthaltenen Wellen und Streifen zu prüfen, durch welche das Licht unregelmäßig gebrochen und zerstreut wird. Er überzeugte sich, daß oft in mehreren Zentnern reinen Flintglases, das von Utzschneider in Benediktbeuern bereiten ließ, nicht ein von Wellen und Streifen ganz freies Stück zu finden war; ebenso fand er, daß verschiedene Stücke aus ein und derselben Schmelze im Brechungsvermögen sehr voneinander abwichen, welcher Fehler freilich bei dem englischen und noch mehr bei dem französischen Flintglase in höherem Grade sich zeigte.

All sein Sinnen und Streben hatte Fraunhofer darauf gerichtet, größere Objektivgläser als die bisher üblichen in vollkommener Form herzustellen;

an der Beschaffenheit des Glases selber schien nun sein Streben scheitern zu müssen. Da entschloß er sich (im Jahre 1811), selber Flintglas zu schmelzen und den Prozeß der genauesten Untersuchung zu unterwerfen. Mit Einwilligung seiner Gesellschaftsgenossen ließ er einen neuen Schmelzofen bauen und alle dazu gehörigen Werkzeuge und Maschinen nach seiner Angabe fertigen. Er machte die Versuche gleich mit mehreren Zentnern, und schon bei der zweiten Schmelze hatte er die Genugthuung, ein so regelmäßiges Flintglas zu erhalten, daß ein Stück auf dem Boden des zwei Zentner enthaltenden Schmelztiegels genau dasselbe Brechungsvermögen zeigte, wie das von der Oberfläche geschöpfte. Doch die folgenden Schmelzen, obschon auf dieselbe Weise vorgenommen, lieferten nicht so glückliche Ergebnisse, sowohl mit Rücksicht auf das gleiche Brechungsvermögen des Glases als in Rücksicht der Wellen und Streifen. Dadurch ließ sich Fraunhofer keineswegs abschrecken, und nach längerer Zeit erhielt er wieder einige völlig gelungene Schmelzen, und durch das angestrengteste Vergleichen und Prüfen kam er endlich dahinter, worin die Ursache des öftern Mißlingens gelegen.

Mit gleicher Beharrlichkeit ging darauf der Optikus an das Schmelzen des Crownglases, da er gefunden hatte, daß sowohl das englische Crownglas wie das deutsche Spiegel- und Tafelglas auch nicht frei war von Streifen und Wellen, welche das Licht unregelmäßig brechen. Je größer und dicker nun ein solches Glas genommen wurde, desto mehr mußten auch die Streifen sich hinderlich erweisen, und doch sollte gerade bei den großen Fernröhren die Wirkung einer regelmäßigen Brechung des Lichtes zunehmen. Fraunhofer räumte auch hier die Hindernisse aus dem Wege. Und mit seinen Eroberungen auf dem Gebiete der optischen Praxis verband er die erfolgreichsten Entdeckungen in der Theorie.

Man hatte sich bisher außer stande gesehen, das Brechungs- und Zerstreuungsvermögen der Materien mit Genauigkeit zu bestimmen, da das Spektrum (das durch ein dreiseitiges Prisma in die sogenannten Regenbogenfarben zerlegte Licht) in seinen Farben keine scharfen Grenzen hat, eine Farbe in die andere überfließt, daher bei größeren Spektris die Winkel der Brechung nur auf zehn oder fünfzehn Minuten genau gemessen werden können. Um diesen Übelstand zu heben, kam es zunächst darauf an, gleichartiges (homogenes) Licht künstlich hervorzubringen, und es gelang Fraunhofer durch einen Apparat, durch welchen er das Lampenlicht in einem Prisma zerlegte. Im Verlaufe dieser Versuche entdeckte er die fixe helle Linie, welche im Orange des Spektrums sich findet, und damit gewann er den Anhalt, das absolute Brechungsvermögen der Materien nach festen Zahlenwerten zu bestimmen.

Noch war aber zu untersuchen, ob das vom Sonnenlichte erzeugte Farbenspektrum dieselbe helle Linie im Orange enthalte, wie das vom Licht des Feuers gewonnene; und die zu diesem Zwecke unternommenen Experimente führten den Forscher zur Entdeckung der unzähligen dunkeln fixen Linien, welche sich in dem aus vollkommen homogenen Farben bestehenden Sonnenlichtspektrum finden.

Dr. Brewster bemerkt in seinem Leben Newtons: „Unter die wichtigsten neueren Entdeckungen in Beziehung auf das Spektrum müssen wir die der unveränderlichen dunkeln und farbigen Linien rechnen, die wir dem Scharfsinn des Dr. Wollaston und Fraunhofers zu danken haben. Zwei oder drei solcher Linien wurden von Wollaston entdeckt, aber nahe an sechshundert vermittelst des schönen Prismas und des herrlichen Apparates des bayerischen Optikus. Diese Linien sind miteinander parallel und senkrecht gegen die Länge des Spektrums. Die breitesten nehmen einen Raum von fünf bis zehn Linien in der Breite ein. In einigen Fällen zeigen sie sich als wohlbegrenzte Linien und an anderen Stellen als Gruppen; in allen durch das Sonnenlicht formierten Spektris behalten sie dieselbe Ordnung und Stärke (Intensität) und dieselbe Lage in Beziehung auf die farbigen Räume, wie auch die Natur des Prismas, durch welche sie erzeugt werden, sein mag. Um unter der großen Zahl von Linien feste Anhaltspunkte zu gewinnen, wählte Fraunhofer einige besonders auffallende Linien des Spektrums und bezeichnete dieselben durch die großen Anfangsbuchstaben A B C D E F G und H. Es fallen A B und C ins Rot, D in Orange, E zwischen Gelb und Grün, F in den Übergang von Grün und Blau, G in Indigo, H in Violett. Hierdurch wurde das Spektrum in sieben Partieen geteilt, von denen jede eine Anzahl feinerer Linien einschließt, über deren Lage und Eigenschaften man sich nun leichter verständigen konnte."

Diese Linien sind ihrem Entdecker zu Ehren die „Fraunhoferschen Linien" genannt worden. Man fand, daß auch das Licht der Venus die gleichen Linien ergab, nur etwas matter; das Licht des Sirius aber ergab eine andere Gruppierung, die sich von dem der im gebrochenen Sonnenlicht vorhandenen merklich unterschied. Ebenso zeigten sich im Kerzen-, Lampen- und elektrischen Licht dunkle Streifen, wo im Sonnenspektrum helle, und helle Streifen, wo dort dunkle sind. Am meisten zeichnete sich ein mit der Fraunhoferschen Linie D zusammenfallender heller Lichtstreif aus, der stets zum Vorschein kam, wenn man Kochsalz in eine Lichtflamme brachte, welche dadurch eine lebhaft gelbe Farbe erhielt. An diese Erscheinung anknüpfend, gelang es den Professoren Bunsen und Kirchhoff in Heidelberg, das Phänomen der Fraunhoferschen Linien aus den in den leuchtenden Körpern vorhandenen Urstoffen zu erklären, und auf diesem Wege ist man jetzt dahin gelangt, aus den Linien des Spektrums durch die sogenannte Spektralanalyse Schlüsse zu ziehen auf die Zusammensetzung und das Vorhandensein dieser und jener Erdenstoffe in der Sonne, in den Planeten, in den Fixsternen. Dies ist eine der wichtigsten Entdeckungen unseres Jahrhunderts, das nun gelernt hat, nicht nur den Lichtstrahl zu spalten, sondern auch aus wenigen dunkleren oder helleren Linien die Grundstoffe der fernsten Himmelskörper zu bestimmen. Gewiß, auch die Wissenschaft ist ein großer zusammenhängender Kosmos, in welchem „alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt", wo „Himmelskräfte auf- und niedersteigen und sich die goldnen Eimer reichen".

Fraunhofer beschrieb seine Versuche in einer Abhandlung, die ins Französische, Englische und auszugsweise auch ins Italienische übersetzt wurde*), und den Ruf des Verfassers zu einem europäischen machte. Die Münchener Akademie der Wissenschaften erwählte ihn (1817) zu ihrem Mitgliede.

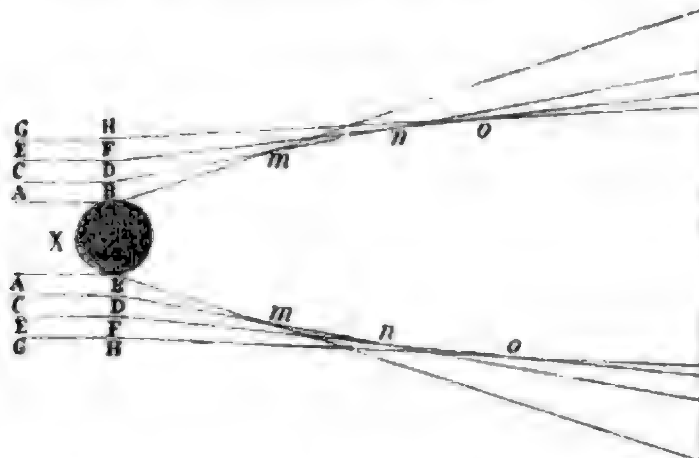
Auf dem eingeschlagenen Wege fortschreitend, stellte er höchst glückliche Versuche über die Beugung des Lichtes an und gelangte bald dahin, ohne Prismen vollkommen homogene Farbenspektra herzustellen bloß durch Gitter, die aus sehr feinen, völlig gleichen und parallelen Fäden bestanden. Da die auf solche Weise hervorgebrachten Spektra gleichfalls jene dunkeln fixen Linien enthielten, wie er sie früher durch prismatische Brechung des Lichtes gewonnen hatte, und er nun imstande war, die Winkel des Lichtweges genau zu bestimmen: so konnte er nun aus seinen Versuchen die optischen Gesetze ganz genau entwickeln**), und namentlich fand er, daß alle dahin gehörigen Erscheinungen ohne Schwierigkeit durch die Annahme einer Wellenbewegung (Undulation) und der zuerst von Th. Young aufgestellten Lehre der „Interferenz" ***), d. h. der Begegnung und gegenseitigen Einwirkung der Wellen in den Lichtstrahlen erklärt werden könnten. Bis an seinen Tod war er angestrengt damit beschäftigt, für die neuen optischen Gesetze die analytische Entwickelung zu finden und ein Gitter herzustellen, dessen Parallel-

---

*) Denkschriften der bayerischen Akademie, 5. Bd. Gilberts Annalen der Physik, 55. Bd.

**) Fraunhofer beschrieb sie im 8. Bde. der Denkschriften der bayerischen Akademie.

***) Indem Dr. Thomas Young bei B einen Schirm aufstellte und die nahe bei dem Haare X vorbeigehenden Lichtstrahlen auffing, fand er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß alle Ränder innerhalb des Schattens verschwunden waren. Dieselbe Erscheinung zeigte sich, wenn der Schirm die Strahlen auf der andern Seite auffing, und hieraus zog er den Schluß, daß die Strahlen auf jeder Seite des Haares zur Hervor-



bringung der inneren Ränder notwendig wären, und daß die Ränder durch die Interferenz derjenigen Strahlen entstünden, welche auf beiden Seiten des Haares vorbeigingen. Um die farbigen Ränder außerhalb des Schattens zu erklären, bemerkte Dr. Young, daß die nahe an dem Rande des Haares vorbeigehenden Strahlen mit andern zusammenstoßen, die (weil sie nach seiner Meinung sehr schräg auf die äußersten Teile des Körpers gefallen) zurückgeworfen werden.

linien so fein waren, daß ungefähr achttausend Linien auf einen Zoll gingen. Dazu war eine neue Teilmaschine erforderlich, und auch diese ward von ihm erfunden. Die Resultate seiner Forschungen machte er im 74. Bande von Gilberts Annalen der Physik bekannt. Ebenso gelang es ihm, die Entstehung der Höfe und Nebensonnen und ähnlicher Phänomene genügend nach der neueren Theorie des Lichtes zu erklären, und sein Aufsatz darüber in „Schumachers Astronomischen Abhandlungen“ ward mit dem größten Beifall aufgenommen.

Man erstaunt billig über die außerordentliche Thätigkeit des Mannes, wenn man erwägt, daß er zu seinen physisch-optischen Versuchen nicht bloß die Maschinen erfinden und samt den Instrumenten anfertigen mußte, sondern auch die hauptsächlichsten Abbildungen zu seinen Abhandlungen selber in Kupfer stach. Und doch waren die vielen Experimente nur Nebenarbeiten, denn Fraunhofer mußte für die wissenschaftlichen Anstalten von ganz Europa seine verbesserten oder neuerfundenen optischen Instrumente liefern. Im Jahre 1824 verfertigte er für die kaiserliche Sternwarte in Dorpat den großen „Refraktor“, d. h. ein astronomisches Fernrohr, das mit Vorrichtungen versehen ist, um mikrometrischen Messungen größere Genauigkeit zu geben. Dieses in seiner Art einzige Instrument hat eine Länge von 4,38 m bei 4,33 m Brennweite und 24 cm Öffnung des Objektivs. Der daran befindliche sogenannte „Sucher“ (das kleinere Fernrohr zum Aufsuchen des Himmelskörpers, der beobachtet werden soll) hat 81 cm Brennweite und 65 mm Öffnung. Die Vergrößerungen gehen bis auf das sechshundertfache. Dies Fraunhofersche Fernrohr übertrifft sogar die Spiegelteleskopen an Genauigkeit der Bilder und Bequemlichkeit des Gebrauchs. Das Stativ trägt zwei Achsen, die eine in der Richtung der Weltachse mit einem dem Äquator parallelen, die andere mit einem Deklinationskreise. Durch ein am Gestell angebrachtes Uhrwerk wird die Stundenachse in vierundzwanzig Stunden herumgetrieben, so daß das Instrument von selbst der Bewegung der Gestirne folgt; der Stern bleibt daher immer im Sehfelde und scheint festzustehen. Das ganze Instrument hat ein Gewicht von fünfundzwanzig Zentnern, da außer neunhundert Pfund Messing noch gegen sechs und einhalb Zentner Eisen, Stahl und Blei daran verarbeitet sind, was jedoch die leichte Bewegung des Rohrs nicht hindert, da dieses sich um die Stundenachse mit einem Finger drehen läßt*).

Hierauf verfertigte Fraunhofer auf Bestellung des Königs von Bayern noch einen größeren Refraktor von 5,85 m Brennweite und 38 cm Öffnung des Objektivs, dessen Mechanismus noch vollkommener ausgeführt ward. Das 1819 von Benediktbeuern nach München verlegte Institut, das seit diesem Jahre die Firma „Utzschneider und Fraunhofer“ führte, da Herr v. Reichenbach mit T. Ertel ein eigenes Institut begründete, beschäftigte fünfzig Arbeiter, und Fraunhofer war der anerkannt erste Optikus nicht bloß Deutschlands, sondern Europas; seine Instrumente waren nicht nur vorzüglicher, sondern auch billiger als die der englischen Künstler.

---

*) Vgl. Bodes Astronom. Jahrbuch für 1827.

Nachdem der König ihn 1823 zum Konservator des physikalischen Kabinetts ernannt, erhob er ihn im folgenden Jahre zum Ritter des Zivilverdienstordens. Viele auswärtige gelehrte Gesellschaften ernannten Fraunhofer zu ihrem Mitgliede. Aber ein langes Leben war dem verdienstvollen Manne nicht beschieden. Die große körperliche Schwäche (vielleicht eine Folge seiner kümmerlichen Jugendzeit und der Verschüttung im Hause seines Lehrherrn) ward durch die ununterbrochene Anstrengung des Geistes und durch den Dunst des Glasofens noch mehr gesteigert, so daß der Tod des genialen Optikers schon am 7. Juni 1826 erfolgte. Wenige Tage zuvor war auch sein berühmter Kunstgenosse G. v. Reichenbach gestorben, und die Grabstätten beider Männer sind nahe bei einander. Man weihte dem Grabmal Fraunhofers die Inschrift:

Approximavit sidera!
(Er hat die Gestirne uns näher gebracht.)

Vor seinem Geburtshause in Straubing wurde Fraunhofers Büste aufgestellt und die Straße hieß fortan „Fraunhoferstraße". Einen „Umriß des Lebens Fraunhofers" hat v. Utzschneider geliefert.

James Watt*).

Jakob Watt, ein Napoleon des Friedens, im guten Sinne ein Revolutionsheld, der mit seiner Dampfmaschine das ganze europäische Leben von Grund aus umgestaltet hat und nachhaltiger als jener Kriegsgott sich die Eroberungen sicherte, ward am 19. Januar 1736 zu Greenock in Schottland geboren, wo sein Vater zu gleicher Zeit das Geschäft eines Lieferanten von Geräten und Werkzeugen für die Schiffahrt, eines Bauunternehmers und Kaufmanns betrieb. Der Vater starb 1782, in einem Alter von vierundachtzig Jahren; er hatte sich ausgezeichnet durch eifrige Beförderung gemeinnütziger Unternehmungen. James, der ältere seiner beiden Söhne, war von so zarter Leibesbeschaffenheit, daß seine Eltern Anstand nahmen, ihm irgend eine anstrengende Beschäftigung zuzumuten, und ihn meist selber unterrichteten, obwohl er hier und da auch wohl die Volksschule der Stadt besuchte. Durch seine Kränklichkeit fast immer in die Stube gebannt, mußte der Knabe darauf

*) Vgl. The origin and Progress of the Mechanical Inventions of James Watt, illustrated by the Correspondence of his Friends, and the Specifications of his Patents, by James Patrick Muishead, Esq. M. A. 3 vol. London, 1854. Arago, Eloge historique de James Watt (gelesen 1834 in der Akademie), Revue britannique 1855, XVIII.

denken, sich dort Unterhaltung zu verschaffen; bei der großen Regsamkeit seines Geistes machte er aus seinen Spielen Studien, und kaum sechs Jahre alt sah man ihn eines Tages auf dem Fußboden ausgestreckt, wo er mit Kreide die Figur zu einem geometrischen Lehrsatz gezeichnet hatte. Sobald er sich im Besitz der nötigen Werkzeuge sah, bediente er sich derselben mit der größten Geschicklichkeit, um das Spielzeug seiner Gefährten auszubessern und sich selber neues zu machen. Ein wahres Fest für ihn und seine Spielkameraden war es, als ihm die Zusammensetzung einer kleinen Elektrisiermaschine gelungen war, die selbst das Erstaunen der Erwachsenen erregte. Eines Abends saß er am Theetisch an der Seite seiner Tante, sah und hörte aber weder diese noch die übrige Gesellschaft, so daß die Tante etwas unwillig zu ihm sagte: „Nimm doch lieber ein Buch zur Hand, James! denn seit einer Stunde hast du weiter nichts gethan, als den Deckel von der Theekanne abzuheben und wieder aufzusetzen. Wer wird doch so die Zeit vertändeln!“ Der Knabe hatte jedoch seine Zeit nicht verträumt, sondern mit der größten Aufmerksamkeit die Thätigkeit des Dampfes beobachtet, der aus der Theekanne aufstieg, und indem er bald eine Untertasse, bald einen Löffel in den Dampfstrom hielt, sich über die Tropfen gewundert, die auf der glatten Fläche des Porzellans oder des blanken Metalls sich bildeten. Es hatten sich in diesem Momente die ersten Keime jener Idee in seinen Geist gesenkt, die, nachdem sie sein eigenes Glück begründet, das Schicksal von Millionen bestimmen sollte, — die Idee der Verdichtung des Dampfes in einem besondern Gefäß.

Seine Eltern gingen mit ihm zur Stärkung seiner Gesundheit an die malerischen Ufer des Loch-Lomond; dort, inmitten einer großartigen Gebirgswelt, fand der Knabe Gelegenheit, Pflanzen und Steine kennen zu lernen, nebenbei aber auch im Verkehr mit den Hochschotten den Sagen und Balladen dieser Bergbewohner zu lauschen. Erfrischt und gestärkt kehrte er nach Greenock zurück und warf sich nun mit größtem Eifer auf das Studium der exakten Wissenschaften. Die Chemie und chemische Experimente nahmen den größten Teil seiner Zeit in Anspruch; die „mathematischen Elemente der Naturwissenschaften“ von S. Gravesand, Professor zu Leyden, öffneten ihm den Eingang zu allen Teilen der Physik und bildeten für ihn eine unerschöpfliche Quelle des Nachdenkens. Bei seiner Kränklichkeit fühlte er sich auch von der Medizin und Chirurgie sehr angezogen und beschäftigte sich damit, so viel er von seiner Zeit erübrigen konnte. Einst überraschte man ihn sogar, wie er den Kopf eines an unbekannter Krankheit gestorbenen Kindes in sein Zimmer trug, um ihn zu öffnen und zu untersuchen.

Man hätte von so außerordentlichem Triebe nach Erkenntnis erwarten sollen, daß Watt sich irgend einem wissenschaftlichen Studium widmen würde; dem war aber nicht so. Bald erwachte die alte Lust zur Mechanik wieder und errang den Sieg über die Wissenschaft. Der Jüngling entschied sich in aller Demut für das Gewerbe eines Verfertigers von mathematischen Instrumenten, und um sich dazu auszubilden, machte er sich unter Schutz und Ge-

leit eines Verwandten, des Kapitän Marr, am 7. Juni 1755 nach London auf den Weg. Die beiden Reisenden waren zu Pferde, und um die Tiere nicht übermäßig anzustrengen, brauchten sie bis zur Ankunft in der Hauptstadt volle zwölf Tage. Der angehende Ingenieur ahnte es damals noch nicht, daß durch ihn dieser Weg auf zwölf Stunden verkürzt werden sollte.

In London wollte es ihm anfangs nicht gelingen, einen Lehrmeister zu finden; endlich verständigte er sich mit einem Mechanikus, namens John Morgan, der ihn gegen ein Entgeld von zwanzig Guineen für ein Jahr in die Lehre nahm. Watt benutzte seine Zeit so gut, daß er trotz der engen, finstern Wohnung doch die feinsten Instrumente liefern konnte, von denen die Wissenschaft Gebrauch macht, und nach Jahresfrist, wie er gekommen, zu Pferde in seine schottische Heimat zurückkehrte, vollkommen befähigt, eine mechanische Werkstatt in Gang zu bringen.

Zunächst fand er Arbeit in Glasgow, wo man ihm auftrug, die astronomischen Instrumente, die auf einer Reise nach Jamaika beschädigt worden waren, und die ihr Besitzer der Universität geschenkt hatte, wieder instandzusetzen. Watt löste seine Aufgabe zur größten Zufriedenheit der gelehrten Körperschaft und entschloß sich, seine mechanische Werkstatt in Glasgow zu eröffnen. Da er aber weder der Sohn eines Glasgower Bürgers war, noch als Lehrling an irgend einer Zunftgenossenschaft Anteil hatte, widersetzten sich die „Privilegierten“ seinem Vorhaben, und nur mit Mühe gelang es den Professoren, ihm eine Werkstätte in dem Universitätsgebäude selber zu verschaffen. Da arbeitete er nun als Universitäts-Mechanikus, still und zurückgezogen, mehrere Jahre lang mathematische und astronomische Instrumente. Unter den Studierenden zu Glasgow befand sich ein ausgezeichneter Mann, John Robinson, der mit Vorliebe Astronomie trieb und von den trefflichen Instrumenten entzückt nach der Bekanntschaft mit ihrem Urheber verlangte. Er besuchte Watt in seiner Werkstatt und war nicht wenig erstaunt, in dem Mechanikus einen Mann zu finden, der ihm wissenschaftlich nicht bloß gewachsen, sondern überlegen war. Er berichtet: „Alle jungen Männer, welche von Liebe für wissenschaftliche Fortbildung beseelt waren, hatten mit Herrn Watt Bekanntschaft gemacht; seine Stube war das allgemeine Stelldichein. Wenn uns irgend eine Schwierigkeit aufstieß, von welcher Art sie auch sein mochte, suchten wir flugs unsern Künstler auf. Hatte er einmal einen Gegenstand angegriffen, so ruhte er nicht eher, bis er ihn durch das sorgfältigste Studium ergründet hatte. Mochte die Unterhaltung sich auf Sprache, alte Geschichte, Naturgeschichte, Poesie oder Ästhetik wenden oder auf das Fach eines Zivil- und Militär-Ingenieurs: er war überall sattelfest und imstande, uns zu belehren. Es gab wenig Unternehmungen, wie Kanalbauten, Flußregulierungen u. dgl., wobei nicht Mr. Watt zu Rate gezogen wurde, obwohl sie eigentlich nicht in sein Fach gehörten.“

So geschah es denn in einer jener Zusammenkünfte, daß Dr. Robinson seine Idee vortrug, die Dampfkraft zur Radbewegung anzuwenden; das war ein Funken, der plötzlich eine ganze Gedankenreihe in Watts Kopfe erhellte

und in Bewegung setzte. Dr. Robinson ward nach Petersburg berufen und hatte keine Zeit, seine Idee weiter zu verfolgen, aber der Mechanikus machte sich (1761—1762) sogleich ans Werk und konstruierte das Modell zu einer Maschine. Robinson hatte den Plan angegeben, daß, wenn man den Dampfmotor mit den Rädern in Verbindung setzte, der Dampfcylinder so angebracht werden müßte, daß seine Öffnung an das hinterste Ende zu liegen käme, um die Anwendung des Hebels (balancier) zu vermeiden. „Ich begann deshalb," schrieb Watt, „ein Modell anzufertigen mit zwei Blechcylindern, um wechselsweise auf- und abwärts auf zwei Kolbenstangen zu wirken, die an der Achse der Wagenräder befestigt waren. Aber das Modell, zu leicht und mit zu wenig Sorgfalt gebaut, entsprach nicht meinen Erwartungen. Es entstanden neue Schwierigkeiten. Robinson und ich bekamen andere Arbeiten, die gethan werden mußten, und da uns das rechte Prinzip der Maschine noch nicht bekannt war, so ward der Plan wieder aufgegeben."

Es war bereits zwei Engländern, einem Messerschmied Thomas Newcomen und einem Glaser John Cowley, gelungen, den sogenannten Papinianischen Topf (in welchem, hermetisch verschlossen, das in Dampf verwandelte Wasser Knochen zu Brei kocht), zu einer mit Kolben wirkenden Maschine zu erheben. Doch die Newcomensche Maschine blieb noch sehr unvollkommen, da bei der Verdichtung des Dampfes im Cylinder viel Wärme verloren ging und doch nie eine vollständige Abkühlung erreicht werden konnte.

Nun geschah es, daß Watt von der Glasgower Universität das Modell einer solchen Dampfmaschine zur Ausbesserung erhielt. Er sah, daß nur dadurch soviel Hitze verloren ging, mithin soviel Feuerstoff verschwendet wurde, daß man die Dämpfe in demselben Cylinder verdichtete, in welchem der Kolben sich bewegte. Dasselbe Wasser, welches die Dämpfe kondensierte, mußte auch den gußeisernen Cylinder abkühlen; wenn nun in diesen neuer Dampf geleitet wurde, so wurde ein Teil von dessen Hitze wieder verbraucht, um den kühl gewordenen Cylinder zu erhitzen. Um diese Verschwendung zu vermeiden, nahm Watt einen hölzernen Cylinder, nachdem er das Holz mit Leinöl getränkt hatte. Dabei wurde allerdings die schnelle Abkühlung verhütet, aber immer noch viel zu viel Dampf verschwendet, und das Holz erwies sich als ein unpraktischer Stoff. So kam er denn auf den glücklichen Einfall, in einem Behälter getrennt vom Cylinder (worin das Wasser in Dampf verwandelt wurde) den Dampf zu verdichten, so daß nun gar nicht mehr nötig war, den Cylinder durch kaltes Wasser abzukühlen. Dr. Robinson kam gerade in seine Werkstatt, als Watt seinen zweiten Behälter von Eisenblech gefertigt hatte und ihn genau untersuchend auf seinen Knieen hielt. Nach langem Nachdenken rief er lebhaft: „Nun brauchen Sie sich nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, mein Lieber! wie wir den Dampf sparen wollen. Ich habe eine Maschine zusammengesetzt, in der kein Dampfatom verloren gehen soll. Es wird brennend heiß werden, ja, und noch dazu mit warmem Wasser benetzt!"

Damit war der erste entscheidende Schritt geschehen, der Watts Namen

unsterblich machen sollte. Er nahm 1768 ein Patent auf seine neue Erfindung und verband sich mit dem kenntnisreichen Dr. Roebuck, zur Gründung einer Gesellschaft für Fabrikation dieser neuen „Feuermaschinen", wie man sie nannte. Aber bald zeigte sich's, daß ihre Geldmittel dazu nicht ausreichten, und Watt war schon im Begriff, seine Entwürfe wieder aufzugeben, als Boulton, der große Manufakturist in Birmingham, sich ins Mittel schlug. Seinem Scharfblick war die große Bedeutung der neuen Erfindung nicht entgangen, er hatte die Mittel und den Mut, keine Geldopfer zu scheuen, um sie praktisch zu verwerten. Er zahlte Dr. Roebuck den geleisteten Vorschuß zurück, vergütete ihm den Verlust und zog Watt nach Birmingham. In Soho, nahe bei Birmingham, besaß Boulton sein großes Fabriketablissement, wo Metallarbeiten der verschiedensten Art verfertigt wurden. Die neue Erfindung sollte zunächst den Bergwerksbesitzern zu gute kommen, die mit vielen Unkosten ihre Steinkohlen zu tage förderten. Da die bisherigen Maschinen nicht geändert werden konnten, mußten ganz neue nach Watts Idee gebaut werden, was nun zu Soho geschah. Die ersten Werke wurden in den Bergwerken zu Cornwall, wo die Steinkohlen sehr teuer sind, in Anwendung gebracht und erwiesen sich sogleich als höchst brauchbar. Dem Erfinder war ein Drittel der durch seine Maschine ersparten Kohlenmenge zugesichert. Es kamen von allen Seiten Bestellungen, selbst vom Auslande. Nun mußte Watt und Boulton daran liegen, nicht bloß eine Verlängerung ihres Privilegiums zu erhalten, sondern auch auf Verbesserungen zu denken, damit ihre Maschinen den nachgeahmten überlegen blieben. Das Parlament, nach einer Debatte, die anfangs der Erfindung nicht günstig zu werden schien, bewilligte doch endlich ein Privilegium auf fünfundzwanzig Jahre. Auch der König von Frankreich, Louis XVI., erteilte 1778 ein Patent für die Fabrikation und den Verkauf der Maschinen in Frankreich, und 1779 brachten die Brüder Perrier eine in Soho verfertigte Maschine nach Paris zur Anwendung bei der Wasserleitung. Die französischen Mechaniker kamen auf mehrere Verbesserungen und schrieben sich dann die Ehre der Erfindung der ganzen Maschine zu.

Watt aber blieb bei seinem ersten Schritte nicht stehen, sondern that einen zweiten, noch viel erfolgreicheren. Bis 1780 war die Dampfmaschine nur zur Hebung des Wassers benutzt, und wenn man sie bei Mühlwerken anwenden wollte, mußte das durch sie gehobene Wasser erst auf ein oberschlächtiges Rad gebracht werden, wobei abermals viel Kraft verloren ging. Watt erfand die zweite große Verbesserung, die unmittelbar zur Umgestaltung der ganzen Mechanik und mittelbar der ganzen sozialen Welt führte durch das außerordentliche Ergebnis, daß fortan die Kraft von drei Millionen Menschen durch Dämpfe ersetzt wird, und daß durch die Dämpfe Wirkungen hervorgebracht werden, welche auf keine andere Weise hervorzubringen sind. Die Aufgabe bestand darin, an die geradlinige auf- und abgehende Bewegung des Kolbens die ununterbrochene Radbewegung zu knüpfen, und Watt löste sie, indem er, das gewöhnliche Spinnrad zum Vorbild nehmend, das

sogenannte „Planetenrad“ erfand, nachdem er es zuvor mit der bloßen Kurbel versucht hatte. Er erzählt darüber: „Zahlreiche Projekte gingen mir durch den Kopf, aber keins schien mir geeignet, mich zu dem Ziele zu führen, das mir vorschwebte; nämlich mit Anwendung einer einfachen Kurbel nach Art des Scherenschleiferrades, das mit dem Fuße in Bewegung gesetzt wird, die Radbewegung hervorzubringen. Der Schleifstein läuft da fort, auch wenn der Fuß sich wieder erhoben hat, infolge der Geschwindigkeit, welche der Stein erhalten hat, die wie ein Schwungrad wirkt. Meine Absicht ging also dahin, meiner Maschine ein Schwungrad hinzuzufügen, dessen Gewicht fähig wäre, die Bewegung während des Aufsteigens des Kolbens fortzusetzen. Ich schlug daher vor, zwei Maschinen in Anwendung zu bringen, die auf zwei an derselben Achse befestigte Kurbeln wirken und unter sich einen Winkel von 120° bilden.“ Das Experiment gelang vollkommen und übertraf sogar die gehegten Erwartungen. Aber da der Erfinder versäumt hatte, ein Patent darauf zu nehmen, ward er von einem Arbeiter hintergangen, der an der Konstruktion des Modells half und kurze Zeit nachher mit einem Patent auf seinen Namen (Stael) hervortrat, lautend auf die Anwendung der Kurbel bei Dampfmaschinen.

Watt, hierdurch um die Frucht seines freilich höchst einfachen Mechanismus gebracht, vervollkommnete nun sogleich seine Erfindung selber durch den bereits erwähnten Mechanismus der „Planetenräder“, auch „Sonne und Planeten“ genannt, und fügte dazu noch das sogenannte „Parallelogramm“ oder die rahmenförmige Verbindung von kurzen Eisenstangen, wodurch die Kolbenstange möglichst senkrecht geführt wird. Und um den Dampfzufluß aus dem Kessel zur Maschine nach Umständen zu regulieren, führte er das Zentrifugalpendel ein, brachte auch Manometer und andere „Anzeiger“ (Indikatoren) an, um in Kessel, Kondensator und Cylinder die Spannung des Dampfes messen zu können — so daß bei den jetzigen höchst vollkommenen Maschinen keine Einrichtung ist, die nicht auf eine Idee Watts zurückgeführt werden könnte*).

Während sich das Genie Watts besonders in der Verbesserung der Dampfmaschinen hervorthat, unterließ der rastlose Geist es nicht, auch auf anderen Gebieten neue Erfindungen zu machen. Im Jahre 1765 hatte er eine Maschine erfunden zur Zeichnung der Perspektive; sechzig bis achtzig

*) Watts erste Maschinen waren solche, in welchen der Dampf nur das Niedergehen des Kolbens erzeugte, oder einfach wirkende, der Aufgang hingegen dadurch hervorgebracht wurde, daß man, wenn der Kolben den Boden des Cylinders erreicht hatte, den Dampfzufluß absperrte, während der vorher eingeführte Dampf sowohl über als unter den Kolben trat, der Druck sich also aufhob. Ein am anderen Ende des Balanciers angebrachtes Gegengewicht nebst dem daselbst zum Wasserheben befindlichen Pumpengestänge konnte daher das Aufsteigen des Kolbens leicht bewirken. — Die Mängel dieser einfach wirkenden Dampfmaschine beseitigte Watt durch seine doppelt wirkende Maschine, an der der Dampf sowohl das Auf- als das Niedergehen des Kolbens bewirkt und das Gegengewicht ganz unnötig wird.

Instrumente der Art verfertigte er selbst, um sie zu verschenken. Im Jahre 1770 erfand er die sehr sinnreichen Mikrometer zur Messung der Entfernungen. Im Jahre 1780 trat er mit seiner Kopiermaschine hervor. Der berühmte Darwin äußerte in einem wissenschaftlichen Verein, dessen Mitglied auch Watt war, daß er sich eine Feder ausgedacht habe, die mit doppeltem Schnabel versehen wohl imstande sein könnte, zwei Sachen auf einmal zu schreiben, so daß man zu gleicher Zeit einen Brief im Original schreiben und die Kopie davon anfertigen würde. Watt antwortete sogleich: „Ich hoffe, Ihnen noch eine bessere Lösung des Problems vorlegen zu können!" und am folgenden Tage hatte er schon seine Kopierpresse zustande gebracht. In Glasgow hatte sich eine Gesellschaft gebildet, die auf dem rechten Ufer der Clyde eine große Wasserkunst einrichtete, um sämtliche Häuser von Glasgow mit Wasser zu versehen. Als die Gebäude errichtet waren, entdeckte man auf dem entgegengesetzten Ufer eine Quelle, die ein vorzügliches Wasser darbot. Die Baulichkeiten standen aber einmal auf der andern Seite, und so dachte man darauf, eine Röhre von strenger Spannung, deren Mündung das quellende Wasser aufsog, herbeizuleiten. Doch der Balken, der ein solches Rohr zu tragen hatte, war schwer auf dem schlammigen Boden anzubringen, der oft mehrere Fuß hoch mit Wasser bedeckt war. Man zog Watt zu Rate, und dieser war mit der Antwort schon bereit. Er hatte vor einigen Tagen bei Tische einen Hummer betrachtet, dessen vielgegliederter Schwanz ihn auf die Idee brachte, aus Eisen einen Hummerschwanz im großen zu konstruieren, durch welchen das Wasser übergeführt werden könnte. Diese gegliederte Röhrenleitung war imstande, allen künftigen Veränderungen des Flußbettes nachzugeben, und wurde auch sogleich ausgeführt.

Der Amerikaner Foulton, welcher das erste Dampfboot erbaute, bestellte die Maschine in Soho am 8. August 1803; sie wurde, in der Stärke von 19 Pferdekraft, 1805 vollendet. Watt nahm das lebhafteste Interesse an den Fortschritten der Dampfschiffahrt; er kaufte im Jahre 1814 die Kaledonia, ein Dampfschiff von 100 Tonnen und 32 Pferdekraft, und nachdem er die schadhaft gewordene Maschine durch zwei neue ersetzt hatte (jede von 14 Pferdekraft), bediente er sich seines Fahrzeugs zu einer Reise nach Holland und den Rhein aufwärts bis nach Koblenz. In 48 Stunden 52 Minuten brauste der Dampfer von Rotterdam nach Köln. Nach der Rückkehr machte die Kaledonia auf der Themse 250 Probefahrten, die Watt zu wesentlichen Verbesserungen im Bau benutzte*).

---

*) Bis zum Jahre 1854 hatte die Fabrik von Soho bereits 319 Maschinen geliefert, die eine wirkliche Kraft von 52 314 Pferden darstellen. Der größte Riese, der vor zwei Jahrzehnten auf den Wellen des Meeres schwamm, war der 1853 vom Stapel gelaufene Duke of Wellington, mit 709 Pferdekraft in seiner Maschinerie (die aber eine wirkliche Kraft von circa 6600 Pferden repräsentiert). Die Länge dieses Dampfschiffes war 292 englische Fuß, seine Breite 60 und seine senkrechte Höhe vom Kiel bis zum Hackbord 78 Fuß — eine Größe, welche die meisten Paläste in großen Städten

Obwohl dem großen schottischen Ingenieur auch manche schmerzliche Erlebnisse nicht erspart wurden (es starb ihm die erste Frau und ein hoffnungsvoller Sohn), so war doch sein Leben reich an glücklichen Erfolgen und den edelsten Freuden, die ihm die Freundschaft mit den besten Männern verschaffte. Sein Ruhm drang weit hinaus über Soho und Birmingham. Die königliche Societät zu Edinburgh ernannte ihn zu ihrem Mitglied 1784, die zu London 1785. In Birmingham bestand ein Gelehrtenklub unter dem Namen der „Lunargesellschaft", zu welchem auch der berühmte Naturforscher Priestley gehörte, der in seinen Memoiren es als das glücklichste Ereignis seines Lebens betrachtete, daß ihn sein gutes Geschick mit Männern zusammenführte, welche seine wissenschaftlichen Arbeiten auf jede Weise förderten. Unter diesen steht der Name „Watt" obenan. Der Klub, zu dem auch Dr. Darwin gehörte, kam jeden Monat zur Zeit des Vollmonds zusammen. Im Jahre 1781 teilte Watt dieser Gesellschaft seine Entdeckung der Zusammensetzung des Wassers mit, und die Bekanntmachung seiner über diesen Gegenstand verfaßten Denkschrift machte ihn mit den berühmtesten Mitgliedern der Londoner Societät bekannt. Die Idee, die Schraube statt der Schaufelräder zur Bewegung der Dampfschiffe anzuwenden, wurde in Watts scharfblickendem Geiste bereits im Jahre 1770 rege und findet sich ausgesprochen in einem Briefe (vom 30. September) an Dr. Small, dem Watt noch eine eigenhändige Zeichnung beigefügt hatte. Im August 1785 besuchte der berühmte Cavendish Birmingham und Soho, um die ausgezeichneten Werkstätten genau kennen zu lernen. Bald darauf machte Watt seinen Besuch in London und wurde hier, wie in Paris, wo er zweimal war, auf das glänzendste gefeiert. Im Jahre 1787 hatte er die Ehre, seine Dampfmaschine dem Könige und der Königin von England zu erklären. Trotz der großen Schwächlichkeit und Kränklichkeit in seiner Jugend erfreute sich selbst der Greis noch der besten Rüstigkeit; Walter Scott spricht im Vorwort zum „Kloster" von seinem Landsmann in folgender charakteristischer Weise:

„Watt war nicht allein der gründlichste Gelehrte, der, welcher mit dem größten Erfolg Zahlen und Kräfte zu kombinieren verstand, die im gemeinen Leben ihre Anwendung fanden; er bekleidete nicht bloß eine der ersten Stellen unter denen, welche sich durch den großen Umfang ihres Unterrichts hervorthun: sondern er war auch einer von den besten, liebenswürdigsten Menschen. Das einzige Mal, wo ich mit ihm zusammenkam, fand ich ihn umgeben von einer kleinen Zahl nordischer Gelehrten. Dort sah und hörte ich, was ich in dieser Art nie wieder sehen und hören werde. In seinem einundachtzigsten Jahre war der Greis so aufgeweckt, liebenswürdig, wohlwollend, daß er das lebhafteste Interesse an allen Fragen nahm, die zur Sprache gebracht wurden und die Schätze seines Talents und seiner Phantasie

---

übertrifft. — Aber diese Größe ward noch vom Great Eastern übertroffen, der bei einer Länge von 691 Fuß und einer Breite von 83 Fuß eine Tragfähigkeit von 18 914 Tonnen hat.

auf alle Gegenstände übertrug; seine Wissenschaft war immer zum Dienste von jedermann. Unter den Herren befand sich ein tüchtiger Philologe. Watt unterhielt sich mit ihm über den Ursprung des Alphabets, als ob er ein Zeitgenosse des Kadmus gewesen wäre. Als ein berühmter Kritiker sich in das Gespräch mischte, hätte man glauben sollen, daß der Greis sein ganzes Leben dem Studium der schönen Wissenschaften gewidmet habe. Wir entdeckten zu unserem Erstaunen, daß kein Roman von einiger Bedeutung von ihm ungelesen geblieben war, ja daß er an diesen Werken noch so eifrigen Anteil nahm wie ein junger Elegant von achtzehn Jahren."

Wenn man die wirklich großartige Thätigkeit des Mannes bedenkt, so macht es einen komischen Eindruck, wenn er uns ganz ernsthaft versichert, „das Hauptvergnügen in seinem Leben bestände im Faulenzen und Schlafen."

Im Jahr 1817 besuchte Watt noch einmal seine schottische Heimat; seine Gesundheit schien fester als je. Doch im Sommer 1819 stellten sich einzelne Krankheitssymptome ein, welche seine Familie und die Ärzte beunruhigten. Er selber machte sich keine Täuschung und sagte zu seinen Freunden: „Ich bin gerührt von der Anhänglichkeit, die ihr mir beweist, und beeile mich, euch zu danken, denn nun bin ich bei meiner letzten Krankheit angelangt." Dann sprach er seine dankbare Gesinnung gegen den Allmächtigen aus, „der ihm so lange Tage gestattet und ihn mit Ehre und Reichtum gesegnet habe." Da ihm sein Sohn nicht genug gefaßt schien, bemühte er sich noch auf alle Weise, diesem die besten Trostgründe ans Herz zu legen. Er starb am 19. August 1819, in einem Alter von vierundachtzig Jahren, in seinem Landhause zu Heathfield.

Seine irdischen Reste wurden in der Pfarrkirche von Handsworth neben denen seines treuen Freundes Boulton beigesetzt; sein Sohn James Watt (das einzige seiner Kinder, das ihn überlebte) ließ über dem Grabe eine gotische Kapelle errichten, in deren Mitte eine schöne Marmorbüste vom Bildhauer Chantry zu stehen kam, welche die edlen Züge des Greises mit vieler Treue wiedergiebt. Eine Kolossalstatue in Bronze, von demselben Künstler gefertigt, steht an der Ecke des Georgsplatzes von Glasgow und zeigt, wie stolz die Hauptstadt der schottischen Industrie darauf ist, die Wiege der großen Entdeckungen Watts gewesen zu sein. Im Jahre 1827 endlich ward ein schönes Standbild von Chantry in Birmingham errichtet, und später lieferte der gleiche Künstler sein Meisterstück, eine Kolossalstatue aus karrarischem Marmor für das englische Pantheon in der Westminsterabtei. Die Inschrift des Fußgestells ward von Lord Brougham verfaßt und lautet:

Not To Perpetuate A Name
Which Must Endure While The Peaceful Arts Flourish
But To Show
That Mankind Have Learnt To Honour Those
Who Best Deserve Their Gratitude:

The King
His Ministers And Many Of The Nobles
And Commoners Of The Realm
Raised This Monument To
James Watt
Who Directing The Force Of An Original Genius
Early Exercised In Philosophic Research
To The Improvement Of
The Steame Engine
Enlarged The Resources Of His Country
Increased The Power Of Man
And Rose To An Eminent Place
Among The Most Illustrious Fellowers Of Science
And The Real Benefactors Of The World
Born At Greenock MDCCXXXVI
Died At Heathfield In Straffordshire MDCCCXIX.

(Nicht um einen Namen zu verewigen, der fortleben wird, solange die friedlichen Künste blühen, wohl aber um zu zeigen, daß das Menschengeschlecht die zu ehren gelernt habe, welche am meisten seine Dankbarkeit verdienen: haben der König, seine Minister und viele vom Adel und den Gemeinen des Königsreichs dies Denkmal dem Jakob Watt errichtet, welcher die Kraft seines originalen Genius, der sich früh in philosophischen Forschungen übte, auf Verbesserungen der Dampfmaschine leitete, des Landes Hilfsquellen erweiterte, des Menschen Macht vergrößerte und zu einem der höchsten Plätze unter den Wissenschaftsmännern und wahren Wohlthätern der Welt sich aufschwang.)

Georg Stephenson.

Die Wahrheit, von einem einzelnen einsamen Denker ausgesprochen, wird alsbald von Tausenden mit- und nachgedacht, zeugt neue fruchtbare Gedanken; die unscheinbare Entdeckung, die zuerst nur den Erfinder interessiert, wird vor Ablauf des Jahrhunderts zu einer Angelegenheit des Volkes, ja ganzer Nationen. Die Rollbahnen in den Bergwerken führen hinaus auf die Heerstraße und werden zur Eisenbahn für das Volk, welche den Verkehr von Millionen Menschen, den Handelstransport unendlicher Warenschätze vermittelt.

Im Jahre 1769 hatte James Watt die erste moderne Dampfmaschine aufgestellt, und schon 1778 baute der französische Ingenieur Cugnot die erste

Lokomotive, von welcher freilich der Erfinder glaubte, sie könne auf dem Straßenpflaster laufen. Als die starke Maschine den Überschuß ihrer Kraft an der Mauer des Arsenals ausließ, welche sie einrannte, stellte man sie beiseite, und es verfloß das ganze achtzehnte Jahrhundert, ohne daß die Erfindungen auf dem Gebiete der Ortsbewegung durch Dampf Fortschritte machten Im Jahre 1802 baute der Engländer Trevethik eine schon recht zweckmäßig konstruierte Lokomotive; doch er war von dem leidigen Irrtum beherrscht, daß ein glattes Rad auf glatter Schiene sich nicht fortbewegen könne, weil es an der nötigen Reibung fehle. So brachte er denn Nägel am Rad und Querfalze an der Schiene an. Das gab natürlich arge Stöße, und Nägel wie Falze waren bald abgenutzt. Blenkinsop glaubte dem Übelstande am besten abhelfen zu können, indem er 1811 ein gekerbtes Schienengeleis legte, in welches die gezähnten Räder seiner Maschine eingreifen sollten. Bei der geringsten Seitenbewegung brachen aber die Zähne, und man war ratlos, da auch der Versuch Chapmans, durch Ketten eine starke Reibung hervorzubringen, ebenso unglücklich ausfiel, wie die Einrichtung Burntons, der (1813) an dem hinteren Ende einen Mechanismus wie zwei Pferdefüße anbrachte, die sich ähnlich wie diese bewegten. Doch schon im folgenden Jahre (1814) entdeckte Blackett, daß selbst solche Körper, deren Oberfläche uns glatt erscheint, noch Friktion genug besitzen und besondere Reibungsapparate gar nicht nötig seien. Damit war denn der durch viele Jahre gehegte Irrtum gefallen und die Lösung des Problems angebahnt, welche zum Bau der ersten brauchbaren Lokomotive durch Georg und Robert Stephenson führte.

Der Ingenieur Robert Stephenson war der Sohn von Georg Stephenson, dem Begründer der modernen Eisenbahnen. Selten haben Vater und Sohn für einen großen Zweck so einmütig und beharrlich zusammen gearbeitet, wie die Stephenson.

Georg Stephenson wurde am 9. Januar 1781 als das zweite von sechs Kindern von armen, aber braven und fleißigen Eltern geboren. Sein Vater war Heizer bei der Dampfmaschine des Kohlenwerks zu Wylam bei Newcastle, ein Arbeiter, der gerade soviel verdiente, um sich und die Seinen ehrlich durch die Welt zu bringen. Jedermann hatte ihn gern wegen seines leutseligen Wesens, und namentlich die Kinder des Dorfes hingen ihm an, denn der anspruchslose Heizer wußte abends beim Feuer der Pumpmaschine gar schöne und wunderbare Geschichten zu erzählen. Er hatte auch viel Sinn für die Natur, namentlich für die Vögel. Eines Tages nahm er seinen kleinen Georg mit, damit derselbe zum erstenmal ein Amselnest sehen möchte. Den Knaben mit den Armen emporhaltend, ließ er ihn eine Weile ins Nest voll junger Vögelchen schauen — ein Anblick, von welchem der Mann noch mit Entzücken erzählte, wenn er auf seine Jugendzeit zu sprechen kam.

Von Schulunterricht war keine Rede, ein solcher wäre für die arme Familie zu kostspielig gewesen. Der kleine Georg mußte seinem Vater das Essen bringen und daheim die jüngeren Brüder und Schwestern hüten und

sie namentlich abhalten, daß sie nicht auf den Holzschienenweg sich setzten, auf welchem die Kohlenwagen rollten. Diese Kohlenwagen wurden von Pferden gezogen; die hölzernen Schienen von Wylam sollten aber die ersten sein, auf denen eine Lokomotive fuhr.

Da die Kohlengrube auf der Nordseite erschöpft und die alte Maschine abgebrochen worden war, zogen die Stephenson nach Dewley-Burn. Georg war acht Jahre alt. Eine Witwe hatte daselbst ein kleines Bauerngut und suchte einen Hüterbuben für ihre Kühe. Georg bewarb sich um dieses bescheidene Amt und erhielt es zu seiner großen Freude um den Tagelohn von zwei Pence (zwanzig Pfennige). Das Hirtenamt gewährte ihm Muße genug, Vogelnester zu suchen, und — mit einem Kameraden allerlei Maschinen aus Thon zu bauen, denn das größte Verlangen des Knaben war, auch einmal wie sein Vater bei einer Dampfmaschine angestellt zu werden.

Doch die Stelle eines Heizers war für einen unerwachsenen Buben ein viel zu glänzendes und hohes Ideal, zu dem erst durch mancherlei andere Ämter emporgestiegen werden mußte. Der arbeitslustige Knabe ward also vorerst Rübenbehacker mit vier Pence täglichen Lohnes; darauf ward er seinem älteren Bruder Jakob beigegeben, um aus den Kohlen die Steine und unbrauchbaren Schlacken auszulesen; er stieg höher und erhielt die Weisung, das Maschinenpferd anzutreiben; endlich, als er vierzehn Jahr alt geworden war, wurde er Gehilfe seines Vaters beim Heizen, mit einem Schilling täglichen Lohnes.

Nachdem auch die Grube zu Dewley-Burn erschöpft war, zog die Familie abermals weiter nach Jollys Close, nahe dem Dorfe Newburn, nach einem Kohlenwerk des Herzogs von Northumberland. Georg war so fleißig und ordentlich in seinem Dienst, daß er in seinem fünfzehnten Jahre Zapfner (Plugman) mit zwölf Schillingen Wochenlohn wurde, und als er seinen ersten vermehrten Lohn empfing, rief er jubelnd aus: „Jetzt bin ich ein gemachter Mann mein Leben lang!“

Als Maschinenbursche hatte Georg darüber zu wachen, daß die Maschine nicht ins Stocken geriet und die Pumpen beim Ausschöpfen des Wassers immer gehörig anzogen. War das Wasser in der Grube tief gesunken, so daß die Sauglöcher über dem Wasser standen, so mußte der Bursch in den Schacht hinabsteigen und ein Stück ansetzen, damit die Pumpe zog. Trat ein erheblicher Schaden oder Mangel ein, so mußte der Oberingenieur des Kohlenwerkes herbeigeholt werden. Georg sorgte jedoch dafür, daß dies so selten als möglich geschah. Er ward bald mit seiner Maschine so vertraut, daß er sie in- und auswendig kannte, nahm auch in seinen Mußestunden diese und jene Teile auseinander, um sie gründlicher kennen zu lernen. Er hielt Schrauben und Räder, Stempel und Griffe so rein und blank, wie ein mahrattischer Kanonier seine Kanone, und war in seine Maschine recht eigentlich verliebt.

Der biedere alte Heizer Stephenson blickte mit freudigem Stolz auf seinen Sohn, der ihn bereits überholt hatte. Georg fuhr fort, aus Thon

allerlei Maschinen zu modellieren, namentlich solche, die man ihm beschrieben hatte, und deren Einrichtung er sich auf solche Weise veranschaulichen wollte. Als man ihm sagte, daß alle die wunderbaren Maschinen von Watt und Boulton, von denen er gern mehr gewußt hätte, in Büchern beschrieben seien, da empfand er es schmerzlich, nicht lesen zu können. Dieses Mittel der Fortbildung mußte er, es koste, was es wolle, sich erwerben, und so ging er dreimal in der Woche in eine benachbarte Abendschule, wo er für drei Pence wöchentlich das Buchstabieren und Lesen erlernte und es auch im Schreiben so weit brachte, daß er, neunzehn Jahre alt, seinen Namen schreiben konnte. Im Winter 1790 kam ein schottischer Pfarrvikar nach Newburn; bei diesem erlernte Georg auch das Rechnen. Er benutzte mit eiserner Ausdauer jede freie Minute, um die Exempel, die ihm der Lehrer auf die Tafel geschrieben hatte, zu lösen, und machte bald solche Fortschritte, daß er alle Schüler jener Abendschule einholte und übertraf.

Im Jahre 1801 ward Georg, nachdem er das Bremsen gelernt, nach dem Kohlenwerk Blak Callerton versetzt, und zwar als Brakesman (Bremser) mit dem für seine Jahre einträglichen Lohn von einem Pfund Sterling in der Woche. Ein Bremser mußte sehr pünktlich und zuverlässig sein. Waren nämlich die durch Maschinenkraft herausgewundenen Körbe oben angelangt, so ließ sich eine Glocke hören. Dann mußte der Bremser die Geschwindigkeit mäßigen, was dadurch geschah, daß er die mit den Dampfventilen in Verbindung stehende Vorrichtung erfaßte und darauf eine größere hölzerne Bremse gegen das Schwungrad drückte. Georg war glücklich im neu erlangten Beruf. Nun erwachte aber auch die Liebe in seinem Herzen. Er hatte Fanny Henderson, ein bescheidenes, verständiges und hübsches Mädchen — sie diente in einem Bauernhause — kennen gelernt und zu seiner künftigen Ehefrau erkoren. Von dem großen mechanischen Talent des Bräutigams erhielt Fanny die erste überzeugende Probe dadurch, daß Georg ihr — ein Paar Schuhe besohlte, denn mit der sehr nützlichen Kunst des Schuhausbesserns hatte sich der junge Mann längst vertraut gemacht. Welche Freude, als er an einem Sonntag Nachmittag die fertig gewordenen Schuhe in die Tasche stecken und seinem Schatz überbringen konnte! Er konnte es nicht lassen, die Schuhe wieder aus der Tasche zu ziehen und sie einem vorübergehenden Freunde zu zeigen: „Sind es nicht wundernette Schühchen?" so rief er ein Mal über das andere aus.

Durch Sparsamkeit, Mäßigkeit und unermüdlichen Fleiß hatte sich Georg soviel erspart, daß er, nach Willington Quay versetzt, sich dort ein eigenes Häuschen mieten und mit dem nötigsten Hausrat versehen konnte. Am 28. November 1802 ward er mit Fanny getraut, begab sich mit seiner jungen Frau zuerst nach Jollys Close, um vom alten Robert Stephenson und seiner braven Mutter sich den elterlichen Segen zu erbitten, und ritt sodann auf einem kräftigen Bauernpferde, die junge Mistriß George Stephenson hinter sich, stolz nach seiner neuen, fünfzehn englische Meilen entfernten Heimat.

Dort wurde ihm am 16. Dezember 1803 sein einziger Sohn Robert geboren, und dieser war schon als zartes Kind Zeuge von dem Fleiß und der Ordnungsliebe seiner Eltern. Um noch etwas nebenbei zu verdienen, setzte Stephenson das Schuhmachen fort und fügte sogar noch das Schneidern hinzu. Nachdem ein Feuer in seinem Hause ausgebrochen, jedoch schnell gelöscht worden war, machte er sich an die Reparatur seiner Achttage-Uhr, und die gelang ihm so gut, daß er bald in den Ruf eines sehr geschickten Uhrmachers kam. Etwa drei Jahre blieb er als Bremser in Willington und zog dann nach Killingworth, um dort in gleicher Eigenschaft sich am West-Moor-Kohlenwerk verwenden zu lassen. Hier zu Killingworth ward sein außerordentliches Talent zuerst von seinen Arbeitgebern erkannt und sein Ruhm als Ingenieur und Erfinder begründet, ein Ruhm, der seinen Namen über den ganzen Erdkreis trug. Aber es waren noch viele Schwierigkeiten zu überwinden, noch manche Sorge, mancher Schmerz, manche Entbehrung und Selbstverleugnung mußten von dem Strebenden durchgekämpft werden.

Das erste große Unglück, das den starken Mann gewaltig erschütterte, war der Tod seiner innig geliebten Frau. Von den Besitzern der großen Kohlenwerke bei Montrose in Schottland bekam er einen Ruf, als Maschinenmeister bei ihnen einzutreten, und er schnürte sein Bündel, um zu Fuß nach Schottland zu wandern, nachdem er sein Kind einem achtungswerten Nachbar in die Kost gegeben hatte. Die Sehnsucht nach seinem Robert trieb ihn schon nach Jahresfrist wieder heim. Kaum nach Hause zurückgekehrt, kam die Trauerkunde, sein alter Vater sei erblindet. Derselbe hatte im Innern der Maschine etwas ausbessern wollen und ein anderer Arbeiter zufälligerweise den Dampf einströmen lassen, der dem armen Stephenson gerade ins Gesicht drang und das Augenlicht für immer raubte. Von seinen übrigen Söhnen konnte der Verunglückte keine Unterstützung hoffen, Georg aber lud die Eltern alsbald zu sich ein, bezahlte ihre Schulden und mietete ihnen auf seine Kosten eine Wohnung. Er selber ließ sich wieder als Bremser anstellen und blickte nicht ohne schwere Sorgen in die Zukunft; denn die Lage der arbeitenden Klassen war in den Kriegsjahren 1807 und 1808, wo die Industrie sehr daniederlag, eine schwankende und gedrückte. Lord Castlereagh hatte überdies im Parlamente eine Bill durchgesetzt, nach welcher zwanzigtausend Mann Lokalmiliz ausgehoben werden sollten, und Georg Stephenson gehörte zu denen, welche sich stellen sollten. Er mußte entweder die Muskete in die Hand nehmen oder einen Ersatzmann stellen; er entschied sich für das letztere, mußte nun aber auch den letzten, so mühsam ersparten Schilling zum Opfer bringen. Es kam ihm der Gedanke, ob er nicht lieber nach Amerika auswandern sollte? Doch zur Überfahrt und Ansiedlung in der neuen Welt fehlten ihm die Mittel. Wie ihm damals zu Mute war, schilderte er später einem Freunde: „Du kennst den Weg von meinem Hause zu West-Moor nach Killingworth. O, welche bittere Thränen vergoß ich, wenn ich diesen Weg ging; denn dunkel, dunkel lag die Zukunft vor mir!"

Es sollte aber bald „Licht" werden. Die Vorsehung hatte ihn zu

Höherem bestimmt, als in den Wildnissen Amerikas das Land zu bauen. Gerade die Armut, welche ihn an den Ort fesselte, ward ihm zum Heil. Die Taue, welche durch die Hebemaschine die Kohlen aus der Tiefe heraufzogen, nützten sich rasch ab, und da der Hanf sehr teuer geworden war infolge des durch den Krieg unterbrochenen Handels mit Rußland, so war jede Verbesserung, welche längere Erhaltung des Seilwerks mit sich führte, von großem Wert. Stephenson schlug vor, die Stellung der Zugrollen zu ändern, der Oberaufseher des Kohlenwerks ging auf den Vorschlag des Bremsers ein, und der gewonnene Vorteil sprang sogleich in die Augen. Bald nachher zeigte sich wieder eine Gelegenheit, bei der Stephenson sein Licht konnte leuchten lassen. Im Jahre 1810 ward im Dorfe Killingworth ein Schacht abgeteuft und dazu eine atmosphärische oder Newcomesche Maschine aufgestellt, welche sehr schlecht pumpte, so daß alle Maschinenmeister der Umgegend zu Hilfe gerufen wurden und dennoch das Wasser in der Grube mehr zu- als abnahm. Stephenson hatte in aller Stille die Maschine öfters in Augenschein genommen und bald ihre Fehler erkannt. Ein Schachtarbeiter, der ihn bei Untersuchung der Maschine antraf, sagte zu ihm: „Nun, Georg, was ist deine Meinung? Glaubst du, du wissest etwas, um sie zu verbessern?“

„Ich sage dir, Mann,“ erwiderte Stephenson, „ich kann sie verbessern und machen, daß sie zieht; in Zeit von einer Woche könnte ich machen, daß du hinunterkommst.“ Diese Worte hinterbrachte der Arbeiter dem Oberaufseher Ralph Dods, welcher alsbald den Bremser kommen ließ und ihm alles zu Gebote stellte, um die Reparatur sogleich zu beginnen. In kurzer Zeit war das Werk vollbracht; der Oberaufseher, hoch erfreut, machte dem intelligenten Bremser ein Geschenk von zehn Guineen, und es kam nun ein Antrag nach dem andern an den Maschinenarzt Georg, die Pumpenmaschinen auszubessern und zu vervollkommnen. Das Erfreulichste für Stephenson war aber, daß er im Jahre 1812 als Maschinenmeister angestellt wurde mit einem jährlichen Gehalt von hundert Pfund und einem eigenen Reitpferd für seine Inspektionsreisen.

Seine bessere ökonomische Lage kam dem Sohne Robert zu statten, für dessen gute Schulbildung der Vater die größte Sorge trug. Robert machte in der Schule zu Newcastle die erfreulichsten Fortschritte, und der Vater lernte mit ihm und bildete sich mit ihm weiter. Am Samstag Nachmittag kam Robert nach Killingworth hinaus und brachte einen Band der Edinburgher Encyklopädie oder des Repertoriums der Künste und Wissenschaften mit. Das gab für die Abendstunden trefflichen Stoff zu Gesprächen zwischen Vater und Sohn. Da Robert die Bücher wieder zurückbringen mußte, so exzerpierte er fleißig und kopierte für den Vater auch die interessantesten Pläne und Zeichnungen. Dieser seinerseits brachte eine vortreffliche Methode in Anwendung; er ließ seinen Robert die Pläne studieren und erklären, ohne daß derselbe im Texte nachlesen durfte, und pflegte zu ihm zu sagen: „Eine gute Zeichnung, ein guter Plan müssen sich selbst erklären.“ So

lernte Robert Zeichnungen und Risse so leicht lesen, als wenn er ein Buch vor sich gehabt hätte.

Wie im Vater lebte auch im Sohne der gleiche praktische Sinn; was er gelesen hatte, das suchte er auch anzuwenden und zu erproben. Einst kaufte sich Robert, nachdem er von dem berühmten Versuche Franklins, den Blitz zur Erde zu leiten, gelesen hatte, von seinem ersparten Taschengelde einige tausend Fuß Kupferdraht, knüpfte denselben an den Drachen, den er insgeheim angefertigt hatte und nun zur Überraschung seines Vaters vor dem elterlichen Hause steigen ließ. Wohlweislich hatte er den Draht mit einem seidenen Taschentuche isoliert. Vor der Hausthür stand der väterliche Pony, bereit, seinen Herrn aufzunehmen. Robert lenkte nun seine Schritte auf das Pferd und brachte das Ende des Kupferdrahtes genau aufs Kreuz des Pferdes, welches einen so starken elektrischen Schlag bekam, daß es fast zu Boden stürzte. Im gleichen Moment trat der Vater mit der Reitpeitsche in der Hand aus dem Hause und sah, welchen Streich der Junge dem armen Tiere spielte. „Wart', du Schlingel!" — Robert sprang schnell davon, und der Zorn des Alten war bald vorüber, da er im Grunde des gelungenen Experiments des Jungen sich freute.

Inzwischen waren von mehreren englischen Mechanikern Lokomotiven gebaut worden, welche den Kohlentransport erleichtern und minder kostspielig machen sollten. Stephenson war eifrig bemüht, die Einrichtung dieser Maschinen zu erforschen, und dachte Tag und Nacht auf Mittel, wie man sie wohl noch vervollkommnen könnte. Es war im Jahre 1813, daß er den Pächtern der Killingworther Kohlenwerke zum erstenmal von seiner Absicht sprach, eine „Reisemaschine" — so nannte er dazumal die ortverändernde Maschine — zu bauen. Lord Ravensworth, der Hauptteilhaber der Kohlengruben, ließ sich den Plan von Stephenson auseinandersetzen, faßte Zutrauen und ermutigte den strebsamen Mechanikus, auf seine Kosten eine Lokomotive zu bauen. Viele nannten seine Lordschaft einen Narren, daß er Geld zu einem solchen Unternehmen hinauswerfe. Stephenson brachte aber seine Lokomotive glücklich zustande und nannte sie „Mylord". Sie zog achtzig Tonnen Gewicht auf vier englische Meilen in der Stunde, und die Kosten kamen denen eines Pferdes gleich. „Was ist damit gewonnen?" riefen die weisen Sachverständigen. —

„Alles ist gewonnen!" rief der geniale Stephenson, der bereits an diesem ersten Versuch erkannt hatte, was an seiner Maschine noch zu ändern und zu bessern sei, um ihr größere Kraft und Schnelligkeit zu geben.

Der Dampf war zischend in die Luft entwichen, zum Schrecken für Pferde und für Vieh jeder Art. Ein in der Nähe wohnender Gutsbesitzer drohte sogar schon den Grubenpächtern mit einem Prozeß, wenn dem Unfug nicht bald ein Ende gemacht würde. Stephensons Scharfblick hatte aber bereits erkannt, daß der Dampf mit viel größerer Schnelligkeit aus der Austrittsröhre strömte, als der Rauch aus dem Schornstein der Maschine. Das brachte ihn auf den Gedanken, den Dampf, nachdem derselbe in dem

Cylinder seinen Dienst gethan, vermittelst einer Röhre in den Schornstein entweichen zu lassen, so daß sich seine Geschwindigkeit dem Rauche oder dem aufsteigenden Luftstrom im Schornstein mitteilte, dadurch der Zug vermehrt und somit der Verbrennungsprozeß im Feuerkasten beschleunigt würde.

Kaum war der Versuch gemacht, als auch die Kraft der Maschine mehr als verdoppelt war; durch das Gebläse wurde die Verbrennung der Kohlen lebhafter, und der Dampfkessel konnte mehr Dampf erzeugen. So machte sich denn Stephenson an den Bau einer zweiten Lokomotive, zu dem ihm der oben genannte Ingenieur Ralph Dods das Geld vorschoß. Die wichtigsten Verbesserungen bestanden erstens in einer einfacheren und direkteren Verbindung zwischen dem Cylinder und den auf den Eisenschienen rollenden Rädern; zweitens in der Anwendung horizontaler Verbindungsstangen zwischen sämtlichen Rädern; drittens in einem Schienendampfgebläse, wodurch eine raschere Verbrennung der Kohlen herbeigeführt ward. Es sind seit dem Bau dieser Maschine viele Verbesserungen eingetreten, aber dieselbe enthielt den Keim zu alle dem, was bisher geleistet worden ist.

Ehe wir aber von dem Erfolg berichten, dürfen wir einer wichtigen Erfindung nicht unerwähnt lassen, welche Stephenson gleichfalls um diese Zeit machte. Die in den Kohlenbergwerken sich entwickelnden Gase hatten, mit der Lampe der Grubenarbeiter in Berührung gekommen, schreckliche Explosionen hervorgebracht. Eines Tages kam — es war im Jahre 1814 — ein Arbeiter in Stephensons Haus gestürzt mit der Meldung, der tiefste Hauptgang der Grube stehe in Feuer. Stephenson eilte an die etwa hundert Schritte entfernte Einfahrt, wohin zu gleicher Zeit eine Menge Weiber und Kinder mit schreckenbleichen Gesichtern stürzten.

Stephenson sprang in den Korb und befahl dem Maschinenburschen, ihn sogleich in den Schacht hinunter zu winden. Die Gefahr war groß, man hörte aus der Tiefe Schreie der Todesangst und Verzweiflung aufsteigen. Stephenson, unten angekommen, schrie den Leuten zu: „Zurück! Sind nur sechs unter euch, die Mut genug haben, mir zu folgen, so wollen wir das Feuer löschen!“ Die Arbeiter hatten unbedingtes Vertrauen zu Stephenson und thaten, was er ihnen hieß. Backsteine, Mörtel und Werkzeuge waren zur Hand, und auf Stephensons Befehl wurde in der Nähe des Feuers eine Mauer aufgeführt, welche den Gang abschloß, den Luftzutritt hinderte und so dem weiteren Umsichgreifen der Flammen Einhalt that. Stephenson selbst hatte am thätigsten gearbeitet.

Er wollte aber dabei nicht stehen bleiben und dachte darüber nach, ob nicht eine Lampe hergestellt werden könnte, welche, hell genug brennend, um dem Bergmann bei seiner unterirdischen Arbeit zu leuchten, doch nicht die Flamme mit dem gefährlichen Gase in Berührung brächte. Im Jahre 1813 hatte bereits ein Dr. Clanny von Sunderland einen Apparat erfunden, wodurch er dem brennenden Lampendocht vermittelst eines Blasebalgs Luft aus der Grube, durch Wasser hindurch geleitet, zuführte. Die Lampe ging in brennbarem Gase von selbst aus. Doch ihr Gebrauch war so schwierig, daß

sie die Bergleute nicht gebrauchen konnten. Man ließ jedoch in Sunderland die Sache nicht ruhen und berief den berühmten Chemiker Sir Humphry Davy, der auch in die Kohlenwerke von Newcastle ging, um Untersuchungen anzustellen, und seine Denkschrift: „Über die schlagenden Wetter in Kohlengruben, sowie über das Verfahren, solche Bergwerke so zu erleuchten, daß Explosionen nicht mehr vorkommen", bald nachher in der königlichen Londoner Societät vorlas. Er umgab die Flamme einfach mit einem Drahtnetz und hinderte dadurch die Entzündung des Gases.

Unabhängig von Davy erfand Stephenson seine Sicherheitslampe und versuchte sie mit Gefahr seines Lebens. „Meine erste Lampe," so berichtete er vor einem Komitee des Hauses der Gemeinen, „hatte oben eine Rauchröhre und unten eine andere Röhre, um die atmosphärische Luft einströmen zu lassen, damit die Verbrennung in der Lampe unterhalten würde. Wie viel erforderlich sei, um die Verbrennung zu unterhalten, wußte ich nicht genau; um jedoch zu wissen, wie viel etwa notwendig wäre, hatte ich unten an der Röhre einen Schieber angebracht." Am 21. Oktober 1815 war die Lampe fertig, und obwohl es schon dämmerte, ließ Stephenson doch schnell seine Freunde holen, um mit ihnen die Lampe zu probieren. Die Männer stiegen in den Schacht und gingen an den gefährlichsten Teil der Galerie, wo das Gas unter lautem Zischen aus einer Spalte der Decke hervorströmte. Um die Gase anzuhäufen, machte man einen Bretterverschlag, wartete eine Stunde, und der stechende Geruch bewies, daß jener Raum ganz mit Gas erfüllt sei. Stephenson zündete seine Lampe an. Wie nun aber, wenn sie ihren Dienst versagte? Die beiden Begleiter Stephensons zogen sich ängstlich zurück, denn in der That stand ihr Leben auf dem Spiel, aber Stephenson ging mit seiner Lampe kühn auf die gefährliche Stelle zu und hielt sie dem ausströmenden Gase entgegen. Zuerst vergrößerte sich die Flamme der Lampe, dann flackerte sie und endlich ging sie aus; das Gas war aber nicht explodiert.

Schon waren dem rastlos nachdenkenden Manne einige Verbesserungen eingefallen; er beschloß, die Lampe in der Art abzuändern, daß der Flamme von mehreren Röhren mit ganz kleinem Durchmesser Luft zugeführt würde. Diese Lampe ward am 4. November in der Killingworther Grube probiert; sie brannte besser als die erste und gewährte vollkommene Sicherheit. Doch war der Erfinder noch nicht vollständig befriedigt; er ließ eine dritte Lampe anfertigen, bei der das Ölgefäß von einer Anzahl Haarröhrchen umgeben war, die Flamme war von einer doppelten Lage Metallplättchen mit feinen Löchern umgeben. Schon am 24. November — ehe noch Stephenson von der Davyschen Erfindung gehört hatte — konnte die Lampe probiert werden, und die Flamme ging nicht einmal durch das erste Plättchen hindurch. Die Lampe gewährte vollkommene Sicherheit, und die Arbeiter zogen den „Geordy", wie sie die Lampe ihres Georg Stephenson nannten, dem „Davy" vor.

Im Jahre 1818 verließ Robert Stephenson die Schule, und sein Vater that ihn bei Nikolaus Wood zu Killingworth in die Lehre. Unter dessen

Leitung arbeitete der Jüngling drei Jahre als Unteraufseher in der West-Moor-Grube. Den Kohlengräbern war streng befohlen, die Geordylampe zu gebrauchen und nie bei einem bloßen Licht zu arbeiten, doch die Vorgesetzten selbst sündigten wider das Gesetz. Eines Tages ging Wood, der Oberaufseher, in Begleitung von Robert Stephenson und des Unteraufsehers Moodin, eine der Galerieen entlang. Wood trug ein Licht, Robert folgte mit einer Lampe. Sie kamen an eine Stelle, wo Steine von der Decke herabgestürzt waren. Als der Oberaufseher den Steinhaufen erklommen hatte und das Licht vorstreckte, berührte er das angesammelte Kohlenwasserstoffgas, das alsbald explodierte und die drei zu Boden warf. Ihre Lichter wurden ausgelöscht, sie waren, eine englische Meile vom Schacht entfernt, von stockfinsterer Nacht umgeben. Aus allen Teilen der Grube rannte man nach dem Schachte hin; die beiden Unteraufseher rafften sich auf, flohen auch und stürzten dabei über ein von der Explosion betäubtes Pferd. Sie hatten schon die Hälfte des Weges zurückgelegt, als sie ihres Oberaufsehers gedachten, wieder zurückeilten und Nikolaus Wood richtig fanden. Er war betäubt, voller Quetschwunden und mit verbrannten Händen auf dem Steinhaufen liegen geblieben. Sie brachten ihn glücklich aus der Grube heraus, in deren Inneres er fortan nie ohne eine Geordylampe eindrang.

Die Abende wurden der Lektüre und dem Studium gewidmet, und Georg und Robert Stephenson waren unzertrennlich beisammen. Wenn das Gespräch auf die Kräfte der Lokomotive kam, geriet der junge Stephenson in eine wirkliche Begeisterung; er trug sich mit neuen Verbesserungen der Maschine seines Vaters, welche schon seit mehreren Jahren im Kohlenwerk gebraucht wurde; der Vater machte Einwendungen, aber wenn der Sohn siegreich seine Ideen verteidigte, war der Alte mit Stolz erfüllt und hegte die besten Hoffnungen für die Zukunft seines Sohnes. Er beschloß, ihn auf einige Zeit nach der Universitätsstadt Edinburgh zu schicken, und Robert ging (1820) voll Freuden. Lange konnte ihn der Vater nicht in Edinburgh lassen, seiner beschränkten Geldmittel wegen, aber die sechs Monate, welche sein Sohn in Edinburgh verweilte, wurden vortrefflich benutzt. Im Sommer 1821 kehrte Robert zurück und brachte von der Universität den mathematischen Preis mit, den er mit Ruhm erworben hatte.

Arbeit fand sich genug. Die Besitzer des Hettoner Kohlenwerks in der Grafschaft Durham beschlossen im Jahre 1819, ihren gewöhnlichen Schienenweg in eine von Lokomotiven zu befahrende Eisenbahn umgestalten zu lassen, da die Killingworther Eisenbahn sich so gut bewährte. Stephenson ward mit der Ausführung beauftragt, fand jedoch, da ein hoher Berg im Wege stand, die Anlage einer ebenen Eisenbahn nicht möglich, wenn der Kostenanschlag nicht bedeutend überschritten werden sollte; er entschied sich dafür, stehende Dampfmaschinen aufzustellen, welche die Lokomotiven unterstützten. Auf der ursprünglichen Hettoner Linie waren fünf sogenannte selbstwirkende schiefe Ebenen, auf denen die herabrollenden vollen Wagen die leeren hinaufzogen, und zwei schiefe Ebenen mit stehenden Dampfmaschinen von je sechzig

Pferdekraft. Auf der ebenen Strecke mußte das „eiserne Pferd", wie das Volk die Lokomotive nannte, das Seinige thun.

Am Tage der Eröffnung der Heltoner Eisenbahn (18. November 1822) strömten Neugierige von nah und fern herbei, um die scharfsinnig erdachte und geschickt ausgeführte Maschinerie zu sehen. Der Erfolg war vollständig. Fünf Stephensonsche Lokomotiven waren unter Roberts Leitung thätig, und jede schleppte einen Zug von siebzehn Wagen mit einer Geschwindigkeit von vier englischen Meilen in der Stunde.

Die entscheidende Schlacht, welche den Sieg der Eisenbahn für immer entschied, sollte aber erst noch geschlagen werden. Zwischen den Städten Liverpool und Manchester war eine Beschleunigung des Verkehrs von größter Wichtigkeit. Der Transport auf Kanälen und Heerstraßen war viel zu langsam, um die Nachfrage nach Baumwolle zu befriedigen. Die nach Manchester bestimmte Baumwolle mußte in Liverpool oft länger liegen bleiben, als sie Zeit gebraucht hatte, um über den atlantischen Ozean herüber zu kommen. Hunderte von Arbeitern mußten zeitweilig ihre Arbeit aussetzen, wenn die Vorräte schneller aufgearbeitet waren, als sie durch neue Ballen ersetzt wurden. Stephenson wurde gerufen, und sein Urteil sollte über die Anlage eines Schienenwegs entscheiden. Die Schwierigkeiten waren der vielen Unebenheiten und eines bodenlosen Moorgrundes wegen nicht gering, aber Stephenson erklärte getrost und fest, die Anlage einer Eisenbahn sei ausführbar und gewinnreich. Alsbald machten sich die Ingenieure und Feldmesser ans Werk. Aber nun erhoben sich Straßenaufseher, Grundbesitzer und Kanaleigentümer, Lords und Bauern mit großem Zetergeschrei, alle glaubten sich in ihrem Besitzrecht gefährdet, suchten auf alle Weise die Nivellierungsarbeiten zu stören, und selbst Weiber und Kinder fielen über die Feldmesser mit Steinwürfen und argen Scheltworten her. So sah sich Stephenson, der Oberingenieur, genötigt, das große Werk einstweilen ruhen zu lassen. Er hatte aber die Genugthuung, daß jetzt (im Jahre 1824) ein reicher und unternehmender Mann, Mr. Pease, sich mit ihm zur Gründung einer Lokomotivfabrik in Newcastle verband, und dies war ein neuer Sieg für den Unternehmungsgeist Stephensons. Er stellte geschickte Arbeiter an, die unter seiner Leitung bald so geschult und tüchtig wurden, daß die Stephensonsche Fabrik die Universität für die Lokomotivarbeiter des ganzen Königreichs bildete und die berühmtesten Ingenieure Europas, Amerikas, Ostindiens sich von dort die praktischen Kenntnisse holten.

Unterdessen war die Stockton-Darlington-Eisenbahn fertig geworden, und die von Stephenson für dieselbe gebaute Lokomotive bewährte sich glänzend. Die erste Fahrt (im Jahre 1825) war ein großes Fest; der aus achtunddreißig Wagen bestehende Zug führte Kohlen, Mehl und zweihundertundfünfzig Personen. Die Maschine, von Stephenson selber geleitet, legte zehn englische Meilen in der Stunde zurück. Man hatte anfangs gar nicht auf Personenbeförderung Rücksicht genommen; da jedoch so viele Menschen mit dem Probezug gefahren worden waren, so dachte man an die Aufstellung

eines besonderen Wagens für Reisende und setzte vorläufig eine alte Postkutsche, „Königin Charlotte“ genannt, auf ein hölzernes Gestell. „Wie wollen wir diesen Wagen jetzt nennen?“ fragte man. — „Das Experiment“, sagte Stephenson in seiner breiten northumberischen Mundart, und man nannte nun diese erste Eisenbahnkutsche „das Experiment“, zierte sie mit dem Wappen der Gesellschaft und schrieb als Motto den lateinischen Satz daran: Periculum privatum utilitas publica! (Die Gefahr des Einzelnen dient zum Wohl des Allgemeinen.)

Nun war aber auch der Bau der Liverpool-Manchester-Bahn wieder aufgenommen und mit großen Kosten wirklich ausgeführt. Durchstiche, Brücken, Tunnels, der Damm über den Katzenmoor — alles ward unter Stephensons Leitung solid und praktisch ausgeführt. Im Jahre 1829 war die ganze Bahn vollendet, und die Gesellschaft hatte bereits einen Preis auf die beste Lokomotive ausgeschrieben. Im Oktober wurden die verschiedenen Maschinen, die sich zum Wettkampf eingefunden hatten, probiert, und die von Robert Stephenson in der Werkstatt der Stephensonschen Fabrik erbaute „Rakete“ gewann den Preis. Durch eine eigentümliche Einrichtung des Kessels, in welchem fünfundzwanzig kupferne Röhren mit drei Zoll Weite die Dampferzeugung sehr beschleunigten, ward auch die Achsendrehung der Räder ungemein gefördert.

Am 25. September 1830 ward die Manchester-Liverpool-Bahn eröffnet; es war ein Nationalfest. Der Herzog von Wellington, damals erster Minister, Robert Peel, Staatssekretär, Huskisson, eines der Mitglieder für Liverpool und eifriger Unterstützer des Unternehmens, waren mit einer Menge durch Rang und Stellung ausgezeichneter Personen anwesend. Der letztgenannte Herr ward, als er auf einer Haltstelle eben dem Herzog von Wellington, der ihm aus dem Wagen heraus die Hand entgegenstreckte, freundlich die Hand drückte, von der daherbrausenden „Rakete“ gefaßt, überfahren und gab noch am selbigen Tage den Geist auf. Das war freilich ein Dämpfer für die Festfreude. Doch der Festzug brauste weiter nach Manchester, mit einer Geschwindigkeit von vierundzwanzig englischen Meilen in der Stunde. „Diese unglaubliche Schnelligkeit,“ schrieb ein Berichterstatter, „brach über die Welt herein mit der ganzen Wirkung einer neuen ungeahnten Erscheinung.“ Kurze Zeit vorher hatte noch die Vierteljahrsrevue (Quarterly-Review) geschrieben: „Was kann handgreiflicher abgeschmackt und lächerlicher sein als die in Aussicht gestellte Erwartung: Lokomotiven würden zweimal so schnell fahren als Postwagen? Man könnte noch eher erwarten, daß sich die Leute auf einer Congreveschen Rikochett-Rakete abschießen ließen, als daß sie sich der Gnade einer mit solcher Schnelligkeit fahrenden Maschine anvertrauen sollten!“ Und der Parlamentsausschuß, von welchem Stephenson zuvor vernommen worden war, hatte den Mechaniker für einen Mondsüchtigen erklärt, als dieser die Behauptung wagte, er getraue sich mit der Lokomotive durchschnittlich zwölf englische Meilen in der Stunde zurückzulegen. Eines der Ausschußmitglieder glaubte nach Advokatenweise dem Allzukühnen noch

einige verfängliche Fragen stellen zu müssen und sagte unter anderem: „Gesetzt, eine der Maschinen, welche auf der Eisenbahn neun bis zehn Meilen in der Stunde zurücklegt, stößt unterwegs auf eine Kuh; glaubt Ihr nicht, daß dies ein sehr leidiger Umstand sein würde?" — „Allerdings," versetzte Stephenson blinzelnd, „wäre das ein sehr leidiger Umstand — für die Kuh!" Die Lords Derby und Softon hatten die Bahn um keinen Preis über ihre Besitzungen ziehen lassen wollen, und man war genötigt worden, sie über das erwähnte Chat-Moß, eine lange Strecke weichen Grundes, zu führen. „Diese Strecke wird mindestens zweimalhundert und siebzigtausend Pfund Sterling kosten!" meinte ein Ingenieur. — „Und man wird dennoch versinken," versetzte ein anderer. Stephenson stellte die Strecke her mit einem Kostenaufwande von achtundzwanzigtausend Pfund, und sie bildet jetzt den allerbesten Teil der Straße zwischen Liverpool und Manchester. Sobald aber die ganze Bahn fertig war und statt der vierhundert bis fünfhundert Personen, auf die man gerechnet hatte, gleich in den ersten Tagen zwölfhundert täglich zum Fahren sich einstellten, da wurden jene beiden Lords alsbald die Patrone einer zweiten Eisenbahnlinie zwischen Liverpool und Manchester, unter der Bedingung, daß die Bahn ihre Güter durchziehe.

Stephenson feierte über alle seine Neider und Widersacher den vollständigsten Triumph. Mit dem Erfolg der Liverpool-Manchester-Bahn war der Erfolg der Eisenbahn überhaupt, in England nicht nur, sondern in allen Ländern entschieden. Denn gerade diese Bahn, die schon bei ihrem Beginne in einem dreitausend Schritt langen Tunnel unter einer Vorstadt Liverpools sich hinzieht, die auf sumpfigen Stellen Faschinen und Pfahlwerk hat und zum Teil selbst von der Moorerde, über die sie hinführt, ihre Dämme aufgeführt hat, welche Thäler und Hügel, Flüsse und Sümpfe durchschneidet, hatte überzeugend dargethan, daß auch große Terrainhindernisse sich überwinden lassen. Alle großen Städte Großbritanniens beeilten sich nun, vom Parlament die Bewilligung für Eisenbahnanlagen zu erlangen, und wenige dieser Unternehmungen gab es, bei welchen Stephenson nicht beteiligt gewesen wäre. Dreißig Jahre, nachdem er gemeiner Arbeiter in einer Kohlengrube von Newcastle gewesen, reiste er von eben dieser Stadt hinter einer seiner eigenen Lokomotiven in neun Stunden nach London.

Obwohl mit Ehre und Reichtum gesegnet, blieb er doch der einfache, biedere, rastlos thätige Mann, von seinen Arbeitern, Zöglingen, Gehilfen wie ein Vater geliebt. Die größte Freude hatte er an dem Talente des Sohnes, der bald einer der berühmtesten und gesuchtesten Ingenieure Großbritanniens wurde. Derselbe begann im Jahre 1833 den Bau der London-Birmingham-Bahn, die im Jahre 1838 fertig wurde; er war besonders in den kühnsten Brückenbauten unübertrefflich. Im Eisenbahnfach wurde Robert Stephenson die größte Autorität, aber auch in Bergwerks- und Fabrikanlagen sind die Wasserwerke und Tunnels, die er ausführte, Muster ihrer Art. Von Roberts Brückenbauten verdient Erwähnung die bei Newcastle aus Holz und Eisen aufgeführte, die aus Stein und Ziegel gebaute von Berwick, die

Eisenbrücke über den Nil, die Britanniabrücke über die Menaistraße, einem Meeresarm zwischen der Insel Anglesea und dem Festlande. Die Vollendung der von ihm entworfenen „Viktoriabrücke", die über den St. Lorenzstrom in Kanada führt, sollte er nicht mehr erleben.

Im Jahre 1835 wurde Georg Stephenson mit seinem Sohne Robert vom König Leopold nach Belgien berufen, um sein Gutachten über das belgische Eisenbahnsystem abzugeben, und die beiden Ingenieure hatten wiederholte Besprechungen mit dem Könige und seinen Ministern. Georg Stephenson ward zum Ritter des Leopoldsordens ernannt und im Stadthause von Brüssel feierten die belgischen Ingenieure seine Anwesenheit durch ein prachtvolles Bankett. Im Festsaal stand auf einem schönen Fußgestell von Marmor Stephensons Büste mit einem Lorbeerkranze geschmückt. Die ausgezeichnetsten Männer der Wissenschaft beehrten das Fest mit ihrer Gegenwart, und ein donnernder Jubel empfing den „Vater der Eisenbahnen" bei seinem Eintritt. Während des Essens bemerkte er auf dem in der Mitte stehenden Tisch das Modell einer Lokomotive unter einem Triumphbogen aufgestellt. Auf das angenehmste überrascht, wandte er sich zu seinem Freunde Sopwith mit dem Ausruf: „Siehst du dort die Rakete?" Es war in der That das Modell dieser historisch gewordenen Maschine, und er hatte über diese Aufmerksamkeit wohl noch größere Freude als über die Lobsprüche, die ihm der Abend in Fülle brachte.

Nachdem Stephenson die belgischen Eisenbahnprojekte in Ordnung gebracht hatte, riefen ihn die Unternehmer der „königlich spanischen Nordbahn" nach Spanien. Er reiste über Paris, besichtigte die Tours-Orleans-Bahn, und seinem Scharfblick entging nichts. In kürzester Zeit war er mit der Bodengestalt und dem geologischen Bau einer Gegend vertraut. Als er auf dem Wege nach Bordeaux über die Dordogne kam, schüttelte er beim Anblick der Kettenbrücke den Kopf, ging mehreremal über dieselbe und sagte dann: „Diese Brücke ist nicht solid; sie kann unmöglich den nötigen Druck aushalten. Würde einmal eine größere Truppenmasse hinüber marschieren, so würde die Schwingung zu groß und sie müßte zusammenbrechen." Der menschenfreundliche Mann schrieb an die Behörden und teilte ihnen seine Befürchtung mit. Man ließ aber die Brücke wie sie war, und als ein paar Jahre nachher ein Soldatentrupp hinübermarschierte, brach die Brücke, die Leute stürzten ins Wasser und viele kamen um. Doch nicht bloß die Mechanik, auch die Landwirtschaft interessierte den großen Mann, der auch ein helles Auge hatte für die Herden von Schafen, für Pferde und Maulesel, denen er auf seinem Wege begegnete. Denn auf seiner Besitzung in Tapton-House bei Chesterfield war Stephenson auch ein tüchtiger Landwirt geworden und hatte über die Mästung des Viehes allerlei Erfahrungen gesammelt und mit der Verwendung des Düngers Versuche gemacht.

Seit 1845 hatte Stephenson auch dem Gartenbau Interesse abgewonnen. Von seinen bisherigen Geschäften als Eisenbahningenieur zog er sich fast ganz zurück, um sich ausschließlich seinen ausgedehnten Kohlenbergwerken und

Kalkbrennereien zu widmen und nebenbei seine Melonen, Ananas und Treibhäuser für Weintrauben in Aufschwung zu bringen. An Gästen fehlte es ihm nicht. Eines Abends erging er sich mit einem Freunde im Freien, und beide blickten zu dem sternbesäeten Himmel empor und bewunderten die unermeßliche Pracht der Schöpfung. „Was ist doch der Mensch für ein unbedeutendes Geschöpf?“ sagte der Freund, „gegenüber einem solchen Heer von Sonnen, von denen wahrscheinlich jede der Mittelpunkt eines Systems ist!“ — „Ja,“ erwiderte Stephenson, „aber welch ein wunderbares Geschöpf ist andererseits auch der Mensch, daß er denken und vernünftige Schlüsse bilden und bis zu einem gewissen Grade auch eine so wunderbare Schöpfung sogar begreifen kann!“

Die große Stärke und Rüstigkeit des Körpers, deren sich Stephenson schon in der Jugend erfreute, behielt er noch im höheren Alter. Ging er mit seinen Freunden vom Chesterfielder Bahnhof nach Tapton-House, so forderte er sie gern zu einem Wettlauf heraus, wobei zu bemerken ist, daß der Weg steil bergan ging und teilweise aus Treppenstufen bestand. Noch am 26. Juli 1848 wohnte er einer Sitzung des Birminghamer Instituts bei, um einen von ihm verfaßten Aufsatz „über rotierende Maschinen“ zu lesen. Ein plötzlicher Lungenblutsturz am 12. August machte seinem Leben ein Ende, einem Leben, das reich bewegt und inhaltreich war wie wenige. Der Amerikaner Emerson hatte sich im Frühling desselben Jahres über Stephenson geäußert: „Er habe das Leben vieler Menschen in sich.“ Die irdische Hülle ward in der Dreifaltigkeitskirche von Chesterfield zur Erde bestattet und das Grab mit einem einfachen Steine zugedeckt.

Die Statue Georg Stephensons war bereits unterwegs, als der große Ingenieur aus dem Leben schied; sie wurde in der Sankt-Georg-Halle zu Liverpool aufgestellt. Schon im Jahre 1845 war ihm auf der Eisenbahnbrücke über den Tyne, welche den Namen Stephensonbrücke erhielt, eine Statue gesetzt worden. Einige Jahre nachher ward noch eine Statue des Dahingeschiedenen, in Lebensgröße, in der prächtigen Halle des London-Nord-West-Bahnhofs aufgestellt. Mehr als dreitausend Arbeiter hatten zu dieser Bildsäule beigesteuert, um ihrem Meister ihre Verehrung zu bezeigen. Auch die Stadt Newcastle setzte dem großen Ingenieur ein Denkmal im Jahre 1862.

Die Insignien des Leopoldsordens hatte der einfache Mann nie getragen, und als man ihm später auch in England die Ritterwürde anbot, schlug er dieselbe aus. Als ihn einst jemand fragte, welches seine „ornamentalen Anfangsbuchstaben“ seien, die einer Dedikation beigefügt werden sollten, sagte er: „Ich habe keine Verzierungen an meinem Namen, weder vorn noch hinten, und ich glaube, es wird ebenso gut sein, wenn Sie bloß sagen: „Georg Stephenson“.

Garrik*).

David Garrik, der größte Mime Englands, vielleicht aller Zeiten und Völker, ward am 20. Februar 1716 in einer Schenke zu Heresford, wo sein Vater als Kapitän auf Werbung lag, geboren. Seine Familie stammte aus der Normandie und schrieb sich ursprünglich la Garrique. Der Großvater war nach Aufhebung des Edikts von Nantes nach England geflüchtet, um in dem freien Lande eine Zuflucht zu suchen; der Vater hatte bei der Armee die Stelle eines Kapitäns erlangt und hielt sich größtenteils zu Lichfield auf. Die Mutter Garriks, Tochter eines Predigers im Lichfieldschen Kirchsprengel, war nicht durch Schönheit, wohl aber durch ein liebenswürdiges, feines Wesen im Umgange und eine muntere Unterhaltung ausgezeichnet und wetteiferte mit dem Kapitän in einem leutseligen Betragen, so daß das Garrikſche Ehepaar in den besten Familien von Liechfield stets willkommen war.

Der junge Garrik war ein lebhafter, drolliger Knabe, welcher jeden anzog, der mit ihm näher bekannt wurde. Namentlich verkehrte ein Herr Walmsley, erster Sekretär des geistlichen Gerichts zu Lichfield, gern mit dem kleinen David, und er würde ihm einen Teil seines Vermögens vermacht haben, wenn er sich nicht im vorgerückten Alter noch vermählt hätte. Zum Lernen war jedoch der lebhafte Knabe von vornherein wenig aufgelegt. Als er das zehnte Jahr erreicht hatte, brachte man ihn auf die Gemeindeschule zu Lichfield; aber lieber als das Bücherlesen war ihm die Gesellschaft, nicht bloß seiner Altersgenossen, sondern auch der Erwachsenen, weil er bereits damals fühlte, daß er dort das ihm eigentümliche Talent geltend machen könne. Seine witzigen Antworten, seine lustigen Einfälle und besonders die Art, wie er die gehörten Geschichten wiedererzählte, zeichneten ihn vor den übrigen Kindern aus, und seine Neigung für theatralische Vorstellungen war nicht zu verkennen. Bald nach zurückgelegtem elften Jahre unternahm er es schon, selber eine Komödie vor Knaben und Mädchen zur Aufführung zu bringen. Nachdem er seine und seiner Gesellschaft Fähigkeiten zuvor einigermaßen versucht und die Erlaubnis der Eltern zu erhalten gewußt hatte, wählte er ein damals beliebtes Stück, den „Werbeoffizier"; eine seiner Schwestern mußte das Kammermädchen spielen, und den „Sergeant Kite", einen Charakter von geschäftiger Hast und wilder Laune, wählte er für sich selbst. Der nachmals so berühmte Samuel Johnson, damals noch ein Jüngling, ward um einen Prolog gebeten, schlug aber die Bitte ab, trotzdem, daß er den kleinen Garrik sonst sehr lieb hatte. Der letztere wußte sich indes zu helfen, und das Stück ward auf eine andere Art gespielt, welche die Erwartung der Zuschauer bei weitem übertraf, so daß noch lange nachher Kites Leichtigkeit, Lebhaftigkeit und Laune ein Gegenstand der Bewunderung war.

---

*) Leben von David Garrik. Aus dem Englischen des Herrn Davies. 2 Teile (Leipzig, 1782).

Nicht lange nach dieser für Garrik sehr bedeutsamen Begebenheit ward er von seinem Oheime, einem reichen Weinhändler in Lissabon, zu einem Besuche eingeladen; vielleicht hatte der Mann den Plan, seinen Neffen zur Übernahme des Weingeschäftes heranzubilden; aber er überzeugte sich bald, daß dessen lustiges Wesen und geistreiche Lebhaftigkeit sich nicht mit strenger und trockener kaufmännischer Arbeit vertrug, und Garrik blieb nur ein Jahr lang in Lissabon. Während dieser Zeit war er in vielen Familien bekannt und beliebt und namentlich oft von englischen Kaufleuten eingeladen worden, bei denen er speiste. Nicht selten geschah es, daß man ihn nach Tische auf die Tafel hob, um Verse und Szenen aus bekannten Schauspielen herzusagen. Auch mit jungen Portugiesen und zwar aus den höchsten Ständen pflegte er lebhaften Verkehr.

Sobald er nach England zurückgekehrt war, schickte ihn der Vater sogleich wieder in die Schule von Lichfield; doch sein Temperament war zu flüchtig, sein Gemüt zu unbeständig, als daß er hätte nur etwas Befriedigendes in den Schulwissenschaften leisten können. Zum Glück war noch Samuel Johnson in Lichfield, mit welchem er häufig zusammenkam, und der ihn später auch unter die Zahl seiner Schüler aufnahm, um ihn mit den griechischen und römischen Klassikern bekannt zu machen. Johnson strömte über von Gelehrsamkeit und teilte die feinsten Bemerkungen über den Geist und die Eigentümlichkeit der Alten mit; sein zerstreuter, flüchtiger Freund zog jedoch wenig Nutzen davon, und seine Gedanken waren einzig mit der Bühne beschäftigt und mit der Ausarbeitung von Schauspielen. Nach einem Versuch von sechs Monaten ward es Johnson überdrüssig, die alten Schriftsteller drei oder vier Schülern zu erklären, und er und sein Zögling Garrik beschlossen, ihr Glück in der großen Hauptstadt zu versuchen.

Garrik war kaum in London angekommen, als er sich in Lincolns-Inn einschreiben ließ. Sein alter Gönner Walmsley hatte ihm folgenden Empfehlungsbrief an Professor Kolson mitgegeben:

„An Herrn Kolson.

Lichfield, 1737.

Mein alter teurer Freund.

Da ich seit dem Jahre 31 nicht in der Stadt gewesen bin, so werden Sie sich um so weniger wundern, einen Brief von mir zu erblicken; aber ich habe das Vergnügen, bisweilen von Ihnen in den gedruckten Blättern zu hören, und freue mich zu wissen, daß Sie täglich fortfahren, dem Reiche der Wissenschaften schätzbare Beiträge zu liefern.

Indessen ist gegenwärtige Gelegenheit meines Schreibens eine Gefälligkeit, um welche ich Sie zu bitten habe. Mein Nachbar, Kapitän Garrik, ein braver, würdiger Mann, hat einen Sohn, der ein verständiger Jüngling und guter Schüler ist, welchen der Kapitän in ungefähr zwei oder drei Jahren auf die Universität schicken und die Rechte erlernen lassen will; allein gegenwärtig will ihm die Beschaffenheit seines Vermögens nicht erlauben, seinen Sohn dahin zu schicken. Ich habe vorgeschlagen, denselben Ihnen, wenn

Sie es zufrieden sind, anzuvertrauen und Ihrem Unterrichte in der Mathematik, der Philosophie und den gelehrten Kenntnissen zu übergeben. Er ist jetzt neunzehn Jahre alt, von einem anständigen und guten Charakter, und ein so aufgeweckter, vielversprechender Jüngling, als ich je einen gekannt habe. Einiger Unterricht von Ihrer Seite wird hinreichend sein, und in den Zwischenstunden der Arbeit werden Sie an ihm einen angenehmen Gesellschafter finden. Sein Vater wird Ihnen mit Vergnügen, wieviel Sie fordern, wenn es in seinen Kräften steht, bezahlen. Ich selber werde mich Ihnen hierbei für sehr verpflichtet halten.

Gilb. Walmsley."

Garrik, seiner beschränkten Mittel wegen, zog jedoch erst im folgenden Jahre (1738) in das Haus des Herrn Kolson, nachdem ihm sein Oheim, der unterdessen nach London gekommen und nach kurzer Krankheit daselbst gestorben war, tausend Pfund vermacht hatte. Der Unterricht eines so scharfsinnigen Denkers konnte nicht ohne heilsamen Einfluß bleiben, aber der Punkt, um den sich Garriks Denken und Streben bewegte, blieb nach wie vor die Bühne, und als er in kurzer Zeit auch die Eltern durch den Tod verlor, zögerte er nicht länger mit Ausführung eines schon lange genährten Planes — unter die Schauspieler zu gehen. Zuvor hatte er noch einen Versuch gemacht, mit seinem Bruder Peter in Gemeinschaft eine Weinhandlung zu begründen, der aber gänzlich mißglückte. So wandte sich nun Garrik im Ernst derjenigen Beschäftigung zu, die er über alles liebte, und in welcher Großes zu leisten ihn die Natur bestimmt hatte.

Zunächst besuchte er fleißig die Gesellschaften der besten Schauspieler, verschaffte sich auch Zutritt bei den Vorstehern der Bühnen und versuchte sein Talent im Hersagen einzelner Lieblingsstellen aus verschiedenen Schauspielen. Dann und wann beschäftigte er sich auch mit pantomimischen Übungen, um seine Gabe der Nachahmung zu entwickeln. Daneben schrieb er Beurteilungen über das Spiel und den Ausdruck der Schauspieler und ließ diese kleinen Aufsätze in öffentliche Blätter einrücken. Es waren darin sehr feine Bemerkungen und gute Gedanken ausgesprochen, frei von allen plumpen, bloß persönlichen Angriffen, wie sie später üblich wurden.

Garriks bescheidenes Mißtrauen gegen sich selber hielt ihn ab, seine Kräfte sogleich auf dem Londoner Theater zu versuchen; er benutzte vielmehr eine Gelegenheit, sein theatralisches Probejahr bei einer Gesellschaft von Schauspielern durchzumachen, die sich im Jahre 1741 nach Ipswich wandte, und die ihn unter dem Namen Lyddal als Mitglied aufnahm. Mit großem Beifall trat er in verschiedenen Stücken auf und gab die verschiedensten Charaktere mit großer Wahrheit; er versuchte selbst die mutwillige Geschäftigkeit des Harlekins, unter beständigem Beifallsruf des Publikums.

Nachdem das Probejahr glücklich abgelaufen war, trat er am 19. Oktober 1741 zum erstenmal in London auf der Bühne in Goodmansfield als Richard III. auf. Er hatte nach reiflicher Erwägung gerade diese Hauptrolle eines Stückes gewählt, welches immer den Beifall der Nation gehabt, weil

es so voll ist von ergreifenden Szenen aus der englischen Geschichte und der eigentümlichen Landessitte. Richard paßte sehr gut zu Garriks Gestalt; die verschiedensten Leidenschaften, welche durch die Mannigfaltigkeit und den Glanz der Handlung noch mehr gehoben werden, boten dem Darsteller die Gelegenheit, seinen inneren Reichtum in langer, ununterbrochener Reihenfolge zu entfalten. Seine leichte, natürliche und doch kräftige Weise in Sprache und Spiel setzte anfangs die Kunstrichter, denen eine solche Darstellung etwas ganz Neues war, in einige Verlegenheit. Sie waren lange an eine Erhebung der Stimme mit plötzlichem mechanischen Fall der Töne, wodurch der Beifall gleichsam herausgefordert werden sollte, gewöhnt worden. Die einfache, natürliche Aussprache der Worte, begleitet von einem entsprechenden Gesichtsausdruck, war nicht mehr gehört und gesehen worden, bis sie nun in Garrik mit voller Macht der Natur hervortrat. Das Erstaunen und die Bewunderung stieg mit jeder Szene, und ganz besonders eindringlich war der Augenblick, wo der Schauspieler den Heuchler und Staatsmann fallen ließ und den Helden und Krieger offenbarte. Das Stück mußte siebenmal hintereinander gegeben werden. Der Beifall, welchen der junge Schauspieler erhielt, war so allgemein, daß die größeren Theater in Drurylane und Coventgarden leer standen, und Goodmansfield plötzlich den Glanz der feinsten Gesellschaft von Grosvenor-Square und St. James zeigte. Selbst die, welche für die besten älteren Schauspieler eingenommen waren, bekannten, daß die Mannigfaltigkeit und Wahrheit im Spiel Garriks alles überträfe, was sie bis dahin gesehen. Garrik verbannte alles Schellende, Aufgedunsene, Verzogene und Übertriebene, setzte dagegen Natur, Leichtigkeit, anständige Einfalt und echte Laune wieder in ihre Rechte ein.

Sein wöchentlicher Gehalt war anfangs sehr mäßig und betrug nicht über sechs bis sieben Pfund. Allein, als es offenbar ward, daß die so ansehnlich steigende Einnahme der Kasse vorzüglich, wo nicht ganz allein dem Wirken Garriks zuzuschreiben sei, ward der Inhaber des Theaters mit ihm einig, die volle Hälfte der reinen Einnahme ihm zu bewilligen. Zugleich bot aber auch der Vorsteher des Drurylane-Theaters alles auf, Garrik für seine Bühne zu gewinnen, indem er ihm einen festen Gehalt von jährlich fünfhundert Pfund und die Hälfte der Einnahme bei einigen Hauptrollen zusicherte. Garrik hatte kaum diesen Vertrag abgeschlossen, als er einen Antrag erhielt, während der drei Sommermonate Juni, Juli und August in der Hauptstadt von Irland zu spielen, wohin er sich im Juni 1742 begab.

Der Beifall, den er in Dublin erntete, übertraf alle Erwartungen; er ward wie ein Wunder angestaunt und verehrt. Das Schauspielhaus war in den heißesten Tagen mit Zuschauern angefüllt, welche selbst ihre Gesundheit aufs Spiel setzten — es herrschte eine epidemische Krankheit, — um des Genusses, Garrik zu sehen und zu bewundern, teilhaftig zu werden. Die Epidemie, welche viele hinwegraffte, ward zum Spott das „Garriksfieber" genannt. Der gefeierte Bühnenheld war aber gleich erfreut über den beträchtlichen Gewinn seines Sommerfeldzugs, wie über die freundliche,

zuvorkommende Aufnahme, die er namentlich bei dem Adel Irlands gefunden hatte; er kehrte nach London zurück, um sein Spiel auf dem Drurylane=Theater fortzusetzen.

Eine seiner Hauptrollen war Hamlet. Wenn Garrik zuerst den Geist erblickte, verbreitete sich der Schrecken, von dem man ihn ergriffen sah, augenblicklich auf alle Zuschauer. Seine Reden mit der Erscheinung waren zwar lebhaft und hastig, aber doch stets durch kindliche Ehrfurcht gemäßigt. Der Fortgang dieses leidenschaftlichen Auftritts bis zu dem Augenblicke, da der Geist ihn mit sich kommen heißt, war von Schrecken und Ehrfurcht begleitet. Sein Nachgeben gegen die wiederholten Aufforderungen des Geistes, der ihm durch seine Gebärden mitzugehen befiehlt, war heftig entschlossen; seine wirkliche Begleitung furchtsam und zitternd, so daß in dieser entscheidenden Szene ganz der innerlich schwankende, mehr auf Reflexion als Thatkraft ruhende Charakter Hamlets hervortrat. Der Beifall, welchen die Zuschauer durch das lauteste Klatschen bezeigten, ward so lange fortgesetzt, bis Hamlets Rückkehr mit dem Geiste das Geräusch unterbrach.

Um sich von den anstrengenden tragischen Rollen zu erholen und auch die Kraft seiner Komik zu zeigen, wählte Garrik auch einige niedrig komische Rollen, wie Abel Druggar in Johnsons Alchimisten. Dieser Spießbürger war bisher meist zur Karikatur verzerrt worden, die der Wirklichkeit nicht entsprach. Garriks Darstellung war viel einfacher. Er zeigte in dem Augenblicke, da er auf die Bühne trat, eine solche Einfalt, und seine Blicke sprachen so glücklich den unwissenden, selbstsüchtigen und abgeschmackten Tabakskrämer aus, daß es schwer war zu bestimmen, ob der Sturm des Lachens oder des Beifalls sich am lautesten hören ließ. Auch hielt sich Garrik während des ganzen Spieles genau und ohne Übertreibung an die bescheidene Farbenmischung der Natur, er verstand die schwere Kunst, den Charakter beständig und gleichförmig zu erhalten.

Unterdessen waren die Vermögensumstände des Theaterinhabers immer mißlicher geworden; derselbe verkaufte sein Privilegium an zwei Bankiers, Garrik aber hütete sich wohl, bei diesem Handel sich zu beteiligen, und ging abermals nach Dublin, um dort eine Reihe von Vorstellungen zu geben. Überhäuft von den Schmeicheleien aller Stände und bereichert mit einem ansehnlichen Geldgewinn, kehrte er im Mai 1746 wieder nach London zurück. Nachdem er eine Zeit lang das Coventgarden=Theater durch sein Spiel in Aufnahme gebracht, bot ihm Lacy, der Aufseher des Drurylane=Theaters, die Hälfte seines Privilegiums an, und durch Bezahlung der geringen Summe von achttausend Pfund ward Garrik (Anfang April 1747) mit Lacy gemeinschaftlicher Inhaber des Theaters. Sie hatten den Vertrag so entworfen, daß keiner in die Geschäfte des andern eingreifen sollte. Lacy übernahm die Besorgung der Kostüme, Dekorationen und die Verwaltung der ökonomischen Angelegenheiten, während Garrik das wichtigere Geschäft, mit Schriftstellern Unterhandlung zu pflegen, Schauspieler anzuwerben, die Rollen auszuteilen, die Proben zu leiten, besorgte. Außerdem daß er mit Lacy die

Hälfte des Gewinnes teilte, bekam er aber noch als Schauspieler jährlich fünfhundert Pfund, und seine Thätigkeit bei Abänderung älterer Stücke oder Abfassung neuer wurde gleichfalls besonders honoriert.

Das Vertrauen, welches die Schauspieler in Garriks Fähigkeiten setzten, war so groß, daß die vorzüglichsten sich zum Drurylane-Theater wandten; am 20. September 1747 eröffnete Garrik die Bühne mit einem Prolog, den ihm Samuel Johnson gedichtet hatte. Ordnung, Anstand und Schicklichkeit waren das, worauf der junge Vorsteher zunächst sein Augenmerk richtete. Er selbst ging in allem mit gutem Beispiel voran. Die Proben mußten pünktlich abgewartet werden, und auf das Spiel mußte die gleiche Sorgfalt wie bei der wirklichen Vorstellung sich wenden. Diejenigen Schauspieler, welche ihre Nachlässigkeit durch dreiste Nonchalance und Improvisieren vertuschen wollten, fanden in Garrik einen strengen Richter. Er wußte aber mit seinem Kennerblick auch das Talent und den Fleiß zu ermuntern, und namentlich war er bei Austeilung der Rollen sehr umsichtig, indem er sie genau den Fähigkeiten der Einzelnen anpaßte. Um aus der Unnatur und Gespreiztheit, in welche damals das Schauspiel geraten war, mit Entschiedenheit herauszukommen, wußte Garrik kein besseres Mittel, als die lange vernachlässigten Stücke von Shakespeare wieder in Aufnahme zu bringen und dabei auf die alte körnige Sprache, die man ganz gewässert und verunstaltet hatte, wieder zurückzugehen. Romeo und Julie war seit achtzig Jahren nicht zur Aufführung gekommen; man hatte statt dieses klassischen Trauerspiels den Kajus und Marius von Otway, welcher die rührendsten Auftritte von Shakespeare geborgt hatte, gegeben. Garrik brachte es in seiner ursprünglichen Form wieder auf die Bühne; ebenso den Makbeth, der gleichfalls durch allerlei Schnörkel und Zuthaten verunstaltet war.

Garrik schrieb auch eine gute Anzahl eigener Stücke, von denen manche nicht ohne Vorzüge sind (erschienen in 3 Bänden, London, 1798, 12), ferner viele sehr gelungene Prologe. Er war aber Dichter nicht im geschriebenen Wort, sondern im lebendig dargestellten. Seine große Welt- und Menschenkenntnis, sein Umgang mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit, seine natürliche Sicherheit und Gewandtheit vereinigten sich in ihm zu einer Universalität des Geistes, wie sie nur früher bei Shakespeare vorhanden gewesen war. Trotz aller Überlegenheit seines Geistes und Geschmeidigkeit seines Charakters konnten jedoch, wie das bei einem Schauspieldirektor unausbleiblich, manche unangenehme und ärgerliche Auftritte nicht ausbleiben, und um bei seiner angestrengten Thätigkeit sich einmal Erholung zu verschaffen, beschloß er auf den Rat der Ärzte die Bäder von Padua zu besuchen, die namentlich auch für seine Gattin (er hatte 1746 die berühmte und schöne Tänzerin Violetti geheiratet) Genesung von einem längeren Unwohlsein versprachen. Für einen so thätigen und scharf beobachtenden Geist, wie Garrik besaß, mußte überdies eine Reise auf das Festland noch in manch anderer Hinsicht belehrend sein, und zugleich konnte seine Eitelkeit sich schmeicheln, daß man nach langer Entfernung seinen Wert desto mehr schätzen würde.

In Frankreich und Italien ward der berühmte Mann überall mit offenen Armen empfangen und namentlich auch von den Engländern, die mit Recht stolz auf ihren Landsmann waren, ausgezeichnet. Der Beifall, mit welchem die britischen Großen den Künstler in den Gesellschaftssälen der französischen Hauptstadt überhäuften und zugleich die außerordentliche Teilnahme, womit die Franzosen jedem Wort und Gestus des britischen Roscius lauschten, beweist vielleicht noch mehr die Größe seines Talents als sein Glück auf der Londoner Bühne. Viele Sänger können nicht singen, ohne ein Orchester oder wenigstens ein Piano zur Begleitung zu haben; Garrik, von Gesichtern umringt, die das seine fast berührten, stellte Szenen aus seiner Hauptrolle gleich aus dem Stegreife dar. Sein gewöhnlicher Rock oder Mantel, sein Hut und seine Stiefel oder Halbstiefel verwandelten sich, wenn er sie zurechtlegte, in das zu jeder Rolle passendste Kostüm, und auch diejenigen Franzosen, welche kein Englisch verstanden, wußten sogleich, um was es sich handelte; denn Garriks Gebärdensprache lieferte die würdigste, ebenso ausdrucksvolle als kräftige Übersetzung. Seine Gebärden erregten Schauder, seine Blicke des Schmerzes oder der Wehmut machten weinen; man vergaß die Umgebung, und die Illusion war stets vollkommen*).

Garrik reiste von Paris im Jahre 1765 ab. Herren und Damen der höchsten Stände, Engländer und Franzosen, hatten sich vor seiner Abreise noch einmal in seinem Hotel versammelt. Die Unterhaltung war sehr lebhaft und erging sich über die schönen Wissenschaften und die vorzüglichsten Schriftsteller. Da auch Mademoiselle Clairon, die ausgezeichnete Schauspielerin, gegenwärtig war, so ersuchte man sie und Garrik, zuguterletzt noch der Gesellschaft eine Probe ihres Talentes zu geben. Da erhob sich denn ein freundschaftlicher Wettstreit. Die Franzosen konnten nicht umhin, Garrik den Vorzug zu geben, und die Engländer, welche nicht minder höflich sein wollten, erklärten Mademoiselle Clairon für die Siegerin. Da die anwesenden Franzosen wenig mit der englischen Sprache vertraut waren, wollte Garrik den (englischen) Dialog mit Fräulein Clairon nicht länger fortsetzen und erzählte nun der Gesellschaft einen Vorfall, der sich kürzlich zugetragen hatte. Ein Vater liebkoste sein Kind am offenen Fenster, das nach der Straße ging. Unglücklicherweise glitt das Kind aus seinen Armen, fiel hinab und war auf der Stelle tot. Was hierauf folgte — fuhr Garrik fort — war die Sprache der Natur, und — im Nu stand Garrik da in der Stellung des Vaters und mit dem Ausdruck des höchsten Schreckens, des verzweifelnden Schmerzes.

Die Wirkung dieses Anblickes auf die Gesellschaft war außerordentlich: viele konnten sich der Thränen nicht enthalten. Mademoiselle Clairon stürzte sich in Garriks Arme und küßte den großen Mimen voll Verehrung und Bewunderung.

Die feinsten Kenner fanden, daß Garrik durch den Besuch fremder

---

*) Vgl. die „Mémoires historiques sur la vie de Mr. Suard" und das daraus und darüber im Morgenblatt 1820, Juliheft, Mitgeteilte.

Bühnen sich in seinem Spiel noch sehr vervollkommnet hatte. Sie fanden, daß sein Ausdruck, der zwar immer geistvoll und eigentümlich gewesen war, noch feiner und ungezwungener, sein Äußeres noch anstandsvoller und sein ganzes Betragen noch feiner geworden sei, daß er nun nicht mehr so um Beifall besorgt scheine, um sich in seinen Gefühlen irgend stören zu lassen, kurz, daß er mit der größten Freiheit sich darstellte.

Unser G. Chr. Lichtenberg, als er seine zweite Reise nach England (1775) unternahm, hatte noch die Freude, den großen Mimen nicht bloß auf dem Theater zu sehen, sondern auch näher mit ihm bekannt zu werden. Aus den „Briefen aus England" (mitgeteilt in den „Vermischten Schriften", Teil 3, Göttingen, 1801) heben wir einiges aus.

„Herr Garrik hat in seiner ganzen Figur, Bewegung und Anstand etwas, das ich unter den wenigen Franzosen, die ich gesehen habe, ein paarmal wenigstens zum Teil, und unter den vielen Engländern, die mir vorgekommen sind, gar nie wieder angetroffen habe. Ich meine hier Franzosen, die wenigstens über die Mitte des Lebens hinaus sind; aus der guten Gesellschaft, das versteht sich wohl. Wenn er sich z. B. mit einer Verbeugung gegen jemanden wendet, so sind nicht der Kopf allein, nicht die Schultern, nicht die Füße und Arme allein beschäftigt, sondern jedes giebt dazu einen gemäßigten Anteil in dem gefälligsten und den Umständen angemessensten Verhältnis her. Wenn er auch ohne Furcht, Hoffnung, Mißtrauen oder irgend einen Affekt hinter der Szene hervortritt, so möchte man gleich nur ihn allein ansehen; er geht und bewegt sich unter den übrigen Schauspielern, wie der Mensch unter Marionetten. Hieraus wird nun freilich niemand Herrn Garriks Anstand kennen lernen, den nicht etwa schon vorher das Betragen eines solchen wohlerzogenen Franzosen aufmerksam gemacht hat. Folgendes wird die Sache vielleicht klarer machen.

„Seine Statur ist eher zu den kleinen als mittleren zu rechnen, und sein Körper untersetzt. Seine Gliedmaßen haben das gefälligste Ebenmaß, und der ganze Mann ist auf die niedlichste Weise beisammen. Es ist an ihm kein dem geübtesten Auge sichtbares Gebrechen, weder in den Teilen, noch in der Zusammensetzung, noch in der Bewegung. In der letzteren bemerkt man mit Entzücken immer den reichen Vorrat an Kraft, der, wenn er gut gezeigt wird, mehr gefällt als Aufwand. Es schleudert und schleift und schleppt nichts an ihm, und da, wo andere Schauspieler in der Bewegung der Arme und Beine sich noch einen Spielraum von sechs und mehr Zollen zu beiden Seiten des Schönen erlauben, da trifft er es, mit bewunderungswürdiger Sicherheit und Festigkeit, auf ein Haar. Seine Art zu gehen, die Achseln zu zucken, die Arme einzustecken, den Hut aufzusetzen, ist daher als eine Erquickung anzusehen. Man fühlt sich selbst leicht und wohl, wenn man die Stärke und Sicherheit in seinen Bewegungen sieht und wie allgegenwärtig er in seinen Muskeln scheint. Wenn ich mich selbst recht verstehe, so trägt sein untersetzter Körper nicht wenig dazu bei. Von dem starken Schenkel herab verdünnt sich das richtig geformte Bein immer mehr

und schließt sich endlich in dem nettesten Fuße, den man sich denken kann, und ebenso verdünnt sich der starke Arm nach der kleinen Hand zu. Allein diese Stütze ist nicht bloß scheinbar. Er ist wirklich stark und äußerst geübt und flink. In der Szene im Alchimisten, wo er sich boxt, läuft er und hüpft er von einem dieser netten Beine auf das andere mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, daß man glaubt, er schwebe: auch in dem Tanze in „Viel Lärmen um nichts" unterscheidet er sich vor andern durch die Leichtigkeit seiner Sprünge. In seinem Gesichte sieht jedermann, ohne viel physiognomisches Raffinement, den glücklichen schönen Geist auf der heitern Stirn, und den wachsamen Beobachter und witzigen Kopf in dem schnellen, funkelnden und oft schalkhaften Auge. Seine Mienen sind bis zur Mitteilung deutlich und lebhaft. Man sieht ernsthaft mit ihm aus, runzelt die Stirn mit ihm und lächelt mit ihm; in seiner heimlichen Freude und in der Freundlichkeit, wenn er in einem Beiseite den Zuhörer zu seinem Vertrauten zu machen scheint, ist etwas so Zuthunliches, daß man dem entzückenden Manne mit ganzer Seele entgegenfliegt.

„In seiner Gabe, das Gesicht zu verändern, hat er es zum Erstaunen weit gebracht*). Hier erwähne ich nur, daß mich z. E. im John Boute, wo ich ihn ganz in der Nähe beobachtete, sein Mund aufmerksam machte, sobald er auf die Bühne trat. Er hatte nämlich die beiden Winkel desselben etwas herabgezogen, wodurch er sich ein äußerst liederliches und versoffenes Ansehen gab. Diese Figur des Mundes behielt er bis ans Ende bei, nur mit dem Unterschiede, daß sich der Mund etwas öffnete, sowie sein Rausch anwuchs; diese Figur muß sich also in dem Manne so mit der Idee eines Sir John Boute associiert haben, daß sie sich ohne Vorsatz giebt, sonst, sollte man denken, müßte er sie einmal in dem Lärm vergessen, dessen er fürwahr in diesem Stücke nicht wenig macht.

„Nun bedenken Sie weiter: seitdem dieser vortrefflich gebildete und dabei mit allen Geistesgaben eines großen Schauspielers von der Natur ausgerüstete Mann, in seinem vierundzwanzigsten Jahre, als Exkandidatus Juris, auf einmal auf dem Theater in Goodmansfield erschien und zugleich bei seiner ersten Erscheinung alle Schauspieler seiner Zeit zurückließ, ward er der Abgott der Nation, die Würze der Gesellschaft und der Liebling der Großen. Fast alle neueren englischen Schriftsteller, die man bei uns so sehr liest, nachahmt und nachäfft, waren seine Freunde. Er half sie bilden, so wie sie ihn wiederum bilden halfen. Der Mensch lag seinem beobachtenden Geiste offen, von den ausgebildeten und ausgekünstelten in den Sälen von St. James an bis zu den Wilden in den Garküchen von St. Giles. Er besuchte die

*) Bekannt ist die Anekdote, wie der Maler Hogarth sich beklagt, kein Bildnis von dem berühmten Schriftsteller Fielding zu besitzen, und Garrik auf der Stelle sich in das Gebärdenspiel des verstorbenen Freundes so gut zu versetzen weiß, daß Hogarth nach Garriks Darstellung das Porträt entwirft, welches allgemein als höchst ähnlich bewundert wurde. Es ist dasselbe, welches vor den „gesammelten Werken" steht.

Schule, in welche Shakespeare ging, wo er ebenfalls wie jener nicht auf Offenbarungen paßte, sondern studierte."

Garrik besuchte oft, wenn er von Geschäften frei war, das Haus der Gemeinen, besonders wenn wichtige Fragen zur Erörterung kamen, wo er dann mit großer Aufmerksamkeit den Rednern für und wider folgte. Als er sich einst zufälligerweise unter den Zuhörern befand, entstand bei Gelegenheit eines gewissen Vorschlages ein so lebhafter Streit zwischen zwei ansehnlichen Mitgliedern des Hauses, daß der Sprecher des Hauses sich genötigt sah, den streitenden Parteien Stillschweigen aufzulegen. Während dieser Unruhe bemerkte ein Deputierter aus Shropshire, daß sich Garrik auf der Galerie befand, und stellte sogleich den Antrag, die Zuhörer abtreten zu lassen. Nun erhob sich Burke, berief sich auf das Urteil der ganzen ehrwürdigen Versammlung, welche entscheiden sollte, ob es sich irgend mit den Grundsätzen des Anstandes und der Schicklichkeit vereinigen ließe, daß man einen Mann von Anhörung ihrer Streitigkeiten ausschließen wolle, dem sie alle so viel Dank schuldig wären, einen Mann, welcher der größte Meister in der Beredsamkeit sei und in dessen Schule sie alle die Kunst des Vortrags und die ersten Regeln der Rhetorik erlernt hätten. Er für seine Person gestehe, Garriks Unterrichte sehr viel zu verdanken. Er ward, nachdem er noch mehreres zu Garriks Lobe gesprochen, kräftig von Fox und Townshed unterstützt, und der Vorschlag des vorerwähnten Deputierten ward mit Nachdruck verworfen. Die übrigen Zuhörer mußten abtreten, Garrik allein ausgenommen.

Durch den Tod von Lacy, der sich mit Garrik in den Besitz und die Einnahme des Drurylane-Theaters geteilt hatte, fiel zwar die ganze bedeutende Einnahme, aber auch die ganze Last der Geschäftsführung auf letzteren zurück. Garrik war fast ein Sechziger, hatte überdies durch allerlei Unpäßlichkeiten, namentlich das Podagra, viel gelitten. Dann stellten sich Steinschmerzen ein, welches hartnäckige Übel ihn bis zu seinem Tode nicht verließ. Um sich Linderung zu verschaffen, ließ er sich bereden, Lauge und andere seifenartige Arzneien zu gebrauchen, wodurch er aber seiner Gesundheit nur schadete. Ungeachtet die häufigen Anfälle der Krankheit für seine Freunde sehr beunruhigend waren, so hielten sie es doch für ratsam, so lange nur seine Kräfte es gestatteten, ihn nicht von der Bühne zu entfernen. Doch am 10. August 1776 beschloß Garrik, zum letztenmal die Bühne zu betreten als Don Felix im Lustspiele „das Wunder". Als das Stück zu Ende war, trat er hervor, und von der Stärke seines Gefühles fast übermannt, sprach er wenige, aber zu Herzen gehende Abschiedsworte, unter lautem Zuruf einer ebenso zahlreichen als glänzenden Versammlung.

Wenn er auch die Leitung abgegeben hatte, so verfolgte er doch mit dem größten Anteil die ferneren Schicksale des Drurylane-Theaters, und war stets zu Rat und That bereit, wenn man sich in zweifelhaften Fällen an ihn wandte. Die Anfälle der Steinschmerzen wiederholten sich aber immer häufiger und heftiger, und am 20. Januar 1779 starb er auf seinem reizend

gelegenen Landhause bei London. Montags den 1. Februar wurde sein Leichnam aus seinem Hause in Adelphi mit größter Feierlichkeit abgeführt und in der Westminster-Abtei unter dem Monument Shakespeares beigesetzt. Die ersten Lords und berühmtesten Gelehrten und der zahlreiche Kreis von Garriks Freunden, die seinen Tod schmerzlich empfanden, verherrlichten den Zug, an welchem alle Stände Anteil nahmen, denn es war ein Nationalverlust, der das englische Volk betroffen.

Garrik hinterließ ein großes Vermögen, aber keine Kinder. Seine Lebensweise war ziemlich glänzend gewesen, ohne verschwenderisch zu sein. Er hielt eine reiche Tafel und freute sich, seine Gäste bewirten zu können. Er hielt auch Kutsche und Pferde und eine Anzahl von Bedienten, führte aber über alle Ausgaben Rechnung. Mit Unrecht hat man ihm Geiz vorgeworfen; nicht bloß waren seine öffentlichen Almosen und Unterstützungsgelder sehr bedeutend, sondern er gab auch im stillen oft große Summen an Hilfsbedürftige, und das schon in einer Zeit, wo seine Vermögensverhältnisse noch nicht bedeutend waren. Sein Herz war so wohlwollend, daß er keinem eine Bitte abschlagen konnte. Sein mildes, freundliches Wesen wetteiferte mit seinem Genie, so daß Mensch und Künstler gleich liebenswürdig waren.

Karl Seydelmann*).

Die Lust Komödie zu spielen, in Verkleidung und Maske aufzutreten, etwas zu leisten in der Kunst „ein anderer zu scheinen als man ist" — offenbart sich wohl in jedem lebhaften, nur einigermaßen mit Phantasie begabten Kinde, sie liegt tief begründet in dem poetischen Triebe der Jugend; aber bei dem Knaben Seydelmann trat sie doch so entschieden hervor, daß ein aufmerksamer Beobachter hätte bekennen müssen, es seien da besondere Naturanlagen vorhanden.

Karl Seydelmann wurde am 24. April 1793 zu Glatz in Schlesien geboren. Der Vater, ein bemittelter Kaufmann, hielt sein Söhnchen früh zur Schule an, und der kleine Karl lernte leicht und schnell; doch lieber noch als das Lernen und Bücherlesen war ihm das Auftreten in irgend einer theatralischen Rolle und das Deklamieren kleiner Gedichte. Wie er heranwuchs und das Gymnasium seiner Vaterstadt besuchte, so wuchs auch seine Lust am Schauspiel, und da es im Plan der Schulbildung lag, daß alljährlich kleine Stücke aufgeführt wurden, so war der junge Seydelmann

*) Seydelmanns Leben und Wirken von Dr. H. Th. Rötscher (Berlin 1845). Vgl. Gutzkows „Aus der Zeit und dem Leben" und Lewalds Seydelmann. Ein Erinnerungsbuch an seine Freunde (Stuttgart 1842).

dann Feuer und Flamme, und kein Lob über eine Leistung seines Fleißes oder seiner Fortschritte machte ihm solche Freude als der Beifall, den seine Deklamation errang. Wo er nur irgend ein Stündchen von seinen Schularbeiten abmüßigen konnte, da las er Schauspiele und Lebensbeschreibungen berühmter Schauspieler, die ihm schon damals als hellleuchtende Sterne auf seinem Pfade vorleuchteten. Von den vielen Gedichten und Schauspielen, die er wiederholt gelesen, hatten sich manche Stellen so lebhaft seinem Gedächtnis eingeprägt, daß er sie unwillkürlich laut und mit dem größten Pathos recitierte, ohne an seine Umgebung zu denken, deren schallendes Gelächter ihn freilich oft genug aus seiner Entzückung aufweckte. Übrigens war zu jener Zeit die Schauspielkunst sehr beliebt in Glatz; sowohl die Offiziere der Garnison als auch die Bürger der Stadt hatten ihre Liebhabertheater und verwandten den jungen Seydelmann, dessen Lust am Theater sie kannten, gern zu dieser und jener Rolle.

Der Vater gab zwar dem Drange des Sohnes nach, aber er sah nicht ohne Bedenken eine Neigung sich entwickeln, die alles andere Interesse zu verschlingen drohte. Da kam ihm ein tragikomischer Vorfall zu Hilfe, den Seydelmann selber also erzählt: „Ein gar trauriger Vorfall unterbrach diese Seitenstudien auf lange Zeit. Ich hatte nämlich Ifflands Leben in die Hände bekommen und wollte, obgleich ich mit meinen sonstigen Arbeiten erst spät abends fertig geworden war, nicht ablassen, bis ich es durchgelesen hätte. Ein großer Wachsstock, das Geschenk meiner teuren Mutter (die mich als ihr einziges Söhnchen hegte und pflegte und fast zu lieb gehabt hatte!), wurde aufgewickelt, angezündet und auf das Polster des Stuhls gestellt, der neben meinem Bette stand. Lesend und lesend ermatteten endlich meine Augen, das Buch entfiel der Hand, und ich schlief ein. Eine ungewöhnliche Hitze machte meinen Schlaf unruhig; ich erwachte und — ein dicker Qualm drohte mich zu ersticken. Voll Angst sprang ich auf, gewann die Thür und machte Lärm. Welcher Schrecken für uns alle, als die mit dem Lichte herbeieilende Magd die Szene beleuchtete. Der Wachsstock war herabgebrannt, die Flamme hatte den Kranz ergriffen, ihn geschmolzen, das herabhängende Kopfkissen war von der großen Hitze angeglommen, nur die Stelle, worauf ich gelegen, war noch unversehrt, als Gott mich wach rief. Versteht sich, daß ich von diesem Augenblick an weder Komödieen noch sonst ein damit verwandtes Buch mehr ins Haus bringen, daß ich mich nie wieder deklamierend vernehmen lassen durfte, aber meine Lust dazu blieb wenigstens die alte, nur habe ich mich seither immer sehr in acht genommen, über dem Studium der Kunst — einzuschlafen."

In dem verhängnisvollen ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts war der Knabe zum Jüngling gereift; der eiserne Druck Napoleons lastete schwer auf dem Vaterlande, die Sehnsucht nach Befreiung ward immer lebendiger, und als Österreich 1809 mit neuer Kraftanstrengung auf dem Kampfplatze erschienen war und Herzog Braunschweig-Öls in Böhmen ein Freikorps geworben und seinen Aufruf erlassen hatte, da eilte auch der

sechzehnjährige Jüngling mit noch einem Jugendgenossen an die schlesisch-böhmische Grenze zum Herzog von Braunschweig, um sich in dessen Freikorps anwerben zu lassen. Er wurde freundlich empfangen, aber wegen seines noch zu schwächlichen Körpers als zum Kriegsdienste untauglich, nicht aufgenommen.

Noch ein Jahr lang zügelte der junge Mann seine Ungeduld; der Kampf Preußens gegen Frankreich mußte, das fühlte er wohl, bald ausbrechen, und er wollte nicht unthätig zusehen. So ließ er sich, da auch seine Körperkraft merklich zunahm, bei der Artillerie in Neiße einschreiben, trotz seiner Abneigung, die er gegen den Soldatenstand als solchen hatte. Doch Preußen durfte nicht so schnell losschlagen, als es sich der rasche Jüngling gedacht hatte, und der kahle, einförmige Dienst sagte ihm durchaus nicht zu. Seine Liebe zum Theater erwachte plötzlich mit verstärkter Kraft, und er beschloß, den Militärdienst wieder zu verlassen. Davon mochte aber weder der Vater hören, noch zeigten sich die Vorgesetzten, welche dem jungen, kenntnisreichen Mann wohlwollten, und dessen schöne Handschrift dem Major Braun besonders gefiel, geneigt, seinem Wunsche zu willfahren. Unerschütterlich fest blieb Seydelmann bei seinem Entschlusse; in einem Briefe an seinen Jugendfreund Simmon, den er zärtlich liebte, schrieb er dat. Neiße, den 8. August 1811:

„Hier sind junge und alte Artilleristen avanciert, doch ich nicht, weil ich durchaus nicht mehr avancieren will, sondern mit Ungeduld dem Augenblick entgegensehe, wo ich wieder zum freien Menschen avanciere; als ich unters Militär ging, wurde ich degradiert zum Sklaven.

„Ja, ist es nicht so? — Zum Examen der Artilleristen ist jederzeit ein Termin festgesetzt und geschieht die Examination in Neiße. 53 Bombardiere, 10 Unteroffiziere, 6 Feuerwerker wurden dem Chef der Examinationskommission, dem Herrn Major Braun, auf der Liste aufgeführt, die sich zu einer höhern Charge prüfen lassen wollten. Nur ich war unter den 53 Bombardieren der einzige, den er gleich vermißte, und eine Ordonnanz beschied mich am Tage vor dem Examen zum Major. — Als ich in die Stube trat, empfing er mich, die zwei Bogen starke, oben erwähnte Liste in der Hand, folgendermaßen:

M. Braun. Mein Sohn, es ist Ihnen bekannt, daß morgen das Examen der jungen Leute ist, die zum Unteroffizier und Feuerwerker avancieren wollen; hier habe ich das namentliche Verzeichnis von allen den Menschen, und wen ich nicht zu vermissen glaubte, vermisse ich eben, warum sind Sie nicht mit aufgezeichnet?

Ich. Das Warum wird Ihnen noch bekannt sein, Herr Oberst-Wachtmeister. Ich habe um meinen Abschied angehalten, und es wurde —

Braun. Ins drei Teufelsnamen, Herr, lassen Sie die Idee von Ihrem Abschiede fahren, mit dem es noch sehr dunkel aussieht; lassen Sie sich examinieren! —

Ich. Herr Oberst-Wachtmeister, ich lasse mich nicht examinieren (hier

sah er mich starr und finster an) und es würde sehr thöricht sein, wenn ich mich einem Examen unterwürfe, da ich meinen Abschied haben will. Es müßte allen Leuten, die darum wissen, die Idee in die Hand geben, als hätte ich bloß darum um meine Entlassung angehalten, weil ich noch keine Tresse um den Kragen und kein Portepee am Pallasch trage, welches doch nicht im mindesten der Fall ist.

(Pause, in der er mich fest in die Augen faßt; ich blicke ihn dreist an.)

Braun. Sie lassen sich also nicht examinieren?

Ich. Ich bitte um Verzeihung; (sehr fest) nein!

Braun (wild aufspringend). Herr, gehn Sie zum Teufel!

Gelassen ging ich — nicht zum Teufel — sondern zur Thür hinaus und nach Hause, und mein Vorsatz wurde immer unerschütterlicher."

Sehr bezeichnend ist es, wie der Verfasser des Briefes bei Darstellung eines für ihn so wichtigen Momentes sich doch nicht enthalten kann, die Szene ganz dramatisch zu zeichnen und zu überliefern.

Die Anwesenheit der Vogtschen Schauspielergesellschaft in Neiße reizte den Musensohn noch mehr, alles aufzubieten, um baldmöglichst einem Stande anzugehören, in welchem er Besseres leisten zu können sich getraute, als er gewöhnlich vor Augen hatte. Er kam zu dem verzweifelten Entschlusse, mit einem gefälschten Passe unter dem Namen des Malers Sporon zu entweichen, und floh nach Troppau. Seine geringe Barschaft war bald erschöpft, er mußte sein Leben fristen mit Elementarunterricht, der ihm schlecht honoriert wurde, doch der edelmütige Schauspieler Schmidt nahm sich seiner freundlich an, und der biedere Freund Simmon that alles Mögliche, den Vater zu versöhnen und Trost zu spenden, als der Verlassene in eine Krankheit gefallen war. Der Vater, durch das Leiden seines Sohnes gerührt, verzieh den unbesonnenen Schritt und bewirkte sogar beim Armeekommando die Erlaubnis zur Rückkehr unter der Bedingung eines erneuten treuen Dienstes. Da sich unterdessen Preußen erhoben und den Krieg gegen Napoleon begonnen hatte, stellte sich der junge Seydelmann gern wieder ein. Er ward mit einer Abteilung Artillerie der Hauptarmee zugesendet, doch es war ihm nicht beschieden, Kriegslorbeeren zu erringen. Ein kaltes Fieber befiel ihn so heftig, daß er nach Glatz ins Feldlazarett gebracht werden mußte. Er erhielt — diesmal durch Fürsprache seiner Gönner — nun wirklich den Abschied und bald darauf eine Einladung des Grafen Herberstein nach Grafenort, das Personal des dortigen Schloßtheaters zu vermehren. „Dort," äußerte er sich später über diesen Aufenthalt, der einen Glanzpunkt in seinem Leben bildete — „umgeben von feingebildeten Männern und Frauen, gern gesehen, weil ich mit glühendem Eifer trieb, was allen wohlgefiel, dort an der Seite der für die Kunst viel zu früh entschlafenen Luise von Holtei lebte ich beneidenswerte Tage."

Nach der Eltern Tode reiste Seydelmann nach Breslau und wurde Mitglied der dortigen Bühne mit einer Gage von wöchentlich zehn Thaler. Er war mit unermeßlichem Fleiß thätig, manche Hindernisse seines Organs,

namentlich das Anstoßen mit der Zunge, zu überwältigen, welches ihm bei allen Rollen, wo sehr schnell gesprochen werden mußte, hemmend entgegentrat. Durch unausgesetzte Übung gelang es ihm endlich, den Fehler zu beseitigen. Wenn auch Kenner die nicht gewöhnlichen Anlagen und den sittlichen Ernst, mit welchem der Künstler seine Aufgabe erfaßte, bald zu würdigen verstanden, so ward er doch von dem großen Publikum keineswegs verwöhnt, zumal da er nicht jener Kunstgriffe sich bediente, womit sonst wohl die Schauspieler einen Knalleffekt hervorbringen. Er schrieb in dieser Hinsicht an seinen Jugendfreund:

„Du bist begierig, mich als Schauspieler zu erblicken. Nun, ich darf, wenn ich auch Dir fremd wäre, Dein Urteil ohne Bangigkeit erwarten; Anfänger pflegt man ja zu schonen; und bin ich etwas anders? Nein, gewiß nicht! Ich achte die Schauspielkunst zu hoch, um mich für etwas mehr, jetzt schon für etwas mehr zu halten. Man lobt mich, ja; doch worin hat das seinen Grund? Ich bin mit manchem ausgerüstet, was auf der Bühne doppelt schätzenswert erscheint. Ich ringe stets mit Feuer nach dem Bessern, lass' es also nie am Fleiße fehlen, und Fleiß eben ist es, den man bei Hunderten — die sich den Namen Künstler anmaßen — vermißt. Dieser Mangel hat nun die traurige Veranlassung gegeben, Schauspieler schon dann zu loben, wenn sie sich desselben nicht schuldig machen. Wie kann aber die Pflichterfüllung Lob verdienen? und wie kann man darauf eitel sein?"

Um seinen Rollenkreis zu vermehren und seine äußere Lage zu verbessern — denn er hatte in Breslau geheiratet — folgte er einem Rufe nach Gratz, wo Graf Thurn und Baron Born die Leitung des landständischen Theaters übernommen hatten und dem ganzen Theaterwesen einen neuen Aufschwung zu geben gedachten. Seydelmann übernahm zuerst die komischen Rollen, und wenn die bisherige rohe Komik in burlesken Sprüngen den Spaß suchte, strebte er durch feinere Charakteristik den komischen Effekt hervorzubringen. Die Achtung, die er sich bald erwarb, zeigte sich darin, daß man ihm die Regie übertrug. Doch nur kurz war seine Wirksamkeit, denn die vornehmen Wirte des Theaters machten Bankrott.

Durch ein bedeutendes Geschenk der steiermärkischen Stände gegen die nächste Not gesichert und Frau und Kind in Gratz zurücklassend, begab sich Seydelmann nach der Kaiserstadt; Graf Pachta schenkte dem jungen Künstler lebhafte Teilnahme und wollte ihm eine Gastrolle am Burgtheater auswirken, aber dazu fehlte dem bescheidenen Künstler der Mut. Desto eifriger hörte und sah er, um zu lernen, ging dann nach Preßburg, wo er auftrat (in Kotzebues: Graf von Burgund), viel Beifall erntete, aber keine Anstellung fand. Darauf wanderte er nach Brünn, wo auch kein Unterkommen zu finden war, von da nach Olmütz, wo der Musentempel über einem Ochsenstalle angebracht war. Seine jugendliche Frische und sein gebildetes Wesen machten guten Eindruck zumal unter der etwas wilden Truppe, und unter Zusicherung von acht Gulden Österr. Währung (etwa 13½ Mark)

für jede Rolle, trat er dreizehnmal als Gast auf und gefiel sehr — in solcher Umgebung freilich kein Wunder! Da alle seine Bemühungen, an einer größeren deutschen Bühne Anstellung zu finden, fruchtlos geblieben waren, mußte er in den bittern Apfel beißen und den Posten am Olmützer Theater annehmen. Hier lernte nun Seydelmann das Treiben und das Elend kleiner Bühnen auf das gründlichste kennen. An Sonntagen wurden die Mitglieder in die nächsten Städtchen und Marktflecken kutschiert, wo sie auf Tanzboden, in Scheunen und Wirtsstuben ihr wanderndes Theater aufschlugen und dann von der klassischen Arbeit auf einem Strohlager ausruhten. Als Liebling des Publikums und ausgezeichnetes Mitglied hatte Seydelmann die Vergünstigung, bei solchen Ausflügen im Direktionswagen zu fahren, was den Neid seiner Kollegen nur noch mehr aufregte. Einst war durch ein Mißverständnis der Direktionswagen zu früh aus dem Orte abgefahren, wo am Abend zuvor gespielt worden war, und Seydelmann mußte den Gesellschaftskarren in Anspruch nehmen. Aber er war noch nicht eingestiegen, da trieben die Insassen den Fuhrmann, daß er schnell von dannen fuhr, und Seydelmann mußte leicht gekleidet im vollen Regen zu Fuße folgen.

Ein tiefer Unmut über das verächtliche Treiben seiner Genossen und ihre gemeine Gesinnung, die von keinem höheren Streben nach künstlerischer Ausbildung wußte, machte den wackern Künstler ganz menschenscheu; er sehnte sich nach einer bessern Sphäre. Die Prager Bühne, damals unter Leitung des Herrn v. Holbein, stand in dem besten Rufe, und Seydelmann beschloß, sich direkt an Holbein zu wenden. Er schrieb ihm einen zwar kurzen, aber kernigen Brief, der allerdings die Aufmerksamkeit des Direktors erregen mußte und also lautete:

„Ich spiele in einem Fleischscharren, allein so viel ich von Ihnen weiß, stoßen Sie sich nicht daran, und Talent besiegt bei Ihnen alle Vorurteile. Ich glaube, ich habe Talent, allein ich weiß nicht, wo es hinaus will. Ich glaube, Sie würden es bald sehen und ihm den Weg zeigen. Engagieren Sie mich, wofür und für was Sie immer wollen. Ich ergebe mich Ihnen unbedingt. Wenn Sie mich nicht so stellen können, daß ich brauchbar bin, so ist's nichts mit dem Theater, und ich muß einen andern Weg einschlagen. Ich habe Bildung, Fleiß und ein dankbares Herz. Wagen Sie es mit mir."

Herr v. Holbein antwortete, er könne ihm zwar keine Aussicht auf ein bestimmtes Rollenfach eröffnen, aber ein Probeengagement von hundert Gulden Ö. W. monatlich wolle er ihm anbieten, wobei er sich freilich auf jedwede, auch die kleinste Rolle gefaßt halten müßte. Dabei versprach er alles zu thun, was zur Förderung des aufstrebenden Talents beitragen könnte.

Sobald Seydelmann in Olmütz gekündigt hatte, thaten die Abonnenten des dortigen Theaters alles Mögliche, eröffneten zu seinen Gunsten eine Subskription und zeigten ihm die Liste, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Seydelmann war von dieser Anerkennung sehr gerührt, glaubte es jedoch seinem bessern Selbst schuldig zu sein, weiter zu streben.

In Prag fand er den geeigneten Fruchtboden, in welchem sein Künstlergeist Wurzel fassen und Blüten treiben konnte. Herr v. Holbein unterstützte und erfreute ihn mit dem reinsten Wohlwollen, ließ ihm freieste Bewegung, und so gewann der Künstler volle Gemütsruhe, sich in seine Aufgaben zu vertiefen. Hatte er einen Charakter nach allen Seiten hin sich klar gemacht, sich ganz in ihn eingelebt, dann sprang auch wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter dieser Charakter völlig geharnischt und abgeschlossen auf die Bühne, jede kleinste Bewegung, jede Miene war mit solcher Treue der Natur abgelauscht, daß der Zuschauer gleich von Anfang an in die größte Spannung versetzt wurde, und weniger auf die pathetischen Reden und Deklamationen (worin bisher die meisten Schauspieler das Talent der Darstellung setzten), als auf die mit innerer Notwendigkeit sich entwickelnde Handlung lauschten. — Selbst die Nächte wurden zu Hilfe genommen, um alle Züge der Charaktermaske mit Sicherheit einzuprägen und durch die Kunst des Schminkens zu fixieren. Die liebevolle Gattin saß ihm dabei zur Seite und prüfte gemeinschaftlich mit dem Künstler, ob und inwieweit das Bild gelungen sei. So ward z. B. die Charaktermaske Friedrichs des Großen, welchen Seydelmann im „Tagesbefehl" von Töpfer spielen sollte, in der Nacht vor der ersten Aufführung des Stückes so lange geformt, bis sie beiden Gatten völlig genügte.

Die großen Anstrengungen, welche sich Seydelmann bei seinem überaus reizbaren Nervensystem zumutete, erschütterten seine Gesundheit, und die Ärzte verordneten Karlsbad und Teplitz. Als er an letzterem Orte kaum drei Wochen die Kur gebraucht hatte, ward er vom dortigen Theaterdirektor dringend zum Gastspiel aufgefordert, und er spielte sechsmal mit dem größten Erfolge, aber die gute Wirkung der Kur war gelähmt. Seydelmann blieb bis an sein Ende Unterleibspatient.

Sein Ruf als Charakterdarsteller hatte sich schon weit über Prag hinaus verbreitet, und es ward ihm von Kassel aus ein Anerbieten gemacht, das Aussicht auf lebenslängliche Versorgung bot. Herr v. Holbein war edel genug, seinem hochgeschätzten Freunde noch zuzureden, die Stelle anzunehmen. In Kassel ward er vom Fürsten wie vom Publikum gleich sehr ausgezeichnet, aber die Lebensatmosphäre sagte ihm gleich anfangs nicht zu. Dazu kam, daß nicht unbedeutende Schulden ihn drückten, sein Gesundheitszustand sich wieder verschlimmerte; er mußte um Gehaltsvorschüsse bitten, die ihm verweigert wurden, ein Entlassungsgesuch hatte ihm die Ungnade des Kurfürsten zugezogen. Als er nun in Darmstadt Gastrollen gab und vom Großherzog sehr ausgezeichnet wurde, glaubte er hier einen günstigen Boden für seine Wirksamkeit zu finden, löste das Verhältnis mit der Kasselschen Direktion und nahm die Stelle in Darmstadt an. Aber auch dort war seines Bleibens nicht lange, denn bei seinen hohen idealen Forderungen, die er an die Menschen stellte, bei seiner Reizbarkeit und schroffen Unbeugsamkeit mußten manche Reibungen entstehen, die ihm das Leben verbitterten. Für das Hofleben war er nicht gemacht, noch weniger für Hofintriguen, und diese blieben in den

kleinen deutschen Residenzen nicht aus. Charaktere seiner Art konnten nur in größeren und freieren Verhältnissen, wie in Wien oder Berlin, sich frei entfalten. In einem Schreiben an den Direktor des Stuttgarter Theaters, der ihm den Wunsch des Königs ausgedrückt hatte, ihn für Stuttgart zu gewinnen, sagt Seydelmann in dieser Beziehung: „Die entsetzliche Leere in Darmstadts Theaterwelt und das ewige Steigen und Fallen von Gnade und Ungnade lastet auf mir, der ich in der Welt nichts weiter will, als ungehindert Komödie spielen. Es ist doch in der That ein erbärmliches Los, in jeder Minute siebenmal lang und siebenmal kurz werden, ohne eigentlich zu wissen warum und wozu? Lebhaft erfüllt mich der Wunsch, Ihnen anzugehören." Der Großherzog hatte dem Künstler die nachgesuchte Entlassung durch Dekret vom 13. Mai 1829 bewilligt und der König von Württemberg seine Anstellung für das Fach der Charakterrollen durch Dekret vom 22. Mai 1829 genehmigt.

Der Sommer ward noch zu Ausflügen benutzt, und dabei auch Breslau bedacht, wo Seydelmann vor zehn Jahren seine Laufbahn begonnen hatte und nun als gesuchter Künstler wieder erschien. Über den Erfolg seines Gastspiels in Breslau war er sehr beglückt, der Ruf „hier bleiben" war ihm nirgends so wohlthuend gewesen als hier.

In Stuttgart ward es ihm wohler als in Kassel und Darmstadt. Der neue Chef des Hoftheaters, Graf Leutrum, anerkannte willig die Kraft und Bedeutung des Seydelmannschen Geistes, fragte ihn oft um seine Meinung und behandelte ihn mit der größten Aufmerksamkeit. Nachdem Seydelmann die Regie übernommen hatte, nahm er manche Reformen vor, ordnete z. B. zwei Leseproben an, in denen einmal der Regisseur, einmal die Mitglieder lesen sollten, drang auch auf genaueres Studium der Rollen und besseres Zusammenspielen. Das verdroß den alten Schlendrian, und mancher Widerstand erhob sich. Doch Graf Leutrum trat stets auf Seydelmanns Seite und suchte, so gut es gehen wollte, alle Mißhelligkeiten zu beseitigen.

Unterdessen wuchs der Beifall, den der Künstler sowohl in Stuttgart als auf seinen Reisen im Jahre 1830 und 1831 errang. In Weimar hatte er viermal unter den Augen Goethes gespielt, war bei dem Dichterfürsten eingeführt worden und hatte mit ihm bedeutende Gespräche geführt über den Karlos im Klavigo und Mephistopheles. In Wien hatte ihm der glänzende Erfolg seines Gastspiels sogleich die vorteilhaftesten Anerbietungen, dem Burgtheater für immer seine Kräfte zu weihen, zuwege gebracht. Der Graf Leutrum, als er davon Kunde erhielt, schrieb sogleich an den Künstler einen Brief, worin er ihn der besonderen Gnade des Königs versicherte und jede Unterstützung versprach. Seydelmann kehrte nach Stuttgart zurück, als aber alte Mißhelligkeiten sich erneuerten, forderte er seine Entlassung. Das Gesuch ward abgewiesen und durch eine Zulage von 1000 Gulden beantwortet.

Im November des Jahres 1832 bewarb sich die Berliner Intendanz um Seydelmanns dauernden Besitz, indem Graf Redern ihm nach Prag hin

schrieb (wo er Gastdarstellungen geben sollte), daß er seinen Besitz für die königliche Bühne um so mehr wünschen müsse, als die fernere Wirksamkeit L. Devrients infolge seiner großen Körperschwäche sehr zu bezweifeln sei. Zugleich ward er als Gast nach Berlin eingeladen. Doch sein Urlaub war abgelaufen, und erst zwei Jahre nachher entschloß sich Seydelmann, eine Reihe von Gastrollen auf dem Berliner Hoftheater zu spielen. Die Berliner Kritik haßte und fürchtete er, und doch mußte er sich sagen, daß so lange sein Ruhm nicht festgestellt sei, als er noch keinen Erfolg in Berlin errungen hatte.

Seydelmann trat im April 1835 zum erstenmal als Karlos im Klavigo auf. Die Erwartungen waren auf das höchste gespannt, wozu noch eine Schrift von A. Lewald beigetragen hatte, die ganz von Bewunderung für den Künstler erfüllt war und namentlich seine Proteusnatur als eine noch nicht dagewesene schilderte. Seydelmann war nicht ohne Befangenheit, aber doch war er seiner Sache sicher. Er hatte den Karlos weder als einen Intriguanten, noch als einen boshaften Mann gefaßt, dem es eine Lust ist, die edelsten Verhältnisse zu zerreißen, sondern er stellte ihn einfach dar als einen gewandten, entschlossenen Weltmann, vor dessen unerbittlichem Verstande und sicherm Auftreten alle Halbheit und Unentschlossenheit zunichte wird. „Die große Szene des vierten Aktes, in welcher der Schwerpunkt des ganzen Dramas wie des Karlos liegt, wurde daher nicht wie ein großes rhetorisches Prachtstück gegeben, das wie bunte wechselnde Flammen und himmelanstrebende Raketen das Auge blendet, sondern als der Moment der höchsten Reife, der konzentriertesten Stärke, deren dieser gemütlose aber seiner selbst gewisse, von aller Halbheit freie Verstand fähig ist. Diese organisch gewachsene Frucht war es, welche die Hörer mit dem Gefühl einer Naturnotwendigkeit erfüllte und plötzlich jenen Sturm des Beifalls, jenen langdauernden Jubel hervorrief, den man nach dem unscheinbaren Anfang nie hätte erwarten dürfen. Was Horaz vom homerischen Sänger im Gegensatz der cyklischen Dichter singt, daß er nicht aus Glanz uns Rauch, nein Licht aus Rauch uns giebt, dies hatte auch Seydelmann durch seinen Karlos als das Geheimnis seiner außerordentlichen Wirkungen bewährt*)."

Gleich nach Beendigung des Karlos gab Seydelmann noch seinen Koch Vatel (im kleinen Lustspiel von Lampert „Ehrgeiz in der Küche") und zeigte seine Virtuosität in der Umgestaltungskunst so, daß viele zweifelhaft wurden, ob sie in dem Koch noch denselben Menschen vor sich hätten, der vorher so fein in den höchsten Kreisen der Gesellschaft sich bewegt hatte.

Aus den zuerst bedungenen zwölf Gastrollen wurden achtzehn und steigerten sich, da die Teilnahme eher zu als abnahm, auf dreißig. Manche, die dem Theater ganz den Rücken gekehrt hatten, fühlten sich neu angezogen, auch die mißgünstigste Kritik mußte wenigstens den Erfolg anerkennen. Der König hatte mit großem Wohlgefallen dem Spiele des Künstlers beigewohnt, und in seiner kurzen Weise sich geäußert: „Guter Schauspieler, der Seydel-

*) Rötscher, a. a. O. S. 116.

mann; immer brav, immer anders und ein guter Künstler, ausgezeichnet! hat mir recht gefallen!"

Da der König von Württemberg dem Künstler den Urlaub verlängert hatte, so füllte Seydelmann diese Zeit mit Gastrollen aus zunächst in Hamburg, ging dann über Hannover in seine Heimat und folgte im August einem Rufe nach München. Überall wiederholte sich der Jubel bei überfüllten Häusern. Die in Berlin ihm gemachten Anträge hatte er abgelehnt, er wollte dem Stuttgarter Theater seine Kräfte weihen, aber sich nun, wo sein Ruhm festgegründet war, auch freie Bahn schaffen und hatte in dieser Beziehung die entschiedenste Sprache schon von Hamburg aus gegen seinen Chef, den Grafen Leutrum geführt. Eine Zeit lang ging alles gut; als aber neue Reibungen kamen, hielt Seydelmann sich berechtigt, das Verhältnis mit Gewalt zu brechen und schied unter ebenso großer Ungnade des Königs als Indignation des Grafen von Stuttgart.

Am 4. April 1838 betrat er zum erstenmal als Mitglied der Berliner Hofbühne das Theater, er spielte den Kromwell in den Royalisten von Raupach. Wegen des Andrangs hatte man das Opernhaus zu dieser Vorstellung wählen müssen, und der Jubel, welcher die Darstellung Seydelmanns fort und fort begleitete und sich zuletzt mit der Bekränzung des Künstlers endigte, bewies hinlänglich, wie großer Wert auf seine Anstellung gelegt ward. Den Dankesworten, die er sprach, fühlte man es an, daß er Berlin als seine zweite geistige Heimat betrachtete, und in der That ward er bald so heimisch in den vielen gebildeten Kreisen, er fand soviel Anerkennung und Verständnis seines Strebens, daß er frisch und fröhlich seine unermüdete Thätigkeit entfaltete. Denn wie er seine Kunst nach höheren Prinzipien gestaltete, so war es ihm auch Bedürfnis, diese Grundsätze mit gleichgestimmten Freunden zu erörtern. Gleich im ersten Winter bildete sich ein Kreis von Männern, wie Professor Gans, Werder, Hotho, Veit, Moritz Carrière, die alle vierzehn Tage sich versammelten, um ein klassisches Werk mit Rollenverteilung zu lesen, wobei Seydelmann und Eduard Devrient die Hauptcharaktere übernahmen. Dann wurden die charakteristischen Seiten jeder einzelnen Rolle hervorgehoben, und in dieser Entwickelung war Seydelmann Meister. Im Februar 1839 las er für das Lessing-Denkmal, das in Braunschweig errichtet werden sollte, den Nathan, und hatte die Freude, dem Verein 320 Thaler für diese Vorlesung abliefern zu können.

Die älteren Stücke, wie Emilia Galotti, bekamen durch Seydelmann wieder volle Häuser, der Goethesche Faust, auch der Nathan mußten öfter wiederholt werden. In Halle gab er binnen elf Tagen sechs Gastdarstellungen, in Stettin innerhalb dreizehn Tagen zehn. Der fortwährenden geistigen Aufregung war übrigens die Körperkraft nicht gewachsen, die alten Leiden brachen mit doppelter Stärke hervor, und wenn auch im Moment des Spieles die kräftige Seele ihr gebrechliches Organ vollkommen in der Gewalt hatte, so war darauf die Erschöpfung desto größer. Karlsbad und zur Nachkur Warmbrunn wurden verordnet, brachten für den Augenblick

einige Erleichterung, so daß im Winter von 1841—1842 der wackere Künstler wieder mit voller Hingebung spielen konnte und zu Anfang des Jahres 1842 sogar einem Rufe nach Posen Folge leistete. Hier riß er alle Zuhörer gewaltig mit sich fort, und die wenigsten ahnten, daß sie den letzten Heldenthaten des Bühnenheros zugeschaut hatten.

Im Sommer mußte die Kur in Warmbrunn wiederholt werden; mit großer Gemütsbewegung sah er sein heimatliches Schlesien wieder. „Bad Reinerz," schrieb er, „ist eine der freundlichsten, ruhigsten Stationen zum ewigen Frieden." Anfangs Oktober kehrte er wieder nach Berlin zurück; bei seinem neuen Auftreten auf der Bühne wurde er mit einer so herzlichen Begrüßung empfangen, daß er die Thränen schwer zurückhielt. Mit dem Winter nahmen aber die Kräfte zusehends ab; nichtsdestoweniger bereitete er sich fleißig vor, die Rolle des Jago im Othello zu spielen. „Ich habe mich lange nicht auf eine Rolle so gefreut, wie auf diese," schrieb er am 12. Januar 1843 seinem Sohne, — „Shakespeare, je länger man ihn liest, gewährt einen immer größeren Genuß. Wenn ich ihn nun aber gar nicht spielen dürfte! — Bitte Gott, daß er mich wieder gesund macht! Noch ist, was man Geist zu nennen pflegt, zu lebhaft in mir, als daß ich der Unthätigkeit ohne Schaudern zusehen könnte." Aber nur noch die Leseprobe, worin Seydelmann seine Rolle in ergreifender Weise las, konnte gehalten werden; am 17. März machte ein Nervenschlag dem vielbewegten Leben ein Ende.

In Seydelmann verlor die Welt einen der größten dramatischen Künstler und einen vortrefflichen Menschen. Trotz seiner öfteren Verstimmung, seiner schroffen, heftigen Art im Verkehr mit andern war sein Herz doch zart und edelgesinnt und sein Gemüt offen für alles Menschliche — und Göttliche. Wie er in der heißen Liebe zu seiner Kunst, der er alle seine Kräfte unausgesetzt widmete, den festen, sittlichen Haltpunkt gefunden hatte, von welchem aus er das unlautere, gemeine Thun und Treiben seiner Standesgenossen mit schneidender Schärfe geißeln durfte: so führte ihn das von seiner zartfühlenden Seele stets so sicher ergriffene Reinmenschliche zu Gott, dem Urquell alles Guten. Nach Geburt und Erziehung Katholik, ehrte und achtete er die positive Religion, so sehr er auch dem Lessingschen Nathan huldigte. Kam er zum erstenmal in eine Stadt, so galt sein erster Besuch der Kirche, wo er sich seinen andächtigen Empfindungen hingab, am liebsten zu einer Zeit, wenn die Kirche leer war*). Besonders trat sein religiöser Sinn hervor, wenn er in eine schöne Gegend kam, und Herz und Mund mit Dank und Lobpreisung Gottes erfüllte.

Als Kunstkritiker würde Seydelmann Ausgezeichnetes geliefert haben, aber zum Schriftstellern war er nicht zu bringen. Dagegen hat uns sein Biograph Rötscher eine Reihe von Briefen aufbewahrt, in denen sich die wertvollsten Goldkörner gelegentlicher Äußerungen finden für seine Freunde.

*) Vgl. Guhrauer im deutschen Museum von Prutz 1852, 20.

Sein Ausdruck ist überall energisch, kurz, treffend. Ein Brief an seinen Sohn (in Wien als Schauspieler engagiert) möge den Schluß dieser biographischen Skizze bilden.

„Ich glaube wirklich, es giebt in keinem Stande gewissenlosere Tagediebe als in dem unsrigen. Und ist ein erträglicher Schauspieler zu denken ohne allseitige Bildung und rastlosen Fleiß? Das Talent freilich ist Nr. 1. Zum guten Boden aber gehört ein tüchtiger Bauer, und die Blume der Kunst gedeiht nicht ohne Pflege. Das wissen die liederlichen Kerle alle; aber süßer deucht ihnen Faulheit und Schnaps, als edle Benutzung der Zeit. — Manche Bühnen zählen einige solide Leute. Man sieht, sie thun, was sie können, aber sie können eben nicht viel. Geschick und Anlage sind oft da, aber der ausgebildete Verstand, die gute Erziehung fehlen. Alles geht unter, ersäuft in Roheit und alltäglichem, gemeinem Geschwätz. Giebt es nicht eine Masse von Künstlern, denen — nicht etwa Goethe oder Shakespeare, nein Kotzebue selbst ein unauflösliches Rätsel ist? deren Schulbildung und Fassungsvermögen nicht einmal zu den gewöhnlichsten Aufgaben hinaufreicht? Solcher Bursche wirst Du schon eine Menge kennen. Und das Pack erfrecht sich, dem gebildeten Zuschauer das schwerste Bild, den inneren Menschen an sich, abzuspiegeln? Es muß — muß anders werden in der Theaterwelt! Fordern's nicht die Fürsten, wird die Zeit, die unaufhaltsam vorwärts schreitende, es fordern. Sie wird es nicht mehr dulden, daß man Vagabunden Künstler nenne."

Christian Gottlob Heyne*).

Heyne gehört zu den bahnbrechenden Philologen Deutschlands, zu jenen Männern, welche, die Schranken einer toten Buchstabengelehrsamkeit durchbrechend, wieder Geist in das Studium des klassischen Altertums brachten und ebenso viel Geschmack als Geistesschärfe hatten, um die Werke der Alten auch nach ihrer schönen Form auf den empfänglichen Sinn wirken zu lassen. Die geistige Höhe, zu der sich Heyne emporschwang, ist um so achtenswerter, als der strebende Jüngling, wie er schon als Knabe unter niederdrückenden Lebensverhältnissen geseufzt hatte, mit den größten Hindernissen kämpfen mußte. Doch weil er recht kämpfte, d. h. tapfer und ausdauernd zugleich, ward ihm endlich auch des Siegers Lorbeerkranz zu teil.

Es ruht ein Segen auf der Armut. Die größten Sprachforscher und Denker unseres Volkes gehören der Klasse des niederen Handwerkerstandes

*) Biographische und litterarische Denkschriften von A. H. L. Heeren (Historische Werke, VI.), Göttingen 1823.

an und mußten den Mangel äußerer Mittel durch energische Entwickelung der Mittel des Geistes ersetzen. Man denke an Herder, Kant, Winckelmann, Wolf ꝛc. Thomas Carlyle, einer der wenigen englischen Schriftsteller, welche vorurteilsfrei das Große und Tüchtige im deutschen Geistesleben anerkennen, konnte nicht umhin, in seiner Rektoratsrede (am 2. April 1866) den englischen Universitäten einen kleinen Seitenhieb zu versetzen mit der Bemerkung, daß sie, obwohl die reichsten auf Erden, trotz aller Dotationen doch seit Bentey keinen großen Philologen gehabt hätten, während aus den verhältnismäßig armen deutschen Universitäten oft aus Niedrigkeit und Dürftigkeit (er erinnerte an Heyne, den armen Leinwebersohn aus Chemnitz) eine große Anzahl der tüchtigsten Gelehrten hervorgegangen sei.

Heyne selber erzählt von seiner Jugend also:

„Mein guter Vater, Georg Heyne, war aus dem Fürstentum Glogau in Schlesien gebürtig, aus dem kleinen Orte Gravenschütz. Seine Jugend war in die Zeiten gefallen, da die Evangelischen den Bedrückungen und Verfolgungen der römischen Kirche in diesem Lande noch bloßgelegt waren. Auch seine Familie, die das Glück der Zufriedenheit in einem niedrigen aber unabhängigen Leben genoß, sah durch den Bekehrungseifer ihre Ruhe gestört. Einige gingen zur römischen Kirche über. Mein Vater verließ seinen väterlichen Aufenthalt und suchte als Leinweber durch seiner Hände Fleiß sich in Sachsen den nötigen Unterhalt zu verschaffen. „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele!“ war der Gedanke, den die Szenen seiner Jugend am tiefsten in sein Gemüt geprägt hatten. Eine Reihe von widrigen Vorfällen setzte ihn aber selbst unter die Grenzen eines mäßigen Glückes herab. Sein Alter war daher der Armut, und nun ihrer Gefährtin, der Kleinmütigkeit und Zaghaftigkeit gänzlich überlassen. Die Fabriken fielen damals zusehends in Sachsen; und das Elend in dem Nahrungsstand ward an den Orten, wo Leinwandmanufakturen waren, ungemein groß. Kaum langte der Erwerb der Hände noch zu, den Arbeiter selbst zu nähren; noch weniger seine Familie. Der schrecklichste Anblick, den das Verderben der bürgerlichen Gesellschaft darstellen kann, hat mir immer der zu sein geschienen, wenn der ehrliche, gewissenhafte Fleiß durch angestrengte Arbeit das Notwendige nicht erwerben kann. Ich ward (zu Chemnitz 1729, 25. Sept.) in der größten Dürftigkeit geboren und erzogen. Der früheste Gespiele meiner Kindheit war der Mangel, und die ersten Eindrücke machten die Thränen meiner Mutter, die für ihre Kinder kein Brot wußte. Wie oft sah ich sie Sonnabends mit weinenden Augen die Hände ringen, wenn sie mit dem, was der angestrengteste Fleiß des Gatten in durchwachten Nächten gefertigt hatte, wieder nach Hause kam, ohne den Käufer gefunden zu haben. Zuweilen ward ein neuer Versuch durch meine Schwester oder durch mich gemacht; ich mußte mit eben den Stücken Waren zum Kaufmann gehen, ob wir sie nicht los werden könnten. Die Ankäufer boten den geringsten Preis, um sie für den höchsten auswärts verkaufen zu können. Ich ward, statt von dem Schimmer

der Wohlhabenheit dieser Reichen mich blenden zu lassen, mit Grimm gegen sie erfüllt.

„Meine guten Eltern thaten, was sie konnten, und ließen mich in eine Kinderschule in der Vorstadt gehen. Ich erhielt das Lob, daß ich alles geschwind begriffe und viel Lust zum Lernen hatte. Schon im zehnten Jahre hatte ich, um das Schulgeld aufzutreiben, einem Kinde meines Nachbars, einem Mädchen, Unterricht im Lesen und Schreiben gegeben. Da mich der gemeine Schulunterricht nicht weiter führen konnte, so kam es auf eine Privatstunde an, in welcher ich zum Latein angeführt werden sollte. Aber hierzu ward wöchentlich ein guter Groschen erfordert; den konnten mir meine Eltern nicht geben. Lange trug ich diesen Kummer mit mir herum. Ich hatte einen Paten, der ein wohlhabender Bäcker war, ein Halbbruder meiner Mutter. An einem Sonnabend ward ich zu diesem geschickt, um ein Brot zu holen. Mit nassen Augen trat ich in das Haus und fand meinen Paten von ungefähr dastehen. Befragt, warum ich geweint hätte, wollte ich antworten; ein ganzer Strom von Thränen brach los, kaum konnte ich die Ursache meines Schmerzes verständlich machen. Mein großmütiger Pate erbot sich, wöchentlich den Groschen zu bezahlen. Zur Bedingung ward mir aufgelegt, ich sollte alle Sonntage kommen und das auswendig gelernte Evangelium hersagen. Dieses hatte die gute Folge für mich, ich übte mein Gedächtnis und lernte etwas mit Dreistigkeit vortragen.

„Trunken vor Freude lief ich mit meinem Brote davon, schwang es einmal über das andere in der Luft, und barfuß, wie ich war, sprang ich hoch auf. Darüber fiel mir mein Brot in eine Gosse. Dieser Vorfall brachte mich ein wenig wieder zur Besinnung. Meine Mutter freuete sich der guten Botschaft, die ich ihr brachte; mein Vater war weniger damit zufrieden. So gingen ein paar Jahre hin; mein Schulmeister bestätigte, was ich selber schon lange wußte, ich könnte bei ihm nun weiter nichts lernen.

„Jetzt war der Zeitpunkt, daß ich die Schule verlassen und zur Lebensart meiner Väter übergehen sollte. Würde nicht der Handwerksmann bei Bedrückungen so vieler Art der Früchte seines sauren Fleißes und so mancher Vorteile, die dem nützlichen Bürger gehören, beraubt, so würde ich jetzt noch sagen: wäre ich doch im Stande meiner Väter geblieben! Wie viel tausendfaches Ungemach würde mir die Stunde noch fremd sein! Mein Vater mußte es wünschen, bald einen erwachsenen Sohn zum Gehilfen seiner mühseligen Arbeit zu erhalten, und sah meine Abneigung mit großem Widerwillen. Ich hingegen wünschte sehnlich, die lateinische Stadtschule besuchen zu können. Allein hierzu fehlten durchaus die Mittel. Wo sollte ein Gulden Quartalgeld, die Bücher und ein blauer Mantel herkommen? Wie sehnlich hing oft mein Blick an den Wänden der Schule, wenn ich vorbei ging!

„Ein Geistlicher, der Pastor Seidel in der Vorstadt, war mein zweiter Pate. Mein Schulmeister, der zugleich an seiner Kirche stand, hatte ihm von mir gesagt; ich ward zu ihm beschieden und nach einem kleinen Examen

erhielt ich die Zusicherung, ich sollte in die Stadtschule (das sogenannte Lyceum) gehen, er wolle die Kosten tragen. Wer kann mein Glück fassen, wie ich es damals empfand. Ich ward zum Rektor Hager geschickt, examiniert und erhielt mit Beifall einen Platz in der zweiten Klasse. Schwächlich von jeher, von Kummer und Elend gedrückt, ohne frohen Genuß des kindlichen Alters und der frühen Jugend war ich von sehr kleinem Wuchs geblieben. Meine Kommilitonen richteten nach der Aussicht und hatten eine sehr geringe Meinung von mir. Nur durch einige Proben meines Fleißes und durch Lob, das ich erhielt, gelangte ich dahin, daß sie es ertrugen, mich ihnen an die Seite gesetzt zu sehen.

„Und gewiß war mein Fleiß nicht wenig erschwert! Von dem, was der Geistliche versprochen hatte, hielt er soviel, daß er das Quartalgeld trug, mich mit einem groben Mantel versah und mir einige unbrauchbare Bücher schenkte, die er in seinem Vorrat hatte; aber die Schulbücher für mich anzuschaffen, dazu konnte er sich nicht entschließen. Hier sah ich mich in die Notwendigkeit versetzt, die Bücher von einem meiner Kommilitonen mir geben zu lassen und sie täglich vor der Lektion abzuschreiben. Dagegen wollte der gute Mann selbst Anteil an meinem Unterrichte haben und gab mir von Zeit zu Zeit einige Stunden in der Latinität. Er hatte in seiner Jugend lateinische Verse machen gelernt; kaum war Erasmus de civilitate morum auf die Seite gebracht, so ward ich zum lateinischen Versmachen angeführt; alles dieses, ehe ich noch Schriftsteller gelesen oder nur einigen Wortvorrat mir verschafft hatte. Der Mann war dabei heftig und streng und in allem abschreckend, hatte kein Gefühl für eine Freude, als die ihm seine Einnahme oder seine Eitelkeit gewährte, und auf Beifall konnte ich nie rechnen, selbst wenn ich einen Vers richtig skandiert hatte. Hätte er nur noch einen Klassiker in die Hände genommen; aber den hatte er nicht, sondern bloß einen Owen, Fabricius und einige geistliche Dichter, aus denen er mir Verse diktierte, die ich in ein anderes Metrum übertragen mußte. Der Unterricht in der Schule war nicht viel besser; es war ganz der ehemalige Schlendrian.

„Ein Vorfall zog mich indes aus der Lethargie, in die ich verfiel. Es wurde ein sogenanntes Schulexamen gehalten, bei welchem der Superintendent als erster Scholarch zugegen war. Dieser Mann, Dr. Theodor Krüger, für seine Zeiten ein gelehrter Theolog, unterbrach auf einmal den Rektor, der vom Katheder lehrte, und that die Frage: wer wohl unter den Scholaren sagen könnte, was per anagramma (durch Verschiebung der Buchstaben) aus Austria herauskäme? Der Einfall war veranlaßt, weil eben damals der erste schlesische Krieg ausgebrochen und in irgend einer Zeitung ein schönes Anagramm erschienen war. Keiner von allen wußte, was ein Anagramm sei; selbst der Rektor sah ganz verstört aus. Da niemand antwortete, fing der Rektor an, eine Beschreibung vom Anagramm zu machen. Nun setzte ich mich hin und sprang mit dem gefundenen Vastari auf. Dieses war etwas anderes, als was in den Zeitungen gestanden hatte; desto größer war die Verwunderung des Superintendenten, noch mehr, als er einen kleinen

Knaben auf der untersten Schulbank in Secunda vor sich sah. Er nuschelte mir nun seinen Beifall zu, aber zugleich hetzte er mir alle meine Mitschüler auf den Hals, da er sie weidlich ausschimpfte, daß sie sich von einem Infimus hätten übertreffen lassen.

„Genug! dieses pedantische Abenteuer gab den ersten Stoff zur Entwickelung meiner Kräfte. Ich fing an, mir etwas zuzutrauen — und durch alle die Verachtung und Bedrückung, unter der ich schmachtete, mich nicht in den Staub strecken zu lassen!“ . . . .

Heyne verdoppelte seinen Fleiß; im letzten Jahre seines Aufenthaltes auf dem Chemnitzer Lyceum wurde Krebs, ein guter Philologe aus Ernestis Schule, als Konrektor angestellt und brachte neues Leben in den Unterricht, auch glückte es dem armen Primaner, in einem angesehenen Hause einige Privatstunden zu erteilen, die monatlich einen Gulden einbrachten. Nun brauchte er nicht mehr dem Vater Handarbeit zu leisten, konnte sich Öl für die Arbeitslampe kaufen und sogar den Eltern noch etwas von seiner Einnahme abgeben. Der Umgang mit gebildeten Menschen wirkte wohlthätig auf sein Gemüt wie auf sein äußeres Betragen, und das liebreiche Entgegenkommen der Mutter seiner beiden Schüler, eines Sohnes und einer Tochter (die beide mit dem Informator fast in gleichem Alter waren), wie auch der Schülerin selber begeisterte ihn zu einigen ungeschickten Versuchen in deutscher Poesie.

Als nun die Zeit gekommen war, wo er die Universität Leipzig beziehen sollte, war guter Rat teuer. Woher das nötige Geld nehmen? Der alte Geistliche gab Versprechungen, und in der Hoffnung, daß er sie erfüllen werde, reiste Heyne nach Leipzig mit einer Barschaft von zwei Gulden. Das Geld blieb aus, und der von Sorge und Kummer niedergedrückte Jüngling fiel in eine Krankheit, von der er zwar genas, aber nur — so schien es — um seine hilflose Lage desto bitterer zu empfinden. Von Zeit zu Zeit schickte der Geistliche einige Thaler, aber die reichten zum Allernotdürftigsten nicht aus, und wenn dann Heyne um neue Unterstützung bat, kam statt des Geldes ein Brief mit bitteren Vorwürfen und mit der demütigenden Adresse: A monsieur Heyne, étudiant négligeant à Leipzic. Zum Glück hatte er einen guten Stubenburschen an dem Bruder seines ehemaligen Lehrers, des Konrektor Krebs, der ihn zu den Vorlesungen des Professor Ernesti führte und ihm auch manches Buch verschaffte. Aber Geld konnte er ihm nicht geben. Das Mädchen, das die Aufwartung im Hause besorgte, da sie den armen Studenten so darben sah, setzte ihre eigene Habe aufs Spiel und legte das Geld für das tägliche Brot aus. Der alte Geistliche hatte versprochen, nach einem halben Jahre selber nach Leipzig zu kommen; er kam und reiste wieder ab, ohne nur einen Groschen für Heyne zurückzulassen.

An einen bestimmten Plan in seinen Studien konnte er gar nicht denken, doch mochten die wohlgeordneten Vorlesungen von Ernesti, der die alten Klassiker behandelte, ihn am meisten anziehen. Aber die Bezahlung des Honorars erschwerte den Zutritt zu dessen Kolleg; endlich gelang es ihm,

an einem Privatissimum teilzunehmen, welches einige wohlhabende junge Leute bei Ernesti bestellt hatten. In diesem wurde interpretiert, und auch die Schüler mußten sich in der Interpretation versuchen. Ernesti beschränkte sich freilich nur auf den Wortsinn, aber er war gründlich; das poetische Element war ihm gleichgültiger. Durch Professor Christ, der in seinem ganzen Auftreten eine gewisse Eleganz zeigte, ward Heyne auch auf die schöne Form hingewiesen. Christ interessierte sich für den fleißigen Jüngling, trotz seinem unscheinbaren Äußeren, und da er seine Lage kannte, trug er ihm eine Hofmeisterstelle bei einem Herrn von Häseler im Magdeburgischen an. Aber Heyne, nach langem Kampfe mit sich selbst, nahm das Anerbieten nicht an, denn er sagte sich: Noch hast du nichts Ordentliches gelernt, und wenn du jetzt deine Studien unterbrichst, bleibst du zeitlebens ein Stümper! Bald darauf trug ihm Ernesti die Stelle eines Hauslehrers im Hause eines französischen Kaufmanns in Leipzig an, und dies Anerbieten schlug er nicht aus, da er neben der Information seinen Studien obliegen konnte.

Zu den Männern, mit denen Heyne in Leipzig bekannt wurde, gehörte auch der Prediger bei der reformierten französischen Gemeinde Lacoste. Dieser würdige Mann starb, und Heyne gab seinem Schmerz über den Verlust seines Freundes und Gönners Ausdruck in einer lateinischen Elegie. Es war bloß seine Angelegenheit; das Gedicht war nicht zum Druck bestimmt; allein es wurde bekannt, und die Gemeinde, die das Andenken ihres verewigten Lehrers feiern wollte, ließ es drucken und zwar mit größter typographischer Pracht. Das schön gedruckte Gedicht kam an den dirigierenden Staatsminister, den Grafen Brühl, dessen Söhne damals in Leipzig studierten. Wie er in allem die Pracht liebte, so auch in der Litteratur; in einem bescheidenen Äußeren würde das Gedicht schwerlich seine Aufmerksamkeit erregt haben. Es ward nach dem Verfasser gefragt, ja der Graf äußerte sogar den Wunsch, denselben in seinen Diensten zu sehen. Man schrieb nach Leipzig, Heyne möchte sofort nach Dresden kommen und sich dem Minister vorstellen; alle seine Leipziger Freunde wünschten ihm Glück und rieten zu.

Heyne, um sich die nötige Ausrüstung zu verschaffen, machte einundfünfzig Thaler Schulden, und langte am 14. April 1752 in Dresden an. Der Minister empfing ihn sehr gnädig und entließ ihn mit der Versicherung, „es solle für ihn gesorgt werden“. Dabei blieb es; man hatte ihm vorgespiegelt, er solle Sekretär beim Grafen werden, erst mit fünfhundert, dann mit vierhundert, endlich mit dreihundert Thalern Gehalt, aber Heyne erhielt gar nichts. Dieses erste Zusammentreffen „mit einem Großen“ machte auf Heyne einen unauslöschlichen Eindruck; von dem Wahne, etwas auf Worte solcher Herren zu geben, war er für immer geheilt.

Nun war er in der Residenz ohne Geld, ohne Kredit, ohne Verbindungen; doch er half sich durch den Winter, indem er provisorisch eine Hofmeisterstelle bei einem Herrn von Medem annahm. Als er aber im April 1753 diesen Posten verlassen mußte, stieg seine Not aufs höchste. Leere Erbsenschoten, die er sammelte und sich kochen ließ, waren oft das einzige

Gericht, womit er seinen Hunger stillte. Er hatte keine Wohnung. Ein Kandidat Sonntag, mit dem er bekannt war, erbarmte sich seiner und nahm ihn auf sein Zimmer, aber da es an einem Bett fehlte, mußte er auf der Erde schlafen, indem Bücher anstatt des Kopfkissens dienten. Endlich gelang es ihm, als Kopist an der Brühlschen Bibliothek angestellt zu werden mit hundert Thalern Gehalt.

Eine solche Anstellung konnte ihn höchstens vor dem Verhungern schützen; nachdem er seine Bücher verkauft hatte und niemand ihm borgen wollte, machte ihn die Not zum Schriftsteller. Er übersetzte einen französischen Roman „Le soldat parvenu“, wofür er zwanzig Thaler erhielt. Dann flüchtete er sich zu den griechischen und lateinischen Musen, und im Jahre 1754 erschien seine Ausgabe des Tibull, wofür er hundert Thaler empfing, welche Summe er zur Schuldentilgung und zur Erlangung der Magisterwürde in Leipzig anwandte. Seine Lage blieb aber gleich traurig. Er suchte sich mit Übersetzen zu helfen, ward aber meist um das geringe Honorar betrogen. Dann mußte er dem jungen Grafen Brühl Unterricht erteilen, wofür ihm zweihundert Thaler versprochen wurden. Er erhielt aber nichts als ein Neujahrsgeschenk von fünfzig Thalern, denn in demselben Jahre brach der siebenjährige Krieg aus. Gegen den Herbst des Jahres 1757, wo seine Not wieder auf das höchste gestiegen war, ward er in die Familie der Frau von Schönberg berufen zum Unterricht ihres Bruders, des Herrn von Broitzen. An der Seite der edlen Frau sah er deren Freundin, Therese Weiß. Wie diese gar bald das gediegene Wesen des armen Gelehrten durchschaute, so gewann auch Heyne das vortreffliche Mädchen immer lieber, und beide hegten die zärtlichsten Gefühle für einander, ohne es selbst zu merken.

Heynes Zögling ging auf die Universität nach Wittenberg, sein Lehrer begleitete ihn dorthin zu Anfang des Jahres 1759. Hier studierte er vorzüglich Philosophie und deutsche Geschichte, unterhielt aber auch fleißigen Briefwechsel mit seiner Therese, die ganz schwermütig war, da sie in der Zeit ihre Mutter verloren hatte. Die Kriegsunruhen machten den Aufenthalt in Wittenberg unsicher, Heyne kehrte nach Dresden zurück, wo freilich auch keine Sicherheit war. Seine Freundin hatte sich mit Frau von Schönberg nach der Lausitz begeben und ihm ihre Habe zur Verwahrung anvertraut. Unterdessen rückten die Preußen heran; am 18. Juli begann das Bombardement von Dresden, das einen Teil der schönen Stadt in Asche legte. Die herabfallenden Bomben und Haubitzgranaten zwangen den armen Magister zur Flucht, und als er zurückkehrte, war seine und seiner Therese Habe ein Raub der Flammen geworden. Mit Standhaftigkeit ertrug sie den Verlust, desto schmerzlicher mußte derselbe für ihn sein, dem das Gut anvertraut worden war. Im Januar 1761 verfiel Therese, von den Leiden der Seele mehr als von den äußeren Unglücksfällen überwältigt, in eine Krankheit. Schon war sie vom Arzt aufgegeben und hatte nach dem Gebrauch ihrer (der katholischen) Kirche die Sterbesakramente empfangen, als sie von einer tiefen Ohnmacht erwachte. Sie hatte schon vorher sich mit dem Gedanken

getragen, den evangelischen Glauben, in welchem sie durch den Umgang mit dem biederen Heyne noch mehr bestärkt worden war, anzunehmen; nun war ihre Genesung mit dem festen Entschlusse begleitet, ihrer väterlichen Religion zu entsagen. Sie legte am 30. Mai ihr Glaubensbekenntnis in der evangelischen Schloßkirche ab, trotzdem, daß sie sich nun von ihrer Familie rein ausgeschlossen, von ihren übrigen Freunden verlassen sah. Nur Frau von Schönberg entzog ihr nicht ihre frühere Liebe. Heyne aber, im Vertrauen auf eine bessere Zukunft, wollte das geliebte Wesen nicht allein stehen lassen; selbst hilflos vereinigte er sein Schicksal mit dem ihrigen und vermählte sich mit Theresen zu Arnsdorf im Juni 1761. —

„Die großmütige Unterstützung“ — schreibt Heyne über diese Epoche seines Lebens — „einiger edeldenkender Freunde, insonderheit des Leibarztes Jahn und der Frau von Schönberg, erleichterte eine Zeit lang unser Schicksal. Mit Ende August kamen wir wieder nach Dresden. Wie viele traurige Tage, bei einer so trüb umwölkten Aussicht, wurden hier durchlebt! Bald kamen neue Sorgen hinzu. Eine frühzeitige Niederkunft gab uns unseren ersten Sohn Karl, der nur mit unglaublicher Mutterpflege aufgebracht werden konnte.

„Eine Bekanntschaft mit einer sehr würdigen Familie von Löben verschaffte uns im nächsten Sommer einige Erleichterung und sogar einige sehr vergnügte Tage. Der Herr von Löben, nachher Kammerherr, lud uns auf sein Gut Mangelsdorf in der Oberlausitz bei Reichenbach ein. Wir reisten im Mai dahin ab und genossen die Freuden des Frühlings mit einem desto stärkeren Gefühle, da die drückende Last vom Gegenwärtigen uns abgenommen war. Doch bald brachten die Kriegsunruhen in der Lausitz und dann auch Familienvorfälle die Erinnerung ins Gemüt zurück, daß auf eine lange Dauer von Zufriedenheit hienieden nicht zu rechnen sei. Da die Kriegsgefahren sich näherten, verließ die von Löbensche Familie das Gut. Die kostbarsten Sachen und das Silbergeschirr wurden in der Kammer verborgen. Uns ward die Aufsicht über das Haus und die Wirtschaft aufgetragen, wodurch ich einige Begriffe von Landökonomie erhielt. Bald erfolgte ein Überfall von Kosaken (wie man bald nachher erfuhr, verkleidete Preußen). Nachdem sie sich in den Kellern betrunken hatten, wollten sie plündern. Verfolgt von ihnen, floh ich die Treppe hinauf und fand nur die Thür des Zimmers offen, wo meine Frau mit dem Säugling war. Ich sprang in die Kammer. Sie stellte sich mit dem Kinde auf dem Arme mutig den Räubern in der Thür entgegen. Dieser Mut rettete mich und den in der Kammer verborgenen Schatz. In der Mitte des Novembers kamen wir — noch immer ohne Aussicht — nach Dresden zurück. Dort erfuhr ich, daß man bereits von Hannover aus nach mir gefragt hätte, und im Dezember kam die Anfrage an mich, ob ich einen Ruf nach Göttingen an Gesners Stelle annehmen wollte?“

In Göttingen war nämlich Johann Matthias Gesner, Professor der Beredsamkeit, Bibliothekar und Vorsteher des philologischen Seminars, 1761 gestorben. Der hannoversche Premierminister von Münchhausen übertrug

provisorisch die Stelle dem Hofrat Michaelis und wandte sich wegen eines tüchtigen Nachfolgers für Gesner an Professor Ernesti in Leipzig. Dieser wußte keinen in Deutschland zu nennen, sondern schlug den berühmten Ruhnken in Leyden*) oder Saxe in Utrecht vor. Ruhnken, schon eingebürgert in Holland, wollte sein zweites Vaterland nicht verlassen, aber vertrauter mit seiner Wissenschaft als Ernesti nannte er diesem entscheidend und kühn den rechten Mann. „Was sucht man — schrieb er — außer dem Vaterlande, was das Vaterland selber darbietet? Warum giebt man Gesnern nicht zum Nachfolger Christian Gottlob Heyne? diesen Zögling Ernestis, diesen Mann von großem Geiste, der seine Kunde der römischen Litteratur durch seinen Tibull, der griechischen durch seinen Epiktet bewährt hat? Er ist nach meiner und des großen Hemsterhuis Meinung der einzige, der Gesners Verlust ersetzen kann. Man sage doch nicht, Heynes Ruf sei noch nicht ausgebreitet genug! In diesem Manne, man glaube mir, ist ein solcher Reichtum des Genies und der Gelehrsamkeit, daß bald das ganze gebildete Europa seines Ruhmes voll sein wird."

Münchhausen glaubte dem kühn prophezeienden Manne, Heyne erhielt eine Zusicherung von achthundert Thalern Gehalt und anstatt der Vokation ein Promemoria aus der hannöverschen Kanzlei vom 6. Februar 1763, worauf später auch die königliche Bestätigung aus London erfolgte. Wegen Unpäßlichkeit der Frau konnte er erst im Juni die Reise nach Göttingen antreten. Dort begann nun ein ruhigeres Leben, aber keineswegs ein bequemeres. „Ich kam — schreibt er selber — nach Göttingen ohne Kenntnis des akademischen Wesens überhaupt und mit noch weniger Kenntnis der Universität, ihrer Verfassung, ihrer Lehrer. Ich hatte also viel zu lernen und ward gleichwohl in einen Wirbel von Geschäften und Arbeiten hineingestürzt. Kollegien lesen war mir ganz neu, das philologische Seminar ein ganz fremdes Institut. Ich mußte mich mit der Bibliothek bekannt machen; die Societät der Wissenschaften, in welche ich gleich gesetzt ward, kam dazu, und man mutete mir sofort eine Vorlesung zu. Gleichwohl war die Antrittsrede und das dazu erforderliche Programm das dringendste; und noch war die Trauerfeierlichkeit wegen des Absterbens König Georgs II. mit Rede und Programm für meine Ankunft aufbehalten. Dazu kam noch die jährliche Stiftungsfeier der Georgia Augusta, welche auch Programm und Rede erforderte. Im Bombardement und Brand von Dresden hatte ich alle meine Bücher und Papiere verloren, kein Blatt Notaten von eigenem Lesen und Studieren, noch aus angehörten Vorlesungen war mir geblieben; und eine Reihe von Jahren des siebenjährigen Krieges hatte ich ohne alle gelehrte Bücher und Arbeiten hingelebt, meist auf dem Lande in ländlichen Geschäften, zu deren Übernahme die Umstände mich zwangen. Ich mußte also alles aus mir selber schöpfen." Aber es ging alles besser, als der bescheidene Mann selber glaubte. Mit seinem beharrlichen Fleiße und großen

*) Der Schulfreund Kants.

Talente ward er der Geschäfte Meister; er zeigte nicht bloß ein höchst umfassendes und gründliches philologisches Wissen, sondern auch praktische Umsicht des Geschäftsmannes, der ohne viel Geräusch auch das Verworrenste in Ordnung brachte. Die sehr vernachlässigte Bibliothek bekam durch ihn erst Form und Gehalt; in der Societät der Wissenschaften ward ihm das Sekretariat übertragen. Herr von Münchhausen lernte ihn mit jedem Jahre mehr schätzen und wurde sein aufrichtiger Freund, der ihm in allem das vollste Zutrauen schenkte. Die Leichtigkeit und Reinheit, mit welcher Heyne das Latein schrieb*) und sprach, kam ihm als Professor der Beredsamkeit sehr zu statten. Die neue kritische Ausgabe des Vergil, den er in aufeinanderfolgenden Teilen erscheinen ließ, hob seinen Ruhm in der litterarischen Welt. Dann führte er auch den Pindar in den Lehrkreis ein. Seitdem seine vortreffliche Ausgabe erschienen war, las er wiederholt über diesen Dichter, nicht selten vor einer Versammlung von sechzig bis achtzig Zuhörern. War Tibull der Liebling des Jünglings gewesen, so wurde Pindar der Liebling des Mannes. Durch ihn enthüllte sich ihm das ganze Wesen der hohen lyrischen Poesie und also auch der lyrischen Sprache. Hier war die wahre Schule für die Interpretation! Wie viele antiquarische und mythologische Kenntnisse mußten zu Hilfe genommen werden, um Pindar zu verstehen! Denn Heyne blieb nicht bei dem äußeren Sprachleibe und Metrum stehen, er führte in den Geist des Autors, und die Gesinnungen des Dichters waren es, die ihn am meisten ansprachen. Er fand hier so oft eine Übereinstimmung mit seinen eigenen, und das gab seinem Vortrage die belebende Wärme.

Noch aber standen ihm einige harte Schläge bevor. Münchhausen, der treue Freund und feste Hort, starb am Ende des Jahres 1770. Die letzte That des für die Universität so väterlich sorgenden Greises war die gewesen, daß er in einem freundschaftlichen Briefe Heyne gebeten hatte, Göttingen nicht zu verlassen. Dieser hatte nämlich vom Könige Friedrich II. einen glänzenden Antrag erhalten. Der König wollte eine Reform des Pädagogii zu Kloster Bergen bei Magdeburg ins Werk setzen; der damalige Abt sollte versetzt werden. Man bot Heyne zweitausend Thaler feste Einnahme und fünfhundert Thaler Witwengehalt; er sollte nicht selber unterrichten, sondern nur das Ganze dirigieren**). Dabei alle übrigen Vorteile, die der Abt genossen. Diese Verhandlung fiel in die letzten Tage Münchhausens. Um dem verehrten Manne noch in seinen letzten Stunden eine Freude zu machen, wies er alle Anträge zurück und versprach, in Göttingen leben und sterben zu wollen. Was ihn nach dem Verluste des trefflichen Ministers einigermaßen trösten konnte, war die Freundschaft des Hofrat Brandes, der als Geheimer Kanzleisekretär die Angelegenheiten der Universität fortführte.

Im Jahre 1775 verlor Heyne sein jüngstes Töchterchen an den Pocken, und bald darauf starb ihm auch seine liebe Therese. In dem größten

---

*) Er schrieb es korrekter als seine Muttersprache.

**) Er hatte um diese Zeit das Pädagogium zu Ilfeld auf musterhafte Weise organisiert.

Schmerze, den er nicht abweisen konnte, bewies er doch die männliche Kraft, die ihn in allen Lagen des Lebens aufrecht erhielt. Wenige Wochen nach dem Tode der geliebten Frau schrieb er — wie er bei solchen entscheidenden Zeitpunkten des Lebens zu thun pflegte — folgende Trostgründe nieder:

1. „Meine Schicksale sind das Werk eines allweisen und allguten Wesens, das alles zu guten Endzwecken lenkt, und meine sittliche Vervollkommnung auch durch die Folgen meiner Schwachheiten und Fehler, Leidenschaften und Thorheiten zu bewirken sucht."
2. „Ich werde meine Freundin wiedersehen, meinem Wunsche nach bald! aber auch dem Maße irdischer Dauer nach bald! Was sind jetzt die achtzehn Jahre unserer Liebe, wenn ich auf sie zurückblicken will!"
3. „Mein nagender Kummer und der Druck, unter welchem meine Seelenkräfte erliegen, macht mich zu allen Geschäften unfähig; und ich habe doch so viele schwere Pflichten auf mir! Ich muß, ich will mich ermannen, sonst erliege ich vor der Zeit. Dies war die einundvierzigste Nacht, die ich von Mitternacht an meist schlaflos zugebracht habe. Ich sehe es, ich muß alles aus meinem Sinn mit Gewalt verbannen; alle Vorstellungen und Erinnerungen, angenehme und unangenehme, mit aller Härte gegen mich selbst unterdrücken. Meine Pflichten kommen von eben dem Gott, von welchem meine Leiden kommen, selbst die süßeste der Hoffnungen, sie wieder zu sehen, würde mir nicht gesichert sein, wenn ich meine Pflichten durch meine Schuld nicht erfüllen könnte."
4. „Ich sehe das menschliche Unvermögen, etwas außer mir von Tröstungen beizutragen; ich sehe die Unmöglichkeit, in dem Vergangenen etwas zu ändern irgend eine Stunde zurückzurufen."

„Ich habe glückliche Stunden durch sie genossen; ich habe Leiden genug mit ihr erduldet!"

„Das Unvollkommene irdischer Glückseligkeit, auch im Besitze der edelsten, besten Freundin, habe ich mehr als jemand erfahren."

„Rechtschaffenheit der Gesinnungen und thätiger Eifer, Gutes zu thun, können noch allein zufriedene Stunden geben; aber den Stachel des Kummers und der Sorge ziehen sie nicht aus."

„Gott hat mir gleichwohl im Besitz meiner Freundin große Wohlthaten erwiesen; so viele Übel, die uns im Anfange in der Folge unserer Liebe drohten -- wie gnädig hat er sie abgewendet? Die Anlage ihres Körpers war zu den schwersten, schrecklichsten Krankheiten; ich mußte fürchten, sie könnte einst in Melancholie versinken. Wie langweilig konnte ihre Auszehrung werden, wie schmerzhaft ihr Lager! Gott gab ihr und mir die Gnade, daß von Zeit zu Zeit sich Besserung zeigte, und daß uns die Hoffnung bis an die letzten Tage täuschte. — Und ihre Fassung, ihre Heiterkeit, ihr Mut, welche Wohlthat!"

„Also auch für alle Leiden, die Prüfungen, danke ich dir, mein Gott!"

„Und nun, verklärte Freundin, will ich mich mit ganzem Herzen zu meiner Pflicht wenden! Du selbst lächelst mir Beifall zu!"

Diesen Vorsatz hat er treulich erfüllt. Die Menge der Geschäfte war ein Glück für ihn, und gerade bei der angestrengtesten Arbeit fühlte er sich am wohlsten. Bei der engen Verbindung mit Brandes in Hannover gingen die Universitätssachen fast alle durch seine Hände. Im April 1777 kam er zu dem Freunde in ein noch näheres Verhältnis, indem er sich mit dessen Tochter verband, die ihm den herben Verlust ersetzen und den Mittag und

Abend seines Lebens erheitern sollte. Die Stürme hatten ausgetobt. Konnten auch in einer zahlreichen Familie und Verwandtschaft nicht immer Freudentage herrschen und mußten Krankheiten und Todesfälle noch fort und fort überstanden werden (G. Forster und Huber waren Schwiegersöhne von Heyne): so blieb doch im ganzen das fernere Wirken des berühmten Mannes ungestört, und auch die Wirren der französischen Revolution berührten nicht sehr die Georgia Augusta.

Großes Aufsehen erregte Heynes Bearbeitung des Homer, eine Frucht vieljähriger Studien. Den ersten Impuls gab des Briten Robert Wood „Versuch über das Originalgenie des Homer". Wood war selber im Orient gewesen, hatte da gewandert, beobachtet, wo der Dichter gelebt und gesungen, wo Achill und Hektor gefochten, Ulyß gereist hatte; er hatte mit dem Lokal zugleich die Völker und ihre Sitten studiert. Das war freilich eine andere Art zu kommentieren, als die bisherige philologischer Noten. Wunderbar fühlte sich Heyne davon ergriffen; manches, was er vorher nur geahnt hatte, wurde ihm nun plötzlich klar. Aber zugleich eröffnete sich ihm eine neue Welt der Forschung; er sah, was dazu gehörte, einen alten Dichter im Geiste seiner Zeit und seines Volkes zu lesen! Nun war es ihm deutlich, wie das Studium der Länder- und Völkerkunde auch auf die Lektüre der Dichter anzuwenden sei — und fünfzehn Jahre arbeitete er an seinem großen Werke. Er arbeitete nicht bloß auf Sprachgelehrsamkeit hin, sondern zeigte, daß es auf Bildung des Geschmacks, auf Veredelung des Gefühls, auf Vervollkommnung unserer ganzen moralischen Natur bei solchem Studium abgesehen sei. Und weil er diesen Gesichtspunkt nie aus dem Auge verlor, so war es ihm möglich, die Altertumskunde und die klassische Litteratur aus dem Schulstaube zu erheben und sie in die Kreise der gebildeten Welt einzuführen. Winckelmann hat die alte Kunst, Heyne die alte Poesie vom Schutt und Staube der Zeiten gereinigt, um ihr reines, hellstrahlendes Bild dem erstaunten Blick der Zeitgenossen zu zeigen. Welcher deutsche Jüngling, der sich in der Schule der Alten bildete, hätte nicht Heynes Schriften benutzt? Sie wurden in England nicht weniger geachtet und gebraucht als in Deutschland. Von da verbreitete sich ihr Ruf nach Amerika; und nicht lange vor seinem Tode*) bekam Heyne die Nachricht, daß sein Vergil jenseits des Ozeans neu gedruckt werde. Er selber erhielt nicht selten überraschende Beweise von der großen Achtung, die seine Werke und ihr Autor genossen. Als in der damaligen Kriegszeit die kaiserlich polnische Garde durch die Göttinger Gegend zog, kamen zwei junge polnische Offiziere noch am Abend eine Stunde weit aus ihren Quartieren geritten, um ihn zu sehen und für den Unterricht zu danken, den sie ihm schuldig seien. Als im folgenden Jahre die spanischen Regimenter durch die Stadt zogen, ließ sich ein spanischer Oberoffizier mit seinem Adjutanten bei Heyne melden. „Er habe — sagte er — Heynes sämtliche Ausgaben, bis auf die letzte des Pindar, und

*) 14. Juli 1812.

komme, ihn kennen zu lernen und sich zu erkundigen, wo diese zu haben sei?" Erst beim Abschiede erfuhr Heyne, daß der so gelehrte Mann der General Marchese della Romana*) war, der mit ihm gesprochen hatte.

Mit besonderem Fleiße widmete sich Heyne dem philologischen Seminarium, dessen Leitung ihm ganz überlassen war, so daß die Auswahl und Aufnahme der Mitglieder bloß von ihm abhing. Er betrachtete dieses Institut als eines der wichtigsten, denn hier war es, wo die künftigen Lehrer von Schulen, Gymnasien, zum Teil auch von Akademieen gebildet wurden, hier war es, wo er seine Kenntnisse, seine Methode praktisch bewährte. Die Übungen im Seminar bestanden in der Interpretation und im Disputieren. Für die Interpretation ward bald ein griechischer, bald ein lateinischer Dichter oder Prosaiker gewählt. Hier war Heyne sehr streng, er sah genau auf grammatische Erklärung, aber beschränkte sich nicht darauf. Am schärfsten wurden die behandelt, die viel zu wissen glaubten; mit sichtbarer Freude horchte er dagegen auf das sich entwickelnde Talent. Das Disputieren (stets in lateinischer Sprache) geschah über Abhandlungen oder Aufsätze, welche die Verfasser vorher ihm und den selbstgewählten Opponenten einhändigen mußten. Die Wahl des Gegenstandes war jedem selbst überlassen, insofern er nur Bezug auf klassische Litteratur hatte. Er pflegte selbst diese Aufsätze zu kritisieren. Bei den Disputationen machte er geraume Zeit den Zuhörer, und auch, wenn er einsprach, war es keine Folge, daß er gerade recht behalten mußte. Darin war niemand anspruchsloser als Heyne; die Bemerkung des Schülers galt so viel, wie die des Meisters.

Chr. v. Rommel erzählt in seinen „Erinnerungen" u. a.: „Ich zog im Anfang des Jahres 1800 zur Universität Göttingen, welche damals durch einen seltenen Verein großer Gelehrten, durch eine ungehinderte litterarische Freiheit und ihre, jedem Wißbegierigen zugängliche, auserlesene und geschmackvolle Bibliothek auf dem Gipfel ihres Ruhmes stand. Hier, wo mein erwachter Geist einen unendlichen Spielraum für meine Wißbegierde ahnte, eröffnete sich mir eine neue Welt: der unerschöpfliche Schatz der Griechen und Römer durch Heyne; die Betrachtung der alten und neuen Weltgeschichte und der allgemeinen Länder- und Völkerkunde durch Eichhorn, Schlözer und Heeren; die Anschauung der Natur durch Blumenbach. Aber mein Hauptlehrer blieb Heyne, der eigentliche Regent dieser Universität, der mich unter seine Esoteriker (Eingeweihte) in das philologische Seminarium aufnahm, dessen geistreiches Forscherauge sich vom Katheder herab so oft liebevoll auf mich richtete, dessen zuweilen abstoßendes, herrisches Wesen, wenn er, einem gebannten Orakel gleich, aus seinem, mit unzähligen Papieren beladenen Arbeitszimmer heraustrat, mich niemals abschreckte, dem ich einst mit Thränen im Auge gestand, daß ich die große in mir vorgegangene ästhetische Veränderung (einen mir bisher fremden, auf die Schönheit der Form gerichteten Sinn) seinen archäologischen Vorlesungen und der Erklärung der

*) S. die biographische Skizze, Bd. II.

unvergleichlichen Kunstwerke des klassischen Altertums verdanke. Einflußreich auf meine Studien war es auch, daß ich, in der Nähe der Bibliothek, Heyne gegenüber wohnte und in der Benutzung der frühesten Morgenstunden mich ganz nach seinem Muster richtete."

Bis an sein Lebensende war Heyne auf seinem Katheder; ein plötzlicher Schlagfluß machte seinem Leben ein Ende, das er auf dreiundachtzig Jahre brachte. Sein liebster Wunsch war ihm gewährt, er war am Ziel angekommen mit völliger Geisteskraft. Die Leichenfeier, welche ihm die Universität veranstaltete, war im Geiste des Verewigten: einfach und herzlich; der Weg zu seiner Ruhestätte war mit Rosen bestreuet, die der Verewigte so sehr geliebt und gepflegt hatte.

Der alte Heim*).

Unter den hervorragenden Männern Berlins war der „alte Heim" in seiner Art eine nicht minder bekannte und volkstümliche Persönlichkeit als in seiner Art der alte Blücher. Nicht mit Unrecht ließ der greise Feldmarschall Blücher im heitern Toast seinen lieben Kollegen Heim hoch leben und nannte ihn den Feldmarschall unter den Ärzten. Denn vom Kopf bis zur Fußspitze war Heim — Arzt, und der Mensch, der sittliche Charakter hatte sich so vollkommen mit dem Berufe verschmolzen, daß er ein Charakter war aus einem Guß, Arzt in dem Sinne, wie Blücher Soldat war. Selten hat ein Arzt so durch seine Persönlichkeit gewirkt, durch sein bloßes Erscheinen zur Heilung der Patienten beigetragen, zugleich leiblich und geistig, physisch und moralisch geheilt; selten ist aber auch soviel Gesundheit der Seele, soviel unverwüstlicher Humor und natürlicher Freimut, soviel Verstand und Gemüt in einer Person vereinigt gewesen, wie bei Heim.

Der königlich preußische Geheimrat und Doktor der Arzneikunst, der von hoch und niedrig verehrte und geliebte, überall bekannte und beliebte Arzt Heim, dem Tausende von Thalern alljährlich zuflossen, trotzdem daß er gegen die Armen so freigebig war und sich nie aufs Sparen legte — welchen geringen, armseligen Anfang hat er genommen! In der Reihe seiner sechs Brüder war unser Ernst Ludwig der dritte, und der Vater, ein armer Landprediger im Sachsen-Meiningenschen Dorfe Solz, hatte seine liebe Not, seine Kinder ehrlich durch die Welt zu bringen. Doch der Segen des Himmels ruhte auf dieser Familie; alle Heims wurden wackere, tüchtige Männer; der älteste Sachsen-Meiningenscher Wirklicher Geheimrat und Exzellenz, der

---

*) Leben und Wirken E. L. Heims von G. W. Keßler, Leipzig bei Brockhaus (1846). Preußische Staatszeitung, 1834 Nr. 260.

zweite Pfarrer und Verfasser einer flora germanica, der vierte Sachsen-Meiningenscher Hofadvokat und Hofrat, und die beiden jüngsten abermals würdige Pfarrherren.

Ernst Ludwig wurde den 22. Juli 1747 geboren. Er war von zartem Körperbau, mußte schon im zweiten Jahre ein hartnäckiges Fieber überstehen, im fünften Jahre bekam er das Scharlachfieber und bald darauf die Pocken, welche Krankheiten ihn dem Tode nahe brachten und ihn in seiner Entwickelung so hemmten, daß er von seinen später geborenen Brüdern Anton und Fritz weit übertroffen wurde. In seinem zwölften Jahre hatte er es noch zu keiner Sicherheit im Lesen gebracht, worüber seine Mutter nicht selten weinte, auch wohl ihn strafte.

Lebhaft blieb indes der muntere Knabe, trotz Scharlach und Pocken, und was er an Schulkenntnissen versäumte, ersetzte er auf andere Weise. Der siebenjährige Krieg, bei dessen Ausbruch Heim acht Jahre zählte, führte allerlei buntes und wildes Kriegsvolk in das stille Dorf. Gern verkehrte der lebhafte Knabe mit den Soldaten. Doch ward er auch von der Unart der Zeitungsschreiber angesteckt und erdichtete für die neugierigen Bauern nach Herzenslust blutige Schlachten, ließ Festungen stürmen u. dergl. m. Ein Prinz von Isenburg, im Pfarrhause einquartiert, sah die Wand der Stube über und über mit Bildern beklebt, welche Ernst Heim aus Hübners Bildergeographie nachgezeichnet hatte. Der hohe Kriegsmann stieg auf den Tisch, betrachtete diese Werke und verkündete dem Knaben, er sei ein Genie, aus ihm werde noch etwas Tüchtiges werden. — Nichts hatte ihm im Leben so geschmeichelt, als dieses Lob.

Der „Herr Magister" war ein gelehrter Mann, der sich besonders mit vaterländischer Geschichte beschäftigte, aber für den eigentlichen Unterricht seiner Kinder sehr wenig that. Nur zur Thätigkeit im allgemeinen und zum strengsten Gehorsam wurden sie angehalten, und oft überstiegen die auferlegten Arbeiten die Kräfte der Knaben. Ernst hat diese Arbeiten notiert:

„Alles Brennholz mußten wir klein sägen und spalten."

„Im Garten mußten wir graben und begießen, wozu das Wasser aus einem tiefen Brunnen im Hofe herauszuwinden war."

„Hopfen- und Bohnenstangen mußten wir im Walde hauen und nach Hause tragen, unter welcher Last ich zuweilen hätte meinen Geist aufgeben mögen."

„Alles Obst im Garten und im Felde mußten wir abnehmen und heimschaffen, auch Eicheln und Bucheckern im Walde sammeln. Beim Bierbrauen, welches der Vater selbst verrichtete, mußten wir Wasser tragen und ihm behilflich sein, was eine saure Arbeit war."

„Das Heu zu mähen war zwar nicht eigentlich unser Geschäft, wir thaten es aber oft freiwillig. Dagegen lag uns das Wenden auf der Wiese ob, sowie die Hilfe auf dem Heuboden beim Abladen und Eintreten. Auch mußten wir den Schnittern und Mähern das Essen zutragen."

„Für die Gänse mußten wir Futter im Troge stoßen, auch wohl die

Schweine füttern und selbst Mist aufladen helfen. Im Winter mußten wir stundenlang dreschen und am Abend Äpfel schälen, dann jeden Apfel in fünf Teile brechen und diese zum Trocknen auf Fäden ziehen."

„Wenn die kleineren Geschwister den größeren oft dadurch lästig wurden, daß diese jene wiegen und sich mit ihnen herumschleppen mußten, so wendete sich später das Blatt. Kamen nämlich die älteren auf die Stadtschule, so fiel den jüngeren der schlimme Dienst zu, jenen Nahrungsmittel aller Art zwei Stunden weit zu bringen."

„Das waren die unangenehmen Geschäfte. Dagegen hatten wir unsere Lust an Fischfang, Vogelstellen und allerlei Jagd. Im zehnten Jahre erhielt jeder die Freiheit, mit der Flinte durch Feld und Wald zu streifen. Das einzige Geld, welches in unsere Hände kam, kleine Geschenke der Großmutter, wurde für Pulver und Schrot verwendet. Im Herbste wurde eine „Schneiß" (Dohnengang) gestellt, und überdies wurden im Garne Vögel genug gefangen, um von Michaelis bis Weihnachten die Küche damit zu versehen."

„Dabei bestand unsere Kleidung im Sommer oft nur aus zwei Stücken, einem Hemd und ein Paar Beinkleider."

Um dieser Freiheit in „Feld und Wald" ein wenig das Gegengewicht zu halten, prügelte der Herr Magister die Buben bei dem kleinsten Vergehen, und die fromme Mutter hatte genug zu trösten und die Härte des Vaters mit ihrer Milde zu mäßigen. Eine nach Ernst Heims Meinung die derbsten Schläge noch übertreffende Strafe war aber der Befehl, augenblicklich in der schönsten Spielstunde zu Bette zu gehen, wovon er seinen lebenslänglich bewahrten Widerwillen gegen den Schlaf herzuleiten pflegte.

Übrigens bereitete der Vater die Söhne sämtlich auf das Gymnasium vor, nur Musik und Rechnen lernten sie beim Schulmeister. Die Tagesordnung beim Lernen beschreibt der Zweitgeborene, Jörg, also:

„Der Vater stand gewöhnlich um sieben Uhr auf und brachte mit seinem Anzuge und mit Zubereitung eines von ihm selbst gesammelten Kräuterthees eine Stunde zu, während welcher seine Kinder ihr Frühstück, trocknes Brot und Wasser, oder einen Trunk leichten Bieres, verzehrten und sich in ihrer Ordnung herumsetzten. Um acht Uhr wurde erst von ihm, dann von den Kindern laut gebetet und ein kurzes Lied gesungen. Darauf arbeitete er an seinen Predigten und die Kinder nahmen ein jedes ein Buch zur Hand. In dem Aufgeben und Hersagen der Lektionen schien er sehr nachlässig zu sein, indem er selten danach fragte, ob es ein Katechismus oder die Grammatik, ein lateinisches oder griechisches Wörterbuch, der Cornelius oder das griechische Testament war, welches sie vor sich nahmen. Dieses Stillsitzen, um Sitzfleisch zu erlangen, wie er sich ausdrückte, dauerte bis elf Uhr, wo gegessen wurde. Nach dem Essen durften sich die Kinder mit Spielen und Springen bis ein Uhr die Zeit vertreiben, und von ein bis drei Uhr übten sie sich im Schreiben, währenddem der Vater an seinen vaterländischen Geschichten arbeitete. Wir wechselten mit Schönschreiben, Abschreiben,

Exerzitienmachen, Übersetzen aus dem Lateinischen und Griechischen. Von drei Uhr an durften wir spielen, drechseln, den Fisch- und Vogelfang abwarten. Nach dem Abendessen wurden einige Kapitel aus der Bibel von den Kindern laut gelesen, ein Lied gesungen, und dann stand es jedem frei, zu Bette zu gehen, oder mit Lesen, Schreiben, Zeichnen, Malen sich die Zeit zu vertreiben. Der Vater selbst las bis elf Uhr, wobei alles in der Stube, welche Studier-, Schul-, Kinder- und Gesindestube zugleich war, sehr still zugehen mußte.

„Gewöhnlich fiel in jeder Woche ein ganzer Tag, auch wohl noch ein Nachmittag aus, der zum Besuche guter Freunde, auch zu Geschäften in der Nachbarschaft verwendet wurde. Er pflegte jedesmal einen oder zwei seiner Knaben mitzunehmen. Ungeachtet zu Hause in der Stube niemand, weder von den Kindern noch von den Hausgenossen in seiner Gegenwart, ohne von ihm befragt worden zu sein, ein lautes Wort reden durfte, so war er nun der freundlichste, gesprächigste Vater. Bei jedem Berge, Walde oder altem Schlosse erzählte er die Geschichte und verband damit eine kurze und eindringende Nutzanwendung.

„Neben dieser Strenge, Rechtschaffenheit, Wahrheitsliebe, Freimütigkeit und Gelehrsamkeit des Vaters wirkten die treuen Ermahnungen der frömmsten und besten Mutter auf die Herzen der Kinder. Auch erhöhte die scharfe Zucht des Vaters bei alt und jung in der Gemeinde die Liebe und schützende Teilnahme gegen die Kinder."

Merkwürdigerweise prägte sich dem kleinen Ernst schon früh das Bild eines Doktors als das Ziel seiner Wünsche ein. In seinem fünften oder sechsten Jahre erschien ein Doktor mit einem großen, mit breiten goldenen Tressen eingefaßten Hute in des Vaters Hause. So ein Mann möchtest du werden! dachte der Knabe, und der Hut ist ihm nie aus dem Sinn gekommen. Er säumte auch nicht, beizeiten Hand ans Werk zu legen. Eine fremde Katze war in Verdacht gekommen, Küchlein auf dem Pfarrhofe geraubt zu haben. Die Knaben stellten ihr Schlingen in der Scheune, fingen und töteten das Tier, wollten aber den Leichnam, damit der Vater nichts davon gewahren möchte, ins Feld hinaus tragen. Ernst aber ließ dies nicht zu, bevor er eine vollständige Sektion der Katze vorgenommen hatte, bei welcher sich jedoch die Brüder aus Ekel entfernten und demnächst die Bestattung der Leiche dem Prosektor allein überließen.

Ernst, als der lebhafteste und erregbarste der Knaben, fand die Strenge des Vaters besonders drückend, namentlich die Strafe des Zubettegehens, wobei es denn wohl geschah, daß er öfter aus der Schlafstube im zweiten Stock durchs Fenster auf einen an das Haus gebauten Backofen kletterte und durch den Garten entwischte, um, zumal bei Mondschein, durch Feld und Wald zu ziehen. So erklärt es sich, daß er im fünfzehnten Jahre mit dem Gedanken umging, sich unter das Lucknersche Freikorps zu begeben. Der bald erfolgende Friede brachte ihn jedoch hiervon ab. Als guter Schütze hatte er große Lust, sich der Jägerei zu widmen. Doch wurde ihm dies

wieder leid, als er einst bei dem Besuche eines benachbarten Edelmannes im väterlichen Hause den ihm wohlbekannten Sohn eines Predigers hinter dem Stuhle seines Herrn stehen und aufwarten sah. Ein Apotheker, ein entfernter Verwandter, hatte sich erboten, den Vetter Ernst an Kindesstatt anzunehmen, und wenn er gut einschlüge, ihm dereinst die Apotheke zu überlassen. Durch folgenden Vorfall wurde aber dieser Plan bald zerstört. Die Knaben schoben Kegel im Garten, und der Vetter Apotheker stand am oberen Ende der Bahn, dem Spiel zuschauend. Ernst Heim forderte ihn wiederholt auf, die Kugel zurückzuwerfen, zuletzt unter der Drohung, wenn er nicht Folge leiste, so würde er mit der zur Hand stehenden Flinte begrüßt werden. Der Mann war natürlich nicht geneigt, einem solchen Befehle zu willfahren, daher Ernst die jedoch nur blind geladene Flinte sogleich auf ihn abdrückte. Der Herr Vetter ward dadurch so erschreckt, daß er nichts weiter von einem so verwegenen Knaben wissen wollte. Zum großen Heil des letzteren blieb dieser Vorfall dem Vater verborgen.

Für einen Geistlichen und Gelehrten hielt der strenge Magister seinen Sohn Ernst, nach dessen eigener Äußerung, für zu leicht und flüchtig, daher er ihm riet, ein Doktor zu werden. Vielleicht an den Mann mit dem goldbesetzten Hute ebenso wie der Sohn denkend, setzte er hinzu: „Zu einem Quacksalber schickst du dich am besten; du kannst den Leuten alles weiß machen, was du willst; ich habe mehrere medizinische Bücher, nach welchen du kurieren kannst."

Der Vater selber beschäftigte sich nicht ungern mit der Heilkunst; nicht zum Ruhme derselben äußerte später Heim, von dem im Jahre 1764 erfolgten Tode seiner frommen Mutter, daß diese an einer Lungenentzündung gestorben, ohne daß man ihr zur Ader gelassen, wohl aber ihr hitzige Essenzen eingegeben habe. Ihr schneller Tod befestigte in dem Sohne den Entschluß, Arzt zu werden. Tief betrauerte er ihren Verlust; er ging oft in den Wald, um recht laut und bitterlich weinen zu können.

Im Mai desselben Jahres bezog Ernst mit seinem Bruder Anton das Lyceum zu Meiningen. Beide waren bei weitem nicht hinlänglich vorbereitet für die erste Klasse, in welche sie dennoch, dem Wunsche des Vaters gemäß, aufgenommen wurden. Durch den angestrengtesten Fleiß ersetzten sie jedoch manche Lücke.

Schon jetzt trat bei Ernst der Genius des Heilkünstlers hervor, denn er rettete den jüngeren Bruder Fritz von einer lebenslänglichen Lähmung. Fritz war nämlich auf der in einiger Entfernung von Solz liegenden Mühle, wohin er einen Sack Korn auf dem Schiebkarren gebracht hatte, von dem großen Hunde des Müllers in die Wade gebissen worden, so daß er nach einem schwierigen und schmerzhaften Verbande längere Zeit ruhig im Bette liegen mußte. Bei einem Besuche der Brüder Anton und Ernst im elterlichen Hause versuchte endlich Fritz wieder aufzustehen, fühlt aber zu seinem und der Seinigen Schrecken, daß die Muskeln des verletzten Beines verkürzt sind und daß er nur tief hinkend sich fortbewegen kann. Ernst untersuchte die

Wunde und forderte sogleich Anton auf, den Bruder, welchen er selbst an der einen Hand hielt, am andern Arme zu fassen, und nun wird der Lahme unter Zetergeschrei mit Gewalt und möglichster Schnelligkeit wohl sechsmal um einen großen Tisch herumgezogen, bis die verharrschte Wunde platzte. Jetzt ist Ernst zufrieden; Fritz wird wiederum zu Bett gebracht und das Bein lang ausgestreckt gehalten, bis die Wunde von neuem geheilt ist. Der Gebissene behielt zwar sein Leben lang eine tiefe, selbst durch den Strumpf sehr auffallende Narbe in der zierlichen Wade, verspürte aber nicht die geringste Schwäche beim Gehen und Laufen.

Durch eisernen Fleiß hatte es Ernst dahin gebracht, daß er schon nach zwei Jahren für reif zur Universität erklärt wurde. In der Mathematik und in der deutschen Verskunst that er es allen seinen Mitschülern zuvor, und seine Abschiedsrede fand großen Beifall. Sie führte den Titel: „Kurze Abhandlung von der eiteln Begierde, ein Polyhistor zu werden, ausgearbeitet und in hexametrischen Versen nebst einer Valediktion, abgefaßt von E. L. Heim, von Solz. Gehalten unter dem hochzuverehrenden Herrn Herrn Inspektor Hopfen in Meiningen, den 17. März 1766."

Die Verse zeugen, was die Form betrifft, von großer Sprachgewandtheit und, was den Inhalt betrifft, von klarer, selbstbewußter Lebensanschauung. Es heißt da unter anderem:

Kaum erschallet das Wort ihm „Philosophie" in die Ohren,
Wird er alsbald begeistert und will sich von nun an ihr widmen,
Will auch gleich jeglichen Teil in derselben geschwinder durchirren.
Bald nun durchschaut er die schwierigen Bücher von Bildung der Seele,
Bald die gepriesene Kunst, den Verstand und den Willen zu bessern,
Bald ermißt er die Größen, bald sucht er die Rechte der Völker,
Dann der Gesellschaft und dann der einzelnen Menschen zu fassen;
Bald will er auch den Umfang der himmlischen Weisheit erkennen,
Dann auf einmal erforschen Geheimnis und Künste des Arztes,
Dann auch dringt sein Geist in die unterirdischen Klüfte,
Schwinget sich dann hinauf zum erhabenen Pol, und berechnet
Der Gestirne Entfernung, und ob sie auch alle bewohnt sind,
Was für Bürger dort hausen; dies alles versteht er aufs klarste.
So, so wächst sein Verstand, so mehrt sich gewaltig sein Wissen,
Gleich den frühen Gewächsen, die vor den natürlichen Zeiten
Durch die wachsame Kunst und eifrige Mühe des Gärtners
Duftende Blumen und Früchte in treibender Wärme gewähren.

Später sagt dann der Verfasser:

Doch, o Jüngling! wohin entführen dich deine Begierden?
Zügellos fliegst du empor — aber ach! mit ikarischen Flügeln,
Nur deinem Untergang zu — hin nach dem Lichte der Sonne.
Sieh', ach siehe! — sie schmelzen in Tropfen die wächsernen Flügel!

Die den Hexametern folgende „Valediktion" wird durch ein Dankgebet an Gott eingeleitet:

Du, o Gott, Herr Zebaoth,
Den die Himmel selbst erzählen,
Du unendlich starker Gott,
Nimm den Dank von meiner Seelen!

War's ein blindes Ungefähr,
Daß mir schön der Jugend Blüte
Aufging? Nicht ein Ohngefähr,
Nein, es war nur deine Güte;

Deine Gnade führte mich
Von den Zeiten in die Zeiten,
So, daß Glück und Unglück sich,
Nie zu keiner Zeit entzweiten ꝛc.

Der neunzehnjährige Jüngling bezog Ostern 1766 die Universität Halle und lebte daselbst anfangs sehr eingezogen, nur mit seinen Kollegien beschäftigt. Er mußte sich spärlich behelfen; so aß er Mittag in einem Speisehause für einen Groschen und abends für vier Pfennige Brot. Der Vater, welcher bei zweihundert Thalern Gehalt schon zwei Söhne mit großen Opfern hatte studieren lassen, ward nun auch vom dritten oft genug um Geld angegangen. Am Schlusse eines Briefes heißt es: „Ich weiß keinen Heller aufzutreiben; die Zinsen bleiben aus, die Kapitalien kommen in Konkurs, um meine mütterliche Erbschaft betrügt mich der Kammerrat, und ihr plagt mich um Geld. Ich bin des Lebens satt. Lebe wohl." Ernst war oft in großer Not, aber er verlor nie den Mut und das Gottvertrauen. Professor Nietzky gewann den munteren Studenten lieb und trug ihm diese und jene Hilfsleistung in seiner medizinischen Praxis auf. Schon nach dem dritten Jahre hatte der junge Heim eine nicht unbedeutende Praxis auf eigene Hand unter den Studenten und Bürgern gebildet. Nietzky schickte ihn um diese Zeit zu einem kranken Studenten, Namens von Karstedt. Dieser faßte eine außerordentliche Liebe zu Heim und bot alles auf, dessen Freundschaft zu gewinnen. Von Karstedt war sehr wohlhabend und drang in den geliebten Freund, einen reichlichen Mittagstisch und neue Kleider von ihm anzunehmen, auch auf seine Kosten ganz nach Belieben auszureiten. Beide Männer, so verschieden auch ihr Wesen angelegt war, blieben bis in den Tod eng verbunden.

Durch v. Karstedt wurde Heim in einen Kreis junger Männer gezogen, welche, indem sie sein heiteres, freimütiges Wesen liebten, nach seinem eigenen Geständnisse dazu beitrugen, manche Härte in seinem Betragen und in seiner Sprache durch ihren Umgang abzuschleifen. Gerade unter der reicheren Klasse der Studenten fand er aber auch oft die wildere Ausschweifung, die größere Verderbtheit. In der Unschuld seines Herzens, von strenger christlicher Frömmigkeit durchdrungen und von Natur keinen fürchtend, schärfte er

den lockeren Gesellen oft das Gewissen. Seine Bekenntnisse enthalten manches merkwürdige Beispiel einer zerknirschten Reue, welche er in noch nicht ganz verlorenen Jünglingen erweckte. Indes mußte er auch oft erfahren, daß denen, welche am ersten bereit sind, ihre Sünden zu bekennen, oft die geringste Kraft beiwohnt, Buße zu thun.

Eine für sein ganzes Leben bedeutsame Freundschaft schloß Ernst 1769 mit einem biederen, talentvollen, aber etwas schwermütigen Jüngling, dem Sohne des berühmten Leibarztes Friedrich II., des Geheimrats Muzel. Der edle Jüngling ward von dem ebenso heiteren als tiefen Wesen Heims angezogen, wie Heim wieder das tiefe aufrichtige Gemüt Muzels liebgewann; beide Naturen ergänzten einander. Durch Muzel ward Heim in das Haus der Frau Geheimrätin von Buchner eingeführt, die nebst ihrer vortrefflichen Tochter viel zur Veredlung des moralischen Sinnes der beiden jungen Männer beitrug.

Die Doktorpromotion ging glücklich von statten, doch hatte es nicht geringe Anstrengung gekostet, das nötige Geld herbeizuschaffen, denn obgleich der junge Arzt bereits viele und glückliche Kuren unternommen hatte, so war er doch in seinen Finanzen nicht gebessert, denn er nahm selten Honorar, und den armen Patienten kaufte er noch die Arznei.

Der Geheimrat Dr. Muzel wollte zur weiteren Ausbildung seines Sohnes diesen auf Reisen schicken und wünschte, daß Heim seinen Busenfreund begleiten möchte — versteht sich mit Bestreitung sämtlicher Reisekosten aus der reichen Kasse des Herrn Geheimrats. Wer war froher, als der glückliche Heim! Im Mai 1772 machten sich die beiden jungen Doctores auf den Weg. Um den Bergbau und das Hüttenwesen kennen zu lernen, besuchten sie zuerst den Harz und Hannover, dann ging's an den Rhein zur Untersuchung der Mineralquellen. Auf der Universität Leyden in Holland ward ein längerer Aufenthalt gemacht, um die berühmtesten Professoren und Doktoren der Medizin zu hören und von ihnen zu lernen. Voll dankbarer Erinnerungen, mit mancherlei Kenntnissen und Naturseltenheiten bereichert, verließen die Freunde zu Anfang August 1773 Holland, um nach England zu schiffen. Nach einer zweitägigen Fahrt, auf welcher Heim fast dreißig Stunden die verdrießliche Seekrankheit im heftigsten Grade zu überstehen hatte, kamen sie nach Harwich und fuhren sogleich nach London. Der Onkel, Baron Muzel-Stosch, hatte die Reisenden dem Herrn v. Schöning, einem bejahrten Diplomaten, welcher im vierzehnten Jahre Deutschland verlassen und die Muttersprache verlernt hatte, empfohlen. Dieser machte sie leicht mit den ersten äußeren Gesetzen des englischen Lebens bekannt. Bald führte sie der Professor Fabrizius aus Kiel bei den berühmten Weltumseglern Banks und Solander ein. Muzel schreibt darüber an seinen Vater: „Mit diesen Leuten sind wir in die angenehmste Art von Umgang geraten, den wir nur jemals gehabt haben. Wir sind da, wie zu Hause, können kommen, wenn wir wollen, zum Essen ungenötigt bleiben und, ohne uns im geringsten zu genieren, die Freuden der Gesellschaft mit vernünftigen Männern genießen."

Heim wurde besonders als Mooskenner von Banks sehr geschätzt. Indes waren seine Fortschritte in der englischen Sprache noch nicht bedeutend gewesen, auch verstand er nicht, im Französischen sich fertig auszudrücken; im Lateinischen aber erschwerte die Verschiedenheit der Aussprache das Verständnis mit Banks. Solander machte deshalb den Dolmetscher zwischen beiden. Gleich bei der ersten Unterredung begegnete Heim ein kleiner Unfall, welcher, indem er den mit einem minder leichten Sinn begabten Freund einigermaßen erschreckt haben mag, vielmehr dazu beitrug, den Engländer für den munteren deutschen Doktor einzunehmen. Heim stützte sich nämlich auf die Lehne eines der schönsten und kostbarsten Stühle in Banks Besuchzimmer. Im Feuer der Verhandlung über die Moose und Meergräser brach der Stuhl. Ohne eine Spur von Verlegenheit schob Heim die Trümmer beiseite und ergriff einen andern Stuhl, der seine Last besser trug. Banks gestand später, daß ihm dies Benehmen eine sehr günstige Meinung von Heims wissenschaftlichem Eifer beigebracht habe.

Leider wurde Heim bald darauf von einem heftigen Gallenfieber befallen, das seinen Freund Muzel, der ihn behandelte, in nicht geringe Angst versetzte. Doch die kräftige Natur des jungen Mannes siegte ob, und die Studien wurden nun um so eifriger fortgesetzt. Dem Herrn Geheimrat in Berlin mußten regelmäßig Berichte eingesandt werden, und diese wurden nun in englischer Sprache abgefaßt, in welcher Heim bald eine gute Fertigkeit erlangt hatte. Das englische Wesen gefiel beiden Freunden. Ungern verließen sie die gastliche Insel und reisten im Herbst 1774 nach Paris, wo Heim zu Desault, Professor der Anatomie, ins Haus zog und fleißig die Hospitäler besuchte. Doch mit französischer Art und Weise konnte der echtdeutsche Heim nie recht vertraut werden, und gern verließen die beiden Reisenden im Frühling 1775 Paris, um nach Deutschland zurückzukehren.

In Straßburg hatte Heim folgendes für ihn höchst charakteristisches Abenteuer. Er hatte sich schon von Kindheit an im Klettern auf Bäumen, Dächern, Türmen und Bergen geübt und that es darin jederzeit allen seinen Genossen zuvor. Muzel wußte das und hatte selbst auf der Reise, bei Erklimmungen von Felsen und Klippen um Moose zu suchen, Beweise von unglaublicher Kühnheit und Geschicklichkeit seines Freundes gesehen. Als nun in Straßburg eines Abends bei dem Apotheker Hecht von der Verwegenheit eines Menschen, der bei der Durchreise der Königin von Frankreich für vier Louisdor auf die äußerste Spitze des Münsters gestiegen war, mit Staunen gesprochen wurde, so sagte Muzel: „Das kann Heim auch! Nicht wahr, du thust es?“ Ein schnelles Ja war die Antwort. Des andern Morgens gingen sie nach dem Münster. Hecht und Salzwedel (ein Studiengenosse in Leyden) begleiteten Heim bis über das zweite engere Treppengewinde oberhalb der Plattform. Dem gegebenen Worte getreu, wenn es auch das Leben kosten würde, kletterte er nun die kleinen völlig freien Stufen hinauf und rechts in die durchbrochene Krone des Turms; dann aus dieser hinaus auf das große steinerne Kreuz, welches die äußerste

Spitze bildet. Nur durch Umklammerung mit den Armen, indem man die Fußspitzen in Kerben setzte, welche in den Sandstein eingehauen sind, kann dieses erstiegen werden. Auf dem Querbalken des Kreuzes, 475 Fuß hoch über dem Straßenpflaster der Stadt, zieht er das Schnupftuch aus der Tasche und schwenkt es, worauf er glücklich wieder heruntersteigt. Aber um keinen Preis der Welt, so gesteht er, würde er dies Wagestück wiederholt haben.

Die Freunde durchschweiften nun den Schwarzwald und das Schwabenland, und Heim war in seinem Gott vergnügt. Er begleitete aber seinen Muzel nicht direkt nach Berlin, sondern suchte erst die geliebte Heimat auf. In Meiningen hatte der vielgereiste Doktor bei Hofe Audienz und meldete in seinem Tagebuch darüber: „Nachmittags wurde ich durch einen Pagen zur Frau Herzogin gerufen; die beiden Prinzessinnen, die Frau Oberhofmeisterin v. Steuben und mehrere Damen waren gegenwärtig. Nach den englischen Frauenzimmern wurde ich am meisten gefragt. Nachdem ich sie mit Recht sehr gelobt hatte, versicherte ich, daß mir dessenungeachtet die deutschen Frauen besser gefielen, und daß ich mir keine andere als eine Deutsche zur Gattin wählen würde. Alle Damen, außer der Herzogin, die saß, traten an mich näher heran, sahen mir in die Augen und dankten mir durch überaus freundliche Mienen für meinen Entschluß." — Der schönen Prinzessin überreichte er von seinen zartesten Moosen, zierlich aufgeklebt, und da er zwei dieser kleinen Wesen nach seinen Brüdern benannt, so fragte die Prinzessin, ob er nicht auch sie einmal zu Gevatter bitten wollte. „Noch habe ich kein Moosblümchen gefunden, welches würdig wäre, den Namen einer so schönen Prinzessin zu tragen," erwiderte der artige Doktor.

Mit derselben Ungezwungenheit, wie er sich hier bei Hofe bewegte, besuchte er aber auch seine Bauern und Schulkameraden in Solz und verlebte frohe Stunden mit Tanten und Vettern, denen er nicht genug erzählen konnte. Der alte Vater war in eine gefährliche Krankheit gefallen; der Sohn hatte das Glück, ihn wieder herzustellen. Während dieser Krankheit versammelten sich die fünf Brüder in Solz. Auf dem Grabe der verklärten Mutter küßten sie sich und schwuren, sich stets zu lieben und christlich zu leben in ihrem Geiste, der vielleicht hier schwebte.

Gleich nach der Genesung des Vaters riefen Heim die dringenden Einladungen seines Muzel nach Berlin. Mit Davids Worten schrieb ihm dieser: „Wie der Hirsch dürstet nach frischem Wasser, so dürstet meine Seele nach Dir!"

Michaelis 1775 kam Heim in Berlin an und lernte nun erst seinen Wohlthäter, Geheimrat Dr. Muzel, persönlich kennen. Viele Zentner gesammelte Mineralien, viele Tausende getrockneter Pflanzen, desgleichen die in Holland angekauften rohen Arzneikörper wurden geordnet. Gleichzeitig machte Heim seinen anatomischen Kurs in sechs Lektionen, und bearbeitete die vom Ober-Kollegium ihm vorgelegten Aufgaben, um eine Physikatstelle annehmen

zu können. Das Examen wurde gut bestanden und durch Vermittelung seines Gönners erhielt Heim das Physikat in Spandau.

Erst neunundzwanzig Jahre alt und noch von einem zartblühenden Äußern erwarb er sich doch bald ein allgemeines Zutrauen bei Kranken wie bei Gesunden; sein Name ward bald in der ganzen Umgegend bekannt. Er nahm, zur Befestigung seiner Kenntnisse, häufig Sektionen vor und unterrichtete sich mit Fleiß auch über die Krankheiten des Viehes. Während seines siebenjährigen Aufenthaltes in Spandau grassierte in seinem Physikat zweimal die Viehseuche, dreimal der Milzbrand als Epidemie. Mehr als hundert Rinder und fast ebenso viele gefallene Pferde hat er mit eigener Hand, unter Beihilfe der Scharfrichterknechte, geöffnet. Mit seinem ihm angeborenen Gleichmut setzte er sich darüber hinweg, wenn manche anfangs ein Ärgernis daran nahmen, daß er auf einem Bauernwagen zur Besichtigung krepierten Viehes abgeholt wurde, auch wohl noch den Scharfrichterknecht mit aufsitzen ließ.

Seine Kuren waren außerordentlich glücklich, und alles ließ sich aufs beste an; da traf ihn ein harter Schlag — der Tod seines geliebten Muzel, der 1778 den 14. April an einem Faulfieber plötzlich verstarb. Heim drückte ihm die Augen zu, aber er hatte nicht helfen können, da er den berühmtesten Berliner Ärzten nachgeben mußte, obwohl er das Fehlerhafte ihres Verfahrens scharf rügte. Mit seltener Fassung des Gemüts ertrug er den herben Verlust.

Im August des Jahres 1779 verlobte er sich mit Charlotte Müker, der liebenswürdigen Tochter eines angesehenen Kaufmanns in Spandau; schon rüstete man sich zur Hochzeit, da ward der glückliche Bräutigam auf das Krankenlager geworfen. Bei der herrschenden Ruhrepidemie hatte er sich Tag und Nacht keine Ruhe gegönnt und war nun selber von der bösartigen Seuche angesteckt. Fast wäre er unterlegen, die Ärzte zweifelten an seinem Aufkommen, und er selber war auf sein Ende gefaßt; doch der, welcher so vielen das Leben retten und erhalten sollte, ward den Seinen wiedergeschenkt. Aber erst im folgenden Jahre konnte er seine Hochzeit feiern.

Der Ruf des geschickten Arztes vermehrte sich mit jedem Jahre, die Berliner Freunde drängten immer mehr zur Übersiedelung nach der Hauptstadt, und so zog denn Heim im April 1783 nach Berlin. Da er die bereits in der Spandauer Gegend an ihn geketteten Familien nicht verlassen wollte, machte er auf seinem schnellen, wilden Reitpferde die staunenswertesten Ritte, oft bei finsterer Nacht. In Berlin fuhr er, und zuletzt mußte er sechs Wagenpferde halten. In einem Briefe heißt es: „Ich habe als Arzt mehr zu thun, als irgend einer meiner Kollegen in Berlin. Allen Vergnügungen des Lebens muß ich fast entsagen, um nur meine Patienten abwarten zu können. Da aber in diesem Geschäft meine Seele die größte Ruhe findet, so liegt auch keine eigentliche Aufopferung darin. Bälle, Konzerte, Spazierfahrten, Abendgesellschaften — zu allen diesen Genüssen bleibt mir schlechterdings keine Zeit.“ Eine Erholung gönnte sich aber der unermüdliche

Mann im Jahre 1796, wo er mit Frau und Kind seine Heimat besuchte und eine frohe Zusammenkunft mit sämtlichen Brüdern feierte. Später wurden auch die schlesischen und böhmischen Heilquellen besucht, und solche Reisen waren denn wahre Triumphzüge für den in ganz Deutschland gefeierten Arzt. An den großen Weltbegebenheiten konnte er wenig Anteil nehmen, da seine ärztlichen Pflichten und Strapazen all sein Leben in Anspruch nahmen. Als aber die Stunde schlug, wo Deutschland sich vom Joch der französischen Tyrannei befreite, da hatte er die Freude, seinen einzigen Sohn mit zur Armee zu senden, der sich dann auch als Arzt höchst vorteilhaft auszeichnete.

Heim war in Berlin so bekannt, daß, wenn er durch die Straßen ritt, arme Kinder, Soldaten, Arbeiter ihn jubelnd begrüßten, denn allen war er ein Wohlthäter geworden. Aber auch die Großen und Vornehmen liebten und ehrten ihn; er erfreute sich der persönlichen Huld des Königs und der Königin; im Jahre 1799 war er durch ein allerhöchstes Patent zum Geheimrat ernannt worden; dem Prinzen Ferdinand, dem letzten Bruder Friedrichs des Großen, war er ein lieber Freund. Hätte er nur die unvergleichliche Königin retten können! Er wurde zweimal nach Mecklenburg berufen. Den 17. Juli 1810 bemerkt Heim im Tagebuch:

„Ich fand die Königin schlechter, als ich mir vorgestellt hatte. Der Puls schlug 120 bis 130 mal in einer Minute.“

„Den 18. fast den ganzen Tag bei der Königin gewesen. Da sie vormittags und nachmittags einige Stunden geschlafen hatte, war ihr Geist munter.“

„Den 19. Von gestern Abend um elf Uhr an bis heute früh um vier Uhr am Bette der Königin gesessen, welche die ganze Nacht hindurch meine rechte Hand in der ihrigen hielt. Ich befand mich in der jammervollsten Lage; ich war so müde, daß ich jeden Augenblick einschlief, so sehr ich mich auch anstrengte, wach zu bleiben, da dies die Umstände erforderten. Die Königin wurde immer engbrüstiger, konnte kaum laut reden und wollte doch mit mir sprechen. Vor fünf Uhr, als mir eben die Königin erlaubt hatte, mich etwas zur Ruhe zu legen, kam der König an. Als die Königin ihn erblickte, sagte sie mit schwacher Stimme: „Mein lieber Freund.“ Der König und alle, die mit ihm im Zimmer waren, weinten. Der Kronprinz und sein Bruder, Prinz Wilhelm, kamen auch ans Bett der Königin, weinten und schluchzten laut. Um 9 Uhr starb die Königin, sicherlich die schönste Frau in des Königs Landen, und von der reinsten Herzensgüte! Der König, Frau v. Berg und wir Ärzte waren gegenwärtig. Der König war in seiner tiefen Betrübnis doch gefaßt und stark.“

In den folgenden Tagen war Heim noch öfters bei Sr. Majestät dem Könige, welcher sich huldreich mit ihm über die letzten Lebensumstände der Verklärten unterhielt. Als der rüstige Doktor sein 50jähriges Jubiläum feierte, schmückte der Staatskanzler, Fürst Hardenberg, im Namen des

Königs den Gefeierten mit dem roten Adlerorden zweiter Klasse, unter Verlesung folgender Kabinetts-Ordre:

„Ich erfahre, daß heute Ihr fünfzigjähriges Doktor-Jubiläum gefeiert wird. Indem ich Ihnen meine Teilnahme an diesem frohen Ereignis bezeige, wünsche ich, daß die Vorsehung Sie noch lange Ihren wohlthätigen Berufspflichten erhalten möge. Ihren ausgezeichneten Verdiensten um die leidende Menschheit habe ich stets ein gerechtes Anerkenntnis gewidmet. Empfangen Sie einen neuen Beweis desselben und meines besonderen Wohlwollens in dem roten Adlerorden zweiter Klasse, dessen Insignien ich hier beifügen lasse.

Berlin, den 15. April 1812.

Friedrich Wilhelm."

Wenn andere mit ihrem fünfzigjährigen Jubelfeste von ihrer amtlichen oder beruflichen Thätigkeit Abschied nehmen, so war Heim auch darin dem Feldmarschall Blücher ähnlich, daß den Greis das Jünglingsfeuer bis an sein Ende beseelte. Noch volle zweiundzwanzig Jahre wirkte der seltene Mann mit ungebrochener Kraft, von Jahr zu Jahr von seinen Mitbürgern mehr verehrt und geschätzt und selbst von seinen Kollegen ohne Neid anerkannt. In seinen letzten Lebenstagen wiederholte er oft den Wunsch, daß nach seinem Hinscheiden sein Dank gegen die gute Stadt Berlin, wo der Baum seines Glückes so herrlich erblüht war, öffentlich ausgesprochen werden möchte*).

Sanft, ohne das leiseste Zeichen des Schmerzes, hauchte er am 15. September 1834 in der Mittagsstunde in den Armen der lieben Angehörigen die fromme Seele aus, bis an die Pforten des Todes ein glücklicher Sterblicher. Mit Recht hatte er einst über seine Ruhestätte die Worte setzen lassen: Es ist kein Trauerort für die Familie Heim.

Über das Leichenbegängnis berichtet die Staatszeitung folgendes: Am 18. September vormittags wurde Heims sterbliche Hülle zur Erde bestattet. Von der Stelle, wo er sanft entschlief, wo der anwesende älteste Geistliche den Ehebund der sechs Kinder des Hauses eingesegnet hatte, hoben die jüngeren Ärzte der Stadt, treue Schüler des abgerufenen alten Meisters, den Sarg hinweg und trugen ihn feierlich zum Wagen. Viele Tausende von Einwohnern Berlins bildeten stille Reihen von dem Sterbehause bis zum Friedhofe vor dem Halleschen Thor; der König, des Landes geliebter Vater, der den Lebenden durch hohe Huld beglückt hatte, erwies auch dem Entschlafenen die letzte Ehre durch Absendung seines achtspännigen Wagens. Eine ähnliche Auszeichnung wurde dem Verstorbenen von seiten der königlichen Prinzen zu teil. Ein glänzendes und zahlreiches Gefolge von Personen jeden Standes und Ranges, Deputationen des Magistrats und der Stadtverordneten, Freunde und Verehrer Heims folgten dem Trauerwagen. Am Eingang des

*) Preuß. Staatszeitung 1834, Nr. 260.

Friedhofs wurde der Sarg wiederum von den Ärzten vom Wagen gehoben und zur Gruft getragen. Hier stimmten die jüngeren Freunde, die dankbaren Verehrer, wie sie sich selbst nennen, ein Lied an:

„Im Arm der Liebe ruht sich's wohl,
Wohl auch im Schoß der Erde.“

Bei dem folgenden Schlußchor „Heiliges Leben, wie du's fromm vollendet“, machte es einen merkwürdigen Eindruck auf die Leidtragenden, daß in diesem Augenblick ein Schwarm von Schmetterlingen über dem Blumenkranze flatterte, der den Sarg schmückte, als hätte die Natur ihre zartesten Kinder in so ungewöhnlicher Zeit erweckt und abgesandt, um ihrem Lieblinge und treuesten Schüler das letzte Lebewohl auf dieser Erde zuzuflüstern.

Mit Recht bemerkt Heims Schwiegersohn und Biograph Keßler: „Fast alles, was Heim Verdienstliches, als neue Entdeckung oder als schärfere Untersuchung, beigelegt wird, erscheint nur als die mit unermüdlichem Eifer aus dem Keim seines frühen, frischen Naturlebens, dann seines emsigen Naturstudiums*) gezogene wohlthätige Frucht. Schwerlich würde er ohne die unendliche Übung im Zergliedern der zartesten Moose wohl die eigentümlichen Strahlen, Bläschen und Narben mancher Krankheiten entdeckt haben. Entwickelte nicht die tausendfältige Vergleichung der Gerüche der Pflanzen in ihm die Fähigkeit, äußerlich ähnliche Krankheiten durch ihren Geruch voneinander zu unterscheiden? Mit seinem frischen Natursinn durchschaute Heim augenblicklich das Wesen der Krankheit. Der berühmte Professor Dr. Reil äußerte sich einmal: „Heim weiß nicht, wie er die Leute kuriert. Unsereiner sieht und forscht wochenlang, ehe er zu behaupten wagt, er wisse, wo die Krankheit sitze. Ruft man nun Heim, so tritt er in seiner leichten Manier herein, sieht kaum nach dem Kranken, fragt ihn oft nicht einmal, und sogleich trifft er den Punkt, auf welchen uns erst eine lange, mühsame Kombination geleitet hat.“

Das ist eben das Wesen des Genius, der da schauet, was andere bloß vermuten.

Eine andere nicht genug zu preisende Eigenschaft des großen Mannes war seine Bescheidenheit und Bereitwilligkeit, fremdes Verdienst anzuerkennen; er war ohne allen Neid — eine Tugend, die unter den Ärzten nicht allzuhäufig gefunden wird.

Im Jahre 1835 versammelten sich die 70 Ärzte der Königsstadt, und unter ihnen die Häupter ihrer Kunst und Wissenschaft, zu einem festlichen Mahle und ehrenvollen Gedächtnis ihres entschlafenen Ältesten. Von vielem, was hierbei zu dessen Ruhme vorgebracht wurde, mag folgendes Akrostichon genügen:

---

*) Heim hat auch dem achtjährigen Knaben Al. v. Humboldt den ersten Unterricht in der Botanik erteilt.

Hier in dem englischen Hause ein Hört! den versammelten Freunden,
Einen kurzen Moment gönnet mir freundlich das Ohr.
Innig verbanden wir uns; o möcht' mißgünstige Selbstsucht,
Möchte verleumdender Neid nie zerreißen das Band
Unsers schönen Vereins. Das medicus medicum odit*),
Nun und nimmer fortan sei es des Standes Symbol!
Schöner vielmehr mög' stets der Bund seine Blüten entfalten,
Einigkeit, Liebe, Vertrau'n, Hilfe in Rat und in That.
Ruft drum zurück euch den Mann, den herrlichen, und als ein leuchtend
Vorbild sei er und bleib', ihn den unsterblichen Heim!
O, wer hätt' ihn gekannt und nicht geliebt, ja verehrt ihn!
Rein wie das himmlische Licht, jedem Kollegen ein Freund.
Bieder war er und mild, in Nöten ein rettender Schutzgeist
Jeglichem, arm oder reich, immer nur galt ihm der Mensch.
Laßt drum heute besonders, beim Stiftungsfeste in Ehrfurcht
Dem vollendeten Arzt weih'n der Erinnerung Dank.

Dr. H.

Friedrich Perthes schrieb in demselben Jahre an einen Freund (und sein Wort möge diese Skizze schließen): „An dem Leben des Berliner Arztes Heim, herausgegeben von seinem Schwiegersohn Keßler, werden Sie sich freuen; echt deutsch im besten Sinne, die lebendigste Handfestigkeit, starke Sinnlichkeit und Lebenslust, vereinigt mit großem Talente und ernster Sittlichkeit; wenig christliche Erkenntnis, aber wahrer und wirklicher christlicher Sinn. Unsere Jünglinge mögen sich in diesem Spiegel beschauen."

Bertel Thorwaldsen**).

Unter den großen Bildhauern aller Zeiten und Völker ist der Däne Thorwaldsen einer der größten. Er war ein Liebling der Musen, ein Günstling des Glücks, — sein Leben ein ununterbrochener Triumphzug. Zwar hatte der Sohn des armen, ja des ungeschickten Bildschnitzers manchen Kampf zu bestehen, bis sein Lebenspfad sich ebnete, aber die Hindernisse waren doch nur so groß, daß sie die innere Kraft des strebenden Genius weckten und stählten. Italien war seine zweite geistige Heimat, in der sein Künstlergeist sich entfaltete, und auch da bewährte sich das Glück in der Verschmelzung

*) Ein Arzt haßt den andern.

**) Thorwaldsens Leben von Just. Matthias Thiele, deutsch von Henrik Helms (2 Bde.). Leipzig, Lorck, 1852. Unsere Zeit in Biographieen und Bildnissen, I. 4. Albert Thorwaldsen von H. C. Andersen (Hamburg, Verlags-Comptoir). Charaktere und Reden von Örsted, deutsch von Kannegießer (Leipzig, Lorck).

nordischer Tüchtigkeit und italienischen Feuers. Ein Canova mußte, weil er bloß Italiener war, trotz aller Vollendung in der Darstellung schmelzender Schönheit, hinter dem Meister aus Norden zurückbleiben.

Der Großvater Thorwaldsens war ein armer isländischer Prediger, mit Namen Thorwald Gotskalksen, der sandte seine beiden Söhne Ari und Gotskalk nach Kopenhagen, daß sie dort selber für ihren Unterhalt sorgen möchten. Der ältere der Brüder starb, der jüngere fand Beschäftigung auf der Schiffswerfte, da er einige Geschicklichkeit im Holzschnitzen besaß. Im Jahre 1769 verheiratete sich Gottschalk Thorwaldsen mit der Tochter eines jütländischen Bauers, und diese Ehe wurde 1770 mit einem Kinde gesegnet, das ganz Europa mit seinem Ruhm erfüllen sollte.

Es war eine ärmliche Familie, die mit allerlei Not zu kämpfen hatte. Thorwaldsens Vater ist als ein hoher, hagerer Mann geschildert, die Mutter als eine kleine, schmucke Frau, deren Äußeres aber in späteren Jahren vernachlässigt, und der allmählich alles, nur nicht ihr geliebter Sohn, die einzige Freude ihres kummervollen Lebens, gleichgültig wurde.

Wie ein Sonnenstrahl, der in eine dunkle Kammer fällt, ist die folgende Erinnerung aus seiner Kindheit, die Thorwaldsen einst dem Dichter Andersen anvertraut hat, und welche von diesem in seinem „Bilderbuch ohne Bilder" (24. Abend) benutzt worden ist.

Des Knaben liebstes Spielzeug war das Spinnrad; er durfte es aber nicht anrühren, sonst klopfte man ihm auf die Finger. Eine Nacht, während Vater und Mutter schliefen, lag er wachend auf seinem Lager. Der Mond schien hell ins Zimmer, das Spinnrad sah so einladend aus, daß sich der Kleine nicht länger halten konnte, aus dem Bette sprang, ganz leise sich an das Rad setzte und hocherfreut es mit seinen kleinen Fingern um und um drehte. Wie er nun so da sitzt und spinnt, erwacht die Mutter. Sie wirft einen Blick ins Zimmer und vermeint, einen Kobold oder ein derartiges Gespenst zu sehen, denn: „die Kobolde spinnen des Nachts, wenn man am Abend vergißt, die Schnur von dem Rade abzulösen." In ihrer Angst weckt sie den Mann, dieser aber entdeckt bald, daß der kleine Bertel der Spukgeist ist, und mit einem tüchtigen Klaps wird der kleine Kobold wieder in sein Bett gejagt.

Albert mußte seinem Vater das Essen hinaustragen auf die Schiffswerfte und sah nun mit nicht geringer Freude dem Zimmerhandwerk und den Holzschnitzereien des Vaters zu, die ihn noch mehr anzogen, als früher der Spinnrocken. Aber mit der Kunst des Vaters war es nicht weit her, darum verdiente er auch so wenig. So wollte er einstmals als Schiffsgaleone einen Löwen anfertigen, kam aber nicht damit zustande, und obwohl er zwei- bis dreimal neues Holz auflegte, ward und blieb es doch immer nur — ein Pudel. Wie aber Bertel heranwuchs und seinem Vater half, ging alles viel besser von statten, denn es zeigte sich bald, daß der Sohn viel mehr Geschick hatte als der Vater. Dieser machte sich das Talent

des Sohnes zu nutze und den ganzen Tag mußte er Bilder schnitzen oder auf der Werfte das Beil führen.

Glücklicherweise hatte ein Freund Thorwaldsens die guten Anlagen des Knaben bemerkt und diesem schon frühzeitig (1781) eine Stelle auf der Akademie verschafft. Bertel erhielt einen Platz in der letzten Klasse für freie Handzeichnung, rückte aber schon im nächstfolgenden Jahre in die zweite Klasse hinauf, wo er im Figurenzeichnen von dem Lehrer Löffler unterrichtet wurde, was schon damals für einen zwölfjährigen Knaben etwas Ungewöhnliches war. Zwischen diesem Lehrer und seinem Schüler entwickelte sich bald ein liebevolles Verhältnis, welches von glücklichem Einflusse sowohl auf die künstlerische als sittliche Ausbildung des Knaben war.

Löffler ging sehr gründlich und langsam zu Werke, und da überdies der junge Thorwaldsen dem Vater mit aller Kraft helfen mußte, so verweilte er drei Jahre in der zweiten Klasse.

Zugleich mit Bertel besuchte ein anderer Knabe die Akademie, der stets sein Kamerad war, aber in einer ganz andern Richtung später sich auszeichnete, nämlich als Arzt. Es war der Knabe Matthias Saxtorph, der schwach und von zartem Körperbau sich des Abends, wenn die wilden Gefährten die Akademie verließen, unter den Schutz des stärkeren Thorwaldsen stellte. Die Gefälligkeit des freundlichen, armen Bertel wurde dem Vater des jungen Saxtorph bekannt, und dieser lud ihn nun wöchentlich mehrmals zu Tische ein. Die Kameradschaft währte noch einige Jahre, bis die verschiedenen Bildungswege die beiden Jugendfreunde trennten.

Aber Thorwaldsen mochte nicht aus der freundlichen Familie scheiden, ohne seine Dankbarkeit an den Tag zu legen. Als er einige Übung im Modellieren erlangt hatte, führte er ein Porträtmedaillon des alten Professors Saxtorph aus, mit welchem er, nachdem der Dichter Rahbeck einige Zeilen dazu geschrieben, der Familie ein Geschenk machte. Von diesem Medaillon, das als eine der ersten Arbeiten des gefeierten Künstlers merkwürdig ist, existieren noch mehrere Abgüsse.

Am 3. Januar 1785 rückte er in die Gipsklasse der Akademie auf, und hier stellten sich dem freudig erstaunten Blick die antiken Statuen dar, welche in Abgüssen als Vorbilder bei den Zeichenübungen dienten. Der Schüler war in eine neue, schönere Welt versetzt und arbeitete mit doppeltem Eifer. Schon im folgenden Jahre (2. Januar 1786) wurde er für würdig befunden, in die Modellklasse aufzurücken. Einer der Professoren dieser Klasse, der Maler Nikolai Abildgaard, bemerkte bald das ausgezeichnete Talent des Knaben und widmete ihm besondere Sorgfalt, unterstützte ihn auch öfters mit Geld. Erst ein Jahr hatte Bertel Thorwaldsen in der Modellklasse gearbeitet, als er schon eine akademische Prämie, die kleine silberne Medaille, erhielt.

Er war jetzt sechzehn Jahre alt und sollte konfirmiert werden, der Vater ließ ihn bei dem Pfarrer der Holmens- (Marine-) Kirche einschreiben, aber es zeigte sich bald, daß er in seinen Religionskenntnissen weit hinter den

Altersgenossen zurückstand, und so erhielt er seinen Sitz weit unten zwischen den andern armen Knaben. Nicht lange darauf hatte der Prediger erfahren, daß ein junger Mensch, Namens Thorwaldsen, den ersten akademischen Preis davongetragen habe; nun fiel ihm der Name auf, und er fragte seinen Konfirmanden, ob er ein Bruder des gerühmten Thorwaldsen sei? „Ich bin es selbst," antwortete dieser. Von diesem Tage an behandelte ihn der Prediger mit der größten Achtung, wies ihm den ersten Platz unter den Konfirmanden an und nannte ihn „Monsieur Thorwaldsen". Dieses Wort erfüllte die Seele des Jünglings mit Entzücken und gab ihm neuen hohen Mut.

Nach der Konfirmation nahm der Vater seinen Albert gänzlich in Beschlag, und man sah ihn öfters Spiegelrahmen und andere vergoldete Holzarbeiten austragen; doch wenn der junge Künstler ein freies Stündchen erobern konnte, benutzte er es zum Modellieren in Thon. Sein wackerer Freund und Beschützer Abildgaard hatte unterdessen eine Reise nach Italien gemacht, und als dieser Meister zurückkehrte, mußte auch Thorwaldsen wieder den akademischen Studien sich zuwenden, namentlich aber an einer Preisbewerbung sich beteiligen, und siehe — der Jüngling erhielt (1789) die große silberne Medaille für ein Basrelief (halb erhabene Arbeit), das einen ruhenden Amor darstellte. So konnte es denn Thorwaldsen schon wagen, im folgenden Jahre öffentlich als Bildhauer hervorzutreten. Es war nämlich dem Maler Wolff, einem Schüler Abildgaards, aufgetragen, die Ehrenpforte, welche für den Einzug der Gemahlin des Kronprinzen (spätern Königs Friedrich IV.) in Kopenhagen errichtet wurde, mit Malereien und Statuen zu verzieren. Wolff nahm den jungen Kunstgenossen zu Hilfe, und Thorwaldsen arbeitete in seiner engen Werkstatt drei schöne Statuen, nämlich: zwei Schutzgötter (Dänemarks und Norwegens), welche sich die Hände über einem flammenden Altar reichten und das dänische und hessische*) Wappen hielten, und eine Fama mit Trompeten und Kränzen von Rosen und Myrten, die beweglich war und sich beim Fortschreiten der Prozession nach allen Seiten drehte, um das Gerücht von der Ankunft der Herrschaft zu verkünden.

Der Ruf von der Schönheit der Prinzessin brachte den jungen Künstler auf den Gedanken, ein Porträtmedaillon derselben auszuführen. Dies wurde schnell vollendet und in Gips gegossen. Ein Gipswarenhändler hatte den Verkauf übernommen, und dieser machte ein glänzendes Geschäft; Thorwaldsen ward mit einer kleinen Summe zufriedengestellt. Sein Talent im Zeichnen und sichern Auffassen der Form ward immer mehr anerkannt; angesehene Damen nahmen bei dem jungen Manne Unterricht im Zeichnen.

Er hatte mit drei andern Kunstjüngern eine kleine Gesellschaft gebildet zur gemeinschaftlichen Ausbildung. Die Kompositionen der vier Freunde wurden gegenseitig kritisiert; der Arbeit folgte ein einfaches aber munteres Mahl, nach diesem wurden Dichterwerke vorgelesen. Thorwaldsen saß dann, ganz Ohr und Aufmerksamkeit, mit wahrer Andacht da, und wenn die andern

*) Die kronprinzliche Gemahlin Marie Sophie Friederike war eine hessische Prinzessin.

über die Ausführung dieser oder jener dichterischen Idee sich unterhielten, modellierte er einen Klumpen Thon oder in Ermangelung eines solchen ein Stück Brot. Mitunter ergriff er den Bleistift, skizzierte seine Ideen oder zeichnete mit verschönerten Formen die Gegenstände ab, die sich vor ihm auf dem Tische fanden, und so wurde er einmal Urheber einer verbesserten Tabaksetikette, da zufällig ein Päckchen Tabak vor ihm auf dem Tische stand.

Ein genialer Maler, Namens Carstens, hatte die Modellklasse der Akademie besucht, aber keine Anerkennung gefunden. Er verließ Kopenhagen, da er nicht einmal die kleine goldene Medaille erringen konnte; nun sollte um eben diesen Preis auch Thorwaldsen mit andern Künstlern konkurrieren. Er fürchtete sich und wollte durchaus sich nicht zu der neuen Prüfung bequemen; endlich nach langem Zureden der Freunde ermannte er sich und entwarf in vier Stunden eine Skizze, welche den Erwartungen entsprach. Das nach derselben ausgeführte Basrelief erhielt — die kleine goldene Medaille. Der Staatsminister Graf Ditlew von Reventlow sah die Arbeit des hoffnungsvollen Bildschnitzersohnes und wurde sein Beschützer. Durch seinen Einfluß wurden ihm Mittel verschafft, ohne Nahrungssorgen eine Zeitlang rein künstlerische Aufgaben lösen zu können. Thorwaldsen behandelte nun Szenen aus Homers Iliade und lieferte namentlich ein Basrelief, das den Priamus darstellt, der dem Achilles köstliche Geschenke bietet, um die Auslieferung der Leiche Hektors zu erlangen.

So übte er sich in selbständiger Darstellung, lieferte im Jahre 1792 noch zwei treffliche Skulpturen: Herkules, der bei Omphale spinnt, und Numa mit der Nymphe Egeria. Seine Kraft war so erstarkt, daß er im folgenden Jahre die große goldene Medaille gewann für ein Basrelief: Petrus, der den Lahmen heilt (Apostelg. 3). Damit war das Anrecht auf ein dreijähriges Reisestipendium erworben; doch Thorwaldsen hatte noch keine Lust zum Reisen. Sein Ruf hatte ihm die angesehensten Familienkreise eröffnet, er war ein Freund der tüchtigsten akademischen Künstler, und seine Zeichnungen wurden überdies sehr gut bezahlt, was für die unbemittelte Familie sehr erwünscht war. Abildgaard sorgte, daß Thorwaldsen auch als Bildhauer sich etwas verdiente, und bewirkte, daß man ihm einen Teil der Arbeit übertrug zur Ausschmückung der königlichen Amalienburg. Nach den Zeichnungen Abildgaards modellierte Thorwaldsen erst zwei Basreliefs, dann Statuen in Lebensgröße, und zwar in merkwürdig kurzer Zeit. Abildgaard war stolz auf die Arbeiten seines Schülers und führte eines Tages seinen Freund, den schwedischen Bildhauer Professor Sergell, in das Palais, um ihm diese Arbeiten zu zeigen. Thorwaldsen stand dort in voller Thätigkeit mit seinem Schabeisen in der Hand und mauerte an einer der Statuen, ohne ein Wort zu sprechen, vielleicht ohne den Gruß des fremden Professors zu beachten. Als Sergell die Arbeit eine Weile betrachtet hatte, rief er aus: „Wie machen Sie es doch, solche schöne Figuren zustande zu bringen?“ — Thorwaldsen drehte sich um, zeigte ihm das Schabeisen und antwortete nur: „Mit diesem hier!“

Im Jahre 1796 ward der Pilgerzug nach Rom unternommen; Thorwaldsen hatte ein Stipendium von 400 Thalern jährlich auf drei Jahre zugesichert bekommen, und für die Fahrt nach Italien einen Freiplatz auf der königlichen Fregatte Thetis. Die Mutter war untröstlich, da sie in ihrem Sohn nicht bloß den helfenden Freund, sondern die einzige Lebensfreude verlor; als sie im Kleiderschranke noch eine zurückgebliebene schwarze Weste ihres Albert fand, küßte sie diese mit Inbrunst.

Die Reise ging langsam; Thorwaldsen that durchaus nichts, um sich im Gespräch mit den Mitfahrenden zu bilden, oder sich mit der italienischen Sprache vertraut zu machen. Träumerisch stand er am Schiffsbord und starrte ins Weite, oder er unterhielt sich mit seinem Hunde. Doch hatten ihn alle Passagiere wegen seiner Gutmütigkeit lieb. Mit manchen Empfehlungsbriefen versehen kam er nach Neapel, mußte jedoch dort länger als ihm lieb war verweilen. Die Revolution schien auch in Italien alles umkehren zu wollen; unter sehr ungünstigen Verhältnissen reiste der junge Künstler nach Rom, wo er am 8. März 1797 anlangte. Der Papst Pius VI. hatte vergebens versucht, seine geringe weltliche Macht den siegreichen Waffen des Generals Bonaparte entgegenzustellen, und der Friede zu Tolentino am 19. Februar 1797 hatte neben dem Verlust mehrerer römischer Provinzen noch andere kränkende Demütigungen zur Folge. Als Thorwaldsen im Vatikan und auf dem Kapitol die berühmten Meisterwerke seiner Kunst, um derentwillen er eine so mühsame Reise unternommen hatte, beschauen wollte, waren sie teils schon entführt, teils in Kisten eingepackt, um nach Paris gesandt zu werden. Auf dem Kapitol sah er nur, wie man damit beschäftigt war, Apollo, Laokoon und den berühmten Torso in die Kisten einzumauern, die sie wie Särge bis zur Auferstehung in der Hauptstadt Frankreichs verwahren sollten. Hierüber beklagte sich Thorwaldsen in den Briefen an seine Freunde noch mehr, als über das Heimweh, an dem er auch nicht wenig litt. —

Er war einem in Rom lebenden Landsmann, dem gelehrten Altertumskenner Zoëga empfohlen worden, der ihn gastfreundlich aufnahm, aber in seiner pedantischen Strenge vieles an dem jungen Künstler tadelte, welcher freilich ohne alle gelehrte Bildung war, sogar an nötigen Schulkenntnissen Mangel litt. Unterm 5. Januar 1798 schrieb Thorwaldsen:

„Es ist laut des Gebots meines Instruxes (Instruktion) jeden sechsten Monat der königlichen Akademie meinen Aufenthaltsort zu melden, daß ich hierdurch ehrerbietigst mir die Freiheit gebe, zu berichten, daß es mir wohl geht und ich mit allem möglichen Fleiß arbeite. Die vielen Merkwürdigkeiten, die hier sind, haben verursacht, daß ich nicht sogleich Hand an die Arbeit legen konnte, bevor ich mich mit den wichtigsten Dingen in Rom und den umliegenden Städten bekannt gemacht hatte.

„Ich habe einen Teil meiner Zeit darauf verwendet, nach mehreren der vornehmsten Antiken zu kopieren, habe zugleich eine Büste in Marmor verfertigt und eine andere angefangen.

„In diesen Tagen beabsichtige ich den Anfang einer Gruppe, die ich

ausführen werde, Bacco und Ariadne, die ich komponiert habe; somit hoffe ich, bald das Vergnügen haben zu können, der Akademie ein wenig von meiner Arbeit zu schicken.

„Mein Logis ist jetzt an der Ecke der Strada Babuina, wo ich eine Werkstätte in der Nähe habe. Im übrigen suche ich und werde hinfort streben, die Anwendung meines hiesigen Aufenthalts zu machen, die mit meiner Bestimmung und dem mir von der Akademie gegebenen Instrux übereinstimmt.

Unterthänigst Bertel Thorwaldsen."

Die Arbeiten, welche der wackere Künstler für die Akademie nach Kopenhagen sandte, blieben im Zollhause liegen, und man wunderte sich, daß er nichts einschickte. Als er nun nach Ablauf der drei Jahre um eine Verlängerung des Reisestipendiums anhielt und sich auf die eingesandten Arbeiten bezog, wurden die Kisten hervorgesucht, und eine Gipsgruppe, Bacchus und Ariadne, fand großen Beifall; das Reisestipendium ward bewilligt. Der Tod des Malers Carstens, den Thorwaldsen sehr hoch schätzte, hatte ihn sehr betrübt, aber für die künstlerische Fortbildung des jungen Bildhauers den besten Einfluß gehabt; denn Carstens hinterließ viele wertvolle Kompositionen, welche nun Thorwaldsen teils kopierte, teils weiter ausführte. Allerlei Ideen bewegten die Seele des mit sich selber noch nicht einigen Künstlers. Am liebsten weilte seine Phantasie bei „Jason, der das goldene Blies gewonnen hat," — er modellierte die Gestalt in Thon, aber die Betrachtenden gingen gleichgültig an dem Werke vorüber, und sein Urheber zerschlug es wieder. Unmutig schickte er sich zur Rückreise in die Heimat an; sein gelehrter Freund und Gönner Zoëga wollte ihn aber begleiten, und so ward die Reise vom März bis auf den Herbst verschoben. Diese Muße nun ward Veranlassung, daß Thorwaldsen noch einmal die Idee seines Jason, aber viel kühner und großartiger als das erste Mal ausführte, und der unsterbliche Genius des großen Thorwaldsen feierte sein Geburtsfest. Die Natur, die einfache Größe und kühne Großartigkeit der Auffassung ward von Künstlern und Laien bewundert, selbst der gefeierte Canova rief unwillkürlich bei ihrem Anblick: „Quest' opera di quel giovane Danese è fatta in uno stilo nuovo e grandioso!" (Dieses Werk des jungen Dänen ist in einem neuen und großartigen Stil gearbeitet.) Die Statue in übermenschlicher Größe stellte den Helden als Besieger des Drachens dar, mit dem goldnen Blies und der über die Schulter gelegten Lanze Die damals in Rom anwesende deutsch-dänische Dichterin Friederike Brun sang begeistert von dem Thorwaldsenschen Jason, sie unterstützte den armen Künstler, der kaum Reisegeld genug hatte, so freigebig, daß er sein Werk in Gips konnte gießen lassen.

Zum zweitenmal sollte nun die Abreise stattfinden, der Bildhauer Hagemann hatte sich zum Reisegefährten gemeldet, aber sein Paß war nicht in Ordnung, und abermals fand ein Aufschub statt, der — ganze sechzehn Jahre

dauern sollte. Im Lauf des Vormittags erschien in dem kleinen Arbeitszimmer, das der Künstler eben verlassen wollte, ein englischer Herr, Sir Thomas Hope, um sich den Jason des dänischen Bildhauers anzusehen, von welchem Canova, „der Liebling der Grazien", so anerkennend gesprochen hatte. „Was wird es kosten, diese Statue in Marmor ausgeführt zu sehen?" fragte der Sachkenner. Wie schlug dem armen Thorwaldsen das Herz vor Freude und Entzücken, als der heißeste Wunsch seiner Seele nun so plötzlich der Erfüllung nahe gerückt war! Er forderte 600 Zechinen *); sogleich bot ihm Hope 800 und befahl, daß ein Teil der Summe auf der Stelle ausgezahlt würde.

Der Marmorblock in Carrara wurde gebrochen, nach Rom geschafft, und der Künstler ging freudig ans Werk. Aber erst fünfundzwanzig Jahre später wurde es vollendet und dem reichen Engländer übersandt, der selber gewünscht hatte, daß während des Krieges die kostbare Statue nicht auf Reisen gehen möchte. Welches reiche Leben entfaltete sich aber nun für den bis dahin fast unbemerkt gebliebenen dänischen Bildhauer! Bestellungen auf Bestellungen kamen, in Rom erschloß sich dem gefeierten Thorwaldsen die Familie des preußischen Gesandten Wilhelm von Humboldt, in welcher sich stets ein Kreis feingebildeter kunstsinniger Männer und Frauen und von strebsamen Künstlern (Zoëga, Historienmaler Lund, Landschaftsmaler Reinhart, Angelika Kaufmann, Christian Rauch u. a.) zusammenfand; die liebevollste Pflege und zarteste Freundschaft ward ihm im Hause des Baron Schubarth, dänischen Gesandten in Toskana. Es gab Zeiten der Abspannung und des Trübsinnes in dem jetzt so reich bewegten Leben des genialen Mannes, aber die Freunde wußten stets zu helfen und zu trösten! Zuweilen schien er seine Arbeit gänzlich vergessen zu haben, so als seine Landsmännin, die Schriftstellerin Friederike Brun, mit ihrer Tochter Ida nach Rom zurückkehrte und das junge Mädchen durch ihre Schönheit und Talente den Glanzpunkt der Gesellschaft bildete, war er ganz in der freudigen Anschauung dieser lebenden antiken Schönheit verloren. „Er verschwendete seine kostbare Zeit ihretwegen," schrieb die Mutter über Thorwaldsen, „und anstatt ihr Unterricht im Zeichnen zu erteilen, was er übernommen hatte, ließ er sich durch ihren Gesang zu musikalischen Übungen hinreißen. Seine Violine und Flöte hatte er zwar in Kopenhagen zurückgelassen, aber in Rom hatte er die Guitarre ergriffen und es auf diesem Instrumente zu einer außergewöhnlichen Virtuosität gebracht, die ihm jetzt, wenn er die herrliche Stimme des jungen, schönen Mädchens akkompagnierte, sehr gut zu statten kam."

Sehr bedeutsam war es, daß die beiden größten Bildhauer des Nordens in Rom zusammentrafen.

Als Christian Rauch in Frau v. Humboldts Hause Thorwaldsens Bekanntschaft machte, „war ihm noch nicht die höhere Weihe der Kunst

*) Die „Zechine" war ursprünglich eine venetianische Goldmünze, wurde auch in Österreich noch bis 1822 geprägt; ihr Wert = 9,57 Mark.

geworden". Er war ungefähr sieben Jahre jünger als Thorwaldsen, betrachtete gewiß unsern Künstler als den Meister und schloß, in der Kunst wie im Leben, sich nahe an ihn an; doch trat er in kein Verhältnis zu ihm als Schüler, sondern stellte sich dem weiter fortgeschrittenen Künstler als ein jüngerer Bruder zur Seite und fand in ihm einen ehrlichen Freund *). So arbeiteten z. B. beide in Gemeinschaft an der Wiederherstellung eines antiken Basreliefs, welches ein halbes Jahrhundert früher in der Villa Palombara aufgefunden und nun von Frau v. Humboldt angekauft worden war. Als bald darauf das Grabdenkmal für die frühverstorbene Königin Luise von Preußen angefertigt werden sollte und der König eine Konkurrenz der bedeutendsten Bildhauer veranlassen wollte, trat Thorwaldsen freiwillig zurück zu gunsten seines Freundes Rauch, den er liebte und ehrte.

Schon im Jahre 1805 war Thorwaldsen zum Mitglied der Kunstakademie in Kopenhagen ernannt worden, 1810 erteilte ihm sein König das Ritterkreuz des Danebrogordens, welche Auszeichnung dem Künstler große Freude, noch größere seinen Freunden in Rom und Neapel bereitete. Am 16. April schrieb ihm Rauch, um seinen eigenen wie den Glückwunsch der Frau v. Humboldt auszusprechen, und aus diesem Brief erfahren wir, daß der Künstlerruf Thorwaldsens um diese Zeit auch das Interesse seines großen Zeitgenossen Goethe erweckt hatte. Es heißt da:

„Der Geheime Rat Goethe schreibt Frau v. Humboldt aus Weimar und bittet sie, ihm von allen Ihren Arbeiten (besonders Basreliefs) Konturen zeichnen zu lassen, wonach er Ihren Stil und Komposition beurteilen könne. Frau v. Humboldt soll diese Zeichnungen mit nach Deutschland nehmen ꝛc."

Auch der Kronprinz von Bayern hat sich zeitig um nähere Kenntnis des Thorwaldsenschen Genies bemüht; er schrieb dem Künstler oft, obwohl er selten Antwort empfing, und später wandelte König Ludwig Arm in Arm mit dem König der Bildhauer in den Straßen der Siebenhügelstadt, und Thorwaldsen hing mit warmer Liebe an Bayerns kunstsinnigem Fürsten.

Für das Jahr 1812 hatte man Napoleons Ankunft in Rom erwartet; der prächtige Palast auf dem Quirinal (Monte Cavallo) war mit großen Kosten eingerichtet worden, und für einen der Säle sollte ein Fries in Gips geliefert werden. Man forderte Thorwaldsen auf, diese Arbeit zu übernehmen; er sagte zu, und obwohl noch fieberkrank, löste er doch sein Versprechen in der außerordentlich kurzen Zeit von noch nicht drei Monaten. Er hatte zum Gegenstande der Darstellung den Triumphzug Alexanders, den Sieg Europas über Asien in scharfen Zügen darstellend, gewählt **), und als der 17,14 m

---

*) Thiele a. a. O.

**) Folgende eigenhändige Beschreibung des Frieses teilte Thorwaldsen im Jahre 1813 dem Kronprinzen von Bayern in einem Briefe mit: „Die Zeichnungen, welche hier beigefügt sind, das Sujet des Einzuges Alexanders in Babylon vorstellend, werde ich kürzlich erklären in derselben Ordnung, wie die Gruppen in der Komposition aufeinander folgen:

lange Fries eingesetzt wurde, war alles entzückt über die Wirkung. Napoleon kam bekanntlich nicht, und der Künstler feierte nun mit seinem Werke selber einen Alexanderzug. Denn die Kunde hiervon flog durch alle Länder; in Dänemark stieg sie zum höchsten Enthusiasmus, Geldsummen wurden erst privatim, dann öffentlich eingesammelt, den Alexanderzug in Marmor ausführen zu lassen. Die dänische Regierung machte ihre Bestellung für den Saal der Christiansburg, und sogar die unteren Volksklassen steuerten redlich ihr Scherflein bei.

Seine Gestaltungskraft und die Frische seiner Ideen schien unerschöpflich. Dabei wußte er mit dem genialen Blicke des bildenden Künstlers stets zu benutzen, was der Zufall ihm bot. Zu seiner bekannten und beliebten Gruppe „Ganymed mit dem Adler“ saß ihm als Modell ein schöner römischer Knabe. Während nun Thorwaldsen eifrig in seinem Thon arbeitete, machte sich's der Knabe etwas bequemer und hatte unbewußt eine neue Stellung angenommen, die, als der Künstler aufschaute, ihn so erfreute, daß er beschloß, dieses Motiv in seiner ganzen Naivetät festzuhalten. „Sitz ruhig, rühre dich nicht!“ rief er seinem Modell zu. Der Knabe gehorchte, Thorwaldsen ergriff frischen Thon und wenige Minuten später war die Skizze zu der schönen Statue des Hirtenknaben vollendet.

Als er sich eines Tages (im Frühjahr 1818) wie gewöhnlich des Mittags von seinem Studio aus zu Tische zu Madame Buti begab, traf sein immer aufmerksamer Blick in Via Sistina einen jungen Römer, der am Eingange eines Hauses in einer Stellung saß, die durch ihre Schönheit und anspruchslose Natürlichkeit den Künstler ergriff. Im Vorübergehen hatte dieses Bild seinen Blick ergötzt, aber schon bei den nächsten Schritten erfaßte es sein künstlerisches Bewußtsein; er blieb stehen und kehrte zurück. Der Jüngling behauptete noch unverändert die halb stehende, halb sitzende Stellung,

---

1) Alexander auf einem Wagen, geführt von Viktoria.
2) Seine Waffenträger.
3) Sein Pferd Bukephalos.
4) Seine Generale.
5) Gruppen von Kavallerie und Infanterie.
6) Ein Elefant, beladen mit Trophäen, nebenbei ein persischer Gefangener.
7) Mehrere von seiner Armee, die aus einem Palmenwald zum Vorschein kommen.
8) Der Fluß, welcher die Armee von der Stadt trennt, am Ufer ein Fischer und ein Schiff mit Transport an die Stadt.
9) Der Fluß Tigris. (?)
10) Ein Schäfer, der Schafe als Präsent zum Alexander führt.
11) Leute, die auf der Stadtmauer und vor dem Stadtthor Alexander erwarten.
12) Die Chaldäer oder Wahrsager, die dem Alexander entgegengehen.
13) Löwen, Panther und Pferde, welche als Geschenke von der Stadt zugeführt werden.
14) Bagophanes, der silberne Altäre mit Wohlgeruch errichten läßt.
15) Mädchen, die zur Feier Alexanders Blumen auf den Weg streuen.
16) Mazäus, der ihm entgegengeht mit den Kindern, um ihm die Stadt Babylon zu übergeben.
17) Die Friedensgöttin, die den Wagen Alexanders aufhält.“

und, im Gespräch mit einem andern begriffen, entdeckte er nicht, daß er ein Gegenstand der Betrachtung sei. Einige Augenblicke genügten dem Künstler, um dieses Bild festzuhalten. Eiligst beendete er seine Mahlzeit, entwarf darauf im kleinen eine Skizze jenes Anblicks und tags darauf beschäftigte ihn bereits das Modell seines berühmten Merkur. Diese Statue stellt den Argustöter vor; halb sitzend, halb stehend, die Rohrflöte, durch welche er den Argus in Schlaf wiegt, in der linken Hand; mit der rechten zieht er leise das Schwert aus der Scheide. Auf Bestellung des Herzogs von Augustenburg wurde 1819 die schöne Statue in Marmor ausgeführt*).

Nach wiederholten Aufforderungen, mit dem längst beschlossenen Besuche der Heimat nun einmal Ernst zu machen, ging es endlich im Sommer 1819 „nach Hause", wo freilich die Eltern nicht mehr am Leben waren und des Triumphes ihres Sohnes sich freuen konnten. In allen Städten Deutschlands und Italiens, durch welche der gefeierte Künstler kam, wurden ihm die rührendsten Ehrenbezeigungen zu teil. In der Station vor Stuttgart (Thorwaldsen wollte den Bildhauer Dannecker, den Schöpfer der Schillerbüste, besuchen) blieb ein einsamer Wanderer vor dem Wagen stehen, und ermattet, wie er war, bat er den darin Sitzenden um die Erlaubnis, mitfahren zu dürfen. Er erzählte nun, wie er — ein Bildhauer und Schüler Danneckers — zu Fuße von Salzburg sich aufgemacht habe, um den berühmten Thorwaldsen zu sehen, der um diese Zeit in Stuttgart erwartet werde. Wer schildert den freudigen Schreck, als Thorwaldsen sich zu erkennen gab!

In Kopenhagen war sein Empfang wahrhaft fürstlich, aber alle weltliche Ehre und Auszeichnung vermochte nicht sein einfaches, biederes Wesen zu verändern. Seine Wohnung war ihm auf der Charlottenburg angewiesen; unter der Zahl der vielen, die ihn umringten, suchte sein Blick die älteren Freunde. Da sah er an der Thür den alten Pförtner in seinem roten Kittel stehen, den greisen Mann aus den munteren Tagen seiner Jugend. Der Künstlerfürst stürzt in seine Arme und preßt einen innigen Kuß auf seine Lippen.

Es folgte nun Fest auf Fest; der an Arbeit gewöhnte Künstler sehnte sich aber bald wieder nach seiner Werkstatt; darum richtete man ihm eine Werkstube ein, und alles strömte nun herbei, um Thorwaldsen modellieren und aus rohem Stoff das Leben der Form hervorrufen zu sehen. Eine junge vornehme Dame, als sie den Meister im nassen Thon hantieren sah, fragte sehr naiv: „Diese schmutzige Arbeit thun der Herr Professor wohl nicht selbst, wenn Sie in Rom sind?" Gutmütig entgegnete Thorwaldsen: „Ich versichere Ihnen, meine Gnädige, daß dieses gerade die allerwichtigste Arbeit ist."

Die Rückreise nach dem alten Rom, das die zweite Heimat des Sohnes der Insel Island geworden, ging über Berlin, Dresden, Warschau, Wien; Kaiser Alexander, der damals in Warschau verweilte, und Kaiser Franz empfingen den Künstler mit glänzender Auszeichnung. Mit frischer Kraft

*) Thiele, a. a. O.

ging er wieder in sein römisches Atelier; und die fleißige Hand schuf schnell hintereinander drei unsterbliche Werke: „Christus und die zwölf Apostel“, „die Johannesgruppe“, „Kopernikus“.

Der fremde Skultore war jetzt schon nicht mehr ein Fremder, mit Begeisterung und Stolz nannten ihn die Römer den Ihrigen, die Improvisatrice Rosa Taddei nannte ihn sogar in einer begeisterten Rede vor dem versammelten Volke einst „Figlio di Dio“ (Gottes Sohn). „Die himmlischen Engelscharen wachen über ihn“, sprach das Volk, als Thorwaldsen mit allerdings wunderbarem Glück öfteren Todesgefahren entging. So lauerten ihm eines Abends zwei Banditen auf, die sich ins Haus geschlichen und auf die finstere Treppe gesetzt hatten, die in des Künstlers Zimmer führte. Gerade an diesem Abend hatte aber Thorwaldsen seinen Hausschlüssel vergessen und war genötigt worden, einen anderen Eingang in sein Zimmer zu suchen, auf den die Mörder nicht gerechnet hatten. Der lutherische Ketzer empfing öfters Besuche vom heiligen Vater selbst, und dieser reichte ihm freundlich die Hand, damit er beim Abschiede nicht zu knieen brauche. Ihm ward auch die Ehre, das Monument für Pius VII. anzufertigen.

Das Studio (Arbeitszimmer) des genialen Künstlers sah etwas wild und unordentlich aus, wie denn Thorwaldsen in seinem Junggesellenleben überhaupt nicht viel auf den Komfort seiner Wohnung wandte und in dieser Hinsicht höchst sparsam war. Seine liebste Erholung fand er im frohen Kreise seiner Freunde.

Unter den Basreliefs, die er schon einige Jahre früher ausgeführt hatte, wurden schnell bekannt und beliebt die sinnige symbolische Darstellung der Nacht und des Tages. Die Nacht hatte er dargestellt als schönes Weib, die, gesenkten Hauptes, still durch den Weltraum schwebt, ihre beiden Kinder, den Schlaf und den Tod, in den Armen tragend. Sie hat um das Haupt ein einfaches Tuch gewunden, unter welchem die schlafbesingende Mohnblume hervorschaut. — Im Gegensatz und als Seitenstück zu diesem Bilde schwebt die Morgenröte in kräftigem Fluge einher, Rosen in die Lüfte verstreuend und wohlgefällig auf den Knaben blickend, wie er kräftigen Armes die leuchtende Fackel emporhält. In Gips besaß Thorwaldsen Exemplare von allen seinen Arbeiten; diese, die reichen Marmorstatuen und Basreliefs, welche er aus eigenem Antriebe, ohne Auftrag, gesammelt hatte, die vielen Gemälde, welche er alljährlich jungen Künstlern abkaufte, waren ein Schatz, den er für die Hauptstadt seiner Heimat bestimmt hatte. Deshalb ließ er stets, sobald die dänische Regierung Kriegsschiffe ins Mittelländische Meer sandte, um die für das Schloß und die Kirche gefertigten Arbeiten abzuholen, einen Teil von seinem Privateigentume mit folgen. Dänemark sollte der Erbe sein. Der so nahe liegende Wunsch, alle jene Schätze an einem ihrer würdigen Orte zusammen aufbewahrt zu sehen, erweckte bei der gesamten Nation den thätigsten Eifer für die Verwirklichung der schönen Idee, ein eigenes Museum zu diesem Behufe erbaut zu bekommen. Ein Verein von Freunden und Verehrern Thorwaldsens ließ einen Aufruf an das Volk ergehen, daß jeder nach

besten Kräften sein Scherflein beitrüge, und manch armes Dienstmädchen spendete freudig, was es irgend von dem ersparten Lohne entbehren konnte, mancher Bauer opferte seine silberne Denkmünze oder sonst ein ihm teures Andenken, und mancher Städter in den verschiedenen Provinzen des Landes versagte sich wochenlang sein gewöhnliches Sonntagsvergnügen, um zu dem vaterländischen Ruhmestempel auch sein Bausteinchen beizusteuern. In kurzem war die benötigte Summe aufgebracht. König Friedrich VI. räumte den benötigten Bauplatz ein, und die Ausführung wurde dem Architekten Biedsböl übertragen. Alle Gedanken beschäftigten sich mit Thorwaldsen und seinen Werken. Die Fregatte Rotha sollte einen Teil derselben überführen und Thorwaldsen selber nach der dänischen Hauptstadt bringen.

Im Sommer 1838 langte das Schiff vor Kopenhagen an; es war ein großartiger Festtag für Stadt und Land. Die Kanonen donnerten, alle Schiffe ließen ihre Flaggen wehen, die See wimmelte von festlich geschmückten Barken, deren bunte Abzeichen schon von fern verkündeten, daß in dem einen Fahrzeuge Maler, im anderen Bildhauer, im dritten Studenten, im vierten Gelehrte und Dichter den Ruhm Dänemarks empfangen wollten; selbst das schöne Geschlecht hatte seine Deputierten geschickt, um in den Jubel des Empfanges einzustimmen. Als der Gefeierte in Kopenhagen den Wagen bestiegen hatte, spannte sich das Volk davor und zog seinen Liebling im Triumph durch die Straßen. So oft Thorwaldsen in der Residenz verweilte, durfte er in keiner größeren Gesellschaft fehlen, er war überall der Mittelpunkt des Festes. An der Seite seines Freundes, des Dichters Öhlenschläger, erschien er jeden Abend im Theater und erfreute aller Augen durch den Anblick des hohen, kräftigen Greises, dessen Haupt von silberweißen Locken umwallt war und auf dessen Antlitz die Hoheit, Macht und die ruhige Würde des Künstlergenius thronte. Am liebsten weilte aber der heitere Greis auf Nysö, dem schön am Meere gelegenen Herrensitz der Baronin Stampenburg.

Im Spätsommer des Jahres 1841 ward noch einmal eine Reise nach dem geliebten Italien unternommen und ein froher Winter in Rom verlebt. Doch schon im folgenden Jahre geschah die Rückkehr nach Dänemark, und Thorwaldsen weilte fortan am öftersten und liebsten auf dem idyllischen Nysö. Am Weihnachtsabende verfertigte er hier ein schönes Basrelief „Weihnachtsfreude im Himmel“, welches Öhlenschläger mit einem Gedichte einweihte. Sein letztes Werk war — bedeutsam genug — der „Genius der Poesie“. An seinem letzten Lebenstage bestimmte er es bei froher Mittagstafel seinem Freunde Öhlenschläger, indem er prophetisch sagte: „Es kann ja eine Medaille für dich sein!“ Dieses letzte Mahl unter Freunden — es fand Sonntags den 24. März 1844 in dem Hotel des Baron Stampe zu Kopenhagen statt — wurde noch auf das heiterste belebt durch die jugendliche Munterkeit des Künstlergreises, der noch von einer Reise nach Italien sprach, die er im Laufe des Sommers unternehmen wollte. Abends sollte zum erstenmal Fr. Halms „Griseldis“ gegeben werden, und nach Gewohnheit ging den Abend um sechs Uhr Thorwaldsen ins königliche Schauspielhaus, wo er seinen

Ehrensitz neben Öhlenschläger hatte. Die Ouvertüre brauste lärmend vom Orchester herauf; beim Eintreten drückte er seinem Freunde, dem Konferenzrat Collin, die Hand, nahm dann seinen Platz ein, erhob sich kurz darauf wieder, um einen fremden Herrn an sich vorbeizulassen; dann setzte er sich nochmals, senkte das Haupt — und war tot! Noch spielte die Musik; die Zunächstsitzenden glaubten, es sei nur eine Ohnmacht, ärztliche Hilfe war gleich zur Hand, aber ein Herzschlag hatte dem Glücklichen den sanftesten, schnellsten Tod bereitet. Sein Gesicht behielt noch im Sarge unveränderlich seinen Ausdruck bei; imponierend, gleich einer schönen Büste, lag der Entschlafene da in den langen weißen Kleidern, mit dem frischen Lorbeerkranze um die hochgewölbte Stirn. „Zum Triumphzug ward die Leichenfeier, nicht bloß in Dänemarks, sondern in Europas Namen.“ Gerade den Tag vor dem Hinscheiden des großen Mannes war dessen Grab fertig geworden, das er sich mitten im Hofe des durch ihn hervorgerufenen Museums gewünscht hatte. „Ein schlichter Marmorrand ringsum, von ein paar Rosenhecken und sonst einigen Blumen umkränzt, möge dann mein Monument sein!“ so hatte er selbst seinen Wunsch geäußert. — Das ganze Prachtgebäude mit seinen unvergänglichen Schätzen war aber sein Mausoleum, und sein Ehrentempel reicht weit hinaus über das engere Vaterland — die Kuppel desselben wölbt sich über das ganze gebildete Europa, und es möchte kein Land geben, das nicht ein Werk von der Hand des großen Bildhauers als eine geweihte Reliquie bewahrte.

Christian Rauch *).

Wie die Dänen auf ihren Thorwaldsen, so mögen wir Deutschen auf unsern Rauch stolz sein, den herrlichen Meister der germanischen Bildnerkunst, der sie in deutscher Einfachheit und Schlichtheit, Wahrheit und Treue unabhängig vom klassischen Ideal der Griechen und ohne den Reiz der Romantik zu klassischer Vollendung erhob.

Thorwaldsens Phantasie mochte reicher sein an Gestalten und er hauchte ihnen griechisches Leben ein; Schwanthaler war Romantiker, auch wo er Antikes bildete; Rauch ist ganz und voll deutsch in Sinn und Geist der Gegenwart. In seinem ganzen Wesen und Bildungsgange zeigen sich merkwürdige Parallelen mit dem Leben Thorwaldsens. Beide große Männer hatten in ihrer Jugend mit der Not und Mühsal der leiblichen Existenz zu kämpfen, beide mußten vom niedern Thal des Handwerks emporklimmen zu

*) Vergl. über den Bildhauer Rauch, Vortrag von Dr. C. A. Hagen (Königsberg) und den Artikel: Christian Daniel Rauch in Brockhaus: Unsere Zeit, 1859, 36.

den heiteren Höhen der Kunst, beide fanden aber auch die mächtigen Freunde und Gönner, die ihren Wert erkannten und ihnen liebevoll die Hand boten zum freudigen, sicheren Fortschritt auf ihrer Bahn.

Christian Rauch ward von armen Bürgersleuten am 2. Januar 1777 zu Arolsen im Fürstentum Waldeck geboren. Das kleine Städtchen bot für geistige Anregung nicht viel, aber das fürstliche Schloß bot dem Genius des künftigen Bildhauers gerade die Nahrung, welche die kindliche Anschauung bedurfte. Wie schlug dem Knaben das Herz, wenn es ihm vergönnt war, einen schüchternen Blick in die prächtigen Säle und Zimmer mit ihren Skulpturen und Bildern zu thun! Da die Eltern die große Neigung für Kunstgegenstände an ihrem Sohne wahrnahmen, beschlossen sie, ihn zum Hofbildhauer Valentin zu Arolsen in die Lehre zu geben. Dieser beschäftigte ihn mit Verzierungen in Holz und Stein zu Bilderrahmen und Grabmälern, die der fleißige Knabe zwar sorgsam ausführte, aber deren Anfertigung ihm doch keine Genüge gab. Erst fünfzehn Jahre alt, ging er zum Bildhauer Professor Ruhl nach Kassel, in der Hoffnung, bei diesem die „höhere Bildhauerei“ erlernen zu können; doch der arme Lehrling, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, mußte auch hier sich mit der niederen Arbeit begnügen, zumal da Ruhl überhaupt sich weniger mit der Bildhauerkunst als mit Zeichnungen beschäftigte, die er für den Kupferstich lieferte. Die deutsche Bildhauerei war damals noch sehr beschränkt; Büsten, Grabmonumente und Verzierungen an Gebäuden wurden in alter herkömmlicher Weise mehr handwerksmäßig angefertigt. Indessen benutzte der junge Rauch jede freie Stunde, um sich im Modellieren zu üben.

Fünf Jahre hatte er auf diese Weise in Kassel verlebt, da führte ihn ein Zufall nach Berlin. Er sollte die kleine Erbschaft eines Bruders erheben, der dort als königlicher Bedienter verstorben war. In Berlin, wo der geniale Schlüter gewirkt und sein Meisterwerk, die kolossale Reiterstatue des großen Kurfürsten, geschaffen hatte, wo dann Gottfried Schadow die deutsche Plastik würdig fortentwickelt, den alten Dessauer und General Ziethen auf dem Wilhelmsplatze so trefflich gebildet, die Viktoria so siegreich auf das Brandenburger Thor gestellt hatte: hier mußte dem zwanzigjährigen Jüngling eine Fülle neuer belebender Eindrücke zuströmen und seinem Streben die beste Nachhilfe werden. Aber aus dem angehenden Künstler ward plötzlich ein Bedienter, wie der Bruder gewesen war! Die ungewöhnliche Schönheit und das einnehmende Wesen des jungen Mannes hatte bei Hofe Aufmerksamkeit erregt, und es ward ihm der Antrag gemacht, als Kammerdiener in den Hofdienst zu treten. Da stand nun Herkules am Scheidewege; es wäre vermessen gewesen, ein für ihn in seiner bedenklichen Lage so angenehmes Anerbieten so rundweg von der Hand zu weisen, die Eltern rieten dringend, das „sichere Brot“ nicht zu verschmähen, und der Jüngling mußte sich selber sagen, daß er nicht bloß den armen Eltern viele Sorge ersparen, sondern ihnen nun selber eine Stütze sein könnte, wenn er die angebotene Stelle annahm. So entschied er sich, obwohl mit schwerem Herzen, für den Kammerdiener, mit dem stillen

Chr. Rauch.

Digitized by Google

Vorsatz, auch in dieser Stellung doch seiner Muse nicht untreu zu werden und jede Freizeit der Übung in seiner Kunst zu widmen. Und siehe, das, was ihn scheinbar von seiner Bahn ablenkte, ward gerade das Mittel, ihn seiner Bestimmung entgegenzuführen.

König Friedrich Wilhelm II. starb im Herbst 1797, und der junge Kammerdiener trat in die Dienste der Königin Luise, der bildschönen und herzensguten Gemahlin Friedrich Wilhelms III., die ihm jede irgend mögliche Erleichterung gewährte, damit er sich künstlerisch und wissenschaftlich fortbilden konnte.

Zuerst erkannte Rauch die Notwendigkeit, im Zeichnen größere Fertigkeit zu gewinnen und bemühte sich deshalb um die Bekanntschaft der Maler und Bildhauer. Wäre er ordentlicher Zögling der Akademie der Künste gewesen, dann würde er auch einen vollständigen Kursus durchgemacht haben; so aber betrachtete man ihn als bloßen Kunstliebhaber (Dilettanten), und der berühmte Schadow konnte wenig Notiz von ihm nehmen. Die Zeichnungen, welche der Kammerdiener seiner hohen Gebieterin vorlegte, erregten zwar Teilnahme, aber die Kenner wollten nichts besonders Ausgezeichnetes darin finden, und in der That bestand ja auch die hohe Darstellungsgabe des Kunstjüngers nicht im Zeichnen mit dem Bleistift, sondern im Bilden des Thons.

Noch im Jahre 1802 begleitete er den König zu der Zusammenkunft mit Alexander, dem Kaiser von Rußland. Dieser schenkte dem schmucken Lakaien vierzig Dukaten; der König legte noch zehn Friedrichsdor dazu und bewilligte ihm dann einen Urlaub von sechs Monaten zu einer Reise nach Dresden.

Der Anblick der Antiken und der Mengsschen Gipssammlung ergriff ihn gewaltig; der Entschluß, seine ganze Kraft dem künstlerischen Schaffen, der Plastik, zu weihen, befestigte sich in seiner Seele. Er fühlte in sich das mächtig hervordrängende Talent der plastischen Darstellung, und zur Ausbildung dieser Kraft hatte er sich das schönste und würdigste Modell gewählt, die unvergleichliche Königin selber. Ihr Bild prägte er tief in seinen Sinn, ihre vollendete Schönheit Leibes und der Seele, die Anmut in allen ihren Bewegungen, der Adel in jedem Zuge ihres Angesichtes — erfüllten sein Gemüt mit dem Ideal, dem er nachstrebte, das ihm als Muster und Maßstab für alle Bilder vorleuchtete. Heimlich modellierte er die Büste seiner Königin. Dieses Werk zeugte klar genug von dem inneren Künstlerberufe Rauchs, vermehrte die Zahl seiner Gönner und gab ihm Mut, nicht abzulassen von der edlen Bildhauerkunst. Sein heißester Wunsch war, Italien, das Land der schönen Künste, bereisen zu können; aber wie sollte dieser Wunsch erfüllt werden? Hätte er seiner geliebten Herrschaft den Dienst aufkündigen und dann mit seinen geringen Mitteln die weite Reise wagen sollen? Seine gütige Herrin entschloß sich schwer zu einer Trennung von dem lieb gewonnenen Diener, doch der Abschied ward im Jahre 1804 bewilligt und der König gewährte ein Jahrgeld von hundertfünfundzwanzig Thalern. Das Glück lächelte dem strebsamen jungen Manne: ein schlesischer Edelmann, der Graf Sandrecki, hatte großes Wohlgefallen an dem Bildhauer im Tressenrock

gefunden und beschlossen, das unverkennbare Talent mit allen Mitteln zu unterstützen. Großmütig streckte er ihm eine Summe vor, hinreichend, um ohne alle Sorge eine Reise nach Italien unternehmen und dort eine Zeitlang verweilen zu können.

In Rom fand sich ein neuer Gönner und Beschützer, Freiherr Wilhelm v. Humboldt, der preußische Minister, der samt seiner Gemahlin ein so offenes Auge für alles Schöne und Treffliche besaß; die beiden Bildhauer Canova und Thorwaldsen wurden gleichfalls dem strebenden Kunstjünger, dessen hohe Anlagen sie bald durchschauten, freundlich gewogen. Mit dem dänischen Maler Lund, späterem Professor an der Kunstakademie zu Kopenhagen, ward ein Freundschaftsbündnis geschlossen, und der höchst einnehmenden schönen Persönlichkeit Rauchs, trotz ihrer herben Eigenartigkeit und Abgeschlossenheit, ward überall gehuldigt.

Lange müßig zu sein, war nicht Rauchs Sache; er begann bald seine Werkstatt in Rom einzurichten, und eines seiner ersten Werke war die kolossale Büste des von ihm verehrten Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, die jetzt im weißen Saale des Berliner Residenzschlosses aufgestellt ist. Leider schien das unglückliche Jahr 1806, das die preußische Monarchie vernichten zu wollen drohte, auch des angehenden Bildhauers Hoffnungen zu zertrümmern; doch der edelsinnige König vergaß seines früheren Dieners auch im Unglück nicht. Als er in einem Blatte des Moniteurs die Nachricht las, daß Rauch als Mitglied der Kommission, welche über die von der französischen Regierung angeordnete Ausstellung der Kunstwerke aller Nationen entscheiden sollte, gewählt worden sei, sandte er ihm durch Vermittelung des Freiherrn v. Humboldt eine Unterstützung von vierhundert Thalern.

Mit welchem Fleiß der Künstler während der sechs Jahre seines Aufenthaltes in Rom (bis 1811) arbeitete, davon gaben Werke Zeugnis wie die Reliefs „Hippolyt und Phädra“ (für den russischen Kammerherrn v. Balk), „Mars und Venus, von Diomedes verwundet“ (für W. v. Humboldt), die Büsten der Königin von Preußen (für den schlesischen Grafen Magnis), des Grafen Wengersky, des Herrn v. Balk, des Malers Rafael Mengs (für den König von Bayern), die Statue der elfjährigen Tochter Humboldts, die später in Marmor ausgeführt und in Schloß Tegel aufgestellt ward. Schon in diesen ersten Werken bewunderte man jene dem Leben abgelauschte Naturwahrheit, jene liebevolle Ausführung und geistreiche Auffassung, die nichts Starres, Steifes duldete. In den trefflichen Werken Canovas und Thorwaldsens hatte Rauch mächtige Hilfsmittel, um sich von dem Zopfstil völlig loszumachen; Kunstreisen nach Pästum und Neapel, das eifrige Studium der Antike bestärkten ihn, die eingeschlagene Richtung kräftig fortzusetzen. Da traf ihn ganz unerwartet die Trauerbotschaft vom Tode seiner Gönnerin, der Königin Luise. Doch es galt, sich zu ermannen vom Schmerz, denn der König hatte beschlossen, der unvergeßlichen Frau ein ehrendes Denkmal zu setzen und seinem Minister W. v. Humboldt den Auftrag gegeben, die berühmtesten Bildhauer zu einer Konkurrenz zu veranlassen, um aus den

eingesandten Entwürfen dann den entsprechendsten auswählen zu können. Die Aufgabe war, es sollte die hochgeliebte Königin wie in einem stillen Schlummer, auf einem Sarkophage ruhend, dargestellt werden. Wilhelm v. Humboldt wandte sich, auf Befehl des Königs, zuerst an Thorwaldsen (s. d.) und Canova; aber beide Meister, die ihren Freund Rauch hochachteten und, da sie seine frühere nahe Beziehung zu der Verewigten kannten, ihn am geeignetsten hielten, das große Werk auszuführen, bezeigten wenig Lust zu dem Wettstreit.

Thorwaldsen schrieb an Baron v. Humboldt:

„Ew. Excellenz haben mir wieder aus langer Entfernung einen neuen Beweis Ihres Zutrauens und steter Freundschaft gegeben, die Sie mir bei Ihrem Hiersein so oft angedeihen ließen, und muß — — wieder für die gute Meinung — —, mit welcher Sie des Königs von Preußen Aufforderung zu einem Monument für die Hochselige Königin zu konkurrieren bekannt machen. Ich würde gern alles Mögliche thun, und bin es sogar verpflichtet, Ihren freundschaftlichen Wünschen und Befehlen in jedem anderen Falle schuldige Genüge zu leisten, aber unter diesen Umständen, — ich habe es wohl überlegt —, würde ich unrecht gegen mich selbst und gegen die Gesetze der Freundschaft handeln, wenn ich Ihren Vorschlag, des Königs Forderung gemäß, annähme. Hätte Se. Majestät der König nicht selbst fähige Künstler in seinen Diensten, so würde ich gar keinen Anstand finden, mich des Königs so ehrenvoller Aufforderung augenblicklich mit Vergnügen zu unterwerfen, um so mehr, Ihnen herzlich meine Achtung und Dankbarkeit erkennen zu geben. Dann hält mich ein zweiter Grund davon zurück, daß ich nie Zeichnungen gemacht habe, wenn die Arbeit nicht schon bestellt und angefangen war. Denn eine einmal eingereichte und gewählte Zeichnung würde mich, trotz meiner bessern Überzeugung, bei der Anlage im großen immer hindern, das Schöne und Bessere vorzuziehen, um keinen Verstoß gegen die einmal als gut befundene Zeichnung zu machen. — Herr Rauch wird mich schon beim Überschicken seiner Zeichnungen deshalb bei Ihnen entschuldigt haben, wenn ich auch diese wenigen Zeilen hinzufüge." (Den 10. November 1810.)

Rauch selbst äußerte sich in einem späteren Briefe an seinen Freund, den Historienmaler Lund in Kopenhagen, über diese Angelegenheit: „Thorwaldsen, aus Freundschaft und seltener Delikatesse, schlug die ganze Sache ab, also rein rücksichtlich auf mich. Canova nur aus Freundschaft für Humboldt nahm dies an." Thorwaldsen hatte dem jüngeren talentvollen Künstler sich nicht bloß nicht in den Weg stellen wollen, wo es eine Arbeit galt, durch welche er sein Glück in der Heimat machen konnte, sondern auch den Freund ermuntert, sich bei der Konkurrenz zu beteiligen, so daß nun Rauch seine Komposition entwarf und die Zeichnung unmittelbar nach Berlin an den König sandte. Bald darauf erhielt er die Nachricht, daß sein Entwurf gesiegt habe und daß er sogleich nach Berlin kommen sollte, um die Ausführung

des Monumentes zu übernehmen. Rauch schrieb d. Berlin, 12. Mai 1811 an Thorwaldsen also:

„Liebster, bester Thorwaldsen!

Schon längst hätte ich Ihnen schreiben sollen, aber immer glaubte ich Ihnen mit mehr Bestimmung über mich selbst schreiben zu können, und so unterblieb die Sache bis jetzt. Erst bei meiner Ankunft fand ich schon viele Modelle in Thon und Gips von anderen Bildhauern fertig, auch andere wurden erwartet. Hierzu mußte auch ich meine Skizzen anreihen. Der König war gleich entschlossen für eine der meinigen. Am letzten Freitage, den 10. d. M., zeigte ich dem Könige diese Idee, ungefähr halblebensgroße, aber mehr ausgeführte, und zugleich den Sarkophag dazu mit allen Basreliefs in der Skizze. Der König war ungemein zufrieden damit und erklärte, daß er unabänderlichen Sinnes das Monument, sowie es da wäre, wollte ausführen lassen. Die Gegenstände zu den Basreliefs sollen aus dem Neuen Testamente dazu genommen werden, die Auferstehung Christi u. s. w. Dies wurde alles von einer Menge Gäste, die beim König gegessen hatten, abgehandelt. Gegen Abend kam der König noch einmal allein und sprach sehr lange mit mir und mit vieler Zutraulichkeit. Dann sagte ich ihm auch, daß Sie mir privatim geäußert hätten aus besonderer Achtung gegen ihn und die Hochselige Königin, auch da er Sie zu diesem Monumente aufgefordert hätte und dann aus Freundschaft gegen mich — um diese erkennen zu geben, so wollten Sie ein Stück Basrelief dieses Monumentes dazu komponieren und ausführen. So unerwartet ihm dies kam, so sagte er so: Thorwaldsen ist ein so großer Künstler, daß seine Arbeit und Name den Wert des Monumentes um so mehr erhöhen wird, und wird mir viel Vergnügen machen ꝛc.

— Morgen ziehe ich nach Charlottenburg, einem Lustschlosse, eine Stunde von hier, um dort im Grabe selbst das Modell im großen anzulegen und die Größe und Beleuchtung genau einzurichten. Künftige Woche wird sich's entscheiden, ob ich's hier oder in Rom ausführen soll. — Mit dem Könige muß man Schritt vor Schritt gehen, darum habe ich ihn noch nicht gefragt. —" *)

Kaum aber hatte der Künstler seine Arbeit in Berlin begonnen, als ihn ein hitziges Fieber befiel, dessen Folgen nach dem Ausspruch der Ärzte nur durch die milde Luft Italiens beseitigt werden konnten. So erhielt er die Erlaubnis, sein Werk in Italien ausführen zu können; es geschah 1812 in Carrara selber, wo der Marmor gebrochen wird. Hier gab ihm auch ein lebender Adler Gelegenheit zum genauesten Studium dieses königlichen Tieres, das an mehreren Werken Rauchs und immer in einer der Natur abgelauschten Lebendigkeit und Treue vorkommt. Die beiden schönen Adler am Fußgestell

*) Vgl. Thiele im Leben Thorwaldsens. Teil I.

des Grabdenkmals zu Charlottenburg waren die ersten Früchte dieser Naturstudien. In Carrara war es auch, wo er mit dem Bildhauer Professor Friedrich Tieck, der den Kandelaber zum Denkmal der Königin arbeitete, den Freundschaftsbund schloß, der sich bis zum Tode des letzteren bewährte.

Die Statue der Königin wurde 1813 in Rom vollendet und fand unter den Künstlern allgemeinen Beifall; dann ging Rauch abermals nach Carrara, und schon im Winter 1814 hatte er die Freude, nach Berlin zurückkehren und das Kunstwerk an geweihter Stätte aufrichten zu können. Es zeigt das lebensgroße Abbild der Königin auf marmornem Ruhelager in seligem Schlummer hingestreckt. Nur Diadem und Sternenkreuz schmücken das Haupt der Entschlafenen, die junonisch schönen und edlen Formen, von der Draperie nur leicht bedeckt, sprechen, verbunden mit dem Ausdruck der Gesichtszüge, nicht sowohl die Ruhe des Todes, als vielmehr jenen lebenatmenden Schlummer aus, dem in jedem Momente ein heiteres Erwachen zu frisch gestärktem Leben folgen kann. Rauchs Künstlerruhm und Meisterschaft war mit diesem Werke für die Mit- und Nachwelt festgestellt; der König ernannte ihn zum Professor und Mitglied im Berliner Kunstsenate. Aber der unablässig strebende Meister war mit seinem Werke keineswegs ganz zufrieden; vierzehn Jahre später arbeitete er zu Rom ohne Bestellung und ganz insgeheim eine zweite Statue, die, weniger an den italienischen Stil Canovas erinnernd, mehr ernst und würdevoll in deutscher Eigentümlichkeit behandelt war und auf Befehl des Königs in Marmor ausgeführt und in Potsdam aufgestellt wurde.

Die Befreiungskriege, wie sie neuen Schwung ins nationale Leben brachten, gaben auch den Künsten, namentlich der monumentalen Bildhauerkunst, neue Frische und würdigen Gehalt. Die Statuen der für das Vaterland gefallenen Generale Scharnhorst und Bülow v. Dennewitz sollten in der Lindenstraße aufgestellt werden, und Rauch erhielt (1815) vom König den Auftrag, die Standbilder in Marmor zu arbeiten. So eilte der Künstler abermals nach Carrara, um selber die besten Marmorblöcke auszusuchen; da keine Schiffe von hinreichender Größe zur Hand waren, welche den Transport übernehmen konnten, sah der Meister sich genötigt, gleich an Ort und Stelle die erste Arbeit des Aushauens zu beginnen. Auch eine Statue des russischen Kaisers Alexander, den er zu Berlin nach dem Leben modelliert hatte, wurde begonnen, und dann ein Ausflug nach Rom gemacht, um hier das Nötige zu besorgen für das Museum der Antiken, das auf den Wunsch des Königs in Berlin errichtet werden sollte. Die Rückkehr nach Berlin geschah 1818; — im Frühling 1822 wurden die Marmorstandbilder der beiden patriotischen Helden aufgestellt und enthüllt. In derselben Zeit vollendete Rauch noch die Büsten des Königs, der Königin, der Prinzessin Charlotte, des Fürsten Hardenberg, des Kaisers Alexander, der Frau von Maltzahn, die von Goethe und F. A. Wolf, und man rechnet, daß der fleißige Künstler in dem kurzen Zeitraum von 1799 bis 1824 überhaupt

neunundsechzig Porträtbüsten (worunter zwanzig kolossale) mit eigener Hand in Marmor gearbeitet hat.

Noch ehe er von seiner zweiten italienischen Reise zurückgekehrt war, hatte ihn die Provinz Schlesien mit dem Auftrage beehrt, ein Kolossalbild zur dankbaren Erinnerung an Blücher und sein tapferes Heer in Bronze zu arbeiten, das in Breslau aufgestellt werden sollte. Die Schwierigkeiten, Porträtstatuen im modernen Kostüm darzustellen und doch den edlen, einfachen Charakter nicht durch unschöne Gewandung zu beeinträchtigen, hatten einen großen Reiz für den Genius Rauchs, der die Aufgabe zu lösen die Kraft hatte. Der Meister wählte zur Darstellung den Augenblick, wo Blücher mit gezücktem Schwert in der Rechten, die Linke zum Himmel erhoben, rasch vorwärtsschreitend dem Volke zuzurufen scheint: Mit Gott für König und Vaterland — vorwärts! Die Statue, 10 Fuß 2 Zoll Höhe, wurde im Guß glücklich vollendet, und im Juli 1827 zu Breslau auf ein hohes Piedestal von Granit aufgestellt. Nach des Feldmarschalls Tode mußte auf Befehl des Königs noch eine zweite Blücherstatue, gleichfalls aus Erz, gearbeitet werden, um den Gefährten Scharnhorst und Bülow gegenüber die Hauptstadt zu zieren. Gleich ihren Nachbarn stellte auch dieses Blücherstandbild den Helden in entblößtem Haupte dar, siegreich nach errungenem Frieden um sich blickend; die Uniform ist vom Kriegsmantel umwallt, dessen ebenso natürlicher als charakteristischer Faltenwurf der eigentümlichen Auffassung der ganzen Persönlichkeit vollkommen entspricht. Von gleicher Größe wie die Breslauer Statue ruht aber die Berliner auf einem bronzenen Fußgestell von 16 Fuß Höhe.

König Ludwig von Bayern übertrug dem gefeierten Meister das kolossale Standbild Albrecht Dürers, das in Nürnberg aufgerichtet ward; bald darauf (1829) vollendete Rauch zu München die 12 Fuß hohe sitzende Statue des Königs Max Joseph von Bayern für den Erzguß. Von den vielen andern Arbeiten mögen hier nur genannt werden das im inneren Hof des Halleschen Waisenhauses aufgestellte Denkmal August Hermann Franckes, die Erzstatuen der alten Polenkönige Mieczislaw und Boleslaw für den Dom zu Posen, die Statue des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I. in Gumbinnen, die kolossalen Siegesgöttinnen in Marmor für die bayerische Walhalla, die Statuette Goethes, die marmornen Grabmonumente des Königs und der Königin von Hannover, die „Jungfrau, auf dem Hirsche reitend“, die „Najade“ rc. für den Kaiser von Rußland. Doch alle diese gelungenen Werke wurden überstrahlt von dem großen, ja vielleicht dem größten, was die moderne Skulptur aufzuweisen hat, dem Denkmal Friedrichs des Großen.

Es baut sich in drei Absätzen bis zu 42 Fuß Höhe auf. Der unterste Sockel ist von Granit, dann kommt ein zweiter von Bronze mit der Widmungsinschrift auf der Vorderseite und den Namen der treuen Diener des Königs und Vaterlandes auf den drei übrigen Seiten. Nun folgen zwei bedeutende Piedestale mit ihren ebenso reichen als ausdrucksvollen

Reliefs*), und über diesen steht das 16 Fuß 3 Zoll hohe Reiterstandbild. Der König erscheint in der charakteristischen Uniform, die er trug, den Degen an der Seite, den Krückstock am Arm hängend. Unter dem dreieckigen Hute schauen die großen durchdringenden Augen, von mächtigen Brauen überschattet, hervor — Augen, die auch im gebrechlichen Leib des Greises die unversiegbare Stärke des Riesengeistes zeigten. Nur der nach hinten herabwallende Königsmantel verschönert die Erscheinung zu gunsten der plastischen Wirkung. Aber das Ganze ist einfach wie die Antike und doch charakteristisch deutsch und modern, klar und gemeinfaßlich und doch würdig und groß gedacht und dargestellt.

Am 31. Mai 1851 war der festliche Tag der Enthüllung. Als unter Kanonendonner und Trompetenklang und dem freudigen Jauchzen der Menge die Umhüllung fiel und der erzene, hellblinkende König stolz und fest auf seine Umgebung herabzuschauen schien, da mochte auch dem Meister Rauch, der kaum von einer Krankheit genesen dastand in seinem Silberhaar, hoch und fest und stark im Geist, das Herz in schnelleren Pulsen schlagen; der König kam auf ihn zugeritten, drückte ihm gerührt die Hand, und Thränen der Freude und Rührung perlten auf des Greises Wangen.

---

*) Hauptreliefs am Piedestal.

Nordseite:

Ferdinand, Herz. v. Braunschweig. — Prinz v. Preußen. — Fr. Wilh. II. (G.L.). — W. S. v. Belling (G.L.). — F. W. v. Seydlitz (G. d. K.).
G. W. v. Dieskau (G.L.). — B. F. v. Tauenzien (G. d. J.). — Eugen, Prinz v. Württemberg.
F. W. A. v. Kleist (G.M.). — H. E. v. Winterfeldt (G.L.).

Südseite:

H. J. v. Ziethen (G. d. K.). — Leop. Fürst v. Anhalt-Dessau (G.F.M.). — K. C. Graf v. Schwerin (G.F.M.). — Heinrich, Prinz v. Preußen (G. d. J.).
H. V. v. Wedell (O.L.). — H. G. v. Wartemberg (G.M.). — G. C. Freih. v. Goltz (G.M.).
F. L. Gr. v. Geßler (G.F.M.). — Leop. M. Erbpr. v. Anhalt-Dessau (G.F.M.).

Westseite:

Heinrich, Pr. v. Preußen (G. d. J.). — Jakob Keith (G.F.M.). — C. A. Markgr. v. Brandenburg (G. d. J.). — Ferdinand Herzog v. Br.
Hans S. v. Lestwitz (G.M.). — H. S. v. d. Heyd (G.L.).
J. B. v. Prittwitz (G.L.). — Aug. Wilh., Prinz v. Pr. (G. d. K.). — Joh. D. v. Hülsen (G.L.).

Ostseite:

F. W. v. Seydlitz (G.M.). — C. H. Graun. — H. J. v. Ziethen (G. d. K.).
E. W. v. Schlabrendorf. — G. Ephr. Lessing.
C. W. Gr. Fink v. Finkenstein. — J. H. C. Gr. v. Carme. — Imm. Kant.

Die oberste Abteilung mit halberhabener Arbeit stellt Szenen dar aus Friedrichs des Großen Leben. Die Inschrift besagt, daß das Denkmal von König Friedrich Wilhelm III. beschlossen und begonnen und von Friedrich Wilhelm IV. vollendet worden sei.

Dem Künstlerkönig zu Ehren ward am 6. Juni*) ein schönes Fest gefeiert. Alles wollte dem Schöpfer des Friedrichs-Denkmals seine Teilnahme bezeigen, aber die Zahl der Gäste mußte beschränkt, den Damen der Zutritt verweigert werden. Zweihundertundfünfzig Gäste hatten sich im großen Saale des Krollschen Lokals versammelt, unter diesen die gefeierten Künstler Cornelius, Kaulbach, Begas, Kiß, Hensel, Franz Krüger, Hildebrandt rc. Der Festsaal war herrlich geschmückt mit Blumen und tropischen Pflanzen; auf der Rückwand, an der Rauch seinen Platz hatte, sah man dessen Brustbild in einem kolossalen Medaillon von 4 Fuß im Umfange, in Gips modelliert — so schien es —, allein es war von Richter gemalt so täuschend, daß selbst die Erfahrensten irre wurden. Zwei Viktorien von Rauch hielten ihre Kränze über seinem Haupt. Um acht Uhr erschien der Held des Festes, von zwei Schülern eingeführt, Jubel und Hörnerklang bewillkommneten ihn. Nachdem er mit vielen freundliche Worte gewechselt, setzte man sich zur Tafel. Das erste Lebehoch dem Könige, das zweite dem Meister Rauch. Plötzlich erloschen die Gasflammen, und in dem verfinsterten Saale stellte sich ein Transparent dar, höchst sinnig komponiert zur Verherrlichung Rauchs und der Helden, mit deren Bildsäulen er Berlin geschmückt. Man sah die Hauptwerke des Künstlers. Friedrichs Reiterbild in der Mitte, Blüchers, Bülows, Scharnhorsts Bildsäulen zu den Seiten, König Friedrich Wilhelm III. und die im Sarge ruhende Königin Luise — alle von Musen und Genien umgeben, und hoch über diesen Gruppen thronte in den Wolken Apoll auf seiner Quadriga. Gesang begleitete dieses Bild. Dann folgte ein scherzhaftes Drama, in welchem unter den Klängen des Dessauer Marsches sechs Krieger aus Friedrichs Zeit auftraten, dem Meister Rauch ihren Dank abzustatten, und in drastischer Weise ihre Bemerkungen über das Friedrichs-Denkmal austauschten. Auch eine gereimte Epistel des geistreichen Kupferstechers Lüderitz erregte homerisches Gelächter. Zeus, der Vater der Götter, war darin als Bildhauer mit Rauch in Parallele gesetzt, und das Gedicht schloß mit den Worten:

Stoßt an mit schäumendem Pokal,
Es lebe hoch Rauch, Zeus Rival!

Seitdem hat der Unermüdliche noch manches bedeutende Werk vollendet; so das Standbild der Grafen York und Gneisenau, die sich — beide in Erzguß — 1852 und 1854 zu den Statuen Blüchers und Scharnhorsts gesellten; dann die Gruppe des betenden Moses, dem während der Schlacht wider die Amalekiter zwei Freunde die Arme stützen zum Gebet. Friedrich Wilhelm IV. hatte schon als Kronprinz die Idee dazu gegeben. Darauf wurde für Königsberg das Denkmal Immanuel Kants in Angriff genommen, des großen Königsberger Weisen, dessen hagere und magere Gestalt freilich gar nichts Plastisches hatte, und würdig vollendet. Die Linke hält zugleich den Rohrstock und den dreieckigen Hut, der natürlich die Denkerstirn nicht

*) Vgl. A. A. Zeitung Nr. 161 (1851).

verhüllen durfte, die rechte Hand ist wie lehrend erhoben, und die ganze Stellung zeigt den Mann von Gedanken ergriffen, aber auch mit entschiedener Kraft sie fortbildend und klar machend.

Ad. Stahr äußerte sich über Rauch in einer Skizze aus Berlin (Hausbl. 1855, 17): „Es ist eine Erquickung, den herrlichen Greis zu sehen, den schönsten, den seit Goethe Deutschland aufzuweisen hat unter seinen geistigen Größen. Sein mildes, helles Auge, seine edlen Gesichtszüge, seine stattlich gerade Haltung, das reiche Silberhaar, dessen Locken das edle plastische Haupt olympisch umwallen, die sinnige, schweigsame Ruhe seines Behagens — flößen auch dem Ehrfurcht ein, der nicht weiß, daß er in ihm dem ersten Bildhauer Deutschlands, ja Europas begegnet." — Niemand ahnte, daß schon zwei Jahre nachher diesem kraftvollen Leben das Ziel gesetzt werden sollte. Rauch ging im Herbst 1857 nach Dresden, um wegen eines körperlichen Übels, das übrigens gar nicht gefährlich schien, sich mit einem Arzte zu beraten; aber die Krankheit brach in Dresden mit unvorhergesehener Heftigkeit aus, und nach mehreren schmerzvollen Wochen starb der große Künstler am 3. Dezember.

Seine Leiche wurde nach Berlin zurückgeführt. In der Werkstatt, die er „seine Heimat" zu nennen pflegte, versammelten sich um sie, vom Prinzregenten an, die Vertreter aller Lebenskreise und geleiteten sie in langem Zuge zur letzten Ruhestätte. F. Drake, einer der ausgezeichnetsten Schüler Rauchs, hat ein herrliches Marmorstandbild des Meisters gearbeitet, das unter der Säulenhalle des älteren von Schinkel erbauten Museums in Berlin, der Statue des großen Baumeisters gegenüber, aufgestellt wurde.

Der Magistrat von Arolsen hat das Haus, worin Rauch geboren und erzogen wurde, angekauft und zu einer Wohlthätigkeitsanstalt gemacht.

Ludwig van Beethoven*).

Beethoven, der gewaltige Heros im Reiche der Töne, der dem Instrumentalsatz neue Bahnen gebrochen und für die Symphonie vielleicht das Größte geleistet hat, was auf diesem Gebiete geleistet werden kann, erblickte in einer armen Musikantenfamilie zu Bonn am 16. Dezember 1770 das Licht der Welt. Sein Vater war Tenorist an der kurfürstlichen Kapelle Maximilian Friedrichs, der wie alle Kinder der Kaiserin Maria Theresia ein Kenner und Liebhaber der Musik war. Wie des Kurfürsten Bruder,

*) Biographische Notizen über L. van Beethoven von Dr. Wegeler und F. Ries. Biographie von L. van Beethoven von A. Schindler (Münster 1840). Beethoven et ses trois styles par W. de Lenz (St. Petersbourg 1852).

der Kaiser Joseph, der Schutzpatron Mozarts war, so ward Maximilian der Beschützer Beethovens, dessen herrliche Anlagen bald seine Aufmerksamkeit erregten, obschon Beethoven keineswegs gleich Mozart schon als musikalisches Wunderkind die Welt in Erstaunen setzte. Übrigens mußte er schon vier Jahre alt die edle Musika beginnen, und dem Willen des Vaters kam der Kleine gern nach, denn es machte ihm große Freude, die Violine zu spielen.

Der Knabe hatte etwas Drolliges und Aufgewecktes, das ihn bei allen seinen Verwandten und auch bei den Musikern der Kapelle beliebt machte. Leider ging's im elterlichen Hause etwas unordentlich zu, es war ein lockeres Musikantenleben; der Vater war dem Trunk ergeben. Doch der kleine Ludwig erhielt sich rein von allen nachteiligen Einflüssen und besuchte am liebsten eine wohlhabende patrizische Familie von Breuning, von der er höchst liebreich empfangen wurde, und wo er es gut hatte wie ein verzogenes Kind. Oft, wenn es schon spät geworden war, blieb er des Nachts bei den Breunings, und seine Eltern ließen ihn gewähren. Der stille Friede, die Sauberkeit und Wohlhäbigkeit in diesem Hause wirkten tief auf das Gemüt des phantasiereichen Knaben, in dessen Seele die ersten Ahnungen eines künftigen schöneren Lebens, das über die Gegenwart hinaus strebt, erwachten. Schiller und Goethe waren die gefeierten Lieblinge des Herrn v. Breuning und wurden es auch für den Knaben Beethoven. Daheim aber mußte ihm die Mutter, eine geborene Maria Magdalena Kewerich, fleißig vom Großvater väterlicherseits erzählen, der seiner Zeit ein beliebter Opernsänger gewesen war und aus Holland stammte.

Vom Vater empfing Ludwig den ersten Unterricht in der Musik, und diese Lektionen waren nicht die angenehmsten, da der ungeduldige Lehrer bei dem kleinsten Versehen in Zorn geriet. Auch andere Musikfreunde des Vaters nahmen sich des kleinen Beethoven an*), und dieser lernte so gut, daß er schon in seinem fünfzehnten Jahre die Stelle eines Organisten in der kurfürstlichen Kapelle bekleiden konnte. Aber schüchtern, wie er war, versteckte er sich gewöhnlich in einem Winkel der kleinen Kirche, damit ihn niemand sehen sollte. Diese Stelle hatte der junge Beethoven durch Fürsprache des Grafen Waldstein erhalten, eines am Hofe sehr einflußreichen Herrn, der mit Kennerblick das aufkeimende Genie durchschaute und höchst überrascht ward, als ihm der Knabe seine drei Sonaten vorspielte, die er in einem Alter von zehn Jahren komponiert hatte**). In seinem elften Jahre spielte er Bachs

---

*) Namentlich der Kapellmeister Pfeifer, dem B. viel verdankt.

**) Sie wurden dem Kurfürsten gewidmet und auf der Rückseite des Titelblattes steht folgende Dedikation, die man natürlich dem Knaben in die Feder diktiert hatte:

Erhabenster!

Mit meinem vierten Jahre begann die Musik die erste meiner jugendlichen Beschäftigungen zu werden. So frühe mit der holden Muse bekannt, die meine Seele zu reinen Harmonieen stimmte, gewann ich sie, und wie mir's oft wohl deuchte, sie mich wieder lieb. Ich habe nun schon mein elftes Jahr erreicht, und seitdem flüsterte mir oft meine

wohltemperiertes Klavier, und im Gebrauch der Harmonie war er so fertig, daß er dem tüchtigsten Sänger Namens Heller den Antrag machte, er wolle durch seine eigentümliche Begleitung ihn aus der Melodie bringen, wenn er (wie das in der Karwoche üblich war) die Klagelieder aus Jeremias singen würde. Heller hielt das nicht für möglich, mußte sich aber bald überzeugen, daß Beethoven Wort hielt. Dieser hatte durch eine geschickte Modulation den Sänger in eine fremde Tonart geführt, wo er sich verirrte und stecken blieb. Beethoven spielte ein nicht leichtes Trio von Pleyel (mit dem berühmten Violoncellisten Bernhard Romberg und dem Vater von Ferdinand Ries) vom Blatte weg; niemand hatte darauf geachtet, daß Beethoven zwei Takte, die in seiner Pianofortepartie fehlten, auf der Stelle ergänzt hatte, so gut war alles zusammengeklungen. Auch im Violinspiel hielt er sich wacker.

Es ward dem Grafen Waldstein nicht schwer, vom Kurfürsten die Erlaubnis zu erwirken, daß der junge Beethoven nach Wien zu dem berühmten Haydn geschickt würde, um unter dessen Leitung seine Studien zu vollenden. Der Kurfürst bewilligte die nötigen Stipendien, und so machte sich der zweiundzwanzigjährige Künstler im Jahre 1792 frohen Mutes auf nach der Kaiserstadt, die damals den Mittelpunkt musikalischer Kunst bildete, und die nun zu den zwei glänzenden Sonnen Mozart und Haydn ein drittes Gestirn empfangen sollte, das um so wunderbarer am Himmel der Kunst aufstieg, als der Schmerz um den früh dahingeschiedenen Mozart noch in aller Herzen lebendig war. Beethoven hatte den großen Tondichter glücklicherweise zu hören Gelegenheit bekommen, auf seiner ersten Reise nach Wien (im Jahre 1786—87), wo er bereits, nachdem er vor Mozart phantasiert hatte, von diesem anerkennend beurteilt wurde. „Dieser Jüngling," soll sich Mozart geäußert haben, „wird noch viel von sich reden machen." Die schwere Erkrankung seiner Mutter rief aber den jungen Beethoven damals nach Bonn zurück.

Von Haydn hatte Beethoven mehr erwartet, als er fand, und zu einer näheren Verbindung beider Männer kam es nicht; ihre Charaktere waren zu verschieden. Haydns kindliche Heiterkeit, ruhige Beschaulichkeit und zufriedene Selbstbeschränkung bildete den auffallendsten Gegensatz zu dem auffahrenden,

---

Muse in den Stunden der Weihe zu: „Versuch's und schreib' einmal deiner Seele Harmonieen nieder!" Elf Jahre, dachte ich, und wie würde mir da die Autormiene lassen? und was würden dazu die Männer in der Kunst wohl sagen? Fast ward ich schüchtern, doch meine Muse wollt's — ich gehorchte und schrieb.

Und darf ich's nun, Erlauchtester! wohl wagen, die Erstlinge meiner jugendlichen Arbeiten zu Deines Thrones Stufen zu legen? und darf ich hoffen, daß Du ihnen Deines ermunternden Beifalls milden Vaterblick wohl schenken werdest? O ja, fanden doch von jeher Wissenschaften und Künste in Dir ihren weisen Schützer, großmütiger Beförderer, und aufsprießendes Talent unter Deiner Vaterpflege Gedeihen. Voll dieser ermunternden Zuversicht wag' ich es mit diesen jugendlichen Versuchen mich Dir zu nahen. Nimm sie als ein reines Opfer kindlicher Ehrfurcht auf, und sieh mit Huld, Erhabenster, auf sie herab und ihren jungen Verfasser.

L. van Beethoven.

kühnen, nach dem Höchsten ringenden Wesen des originellen Schülers, dessen Genialität wohl der alte Meister alsbald erkannte, dessen Eigentümlichkeit er aber nicht zu fassen und zu behandeln verstand. Dazu kam ein Vorfall, der das leicht entzündbare Gemüt des Schülers mit Mißtrauen gegen den Lehrer erfüllte. Beethoven begegnete einstmals, mit dem Notenheft unter dem Arm, soeben von Haydn kommend, dem Komponisten Schenk, der sich damals durch seine komische Oper „der Dorfbarbier“ bekannt gemacht hatte. Dieser nahm großen Anteil an den Fortschritten des jungen Mannes und durchblätterte neugierig dessen Studienhefte. Mit nicht geringer Befremdung entdeckte er sogleich mehrere Fehler in der Komposition, die Haydn unkorrigiert gelassen hatte. Von Stund' an war Beethoven entschieden, nicht länger seine Studien bei Haydn fortzusetzen, obschon es diesem höchst erwünscht gewesen wäre, wenn Beethoven auf dem Titel seiner ersten Kompositionen sich einen Schüler Haydns genannt hätte. Beethoven behauptete, er habe bei Haydn gar nichts gelernt. Desto mehr profitierte er von dem geschickten Kontrapunktisten Albrechtsberger in der Harmonielehre, zumal da dieser Lehrer den genialen Schüler mehr gewähren ließ und nicht sklavisch an die Regel zu binden suchte. Das ist ja eben der Unterschied des Genius und des bloßen Talentes, daß letzteres nicht ungestraft die Regel verlassen darf, während jener neue Bahnen bricht und selber die Autorität wird, welche die Regeln vorschreibt. Beethoven wollte alles selber finden und nahm nichts auf Treu und Glauben an, bis er sich selber von der Wahrheit und Richtigkeit eines Gesetzes überzeugt hatte.

Ries entdeckte einmal, während er die Werke seines Meisters studierte, zwei verbotene Quinten in dem Violin-Quartett in C moll. „Sie haben hier zwei Quinten gemacht!“ — Bah! — „Sehen Sie doch zu!“ — Wer hat denn verboten, Quinten zu machen? — „Aber Marpurg, Fuchs, Kürnberger — alle Theoretiker ohne Ausnahme!“ — Gut, ich gestatte sie. So antwortete er dem Freunde. Die gedruckten Kritiken würdigte er gar keiner Antwort. „Ja, ja,“ sagte er, indem er sich vor Freude die Hände rieb, „sie wundern sich und verstehen es nicht, weil sie das nicht in ihren Büchern vom Generalbaß gefunden haben.“

Zu seiner großen Betrübnis verlor er schon im Jahre 1801 seinen Gönner und Wohlthäter, den Grafen Waldstein; doch der Aufenthalt in Wien, wo alles sich zur Entwickelung seines künstlerischen Sinnes vereinigte, sagte ihm so zu, daß er beschloß, auch fernerhin dort zu bleiben. Und wie zu Bonn sich ihm eine liebe Familie geöffnet hatte, so widerfuhr ihm nun ein gleiches Glück durch die Familie Lichnowsky, welche den Künstler in ihr Haus aufnahm. Der Fürst Lichnowsky war sehr musikalisch gebildet, und die neuesten Kompositionen Beethovens wurden zuerst in seinem Salon aufgeführt. Ein Hochgenuß war es, den jungen Meister zu hören, wenn er frei auf dem Piano phantasierte. Die Fürstin behandelte ihn wie ihren Sohn und war voll der zartesten Aufmerksamkeit. Aber gerade dies war nicht nach dem Sinn des störrischen Genies, das völlig frei und ungehindert ganz nach Belieben schalten und walten wollte und an Ort und Zeit sich

nicht band. Daß er erst 3½ Uhr zu Mittag essen, dazu eine sorgfältige Toilette machen sollte, wollte dem Hausfreunde durchaus nicht in den Sinn. Einstmals hörte er, wie der Fürst dem Kammerdiener den gemessensten Befehl erteilte, daß, wenn er und Beethoven etwa einmal zu gleicher Zeit schellen würde, er zuerst den Herrn Beethoven bedienen sollte. Weit entfernt, von dieser Aufmerksamkeit gerührt zu sein, mietete Beethoven sogleich einen Bedienten für sich allein. Von der Fürstin sagte er, als er das gastfreie Haus ganz verlassen hatte, sie habe ihn unter die Glasglocke setzen wollen, daß niemand ihn berühren möchte. „Mit großmütterlicher Liebe hat man mich dort erziehen wollen."

Aber jene Liebeserweise waren für den ungebundenen Geist keineswegs verschwendet; er bedurfte, je mehr sein Genius ihn auf sich selbst zurückwarf, der befruchtenden Wärme herzlicher Teilnahme, bevor ihn sein Gehörübel ganz menschenscheu machte und zu völliger Einsamkeit verdammte. Beethoven trug in seinem Busen einen reichen Schatz von Liebe, aber sein Äußeres war rauh und stachlicht, und sein Lebensgang erlaubte ihm nicht, selber eine Familie zu gründen. Um so herrlicher, tiefer und inniger strömte er die Gefühle seines Herzens und die Gedanken seiner Seele aus in seinen unsterblichen Tonwerken, die von allem, was ein Menschenleben in Freude und Schmerz bewegt, in der Sprache der Töne verkünden und hinweisen auf ein schöneres Jenseits, das die Rätsel und Dissonnanzen dieser Welt auflösen soll. Haydn und Mozart fühlten sich heimisch in dieser Welt, das hört man aus jedem ihrer Werke; Beethoven stürmt mit heißer Sehnsucht über das Erdenleben hinaus, weil es ihn nicht befriedigt. Sehnsucht, aber auch unendlicher Freiheitsdrang: das ist der Grundcharakter seiner Musik.

Im Jahre 1809 ward Beethoven als Kapellmeister an den neuen Hof des Königs von Westfalen berufen und ihm ein Gehalt von 600 Dukaten angeboten. Der Künstler, der sich anfangs für den französischen Konsul begeistert hatte, war bald genug von seinem Irrtum zurückgekommen. Die herrliche Sinfonia eroica (Heldensymphonie) war ursprünglich zu Ehren des französischen Helden komponiert worden. Ries erzählt in Bezug hierauf: „Beethoven hatte sich Bonaparte gedacht, als er noch erster Konsul war. Er verglich ihn mit den größten römischen Konsuln. Auf dem Titelblatt der Partitur stand: Bonaparte. Ganz unten: Luigi van Beethoven. Ich war der erste, der ihm die Nachricht brachte, Napoleon habe sich zum Kaiser erklärt, worauf er in Wut geriet und das Titelblatt zerriß. Nun erst erhielt die Symphonie den Titel: S. eroica. Der Fürst Lobkowitz kaufte sie von Beethoven zum Gebrauch für einige Jahre, wo sie in dessen Palais mehrmals gegeben wurde."

Beethoven gab gern nach, als man in ihn drang, Österreich nicht zu verlassen. Seine Schüler, der Erzherzog Rudolf (später Kardinal und Erzbischof von Olmütz), ferner der Fürst Lobkowitz und Kinsky vereinigten sich, dem Meister zur Entschädigung ein Jahrgeld von 4000 Gulden auszusetzen, so lange er nicht zu einer entsprechenden Stelle berufen würde. Der

Erzherzog gab 1500, Fürst Kinsky 1800, Lobkowitz 700 Gulden; leider traten um diese Zeit die österreichischen Finanzwirren ein, welche das Papiergeld auf den fünften Teil seines Wertes herabbrachten, und selbst diese Summe ward durch den Tod Kinskys und den Bankrott von Lobkowitz gefährdet. Doch Erzherzog Rudolf half, so gut er konnte. Unterdessen war für Deutschland und Österreich, nach so viel Schmach und Unglück dem glücklichen und übermächtigen Napoleon gegenüber, die glorreiche Zeit der Ermannung, der Abschüttelung des Joches der Fremdherrschaft gekommen; die Völkerschlacht bei Leipzig war geschlagen und der Franzosenkaiser mit den Trümmern seiner Armee über den Rhein zurückgetrieben worden. Daß die gehobene und begeisterte Stimmung, welche damals die Herzen aller Vaterlandsfreunde durchdrang, bei einem Patrioten wie Beethoven sehr energisch sich äußern mußte, kann man sich leicht denken. In geselligen Kreisen sprühete sein Geist von froher Laune, treffendem Witz und auch beißender Satire; seine Arbeitslust war reger denn je, und die Fruchtbarkeit seines Genius schien unerschöpflich. Er hatte seine große A dur Symphonie (die siebente) und die symphonische Gelegenheitsdichtung „Wellingtons Sieg, oder die Schlacht bei Vittoria" beendet, und der kaiserliche Hofmechanikus Mälzel hatte die gute Idee, ein Konzert zu veranstalten, worin diese Kompositionen zum Besten der in der Schlacht bei Hanau invalid gewordenen österreichischen und bayerischen Krieger zur Aufführung kommen sollten. Am 8. und 12. Dezember 1813 fand die Feier unter lebhafter Teilnahme des Publikums in der Universitäts-Aula statt. In dem Bericht der Allgem. Musikzeitung (XVI, 4) fand das allgemeine Urteil folgenden Ausdruck: „Längst im In- und Ausland als einer der größten Instrumental-Komponisten geehrt, feierte bei diesen Aufführungen Herr van Beethoven seinen Triumph. Ein zahlreiches Orchester, durchaus mit den ersten und vorzüglichsten hiesigen Tonkünstlern besetzt, hatte sich wirklich aus patriotischem Eifer und innigem Dankgefühl für den gesegneten Erfolg der allgemeinen Anstrengungen Deutschlands in dem gegenwärtigen Kriege zur Mitwirkung ohne Entschädigung vereinigt*), und gewährte, unter der Leitung des Komponisten, durch sein präzises Zusammenspiel ein allgemeines Vergnügen, das sich bis zum Enthusiasmus steigerte. Vor allem verdiente die neue Symphonie jenen großen Beifall und die außerordentlich gute Aufnahme, die sie erhielt. Man muß dies neueste Werk des Genies Beethovens selbst und wohl auch so gut ausgeführt hören, wie es hier ausgeführt wurde, um ganz seine Schönheiten würdigen und recht vollständig genießen zu können. Das Andante (später Allegretto genannt) mußte jedesmal wiederholt werden und entzückte Kenner und Nichtkenner. — Was sodann die Schlacht betrifft: will man sie nun einmal durch Töne der Musik auszudrücken versuchen, so wird man wenigstens es eben auf die Art machen müssen, wie es hier geschehen. Einmal in die Idee eingegangen, erstaunt

*) Kapellmeister Salieri gab den Trommeln und Kanonaden den Takt, Hummel hatte sich selber an die große Trommel gestellt, Spohr geigte im Orchester.

man freudig über den Reichtum und noch mehr über die genialische Verwendung der Kunstmittel zu jenem Zweck. Der Effekt, ja selbst die recht eigentliche Täuschung ist ganz außerordentlich, und es läßt sich wohl ohne alles Bedenken behaupten, es existiere gar nichts im Gebiete der malenden Tonkunst, das diesem Werke gleich käme."

Natürlich war so etwas Pikantes und Leichtfaßliches, wie es in der Schlacht-Symphonie sich darbot, den Wienern höchst willkommen.

Am 27. Februar 1814 brachte der Meister schon wieder eine große Symphonie, die achte (aus F dur), zur Aufführung vor einer Versammlung von 5000 Zuhörern. Am 23. Mai erfolgte die Darstellung der umgearbeiteten Oper Fidelio im kaiserlichen Opern-Theater. Der für Beethoven glanzvollste Tag des Jahres war aber der 29. November. Die verbündeten Monarchen waren mit ihren Ministern und glänzendem Gefolge in Wien zu einem Kongresse zusammengetreten. Auf den Wunsch des Wiener Magistrats und hoher Kunstfreunde entschloß sich Beethoven, zur Bewillkommnung der erlauchten Gäste seine neuesten Kompositionen zur Aufführung zu bringen. Er hatte die von Dr. Weißenbach gedichtete Kantate „der glorreiche Augenblick" in Musik gesetzt und brachte sie nebst der A dur-Symphonie und der Schlacht von Vittoria im großen kaiserlichen Redouten-Saale vor einer ebenso zahlreichen als glänzenden Zuhörerschaft zur Aufführung. „Die Stimmung der nahezu aus 6000 Zuhörern bestehenden Versammlung," berichtet Schindler, „aber auch der im Chor und Orchester Mitwirkenden läßt sich nicht beschreiben. Die ehrfurchtsvolle Zurückhaltung von jedem lauten Beifallszeichen verlieh dem Ganzen den Charakter einer großen Kirchenfeier. Jeder schien zu fühlen, ein solcher Moment werde in seinem Leben nie wiederkehren. Nur eins hatte der Feier gefehlt: die Anwesenheit Wellingtons. Der siegreiche Feldherr kam erst nach beendigter Feier in Wien an." Die fremden Souveräne, von Beethoven persönlich eingeladen, waren alle zugegen, und von mehreren derselben empfing der Meister ansehnliche Geschenke.

Da mit seinem zunehmenden Ruf auch die Honorare seiner Kompositionen sich mehrten, hätte Beethoven wohl seine Geldverhältnisse verbessern können; aber auf das Einteilen und Haushalten verstand er sich nicht, und das oben erwähnte Jahrgeld ging leider verloren. Zu dieser Verwirrung gesellte sich — da kein Übel allein kommt — noch ein Prozeß, den Beethoven mit der Witwe seines Bruders Karl führen mußte, der ihn zum Vormund seines hinterlassenen Sohnes bestellt hatte. Zuerst ward Beethoven wegen des holländischen „van", das man mit dem deutschen „von" verwechselte, an das Adelsgericht verwiesen; da man nach seinen Adelsbriefen fragte, wies er mit der Hand auf Stirn und Brust. In der That hatte auch der hochbegabte Mann die Ansicht: ein überlegener Geist wie der seinige dürfe nicht bürgerlich behandelt werden! Doch das Gericht fragte nicht nach dem Genie und verwies ihn an den Wiener Magistrat.

Nun begannen die Verhöre, Protokolle, Unkosten aller Art, so daß der arme Beethoven sich fast zu Tode ärgerte. Doch was er einmal angefangen

hatte, wollte er nun auch durchführen; er schrieb alles Nötige mit eigener Hand, und in einer Appellation (vom 7. Januar 1820) finden sich die schönen Worte: „Ich kenne keine heiligere Pflicht, als die der Obsorge bei der Erziehung und Bildung des Kindes. Nur darin kann die Pflicht der Obervormundschaft bestehen, das Gute zu würdigen und das Zweckmäßige zu verfügen.“ Zum Glück bekam der Künstler einen wackeren Advokaten, Namens Bach, der, die Eigentümlichkeit seines Klienten beachtend, den im Schreiben für seinen Mündel unermüdlichen Beethoven nicht stören mochte und sich sehr bezeichnend also aussprach: „Kein Zug dieser großen Seele durfte verloren gehen, weil er beweist, daß mit einem unerschöpflichen Geiste zugleich ein edles Gemüt verbunden sein kann.“

Beethoven wollte den Sohn seines Bruders in sein eigenes Hauswesen aufnehmen, da dessen Mutter sich einem lockeren Leben hingab, wollte ihm zu Liebe eine Köchin mieten und sparte das Geld, wo er nur konnte, nicht für sich, sondern für den Neffen. Und dieser junge Mensch, auf den sich des großen Mannes Zärtlichkeit und Liebe konzentrierte, lohnte seinem Wohlthäter mit Undank und verbitterte ihm sein ganzes noch übriges Leben. Wie hatte sich das Herz des guten Oheims gelabt, als der Jüngling die Universität bezog; aber wie ein Donnerschlag traf ihn dann die Nachricht, der liederliche Neffe sei relegiert worden und unter die Soldaten gegangen!

Beethoven war bei dem hohen Adel gern gesehen und wie zu Hause. In Momenten des Frohsinns entschloß er sich auch wohl, auf einem Balle mit zu tanzen, aber merkwürdigerweise brachte er es in dieser Kunst nicht weit, da er nicht Takt hielt. Manche Sonderbarkeiten wurden dem großen Manne gern nachgesehen, und der Erzherzog Rudolf ging in dieser Hinsicht mit gutem Beispiel voran. Beethoven hatte sich's bei Übernahme des Unterrichts ausbedungen, allein mit dem Prinzen zu verkehren, und so mußte die gewöhnliche Begleitung zurückbleiben. Nur den Erzherzog Karl, den Sieger von Aspern, traf Beethoven zuweilen, da Erzherzog Rudolf wußte, daß der Meister diesen Helden hoch verehrte. Schrieb der Erzherzog seinem Lehrer ein Billet, so unterzeichnete er sich stets: „Ihr freundwilliger Schüler“.

Seinen einfachen Tisch im Wirtshause zog Beethoven dem glänzendsten Diner vor, zu welchem ihn seine Freunde einluden, denn er durfte sich hier gehen lassen und auf niemand Rücksicht nehmen. Man kannte auch in Wien den kleinen finstern Mann im grauen Oberrock, der zuweilen mitten auf der Straße stehen blieb, wenn eine neue Idee ihn erfaßte, oder von der Tafel aufstand und nach Hause ging, ehe er noch gegessen hatte. Seine zunehmende Gehörschwäche machte ihn immer melancholischer und mißtrauischer, er wollte gar kein Konzert mehr geben, und als einstmals seine Verehrer, der Graf Lichnowsky, der Violinist Schupanzigh und sein späterer Biograph Schindler sich verabredet hatten, ihn auf eine gute Manier zu einem solchen zu bewegen: so ging er zwar darauf ein, als sie aber fort waren, merkte er die List, die doch so gut gemeint war, und schrieb folgende drei Billete:

An den Grafen Lichnowsky.

Falschheiten hasse ich. Besuchen Sie mich nicht mehr. Akademie hat nicht statt.

An Herrn Schupanzigh.

Besuche Er mich nicht; ich gebe keine Akademie.

An Herrn Schindler.

Besuchen Sie mich nicht mehr, bis ich Sie rufen lasse. Keine Akademie.

Beethoven war gegen das ganze Wiener Publikum erzürnt, weil es den leichteren italienischen Weisen Rossinis zujauchzte und die ernstere deutsche Musik vernachlässigte. Seine Reizbarkeit hatte mit dem Gehörleiden zugenommen, das sich seit 1797 bemerkbar machte. Wir lesen in einem an seinen Freund, den Doktor Wegeler, adressierten Brief (vom Juni 1800): „Mein Gehör ist seit drei Jahren immer schwächer. Im Theater muß ich mich ans Orchester lehnen, um den Schauspieler zu verstehen. Die hohen Töne von Instrumenten und Singstimmen höre ich nicht, wenn ich etwas weit weg bin. Ich habe oft mein Schicksal verflucht. Plutarch hat mich zur Resignation geführt. Ich will meinem Schicksal trotzen, obschon es Augenblicke geben wird, wo ich das unglücklichste Geschöpf Gottes sein werde."

So lange es gehen wollte, verheimlichte der so schwer vom Schicksal Heimgesuchte sein Übel; erst wurde das rechte Ohr taub, dann auch das linke immer schwächer und schwächer. Der Meister wollte sich die Leitung der Aufführung seiner Kompositionen nicht nehmen lassen, als er schon nicht mehr imstande war, das Orchester zu dirigieren; er ward dann, wenn es nicht recht vorwärts wollte oder die Stimmen auseinander kamen, sehr zornig und vergaß, daß die Schuld an ihm selber lag. Das gab manche teils komische, teils ärgerliche Szenen. Als zum Besten der berühmten Schauspielerin Wilhelmine Schröder nach achtjähriger Pause Beethovens Oper Fidelio aufgeführt werden sollte (worin die Schröder als Leonore sang), wollte der Meister wiederum das Ganze leiten. Die Ouvertüre ging (in der Hauptprobe) vortrefflich, trotz mancher unsicheren Zeitangaben des Dirigenten, allein schon bei der ersten Nummer, dem Duett zwischen Marcelline und Jacquino, ward es merklich, daß Beethoven von dem, was auf der Bühne vorging, gar nichts hörte. Während die Sänger vorwärts eilten, hielt er das Orchester zurück, und bald fiel alles auseinander. Nach einigen Verweisen, an die Sänger gerichtet, rief Beethoven da capo! Das Duett begann und endete abermals in Uneinigkeit. Der Kapellmeister Umlauf, dem von vornherein die Leitung von Beethoven hätte überlassen werden sollen, stand neben ihm, wagte aber nicht, das Wort auszusprechen: Es geht nicht, verzichte! Beethoven, auf seinem Sitze unruhig geworden, blickte nach rechts und links und suchte aus den Mienen der Anwesenden zu lesen, was eigentlich der Grund der Störung sei. Beklommenes Schweigen überall. Da

rief er seinen getreuen Pylades Schindler herbei und reichte ihm sein Taschenbuch mit der Weisung, zu schreiben. Schindler schrieb: Bitte, fahren Sie nicht fort. Zu Hause das Weitere! Kaum hatte Beethoven das Wort gelesen, so sprang er in das Parterre und sagte bloß: Geschwind hinaus! Ohne sich aufzuhalten, lief er den weiten Weg nach seiner Wohnung, warf sich auf das Sofa, bedeckte mit beiden Händen das Gesicht und verblieb in dieser Lage, bis es zu Tische ging. Während des Essens kam kein Laut aus seinem Munde, die tiefste Niedergeschlagenheit war in seiner Haltung und seinen Mienen.

Doch sollte selbst dem tauben Meister der Töne noch ein schöner Triumph zu teil werden. Es war seinen Freunden ein tiefer Verdruß, wenn sie die Gleichgültigkeit sahen, mit welcher man die klassischen Kompositionen Beethovens in Wien behandelte. Sie beschlossen, ein Konzert zu veranstalten und darin Teile der Missa solemnis, welche der Meister zur Feier der Einsetzung des Erzherzogs Rudolf zum Erzbischof von Olmütz komponiert hatte, und ferner die neunte Symphonie, die letzte, schwierigste und eigenartigste, zur Aufführung zu bringen. Das musikalische Fest kam nach zwei vorhergegangenen Proben am 7. Mai 1824 zustande; das Haus war gedrängt voll, und zum Schluß der Aufführung brach die Zuhörerschaft in stürmischen Beifall aus — Beethoven aber, der von dem Jubel nichts merkte, kehrte der Versammlung den Rücken zu. Da faßte ihn die Sängerin Karoline Unger und wendete den Meister nach dem Proszenium zu, damit er doch wenigstens das Hüte und Tücher schwenkende Publikum sehen möchte. Dieser Moment steigerte gewaltig die Teilnahme für den leidenden Beethoven und, ein lange nicht enden wollender Enthusiasmus erfüllte das Haus.

Leider setzte sich auch sein Unterleibsleiden immer fester. Eine Kur in Teplitz brachte Linderung nur für kurze Zeit. In dem böhmischen Bade machte er die persönliche Bekanntschaft Goethes, dessen Lieder er hoch hielt. Er war überhaupt mit der neuen deutschen Litteratur nicht unbekannt; vorzüglich labte er sich aber an den alten Klassikern, die er in deutschen Übersetzungen las, die freilich die Schönheit des Originals nicht ersetzen konnten, die er aber doch, weil er sich nicht mit kleinlichen Hindernissen der Übersetzung zu befassen brauchte, in ihrer Gedankenfülle auf seine Seele konnte wirken lassen. Der Wiener Kongreß, währenddessen er die höchsten Würdenträger in der Nähe hatte, dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen vorgestellt wurde, überhaupt die ganze bewegte Zeit wirkte lebhaft auf sein Gemüt, und er verfolgte die Welthändel mit größtem Interesse. Die Augsburger Allgemeine Zeitung war die regelmäßige Abendlektüre, die niemals ausgesetzt wurde.

Ein einziges Mal unternahm Beethoven eine Reise nach Berlin, sonst ist er nie über Wien und die nächste Umgebung hinausgekommen; im Sommer hielt er sich gern in Baden oder im Dorfe Mödling auf. Seine Lebensweise war höchst einfach; das Fleisch, das mittags übriggeblieben war, wurde abends als kalte Küche verzehrt und dazu ein Glas Bier getrunken

und eine Pfeife Tabak geraucht. Mittags kam wohl ein Glas Ofener auf den Tisch. Doch auf einen Gegenstand richtete sich die größte Sorgfalt des merkwürdigen Mannes — auf den Kaffee. Dieser mußte sehr stark sein, und auf die Tasse wurden sechzig Bohnen genommen, die er stets sorgfältig abzählte. Nur vormittags wurde komponiert, der Nachmittag ward der Lektüre gewidmet.

Die letzten Jahre seines Lebens verlebte Beethoven ganz zurückgezogen, und an seinem Krankenbett wachte keine teilnehmende Seele. Sein Bruder Johann war Apotheker in Wien und verdankte sein Glück dem Ludwig, der ihn mit großer Freigebigkeit unterstützt hatte. Nachdem er aber wohlhabend geworden war und in eigener Equipage fuhr, besuchte er den „armen Komponisten“ gar nicht mehr, sondern begnügte sich, ihm zum Neujahr eine Karte zu schicken, worauf bloß die Worte standen: „Johann van Beethoven, Gutsbesitzer.“ Ludwig schrieb auf die Rückseite: „Ludwig van Beethoven, Hirnbesitzer“ und schickte sie dem eiteln Menschen zurück. Eine alte Magd war die einzige Pflegerin des großen Mannes, denn auch der Neffe hatte sich schnöde von ihm abgewandt. Auf eine Lungenentzündung folgte die Wassersucht, und viermal mußte dem Kranken das Wasser abgezapft werden, der mit aller Geduld die Operation aushielt und lakonisch sich äußerte: „Besser Wasser aus'm Bauch, als aus der Feder.“ Die Freunde hatten ihm Dr. Wawruch ins Haus gesandt, der ihn nicht richtig behandelte, und die Hilfe des berühmten Malfatti kam zu spät; Beethoven unterlag seinem Übel am 26. März 1827. Nun erwachte die allgemeine Teilnahme der Bewohner Wiens, die sich um den kranken Künstler nicht bekümmert hatten und durch ein feierliches Leichenbegängnis ihre Schuld zu tilgen suchten.

Beethoven war trotz mancher Schwäche und Übertreibung ein streng sittlicher Charakter, stets erfüllt mit den erhabensten und reinsten Gedanken. Nach einer heftigen Krankheit, die ihn zuerst im Jahre 1802 überfallen hatte, verfaßte er ein Testament, das er an seine Brüder richtete, und worin sich folgende Stelle findet: „Empfehlt euren Kindern Tugend — sie nur allein kann glücklich machen — nicht Geld. Ich spreche aus Erfahrung. Sie war es, die mich selbst im Elend gehoben; ihr danke ich, nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen Selbstmord mein Leben endigte.“

Von Wuchs war Beethoven klein, aber gedrungen und untersetzt. Sein Kopf war außerordentlich groß, und der dichte Haarwuchs, der ganz der Natur überlassen blieb, gab diesem Kopfe etwas Furchtbares. Die Miene war finster, aber wenn Beethoven einmal lächelte, so soll das einen unbeschreiblich wohlthuenden Eindruck gemacht haben. Die kleinen, grauen Augen schossen Blitze, wenn die Hochgedanken im Innern seiner Seele ihr Spiel zu treiben begannen. Die Stirn war offen und wahrhaft majestätisch; Beethoven war aber auch so stolz auf diese Stirn, daß er, als in einer Gesellschaft eine Dame dieselbe nach Würden pries, sich erhob und sprach:

„Wohlan, so küssen Sie diese Stirn!“ und die weibliche Anmut belohnte auf der Stelle das männliche Selbstbewußtsein.

Eitel konnte ein Beethoven nicht sein, dazu war sein Geist zu groß und gewaltig; aber sein stolzes Selbstbewußtsein äußerte sich mitunter auf übertriebene Weise, wie denn der originelle Mann sehr zu Extremen geneigt war. Neben abstoßender Schroffheit und scheinbar kältester Härte lagen Momente weichster Empfänglichkeit und Rührung, neben melancholischem Trübsinn Momente der Freude und Harmlosigkeit einer Kinderseele, die sich ganz mitteilt und giebt, wie sie ist, die allen Schmerz des Lebens hinweglächelt, mit der Gegenwart spielt und hoffnungsselig in die Zukunft schauet. Starr und unbeugsam in seinem Willen, in seinen Vorsätzen und Vorurteilen, und kühn über das Urteil der Menge sich hinwegsetzend, war er in Zeiten der Unentschlossenheit und Abspannung doch wieder ganz von seiner Umgebung abhängig und fast willenlos lenksam. Als Idealist den Blick auf die höchsten Aufgaben des Lebens richtend und alles nach idealem Maßstabe messend, ward er doch durch den neckischen Humor des Schicksals, der in sein Leben hineinspielte, wieder so hart auf die gemeine Wirklichkeit der Dinge gestoßen, daß er die realistische Unzulänglichkeit seiner Existenz auf das bitterste empfand. Zum Beispiel, da ihm seine Köchinnen viel zu schaffen machten, entweder selbst aus dem Dienst liefen oder von ihm fortgejagt wurden: so band er eines schönen Tages selbst die Küchenschürze vor, um das Diner, zu welchem er seine Freunde eingeladen hatte, in höchsteigener Person zu kochen.

Alle Charaktereigenschaften Beethovens treten uns, obwohl künstlerisch verklärt, in seinen Werken entgegen. Da sind die schärfsten Kontraste hart aneinander gerückt, titanisches Ringen und wehmutsvolle Entsagung, die höchste Lust und der tiefste Schmerz. Die lieblichen Blumen des Lebens stehen nicht wie bei Haydn im heiter umfriedigten Garten mit seinen Jasminlauben und wohlgebahnten Wegen, — sie wachsen auf den grünen Alpwiesen in tief gesättigter Farbenglut des goldenen Löwenzahn, der blauen Enziane und der glühenden Alpenrose, und die Umzäunung bilden himmelanstrebende Schneepyramiden und Felsenhörner. Der Genius Beethovens führt uns hart an die grausigen Schründe und Abgründe, wir schauen mit Schrecken in die Tiefe und an den senkrechten Bergwänden hinauf, der Pfad ist verschwunden, wir zagen und zittern: da trägt er auf Adlerfittigen leicht und sicher uns hinüber und senkt sich mit uns ins lachende warme Thal hinab.

Mozart ist weltfroh und weltselig, erfaßt das Leben, wie es sich bietet, ohne sich darüber Skrupel zu machen, wie es sein sollte. Das ist dem Idealisten Beethoven unmöglich; sein Geist rüttelt an den Schranken seiner Existenz und kann sie doch nicht durchbrechen. Er strebt ohne Unterlaß nach dem, was höher ist als die Wirklichkeit, nach einem Glück, das die Erde nicht hat und nicht geben kann. Sein Idealismus ist *unendliche Sehnsucht*. Aber auch unendlicher *Freiheitsdrang*, der mit festem Blick auf das Unbedingte sich von keinem irdischen Bande fesseln läßt. Wie

Schiller in seinen Romanzen und Dramen das Lied der Freiheit gesungen, so Beethoven in seinen Tonwerken. Seine einzige Oper Fidelio steht auch unter allen Opern überhaupt einzig da mit ihrem erhabenen Schmerz, der sie durchzittert, mit der idealen Liebe, die in ihr pulsiert, mit ihrer Sehnsucht nach Freiheit, die sich in dem Chore der Gefangenen so mächtig konzentriert. Leichtfertige Liebesgeschichten zu komponieren, wie es von Mozart geschah, war dem strengen Idealisten Beethoven unmöglich. Weil er mit den Dingen der Endlichkeit keine Brüderschaft schließt, sondern immer von außen nach innen gehend sich in die Tiefen seines Gemüts zurückzieht, ist er nicht allseitig, wie Mozart, aber dafür um so größer in seiner Eigenart. Er ist nicht wie Mozart gleich fruchtbar und meisterhaft in der Vokal- und Instrumentalmusik. Die bunte Opernwelt war ihm eigentlich widerwärtig. So schöne Lieder er komponiert hat, so war seine Musik doch zu selbständig, um die Fessel des Worts zu ertragen — er offenbarte seine Gedanken und Gefühle am liebsten in der freien Instrumentalmusik, und er wußte die einzelnen Instrumente mit solcher Meisterschaft zu behandeln, daß sie wie selbständige Wesen zu uns reden und in den Symphonieen zumal wie handelnde Charaktere der Oper ihre Arien und Recitative, Duetten und Chöre singen.

Die Symphonie ist ein Kind der modernen Tonkunst, welche die eigentliche Konzertmusik zu vollster Entwickelung brachte. Concertare heißt streiten, miteinander kämpfen. Was wir jetzt gewöhnlich ein „Konzert" als Kompositionsart nennen, ist ein Stück, in welchem ein Tonwerk, sei es Cello, Geige, Pianoforte, Klarinette ꝛc. eine hervorragende Rolle spielt. In der „Symphonie" aber muß jedes einzelne Instrument nach seiner eigentümlichen Natur zur Geltung gebracht und vom Komponisten so behandelt werden, daß es mit allen übrigen Instrumenten ebenso in Gegensatz tritt, wie es sich ihnen und dem Ganzen als willig dienendes Glied unterordnet und als Mitkämpfer mit allen übrigen zu einem Ziele zusammenwirkt. Erst da ist „Konzertmusik" im vollen Sinne des Wortes. Die Symphonie giebt ein Weltbild in Tönen, sie stellt das Leben dar, wie es in der Gefühlswelt des Komponisten sich spiegelt, von seiner Phantasie angeschauet wird. Sie ist also episch und lyrisch zugleich; sie führt die Anschauung der Außenwelt in die Innenwelt des Komponisten und führt diese wieder zu einem gegenständlichen Bilde der Erzählung und Schilderung dessen, was alle Menschen, die ein tieferes Seelenleben besitzen, erfahren haben und erfahren werden. Je tiefer das Gemütsleben, je mehr innere Kämpfe und je schroffere Gegensätze in der geistigen Strömung des eigenen Selbst: desto mehr Streit und Kampf, desto tiefer gehende Strömungen, desto mannigfaltigere Reibungen und Kontraste in den Symphonieen.

Von den neun Symphonieen Beethovens ist jede eine Welt für sich, jede hat ihren besondern Stil, ihren eigentümlichen Humor und Geist. Die beiden ersten sind noch nach Haydn-Mozarts Weise komponiert, haben noch die heitere Unbefangenheit und Klarheit des rein lyrischen Gefühlsausdruckes,

der, in die tiefen Widersprüche des Lebens noch nicht eingehend, auch noch nicht die eigentümlich Beethovenschen Licht- und Schattenpartieen und den eigentümlichen Beethovenschen Humor entwickelt. Dieser einfachere Stil dient ihm nur zum Ausgangspunkt für die dann folgenden groß und kühn angelegten und kunstvoll ausgeführten Tongemälde, die mit der lyrischen Gefühlserregung die epische und dramatische Schilderung vereinen, sei es, daß uns der Komponist auf das Schlachtfeld führt, wo Helden fallen und Hoffnungen der Völker in den Staub sinken, oder auf die gemütliche Dorfflur zu Bauern und Hirten, wo wir am Bach uns lagern, — oder in ein wildes Bacchanal mit seiner übermütig sprühenden Lust. Wie aber in die idyllische Szene „am Bach“ das Gewitter einschlägt und in das ruhige Stillleben die Unruhe bringt: so tritt in die lustige Tanzsymphonie A dur gleich im zweiten Satz der Ernst des Lebens hinein, der, anfangs ein leichtes Wölkchen, sich immer mehr zur dunkeln, drohenden Gewitterwolke entwickelt; in der großartigen C moll Symphonie klopft von vornherein „das Schicksal“ an die Pforte und weckt seinen Helden aus süßem Jugendtraum zu harten, schweren Kämpfen. Aber es fehlt auch nicht das Lob- und Danklied der Landleute nach glücklich vorübergegangenem Gewitter, aus dem mit Blut gedüngten Schlachtfeld, auf dem so viele Tapfere fielen, wächst und blüht ein neuer Völkerfrühling hervor, und dem beharrlich ringenden Erdenwaller singen Engelchöre Jubelpsalmen. Und noch in der neunten und letzten Symphonie flocht der Meister, da er schon völlig taub geworden und mit dem Leben zerfallen war, Schillers Lied an die Freude wie einen Engelchor in den Ringkampf der Instrumente; es ist auch in diesem letzten Riesenwerke das Beethovensche per aspera ad astra, das Emporstreben durch Nacht zum Licht, durch irdische Wirrsal zum himmlischen Frieden, das Ringen nach einer Freude, die durch den Schmerz hindurchgegangen und geheiligt worden ist.

Felix Mendelssohn-Bartholdy*).

Dieser Meister von echt deutschem Schrot und Korn, der mit seinem wunderbar reichen Talent den Geist Händels und Bachs und den Genius Beethovens in sich selber wieder lebendig machte, ist ein wahrer Reformator geworden für die neuere Musik, indem er die alten Meister auch in der

*) Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ein Denkmal für seine Freunde von W. A. Lampadius (Leipzig, 1848). Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1790 bis 1832 (6 Bde., Berlin 1833). Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften von L. Rellstab. 4. Teil (Leipzig, 1854) Reisebriefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy, herausgegeben von Paul Mendelssohn-Bartholdy (2. Aufl. Leipzig, 1862). Briefe aus den Jahren 1833—47 von Fel. M.-B., herausgeg. von Paul M.-B. und Dr. K. M.-B. (Leipzig, 1863).

„gebildeten Gesellschaft“ wieder zu Ehren brachte und dem durch italienische und französische Moden verwöhnten Sinn wieder eine ernstere Richtung und tieferen Gehalt gab.

Selten mag wohl so, wie es bei Mendelssohn der Fall war, das reinste sittliche Streben mit einer so gründlichen klassischen Bildung und einem so großen musikalischen Talent sich vereinigt finden. Ihm waren von Kindesbeinen an die Musen hold, die glücklichsten Umstände vereinigten sich zur Bildung seines Geistes und Gemütes, und sehr bedeutungsvoll war sein Vorname „Felix“ *).

Sein Vater, ein reicher, angesehener Bankier in Hamburg, Sohn des berühmten Philosophen Mendelssohn, war selber ein feingebildeter und kunstsinniger Mann; seine Mutter, eine geborene Bartholdy, war eine ausgezeichnete Frau, die mit sinniger Hand alle zarten Keime des Guten und Schönen im Gemüte ihrer Kinder zu entwickeln verstand. Als Felix ins vierte Lebensjahr getreten war (er war das zweitgeborene von vier Geschwistern) zogen seine Eltern von Hamburg nach Berlin, und hier fand das musikalische Talent des Kindes, das sich wunderbar früh entwickelte, die allerbeste Pflege durch zwei hochberühmte Meister, den originellen Maurermeister Zelter, der den Knaben in der musikalischen Theorie, und den trefflichen, genialen Ludwig Berger, der ihn auf dem Pianoforte unterrichtete. Zwei so biedere, deutsche Ehrenmänner, gediegene Charaktere, Feinde alles Halben, Unreifen, Schwankenden mußten von dem heilsamsten Einflusse auf den Bildungsgang eines Knaben sein, der freilich seine Lehrer bald selber überflügelte. Schon in seinem achten Jahre spielte (um einen derben Zelterschen Ausdruck zu gebrauchen) „der Junge Klavier wie Teufel“; wer ihn hörte und nicht den Spieler sah, meinte, es müsse einer der besten Virtuosen sein, so kräftig, sicher, kühn war das Spiel des Knaben. Ebenso früh zeigte sich jener feine Sinn musikalischer Kritik, das Luchsauge, wie Zelter es nennt, mit welchem er „in der Partitur eines prachtvollen Konzerts von Sebastian Bach sechs reine Quinten nacheinander entdeckte, die er (Zelter) vielleicht niemals gefunden hätte,“ und jenes wunderbar feine Gehör, das mitten unter den gewaltigsten Tonmassen die Dissonanz eines einzelnen Instruments oder einer Menschenstimme augenblicklich wahrnahm. Er komponierte mit der größten Leichtigkeit, die Gedanken flogen ihm nur so zu. In seinem zehnten Jahre reiste er mit dem Vater nach Paris, ließ sich dort öffentlich hören und erntete großen Beifall.

Zelter konnte nicht genug von den außerordentlichen Fortschritten seines Zöglings an seinen Freund Goethe berichten. Im Herbst des Jahres 1821 kündigte er Goethe seinen und seines zwölfjährigen Schülers Besuch

*) Felix Mendelssohn erblickte das Licht der Welt am 3. Februar 1809 zu Hamburg. In demselben auch nach dem großen Brande noch stehen gebliebenen Hause hinter der Michaeliskirche wurde ein Jahr später sein treuer Freund und Kunstgefährte Ferdinand David geboren.

mit den Worten an: „Meiner Doris und meinem besten Schüler will ich gern Dein Angesicht zeigen, ehe ich von der Welt gehe.“ L. Rellstab hat uns eine sehr wertvolle Skizze dieses Besuches geschenkt. Er schreibt (am Schluß des o. a. Werkes): Im Jahre 1821 lebte ich in Weimar. Zelter war es, der mir durch Briefe und Musiksendungen an Goethe den Zutritt zu dem großen Dichter gebahnt und sein Haus eröffnet hatte. Eines Morgens, im November, erhielt ich eine Aufforderung, Frau von Goethe, die Schwiegertochter des Dichters, welche das Mansarden-Stockwerk des Goetheschen Hauses bewohnte, noch am nämlichen Vormittag zu besuchen. Sie empfing mich mit den Worten: „Sie werden Bekannte aus Berlin hier finden, deren Wiedersehen Ihnen Freude machen wird!“ Ich riet, ich fragte, doch ohne das Richtige zu treffen, als sich plötzlich die Thür öffnete und Zelters stattliche Gestalt, damals noch in rüstiger Kraft, eintrat. Als wir noch in den ersten Wechselworten und gegenseitigen Begrüßungen begriffen waren, wurde die Thür des Zimmers leise geöffnet und ein Knabe von etwa zwölf Jahren trat ein; es war Felix Mendelssohn, den ich mit Freuden erkannte. Schüchtern näherte er sich und sein schwarzes, schönes Auge blickte befangen in dem Kreise (es waren noch einige Herren und Damen zugegen) umher. Er vermutete wahrscheinlich Goethe selbst unter den Anwesenden, allein dieser war noch in seinem Zimmer. Zelter hatte zuerst Frau von Goethe begrüßt und sein junger Begleiter nun selbst suchen müssen, wohin er sich zu begeben habe, was ihn allerdings in einige Verlegenheit setzen mußte, in dem Hause, das durch den großen, hochverehrten Namen des Dichters wohl einem Lebensgeübteren Scheu eingeflößt haben würde. Der Knabe wurde auch eben nicht beachtet, weil man seine außerordentlichen Eigenschaften noch nicht kannte; ich war mutmaßlich der einzige, außer Zelter, der damit betraut war. In Zelters Grundsatz lag es, gar keine Notiz von ihm zu nehmen, und so mochte denn sein begabter Zögling sich in diesen ersten Minuten ziemlich unbehaglich fühlen. Indessen schwand die Blödigkeit allmählich, und er stellte sich bald auf einen munteren Fuß mit den jungen Damen. Bei seiner Lebhaftigkeit steigerten sich die heiteren Beziehungen schnell zu mutwilligen, und ohne von dem tiefen, bewunderungswürdigen musikalischen Talent irgend etwas gezeigt zu haben, war er schon der Liebling aller geworden, denn die geistige Gewalt, welche sich bei ihm in der Musik auf ihre höchsten Spitzen drängte, leuchtete und flammte auch in jeder andern Hinsicht schnell auf.

In dem Zimmer stand übrigens nur ein sehr veralteter Flügel; im tieferen Geschoß aber, in dem Gesellschaftszimmer Goethes, befand sich ein vortrefflicher Streicherscher Flügel, den ihm Rochlitz besorgt hatte. — Dort fanden wir uns am Abend des Tages alle wieder zusammen, denn Goethe hatte eine größere Gesellschaft geladen, um seine weimarischen Freunde, insbesondere die musikalischen, mit dem staunenswerten Talente des Kindes, von dem ihm Zelter den Tag über so viel erzählt hatte, bekannt zu machen. Unter den Geladenen befand sich auch der weimarische Regierungsrat Schmidt,

der, ein leidenschaftlicher Verehrer Beethovens, dessen Sonaten sämtlich mit Feuer und Fertigkeit spielte und sie zum Teil auswendig wußte. Außerdem der Musikdirektor Eberwein mit seiner Gattin, einer ausgezeichneten Sängerin, Knebel, Herr von Froriep und andere. Hummel war an diesem Abend nicht zugegen.

Zelter war, als wir anderen schon versammelt waren, noch nicht da, wohl aber Felix Mendelssohn, der sich scherzend wie am Morgen mit den Damen des Hauses unterhielt. Zelter wohnte in einem der an den Gesellschaftssaal stoßenden Zimmer. Von dort her trat er ein, in einem Zeremoniell der Kleidung, wie ich ihn in Berlin niemals gesehen, nämlich in kurzen, schwarzen, seidenen Beinkleidern, seidenen Strümpfen und Schuhen mit großen silbernen Schnallen.

Jetzt erst erschien Goethe selbst. Er kam aus seinem Arbeitszimmer. Gewöhnlich pflegte er erst abzuwarten, daß die Gesellschaft versammelt sei, ehe er sich zeigte. So lange verwalteten sein Sohn und dessen Gattin die Pflichten der Wirte auf die einnehmendste Art. Eine gewisse Feierlichkeit war von dem Eintreten des Dichters in den Kreis seiner Gäste kaum zu trennen. Denn fast immer befanden sich in demselben einige, die ihn zum erstenmal sahen oder ihm doch nur selten nahe getreten waren, und selbst für die, welche näheren und nächsten Umgang mit ihm pflogen, blieb das Gefühl der Verehrung ihm gegenüber das vorherrschende. Sein ganzes Wesen prägte sich auch in der äußeren Erscheinung so aus, daß diese Empfindung die erste, die überwiegende, die bleibende sein mußte. Sein ernster, langsamer Gang, die kraftvollen Züge, welche viel mehr die Stärke, als die Schwäche des Alters ausdrückten, die hohe Stirn, das weiße, reiche Haar, endlich die tiefe Stimme und die langsame Redeweise, alles vereinigte sich gerade zu diesem Eindruck, welcher denn auch an diesem Abend wahrzunehmen war. Eine plötzliche Stille trat ein, als der Dichtergreis die Thür öffnete, jedes Auge wandte sich zu ihm, er wurde mit stummer Verbeugung begrüßt. Sein „guten Abend" richtete sich an alle, doch vorzugsweise ging er auf Zelter zu und schüttelte ihm vertraulich die Hand. Es ist allbekannt, daß beide auf dem brüderlichen Fuße des „Du" in der Unterredung standen. Felix Mendelssohn schaute mit blitzenden Augen zu dem schneeigen Haupt des hohen Dichters hinauf; dieser aber nahm ihn mit beiden Händen freundlich beim Kopf und sagte: „Jetzt sollst du uns auch etwas vorspielen!" Zelter nickte sein Ja dazu.

Goethe trat nun zu uns andern. Eine kurze Unterredung bei der ersten Vorstellung abgerechnet, hatte ich ihn, obgleich ich mich schon über zwei Monate in Weimar befand, noch nicht weiter gesehen. Seine Erscheinung war mir also fast wie eine erste und bewegte das ehrfurchtsvolle jugendliche Herz mit jener Beklemmung, die uns eine so mächtig überlegene Größe um so mehr erzeugt, je tiefer wir deren Bedeutsamkeit empfinden. Nach einigen freundlichen Äußerungen gegen mich über die Beziehungen, in die ich zu seinem Sohne und seiner Schwiegertochter getreten, in deren Hause ich

seither mehrfach ein- und ausgegangen war, und wo namentlich Musik — Frau von Goethe sang sehr angenehm — uns öfter beschäftigt hatte, lenkte der Dichter das Wort auf Felix Mendelssohn: „Mein Freund Zelter hat mir da seinen kleinen Schüler mitgebracht, den Sie gewiß schon kennen." Ich bejahte es. Goethe fuhr fort: „Von seinen musikalischen Anlagen soll er uns erst eine Probe geben; aber auch nach jeder andern Seite ist er außerordentlich begabt. Man hat die Lehre von den Temperamenten, jeder Mensch trägt alle vier in sich, nur in verschiedenen Mischungsverhältnissen. Bei diesem Knaben würde ich annehmen, daß er vom Phlegma das irgend möglichste Minimum, von dem Gegensatze das Maximum besitze."

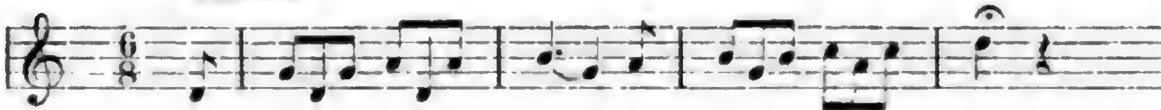
Der Flügel war indes geöffnet worden, die Lichter auf das Pult gestellt. Felix Mendelssohn sollte spielen. Er fragte Zelter, gegen den er durchaus kindliche Hingebung und Vertrauen zeigte: „Was soll ich spielen?"

„Nun, was du kannst!" antwortete dieser in dem obenhin streifenden Tone, dessen sich alle erinnern werden, die ihn näher gekannt —: „Was dir nicht zu schwer ist!"

Mir, der ich wußte, was der Knabe leistete, für den schon damals kaum eine Aufgabe vorhanden war, die er nicht spielend gelöst hätte, erschien dies wie eine unrichtig angebrachte Unterschätzung seiner Fähigkeiten. Es wurde endlich festgesetzt, daß er frei phantasieren sollte, und er bat Zelter um ein Thema.

Dieser setzte sich an den Flügel und spielte mit seinen steifen Händen (er hatte mehrere gelähmte Finger) ein sehr einfaches Lied in G dur in Triolenbewegung, etwa mit diesem Anfang:

Andante.



Es mochte vielleicht sechzehn Takte haben. Felix spielte es einmal ganz nach und brachte dann, indem er die Triolenfigur in beiden Händen unisono einigemal übte, gewissermaßen seine Finger in das Geleise der Hauptfigur, damit sie sich ganz unwillkürlich darin bewegen möchten. Jetzt begann er, aber sogleich im wildesten Allegro. Aus der sanften Melodie wurde eine aufbrausende Figur, die er bald im Baß, bald in der Oberstimme nahm, sie mit schönen Gegensätzen durchführte, genug, er gab eine im feurigsten Fluß fortströmende Phantasie, in der Weise Hummels. Alles geriet in das höchste Erstaunen, die kleine Knabenhand arbeitete in den Tonmassen, beherrschte die schwierigsten Kombinationen, die Passagen rollten, perlten, flogen mit ätherischem Hauch, ein Strom von Harmonieen ergoß sich, überraschende kontrapunktische Sätze entwickelten sich dazwischen — nur die Melodie blieb wenig berücksichtigt und durfte wenig mitsprechen in diesem stürmischen, glänzenden Reichstag der Töne.

Mit einem ihm schon damals eigenen richtigen Takt dehnte der junge Künstler sein Spiel nicht zu lange aus. Desto größer war der Eindruck

gewesen; ein überraschtes gefesseltes Schweigen herrschte, als er die Hände nach einem energisch aufschnellenden Schlußakkord von der Klaviatur nahm und sie nunmehr ruhen ließ.

Zelter war der erste, der die Stille in seiner schon oben erwähnten fahrlässig-humoristischen Weise unterbrach, indem er laut sagte: „Na, du hast wohl vom Kobold und Drachen geträumt. Das ging ja über Stock und Block!" Goethe war von der wärmsten Freude erfüllt. Er herzte den kleinen Künstler, in dessen kindlichen Zügen sich Glück, Stolz und Verlegenheit zugleich malten, indem er ihm den Kopf zwischen die Hände nahm, ihn freundlich derb streichelte und scherzend sprach: „Aber damit kommst du nicht durch! Du mußt noch mehr spielen, bevor wir dich ganz anerkennen!"

„Aber, was soll ich spielen?" fragte Felix. „Herr Professor," er pflegte Zelter bei diesem Titel zu nennen, „was soll ich noch spielen?"

Goethe war ein großer Freund der Bachschen Fugen; ein Musiker aus dem Städtchen Berka, zwei Meilen von Weimar, mußte ihm dieselben häufig vorspielen. Es wurde also auch an Felix Mendelssohn die Aufforderung gestellt, eine Fuge des hohen Altmeisters zu spielen. Zelter wählte sie aus dem Notenheft der Bachschen Fugen, welches herbeigebracht wurde, und der Knabe spielte dieselbe völlig unvorbereitet mit vollendeter Sicherheit. Im Thema kam ein Triller vor, der später, als derselbe zu andern Stimmen im Baß und der Mittelstimme wiederkehrte, zuweilen wegblieb. „Du solltest den Triller nicht weglassen," bemerkte Zelter; „man erkennt daran das Thema so gut wieder."

Lebhaft rief Felix: „Es ist nicht möglich, ihn zu machen! Sehen Sie nur, Herr Professor, so liegen die Stimmen, so muß ich greifen."

„Ja, wenn es nicht möglich ist," erwiderte Zelter, „dann muß er wohl wegbleiben! — Aber vielleicht doch!" setzte er zweifelnd in summendem Tone hinzu. Felix beharrte mit kecker Sicherheit auf seiner Meinung und hatte zuverlässig recht, denn wäre es irgend möglich gewesen, die Forderung zu erfüllen, so würde er sie erfüllt haben.

Goethes Freude wuchs bei dem erstaunenswürdigen Spiel des Knaben. Unter anderen forderte er Felix auf, eine Menuett zu spielen.

„Soll ich Ihnen die schönste, die es in der ganzen Welt giebt, spielen?" fragte er mit hellleuchtenden Augen.

„Nun und welche wäre das?"

Er spielte die Menuett aus „Don Juan".

Goethe blieb fortdauernd lauschend am Instrument stehen, die Freude glänzte in seinen Zügen. Er wünschte nach der Menuett auch die Ouvertüre der Oper; doch diese schlug der kleine Spieler rund ab mit der Behauptung, sie lasse sich nicht spielen, wie sie geschrieben stehe, und abändern dürfe man nichts daran. Dagegen erbot er sich, die Ouvertüre zum „Figaro" zu spielen. Er begann sie mit einer Leichtigkeit der Hand, mit einer Sicherheit, Rundung und Klarheit in den Passagen, wie ich sie nie wieder gehört. Dabei gab er die Orchestereffekte so vortrefflich, machte so viele feine Züge in der

Instrumentation bemerkbar, durch mitgespielte oder deutlich hervorgehobene Stimmen, daß die Wirkung eine hinreißende war und ich fast behaupten möchte, mehr Freude daran gehabt zu haben, als jemals an einer Orchesteraufführung.

Goethe wurde immer heiterer, immer freundlicher, ja er trieb Scherz und Neckerei mit dem geist- und lebensvollen Knaben.

„Bis jetzt," sprach er, „hast du mir nur Stücke gespielt, die du kanntest, jetzt wollen wir einmal sehen, ob du auch etwas spielen kannst, was du noch nicht kennst. Ich werde dich auf die Probe stellen."

Er ging hinaus und kam nach einigen Minuten zurück mit mehreren Blättern geschriebener Noten in der Hand. „Da habe ich einiges aus meiner Manuskriptensammlung geholt. Nun wollen wir dich prüfen. Wirst du das hier spielen können?"

Er legte ein Blatt mit klar, aber klein geschriebenen Noten auf das Pult. Es war Mozarts Handschrift. Ob es uns Goethe sagte, oder ob es auf dem Blatte stand, weiß ich nicht mehr; nur daß Felix Mendelssohn freudig erglühete bei dem Namen und uns alle ein unnennbares Gefühl durchbebte, was zwischen Begeisterung und Freude, zwischen Bewunderung und Ahnung schwankte, vielleicht von allem etwas hatte. Goethe, der Greis, der ein Manuskript Mozarts, des seit dreißig Jahren Bestatteten, dem zu reichster Verheißung frisch aufblühenden Knaben Felix Mendelssohn vorlegt, um es vom Blatt zu spielen — wahrlich, diese Konstellation ist eine seltene zu nennen *).

Der junge Künstler spielte mit vollster Sicherheit, ohne nur den kleinsten Fehler zu machen, das nicht leicht zu lesende Manuskript vom Blatt. Sehr schwer war die Aufgabe allerdings nicht, wenigstens nicht für Mendelssohn, denn es galt nur ein Adagio zu lesen. Aber es hatte viel Zweiunddreißigteile, Passagen, die genau eingeteilt sein wollen, und ein Manuskript bleibt immer schwerer zu lesen, als ein gestochenes Blatt. Jedenfalls war es eine Schwierigkeit, die Aufgabe so zu lösen, wie es geschah, denn der Vortrag war so, als wisse es der Spieler seit Jahren auswendig, so sicher, so klar, so abgewogen.

Goethe blieb, da alles Beifall spendete, bei seinem heiteren Tone. „Das ist noch nichts," rief er, „das können auch andere lesen. Jetzt will ich dir aber etwas geben, dabei wirst du stecken bleiben! Nun nimm dich in acht!"

Mit diesem scherzenden Tone langte er ein anderes Blatt hervor und legte es aufs Pult. Das sah in der That sehr seltsam aus. Man wußte kaum, ob es Noten waren, oder nur ein liniiertes, mit Tinte bespritztes, an unzähligen Stellen verwischtes Blatt. Felix lachte verwundert laut auf. „Wie ist das geschrieben! Wie soll man das lesen!" rief er aus.

Doch plötzlich wurde er ernsthaft, denn indem Goethe die Frage aussprach: „Nun rate einmal, wer das geschrieben!" rief Zelter schon, der hinzu-

*) Die Szene gäbe einen würdigen Gegenstand für einen deutschen Maler.

getreten war und dem am Fortepiano sitzenden Knaben über die Achsel schaute: „Das hat ja Beethoven geschrieben! Das kann man auf eine Meile sehen! Der schreibt immer wie mit einem Besenstiel und mit dem Ärmel über die frischen Noten gewischt! Ich habe viel Manuskripte von ihm! Die sind leicht zu erkennen."

Bei diesem Namen war Felix plötzlich ernsthaft geworden, ja mehr als ernsthaft. Ein heiliges Staunen verriet sich in seinen Zügen; Goethe betrachtete ihn mit forschenden, freudestrahlenden Blicken. Der Knabe hielt das Auge unverwandt auf das Manuskript gespannt und leuchtende Überraschung überflog seine Züge, wie sich aus dem Chaos ausgestrichener, frisch verwischter, über- und zwischengeschriebener Noten und Worte ein hoher Gedanke der Schönheit, der tiefen, edlen Erfindung hervorrang.

Das alles währte aber nur Sekunden. Denn Goethe wollte die Prüfung scharf stellen, dem Spieler keine Zeit zur Vorbereitung lassen. „Siehst du!" rief er, „sagt' ich dir's nicht, du würdest stecken bleiben? Jetzt versuche, zeige, was du kannst!"

Felix begann sofort zu spielen; es war ein einfaches Lied — deutlich geschrieben, eine kinderleichte Aufgabe. So aber gehörte doch dazu, um aus den zehn und zwanzig ausgestrichenen, halb- und ganzverwischten Noten und Stellen die gültigen herauszufinden, eine Schnelligkeit und Sicherheit des Überblickes, wie sie wenige erringen werden. Ich sah verwundert mit ins Blatt und versuchte zu singen, doch manche Takte blieben, was die Worte anlangte, durchaus unlesbar, wie auch der Akkompagnist rücksichtlich der Noten einhalf und oft lachend mit dem Finger die richtige zeigte, die urplötzlich an ganz anderer Stelle gesucht werden mußte. Er aber übersah, so schien es, alles zugleich.

Einmal spielte er es so durch, im allgemeinen richtig, aber doch einzeln inne haltend, manchen Fehlgriff unter einem raschen „Nein, so!" verbessernd; dann rief er: „Jetzt will ich es Ihnen vorspielen!" Und dieses zweite Mal fehlte auch nicht *eine* Note; die Singstimme sang er teils, teils spielte er sie mit. „Das ist Beethoven, diese Stelle!" rief er einmal dazwischen, „daran hätte ich ihn erkannt!"

Mit diesem Probestück ließ es Goethe genug sein. Daß der junge Spieler wiederum das reichste Lob einerntete, welches sich bei Goethe in dem neckenden Scherz versteckte, hier habe er doch gestockt und sei nicht ganz sicher gewesen, darf ich kaum hinzufügen.

Was ferner an dem Abend geschah, ist mir nicht mehr gegenwärtig, genug, Felix Mendelssohn spielte noch manches; er begleitete Frau von Goethe zum Gesang; es wurde auch vorgeschlagen, etwas zu vier Händen zu spielen, doch keiner von uns andern mochte sich dazu verstehen, in der Gewißheit, daß neben dem alles besiegenden Talent des Knaben jede andere Ausübung doch nur stümperhaft oder gar störend erscheinen mußte und nichts dabei zu ernten sei, als Beschämung für das anmaßliche Beginnen.

Späterhin veranstaltete Goethe noch mehrere gesellige Versammlungen,

zu denen er die weimarischen Freunde einlud, damit sie sich an dem Talent des Knaben erfreuen möchten. Namentlich erinnere ich mich eines Sonntags vormittags, an welchem Felix besonders glücklich phantasierte, zum Teil über ein Thema von Eberwein (eine Goethesche Ballade), die seine Gattin eben zuvor gesungen.

Der Dichtergreis weissagte dem musikalischen Wunderknaben die größte Zukunft. Er sprach mit vollem warmen Glauben davon zu mir, an den er sich in dieser Beziehung öfters wandte. Seine echte künstlerische Freude über die viel verheißende Erscheinung loderte immer wieder in frischen Flammen auf. Entschieden war der Knabe sein Liebling geworden.

Dieses innige Freundschaftsverhältnis zu Goethe war gleichfalls eine der köstlichsten Glücksgaben, welche die Vorsehung dem jungen Künstler bescherte. Im Jahre 1824 erschienen von seinen vielen Kompositionen die drei Quartette (C moll, F moll, H moll — das letztere, das trefflichste von den dreien, Goethe gewidmet) im Druck. Im folgenden Jahre reiste Mendelssohns Vater mit dem Sohne nach Paris, um ihn Cherubini vorzustellen und dessen Urteil einzuholen, ob Felix sich ausschließlich der Musik widmen sollte. Die Antwort fiel natürlich bejahend aus. Auf der Rückreise wurde Goethe besucht, damit dieser das ihm gewidmete Musikstück vom Komponisten selber hören möchte. Dies war wieder ein Festtag für den Dichtergreis, der darüber an Zelter unterm 21. Mai 1825 also schrieb: „Felix produziert sein neuestes Quartett zum Erstaunen von jedermann. Diese persönliche hör- und vernehmbare Dedikation hat mir sehr wohlgethan."

Die öftere Anwesenheit des berühmten Klaviervirtuosen Moscheles in Berlin wirkte höchst anregend auf Felix Mendelssohn, der auch bei diesem Meister noch Lektionen nahm, aber aus einem Schüler bald ein vertrauter Freund des Moscheles wurde. Dabei ließ es Felixens Vater sich stets angelegen sein, daß die wissenschaftliche und selbst die körperliche Ausbildung des Sohnes über den musikalischen Studien nicht zu kurz kommen möchte. Sein Hauslehrer, Professor Heyse, verstand es trefflich, seinen empfänglichen Zögling mit der klassischen Litteratur der Griechen und Römer vertraut zu machen; unter seiner Leitung arbeitete Felix die sehr gelungene Übersetzung der Andria des Terenz, die er Goethe übersandte, der unter dem 11. Oktober 1826 an Zelter schrieb: „Dem trefflichen, thätigen Felix schönstens zu danken für das herrliche Exemplar ernster, ästhetischer Studien; seine Arbeit solle den weimarischen Kunstfreunden in den kommenden Winterabenden eine belehrende Unterhaltung sein." An fleißigen gymnastischen Übungen im Turnen, Reiten und Schwimmen hatte man es auch nicht fehlen lassen, und so bezog der achtzehnjährige Jüngling im Jahre 1827 wohlvorbereitet die Universität Berlin.

Bei allem Eifer, womit Mendelssohn den Studien oblag, vergaß er doch keinen Augenblick die Musik. So übte er in der Berliner Singakademie unter Mitwirkung Zelters Bachs große Passionsmusik ein und brachte dieses großartige Werk (vielleicht das größte, das im evangelischen Kirchenstil

verfaßt ist) zur Osterfeier 1829 zur Ausführung. Hundert Jahre lang war die herrliche Komposition nicht mehr gehört worden, der junge Mendelssohn rief den Geist des alten Bach wieder zu neuem Leben im deutschen Volke. Diese Aufführung, die er mit der Sicherheit des geübtesten Kapellmeisters dirigierte, war gleichsam die Abschiedsfeier für den Künstler, der nun selbständig hinausging in die große Welt und in drei Wanderjahren England, Frankreich und Italien besuchte.

Moscheles hatte in London das Direktorium der philharmonischen Gesellschaft bereits vorbereitet auf die Ankunft des außerordentlichen Talents, und mit großem Erfolg wurde im philharmonischen Konzert zum erstenmal die „Ouvertüre zum Sommernachtstraum" aufgeführt, die Mendelssohn schon in seinem siebzehnten Jahre komponiert haben soll. Stürmischer Beifall lohnte das Werk, das nun auch in Paris mit entschiedener Anerkennung zur Aufführung kam*). Die Deutschen mußten erst von den Fremden erfahren, welchen Schatz ihr eigenes Land barg. Die Reise nach Schottland, die Mendelssohn zu seinem Vergnügen unternahm, erzeugte in ihm den Gedanken einer „Ouvertüre zur Fingalshöhle" oder zu den „Hebriden", und wahrscheinlich schon im folgenden Jahre, wo er in Berlin vorsprach, führte er diese Idee aus. Man erzählt, als seine Schwestern ihn gebeten hätten, doch etwas von den Hebriden zu erzählen, so habe er geantwortet: „Das läßt sich nicht erzählen, sondern nur spielen," sich an den Flügel gesetzt und jenes geisterhaft-phantastische Thema gespielt, das er nachher zur Ouvertüre ausspann. In der Tonmalerei, welche den Eindruck der Außenwelt wiederum in Tönen gegenständlich macht, war Mendelssohn Meister. Nichts Gesuchtes, Künstliches, in der Musik Unerlaubtes wandte er an, vielmehr wußte er mit den einfachsten Mitteln jene Stimmung im Gemüt des Hörers hervorzurufen, die aus sich selber heraus das Bild erzeugte. Hatte er doch die berühmte und beliebteste Ouvertüre „Meeresstille und glückliche Fahrt" (die er bald nach der Sommernachtstraum-Ouvertüre schrieb) komponiert, ohne das Meer gesehen zu haben, ähnlich wie Schiller in Kraft der Phantasie den Meeresstrudel und die Alpennatur in anschaulichster Wahrheit malte, ohne die Alpen und das Meer gesehen zu haben. Auch als vollendeter Klavierspieler ließ sich Mendelssohn öffentlich hören, aber nicht in der Weise der Virtuosen vom Fach, die ihre Fingerfertigkeit bewundert sehen wollen, sondern

*) La partition du Songe d'une nuit d'été est peut-être ce qu'on a de lui le plus original. Le Scherzo et la Marche — entr'actes peuvent être assimilés aux plus belles productions, des plus grands maîtres. Ces splendides morceaux égalent ce que Beethoven a d'imprévu, d'exubérant, de saisissant pour tous les âges, pour toutes les conditions de la vie. Le souffle shakspearien a passé dans l'ouverture. Une inspiration aussi franche, aussi complète, ne se rencontre guère deux fois dans la vie d'un homme. La musique du Songe d'une nuit d'été est la poëtique effusion des impressions du jeune âge de cette haute intelligence, de cette âme chaleureuse qui s'appelle Felix Mendelssohn-Bartholdy. (Beethoven et ses trois styles p. W. de Lenz.)

um durch den Vortrag gediegener, klassischer Werke den Geschmack der Leute zu bilden und zu veredeln.

Es war im Jahre 1829, als Mendelssohn von seiner Reise nach England sehr befriedigt und voll neuer Eindrücke zurückkehrte, nicht um auf seinen Lorbeeren auszuruhen, sondern gleich im folgenden Jahre zu seiner weiteren Bildung die Reise nach Italien zu unternehmen. Wie alles in seinem Leben ging auch diese Reise glücklich von statten; in Rom weilte er am längsten und liebsten, und auch das Arbeiten — denn das Komponieren ward auch auf der Reise nicht vergessen — gelang ihm am besten in der alten ewigen Roma. Die italienische Musik flößte ihm übrigens keine große Achtung ein. „Ich verdanke dem, was nicht die eigentliche Musik ist, den Ruinen, den Bildern, der Heiterkeit der Natur, am meisten Musik" — so äußerte er sich selber. Es war die Fülle der großartigsten, mannigfaltigsten Eindrücke, die seinen Geist zu schöpferischer Thätigkeit erregte. Die Rückreise ging durch die Schweiz nach Frankreich und England, wo er 1832 zum zweitenmal anlangte und mit wahrem Jubel von den Londoner Freunden empfangen wurde. Getreulich und pünktlich schrieb er von dieser Reise Briefe an die Eltern, Geschwister und Freunde, welche unter dem Titel: „Reisebriefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy aus den Jahren 1830—32, herausgegeben von Paul Mendelssohn-Bartholdy" erschienen und gleich nach ihrem Erscheinen mit solcher Teilnahme gelesen wurden, daß bald eine zweite Auflage (Leipzig, 1862) nötig wurde.

Diese Briefe sind klassisch, gleich ausgezeichnet durch ihren Inhalt wie durch ihre Form, die, ohne daß der Verfasser darauf ausgeht, immer treffend, durchsichtig klar und künstlerisch abgerundet ist. In diesen Briefen hat sich der edle, hochbegabte Mann in der anspruchslosesten Weise ein schönes Denkmal seines Strebens und Wesens gesetzt, sie zeigen, wie der Herausgeber es bündig und kurz ausdrückt: „wie vollkommen sich Mendelssohns charaktervolle Natur und Kunst gegenseitig durchdrungen und bedingt haben." Noch ein Jüngling an Jahren, denn als einundzwanzigjähriger junger Mann trat Mendelssohn diese Reise an, vereint er mit dem Jugendfeuer der Empfindung die besonnene Ruhe des welt- und menschenkundigen Weisen, der mit eindringendem Blick die Dinge betrachtet, sie ganz gegenständlich wie ein Goethe schildert und nirgends durch Voreingenommenheit und augenblicklichen Eindruck sich bestechen läßt.

Mendelssohn reiste über Weimar, um dem alten, lieben Goethe einen Besuch abzustatten, von dem er mit innigster Freude empfangen wurde, so daß er Mühe hatte, sich loszureißen. Er mußte dem ehrwürdigen Greise, dessen Liebe zur Musik noch stark war, wie früher, schon vormittags vorspielen, und abends wurden Gäste geladen, und der unermüdliche Künstler spielte dann wieder stundenlang. Haben wir oben einen Besuch des Knaben Mendelssohn bei Goethe vorgeführt, so mögen hier noch einige Stellen aus dem Berichte des Mannes folgen über die frohen Tage in Weimar.

„Gestern abend war ich in einer Gesellschaft bei Goethe und spielte den

ganzen Abend allein: Konzertstücke, Aufforderung, Polonäse in C von Weber, drei welsche Stücke, schottische Sonate. Um zehn Uhr war es aus, ich blieb aber natürlich unter dummem Zeug, Tanzen, Singen u. s. w. bis zwölf, lebe überhaupt ein Heidenleben. Der Alte geht immer um neun Uhr auf sein Zimmer, und so wie er fort ist, tanzen wir auf den Bänken und sind noch nie vor Mitternacht auseinander gegangen. — Vormittags muß ich ihm ein Stündchen Klavier vorspielen, von allen verschiedenen großen Komponisten, nach der Zeitfolge, und muß ihm erzählen, wie sie die Sache weiter gebracht hätten; und dazu sitzt er in einer dunkeln Ecke, wie ein Jupiter tonans, und blitzt mit den alten Augen. An den Beethoven wollte er gar nicht heran. Ich sagte ihm aber, ich könne ihm nicht helfen und spielte ihm nun das erste Stück der C moll-Symphonie vor. Das berührte ihn ganz seltsam. Er sagte erst: „das bewegt aber gar nichts, das macht nur Staunen; das ist grandios;“ und dann brummte er so weiter und fing nach einiger Zeit wieder an: „das ist sehr groß, ganz toll, man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein; und wenn das nun alle die Menschen zusammenspielen!“ Und bei Tische, mitten in einem anderen Gespräch, fing er wieder davon an. — Heute hat er mir eine Menge Schönheiten von Weimar zusammengebeten, weil ich doch auch mit den jungen Leuten leben müsse. Komme ich dann in solcher Gesellschaft an ihn heran, sagt er: „meine Seele, du mußt zu den Frauen hingehen und da recht schön thun.“ Ich habe übrigens viel Lebensart und ließ gestern fragen, ob ich nicht doch vielleicht zu oft käme. Da brummte er aber Ottilie an, die es bestellte, und sagte: „er müsse erst ordentlich anfangen mit mir zu sprechen, denn ich sei über meine Sache so klar, und da müsse er ja vieles von mir lernen.“

Dieses Wort ehrt gleich sehr den alten Goethe wie den jungen Mendelssohn, dessen innere Vollendung von jenem richtig erkannt und gewürdigt wurde.

Aus dem reichen Schatz der Reiseschilderungen mögen hier nur einige charakteristische Äußerungen eine Stelle finden. In dem Briefe aus Rom, den 6. Juni 1831, heißt es: „Liebe Eltern! Nun ist's mal wieder Zeit, daß ich Euch einen ordentlichen vernünftigen Brief schreibe; ich glaube, daß alle die aus Neapel eigentlich nichts Rechtes getaugt haben. Es ist, als wolle einen die Luft da nicht zum Nachdenken kommen lassen; wenigstens ist es mir nur selten gelungen, mich dort zu sammeln. Jetzt bin ich aber kaum ein paar Stunden wieder hier, und das alte römische Behagen und die heitere Ernsthaftigkeit, von der ich Euch in meinen ersten Briefen aus Rom schrieb, haben sich schon wieder ganz über mich ausgebreitet. Ich kann nicht sagen, wie ungleich mehr ich Rom liebe, als Neapel. Die Leute sagen, Rom sei monoton, einfarbig, traurig und einsam; es ist auch wahr, daß Neapel mehr wie eine große europäische Stadt ist, lebendiger, verschiedenartiger, kosmopolitischer. Ich sage Euch aber im Vertrauen, daß ich nach und nach auf das Kosmopolitische einen ganz besonderen Haß bekomme; ich mag es nicht, wie ich überhaupt Vielseitigkeit auch nicht mag oder eigentlich nicht recht daran glaube. Was eigentümlich, was schön, was groß sein soll, das muß

einseitig sein; wenn diese eine Seite nur zu größter Vollkommenheit ausgebildet ist — und das kann kein Mensch Rom absprechen. Um als große Stadt eigentümlich zu sein, dazu scheint mir Neapel zu klein. Das ganze Leben und Treiben beschränkt sich auf zwei große Straßen: den Toledo und die Küste vom Hafen bis zur Chiaja. Die Idee eines Mittelpunktes für ein großes Volk, die mir London so wunderbar schön macht, giebt mir Neapel nicht, und zwar weil eben das Volk fehlt; denn die Fischer und Lazzaroni kann ich kein Volk nennen. Sie sind mehr wie Wilde, und ihr Mittelpunkt ist nicht Neapel, sondern das Meer. Die Mittelklassen, die gewerbetreibenden, arbeitenden Bürger, die in den andern großen Städten die Grundlage bilden, sind hier ganz untergeordnet. — —

„Ich kann nicht sagen, daß ich eigentlich unwohl war in dem fortwährenden Sciroccowetter, aber es war unangenehmer als eine Unpäßlichkeit, die in ein paar Tagen vorübergeht. Ich fühlte mich schlaff, unlustig zu allem Ernsthaften, kurz unthätig. Wie ich denn nun tagelang mit mürrischem Gesicht die Straße auf- und abschlenderte und mich am liebsten eigentlich auf die Erde gelegt hätte, ohne irgend etwas zu denken, zu wollen, zu thun — da fiel mir auf einmal ein, daß die Hauptklassen von Neapel am Ende wirklich so leben, und daß also der Grund zu meinem Mißbehagen nicht, wie ich fürchtete, in mir, sondern im Ganzen, in Luft, Klima u. s. w. liegen möchte. Das Klima ist für einen großen Herrn eingerichtet, der spät aufsteht, nie zu Fuß zu gehen braucht, nichts denkt (weil das erhitzt), nachmittags seine paar Stunden auf dem Sofa schläft, dann sein Eis ißt und nachts ins Theater fährt, wo er wieder nichts zu denken findet, sondern da Besuche machen und empfangen kann. Auf der anderen Seite ist das Klima wieder ebenso passend für einen Kerl im Hemde, mit nackten Beinen und Armen, der sich ebenfalls nicht zu bewegen braucht, sich ein paar Gran erbettelt, wenn er nichts zu leben hat, nachmittags sein Schläfchen macht auf der Erde, am Hafen oder auf dem Steinpflaster und dann seine frutti di mare etwa selbst aus dem Meere heraufholt; dann da schläft, wo er abends zuletzt hinkommt — kurz, der in jedem Augenblick das thut, was ihm gerade gemütlich ist, wie ein Tier. Das sind denn nun auch die beiden Hauptklassen in Neapel. Bei weitem der größere Teil der Bevölkerung des Toledo besteht aus zierlich geputzten Herren und Damen oder schönen Karossen, in denen sich Mann und Frau einander spazieren fahren, oder aus diesen braunen sans culottes, die mal Fische zum Verkauf tragen und gräßlich dazu brüllen, oder Last tragen, wenn es an Geld fehlt; Leute aber, die eine fortgesetzte Beschäftigung haben — irgend eine Sache mit Fleiß und Beharrlichkeit verfolgen und ausbilden —, die Arbeit um der Arbeit willen lieben, giebt es wenige, glaube ich. Goethe sagt, das sei der Jammer des Nordens, daß man dort immer etwas thun wolle und immer nach etwas strebe, und giebt einem Italiener Recht, der ihm rät, er solle nicht soviel denken, das mache nur Kopfschmerzen. Es muß aber wohl sein Spaß sein; wenigstens hat er nicht danach gehandelt, sondern eben recht wie ein Nordländer.“

Wie charakterisiert sich in solchen Äußerungen der edle, gewissenhaft arbeitsame, ununterbrochen thätige, echt deutsche Mendelssohn selber! So sehr er Goethen liebte und verehrte, so gehörte er doch keineswegs zu denen, die jedes Wort des großen Dichters wie einen Orakelspruch betrachten, oder die da glauben, den anderen großen Nebenbuhler, Schiller, herabsetzen zu müssen. Aus Lauterbrunnen schreibt er am 13. August 1831: „Ich komme soeben von einem Spaziergange, gegen den Schmadribach und das Breithorn zu, her. Alles, was man sich von der Größe und dem Schwunge der Berge denkt, ist niedrig gegen die Natur. Daß Goethe aus der Schweiz nichts anderes zu schreiben gewußt hat, als ein paar schwache Gedichte und die noch schwächeren Briefe, ist mir ebenso unbegreiflich, wie vieles andere in der Welt." Aus Engelberg, den 23. August 1831: „Das Herz ist mir so voll, da muß ich es Euch sagen. Eben habe ich mich hier im reizendsten Thale wieder an Schillers Wilhelm Tell gemacht und nur eben die erste halbe Szene gelesen; — es giebt doch keine Kunst, wie unsere deutsche! Weiß Gott, wie es kommt! aber ich denke, daß einen solchen Anfang kein anderes Volk verstehen, geschweige gar machen kann. — Das nenne ich ein Gedicht und einen Anfang; erst die klaren, hellen Verse, in denen der spiegelglatte See und alles anklingt, und dann das unbedeutende, langsame Schweizergeschwätz, und dann der Baumgarten mitten hinein — es ist gar zu himmlisch schön! Was ist da nicht frisch, nicht kräftig, nicht hinreißend? — In der Musik giebt es aber solch ein Werk noch nicht und doch muß einmal auch darin etwas so Vollkommenes gemacht werden. Dann ist es auch gar zu schön, daß er sich die ganze Schweiz selbst erschaffen hat, und obgleich er sie niemals selbst gesehen, ist doch alles so treu und so ergreifend wahr: Leben, Leute, Natur und Landschaft."

Über den Bodensee, Lindau, München (wo Mendelssohn in bürgerlichen Kreisen und bei Hofe spielen mußte) ging's dann nach Paris. In einem Briefe an Immermann wird kurz und treffend das französische Vaudeville charakterisiert, in dem sich ja ganz besonders das französische Wesen abspiegelt. Vom Gymnase dramatique heißt es: „Die Politik spielt überall eine Hauptrolle, und die hätte mir das Theater verleiden können; denn man hat außerdem genug davon; aber es ist eine leichtsinnige, spöttische Politik im Gymnase, die alle Vorfälle des Tages und alle Zeitungen benutzt, um lachen und applaudieren zu machen, und da muß man am Ende mitlachen und mitklatschen. Politik und Lüsternheit sind die beiden Hauptinteressen, um die sich alles dreht, und soviel Stücke ich noch gesehen habe, so fehlt eine Entführungsszene und ein Ausfall auf die Minister nirgends. Schon die ganze Art des Vaudevilles, daß gewisse konventionelle Musik am Ende der Szene eintritt, zu der die Schauspieler einige Couplets mit einer witzigen Pointe halb singen, halb sprechen, ist so sehr französisch; wir werden das nie lernen können und wollen; denn diese Art der Verbindung von stehendem Refrain und neuem Witz fehlt in unserer Konversation und unseren Ideen; es ist so effektvoll und schlagend und so sehr prosaisch, wie ich mir nur etwas denken kann."

Als der junge Mann zum erstenmal wieder im Saale des philharmonischen Vereins zu London erschien, war Probe, und Mendelssohn hörte in einer Loge zu. Nach der Pastoral-Symphonie von Beethoven ging er in den Saal, um einige Freunde zu begrüßen. Da bemerkt ihn einer aus dem Orchester und ruft voll Freude: There is Mendelssohn! und darauf fangen alle dermaßen an zu schreien und zu klatschen, daß der Gefeierte ganz in Verlegenheit geriet. Wiederum ruft einer: Welcome to him! und abermals derselbe Freudenlärm. „Ich mußte aufs Orchester klettern — schreibt er — und mich bedanken. Seht, das werde ich nicht vergessen; denn es war mir lieber als jede Auszeichnung; es zeigte, daß die Musiker mich lieb hatten.“

Nachdem er von seinen Reisen nach Berlin zurückgekehrt war, gab er daselbst eine Reihe von Konzerten, deren Ertrag er zu wohlthätigen Zwecken bestimmte. Er fand Anerkennung, aber keine Anstellung, keinen bestimmten Wirkungskreis. So folgte er gern einem Rufe nach Düsseldorf, wo er in Gemeinschaft mit dem Dichter Immermann sich der Aufgabe unterzog, ein Theater ins Leben zu rufen, das auf die reinsten Kunstgrundsätze sich stützen sollte. Es sollten „Mustervorstellungen“ sein. Doch die beiden Dirigenten konnten sich nicht einigen, und das ganze Unternehmen ging bald wieder ein. Desto unbedingter gründete Mendelssohn sein musikalisches Ansehen in der Leitung des Gesangvereins, der Winterkonzerte und der Kirchenmusik, und seine Meisterschaft in der Leitung großer Orchester ward immer allgemeiner anerkannt. Er ward öfters nach England berufen, und stets feierte er Triumphe. In Düsseldorf knüpfte er manches Freundschaftsband mit berühmten Malern (er selber war nicht ohne Talent im Entwerfen charakteristischer Skizzen); das Wichtigste war aber die Komposition seines Hauptwerks, des Oratoriums Paulus, das er zum größten Teil in Düsseldorf vollendete. In diesem Oratorium lebt und webt der freudige Glaube, der sinnige, tiefe Ernst, die Demut und Gottergebenheit des evangelischen Christen. Wie viele haben sich schon daran erbaut und emporgerichtet, und wie reinigend hat diese geistliche Oper auf den musikalischen Geschmack in ganz Deutschland gewirkt! Die Gesangvereine wetteiferten, den „Paulus“ in würdiger Weise zur Darstellung zu bringen.

Im Jahre 1835 verließ Mendelssohn Düsseldorf, um die Stelle als Musikdirektor in Leipzig anzunehmen und die Abonnementskonzerte im Gewandhause zu leiten. In dem kunstsinnigen Leipzig, wo ein reges musikalisches Leben war, fand der geniale Direktor den rechten Boden; es bildete sich eine musikalische Gemeinde, die ihrem Meister mit tiefster Verehrung und Liebe anhing und der wahrhaft gediegenen Musik eine sichere Stätte bereitete. Der Ruf Mendelssohns zog auch manche andere berühmte Künstler nach Leipzig, und die Gewandhauskonzerte waren so einzig in ihrer Art, daß sich kein anderes Institut in Deutschland damit messen konnte. Beethovens D moll-Symphonie (die neunte und letzte) war ihrer enormen Schwierigkeit wegen von den Dirigenten wie vom Orchester gefürchtet worden; der Ausdauer und Gewandtheit Mendelssohns gelang es, auch dieses riesige

Werk zu vollendeter Aufführung zu bringen und das Verständnis desselben beim Publikum anzubahnen. Die ersten Heroen deutscher Tonkunst, Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, bildeten den Kern jener Konzerte; aber auch mit seinen eigenen Gaben wirkte Mendelssohn höchst wohlthätig auf die Bildung des musikalischen Sinnes und Veredlung des musikalischen Geschmacks. Als zum erstenmal das wundervolle Lied von Eichendorff: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben", gesungen wurde, da empfanden es alle Herzen, wie durch des Meisters Töne das schöne Gedicht erst die rechte Weihe empfangen hatte. In dem einfachsten Liede wurde des Tondichters Größe offenbar. Wer kennt nicht das Volkslied: „Es ist bestimmt in Gottes Rat", das Mendelssohn so unübertrefflich einfach komponiert hat!

In Betracht seiner hohen Verdienste hatte ihm die philosophische Fakultät zu Leipzig schon 1836 das Ehrendiplom als „Doktor" überreicht, und selten möchte ein Musiker den Doktortitel mehr verdient haben, als der gelehrte Mendelssohn. Im Jahre 1841 ernannte ihn der König von Sachsen zu seinem Kapellmeister. Aber Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, welcher seit seiner Thronbesteigung trachtete, alle großen Talente der Gegenwart in seine nächste Umgebung zu ziehen, hatte sein Auge gleichfalls auf den ehemaligen Insassen seiner Hauptstadt gerichtet, ihn fast gleichzeitig und zwar mit einem glänzenden Gehalt zu seinem Kapellmeister ernannt und in seine Nähe berufen. Mendelssohn konnte kaum anders, als diesem ehrenvollen Rufe gehorchen, und seine Stellung zum Könige blieb auch immer die beste. Der geistreiche Fürst regte den Meister an, die griechische Tragödie „Antigone" mit Musik in Szene zu setzen. Mendelssohn, der noch fertig die Antigone im Urtext las, machte sich willig ans Werk und schrieb während seines Sommeraufenthalts in Berlin die Ouvertüre, Chöre und Melodramen zu Sophokles' Antigone in der Übersetzung von Donner. Mit Ludwig Tiecks Hilfe wurde das Stück zuerst auf der Potsdamer Hofbühne nach allen Regeln der Altertumskunde in Szene gesetzt und nebst Mendelssohns Musik zuerst am 15. Oktober, als des Königs Geburtstag, vor einem auserwählten Kreise gegeben. Dann kam sie in Berlin und Leipzig zur Aufführung*).

Die Leitung der Gewandhauskonzerte hatte in Abwesenheit Mendelssohns dessen Freund David übernommen; übrigens fand sich der Meister schon im Winter 1841—1842 wieder in Leipzig ein, wo er seine eigentliche Heimat und den liebsten Wirkungskreis gefunden hatte, dem er nicht untreu werden wollte. Daß er öfters von Leipzig abwesend sein und die großen Musikfeste nah und fern dirigieren mußte, verstand sich ohnehin. Die Leipziger Konzerte beehrte der König von Sachsen wiederholt mit seiner Gegenwart.

---

*) Die deutschen Philologen beschlossen bei ihrer Zusammenkunft in Kassel im Herbst des folgenden Jahres, Mendelssohn ein Dankschreiben zuzusenden, „weil er durch seine Musik zur Antigone wesentlich zur Wiederbelebung des Interesses an der griechischen Tragödie beigetragen habe."

Mendelssohn benutzte diese Anwesenheit, um eine Lieblingsidee zu verwirklichen, die er schon lange mit sich herumgetragen hatte: die Errichtung eines Konservatoriums der Musik, in welchem talentvolle Schüler eine vollständige Ausbildung ihrer musikalischen Anlagen finden sollten. Dieses nicht bloß für Leipzig, sondern für das ganze musikalische Deutschland höchst wichtige Institut kam unter dem Beistande des Königs glücklich zustande, und Mendelssohn war unermüdlich im Unterricht (er hatte Übungen im Sologesang, Instrumentenspiel und in der Komposition), in den Prüfungen und in der Anregung zum frischen Fortschritt. Vom Könige von Preußen hatte der Meister den Titel eines Generalmusikdirektors erhalten, und als solcher mußte er die Oberleitung aller geistlichen und kirchlichen Musik in Preußen übernehmen. Auch die Engländer riefen ihn wiederholt nach London; so war jeder Augenblick Mendelssohns mit Thätigkeit erfüllt. In Berlin richtete er die Symphoniensoireen ein, die er selber leitete. „Mendelssohn," so schrieb ein Berliner Korrespondent (in den Signalen für die musikalische Welt), „behandelt das Orchester, als wenn er ein Instrument unter den Händen hätte. Er spielt dieses Rieseninstrument mit einer Präzision, einem Feuer, das nichts zu wünschen übrig läßt. Von der glänzendsten Kraft bis zum zartesten Verschweben der Töne tritt alles klar, innig und seelenvoll hervor." Die hohe Meisterschaft, mit welcher er den Taktstab handhabte, verführte ihn freilich auch zu einer Beschleunigung der Tempos, die mitunter in ein übertriebenes Rennen und Jagen ausartete. Bei der angestrengtesten praktischen Thätigkeit fand er dennoch Kraft und Zeit, ein zweites großes Oratorium, den „Elias", zu komponieren, der vielen anderen Werken für Kammermusik, Gesang, Piano ganz zu geschweigen.

Dieses Oratorium, 1846 vollendet, erfüllt von prophetischer Kraft und Weihe, machte ganz besonders in England Glück, und hatte Mendelssohn schon früher dort viele Freunde gehabt, so gewann ihm das neue Werk glühende Verehrer. Nach der ersten Aufführung des „Elias" in London schrieb Prinz Albert die nachstehenden Worte in das Textbuch des Oratoriums, dessen er sich bedient hatte, und schickte es als Ausdruck seines Dankes und seiner Verehrung dem Tonmeister zu:

„Dem edlen Künstler, der, umgeben von dem Baalsdienste einer falschen Kunst, durch Genius und Studium vermocht hat, den Dienst der wahren Kunst wie ein anderer Elias treu zu bewahren und unser Ohr aus dem Taumel eines gedankenlosen Tönegetändels wieder an den reinen Ton nachahmender Empfindung und gesetzmäßiger Harmonie zu gewöhnen, dem großen Meister, der alles sanfte Gesäusel, wie allen mächtigen Sturm der Elemente an dem ruhigen Faden seines Gedankens vor uns aufrollt — zur dankbaren Erinnerung geschrieben von

Buckingham-Palace. Albert."

Mendelssohn hatte sich im Jahre 1836 mit der jüngsten Tochter eines reformierten Pfarrers, Jeanrenaud, vermählt, und eine höchst glückliche Wahl getroffen. Aber wer hätte geahnt, daß der Tod dieses zarte Band so früh

lösen sollte! Die allzusehr in Anspruch genommenen Nerven des Künstlers konnten auf die Dauer nicht mehr den Dienst leisten. Als er am 18. September 1846 wieder in Leipzig anlangte, äußerte er: „es drücke ihn die Leipziger Luft“; im folgenden Monat ward er von einem ohnmachtähnlichen Schwindel überfallen — es war der Vorbote eines Nervenschlags, der dem teuren Leben am 4. November ein Ende machte.

Die Trauer über den Verlust des geliebten Mannes war im Anfang grenzenlos. Es schien, als habe die Stadt ein allgemeines Unglück betroffen. Hunderte von Leidtragenden drängten sich nach der Wohnung, um die geliebten Züge noch einmal zu sehen und Palmenzweige und Lorbeerkränze in seine letzte Schlummerstätte mitzugeben. Die Totenfeier fand am 7. November nachmittags vier Uhr in der erleuchteten Paulinerkirche statt. Vier schwarzverhüllte Rosse zogen den reichgeschmückten Sarg; die Enden des Bahrtuches trugen seine Freunde und Kunstgenossen Robert Schumann, David, Gade, Hauptmann, Rietz und Moscheles. Vor dem Sarge gingen die männlichen Zöglinge des Konservatoriums; unmittelbar hinter ihm die nächsten Verwandten, dann die Geistlichen, die Regierungsbehörden und ein unabsehbarer Zug der Freunde und Verehrer des Verewigten, unter dem Klange der Stadt- und Militärmusik. Moscheles hatte dazu das Lied ohne Worte in E moll aus Mendelssohns fünftem Hefte für Blechinstrumente gesetzt. In der Kirche angekommen, wurde der Sarg auf einen schwarzverhüllten Katafalk gestellt, während auf der Orgel ein Präludium aus Antigone — die Stelle, wo Kreon den Leichnam seines Sohnes Hämon hereinträgt — ertönte. Ein Zögling des Konservatoriums legte einen silbernen Lorbeerkranz zu des Meisters Füßen nieder, und der Chor sang das Lied: „Erkenne mich, mein Guter“, in welches die ganze Versammlung einfiel. Dann folgte der von Mendelssohn selbst so herrlich gesetzte Choral aus Paulus: „Dir, Herr, dir will ich mich ergeben“, worauf Prediger Howard dem Entschlafenen eine schlichte, aber würdige Gedächtnisrede hielt und mit einem erhebenden Gebete schloß. Nun erklang wieder vom Chor herab unter Instrumentalbegleitung einer der schönsten Chöre aus Paulus, nämlich der, welcher nach dem Begräbnis des Stephanus eintritt: „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben“, und nachdem der Segen über die entschlafene Hülle gesprochen war, ertönte der Schlußchor aus der Passionsmusik: „Wir setzen uns mit Thränen nieder und rufen dir im Grabe zu: Ruhe sanfte, sanfte Ruh.“

Als die ganze Versammlung die Kirche verlassen hatte, trat noch eine edle Gestalt in tiefer Trauer ein, kniete am Sarge nieder und betete. Sie war es, die dem Gatten das letzte Opfer der Liebe brachte. — Der Sarg aber mit seinem kostbaren Inhalt wurde noch in derselben Nacht mit einem besonderen Zug nach Berlin abgeführt.

Nikolaus Lenau*).

Die Vorfahren des großen Lyrikers spielen als Patrizier in der Geschichte der Stadt Strehlen in Preußisch-Schlesien keine unbedeutende Rolle, und der Name „Niembsch“ (niemetz nennt der Slawe den Deutschen) deutet auf deutsches Blut. Kaiser Franz I. erneuete, um das Verdienst des tapferen Joseph von Niembsch zu ehren, der als Rittmeister 1793 tapfer gegen die Franzosen gefochten hatte und sich bis zum k. k. Obersten aufschwang, den Familienadel unter dem Prädikat: Edler „Niembsch von Strehlenau“; einen noch höheren Glanz verlieh der Familie der Enkel dieses Obersten, unser Nikolaus, der unter dem Namen „Lenau“ den deutschen Parnaß bestieg und dort mit unvergänglichen Lorbeeren geschmückt thronen wird, unsterblich wie Goethe und Schiller.

Der Großvater unseres Dichters war ein wackerer Mann, hatte sich aber in der unruhigen Kriegszeit nicht viel um die Erziehung seines Sohnes Franz bekümmern können; seine Gemahlin, eine geborene Freiin Katharina von Kellersberg, war eine sehr kluge, aber auch sehr heftige Frau, die, wenn sie einmal am Taroktische saß, ihr „Fränzchen“ nach Belieben schalten ließ, wofern sie nur nicht in ihrem Spiel gestört wurde. So wuchs der aufgeweckte und sehr fähige Knabe unter Offizieren und Kadetten in den lockersten Verhältnissen auf, und kaum erwachsen, stürzte er sich in den Strudel des Vergnügens, worin er früh seinen Untergang fand. Schon als Kadett hatte er sich mit einer braven Bürgerstochter, Therese Maigraber aus Ofen, versprochen, und um sie heiraten zu können, war er zur Kameralverwaltung übergegangen. Seiner Spielwut halber hatten ihm die Eltern ihre Unterstützung entzogen; die junge Frau geriet in die höchste Not, alle ihre Thränen und sanften Vorwürfe kümmerten aber den leichtsinnigen Gatten nicht. Unter solchen Verhältnissen wurde zu Anfang des Jahres 1803 zu Csatad (spr. Tschatad), einem Dorfe bei Temesvar, wohin der unruhige Niembsch übergesiedelt war, sein drittes Kind Nikolaus geboren. Auf diesen Knaben richtete sich nun die ganze Zärtlichkeit der Mutter, die in ihrem heißgeliebten „Niki“ Ersatz suchte für die Untreue ihres Gatten. Die einzige Erinnerung, die Lenau von seinem Vater (der bald an der Auszehrung starb) behalten, ist folgende. Einmal, da der lebhafte Kleine zu viel Lärm machte und der Vater umsonst Ruhe gebot, sprang er aus dem Bette und gab dem Schreihals eine derbe Maulschelle. Noch als Mann sah Lenau die furchtbare weiße Gestalt mit drohend erhobener Hand vor dem Auge seiner Phantasie.

---

*) Nikolaus Lenaus sämtliche Werke, herausgegeben von Anastasius Grün, 1. Band (Stuttgart, Cotta, 1855). Lenaus Leben, großenteils aus des Dichters eigenen Briefen. Von seinem Schwestermanne A. X. Schurz (2 Bände. Stuttgart, Cotta, 1855). Lenau in Schwaben von Emma Niendorf (Stuttgart, 1853).

Nikolaus war noch nicht fünf Jahre alt, als der Vater starb. Die sehr wohlhabenden Großeltern wollten ihn und die ältere Schwester Therese zu sich nehmen; im Jahre 1809 besuchten sie die Familie in Pesth, aber der siebenjährige Niki trat ziemlich spröde und selbständig seinen Großeltern entgegen, denn er war von der Mutter und Großmutter mütterlicherseits sehr verwöhnt worden, und im Vergleich zur gefühlsheißen Mutter, die ihr Kind anbetete, erschien ihm die gnädige Frau Großmama allzu kalt und vornehm. Wie hätte auch der von allen gehätschelte Niki Lust bezeigen sollen, einen Lebenskreis zu verlassen, in welchem er der Mittelpunkt war? Während die beiden Schwesterchen zum Frühkaffee die gewöhnliche schwarze Semmel bekamen, verspeiste Niki jeden Morgen sein weißes, pflaumiges Kipfel, und an Backwerk ließen es die guten Frauen auch nicht mangeln. Und wo in aller Welt hätte auch eine bessere, liebere Hausmagd sich finden sollen, als die alte Schwäbin Walburga, deren Augapfel der kleine Niki war!

Es ward also das Verlangen der Großeltern abgeschlagen. Unterdessen wuchs aber Not und Sorge um die Existenz, und der Wohlfeilheit willen bezog die Familie die sogenannte Generalswiese bei Ofen, wo eine frühere Gottesackerkapelle zum Wohnhaus eingerichtet war. Dieser Wohnort hatte etwas Schauerliches. Doch die Kinder ließen sich's da ganz wohl sein. In ihrer Verlassenheit entschloß sich die junge Witwe, einem Arzt Dr. Vogel die Hand zu reichen. Niki ward in die Pesth-Josephstädter Pfarrschule geschickt, und der dortige Lehrer, Namens Czerny, gab ihm auch Unterricht auf der Geige. Aber der Meister war zu barsch und ungeduldig, und sein hitziges Wesen verleidete dem Knaben das Spiel, obwohl er dazu die entschiedenste Anlage und Neigung hatte. Desto bessere Fortschritte machte Nikolaus im Guitarrespiel, in welchem ihm ein junger, freundlicher Halbwelschmann aus Friaul, Namens Godenberg, Anweisung gab. Dieser, ein großer Freund des Vogelsangs, nahm den Knaben auch mit in Wald und Feld, lehrte ihn die verschiedenen Sangweisen der Vögel kennen und nachahmen, und bald gewann Niki im Lippenpfiff eine so große Fertigkeit, daß alles ob der seelenvollen Töne erstaunte. Diese Ausflüge in Gottes freie Natur regten mächtig des Knaben Sinn und Gedanken an; zuweilen gab er sich ganz seinem frohen Naturgefühl hin, streckte sich ins Gras und überließ sich stundenlang seinen Träumereien. Dabei war er überaus fromm, betete stets mit Inbrunst sein Morgen- und Abendgebet, las auch zuweilen vor einem zum Altar hergerichteten Stuhle die Messe, wobei ihm die einundeinhalb Jahr ältere Schwester ministrieren mußte. Manchmal predigte er — und das Spiel war ihm dann tiefer Ernst — so ergreifend, daß seiner Mutter und noch mehr der alten Walburga die hellen Thränen über die Wangen rollten. Das tiefe religiöse Gefühl klang später wieder an, als Lenau den Savonarola und die Albigenser dichtete. Er erinnerte sich noch mit Wonne an jene Zeit, als er das erste Mal „rein wie ein Engel" von der Beichte ging.

„Auch gute Schauspieleranlagen und eine reiche Dicterader ließ Lenau schon als heranwachsender Knabe durchblicken. Er wußte die Hausleute in

Gebärden, Ton und Ausdruck treffend nachzuäffen und ließ sie ganze Auftritte, geschehene und geschehbare untereinander, zur allgemeinen Heiterkeit der unentgeltlich anwohnenden Zuschauer abspielen. Eigentliche Gedichte zu machen fiel ihm aber damals noch nicht ein. Übrigens las er sehr gern zu seiner Unterhaltung, aber ausschließlich nur Ritter-, Räuber-, Mord- und Gespenstergeschichten; je grausenhafter, desto unterhaltender für ihn. Er verwunderte sich sehr über seine ältere Schwester Tertsch (Theres), die gar emsig sanfte und schwärmerische Gedichte las, wie sie doch nur aus so seichtem und schmacklosem Borne schöpfen möchte"*).

In den Jahren 1812—15 absolvierte Lenau mit großem Erfolg die vier Jahrgänge am Gymnasium der Piaristen in Pesth; das fleißige Lernen hinderte jedoch nicht, daß der angehende Student mit einem lieben Schulfreunde des Abends bei Mondschein spazieren ging und die Töne seiner Guitarre sogar einmal auf der Donau bei nächtlicher Fahrt erklingen ließ, welche Kühnheit die Mutter dadurch strafte, daß sie dem verführerischen Instrument auf längere Zeit — Hausarrest gab.

Da der Stiefvater, Dr. Vogel, bei der Menge von Ärzten in Pesth wenig verdiente, ward eine Übersiedelung nach Tokai beschlossen, wodurch freilich für Niki der Gang seiner Studien auf bedenkliche Weise unterbrochen wurde. Die Großeltern erneuerten ihr Verlangen, schrieben dringend an Dr. Vogel, dessen Familie sich auch vermehrt hatte, daß sie dem Nikolaus in Wien die beste Erziehung verschaffen wollten, aber die Mutter sagte, die drei Kinder weggeben hieße ihr das Herz dreimal aus dem Leibe reißen. So ging's nach Tokai, und der junge Lenau verlebte hier sein fünfzehntes und sechzehntes Lebensjahr in der wunderherrlichen Gegend am Zusammenflusse der Theiß und Bodrog, wo die Weinberge mit den Rosen und Nachtigallen, die Husaren mit den Zigeunern wetteiferten, dem ahnungsvollen Gemüt des heranwachsenden Jünglings die Poesie des Lebens in schönster Fülle zu offenbaren.

Ein etwas älterer Student, Joseph von Kövesdy, wurde bewogen, nach Tokai herüberzukommen und die ferneren Studien von Nikolaus zu leiten, der im nächstgelegenen Gymnasium auch recht gut seine Prüfung (für die erste Humanitätsklasse) bestand. Doch Kövesdy eilte nach Pesth, um dort seine eigenen Studien zu vollenden; Niki schrieb seinem Lehrer und Freund einen Brief, der in seiner geistreichen Fassung einen solchen Eindruck auf Kövesdy machte, daß dieser sogleich wieder an die Mutter schrieb und ihr die künftige Größe des Sohnes prophezeite. Nun aber mußte Lenau, um den philosophischen Kurs durchzumachen, doch nach Wien, und die Notwendigkeit siegte endlich über die allzugroße Zärtlichkeit der Mutter. Die Großeltern wohnten in Stockerau, und dort verlebte ihr Enkel nun seine Ferienzeit, nachdem er im Herbst 1819 seinen Kursus in Wien begonnen hatte. Auch die geliebte Schwester Resi folgte nach Stockerau, wo sie der spätere Rechnungsrat

*) Schurz, a. a. O.

und Biograph Lenaus, Anton Xaver Schurz, kennen lernte und lieb gewann. Um aber ihren Kindern näher zu sein, vermochte die gefühlvolle Mutter ihren Mann, dem es sehr gut in Tokai gefiel, zu einer abermaligen Übersiedelung nach Preßburg.

Einer von Lenaus Studiengenossen, J. G. Seidl, berichtet von jener Zeit: „Der blasse, dunkelhaarige, schon damals düsterschauende Niembsch war nicht Student, wie wir übrigen, die wir einen praktischen Lebenszweck vor Augen hatten und daher mit gewissenhafter Ängstlichkeit innerhalb der ausgesteckten Grenzen uns bewegten, sondern mehr als Liebhaber oder als Gast, der nur das, was ihm eben mundet, mit vollen Zügen schlürft, und alles, was ihn anekelt, mit unverhohlenem Mißbehagen beiseite schiebt." Nach dem Wunsche der Großeltern sollte Lenau die Rechte studieren und für ein Staatsamt sich vorbereiten; aber fünf saure Lehrjahre in Wien, und noch dazu in den hergebrachten pedantischen Formen, erschienen dem jungen Manne höchst abschreckend. Dazu kam ein unangenehmer Auftritt mit der gnädigen Frau Oberst, in deren Zimmer einst Niki, der auf dem Vogelherd gute Beute gemacht hatte, mit beschmutzten Stiefeln und froher Laune hineinstürmte, so daß die Großmama in höchstem Zorn sich erhob und in ihrer schneidenden Weise ausrief: „Aber gerade wie ein Bauer!" Da empörte sich auch der nicht geringe Stolz des Studenten, er packte seine Sachen zusammen und eilte in die immer offenen Arme der geliebten Mutter, mit dem Entschluß, in Pesth das ungarische Recht zu absolvieren. Doch kaum hatte er begonnen, so war es ihm auch wieder verleidet, und er glaubte in der Landwirtschaft einen lohnenden Beruf zu finden, ging deshalb an die vom Erzherzog Karl eingerichtete Ackerbauschule zu Ungarisch-Altenburg, in dessen Nähe ihm die treue Mutter bald nachfolgte. Nach Jahresfrist wandte er sich, wie leicht vorauszusehen war, von der Ökonomie ab und den deutschen Rechtsstudien wieder zu und kehrte in Begleitung seiner Mutter nach Wien zurück.

Noch hatte Lenau nichts gedichtet, aber der Umgang mit gleichstrebenden jungen Männern weckte sein Talent, und namentlich mag sein Schwager Schurz, der schon nach Stockerau öfters ein Gedicht mitbrachte und viel Sinn für Poesie hatte, viel dazu beigetragen haben, daß der Genius des bis dahin über sich selbst brütenden jungen Mannes Gestalt annahm und hervortrat. Im Neunerschen Kaffeehause, auch das „silberne" genannt, kamen damals die tüchtigsten und strebsamsten Geister zusammen: Bauernfeld, Dräxler-Manfred, Seidl, Auersperg (Anastasius Grün), der Pole Boloz v. Antoniewicz, dessen „Abschied aus Galizien" Lenau ins Deutsche übertrug, u. a. Da saß denn oft, mitten unter den Tischgenossen, der junge Faust, bald die Stirn runzelnd, bald die Mundwinkel zu einem ironischen Lächeln verziehend, und plötzlich, als ob er aus einem Traume erwachte, sprang er auf und rief in wilder Lustigkeit einem Freunde zu: „Allons, eine Partie!" Das Queue, das er meisterlich handhabte, war dann wie ein Zauberstab, der die bösen Geister in ihm bannte.

Und in der That waren bereits die Dämonen des Unmutes, des Zweifels, der bittern Traurigkeit in seine Seele gezogen. Es war eine große Verirrung, daß er mit einem armen, schönen Mädchen ein Liebesverhältnis begann und sich darin berauschte, obwohl er mit leichter Mühe sich hätte überzeugen können, daß dieses Mädchen samt seiner Mutter leichtfertige Personen waren, mit denen er in gar keine Berührung hätte kommen sollen. Er brach den Umgang ab, aber derselbe schlug seinem nur allzu reizbaren Gemüt eine Wunde, die nimmer ganz verharrschte.

„Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt!“

Das zweite traurige Ereignis, das die Melancholie förderte, war die schmerzhafte Krankheit der geliebten Mutter, an deren Folterbett der Sohn manche Stunde zubrachte, ohne helfen zu können. In christlicher Ergebung trug die Frau ein schweres Leid, ja sie gewann es über sich, wenn der geliebte Sohn eintrat, heiter zu lächeln und von ihren Schmerzen nichts zu verraten. Sie starb im Oktober 1829. Der Sohn hat das Andenken der Mutter in manchem Gedicht gefeiert (man vergl. „Der Seelenkranke“, „Zuflucht“, „Der offene Schrank“, dann im „Faust“ die Szenen: „Der Abschied“, „Der Traum“), — aber den Ruhm des Sohnes zu erleben war ihr nicht vergönnt.

Die ersten Gedichte (in Seidls Aurora für 1828, „Die Jugendträume“ überschrieben, und „Glauben, Wissen und Handeln“ durch Vermittelung von Anastasius Grün in der „Damenzeitung“ [1830] abgedruckt) erinnern noch an ältere Vorbilder, und namentlich an Hölty, der nebst Klopstock viel zur Bildung des Dichters beitrug. Es war die Sehnsucht nach Freiheit, nach dem Genuß der reinen, unverdorbenen Natur im Konflikt mit den Widersprüchen einer unfreien Kultur, was des jungen Dichters Herz bewegte. Aber je mehr er das Leben kennen lernte, je tiefer sein Gefühl aufgeregt ward, desto schwerer ward es ihm auch, den Inhalt seines Gemüts in hergebrachte Formen zu schütten. Das unendliche Sehnen, den Schmerz des Menschenlebens, die Freude der Wehmut, das sprach ihm nur ein Mann vollkommen aus — aber in Tönen; und dieser Einzige war Beethoven, dessen Einfluß auf das Gemütsleben des Dichters nicht hoch genug anzuschlagen ist. Dann fand sich aber auch der Trieb ins Weite, zum Großen, Erhabenen, mächtig erregt durch die Ferienreisen in die österreichischen Alpen. Auf diesen Wanderungen machte Lenau die Bekanntschaft mit dem natursinnigen, ehrwürdigen Schleicher, dem „Dichterpatriarchen“ in Schloß Orth am westlichen Ufer des Traunsees, und dort verlebte er öfters schöne, erhebende Tage.

Den drei Jahrgängen (1824—1826) des Rechtsstudiums waren nach plötzlicher Sinnesänderung vier Jahre des medizinischen Studiums gefolgt (1827—1830), in welche Kurse freilich oft sehr lange Pausen fielen, nach welchen dann Lenau wieder arbeitete, daß ihm „der Kopf dampfte“. So bewegte er sich in Extremen, die gleicherweise die physische wie die geistige

Kraft erschöpften. Eine Reise in die Berge mußte dann immer zur Erholung dienen.

Im Jahre 1830 verlor Lenau seine 86jährige Großmutter Katharina v. Niembsch, die nach dem Tode ihres Gemahls in einer Vorstadt Wiens ihren bleibenden Wohnsitz genommen hatte. Durch diesen Todesfall gelangte er in den Besitz von etwa 10,000 Gulden, durch welche Summe (die freilich durch das Sinken der Staatspapiere auch bald sank) er für die nächste Zeit sichergestellt wurde. Sogleich tauchten seine alten Pläne einer Auswanderung nach Amerika wieder auf, doch wollte er, dem Rat der Freunde folgend, zuvor auf einer deutschen Universität das Doktorat erwerben. Er beschloß, zunächst nach Stuttgart sich zu wenden, wo er zugleich den Versuch machen wollte, seine Gedichte bei Cotta in Verlag zu geben. Mit schwerem Herzen schied er von den Seinen; seine Schwester Therese weinte, als habe sie ihren Bruder für immer verloren. Dieser schickte ihr ein tröstendes Briefchen: „Ich verspreche Dir, daß ich nichts Außerordentliches unternehmen werde, daß ich mein Vaterland nicht auf immer verlasse, so lange Du darin lebst, und daß ich die Erde nicht verlassen möchte, ging' es mir auch noch so schlecht, so lang' Du sie mir durch Deine Liebe verschönst."

In dem herrlichen Gmunden heiterte sich das Gemüt des Dichters auf, er bestieg mit wahrer Lust den Traunstein und schrieb seinem Schwager Schurz (dd. 3. Juli 1831):

„Bruder, ich umarme Dich herzlich in Gmunden, unserem geliebten! Wie schön ist es hier, wie schnell sind mir die Tage vergangen! Wenn nur Du hier wärst! jeder Busch, jeder Stein, jede Welle scheint mich nur mit halber Freundlichkeit zu grüßen und zu fragen: hast Du den nicht mitgebracht, der uns so schön besungen? Auch die Menschen haben so gefragt, besonders unsere trauten Wirte zu Orth. Da wurden denn wieder Pfannenkuchen gemacht und frohe Gesichter, wenn ich weidlich einhieb in diese wahrhaft klassischen Rollen, bullae aureae.

„Vorgestern hab' ich den Traunstein bestiegen. Um sechs Uhr des Morgens fuhr ich von Gmunden zu Wasser ungefähr 5/4 Stunden nach der Lanauerstiege. Meine Begleiter waren Hansgirgel und seine Schwester Nani; er ein rüstiger Gemsenjäger, sie eine hübsche, blauäugige Dirne. Wir stiegen aus und die steilen Stufen hinan. Schon am Fuße des Berges hat mich eine Art Freudenrausch ergriffen, denn ich ging voraus und kletterte die Stiege mit solcher Eilfertigkeit hinauf, daß mir der Jäger oben sagte: „Das ist recht so halt! weil Sie da herauf so gut kommen sind, werden Sie auf den Traunstein wie ein Hund hinauflaufen!" Und es ging trefflich; in drei Stunden waren wir oben. Welche Aussicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Riesenkette von Bergen in der Ferne und endlose Flächen. Das war einer der schönsten Tage meines Lebens, mit jedem Schritte bergan wuchs mir Freude und Mut! Ich war begeistert! Wenn mir mein Führer sagte: „jetzt kommt eine gefährliche Stelle!" so lachte ich, und hinüber ging's mit einer Leichtigkeit, die ich bei kaltem Blut nimmer zusammenbrächte, und

die mir jetzt am Schreibtisch unbegreiflich vorkommt. Meine Zuversicht stieg mit jedem Schritt; ganz oben trat ich hinaus auf den äußersten Rand eines senkrechten Abgrunds, daß die Nani aufschrie, mein Jäger aber frohlockte: „das ist Kurasch: da ist noch keiner von den Stadtherren außitreten." Bruder, die Minute, die ich auf jenem Rande stand, war die allerschönste meines Lebens; eine solche mußt Du auch genießen. Das ist eine Freude! Trotzig hinabschauen in die Schrecken eines bodenlosen Abgrundes und den Tod heraufgreifen sehen bis an meine Zehen, und stehen bleiben und solange der furchtbar erhabenen Natur ins Antlitz sehen, bis es sich erheitert, gleichsam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menschengeistes, bis es mir schön wird, das Schreckliche — das ist ein Vorgeschmack von den Freuden des Schlachtfeldes."

(Aus Karlsruhe, den 22. Juli.) „Das Land wurde auf meiner Reise je weiter gegen Baden desto schöner. In Württemberg weht bereits eine mildere Luft als in Bayern, der Himmel hat ein schöneres Blau, die Menschen sind wärmer. Eine Kultur hat der Boden in Württemberg und Baden, wie ich noch nicht gesehen. Freundlich ist der Anblick eines so gut bebauten, überall fruchtbaren Landes allerdings und erfreulich fürs Herz, denn man denkt sich auch gleich die Menschen hinzu, die das alles genießen werden und froh sein; aber, lieber Bruder, ich konnte mich eines gewissen Eindrucks des Kleinlichen doch nicht erwehren, und armselig kam mir der Mensch vor, der, wie ein Bettler, ein zudringlicher, seine Hand auf jeden Stein reckt, in jedes Loch steckt, daß ihm die Natur was hineinwerfe. Sieh, lieber Alter, da spricht wieder der Ungar aus mir. Die Nachlässigkeit hat doch was Edles, mit welcher der Bauer Pannoniens sein Korn in die seichte Furche wirft und seinen Weinstock mit ein paar Schnitten abfertigt und dann unbekümmert nach Hause geht und Tabak raucht. Die schönen Tokaierweinberge (jetzt seh' ich Dich lachen) in ihrer Ungezwungenheit, mit ihren weit voneinander abstehenden Weinstöcken, mit ihren dazwischen gepflanzten Obstbäumen sehen viel besser aus als die badischen mit ihren terrassenförmigen Abstufungen und enge zusammengedrängten Reben. In Ungarn ist der ganze Landbau eine bescheidene Anfrage an die Natur, eine ganz und gar nicht heftige Einladung, daß sie kommen möge mit ihren köstlichen Gaben; die Faust des Deutschen packt die gute Frau gleich an der Gurgel, daß ihr das Blut aus Nas' und Ohr hervorquillt."

Am 9. August 1831 traf Lenau in Stuttgart ein. Über sein erstes Erscheinen daselbst berichtet die schwäbische Chronik vom 16. Oktober 1850 also: „Im Sommer 1831 erhielt der damalige Redakteur des poetischen Teils des Stuttgarter Morgenblattes, Professor G. Schwab, eine einfache Zuschrift mit dem unbekannten Namen „Nikolaus Lenau" und einigen Gedichten, die der Einsender jener Zeitschrift anbot. Ehe Schwab, der viel Mittelmäßiges für das Blatt erhielt und zu sichten hatte, die angeschlossenen Blätter entfaltete, trat, als eben der junge Dichter Gustav Pfizer sich bei ihm befand, der Verfasser selbst, von einem Lohnbedienten geleitet, in das

Zimmer und wollte die Antwort, die seit etwa einer Woche zögerte, abholen. Der Redakteur eilte verlegen in seine Studierstube, um einen Blick in die anvertrauten Papiere zu werfen. Nach den ersten Zeilen verbreitete sich dem Leser jener Glanz über das Papier, der, nach dem Worte des römischen Lyrikers, aus dem Anlächeln der Muse quillt, und er eilte vergnügt zu seinem Besuche zurück, gab der Freude über den unerwarteten Dichterfund beredte Worte und erklärte die Zusendung für höchst willkommen. Der Abend vereinigte die drei Dichter. Lenau las immer herrlichere eigentümliche Gedichte aus den herbeigeholten Blättern: die Heidebilder, die Werbung, den Schifferknecht, den Invaliden. Alle trugen das unverkennbare Gepräge einer in ungewohnten Kreisen dichterischer Anschauung heimischen, in unsere Litteratur frisch eintretenden poetischen Persönlichkeit. Lange nach Mitternacht schieden die Freunde Gewordenen als Brüder. Vor Tagesanbruch reiste Niembsch nach München, aber schon nach acht Tagen schrieb er von dort an Schwab, daß das neue Freundesbündnis ihn unwiderstehlich zurückziehe, und auf eine herzliche Einladung fand er sich an dem Herde seines neuen Gastfreundes ein, den er, ab- und zureisend, vier Monate lang als seine Heimat betrachten durfte, und wo er in die innigsten Beziehungen zu der Familie trat." Aber auch außer der Schwabschen Familie bildete sich ein inniges Freundschaftsverhältnis mit dem Hofrat Reinbeck und dessen Gattin Emilie, der trefflichen Landschaftsmalerin, mit dem greisen Geheimrat Hartmann, dem Vater Emiliens; mit dem zartsinnigen Dichter Oberamtsrichter Karl Meyer, mit dem ritterlichen Grafen Alexander von Württemberg, mit dem gemütlichen Justinus Kerner in Weinsberg und dem biedern Ludwig Uhland in Tübingen. Die Persönlichkeit des jungen Dichters, der mit sinnendem deutschem Ernst und echt schwäbischem Gemüt die natürliche und naturwüchsige Frische des Österreichers und das Feuer und den Schwung des Ungarn vereinte, während der Schleier der Schwermut, der über sein Wesen ausgebreitet war, die Teilnahme für diese Eigentümlichkeit noch erhöhte: das alles war ganz geeignet, die Herzen der Männer zur Freundschaft, die Herzen der Frauen zur Liebe zu stimmen.

Es begann ein wahrer Lenau-Kultus, der, wenn er auch auf der einen Seite dazu beitrug, das Gefühl des Dichters allzu weich zu stimmen, doch in seiner wohlthuenden Wärme das Mittel war, daß sich der reiche Dichtergeist ebenso schnell als schön entfaltete. Hätte er nur mit sicherer Entschiedenheit seine Vergangenheit, die den Zwiespalt in ihm hervorgerufen, von sich werfen und den Blick fest auf eine segensreiche Zukunft richten mögen! Das Glück trat an ihn heran in der Person des schönsten, edelsten, liebenswürdigsten Fräuleins, Charlotte mit Vornamen; die Freunde, welche Lottens Zuneigung und den Eindruck, den sie auf Lenau gemacht, bald gemerkt hatten und sehnlichst die Verbindung der Liebenden wünschten, redeten dem Dichter auf die zarteste Weise zu, einen Schritt zu thun, von welchem das Glück seines Lebens abhängen würde. Aber Lenau glaubte nicht mehr an sein Glück, er

fand nicht die Auflösung einer ihn unaufhörlich marternden Dissonanz und verschloß die kaum erwachte Liebe tief in der Brust. Die trefflichen „Schilflieder" sind der Lotte gewidmet, weshalb man diese auch „Schilflottchen" nannte. In einem an den Schwager Schurz gerichteten Briefe heißt es unter anderem von ihr: „Edles, deutsches, frommes Gesicht, tiefe blaue Augen mit unbeschreiblichem Liebreiz der Brauen; besonders aber ist die Stirn kindlich-fromm-gütig und doch so geistig. Marsch mit der dummen Beschreibung! Sie ist ein sehr liebes Mädchen, aber ich werde diesem Mädchen entsagen, denn ich fühle so wenig Glück in mir, daß ich andern keines abgeben kann. Meine Lage ist auch zu beschränkt und ungewiß. Werd' ihr entsagen. Aber ich fühle mich jetzt geschlagener denn je. Das ganze Leben in Stuttgart, diese Reihe von Wonnetagen, ein ewiges Freudenfest, das ist mir verdächtig. Ich möchte mir fast einen nahen Tod daraus prophezeien. Das waren vielleicht die Ferialtage des Abschieds, und mir vom Schicksal gegeben, daß ich mit einem besseren Begriffe von seiner Gastfreundlichkeit von dannen gehe. Auch noch ein Sonnenblick der Liebe! Bruder, das ist mir verdächtig!"

Um seine medizinischen Studien zu vollenden, wandte sich Lenau noch im November 1831 nach Heidelberg. Dort führten ihn die Fragen des leiblichen Lebens auf das geistige, er vertiefte sich wieder in die Philosophie alter und neuer Zeit, und seiner Skepsis (Zweifelsucht) war jetzt Spinoza willkommen. Seit den Knabenjahren *), nachdem ihn der naive Glaube verlassen hatte, waren die großen Probleme über das höchste Wesen und die persönliche Fortdauer des Menschen wie dunkele Gestalten vor seinem Seelenauge gestanden, ohne zu freundlichen Trösterinnen zu werden. Auch in Heidelberg ward der alte Zwiespalt nicht gelöst, dagegen die Sehnsucht nach dem „freien Amerika" um so lebhafter. In dem Gedicht „Der Unbeständige" stellte der Dichter das rastlose, unbefriedigte Suchen der wissenschaftlichen Lösung dar. Indes trugen Ausflüge zu den Freunden und der Verkehr mit den „Burschen" in Heidelberg wieder zur Erheiterung des Sinnes bei, und manche schöne Gedichte („Die Wurmlingerkapelle", „In der Schenke", „Die Heidelberger Ruine") stammen aus dieser Zeit.

Im Mai des folgenden Jahres (1832) wurde, trotz allen Abmahnungen der Freunde, die Reise nach Amerika wirklich angetreten. Auf einem Rheinschiffe ging's in einer Gesellschaft von Auswanderern, die Lenau als ihren Chef betrachteten, den Rhein hinab nach Holland; aber an der holländischen Grenze ward der Paß für ungenügend befunden, und der Herr Bürgermeister in Lobith machte schon Miene, den Inhaber zurückzuschicken, als Lenaus Geigenspiel den Knoten löste. „Ein Zollbeamter," schreibt Lenau, „ein enthu-

*) In Alt-Ofen besuchte er oft seinen Oheim Mihitsch, den Husaren, und schlief in dessen Zimmer. Dieser las dann dem jungen Burschen „Voltaires Briefwechsel mit Friedrich" vor und suchte ihn aufzuklären. So konnte er ihn wohl um Mitternacht wecken mit der Frage: „Schläfst du?" — „Nein, Herr Onkel." — „Es giebt doch keinen Gott!" sagte er dann lateinisch, wie er gern mit dem Neffen reden mochte.

siastischer Musiker, schnappte nach mir wie nach einem Leckerbissen. Ich mußte mich schon bequemen, die scheußlichsten Duetten für Violin und Klarinett' mit dem Kerl täglich mehrere Stunden durchzuhumpeln; dafür empfahl er mich dem Bürgermeister. Es wurde eine musikalische Abendunterhaltung gegeben, wobei Seine bürgermeisterlichen Gnaden zugegen und über meine Passagen auf der Geige dermaßen entzückt zu sein beliebten, daß sie mir die Passage über die Grenze durch die Finger sahen."

Die Fahrt über den Atlantischen Ozean ging ohne Unfall von statten. Lenau schrieb an seinen Schwager Schurz aus Baltimore den 16. Oktober 1832: „Nach einer sehr langen Reise, durch zehn Wochen, bin ich endlich in Amerika angekommen. Jetzt bin ich um ein Gutes reicher, da ich auch das Meer kennen gelernt habe. Die nachhaltigste und beste Wirkung dieser Seereise ist ein gewisser feierlicher Ernst, der sich durch den langen Anblick des Erhabenen in mir befestigt hat. Das Meer ist mir zu Herzen gegangen. Das sind zwei Hauptmomente der Natur, die mich gebildet haben: dies Atlantische Meer und die österreichischen Alpen; doch möcht' ich mich vorzugsweise einen Zögling der letzteren nennen. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie mir zu Mute war, wenn auf der See jedes Lüftchen schwieg, jede Welle ruhte, der müde Himmel sich aufs Meer legte und jedes Leben, jede Bewegung sich von unserem Schiffe zurückgezogen hatte, in dieser tiefen, grenzenlosen Einsamkeit; mit welcher Sehnsucht ich da zurückdachte an meine lieben Berge, meine lieben Menschen in der Ferne. Ich möchte fast behaupten, das stille Meer ist größer, als das bewegte, wie es denn schon dem Auge ausgedehnter erscheint. Es hat sich mir aber auch das Meer in seiner Leidenschaft gezeigt. Starke Winde und ungeheure Wellen nahmen das Schiff oft in ihre Mitte und schleuderten sich's verächtlich in die Hände. Das war ein Schwanken, daß ich nicht aufrecht stehen konnte; doch eben darin mag das Heilsame liegen, das Seereisen für den Charakter des Menschen haben. Wenn ich in meiner Kajüte stand und plötzlich an die Wand geworfen wurde wie eine willenlose Kleinigkeit, so empörte das meinen Stolz aufs bitterste, und je weniger mein äußerer Mensch aufrecht stehen konnte, desto mehr that es der innere." Über die Amerikaner und ihr Land wurde der Dichter aber völlig enttäuscht, so daß er gar nicht den Frühling des folgenden Jahres mehr abwarten mochte. Nachdem er in Crawfort-County 400 Morgen Urwald an Staatsländereien sich angekauft und einen Pächter für die Bebauung gewonnen hatte, kehrte er zurück und war schon im Juni 1833 wieder in Bremen! Er hatte aber des Niagarafalles und des Urwaldes sich gefreut. Den „Niagara", „Urwald", „Indianerzug", „Die drei Indianer", „An einen Baum" (als Erinnerung an den edlen Greis Geheimrat Hartmann in Stuttgart) und die schönen „Atlantika" verdanken wir der amerikanischen Reise. Aus letzteren möge nur das ebenso frische als liebliche warme Bild, „Seemorgen" überschrieben, hier in Erinnerung gebracht werden:

Der Morgen frisch, die Winde gut,
Die Sonne glüht so helle,
Und brausend geht es durch die Flut,
Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran,
Doch wie sie auch sich bäumen,
Dem Schiff sich werfend in die Bahn,
In toller Mühe schäumen:

Das Schiff, voll froher Wanderlust,
Zieht fort, unaufgehalten,
Und mächtig wird von seiner Brust
Der Wogendrang gespalten;

Gewirkt von gold'ner Strahlenhand
Aus dem Gesprüh der Wogen,
Kommt ihm zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge schweift,
Seh' ich die Flut sich dehnen,
Die uferlose, mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen,

Daß ich so lang euch meiden muß,
Berg, Wiese, Laub und Blüte! —
Da lächelt seinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menschenangesicht
Mit seiner stillen Wärme!

Der Dichter hatte einen weiteren und tieferen Blick ins Leben gewonnen und die rechte Stimmung, um bald darauf die drei größeren Gedichtkreise: den Faust, Savonarola und die Albigenser zu schaffen. Im Herbst 1833 kam er in sein liebes heimatliches Österreich zurück, nachdem er einen von reinster Liebe und Freundschaft gewürzten Sommer in seiner zweiten Heimat Schwaben verlebt hatte, und ward nun hoch gefeiert und froh begrüßt. Von Wien aus schrieb er an K. Mayer (17. Oktober 1833): „Ich muß lachen darüber, daß ich habe ins Ausland reisen müssen, um Wert und Bedeutung zu Hause zu bekommen. Es geht mit Dichtern in Österreich, wie in Bremen mit Cigarren. Die in Bremen gemachten Cigarren werden nach Amerika geschickt, dort bekommen sie die ausländische Signatur und wandern dann

wieder heim, und alles wundert sich über den scharmanten Geruch, den sie jetzt haben, während sie früher keinem Teufel schmecken wollten."

Nun wäre der Zeitpunkt gewesen, wo der Dichter sich nach einer festen bürgerlichen Stellung hätte umsehen müssen, um sein schwankendes Lebensschifflein an einem sichern Anker zu befestigen. Er, der soviel Sinn hatte für das Familienleben und sein stilles Glück, für ein geordnetes Staats- und Gemeinwesen — denn bei allem Freiheitsdrang lag ihm alles Umwälzerische fern — der nicht bloß ein so feines ästhetisches, sondern auch ein so zartes sittliches Gefühl hatte, und damit den durchdringendsten Verstand und den gewandtesten Geist vereinte: er fand leider nicht den schützenden Hafen, weil er es nicht zum festen Entschluß bringen konnte, sein Schiff hineinzulenken. Aber wir dürfen in solchen Fällen nicht vergessen, daß sowohl das Entschließen wie das Sich-nicht-entschließen-können in unserer Gemütslage wurzelt, die der Mensch nicht nach Belieben so oder anders gestalten kann. Und die zur Melancholie sich hinneigende Grundstimmung des Dichters warf ihn immer wieder auf sich selbst zurück und lähmte seine Thatkraft. Die Freunde wünschten, Niembsch möchte sich um die eben erledigte Professur der Ästhetik am k. k. Theresianum in Wien bewerben, und er wäre zu dieser Stelle durchaus geeignet gewesen; der Dichter Lenau war aber zu stolz, um sich zu bewerben, er wollte berufen sein, und so ward aus der Sache nichts. Er teilte fortan seine Zeit zwischen dem Aufenthalt in Wien und in Württemberg, war fast immer auf Reisen, dabei in steter Aufregung; er hatte das Dichten zu seinem Lebensberuf erwählt, und wenn er dann die Unmöglichkeit fühlte, immer produktiv zu sein, immer dem Gefühl und der Stimmung zu gebieten, dann überfiel ihn der Dämon der Melancholie, der Verzweiflung an seinem Glück. Gewohnt, daß die Hände der Freunde sich überall für ihn regten, sein äußeres Leben angenehm zu machen, verlor er endlich die Kraft, auch das physische und praktische Leben von der rechten Seite anzufassen.

Der durch und durch praktische Goethe befreite sich in seinen Gedichten von dem, was ihn ängstigte und drückte, er fand in seinen Werken die Lösung des inneren Zwiespalts und damit die Stufen, auf welchen er in seiner Lebensbahn sicher emporstieg; Lenau blieb in seiner Individualität stecken, er brachte sich selbst seinen Gedichten zum Opfer. Darum ist aber auch seine Natursymbolik so großartig kühn und tief ergreifend, weil er sie mit seinem Herzblut geschrieben hat. Schon vor seiner Reise nach Amerika hatte er sich geäußert: „Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck; alle Kräfte meines Geistes, das Glück meines Gemütes betracht' ich als Mittel dazu! Erinnerst du dich an das Gedicht von Chamisso, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesschmerz zu haben? Ich will mich selber ans Kreuz schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht giebt." Lenaus „Faust" ist freilich ohne ein Gretchen und ohne den über den Gegensätzen schwebenden versöhnenden Humor; sein christlicher „Savonarola" ist im Grunde der Philosoph Lenau, der mit seinem Gefühl den Heiland umfassen

möchte, während der Verstand vom Pantheismus nicht lassen kann; in den Albigensern ist der Held — „der Zweifel", der von Innozenz blutig gejagte und in Ketten geschlagene, den aber das „Klirren seiner Ketten und deren harter Druck nicht einschlafen ließen". Was der Dichter des Savonarola durch den Glauben hatte finden wollen und nicht fand, nämlich den Frieden und die Freiheit, das suchte er im andern Extrem in den Albigensern durch den Unglauben und die kühne Skepsis zu erobern, aber ebenso vergeblich. Dann ergriff er mit fieberischer Hast das Thema des Don Juan, als seine Kräfte bereits zu sinken begannen.

Bald nach seiner Rückkehr aus Amerika hatte er in Wien die Bekanntschaft einer jungen, ebenso geist- als charaktervollen Frau gemacht, die, glücklich als Mutter und als Gattin in den angenehmsten Verhältnissen lebend, den nun gereiften Mann mächtig anzog, der sie als Mädchen nur flüchtig gesehen und wenig beachtet hatte. Die Persönlichkeit dieser ausgezeichneten Frau wirkte fortan mächtig auf den Dichter*), sie stand wie ein heller Morgenstern vor seiner Seele und begeisterte ihn zu allem guten Werk. Ihr teilte er alles mit, was er auf dem Herzen hatte, und seine Briefe an „Sophie" sind wahre Perlen aus der Geschichte seines Seelenlebens. Aber wenn er von dieser lichten Gestalt in sein eigenes zerrissenes Leben zurückblickte, dann ward ihm dies um so dunkler, seine Schwermut um so größer. Dazu kam die öftere Geldverlegenheit und das Mißlingen der auf den Ankauf in Amerika bezüglichen Projekte. Es stellten sich immer deutlichere Symptome einer beginnenden Gemütskrankheit ein; Lenaus Menschenscheu wurde immer ärger, sein einsames Violinspiel immer wilder. Die sonst gute Verdauung ward immer unregelmäßiger, auch stellten sich heftige Nachtschweiße ein.

Im September 1843 schrieb der Dichter an seine mütterliche Freundin Emilie Reinbeck in Stuttgart: „Mir geht es wieder einmal ganz schlecht, was die Stimmung meines Gemüts betrifft. Ich habe neulich ein Wort im Homer gelesen, das meinen Seelenzustand treffend bezeichnet: ἀμφιμελας, d. h. ringsum schwarz. Ja, um und um schwarz ist meine Seele, wenn mich der Hypochonder packt, und der packt mich diesen Winter öfter und fester als je. — Ein Dichter kann heutzutage nicht glücklich sein, denn die Zeit will nichts von ihm. Ein Dichter, der überdies kein Familienleben, ja nicht einmal eine sichere Existenz hat und körperlich zur Melancholie im höchsten Grade disponibel ist, wie ich — ein solcher hat Stunden, wo jenes homerische Beiwort auf seine Seele paßt." Und auf einen Glückwunsch zum neuen Jahr antwortet er derselben Freundin (vom 9. Januar 1844): „Schönen Dank für Ihre freundlichen Wünsche zum neuen Jahre. Ich erwarte von diesem nicht viel Gutes; schon die Zahl 44 ist so vierschrötig, daß ich allerlei Impertinenzen mit Sicherheit entgegensehe."

*) Viele der schönsten Gedichte sind ihr gewidmet, so die „An**", „Zueignung", „Der schwere Abend", „Frage nicht", „Meine Furcht", „Wunsch", „An den Wind", „Tod der Trennung".

Ende März desselben Jahres reiste Lenau wieder nach Stuttgart und fand, wie immer, freundliche Herberge im Reinbeckschen Hause. Die Reise hatte ihn sehr angegriffen, dennoch war er sehr thätig in Besorgung der siebenten Auflage seiner Gedichte, der zweiten Auflage des Savonarola und in der Fortführung seiner Don-Juan-Dichtung. Im Mai reisten seine edlen Wirte nach Lichtenthal bei Baden-Baden, und ihr Freund ließ sich's nicht nehmen, sie zu begleiten. Doch schneller, als man es sonst von dem freilich wandelbaren Lenau erwartet haben mochte, verließ er den ihm zu stillen Aufenthalt und ging nach dem glänzenden, geräuschvollen Baden, wo er mit Berthold Auerbach zusammentraf. „Eines Morgens," erzählt dieser*), „kam Lenau ganz verjüngt und wonnestrahlend zu mir, ich mußte mit ihm zum Schloßgarten, und dort bei der großen Linde erzählte er mir, wie er gestern zum Nachtessen zum englischen Hof gegangen war: im Saale waren außer ihm nur noch drei Damen, er kam neben die jüngste zu sitzen, und auf die unbefangenste Weise knüpfte sich ein Gespräch an, in dem seine ganze Seele aufging. Er ergoß sich in den überschwenglichsten Ausdrücken, und dann sprach er wieder jedes einfache Wort mit einem Ausdruck, in den der tiefste Seelenjubel eingepreßt war. Eine innere Zuversicht sagte ihm, daß auch das Mädchen, das bereits in die reiferen Mädchenjahre eingetreten war, sich ihm zugeneigt habe. Er sprach es wiederholt mit einem frohen Selbstgefühl aus, daß sie nicht wisse, wer er sei, sie habe an ihm ganz allein ohne alle Zuthat des Talents und der Stellung Wohlgefallen gefunden. Das war's, was er schon lange sich heiß ersehnte, was er ewig verloren glaubte, und jetzt war's da, wie ein leuchtendes Gnadengeschenk." Es kam zur Erklärung, zur Verlobung; die Braut, eine Frankfurterin, war protestantisch, aber was kümmerte diese Verschiedenheit die entzückte Dichterseele! Lenau eilte zu seinem Verleger, Freiherrn v. Cotta, versprach diesem alle seine noch erscheinenden Werke und erhielt darauf eine Anwartschaft zugesichert auf ein Kapital von 20 000 Gulden. In freudiger Hast trat er dann seine Rückreise nach Wien an; die Freunde hatten bereits alles in den Zeitungen erfahren und waren nicht wenig erschrocken über einen Schritt, vor dem sich sonst der besonnene Lenau immer gescheut hatte. Noch mehr erweckte das aufgeregte Wesen des Rückkehrenden ihre Besorgnis. Als jetzt Lenau vor seine Freundin Sophie trat, mit der er so viele Jahre die innigste Gemeinschaft der Seelen gepflogen hatte, kam plötzlich wieder der Zweifel in sein Herz; als ihn dann sein Schwager Schurz darauf aufmerksam machte, wie der mit Cotta geschlossene Vertrag keineswegs glänzend sei und genügende Bürgschaft gebe für die Begründung einer eigenen Familie; als endlich sich herausstellte, daß auch die Vermögensumstände der Braut keineswegs der Art waren, wie sie der Bräutigam sich gedacht hatte: da zogen wieder die alten Dämonen in die aufgeregte Seele. Mit schwerem Herzen begab er sich auf die — Hochzeitsreise, und kam den 20. September in Stuttgart nervös

*) Prutz, deutsches Museum I, 1.

aufgeregt und körperlich wie gemütlich leidend an. Er wohnte wieder bei den lieben Reinbecks. Eines Morgens, da er am Kaffeetische mit seinen Freunden sich über seine Lage und Aussichten unterhielt, stieß er plötzlich mit einem lauten Schrei die Tasse von sich, sprang auf in der heftigsten Gemütserregung, denn ein Riß war ihm durchs Gesicht gegangen, der ihm die eine Hälfte gänzlich gelähmt hatte. Es war ein partieller Nervenschlag; zwar verlor sich die Gesichtslähmung allmählich, aber dieser Zufall mußte doch erschütternd auf Lenau wie auf seine Freunde wirken. Er hielt sich für einen dem Tode Geweihten, machte sich selber Vorwürfe, wie er so thöricht gewesen sei, ein Glück begründen zu wollen, das ihm hienieden versagt sei, und daß er nun ein geliebtes Wesen unglücklich machen müsse. Es begann ein furchtbarer Sturm im Gemüt: Lenau bot alle seine Kraft auf, ihn zu beschwichtigen, holte seine Gedichte, um sie vorzulesen, erzählte von Steiermark, von seinen Reisen; zuweilen brach er in heftiges Weinen aus. Dem Kundigen war es nicht mehr zweifelhaft, daß eine noch schrecklichere Katastrophe im Anzuge sei; nachdem ein Aderlaß ihm einige Erleichterung verschafft hatte, sprang er am Morgen des 20. Oktober durchs Fenster in die Friedrichsstraße und schrie: „Aufruhr! Freiheit! Hilfe! Feuer!" und nun folgte durch sechs lange, schwere Leidensjahre ein unheilbarer Wahnsinn, nur mit einzelnen Lichtmomenten unterbrochen. In der Irrenheilanstalt zu Winnenthal hegte man noch Hoffnung, den Kranken wiederherzustellen; als aber diese sich als eitel erwies, brachte man ihn im Mai 1847 nach Döbling bei Wien, wo ihn endlich am 22. August 1850 der Tod von seinem Leiden erlöste. — Hell und deutlich hatte das prophetische Dichterauge oft genug auf das Schreckliche hingedeutet, auf den Strom, der mit dämonischer Macht seinen Lebensnachen hinabzog zu den alles zermalmenden Wasserfällen, die aus weiter Ferne mit ihrem Brausen den Wanderer warnen, aber in den Stromschnellen selber war das Ohr betäubt, daß es nichts mehr vernahm.

Die Stromschnellen stürzen, schießen,
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.

Den der Wandrer fern vernommen,
Niagaras fernen Fall
Hört er nicht, herangekommen,
Weil zu laut der Wiederhall.

Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht:
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.

Ludwig Uhland *).

Neben das Lebensbild von Nikolaus Lenau stellen wir das von Ludwig Uhland. Beide waren Zeitgenossen, kamen miteinander in freundliche persönliche Berührung, aber zu einer innigeren Freundschaft kam es zwischen beiden Dichtern nicht, mit so warmer Verehrung auch Lenau an Uhland hing, ja verehrungsvoll zu ihm aufblickte. Die Grundlagen und Grundrichtungen ihres Wesens waren zu verschieden. Lenaus Natur verhält sich zu der Uhlandschen wie die Verneinung zur Bejahung, wie das Flüssige zum Festen, das Exzentrische zum Konzentrischen. Jener war in stetem Ringkampfe der Gefühle, der Stimmung hingegeben und in ihr schwelgend. Diese Richtung des Gemütslebens erschien Uhland als eine krankhafte, und sie widerstrebte seinem ganzen Wesen. Kein Dichter übte so streng wie Uhland die Selbstentäußerung, keiner war so frei von seinem subjektiven Ich. Darum konnte ihn aber auch kein Affekt, keine Stimmung hinnehmen, oder gar aus dem Gleichgewicht bringen. Er behielt die innere Ruhe auch in den aufregendsten Momenten, und gleich dem Metall, das auch in warmer Luft sich kühl anfühlen läßt, bewahrte er stets eine gewisse Kühle. Lenaus Wesen war durch und durch affektvoll, pathetisch; sein Gemütsleben bewegte sich in Gegensätzen von höchster Glut und tiefster Kälte. Von dieser Wellenbewegung der Gefühle war Uhlands trockene Natur frei. Lenau fühlte sich nirgends recht wohl und heimisch, er war mit der Gegenwart unzufrieden, ohne Glauben an die Vergangenheit und Zukunft. Abgestoßen von den unfertigen Zuständen in Staat, Kirche, Gesellschaft, voll idealen Strebens und ohne allen praktischen Sinn und Geschick, das Leben an einem Punkte festzuhalten und dort den Hebel anzusetzen, flüchtete er sich in die Arme der Natur, um an ihrem Busen zu erwarmen und das vom Zweifel geplagte, von ungestillter Sehnsucht und unbefriedigter Hoffnung gedrückte Herz zur Ruhe zu bringen. Lenaus Gemüt war ebenso tief als offen und ehrlich, es war fern von Heinescher Eitelkeit und Oberflächlichkeit, die mit dem Schmerze nur liebäugelt und Seelenleiden erdichtet, um pikante Dichterstoffe zu gewinnen. Lenau empfand den Schmerz des verlorenen Gleichgewichts im Innersten der Seele, er kämpfte und rieb sich in diesem Kampfe auf. So dichtete er nichts, was er nicht innerlich erlebt und empfunden hatte; der Schmerz hat wie jeder tiefere Affekt eine Poesie und Beredsamkeit, die uns mit wunderbarer Magie in Lenaus Dichtungen fesselt und anzieht. Die Melancholie und Schwermut wirkt mit den düsteren Farben, die sie in ihre Bilder bringt, noch ergreifender, als der helle Farbenton der Freude und Heiterkeit. Lenau

*) L. Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen ꝛc. von Fr. Notter (Stuttgart, 1863). L. Uhland, eine Gabe für Freunde. Zum 26. April 1865. Als Handschrift gedruckt. Unsere Zeit, 74. Heft. (Leipzig, 1863). K. Mayer: L. Uhland, Gedenkblätter. (Tübingen, 1863.) Fr. Vischers Kritische Gänge. IV. Heft.

macht die Natur zur mitfühlenden treuen Freundin, die an allen seinen Leiden und Freuden Anteil nimmt, und auf deren Antlitz sich die Stimmungen und Kämpfe, die Affekte und Leidenschaften, die Gefühle und Gedanken des Sängers mit energischer Macht poetischer Belebung abspiegeln. Diese gewaltige und kühne Bilderschrift, diese großartige Natursymbolik, diese Kraft poetischen Ausdrucks einer stürmisch bewegten Gefühlswelt, diese hoch und sprühend wie eine Rakete aufsteigenden Feuerfunken, die noch im Zersprühen uns mit ihrem magischen Glanz entzücken, aber dann auch den dunkeln Himmel, der ihren Hintergrund bildete, um so schwärzer erscheinen lassen — sie fehlen der Uhlandschen Poesie, die auch da, wo sie Todes- und Trübsalsszenen vor uns hinstellt, ihre stille, geruhige, epische Heiterkeit nicht verleugnet. Sie hat kein unheimlich drohendes Wetterleuchten, keine zuckenden Blitze und erschütternden Donnerschläge, wohl aber den linden, lauen Frühlingstag und den sonnigen, mildklaren Herbsthimmel, dessen heitere Bläue auch über dem fallenden, farbigen Laub des Waldes so wohlthuend sich abhebt. Sie hat nicht die Fülle und Mannigfaltigkeit Lenauscher Naturbilder, führt uns nicht auf das sturmgepeitschte Meer oder in den amerikanischen Urwald, zu den Wasserfällen des Niagara oder auf die ungarische Pußta in die einsame Schenke; sie bleibt zumeist im schwäbischen Lande mit seinen lieblichen Thälern und Höhen und ist da vollkommen zu Hause. Sie enteilt zwar auch gern der Gegenwart, folgt einem romantischen Zuge, indem sie an der Hand der alten Heldensage wandelt, zu den Rittern und Edelfrauen, Burgen und Kapellen des Mittelalters wallfahrtet und im Sinn und Geist eines Walther von der Vogelweide Minnelieder singt. Immer aber ist sie besonnen und klar, frisch und gesund, hält sich zurück von aller Trunkenheit des Gefühls und der Phantasie; sie hat allen Weltschmerz und alle Europamüdigkeit abgethan, weil sie ihr „Daheim“ gefunden hat, im eigenen Wesen fest und sicher begründet ist.

In Lenau kämpfte der feurige Ungar mit dem gemütlichen Deutschen; er konnte sich nicht in enge häusliche Verhältnisse finden, strebte hinaus ins Weite, Unbegrenzte und war doch wieder zu sehr Gemütsmensch, um an dem unstäten Leben sich genügen zu lassen. Ein österreichischer Lebemann und nicht ohne Hang zum Genuß nahm er doch zugleich den lebendigsten Anteil an deutscher Geistesarbeit, aber zur festen Begrenzung eines bestimmten Feldes, auf dem er — wie es Uhland that — seine Arbeit zusammengefaßt hätte, konnte er sich nicht entschließen. Geistreich und ohne Berufsstellung hatte er um so mehr das Bedürfnis geselliger Unterhaltung, und in aristokratischer Leichtigkeit des Umgangs wußte er seine interessante Persönlichkeit geltend zu machen. Diese bildete auch überall, wohin er kam, nicht bloß ein belebendes Element für die Geselligkeit, sondern den Mittelpunkt derselben.

Bei Uhland das Gegenteil. Er hatte in seiner äußeren Erscheinung etwas so durchaus Einfaches, fast möchte man sagen Spießbürgerliches, daß ihm auf seiner Reise ein alter Mann, der sich etwas darauf zu gute that, den Leuten schon an ihrem Äußeren den Stand und Beruf ansehen zu können,

erklärte: Ein Gelehrter sind Sie nicht, ein Kaufmann auch nicht, wohl aber ein Handwerker und wahrscheinlich ein Uhrmacher! Doch die ruhige Festigkeit, die ebenso anspruchslose als selbstbewußte Kraft und Ausdauer in gewohnter Thätigkeit sieht man den streng in ihre Form geschlossenen Zügen des Uhlandschen Gesichtes sogleich an; die hohe Stirn zeigt den Denker, das etwas zusammengekniffene Auge (auf den Bildern aus späterer Zeit) den scharf seinen Gegenstand in der Nähe haltenden Blick, dem das Kleinste nicht entgeht, sobald er es seiner Forschung unterwirft. Den Kopf etwas aufgeworfen, den Nacken fest, mit langen Schritten einherschreitend verriet sich schon im Gange der sicher und fest auftretende Mann, der da wußte, was er wollte und es hartnäckig durchzuführen entschlossen war. Und doch hatte seine Haltung durchaus nichts Herausforderndes — es fehlte ihr nicht, wie auch dem beim ersten Anblick hart und scharf erscheinenden Antlitz, an einer gewissen Weichheit und Milde. Die Leichtigkeit aber im Umgange, durch offenherzige Mitteilung, das beredte Wort der Rede ging Uhland ab. Er war schweigsam, hörte gern anderen zu, ermunterte sie aber nicht durch sein Entgegenkommen. Selbst gegen die besten Freunde zeigte er sich mitunter verschlossen und wortkarg.

Er war mit Leib und Seele Schwabe, doch ohne allen Partikularismus; denn er war von ganzem Herzen auch ein Deutscher, der in seiner Wirksamkeit für das engere Vaterland das weitere, größere Deutschland nicht hintenansetzte. Ein Mann des Rechts kämpfte er als württembergischer Landtagsabgeordneter wie als Mitglied des Frankfurter Parlaments mannhaft für die Rechte des Volkes, wie er als Gelehrter die Sitten und Rechte des Volkes in Sage und Sang erforschte und als Dichter die Rechte des Volksliedes vertrat und die Weise desselben in seinen besten Liedern wiederklingen ließ. Ihm, der höchst schlichten und zugleich höchst energisch in sich zusammengesetzten Schwabennatur, gelang, was den begabtesten Dichtern der Romantiker, ja keinem der Mitstrebenden gelingen wollte: eine den Kern der Nation durchdringende Wirkung zu üben und ein Liebling des sanglustigen deutschen Volkes zu werden. Wie er im geselligen Verkehr mit seiner Persönlichkeit ganz zurücktrat und nur dem Gegenstande, über den gesprochen und verhandelt wurde, sich hingab: so waren auch seine Lieder ganz gegenständlich, gleich dem Volksliede im Namen und aus der Seele aller gesprochen — die dichterische Persönlichkeit tritt in ihnen ganz zurück. In Lenaus Gedichten werden wir stets an den eigentümlich gestimmten, mit seinem Gemütszustand beschäftigten, die Natur auf diese oder jene geistreiche Weise erfassenden Dichter erinnert, und selbst Goethes Lieder, so herzgewinnend sie in der Natürlichkeit und Innigkeit des Volksliedes zu uns reden, sind doch so sehr Ausdruck Goethescher Herzensregungen und Stimmungen, daß sie nie in dem Maße populär werden können, wie es Uhlands Lieder geworden sind, die in Kreutzers vortrefflicher Komposition den Kern unseres Volksgesanges, insbesondere des Männer-Quartetts unserer Liedertafeln bilden. Uhlands Lieder, wie „Ich hatt' einen Kameraden' oder „Es ritten drei Jäger wohl auf die

Birsch“ oder „Bei einem Wirte wundermild“ werden schon vom neunjährigen Knaben mit Lust gelesen und gesungen; seine Sagen- und Heldenlieder von Siegfried dem Starken, Roland dem Kühnen sind dem deutschen Knaben längst vertraut und stehen in allen Lesebüchern. Die köstlichen Rhapsodieen von Eberhard dem Rauschebart, dem engeren schwäbischen Vaterlande entnommen, stellen uns das Leben der Väter in so großen einfachen Zügen dar, daß alt und jung in gleicher Weise daran sich labt und darin ebenso das Urbild deutscher Kraft und Tüchtigkeit, deutscher Treue und Biederkeit erkennt, wie in den Bildern schwäbischer Thäler und Berge, Ruinen und Kapellen, die uns Uhlands Lieder zu Gemüte führen, die Natur deutschen Landes und Lebens auf das lieblichste erscheint.

So ist bei Uhland alles aus einem Guß und in charaktervoller Harmonie: der Mensch und der Dichter, der Gelehrte und der Mann des Volks, der Württemberger und der Deutsche. Gleich den Romantikern mit Vorliebe dem Mittelalter zugewandt, verlor er doch nie die Gegenwart über die Vergangenheit, das Nahe über dem Fernen. Berühren manche altertümliche Sprachformen und Wendungen, wie „Ein Schloß lustsam“, „Lieb Bruder mein“, „Tuch zur Wat“, „Das war Jungfrau Sieglinde, die wollte früh aufstehn“ rc. etwas hart und seltsam unser nicht mehr daran gewöhntes Ohr: so erscheint uns doch fast alles, trotz des altertümlichen Kleides, so natürlich und ungezwungen, daß wir in der poetischen Welt Uhlands bald heimisch werden und es uns zu Mute wird, wie etwa, wenn wir das liebe Nürnberg oder altschwäbische Reichsstädte betreten und mit Überraschung deren Ecken und Erker, Türmchen und Guckfenster gewahren. Der Gegensatz zum modernen Kasernenstil wie zum Palaststil romanischer Baukunst ist fühlbar genug, aber es heimelt uns doch alles an in dieser echt bürgerlichen, gemütlichen und ehrenfesten Bauart, die wie ein Stück unseres alten Volkslebens mit seiner Bürgertugend lebendig vor uns hintritt und von der guten alten Zeit erzählt, in welcher zuletzt doch unser ganzes gegenwärtiges Leben wurzelt.

Uhland hat auch die glühenden Farben und süßen Töne der südlichen Romanze wie den strengen, kurz abspringenden Stil der nordischen Ballade; aber in seinem Sängermunde klingt doch alles heimatlich deutsch, das eine wird milder und inniger, das andere klarer und heller. Welche poetische Tiefe und Kraft im einfachen deutschen Liede verborgen liegt, das hat kein Dichter so zur Anschauung gebracht, wie Uhland. Er hat aber auch all sein Sinnen und Trachten von Anbeginn auf diesen einen Punkt konzentriert, im kleinsten Kreise die größte Kraft gesammelt. Schon im Jahre 1812 schrieb er an den für die Dichtformen des Südens eingenommenen Grafen von Löben: „Ihre bilderreiche Sprache mahnt an die Spanier, aber dürfen wir jemals mit diesen um den Preis der Phantasie in die Schranken treten? Phantasie ist das Element der spanischen Poesie, Gemüt das der deutschen; dem ewig zuströmenden Bilderreichtum geziemt die Pracht der Rede, je voller der Strom, um so höhere Wellen schlägt er. Das Gemüt aber liebt die unmittelbarsten Laute und weiß das einfachste Wort zu beleben. — Es ist

ein treffliches altes Sprichwort: Schlicht Wort und gut Gemüt ist das echte deutsche Lied." Damit hat der Dichter seine eigene Kunst so kurz und treffend als irgend möglich charakterisiert. Und am Abend seines Lebens sprach er sich noch in gleicher Weise über seine poetische Richtung also aus: „Für eine Poesie für sich, vom Volke abgewendet, die nur die individuellen Empfindungen ausspricht, habe ich nie Sinn gehabt. Im Volke mußte es wurzeln, in seinen Sitten, seiner Religion, was mich anziehen sollte. Schon von meiner Knabenzeit an habe ich die Poesie so gefaßt. Als Student habe ich meine Freunde in unserem Sonntagsblatt mit den Nibelungen bekannt gemacht, als noch keiner von ihnen etwas davon wußte. In Paris habe ich den Aufsatz „über das altfranzösische Epos" geschrieben. Eigentlich ist es ein deutsches Epos aus Karls des Großen Zeit. Fünfzehn Jahre, nachdem ich den Aufsatz geschrieben*), wurde er hervorgezogen und anerkannt. Gedichte, deren Existenz ich ahnte, wurden dann aufgefunden."

Nun zum Lebensgange des Dichters!

Im Gegensatz zu den lockeren Familienverhältnissen Lenaus, die ganz danach angethan waren, schon die Seele des Kindes aus dem Gleichgewicht zu bringen, ward Uhland in einer soliden Bürgerfamilie geboren, in welcher altschwäbische Tüchtigkeit, Ehrenfestigkeit und Frömmigkeit ererbte Sitte war. Johann Ludwig Uhland kam am 26. April 1787 in Tübingen, der freundlich am Neckar gelegenen Universitätsstadt, zur Welt. Sein Vater bekleidete daselbst die Stelle eines Universitätssekretärs: er war ein ernster Mann, pünktlich und streng in seiner Berufsarbeit, trocken und gemessen in seinem Wesen, doch voll liebreicher Sorgfalt für die Seinen. Die Mutter Uhlands war eine schlichte, thätige Hausfrau, ein redliches, frommes Gemüt. Der Ureltervater Uhlands hatte als Quartiermeister den Türkenkrieg mitgemacht und bei der Einnahme von Belgrad 1688 durch Max Emanuel von Bayern einen türkischen Pascha niedergehauen. Zur Erinnerung an diese That ließ er dann über die Thür seines Wohnhauses einen Arm mit einem Türkensäbel und darunter die Anfangsbuchstaben seines Namens in Stein hauen. Der tapfere, ritterliche Sinn des zwar kleinen, aber körperlich gewandten und starken Ludwig Uhland mag durch die Anschauung eines solchen Bildes nicht wenig genährt worden sein; die Dichterseele fand also schon in der Familienüberlieferung Anregung zu poetischer Darstellung von Heldenmären, wie „Schwäbische Kunde", in denen tüchtige Schwabenstreiche geführt werden. Auch die ersten Eindrücke vom Soldatenleben, welche der Knabe in Rottenburg empfing, welche Stadt damals zu Österreich gehörte — der gute Vater nahm ihn zuweilen dorthin mit sich — waren sehr anregend. Mit gespannter Aufmerksamkeit schauete der Knabe die Ungarn und Kroaten in ihrer fremdartigen Bekleidung und Bewaffnung und mit nicht geringerem Staunen die Feier des katholischen Fronleichnamsfestes, — die blumengeschmückten Altäre auf der Straße, die Fahnen und Heiligenbilder, die glänzenden Gewänder

*) Er wurde mehrfach umgeschrieben und durchgearbeitet.

der Priester, die brennenden Kerzen und die goldene Monstranz. Als die französische Revolution ausbrach, kamen auch nach Tübingen fremde Kriegsmänner: abwechselnd Franzosen und Österreicher in großen Scharen. Wenn die Knaben in ihren Spielen dann auch Österreicher und Franzosen gegeneinander führten, stellte sich Uhland immer auf die Seite der Österreicher.

An Balgereien fehlt es bei gesunden Knaben nicht. Uhland nahm es auch mit größeren und älteren Kameraden auf. Sein älterer Bruder Friedrich, der schon im zehnten Lebensjahre durch ein Scharlachfieber dahingerafft wurde, war ein schönes und feines Kind, bei den Verwandten viel beliebter als der ziemlich rauhe und linkische Ludwig, so daß, wenn beide Brüder zusammen einen Besuch machten, es dann gewöhnlich hieß: „Grüß Gott, lieber Fritz, es ist schön, daß du zu uns kommst!“ und dann viel gedämpfter und tiefer: „so, Louis, du kommst auch mit!“ Die Schönheit war freilich des jüngeren Ludwig starke Seite nicht; wer aber in die großen blauen Augen des Knaben schauete und den festen Zug um den Mund gewahrte, der mochte ahnen, daß ein tiefer angelegtes Wesen in ihm vorhanden sei.

Auf der lateinischen Schule that es der Knabe allen seinen Altersgenossen zuvor; er lernte leicht und sicher, und der gestrenge Rektor hatte den fleißigen Schüler gern. Zu den Schulaufgaben gehörte auch die Anfertigung lateinischer Hexameter, und diese wurden dem Ludwig so leicht, daß er einst an einem Sonntage neunundneunzig in einem Zuge schrieb. Auf der Schultreppe zählte er nach, und da am Hundert ein Vers fehlte, schrieb er sogleich noch den letzten dazu. Daß ihm auch die Bildung deutscher Verse leicht wurde, zeigen mehrere Gedichte, die er in seinem vierzehnten Jahre verfaßte. Eins mit der Überschrift: „Bitte um die Frühjahrsvakanz“ ist die Lösung einer Schulaufgabe. Es war in der Tübinger Schule Gebrauch, daß der Erste der Klasse dem Herrn Dekan-Schulvorsteher in jedem Frühjahr die Bitte um Bewilligung der Ferien in Versen vortrug. Die erste Strophe lautet:

Der stürmische Winter im rauhen Gewande
Floh hin zu des Eismeers versilbertem Strande,
Floh hin zu des Nordpols verödeter Flur.
Da weckte der Frühling im blumigen Kleide,
Geschmückt mit dem duftigen Kranze der Freude,
Aus ruhendem Schlummer die junge Natur.

Nachdem das Leben und Weben des Frühlings dann weiter ausgemalt ist, wird der Übergang zum eigentlichen Gegenstand der Bitte genommen:

Und wir, wir Söhne der Musen, wir schauen
Hinaus in des Neckarthals heitere Auen,
Und Durst nach Vergnügen bewegt uns die Brust.
Hier unter dem blauen, erhabenen Himmel
Zu wandeln im freudigen, bunten Gewimmel,
O, welches Entzücken, welch himmlische Lust!

Drum nahen wir uns nach der jährlichen Sitte
Zu Ihnen, Hochwürd'ger! mit hoffender Bitte
Um Zeit zu des Frühlings vergnügtem Genuß.
Doch nicht, um in Muße die Zeit zu verträumen,
Des Fleißes geheiligte Pflicht zu versäumen,
Den Fleiß zu ermuntern sei unser Entschluß!

Von seinem Großvater väterlicherseits, dem hochbejahrten, ehrwürdigen Professor der Theologie und Vorsteher des evangelischen Stiftes in Tübingen, empfing der junge Uhland noch den Konfirmationsunterricht, und seine ernst und gläubig bewegte Seele gab ihrer religiösen Stimmung in einem Gedichte über Jesu Auferstehung und Himmelfahrt poetischen Ausdruck. Auch dieses Gedicht erhebt sich, gleich der angeführten Bitte um die Frühlingsvakanz, nicht über das Gewöhnliche. Dagegen zeigt das viel kürzere, ebenfalls im vierzehnten Lebensjahre verfaßte „Im Tannenhain" eine bedeutende poetische Anlage und verdient, daß wir es hier ganz mitteilen.

Im Tannenhain.

Unter der Tannen Umschattung, im Heiligtume der Schwermut,
Sitz' ich verschlungenen Arms über bemoostem Gestein.
Matt durchflammet der Tag die Trauerbehängung der Äste,
Wie die Gewölke der Mond dämmernden Strahles durchblickt.
Ha! wie betäubet des Harzes gewürziger Weihrauch die Sinne!
Sind es Träume, die schon schwül mir die Scheitel umwehn?
Horch, was rauschet daher? Den Schatten entflattert der Rabe.
Ach, sein prophetischer Ruf tönet so traurig, so bang!
Rabe, mich machst du nicht beben, es weckt keiner Schandthat Erinn'rung
Dein so trauriger Ruf noch in der Seele mir auf.
Aber wehe dem Frevler, des Tritt diese Stätte entweihet:
An der Sträubung des Haars fasset Entsetzen ihn hier;
Ihm dräut Schrecken das Dunkel, ihm blinket Schrecken der Lichtstrahl,
Schrecken im Rabengekrächz rufet die Gottheit ihm zu.

Man sieht an diesen Zeilen, wie die Vorbilder der antiken Muster mit Ossianschen und Höltyschen Stimmungen noch zusammenfließen. Auf der Höhe des Osterberges bei Tübingen, wo er so oft im Spiel mit den Kameraden sich getummelt oder Schmetterlinge gefangen hatte, las er nun Rittergeschichten, Höltys Gedichte voll sinnender Schwermut und Ossians Lieder voll nordischer Dämmerung und empfindsamer Energie. Daß er seinen naturfrischen, hellen Sinn nicht in dunkeln Träumen verloren hatte, zeigte er einige Jahre später (1806) in dem prächtigen Gedicht „Des Knaben Berglied", das auf dieser Berghöhe entstand.

Um ein wertvolles Stipendium sich nicht entgehen zu lassen, bezog der vierzehnjährige Knabe frühzeitig die Tübinger Universität und folgte dem Rat des Vaters, sich für die Jurisprudenz einschreiben zu lassen, obwohl seine

Neigung auf das Studium der Philologie gerichtet war. Solches geschah schon am 3. Oktober 1801. Durch Repetenten des evangelischen Stiftes ward er in der Kenntnis der alten Sprache weiter geführt, dazu hörte er noch Vorlesungen über Geschichte, Litteraturgeschichte, Naturwissenschaften und Mathematik. Mit seinem Freunde und Schulkameraden Hermann Gmelin*) las er wiederholt die Odyssee und die griechischen Tragiker, besonders den Sophokles. Für den Großvater machte er lateinische Neujahrsgedichte in horazischen Versen, für die Töchter seines Onkels, des Arztes Dr. Uhland, deutsche Geburtstagswünsche. Die erste Bekanntschaft mit altdeutschen Heldendichtungen und Volksliedern machte in seinem poetischen Sinnen und Streben Epoche. „Um diese Zeit," äußerte er sich später, „fand ich bei einem Verwandten, dem Professor Weisse, in einem Journal, das Heidelberger Museum betitelt, Lieder aus dem Heldenbuch, namentlich das Lied vom alten Hildebrand, das tiefen Eindruck auf mich machte." Von der Mathematik fühlte sich der Jüngling nicht angezogen, es fehlte ihm, wie auch für die Naturwissenschaft, die entscheidende Anlage. Auch die Vorlesungen über Geschichte ließen ihn kalt, dagegen fühlte er sich überglücklich, als er vom Geschichtsprofessor Rösler die Erlaubnis erhielt, dessen reiche Bibliothek benutzen zu dürfen. „Wie glücklich war ich," erzählt er, „wenn ich den Saxo Grammatikus in der Übersetzung von Müller oder die Heldensage mit nach Hause nehmen konnte; aus diesem Werke entkeimte meine Vorliebe für die nordischen Mythen. Der Heldensage habe ich meinen „blinden König" entnommen." Und als Professor Seybold in einer Vorlesung über den Homer die Odyssee mit Ossians Gedichten und dem Walther von Aquitanien (einem der altdeutschen Heldensage entnommenen, in lateinischen Hexametern geschriebenen Gedichte) in Parallele setzte, und der freudigen Herzens Zuhörende zum erstenmal in diesem merkwürdigen Liede von Walther und Hildegund die treuherzige Einfalt und wunderbare Frische dieser alten, aus der Phantasie des Volkes hervorgegangenen Sagenwelt mit aller Lebhaftigkeit empfand, da eilte er mit klopfender Brust in die Wohnung des Lehrers, um sich den Waltharius zu leihen. In diesem Liede fand er etwas, was ihm die alten Klassiker nicht boten und bieten konnten, — „frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantasie beschäftigte und ansprach." Das waren die Reize der Romantik, und zwar einer gesunden, urkräftigen Romantik, denen sich der junge Dichter mit ganzer Seele hingab. Der von ihm gedichtete „blinde König", eine kräftige Ballade, wenn auch noch etwas jugendlich überschwenglich, gehört nebst den „sterbenden Helden" schon dem Jahre 1804 an, also dem siebzehnten Lebensjahre Uhlands, und wie schnell sein Talent zu musterhaften Produktionen sich zeitigte, zeigt das schöne Gedicht: „Die sanften Tage", das im Frühjahr 1805 verfaßt wurde. Fr. Notter erzählt, daß ihm aus demselben Jahre ein Manuskript mitgeteilt wurde, auf dessen Titelblatt sich der junge Dichter Ludwig Rio nannte, welches

*) Später Oberjustizrat.

folgende Gedichte enthielt: Entsagung. Gesang der Jünglinge. Lied eines Armen. Die Kapelle. Die Nonne. Der Schäfer. Lied des Gärtners. An den Tod. Der Kranz. Aber auch das unübertrefflich innige und sinnige „Schäfers Sonntagslied“ ist aus diesem Jahr. Lieder, wie die Kapelle, die sanften Tage, Lied eines Armen, Schäfers Sonntagslied, sind schon so vollendet, daß sie mit den besten Goetheschen wetteifern können. Sie sind ebenso klar und gegenständlich geformt, als warm und innig empfunden, schlicht und einfach, voll innerer Musik und zum Singen auffordernd.

Im Jahre 1805 mußte das eigentliche Studium der Rechtswissenschaft aufgenommen werden, und der achtzehnjährige Uhland ging, wenn auch ohne Neigung, doch mit Ernst und Pflichteifer an seine Fachwissenschaft. An ein lustiges Burschenleben war bei ihm nicht zu denken; seine still in sich abgeschlossene Natur hatte ein so reiches inneres Leben, daß ihm die Freuden des geselligen Lebens kein Bedürfnis waren. Dagegen war sein empfängliches, treues und tiefes Gemüt ganz für die Freundschaft geschaffen; im engeren Kreise gleichgestimmter Seelen und gleichstrebender Freunde öffnete sich gern der sonst schweigsame Mund zu Scherz und Ernst. Im Jahre 1804 war Justinus Kerner nach Tübingen gekommen, dessen Liebe zur Poesie, dessen stets bewegliche und fruchtbare Phantasie und biedere Offenherzigkeit die Anziehungskraft auf den spröden, in sich verschlossenen Uhland nicht verfehlte. Durch Kerner ward er mit anderen strebsamen und tüchtigen Studenten bekannt, und es bildete sich ein Freundeskreis, in welchem Uhland die angenehmsten Stunden verlebte. Nächst Kerner trat seinem Herzen besonders Karl Mayer, später Oberjustizrat in Tübingen, nahe; das mit ihm geknüpfte Band der Freundschaft hielt fest bis zum Tode.

Die Stimmung während dieser Studienjahre war eine gehobene, poetische, und manches Lied des Dichters stammt aus dieser Zeit. Die großen politischen Ereignisse, die Schlag auf Schlag einander folgten — die Siege der Franzosen über die Österreicher, das Ende des deutschen Kaisertums, dann die Niederwerfung Preußens infolge der Schlacht bei Jena — berührten die Württemberger in geringerem Maße; der König hielt es mit Napoleon, und die Rheinbundstaaten waren nach Auflösung des deutschen Reichs zufrieden, den mächtigen Franzosenkaiser zum Beschützer zu haben — alle diese Ereignisse brachten keine Störung in das Universitätsleben zu Tübingen. In den Herbstferien des Jahres 1806 unternahm Uhland mit einigen Freunden eine Reise in die deutsche Schweiz; in starken Fußreisen wurde der größte Teil derselben durchwandert. Die großartige Alpennatur mit ihren reizenden Thälern, namentlich der wunderherrliche Vierwaldstättersee mit seinen Erinnerungen an Wilhelm Tell, gewährten nicht geringe Freude und Erhebung. Das Gedicht „Tells Platte“ ist von dieser Reise. Seinen Plan, altdeutsche Sagen und Volkslieder, Sprachdenkmäler und Sitten zu erforschen, schon damals festhaltend, suchte Uhland auch bei den Schweizern nach Volksliedern, und als er sich bei einem Schuhmacher in Meiringen die Stiefel besohlen

ließ, glückte es ihm, dort zwei alte Balladen zu finden, die in Seckendorffs Almanach abgedruckt wurden. Dankbar schickte er von Tübingen aus dem Schuhmacher als Gegengeschenk Schillers Wilhelm Tell.

Die vor wenigen Jahren erschienene Sammlung von Volksliedern, veranstaltet von Achim von Arnim und Clemens Brentano unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn“ hatte ihre Wirkung auf den Kreis der jungen schwäbischen Dichter nicht verfehlt und ganz besonders anregend auf Uhland gewirkt, der sich fortan getrieben fühlte, auch fleißig das Französische und Englische zu lernen und später auch das Spanische und die nordischen Sprachen zu studieren, um die alten Lieder im Urtext lesen zu können. Das Studium der volkstümlichen Dichtungen des Mittelalters, das die sogenannte romantische Schule mit besonderem Eifer anregte, war eine wohlthätige Reaktion gegen das Weltbürgertum unserer Klassiker Goethe und Schiller, die auf ihrer stolzen Höhe des über das Nationale sich erhebenden Allgemein-Menschlichen nur die griechische Formenschönheit als mustergültig anerkannten. So manches gediegene Gold und Silber der Poesie lag in den alten Heldensagen, in den Märchen und Liedern unseres Volkes und wartete nur der glücklichen dichterischen Hand, die es aus den Erzstufen hervorarbeitete und zu schöner Gestaltung brachte. Während aber hochbegabte Romantiker, wie Tieck und die beiden Schlegel, ihre Kraft zu sehr zersplitterten, und weil sie des einfachen keuschen Sinnes ermangelten, der die Einfalt und Treuherzigkeit der Volkspoesie ebenso schlicht und einfach wiederzugeben vermochte, auch den Weg zum Herzen des Volkes nicht fanden; während sie in ihren Dichtungen sich in einer bunten Phantastik der Märchenwelt ergingen, die zum wirklichen Leben alle Beziehung verloren hatte und dem Volke unverständlich und ungenießbar blieb: hielten sich die schwäbischen Dichter im engeren Kreise des gemütlichen Liedes, der Romanzen- und Balladenform, und Uhland war es vorbehalten. auf diesem Gebiete unvergängliche Lorbeeren zu pflücken. Indem er von allen Überreizungen und Überspannungen der Romantiker sich lossagte und an das Gesunde, Natur- und Volksgemäße ihres Strebens sich hielt, indem er Lieder sang, die in ihrer knappen, gedrungenen und doch leicht und frei hingeworfenen, klar durchsichtigen Form der vollendeten Schönheit Goethescher Kunstdichtung gleich kamen, brachte er zugleich das Volkslied und die Romantik wieder zu Ehren und ward recht eigentlich der „Klassiker unter den Romantikern“, wie ihn Strauß sehr bezeichnend genannt hat.

In Opposition gegen das „Morgenblatt für gebildete Leser“, das damals im Cottaschen Verlag unter Redaktion des in Stuttgart lebenden Satirikers Weisser erschien und in etwas nüchterner Weise wider die Romantik Front machte, beschlossen die Romantiker des Uhlandschen Kreises, ein nur geschriebenes „Sonntagsblatt für ungebildete Leser“ herauszugeben und unter sich zirkulieren zu lassen. Gedichte und Aufsätze, Kritiken und allerlei lustige Schnurren wurden diesem Blatte anvertraut, zu dem der in originellem Humor übersprudelnde Kerner die meisten Beiträge lieferte. Auf Kerners Zimmer, im sogenannten „Neuen Bau“, kamen die poetischen

Genossen zusammen und lasen das Sonntagsblatt vor. Uhland legte darin einen mit jugendlicher Begeisterung verfaßten Aufsatz „über das Romantische" nieder, das er als die Sehnsucht nach dem Unendlichen erklärt. „Die Griechen," heißt es u. a., „in einem schönen, genußreichen Erdstriche wohnend, von Natur heiter, umdrängt von einem glänzenden, thatenvollen Leben, mehr äußerlich als innerlich lebend, überall nach Begrenzung und Befriedigung trachtend, kannten oder nährten nicht jene dämmernde Sehnsucht nach dem Unendlichen. Ihre Philosophen suchten es in lichten Systemen aufzufassen, ihre Dichter stellten jeder inneren Regung des Höheren äußerlich eine helle, mit kräftigen Umrissen abgestochene, mit bezeichnenden Attributen ausgerüstete Göttergestalt entgegen. Ihr Olymp stand in lichter Sonne da, jeder Gott, jede Göttin ließ sich klar darauf erblicken.

„Der Sohn des Nordens, den seine minder glänzenden Umgebungen nicht so ganz hinreißen mochten, stieg in sich hinab. Wenn er tiefer in sein Inneres schauete, als der Grieche, so sah er eben darum nicht so klar. Seine Natur lag selbst in den Wolken. Darum waren seine Götter ungeheure Wolkengestalten, ossianische Nebelgebilde; er wußte von Meerfeien, die aus der blauen unendlichen See auftauchten, von Elfen, Zwergen, Zauberern, die alle mit seltsamer Kunde aus den Tiefen der Natur hervortraten. Er verehrte seine Götter in unscheinbaren Steinen, in wilden Eichenhainen; aber um diese Steine bewegte sich der Kreis des Unsichtbaren, durch diese Eichen wehte der Odem des Himmlischen."

Dann spricht er vom romantischen Christentum und von der romantischen Liebe, die auch in dem geliebten Gegenstande ein Höheres, Himmlisches, Unendliches erblickt. „Religiosität und Minne sind es, für die der Helden Kraft rang und strebte. Religiosität, Minne und Tapferkeit machen den Geist des Rittertums aus. Es giebt romantische Charaktere, d. h. solche, die der romantische Glaube ganz ergriffen hat und Motiv ihrer Gesinnungen und Handlungen wird: Mönche, Nonnen, Kreuzritter." „Auch die Natur hat ihre Romantik. Blumen, Regenbogen, Morgen- und Abendrot, Wolkenbilder, Mondnacht, Gebirge, Ströme, Klüfte 2c. lassen uns teils in lieblichen Bildern einen zarten geheimen Sinn ahnen, teils erfüllen sie uns mit wunderbarem Schauder." — „Eine Gegend ist romantisch, wo Geister wandeln, mögen sie uns an vergangene Zeiten mahnen oder sonst in geheimer Geschäftigkeit sich um uns her bewegen. Wir stehen noch außer dem Reigen der luftigen Elfen, die, nach der nordischen Sage, nur der sieht, der innerhalb ihres Kreises steht; aber wir fühlen ihre wehende Bewegung, wir hören ihre flüsternde Stimme. Die Romantik ist nicht bloß ein phantastischer Wahn des Mittelalters; sie ist hohe, ewige Poesie, die im Bilde darstellt, was Worte dürftig oder nimmer aussprechen; sie ist das Buch voll seltsamer Zauberbilder, die uns im Verkehr erhalten mit der dunkeln Geisterwelt; sie ist der schimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter, worauf, nach der Edda, sie zu den Sterblichen herab und die Auserwählten zu ihnen emporsteigen."

Man sieht, wie es in dem äußerlich so trockenen Juristen innerlich

glühete, und wie er sich mit voller Seele den herrschenden Gedanken der Romantiker hingab. Die Arbeiten für die Prüfung und Promotion als Doctor juris mochten dem so poetisch erregten Gemüte drückend genug sein, doch gelangen sie alle gut, und die Prüfungs-Dissertation ward von Sachverständigen als „ein Muster von Feinheit, Schärfe und Reichhaltigkeit" gerühmt. Am 3. April 1810 ward die Ernennung zum Doktor mit einem Schmause gefeiert. Am 6. Mai trat Uhland die Reise nach Paris an, auf die er sich schon lange gefreut hatte, denn er hoffte, in den Pariser Bibliotheken wertvolle Urkunden für die Kenntnis mittelalterlicher Sagendichtung zu finden. Der eigentliche Zweck der Reise war freilich nähere Beschäftigung mit dem französischen Recht und die Kenntnis des französischen Gerichtsverfahrens, welche seit der Einführung des Code Napoléon einem jungen Juristen sehr förderlich werden konnte. Doch da der Zutritt zu den Pariser Gerichtsverhandlungen schwer zu erlangen war, besuchte der junge Gelehrte um so eifriger die Pariser Bibliothek. Dort lernte er Immanuel Becker, den nachmaligen Professor der klassischen Litteratur und Mitglied der Akademie in Berlin, eine ebenso schweig- und strebsame Natur, wie Uhland, kennen, und beide wurden bald vertraut miteinander. Uhland lernte von Becker spanisch und portugiesisch und gab ihm dafür Unterricht in den nordischen Sprachen. Er traf auch mit Varnhagen zusammen und machte die Bekanntschaft von Chamisso, der den hohen Wert der Uhlandschen Gedichte gleich bei dem ersten Bekanntwerden mit denselben erkannt und verkündet hatte. Noch von Paris aus schrieb Chamisso (am 7. Dezember 1810) an Varnhagens Schwester: „Ich kann wohl sagen, daß mich nach Goethe kein Dichter so angeregt hat. Es giebt sehr vortreffliche Gedichte, die jeder schreibt und keiner liest, gar schöne Sonette, und was dergleichen mehr ist; andere wiederum, die keiner schreibt und jeder liest, und von dieser letzten Gattung sind die Uhlandschen; die Form darin ist wegen der Poesie da, wie bei anderen die Poesie wegen der Form. Er selbst ist klein, unscheinbar, dickrindig und schier klotzig."

Uhlands Aufenthalt in Paris verlängerte sich bis in den Winter; die Kälte im großen Bibliotheksaale wurde oft so empfindlich, daß die rechte Hand im Schreiben erstarrte und dann mit der linken Hand weiter geschrieben wurde. Besonders freute er sich über die Auffindung einer Reihe fränkischer Sagen von Pipin, Karl dem Großen und seinen Helden. Im Tagebuche heißt es unter dem 3. Dezember: „Ich hatte morgens in Lope de Vega die Romanze von Kaiser Karl u. s. w. gelesen. Mit dem Gedanken an diesen Fabelkreis ging ich gegen die Notredame-Kirche, auf dem Pont St. Michel vergeblich nach alten Büchern suchend, bis ich endlich ganz unerwartet beim Louvre den Volksroman von Karl dem Großen fand." Köstliche Früchte dieser Lektüre waren die Sagenlieder von Klein Roland, Roland Schildträger und Karls Meerfahrt, die zu dem besten gehören, was Uhland gedichtet hat und was überhaupt in dieser Gattung vorhanden ist. In Paris selber wurden folgende Gedichte geschrieben: Der Rosenkranz. Der nächtliche Ritter. Das Reh. Amors Pfeil. Schicksal. Das Ständchen.

Graf Eberhards Weißdorn. Die Jagd von Winchester. Todesgefühl. Der Ring. Die drei Schlösser. Altfranzösische Gedichte. Eine Abhandlung über das altfranzösische Epos, welche Uhland gleich nach seiner Rückkehr von Paris begann, aber erst im Jahre 1812 von Fouqués „Musen" abdrucken ließ, war bahnbrechend für dieses Gebiet der Forschung. Er wies darin nach, daß in der alten nordfranzösischen Sprache ein Cyklus epischer Gedichte vorhanden sei, welche durch gegenständliche Darstellung einer mächtigen Heldenzeit, durch ruhige Entfaltung der Handlung, durch angemessene Haltung des Stils und Beständigkeit der Versweise den homerischen Gesängen und den Nibelungen würdig sich anreiheten. An dieser fränkischen Heldensage hatte aber das deutsche Volk nicht minder Anteil als das französische, und Uhland hat sie für deutsche Kunst und Wissenschaft erobert. Auf diesen Erwerb war schon lange sein Sinnen und Trachten gerichtet gewesen. Schon am 26. Januar 1807 hatte er an seinen Landsmann Kölle, der in Paris sich aufhielt, geschrieben: „So wollte ich Sie beschwören bei dem heiligen Mutternamen Deutschlands, gehen Sie, wenn Sie immer können, in die Bibliotheken von Paris, suchen Sie hervor, was da begraben liegt an Schätzen altdeutscher Poesie. Da schlummern sie, die bezauberten Jungfrauen, goldene Locken verhüllen ihr Gesicht, wohlauf, ihr männlichen Ritter, löset den Zauber! sie werden heißatmend die Locken zurückwerfen, aufschlagen die blauen, träumenden Augen. Allein sehen Sie nicht ausschließend auf deutsche Altertümer, achten Sie auf die romantische Vorwelt Frankreichs. Ein Geist des Rittertums waltet über ganz Europa. Wo Sie in einem Buche eine schöne Kunde, Legende u. s. w. finden, lassen Sie die nicht verloren gehen, wir haben ja so großen Mangel an poetischem Stoff, an Mythen."

Der Kreis früherer Studiengenossen hatte sich aufgelöst; dagegen schloß sich Gustav Schwab, der im Herbst 1809 in das Tübinger Stift gekommen war, mit ganzer Seele an Uhland an. Der poetische Sinn des jungen Mannes, sein lebhaftes und feines Naturgefühl wirkten belebend und erfrischend auf den älteren Freund, um den sich bald ein neuer Kreis gleichstrebender Freunde sammelte. Mit Justinus Kerner, der sich als praktischer Arzt in Wildbad niedergelassen hatte, ward fleißig gebriefwechselt; Uhland nahm sorglichen Anteil an dessen „poetischem Almanach", der im Jahre 1812 erschien, in welchem er außer den altfranzösischen Gedichten die beiden vortrefflichen kleinen Gedichte „Der gute Kamerad" und „Der Schmied" abdrucken ließ. Das Jahr 1813 brachte einen ähnlichen Almanach unter dem Titel „Dichterwald", den Uhland mit seinem „Singe, wem Gesang gegeben, in dem deutschen Dichterwald" eröffnete und worin er die oben erwähnten Sagenlieder „König Karls Meerfahrt" und „Roland Schildträger" nebst den Perlen volkstümlicher Lyrik „Wanderlieder" mitteilte.

Bei diesem poetischen Schaffen vergaß der Jurist doch nicht sein Brotstudium, und er arbeitete auf juristischem Felde rüstig weiter. Der junge Doktor hatte schon die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen, und es ward ihm der Antrag gemacht, als Accessist (provisorisch angestellter

Sekretär) in die Kanzlei des Justizministers von der Lühe einzutreten. Der Vater riet sehr zur Annahme des Postens, und so bezog denn Uhland (im Dezember 1812) die Kanzlei des Justizministeriums. Seine Aufgabe war, die Strafurteile der Gerichtskollegien, besonders die Todesurteile, zum Vortrag für den König zu bearbeiten. Der Minister wünschte die Berichte immer so abgefaßt zu sehen, wie er glaubte, daß sie am sichersten bei Sr. Majestät durchdringen möchten. Der junge Sekretär wollte aber keine Umwege machen und hatte nur das strenge Recht im Auge, Kabinettsjustiz war nicht seine Sache. Da der Minister seinen Untergebenen zu wenig fügsam fand, unterstützte er auch nicht dessen Gesuch um die Stelle eines besoldeten zweiten Sekretärs beim Justizministerium, und Uhland nahm seinen Abschied, um als Rechtsanwalt in Stuttgart auf eigene Hand seinen Lebensunterhalt zu gewinnen.

Unterdessen war der allgemeine Kampf wider Napoleon ausgebrochen, und selbst Württemberg war dem Völkerbunde beigetreten, obwohl es der König im Herzen mit Napoleon hielt. Uhland war durch seine, wie durch seines schwäbischen Vaterlandes eigentümliche Stellung verhindert, thätigen Anteil an der Befreiung Deutschlands zu nehmen; aber seine Leier sollte nicht stumm bleiben; er sang das frische, trompetenhelle „Vorwärts“ in den Landsturm hinein, und nach dem Sieg der deutschen Waffen machte sich der Schmerz der Resignation in den beiden Strophen „an das Vaterland“ Luft:

Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!
Denn dir, dem neuerstand'nen, freien,
Ist all mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier;
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder dir?

Bald jedoch sollte ihm die Genugthuung werden, nicht bloß als Dichter, sondern auch als Vertreter der Volksrechte seine vaterländische Gesinnung bethätigen zu können. Der Aufschwung, den der Volksgeist genommen, forderte gebieterisch, daß dem Belieben unbeschränkter Fürstenmacht durch Volksabgeordnete, die über die wichtigsten Landesangelegenheiten ein Wort mitzusprechen und in der Gesetzgebung eine mitentscheidende Stimme hatten, ein Damm entgegengesetzt werde. König Friedrich, der im Jahre 1805 die alte württembergische Verfassung aufgehoben hatte, war geneigt, dem Lande eine freisinnige Verfassung wieder zu teil werden zu lassen; aber sie sollte ein freies Geschenk seiner königlichen Machtvollkommenheit sein, nicht erst durch gemeinsame Beratung der Regierung mit den Ständen Geltung erlangen. Uhland stellte sich auf Seite derer, welche sich nichts durch fürstliche Gnade wollten schenken lassen, weil sie in der Wiederherstellung der alten Verfassung schon den rechten Grund und Boden wiedergewannen, auf welchem

von unten auf weiter gebaut werden konnte. War doch das Hauptrecht, Steuern zu bewilligen und zu verweigern und einen Teil derselben selbst zu verwalten, dem Volke bereits in der alten Verfassung gewährleistet. Wie sehr der begonnene Verfassungskampf den patriotisch gesinnten Dichter ergriff, zeigt sich in dem unwillkürlichen Hervordrängen jener Verszeilen in dem Heldenliede von Graf Eberhard dem Rauschebart: Überfall in Wildbad (gedichtet im Juli 1815):

Da denkt der alte Greiner: Es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut.
In Fährten und in Nöten zeigt erst das Volk sich recht,
Drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht.

Uhland war einer der feurigsten und beharrlichsten Verfechter des „guten, alten Rechts"; er redigierte die Eingabe der Stuttgarter Bürger an den König, worin derselbe auf sehr freimütige Weise um Wiederherstellung der alten Verfassung ersucht ward, und dazu dichtete er seine „Vaterländischen Lieder", welche in Scherz und Ernst und volkstümlichem Humor ihre Lanze für das alte Staatsgrundgesetz einlegten. In dem schönen Liede am 18. Oktober 1816 heißt es u. a.:

Ihr Völker, die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

Das ist das Rechte, wenn sich der Dichter nicht selbstgenügsam und ruheliebend auf sein Ich und dessen Liebhabereien zurückzieht, sobald — sei es im Frieden oder im Krieg — das Volk im Kampfe um seine Freiheit und seine auch ihm von Gottes Gnaden zukommenden Rechte begriffen ist. Diese vaterländischen Gedichte gewannen dem Dichter ganz besonders das Herz seiner Landsleute. Im April des Jahres 1817 erklärte er sich gegen eine Adelskammer, welche in dem Verfassungsentwurf der Regierung angenommen war; mit scharf einschneidendem Wort heißt es darin: „Wir machen dem Adel seine Rechte nicht streitig. Aber man spreche uns nicht von Söhnen Gottes und Söhnen der Menschen, man stelle nicht Geburt und Verdienst in Vergleichung! Adelsvorurteil ertragen wir nicht. Darum keine Adelskammer! Kein Stand soll dem menschlichen Verkehr mit dem anderen enthoben sein, alle sollen sich gegenüberstehen; Aug' in Auge, wie es Menschen gegen Menschen geziemt." — „Dreißig Jahre hat die Welt gerungen und geblutet. Menschenrecht soll hergestellt, der entwürdigende Aristokratismus ausgeworfen werden; davon ist der Kampf

ausgegangen. Und jetzt, nach all den langen blutigen Kämpfen, soll eben dieser Aristokratismus durch neue Staatsverträge geheiligt werden? Hierzu einwilligen, ihr Volksvertreter, hieße den Todeskeim in die Verfassung legen, neue Umwälzungen vorbereiten, unsere vernünftige altwürttembergische Verfassung entweihen, die Sache des Vaterlandes und der Menschheit verlassen."

Ehe noch der Verfassungsstreit geschlichtet war, starb König Friedrich I. von Württemberg (30. Oktober 1816); es folgte ihm Wilhelm I., der als Kronprinz an der Spitze der württembergischen Jugend tapfer gegen die Franzosen gefochten hatte. Ihm rief der Dichter bittend zu:

Jetzt, da von neuem Lichte
Die Hoffnung sich belebt,
Und da die Volksgeschichte
Den Griffel warnend hebt:
O Fürst! für dessen Ahnen
Der Unsern Brust gepocht,
Und unter dessen Fahnen
Die Jugend Ruhm erfocht,
Jetzt, unvermittelt, neige
Du dich zu unserm Schmerz!
Ja, du vor allen zeige
Für unser Volk ein Herz!

Der Minister Freiherr von Wangenheim, welcher das Vertrauen des verstorbenen und des neuen Königs besaß, war den Bestrebungen der Altwürttemberger sehr entgegen, mußte aber von Uhland das bittere Wort hören: Du meinst es löblich, doch du hast für unser Volk kein Herz!

Die Stände wurden neu berufen und abermals aufgelöst. Der König regierte zwei Jahre ohne sie. Vom besten Willen für das Wohl seines Landes beseelt, gab er während dieser Zeit durchaus freisinnige Gesetze und verminderte dadurch die Spannung. Als er im Jahre 1819 eine Verfassung den Ständen darbot, die der bürgerlichen Freiheit volle Gewähr leistete, wurde sie (am 23. September) mit Freuden angenommen, obwohl sie das Zweikammersystem enthielt; Uhland hatte die Ehre, daß am 18. Oktober zur Feier des Konstitutionsfestes sein Trauerspiel „Herzog Ernst von Schwaben" im Stuttgarter Hoftheater aufgeführt wurde. Der Prolog schließt mit den begeisterungsvollen Worten:

Ja, mitten in der wildverworr'nen Zeit
Ersteht ein Fürst, vom eignen Geist bewegt,
Und reicht hochherzig seinem Volk die Hand
Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.
Ihr habt's gesehen, Zeugen seid ihr alle,
In ihre Tafeln grab' es die Geschichte:
Heil diesem König, diesem Volke Heil!

Während Uhlands Gedichte erst nach langem Zögern von der Cottaschen Buchhandlung in Verlag genommen wurden (sie erschienen zur Herbstmesse 1815), boten sich zur Herausgabe des „Herzog Ernst" gleich vier Buchhandlungen an: der Name des Dichters war schon populär geworden. Anfangs wurden die Gedichte wenig beachtet, endlich aber schlugen sie durch, und nun folgte schnell eine Auflage der anderen.

Die beiden Dramen Herzog Ernst von Schwaben*) und Ludwig der Bayer wurden während der Verfassungswirren gedichtet; sie geben beide ein rühmliches Zeugnis von der edeln, freien, männlichen Gesinnung des Dichters, enthalten getreue Schilderungen der Zeit und sind voll einzelner poetischer Schönheiten. Wenn sie auch nicht die dramatische Kraft eines Schillerschen Dramas erreichen und überhaupt nicht bühnengerecht sind: so ist doch ihre Lektüre namentlich der Jugend zu empfehlen, der sie die deutsche Treue auf das eindringlichste zu Gemüte führen.

Der neue Landtag trat am 15. Januar 1820 zusammen, und Uhland als Abgeordneter der Stadt Tübingen gehörte zu dem Ausschuß, welcher dem Könige die übliche Antwort auf die Thronrede zu überbringen hatte. Der Monarch unterhielt sich bei dieser Gelegenheit sehr freundlich mit dem Dichter. Am folgenden Tage feierte derselbe seine Verlobung mit Emilie Vischer aus Kalw, Tochter erster Ehe der allgemein verehrten Frau Emilie Pistorius, zu deren Andenken Rückert im Jahre 1816 seine elf Sonette „Rosen auf das Grab einer edeln Frau" dichtete. Am 29. Mai war die Hochzeit, und gerade an diesem Tage fand eine wichtige Sitzung im Abgeordnetenhause statt, der Uhland beiwohnen mußte. Er hatte alle Hände voll zu thun, so daß er von früh bis zwei Uhr mittags im Ständehause blieb, und nach der Trauung, die um drei Uhr stattfand, noch einmal dahin zurückkehrte. Der Glückliche gewann an seiner Gattin die treueste Gehilfin und Teilnehmerin an seinem ferneren Leben und Streben, sie gewährte ihm eine befriedigte, auch äußerlich sicher gestellte Häuslichkeit. Die geist- und charaktervolle Frau begleitete den geliebten Mann auch auf seinen Reisen, die er zur Erforschung altdeutscher Sprachschätze in den Bibliotheken nach verschiedenen Städten Deutschlands unternahm. Sie hatte dabei die Genugthuung, überall Zeuge zu sein von der innigen Verehrung, mit der man den Dichter und Patrioten Uhland in Nord- wie in Süddeutschland feierte. Das Glück dieser Ehe währte ungetrübt über zweiundvierzig Jahre, und nur die Kinderlosigkeit war ein Schatten, der in dieselbe fiel.

Um die Freude des Jahres 1820 voll zu machen, berichtete die Cottasche Buchhandlung, daß die erste Auflage der Uhlandschen Gedichte vergriffen sei; die zweite wurde bedeutend vermehrt. Die heitere Stimmung des Dichters zeigte sich in den geselligen Abendzirkeln, wo der sonst so ernste und gemessene Mann humoristische Einfälle zum besten gab und ein nicht geringes Talent für das Komische offenbarte. Verkleidungen aus dem Stegreif

*) Im August 1817 vollendet.

gelangen ihm vortrefflich, und lange nachher wußte man noch von einer spaßhaften Darstellung der Scharade „Genoveva“ zu erzählen, in welcher Uhland den „Schmerzensreich“ vorstellte, der einen wilden Apfel verspeist. Bei einem anderen lebenden Bilde stellte er den wild=romantischen „Kometen“ dar, welcher mit höchst exzentrischen Bewegungen in die geordnete Reihe der „Planeten“ hineinfuhr, über welche kühne Schwenkungen die Dame „Vesta“ so ins Lachen geriet, daß sie von dem brennenden Spiritus, den sie in einer Schale hielt, einige Tropfen auf den langen Flachsbart des „Saturn“ ausschüttete, der augenblicklich zu brennen begann. Der „Komet“ hatte jedoch Geistesgegenwart, riß den in Flammen stehenden Planeten gleich zu Boden und deckte ihn mit seinem Körper; der Komet war plötzlich ein Feuerlöscher geworden!

Uhland konnte seine Hochzeitsreise nach der Schweiz erst im Juli unternehmen. Kurz vor der Abreise ward er durch den Besuch des Freiherrn Joseph von Laßberg überrascht, mit dem er schon vorher in freundschaftlicher Korrespondenz gestanden und der ihm unlängst mit dem ersten Bande seines „Liedersaales“ ein Geschenk gemacht hatte. Die Freundschaft des edlen Laßberg, der dem Dichter mit innigster Verehrung zugethan war und ihm seine seltenen alten Handschriften und Sammelwerke auf das freundlichste zur Verfügung stellte, war für Uhland von großem Wert. Er wurde durch Laßberg mit den ausgezeichnetsten Männern von Fach bekannt und verlebte viele lehr= und genußreiche Stunden auf dessen Schlössern Meersburg am Bodensee und Eppishausen im Thurgau.

Uhlands landständische Wirksamkeit dauerte von 1820—26. So sehr ihn dieselbe in Anspruch nahm, so setzte er doch seine Studien eifrig fort, und noch während der Sitzungsperiode 1822 gab er seine gehaltreiche Monographie über den Minnesänger Walther von der Vogelweide heraus. Nach Beendigung der Sitzungsperiode lehnte er die Wiederwahl ab, denn er hatte wohl erkannt, daß ihm seine staatsmännische Thätigkeit nie rechte Befriedigung geben werde. Er war nicht Parteimann, aber auch nicht andere mit sich fortreißender Redner, und obwohl er klarer als die meisten die Mängel deutscher Verfassungszustände erkannte, hielt man doch meist seine Forderungen und strengen Urteile für unpraktischen Idealismus.

Um so erfreulicher ward ihm die Berufung an die Universität Tübingen als Professor der deutschen Litteratur. Nach den Osterferien im Jahre 1830 eröffnete er seine Vorlesungen in dem größten, von Zuhörern voll besetzten Hörsaale; er las über Geschichte der deutschen Poesie im 13. und 14. Jahrhundert und später auch über romanische und germanische Sagengeschichte. Dazwischen fielen Erklärungen des Nibelungenliedes. Einmal in der Woche hielt er auch Übungen im mündlichen und schriftlichen Vortrag, es wurden von den Studenten Gedichte und prosaische Aufsätze eingereicht, von Uhland vorgelesen und dann auf ebenso freundliche als belehrende Weise kritisiert. Der Dichter selber erfreute seine Zuhörer mit seinen neuentstandenen Gedichten, wie „Tells Tod“, „Ver sacrum“, „Merlin der Wilde“.

Diese schöne und erfolgreiche Wirksamkeit sollte aber bald wieder unterbrochen werden. Die Pariser Julirevolution hatte auch in Württemberg die konstitutionellen Ideen neu belebt und von dem neu zusammentretenden Landtage erwartete man viel. Die Hauptstadt des Landes rechnete es sich zur Ehre, den Mann zu ihrem Abgeordneten zu wählen, der sich durch Festigkeit, Freimut und Unabhängigkeit der Gesinnung das Vertrauen der Bürger erworben hatte. Uhland nahm die Wahl an. Die Regierung schob aber die Eröffnung des Landtages bis zum Januar 1833 hinaus und löste ihn schon am 22. März wieder auf. Es wurden neue Wahlen ausgeschrieben, und die Regierung bot alles auf, diese nach ihrem Sinne zu lenken. Einen so freisinnigen und hartnäckigen Deputierten wie Uhland suchte sie fernzuhalten; sie verweigerte ihm den Urlaub, um den er vorschriftsmäßig nachsuchte. Uhland aber bedachte sich, so sehr es ihn auch schmerzte, keinen Augenblick und legte alsbald sein Professoramt nieder. Daß er alle liberalen Anträge lebhaft unterstützte, war selbstverständlich. In seiner Rede zur Unterstützung des Antrages seines Freundes Schott, „die Regierung um Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Preßfreiheit durch Aufhebung der Censur zu bitten", sagte er u. a.: „Es war eine alte Verheißung, ein freies, großes Deutschland, lebenskräftig und in Einheit gehalten, wiedergeboren aus dem ureignen Geiste des deutschen Volkes, sollte wieder unter den Völkern Europas erscheinen. Das hatten nicht deutsche Demagogen verkündigt, sondern mächtige Monarchen den Völkern zum Lohn ihrer Anstrengungen verheißen. Es ging aber nichts in Erfüllung. Im Gegenteil wurde der Volksgeist in immer engere Bande geschlagen. Die Beschlüsse, wodurch die Preßfreiheit vernichtet, Bücher und Zeitungsblätter verboten, die öffentlichen Verhandlungen der Volkskammern unter besondere Aufsicht gestellt, Vereine und Versammlungen untersagt, gemeinschaftliche Vorstellungen an den Bundestag über öffentliche Angelegenheiten für ungesetzlich erklärt wurden; alle diese Beschlüsse waren nicht geeignet, den ureignen Geist des deutschen Volks zur Gestaltung zu bringen." Am Schluß des Jahres wurde die Kammer vertagt, und als Uhland nach Tübingen zurückkehrte, ward ihm von der Studentenschaft ein schöner silberner Pokal überreicht, welcher in einem Kranze von Eichenlaub die Inschrift trug: „Dem Meister deutschen Rechts und deutscher Kunst. Die Studierenden der Universität Tübingen." Auf dem Deckel hält ein ruhender Löwe eine kleine Tafel mit der Inschrift: „Das alte Recht". Auch von seinen Stuttgarter Wählern ward ihm ein kostbarer silberner Pokal verehrt. Den unteren Teil desselben bildet eine schön modellierte Jünglingsgestalt mit dem Schwert in der Hand, den anderen Arm um den Stamm einer Eiche geschlungen. Am Baume lehnt der Schild mit der Aufschrift: Wahrheit. An dem äußeren Rande der Trinkschale sind die vier Stände abgebildet: der Handelsstand mit der abgebrochenen Zollschranke, der Lehrstand, die Kunst und der Ackerbau. Den Deckel ziert ein goldener Lorbeerkranz und eine Lyra. Von seiten der Frauen und Jungfrauen Stuttgarts ward ihm ein höchst geschmackvoller Arbeitssessel und ein kunstreich gearbeiteter Fußteppich dargebracht.

Der Regierung gegenüber hatte sich übrigens die Oppositionspartei, zu welcher Uhland gehörte, keiner großen Erfolge zu rühmen; sie wurde vom Volke zu wenig unterstützt, und die reaktionäre Stimmung nahm überhand. Dies bestimmte Uhland samt anderen Liberalen, für die im Jahr 1839 stattfindende Neuwahl die Wahl abzulehnen. Er hatte sich 1830 in seiner Vaterstadt ein eigenes Haus gekauft, frei am Fuß des Osterberges gelegen, mit herrlichem Blick auf das Neckarthal und die Höhen der Alb, und er widmete sich mit neuem Eifer den alten Studien. Ein Heft Sagenforschungen, die Abhandlung „Der Mythus von Thor" (Stuttgart 1836), dann die Sammlung „Alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder" (Stuttgart 1844—45), für welche er so manche Reise in Deutschland und den Nachbarländern unternommen hatte, geben Zeugnis von seiner fruchtbaren litterarischen Thätigkeit. Bei seinem Aufenthalt in Wien 1838 ward er vom Erzherzog Karl zur Tafel geladen und von den Wiener Gelehrten und Dichtern sehr gefeiert. Von Herrn von Karajan zu Tisch geladen, bemerkte er während des Essens, wie das älteste Söhnchen seines Wirtes ihn unverwandten Blickes anschaute. Herr von Karajan gestand seinem Gast, daß er seinem Buben eingeschärft habe, er möge sich den zu Tisch kommenden Mann ja recht anschauen, das sei ein berühmter Mann. Uhland ward durch diese Mitteilung sehr heiter gestimmt, spielte nach Tisch mit den Kindern und ließ sie trotz aller Abwehr der Eltern an sich heraufklettern.

Im dichterischen Hervorbringen war er sehr an die Stimmung gebunden. War diese einmal günstig, dann folgte binnen wenigen Tagen Lied auf Lied, aber dazwischen fielen dann lange, unfruchtbare Zwischenräume. Die letzte ergiebige Zeit war der Frühling und Sommer des Jahres 1834; nachher kamen nur vereinzelte Momente dichterischer Stimmung und Kraft. Einem jungen Mann, der den Dichter fragte, warum er seine Muse so lange in Ruhe lasse, erwiderte er lachend, daß die Muse ihn in Ruhe lasse. Es war das auch ein charaktervoller Zug Uhlands, daß er nur mit ganzer Seele dichten wollte und sich nicht herausnahm, die Muse zu kommandieren. In den Gedichtsammlungen so vieler hochberühmter Dichter stehen manche höchst mittelmäßige Gedichte, die füglich hätten wegbleiben können; in der Uhlandschen Sammlung, die nur e i n e n nicht allzustarken Band umfaßt, findet sich nur wenig mattes Flittergold, da ist fast alles edles, gediegenes Metall.

Als im Jahre 1846 der Gedanke einer regelmäßigen Zusammenkunft der deutschen Altertumsforscher in Anregung gebracht wurde, ließ Uhland im Verein mit den Gebr. Grimm, mit Dahlmann, Ranke, Pertz, Gervinus, Reyscher und Arndt den Aufruf an die deutschen Geschichts-, Rechts- und Sprachforscher ergehen, und im September desselben Jahres kam die zahlreich besuchte Germanistenversammlung in Frankfurt a. M. zustande. In einem begeisterten Toaste hob Uhland hervor, daß die in Poesie und Wissenschaft gepflegten Ideen nun auch bald in die Wirklichkeit eintreten würden, es werde bald wieder von einem deutschen Reich und Parlament die Rede sein, und es wäre ihm zu Mute, als müßten die Bilder der alten Kaiser

(die Versammlung tagte im Römer, dem alten Krönungssaale der Kaiser) aus ihren Rahmen hervorspringen.

Zwei Jahre darauf, im März 1848, wehete ein Frühlingswind der Freiheit durch die deutschen Lande. Uhland ward von dem freisinnigen württembergischen Ministerium auf Anregung Paul Pfizers, des Kultusministers, zu einem der siebzehn Vertrauensmänner ernannt, welcher dem Frankfurter Bundestag zur Vorberatung einer Verfassungsreform beigegeben werden sollten. Vor der Abreise nach Frankfurt ehrte ihn Universität und Stadt durch einen schönen Fackelzug. Bald nach seiner Abreise ward er vom Bezirk Tübingen-Rottenburg zum Abgeordneten für die Nationalversammlung gewählt. Er nahm in der Paulskirche, wo das erste deutsche Parlament tagte, seinen Sitz auf der linken Seite des linken Zentrums und stimmte auch meist mit der Linken. Bei der Wahl des Reichsverwesers am 27. Juni 1848 wollte es der Zufall, daß Uhland zuletzt seine Stimme abgab. Als der Vorsitzende als Ergebnis der Abstimmung die Wahl des Erzherzogs Johann von Österreich zum deutschen Reichsverweser verkündete, erscholl aus der Versammlung und von den Galerieen ein dreimaliges, weithinschallendes Lebehoch, alle Glocken läuteten und die Kanonen donnerten ihre Freudenschüsse. Uhland hatte nicht für den Erzherzog, sondern für Heinrich von Gagern gestimmt; er war im republikanischen Sinne für eine periodische Wahl des Reichsoberhaupts. Hingegen erklärte er sich entschieden gegen einen Ausschluß Österreichs aus dem Reichsverband und sprach sich am 26. Oktober in einer denkwürdigen Sitzung u. a. also aus:

„Meine Herren! Wir sind hierher gesandt, die deutsche Einheit zu gründen; wir sind nicht gesandt, um große Gebiete und zahlreiche Bevölkerungen von Deutschland abzulösen, Gebiete, welche durch Jahrhunderte deutsches Reichsland gewesen, welche auch in den trüben Tagen des deutschen Bundes deutsches Bundesland waren. Nur die Fremdherrschaft, nur die Zeit der tiefsten Schmach hat Deutschland zerrissen; jetzt aber soll der Tag der Freiheit, der Tag der Ehre aufgehen, und jetzt steht es uns nicht an, mit eigenen Händen das Vaterland zu verstümmeln. — — Man hat wohl gesagt: Österreich hat den großen providentiellen Beruf, nach dem Osten hin mächtig zu sein, nach dem Osten Aufklärung und Gesittung zu tragen. Aber wie kann das deutsche Österreich Macht üben, wenn es selbst überwältigt ist? — Mag immerhin Österreich den Beruf haben, eine Laterne für den Osten zu sein, es hat einen näheren, höheren Beruf: eine Pulsader zu sein im Herzen Deutschlands. — Man kann für die Verschiebung anführen, daß gegenwärtig in Österreich große Gärung herrsche. Ich glaube nicht, daß dieser Grund stichhaltig ist: diejenigen Beschlüsse sind immer die besten, wahrhaft praktischen, die an der brennenden Sachlage angezündet sind. Eben weil es gärt, müssen wir die Form bereit halten, in die das siedende Metall sich ergießen kann, damit die blanke, unverstümmelte, hochwüchsige Germania aus der Grube steige."

Und in der Rede am 22. Januar 1849, wo er sich für eine Wahl des

Reichsoberhauptes auf sechs Jahre erklärte und entschieden hervorhob, daß die Wurzel des deutschen Staatslebens eine demokratische sein müsse, äußerte er sich abermals mit Bezug auf den Ausschluß Österreichs:

„Eine wahre Einigung muß alle deutsche Ländergebiete umfassen. Das ist eine stümperhafte Einheit, die ein Dritteil der deutschen Länder außerhalb der deutschen Einigung läßt. Daß es schwierig ist, Österreich mit dem übrigen Deutschland zu vereinigen, wissen wir alle; aber es scheint, manche nehmen es auch zu leicht, auf Österreich zu verzichten. Manchmal, wenn in diesem Saale österreichische Abgeordnete sprachen und gar nicht in meinem Sinne redeten, war mir doch, als ob ich eine Stimme von den Tiroler Bergen vernähme und das Adriatische Meer rauschen hörte. Wie verengt sich unser Gesichtskreis, wenn Österreich von uns ausgeschieden ist. Die westlichen Hochgebirge weichen zurück, die volle und breite Donau spiegelt nicht mehr deutsche Ufer. — — Zum Schluß, meine Herren, verwerfen Sie die Erblichkeit, schaffen Sie keinen herrschenden Einzelstaat, stoßen Sie Österreich nicht ab, retten Sie das Wahlrecht, dieses kostbare Volksrecht. Glauben Sie, meine Herren, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist."

Das war nun freilich nur die ideale Ansicht eines treuen deutschen Gemüts. Uhlands Stimme ist nicht durchgedrungen, und es ist anders gekommen, als Uhland und viele Patrioten dachten; doch die Politik wird mit Erfolg auf praktische Weise gefördert, und unsere Gelehrten und Dichter hätten nimmer das zustande gebracht, was einem genialen praktischen Staatsmann, unserem Bismarck, gelang!

Bei der Kaiserwahl am 28. März erklärte Uhland: „Ich wähle nicht." Nachdem der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die Kaiserkrone zurückgewiesen hatte, von der deutschen Nationalversammlung keine Einigung des großen deutschen Vaterlandes erzielt worden war und viele ihr Mandat freiwillig niederlegten, stimmte er gegen ein Rumpfparlament, das in Stuttgart seine Sitzungen fortsetzen sollte. Doch sein Antrag ging auch hier nicht durch. Uhland hätte nun den triftigsten Grund gehabt, sich von der ohnehin macht- und trostlosen Versammlung ganz zu trennen; aber er wollte trotz der damit verbundenen Gefahr treu ausharren bis ans Ende und ging mit nach Stuttgart. Das Schicksal des in der württembergischen Hauptstadt seine Sitzungen fortsetzenden Parlaments war vorauszusehen; der Minister drohete, er werde die Abgeordneten mit Waffengewalt auseinander treiben lassen, wenn sie nach dieser erhaltenen Weisung noch eine Sitzung halten würden. Die Mitglieder der Nationalversammlung aber beschlossen, die Gewalt über sich ergehen zu lassen; Uhland selber war dafür und fand sich um 3 Uhr nachmittags im Hotel Marquardt ein, von wo aus der Zug der Abgeordneten nach dem Sitzungssaale angetreten wurde. Er stellte sich dem Präsidenten Löwe zur Seite und begann, mit Schott ihn in die Mitte nehmend, den Zug, der sich durch die Langestraße nach dem Reithause bewegte. Am oberen Ende derselben war quer über die Straße Infanterie

aufgestellt, hinter dem Reithaus auf der Hohenstraße hielt Kavallerie. Ein Zivilkommissär mit einer über die Schulter geworfenen weißen Schärpe trat vor die Reihen des Fußvolks und erklärte den Ankommenden, daß keine Sitzung gehalten werden dürfe; dann ging er schnell hinter die Fronte zurück. Der Präsident Löwe forderte die Soldaten auf, ihm, dem Vorsitzenden der Reichsversammlung, Raum zu geben. Kaum aber begann er zu sprechen, so wirbelten die Trommeln, und als er zum zweitenmal sprechen wollte, übertäubte abermals der Trommelschlag seine Worte. Da die Abgeordneten nicht von der Stelle wichen, erhielten die Soldaten Befehl zum Vorrücken, zugleich schwenkten die Reiter ein und nun wurden die Hartnäckigen rechts und links zur Seite gedrängt, Uhland wurde der Hut vom Kopfe gestoßen, doch verwundet ward keiner.

Noch eine traurige Enttäuschung sollte er 1859 erleben. Sardinien im Bunde mit Frankreich schickte sich an, über Österreich herzufallen; er war kein Gegner der italienischen Freiheit, fühlte aber richtig, daß, wenn man jetzt das immer mehr um sich greifende Frankreich gewähren lasse, der Kampf gegen dasselbe immer schwieriger werde. Die deutsche Nation blieb aber in ihrem Handeln gelähmt. Im November desselben Jahres war die Feier des hundertjährigen Geburtstages seines großen Landsmanns Schiller. Der 72jährige Greis zog rüstig nach dem Stuttgarter Schillerfeste und brachte bei dem Festmahl einen schönen Toast auf Schiller aus, der an des großen Dichters unsterbliches Gedicht „Die Glocke" anknüpfte. „Er hat," sagte er unter anderem, „die Glocke" zum Symbol einer umfassenden, dichterisch-sittlichen Weltanschauung erkoren. Eine große, weithallende Glocke ist Schillers ganze Poesie. Der Dichter hat gleichwohl nicht das Haupt emporgeworfen. Im Augenblick, da die blühenden Töchter der Stadt den Fuß der Säule bekränzten, sahen wir das edle, gebeugte Haupt vom hervortretenden Sonnenschein beleuchtet. Über Länder und Meere tönt heute die Festglocke der Schillerfeier. Auch jenseits des Ozeans werden Deutsche, die nun seit zehn Jahren in der Verbannung leben, von einer heftig erregten Zeit her, in welcher selbst die Edelsten nicht auf festem Boden standen, diesen Laut vernehmen, mit schmerzlicher Erinnerung und doch mit freudigem Stolz auf den Gewaltigen aus dem Heimatlande. — — „Heil'ge Ordnung, Himmelstochter", spricht der Meister des Glockengusses; zu der heil'gen Ordnung aber zählt er das frohbewegte Leben „in der Freiheit heil'gem Schutze". Ertönen wird der Glockenruf in die Zerrissenheit des deutschen Gesamtvaterlandes, in dessen klaffende Wunde wir eben erst tief hinabblickten. „Konkordia soll ihr Name sein": Einigung der Herzen, in Schillers Sinne gewiß: Eintracht frischer, thatkräftiger, redlicher deutscher Herzen. Konkordia schalle hoch!"

Uhland ist in mancher Beziehung glücklich zu preisen, daß er nicht mehr das Jahr 1866, das Jahr unseligen Bruderzwistes, das Jahr des blutigen Bürgerkrieges, erlebte. Hätte er es erlebt, so würde er jedoch seine Ansicht über Österreich geändert und Deutschland weniger aus der Vogelperspektive betrachtet haben.

Er feierte noch frisch und munter sein fünfzigjähriges Doktor-Jubiläum (5. April 1860) und unternahm noch im September des folgenden Jahres die gewohnte Reise an den Bodensee und badete auch bei kühlem Wetter. Er hatte sich so abgehärtet, daß er an einem kalten, unfreundlichen Morgen dennoch baden wollte, aber die Badefrau nicht fand. Nachmittags machte er ihr Vorwürfe über ihr Ausbleiben, erhielt jedoch die Antwort: „Wer wird denn auch bei 11 Grad im See baden, und vollends ein so alter Herr, wie Sie!“ Er machte in demselben Herbst noch einen Ausflug an den Wallenstädter-See und besuchte auf der Rückreise seines Freundes Laßberg Grab in Meersburg. Am Schluß des Jahres geleitete er seinen Schwager, den Staatsrat Roser in Stuttgart, mit dem ihn die innigste Freundschaft verband, zu Grabe, und am 25. Februar des folgenden Jahres (1862) starb sein alter Freund Kerner in Weinsberg, und bei strengster Winterkälte geleitete er auch diesen zu seiner Ruhestätte. Einige Tage nach seiner Rückkehr mußte er abermals einem alten Jugendfreund, dem in Tübingen verstorbenen Baur, Professor der Anatomie, die letzte Ehre erweisen. Nun aber stellte sich Heiserkeit ein, der Vorbote ernsten Unwohlseins. Der 26. April, sein 75jähriger Geburtstag, ward in allen deutschen Gauen besonders festlich gefeiert, von allen Seiten trafen glückwünschende Telegramme und Liebeszeichen ein; aber Uhland lag still in seinem Bett und schlummerte öfters ein. Doch konnte er zu Tisch aufstehen und mit den Pflegesöhnen eine gemütliche Stunde zusammensein. Da ward ihm noch eine Geburtstagsgabe, die ihn sichtlich erheiterte und rührte. Aus einer oberschwäbischen Stadt war ein Briefchen angelangt, nach der Handschrift zu schließen von weiblicher Hand —, in welchem ein Goldstück lag. Die Verfasserin des Briefes erzählte, wie sie am letzten Feste der Verkündigung Mariä (25. März) nach der Messe spazieren gegangen sei und zu dem blauen, sonnenhellen Frühlingshimmel aufgeschaut habe. Da wären ihr die herrlichen Verse von Uhlands „Waller“ in den Sinn gekommen, und sie hätte so recht lebhaft der Worte gedacht:

Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?

daß sie, „froh in dem Bewußtsein, daß die Reine, die der Himmel mit seinen Gnaden überschüttet, solch einen würdigen Sänger gefunden, den Entschluß gefaßt habe, demselben zu seinem 75. Geburtsfeste den Tribut ihrer Verehrung darzubringen.“ „Trinken Sie dafür,“ heißt es ganz naiv, „eine Flasche des allerbesten Weins, der Ihr Herz mit Himmelswonne laben möge.“ Wir wollen das Geld ins Armenhaus schicken! meinte Uhlands Gattin. „Zweimal so viel,“ entgegnete der greise Dichter, „aber der Dukaten gehört mir, und der freundlichen Geberin muß ihr Wille geschehen.“ Dieses so treuherzig dargebrachte Geschenk mußte aber auch dem Dichter wohler thun, als die glänzendsten Ehrenbezeugungen. Die hohen Orden, mit denen ihn

zwei gekrönte Häupter, die Könige von Preußen und von Bayern, schmücken wollten, hatte er mit fast eigensinniger Entschiedenheit ausgeschlagen, aber diese aus dem Volksherzen kommende Huldigung erquickte ihn.

Noch unternahm der Greis eine Badereise nach Jaxtfeld, doch das Bad blieb ohne Wirkung; die schlaflosen Nächte mehrten sich, und es entwickelte sich ein Gehirnleiden, das öfters das Bewußtsein trübte. Den nicht geringen Atembeschwerden, welche der Kranke mit gottergebener Geduld ertrug, machte der Tod, der am 13. November abends 9 Uhr erfolgte, ein Ende.

Nach den Reden, die der Dekan Georgii, der Oberjustizrat Sick (Stadt-Schultheiß von Stuttgart) und der 76jährige Busenfreund Uhlands, der Dichter Karl Mayer, gehalten hatten, trugen auch Ludwig Seeger und J. G. Fischer ihre Trauergedichte vor. Fischers schönes Dichterwort möge auch die biographische Skizze schließen.

Am Grabe Ludwig Uhlands.

Heilige Stätten sind es, wo der Fußtritt
Hoher Menschen gewandelt; aber eine
Ist die heiligste: wo um ihre Asche
Dankend die Nation sich sammelt;

Wo in den Markstein, welcher eines großen
Lebens Grenze beschließt, die Weltgeschichte
Einen Namen gegraben, dessengleichen
Nur in Jahrhunderten einer aufsteht.

Heute auch dir, du sonnenheller Name,
Wies die Stätte der Geist, der dich gesendet,
Deinem Volke zu zeigen, welch ein Segen
Eines erprobten Mannes Kraft ist.

Und wir empfinden ganz den Meistersegen
Mit den Tausenden allen, welche ferne
Dieses seltenen Tags mit uns gedenken,
Dankend wie wir dem selt'nen Toten.

Wenige Augenblicke — und wir scheiden,
Deinem Schlummer allein dich überlassend;
Aber deines begeisterten Volkes Herz wird
Stärkung an deinem Grabe suchen.

Weinende Jungfrau'n, denen deine Harfe
Goldne Lieder ins Herz klang, werden kommen,
Die Gelübde zu lösen, die sie deiner
Frauengestalten Vorbild schwuren.

Aber an euch, ihr deutschen Musensöhne,
Die die Fackel vor Uhlands Namen schwingen,
Wird sein Mahnen ergehn und vom Pokal euch
Rufen zum ernsten Männerkampfe.

Jünger des Lied's, auch ihr, kommt und lernet,
Welche Lieder und Thaten eurem Volke
Perlen gelten, die echten Wert's gewiß sind;
Kommet und lernt's an diesem Grabe.

Drängen doch die sich selbst zur Fahne, denen
Keine Ader von sinem Geist geworden,
Weil sie hörten, wie hell der Schild erglänze
Über dem Grabe des Patrioten.

Endlich, wenn du erscheinst, du Geist der Zukunft,
Suchst du unter den Namen, die für Deutschlands
Sieg und Ehre im Vordertreffen stritten,
Und du wirst rufen: Ludwig Uhland!

Die zahlreiche Trauerversammlung ward tief ergriffen, als das Echo die letzten Worte des begeisterten Redners wiederholte und wie zur Bestätigung und Bekräftigung des Gesprochenen rief: Ludwig Uhland!

Lord Byron*).

George Noël Gordon, Lord Byron, stammte väterlicherseits aus einer Familie, deren Stammbaum bis in die Zeiten Wilhelms des Eroberers hinaufreicht; von mütterlicher Seite stand er mit der schottischen Königsfamilie in verwandtschaftlicher Beziehung. Sein Großvater, John Byron, war der bekannte Admiral, der durch seine kühnen Seereisen und seine Unglücksfälle die allgemeine Teilnahme erregte. Der Großoheim, Lord William Byron, ein sehr heftiger Mann, ward 1765 von dem Hause der Pairs in Untersuchung gezogen, weil er in einem Duelle seinen Verwandten und Nachbar

*) Briefe und Tagebücher des Lord Byron mit Notizen aus seinem Leben. Von Thomas Moore. In 4 Bänden. Aus dem Englischen (Braunschweig, Meyer 1830 bis 1831). Conversation of Lord Byron by Capt. Thomas Medwin (London, 1824). Deutsch: Gespräche mit Lord Byron. Ein Tagebuch rc., Stuttgart, 1825. Lord Byron en Italie et en Grèce etc. par le Marquis de Salvo (dem Vertrauten des Lords), London, 1825. Lord Byron and some of his contemporaries etc. by Leigh Hunt, woraus im Morgenblatt 1856, Nr. 5. 6. 7. sehr schätzenswerte Mitteilungen sich finden

Chaworth getötet hatte. Byrons Vater, John Byron, Kapitän der königlichen Garde, entführte dem Lord Carmarthen die Gemahlin nach dem Kontinente und heiratete sie, nachdem jener Lord die Ehescheidung erlangt hatte. Doch schon 1784 starb dem Kapitän diese seine Frau, und da er wegen seiner vielen Schulden in sehr mißlichen Umständen war, warf er sein Auge auf Miß Katharine Gordon, einziges Kind und Erbin von Georg Gordon Esq. von Gigth. Die schottische Dame hatte ein gutes Herz, war aber geneigt zu leidenschaftlichster Erregung des Gefühls. Eines Abends, als sie im Edinburgher Theater die Rolle der Elisabeth (in Otways „Gerettetem Venedig") von der Miß Siddons darstellen sah, war sie von der hinreißenden Kunst dieser großen Schauspielerin so sehr ergriffen, daß sie gegen das Ende des Stücks in heftige Nervenkrämpfe fiel und unter dem lauten Ausruf: „O, mein Byron, mein Byron!" fortgebracht wurde. Bei Gelegenheit ihrer Verheiratung erschien, von einem schottischen Reimsänger verfaßt, die Ballade:

Miß Gordon von Gigth.

Wohin bist du gegangen, Miß Gordon so schön,
Wohin bist du gegangen, du wackere Maid?
Ach, vermählt dich, vermählet mit Byron zu sehn,
Der die Güter von Gigth so bald zerstreut!

Von England kam er, der ruchlose Mann,
Der Schotte weiß nichts von seinem Haus',
Er hält Weiber, um Geld geht die Pächter er an,
Bald ist's mit den Gütern von Gigth da aus.
  Wohin bist du gegangen 2c.

Das Knallen der Büchsen, der Trommeln Schall,
Des Spürhunds Gebell, das Heulen der Jagd,
Das Horn in dem Wald, die Pfeife im Saal —
Bei den Tönen ist Gigth bald durchgebracht.
  Wohin bist du gegangen 2c.

Es dauerte nur zwei Jahre, bis die Worte des Balladensängers sich erfüllten. Im Jahre 1785 war die Hochzeit, im Sommer 1786 ging das Ehepaar nach Frankreich, im Jahre 1787 wurden die Besitzungen von Gight nebst Zubehör verkauft „von Gerichts wegen", und Byrons Gattin sah sich aus ihrem Überfluß plötzlich auf ein jährliches Einkommen von 150 Pfund herabgebracht. Mit schwerem Herzen kehrte sie am Ende des Jahres 1787 nach England zurück, und bald nachher, am 22. Januar 1788, gebar sie ihr erstes und einziges Kind, George Gordon Byron.

Die arme Frau sah sich genötigt, aus dem teuren London nach dem wohlfeileren Aberdeen in Schottland zu ziehen, wohin ihr der Kapitän folgte, nicht um sie zu trösten, sondern noch das letzte Geld von ihr zu erpressen,

dessen er habhaft werden konnte. Mistreß Byron, obwohl sie den ungetreuen Gemahl noch immer zärtlich liebte, kam aus einem Verdruß in den andern und konnte ihren Unmut doch nur an ihren Hauben und Kleidern auslassen, die sie in ihrer leidenschaftlichen Aufregung oft zerriß, welches Experiment ihr der kleine Geordie (wie man das Kind nannte) bald nachzuahmen verstand. Als er einst von seiner Amme heftigen Tadel erfuhr, daß er sein neues Kleid beschmutzt, überfiel ihn jene „schweigende Wut", wie er selbst sie nennt; er ergriff das Kleid mit beiden Händen, zerriß es von oben bis unten und stand da, dem Zorn seiner Tadlerin die Stirn bietend, in trotzigem Schweigen.

Durch einen Zufall war der Knabe von seiner Geburt an mit einem Fußübel behaftet, das für ihn eine Quelle vieler Schmerzen und Beschwerlichkeiten ward. Der kranke Fuß ward zwar geheilt, aber das Hinken blieb. Die treue Amme sang den kleinen Patienten, wenn ihm die Maschinen oder Verbände angelegt wurden, oftmals in Schlaf, oder erzählte ihm auch allerlei Märchen und Geschichten, an denen er gleich den meisten Kindern großen Gefallen fand. Sie lehrte ihn auch früh eine Menge Psalmen hersagen; der erste und dreiundzwanzigste waren die ersten, die gelernt wurden. Unter der Leitung des sehr achtungswerten Frauenzimmers wurde er früher, als es sonst bei der Jugend der Fall ist, mit der heiligen Schrift vertraut, und das Lesen des Buches der Bücher war ihm so zum Bedürfnis geworden, daß er noch 1821 an seinen Buchhändler Murray aus Italien schrieb, er wünsche mit erster Gelegenheit eine Bibel zu erhalten. „Vergessen Sie es nicht, denn ich bin ein großer Verehrer dieses Buches, in welchem ich häufig lese; — ich hatte es von Anfang bis zu Ende, ehe ich acht Jahre alt war, gelesen, d. h. das Alte Testament, denn dieses zog mich an als ein Vergnügen, während die Lektüre des Neuen nur den Reiz eines Unternehmens für mich hatte." Immerhin ein psychologisch merkwürdiger Zug, wie ein dem Kinde lieb gewordenes Buch noch bei einem durchaus weltlichen, wüsten Leben des Mannes seine Anziehungskraft behaupten konnte.

Durch ihr zugleich festes und frommes Wesen gewann die Amme und ihre im Dienst ihr folgende Schwester bald mehr Einfluß und Ansehen bei dem Kinde, als die Mutter, deren launenhafte Ausbrüche von Verdruß und Zärtlichkeit stets wechselten. Jedes körperliche Übel, wenn es sonst nicht nachteilig auf das Gehirnleben wirkt, zeitigt die Entwickelung der Seelenkräfte; dies war auch bei Byron der Fall, dem der kranke, mißgestaltete Fuß früh das Selbstbewußtsein weckte. Als einst seine Amme mit einer andern auf dem Spaziergange zusammentraf, sagte letztere: „Was für ein hübsches Kind doch der Byron ist! Schade, daß er ein solches Bein hat!" Bei dieser Erwähnung seiner Schwäche funkelten die Augen des Kindes vor Zorn, er schlug nach der Person mit einer Peitsche und rief: „Sprich nicht davon!" Indessen gewann bald sein Geist solche Überlegenheit, daß er selber über seine Lahmheit scherzte, und als er einst mit einem Knaben zusammentraf, der an dem gleichen Fehler litt, rief er lachend: „Kommt und sehet die

beiden jungen Herren, wie sie mit ihren Krummfüßen die breite Straße hinauf gehen!"

Eines Abends nahm die Amme ihren Pflegebefohlenen mit ins Theater, wo Shakespeares Lustspiel „Die gezähmte Zankfüchtige" gegeben wurde. Eine Zeitlang folgte der Kleine dem Stücke mit schweigender Aufmerksamkeit, als aber in der Szene zwischen Katharina und Petruchio die folgende Stelle kam:

Kath. Ich weiß, es ist der Mond!

Petr. O nein, ihr lügt, es ist die liebe Sonne!

fuhr Geordie von seinem Sitz auf und rief keck: „Ich sage aber doch, es ist der Mond, Herr!"

Kapitän Byron war wieder nach Frankreich gegangen, nachdem er seine Frau zur Bettlerin gemacht hatte. Diese lebte zwar schon in Aberdeen getrennt von ihm, konnte aber doch nicht umhin, von Zeit zu Zeit die Geldforderungen des Verschwenders zu befriedigen. Er starb zu Valenciennes 1791; bei der Nachricht von seinem Tode sollen die Äußerungen des Schmerzes der Mrs. Byron bis fast zur Geistesverwirrung gegangen und ihr Geschrei so laut geworden sein, daß es in den Straßen gehört wurde.

Der junge Byron ward in seinem fünften Jahre in die Schule von Aberdeen geschickt, wo er jedoch das zu Lesende viel eher auswendig lernte, als daß ihm die Buchstaben geläufig wurden. Er machte sehr langsame Fortschritte in den Schulwissenschaften, zeichnete sich aber desto mehr in allerlei gymnastischen Übungen aus, und als die Mutter im Jahre 1796 mit ihm nach den schottischen Hochlanden zog, wirkte die gesunde Bergluft zusehends auf die Gesundheit des Leibes und der Sinne. Der Anblick der Berge trug gewiß viel dazu bei, die in der jungen Seele vorhandenen Keime der Dichtkunst zu wecken und das Gemüt mit den Bildern des Großen und Erhabenen zu erfüllen.

Dort irrt' ich als Kind in früheren Stunden,
Die Mütz' auf dem Haupt, um die Schultern den Plaid,
Ich dacht' an die Führer, schon lange entschwunden,
In die Schatten gestreckt, die der Fichtenwald beut.
Heim kehrt' ich nicht, eh' nicht die Sonne gesunken,
Die dunkelnde Luft der Polarstern erhellt,
In Sagen des Ruhms war die Seele versunken
Von Loch-na-Gars rauhen Bewohnern erzählt.

Die Bergwelt an sich macht keine Seele poetisch, die es nicht schon ist; aber sie zieht poetische Gemüter unwiderstehlich an, und plötzlich treten dann die Jugendeindrücke, auch wenn sie jahrelang zu schlafen schienen, in aller ihrer Glorie hervor. „Nie vergesse ich" — schrieb Byron später — „den Eindruck, den einige Jahre nach meiner Ankunft in England, nachdem ich seit so langer Zeit nichts gesehen hatte, was einem Berge auch nur en miniature ähnlich war, die Malvernberge auf mich machten. Seit meiner Rückkehr nach Cheltenham war ich gewohnt, sie jeden Abend nach Sonnenuntergang zu

betrachten, wobei mich Gefühle bewegten, die zu beschreiben ich unfähig bin."

Auch während seines Aufenthaltes zu Aberdeen pflegte der Knabe Byron nicht selten sich vom Hause ganz heimlich zu entfernen und seinen Weg nach dem Meere zu nehmen, das er ebenso liebte wie die Berge. Einmal nach langem und ängstlichem Rufen fand man den abenteuernden kleinen Schwärmer in einem morastigen Bruche stecken, aus dem er sich selbst nicht hatte wieder emporarbeilen können.

Früher noch als Dante, der in seinem neunten Jahre Beatrice liebte, faßte Byron, da er kaum das achte Jahr erreicht hatte, eine zärtliche Neigung für seine Cousine, Mary Duff, und eine Stelle aus seinem Tagebuche vom Jahre 1813 zeigt, wie lebendig sich diese seine erste Liebe in der Erinnerung festgesetzt hatte:

„Ich habe mich in der letzten Zeit recht viel in Gedanken mit Marie Duff beschäftigt. Wie seltsam, daß ich die innigste, hingebendste Zärtlichkeit für dieses Mädchen in einem Alter fühlte, wo ich weder Leidenschaft empfinden, noch selbst die Bedeutung des Wortes verstehen konnte. Meine Mutter pflegte mich immer mit dieser kindischen Liebe aufzuziehen; zuletzt lange Zeit nachher, als ich sechzehn Jahre alt war, sagte sie mir eines Tages: „„Byron, ich habe einen Brief aus Edinburgh von Miß Abercromby erhalten; deine alte Geliebte, Marie Duff, hat sich mit einem Herrn C. verheiratet."" Was war meine Antwort? Ich kann die Gefühle, die in jenem Augenblick mich bewegten, nicht auseinandersetzen; aber es fehlte wenig, daß sie mir Krämpfe zuzogen, wobei meine Mutter so erschrak, daß, als ich hergestellt war, sie gänzlich vermied, den Gegenstand wieder zu berühren, und sich damit begnügte, ihn allen ihren Bekannten zu erzählen."

Obgleich seine Aussicht, zu dem Titel seiner Vorfahren zu gelangen, anfangs sehr ungewiß war, da ein Enkel des damals noch lebenden Lord Großoheim vorhanden war, so hegte doch Mrs. Byron von der Geburt ihres Sohnes an die feste Zuversicht, daß derselbe nicht nur dereinst Lord, sondern auch ein großer Mann werden würde. Vielleicht hatte ein Dorfwahrsager — denn sie war sehr abergläubisch — ihr so etwas prophezeit, da sie ihre Hoffnung gerade auf die Lähmung des Knaben gründete und solche Schwächen in der Regel von den Wahrsagern benutzt werden, um eine Ausgleichung von seiten des Schicksals damit in Verbindung zu bringen. Doch schnell genug ging die Hoffnung in Erfüllung.

Jener Enkel des Lords Byron starb, bald darauf der Lord selbst zu Newstead-Abbey, und George Byron ward Erbe von Rang und Eigentum. In das unverhoffte Glück konnte sich der Knabe anfangs selber kaum finden; er soll zu seiner Mutter gelaufen sein und sie gefragt haben, „ob sie an ihm wohl irgend einen Unterschied wahrnehme, seit er Lord geworden sei, denn er könne keinen bemerken." Daß jenes kurze Wort eine zauberähnliche Veränderung hervorbringen müsse, hatte das Kind nur zu richtig geahnt; es war ein Wendepunkt in seinem Leben, der diesem nun eine ganz andere

Richtung gab. Als sein Name in der Schule zum erstenmal mit dem Titel Dominus aufgerufen wurde, war er unfähig, die übliche Antwort „adsum“ (bin gegenwärtig) auszusprechen; er stand schweigend da, ringsum von seinen Mitschülern angestarrt, und brach zuletzt in Thränen aus.

Es war im Sommer des Jahres 1798, als der elfjährige Lord Byron mit seiner Mutter und ehemaligen Amme Schottland verließ, um von dem alten Wohnorte seiner Ahnen Besitz zu nehmen. Sie waren schon bei der Zollschranke von Newstead angelangt und sahen die Waldungen der Abtei vor sich ausgebreitet, als Mrs. Byron, sich stellend, als ob ihr der Ort unbekannt sei, die Bewohnerin des Zollhauses fragte, wem der Rittersitz gehöre? Sie erhielt zur Antwort, daß der Eigentümer, Lord Byron, vor einigen Monaten gestorben sei. „Und wer ist der nächste Erbe?“ fragte die stolze und glückliche Mutter. „Man sagt, es sei ein kleiner Knabe, der zu Aberdeen wohnt.“ „Dies ist er, Gott erhalte ihn!“ rief die Amme, die sich nicht länger halten konnte, und den jungen Lord mit Entzücken küßte, der auf ihrem Schoße saß.

Wäre der Knabe zehn Jahre später ein „Herr“ geworden und seine Erziehung nur einigermaßen folgerecht gewesen, so würde bei seiner Begeisterung für alles Edle und Große wahrscheinlich auch ein sittlich großer Mann aus ihm geworden sein. Nun aber war seine Person plötzlich mit einem Glanze umgeben, der den Stolz und Eigenwillen steigern mußte; die Mutter, launenhaft und leidenschaftlich, zu unrechter Zeit streng und wieder nachsichtig, wirkte geradezu verderblich auf die Charakterbildung ihres Sohnes. Wollte sie zuweilen in ihrer Wut einen Versuch machen, den ungezogenen Buben zu züchtigen, so war dieser, trotz seiner lahmen Füße, viel schneller als die kleine und sehr korpulente Mutter und lachte sie aus. Dann rief sie wohl, von Leidenschaft geblendet: „Du lahmer, hinkender, ungezogener Junge!“ und solche Demütigung schlug dem bei aller Wildheit doch zarten Gemüte Byrons tiefe Wunden. Er behielt die Mutter wohl lieb, ohne sie eigentlich achten zu können. Und sonst war niemand, der dem Knaben fest entgegentrat.

Der Vormund, Lord Carlisle, hatte nie Gelegenheit gehabt, den Knaben näher kennen zu lernen, und übernahm sein Geschäft nur mit Widerstreben. Das heftige Wesen der Mrs. Byron kannte er wohl und hütete sich deshalb um so mehr, mit ihr in nähere Berührung zu kommen. Das einzige, was dem jungen Lord Byron imponierte, war — der verstorbene Großoheim. Von diesem gingen allerlei seltsame Geschichten unter den Leuten um, da er nach den letzten Ausbrüchen seiner Leidenschaften ganz einsam gelebt hatte. Wenn er sich aber sehen ließ, dann zitterten die Landleute vor ihm. Auf die leicht entzündbare Phantasie seines Nachfolgers wirkte dies höchst eindringlich. Der junge Lord folgte sogleich dem Großoheim in der Sitte, beständig Waffen mit sich zu führen; er hatte gewöhnlich die Seitentaschen mit kleinen, geladenen Pistolen versehen und übte sich frühzeitig im Schießen, um später die Duelle, auf welche er sich schon freuete, gut ausfechten zu können.

Die Mutter hatte immer noch Hoffnung, den Fußschaden ihres Sohnes geheilt zu sehen, und brachte den Knaben nach Nottingham zu einem Heilkünstler, Namens Lavender, der ein roher Empiriker war; er rieb den Fuß eine Zeitlang mit vielem Öl ein, drehte das Glied gewaltsamer Weise um und zwängte es in eine hölzerne Maschine ein. Damit der Patient indes nicht in seinen Schulkenntnissen zurückkomme, erhielt er von einem achtungswerten Lehrer, Rogers, in der lateinischen Sprache Unterricht und lernte den Virgil und Cicero kennen. Während der Unterrichtsstunden litt er oft, wegen der gewaltsamen Stellung seines Fußes, heftige Schmerzen, weshalb der Lehrer ihm einstmals sagte: „Es thut mir sehr leid, Mylord, Sie da so in Schmerzen zu sehen, denn ich weiß, daß Sie leiden.“ „Thut nichts,“ antwortete der Schüler, „Sie sollen davon bei mir keine Spur erblicken.“ Den Lehrer Rogers hatte er sehr lieb, seinen Quäler Lavender, dessen Quacksalberei er durchschauete, verachtete er. Um seine Unwissenheit lächerlich zu machen, schrieb er einstmals eine Reihe sinnloser Wörter auf ein Blatt Papier, brachte solches dem „alles wissenden“ Herrn und fragte, was für eine Sprache das sei? Der dumme Medikus, welcher seine Unwissenheit nicht eingestehen wollte, antwortete voll Zuversicht: „das ist italienisch!“ — unter triumphierendem Gelächter des jungen Satirikers.

Da die Heilversuche des Nottinghamer Arztes ohne Erfolg blieben, ging Mrs. Byron mit ihrem Sohne nach London, wo der Dr. Baillie die Kur übernahm und der Schulunterricht im Institut des Dr. Glennie zu Dulwich fortgesetzt wurde. Der kranke Fuß ward abermals in eine künstliche Form eingezwängt und sehr mäßige Bewegung vorgeschrieben. Dr. Glennie hatte aber große Not, dieser Vorschrift Gehorsam zu verschaffen; denn so ruhig sich auch der junge Lord beim Lernen verhielt, um so ausgelassener war er, wenn es zum Spiel ging; er wollte es in Leibesübungen allen Mitschülern zuvorthun.

In den Mitteilungen, die Dr. Glennie später über seinen Zögling machte, heißt es: „Er war fröhlich, gutmütig und von seinen Mitschülern geliebt. Seine Bekanntschaft mit der Geschichte und Poesie ging weit über die gewöhnlichen Grenzen seines Alters hinaus, und in meinem Studierzimmer (wo ihm sein Bett eingeräumt war) fand er manches Buch, um seinen Geschmack zu bilden und seine Neugierde zu befriedigen; unter andern eine Reihenfolge von Dichtern von Chaucer bis zu Churchill, von denen ich behaupten möchte, daß er sie mehr als einmal von Anfang bis zu Ende durchgelesen hat. Mit dem historischen Teile der heiligen Schrift zeigte er schon in diesem Alter eine vertraute Bekanntschaft; er war höchlich erfreut, sich über selbige mit mir, insbesondere nach unseren Religionsübungen am Sonntag Abend, unterhalten zu können, und sprach dann über die Gegenstände der Bibel mit jedem Anzeichen der Überzeugung von den in ihr enthaltenen Wahrheiten. Daß die auf solche Weise in seinem Knabenalter empfangenen Eindrücke sich ungeachtet der Unregelmäßigkeiten seines nachherigen Lebens tief seinem Herzen eingeprägt hatten, das — setzt der Erzähler

hinzu — muß jedem aufmerksamen Leser, der seine Werke im ganzen betrachtet, unbezweifelt erscheinen, und ich habe mich niemals von der Überzeugung trennen können, daß bei den befremdenden Verirrungen, die seine spätere Lebensbahn so unglücklich bezeichnen, es ihm sehr schwer gefallen sein müsse, die besseren in früher Jugend eingesogenen Grundsätze zu verletzen.

Die Mutter hätte dem tüchtigen Pädagogen die Erziehung ihres Sohnes überlassen sollen, statt dessen ließ sie ihn, dem Willen des Dr. Glennie entgegen, vom Sonnabend bis Montag in ihre Wohnung zu London kommen, ja behielt ihn nach Laune wohl eine ganze Woche bei sich, ließ ohne Auswahl Gespielen kommen und sorgte für allerlei Kurzweil. Zuweilen trat der Lord Carlisle dazwischen, und durch ihn ermutigt, versuchte Dr. Glennie, sich den Sonnabendsbesuchen zu widersetzen. Aber dann kam Mrs. Byron wie eine Furie in seine Anstalt und brachte alles in Alarm, so daß selbst ein Mitschüler zu dem Sohne sagte: „Byron, deine Mutter ist eine Närrin!“ „Ich weiß es,“ antwortete dieser finster.

Aus dem stillen Dulwich kam der Knabe nach dem Harrow-Gymnasium, in das Geräusch einer öffentlichen Schule, das ihn anfangs beängstigte. Der damalige Vorsteher, Dr. Drury, berichtet: „Der Geschäftsträger Lord Byrons überwies diesen meiner Aufsicht, als er 13½ Jahre alt war; er bemerkte, daß seine Erziehung vernachlässigt und er zum Eintritt in eine öffentliche Schule nicht gehörig vorbereitet sei, daß er jedoch Spuren eines hellen Verstandes zu verraten scheine. Als er weggegangen war, nahm ich meinen neuen Schüler in mein Studierzimmer und versuchte es, ihn durch Erkundigungen nach seinen bisherigen Unterhaltungen, Beschäftigungen und Bekannten gesprächig zu machen, hatte aber wenig Erfolg und sah bald, daß ein wildes Gebirgsfüllen meiner Führung übergeben war. Aber es lag Geist in seinen Blicken. Vor allen Dingen war es erforderlich, ihn mit einem älteren Knaben vertraut zu machen, um ihn an seine Umgebungen und einige Teile des Systems, in dessen Kreisen er sich bewegen mußte, zu gewöhnen. Die Auskunft aber, die er von seinem Führer erhielt, befriedigte ihn wenig, als er von den Fortschritten einiger Schüler, die jünger als er selbst waren, hörte und aus seiner eigenen Schwäche abnahm, daß er unter sie gesetzt und dadurch gedemütigt werden würde. Als ich dies sah, ordnete ich ihn unter die besondere Aufsicht eines Lehrers und gab ihm die Zusicherung, daß er nicht eher seinen Platz erhalten sollte, als bis er durch Fleiß in den Stand gesetzt sei, mit seinen Altersgenossen es aufzunehmen. Dies gefiel ihm, und er befand sich nun mit seinen Mitschülern auf einem besseren Fuße, doch blieb bei ihm noch geraume Zeit eine gewisse Scheu zurück. Sein Betragen und sein Temperament halfen mir bald zu der Überzeugung, daß es leichter sein werde, ihn an einem seidenen Faden als an einem Ankertau zu lenken — und danach verfuhr ich.“ Byron selber erzählt von seiner Schulzeit zu Harrow, daß er beim Spiel oder Anstiften von Unfug wohl thätig gewesen sei, auch gern

die Werke der neueren englischen Litteratur gelesen habe, „in jeder anderen Hinsicht aber faul gewesen sei." „Zu streng anhaltendem Arbeiten konnte ich mich nicht entschließen. Meine Fähigkeiten waren mehr oratorisch und martialisch als poetisch, und Dr. Drury, unser erster Lehrer und mein großer Gönner, hegte nach der Geläufigkeit meines Vortrags, meinem stürmischen Wesen, meiner Stimme, meiner Fülle der Darstellung eine starke Vermutung, daß ich einst Redner werden würde." Der berühmte Staatsmann und Redner Sir Robert Peel war mit Lord Byron in einer Klasse, und letzterer erzählt, daß sie miteinander auf gutem Fuße standen. „In gelehrtem Wissen war er mir bei weitem überlegen, in der Deklamation und Aktion stellte man mich ihm wenigstens an die Seite; als Schüler war ich, außer der Schule, beständig in Händel verwickelt, er nie; in der Schule wußte er seine Lektion immer, ich selten." Einst fiel es einem älteren Schüler ein, den kleinen Peel als seinen Fuchs zu behandeln und ihn zu allerlei Dienstleistungen zu zwingen. Peel weigerte sich und leistete Widerstand, doch vergeblich. Der Große bezwang ihn nicht allein, sondern machte sich auch gleich daran, den rebellischen Unterthan auf eine empfindliche Weise zu züchtigen. Er erteilte nämlich dem inneren fleischigen Arme des Knaben eine Art von Bastonade, wobei er selbigen mit ordentlich kunstmäßiger Geschicklichkeit herumzwängte, um den Schmerz noch empfindlicher zu machen. Während ein Schlag auf den anderen folgte und der arme Peel sich unter denselben krümmte, kam Byron und sah die klägliche Lage seines Freundes. Obgleich er wohl wußte, daß er viel zu schwach sei, um den Grausamen mit Erfolg angreifen zu können, ja daß es gefährlich sei, in dem Momente sich ihm zu nähern, trat er doch hinzu und fragte mit dem Erröten der Wut und mit einer vor Entsetzen und Unwillen zitternden Stimme, „wie viel Schläge jener noch zu geben gesonnen sei?" „Was, kleiner Schlingel — lautete die Antwort — geht dich das an?" „Weil ich — antwortete Byron und streckte seinen Arm aus — mir die Hälfte davon ausbitten wollte."

Th. Moore bemerkt sehr wahr: „In diesem kleinen Zuge liegt eine Mischung von Einfachheit und Seelengröße, die wahrhaft heroisch ist; und wie wir auch auf die Freundschaft unter Knaben herablächeln mögen, selten findet sich Freundschaft unter Männern, die auch nur die Hälfte von jenem zu thun imstande wäre."

Stoßweise machte wohl Byron einige Anstrengungen des Fleißes, dann fiel er aber schnell wieder in die liebgewordene Träumerei, die oft selbst das Schauerliche suchte. Auf dem Kirchhof von Harrow zeigt man ein Grab, von wo aus man einen schönen Blick auf Windsor hat, das, als sein Lieblingsplatz bekannt, „Byrons Grab" genannt wurde; dort konnte er stundenlang sitzen, brütend über den ersten Regungen der Leidenschaft und des Genius in seiner Seele, vielleicht auch in Gedanken künftigen Ruhmes versunken, wie er denn, nach kaum zurückgelegtem 15. Lebensjahre, die bemerkenswerten Verse schrieb:

Mein Grabstein soll mein Name sein!
Ist's Ehre nicht, die meinen Staub bedeckt,
O daß kein anderer Ruhm mich dann befleckt!
Er soll des Ortes Merkmal, er allein
Mit ihm gedacht, wo nicht, vergessen sein.

Im Herbst 1802 machte er einen Ausflug nach Bath, wo sich seine Mutter aufhielt, und an diesem luxuriösen Orte nahm er an allen Lustbarkeiten teil, erschien auf einer Maskerade in der Tracht eines türkischen Knaben und war höchst lustig. Den Tod seiner zärtlich geliebten Kousine, Miß Margaret Parker, die infolge eines Falles, der ihr Rückgrat verletzte, gestorben war, hatte er längst vergessen, obwohl ihre zarte Schönheit ihn ganz bezaubert und, wie er selber sagt, seinen ersten poetischen Aufschwung veranlaßt hatte. Im Jahre 1803, wo er sein Erbgut Newstead-Abbey besuchte, wandte sich sein Herz der Miß Mary Chaborth zu, deren Vater von Lord William, wie schon erwähnt, im Duell getötet worden war. Das einige Jahre ältere Mädchen, eine reiche Erbin und im Begriff, sich zu verloben, neckte den jungen Thoren, und einst mußte der verliebte Byron es selber hören, wie sie zu ihrem Kammermädchen sagte: „Kannst du glauben, daß ich für den lahmen Jungen das mindeste empfinde?“ Das war ein Stich in sein Herz, den er sein Lebelang empfunden hat.

Im Jahre 1805 verließ Lord Byron die Schule zu Harrow und bezog die Universität Cambridge, wo er in das Trinity-College eintrat. Zur großen Unzufriedenheit der Lehrer ging er dort ganz seinen eigenen Weg, that für das Studium der alten Klassiker und der Mathematik (die ihm vollends zuwider war) außerordentlich wenig, desto mehr dagegen für seine Ausbildung im Fechten, Schießen, Schwimmen, Reiten und — in der Kenntnis der neueren englischen Dichter. Er selber übte sich nun öfters im Dichten, und die Darstellungen eines Privattheaters machten ihm das größte Vergnügen. Auch die Lektüre historischer Schriften zog ihn sehr an, und er besaß in diesem Fache eine große Belesenheit. Ein im Dezember 1806 (wo er also das neunzehnte Jahr noch nicht vollendet hatte) verfaßtes Gedicht, „Das Gebet der Natur“ überschrieben, zeigt, daß schon damals der Zweifel seinen religiösen Glauben angegriffen hatte, und wie er nun versuchte den „Gott in der Natur“ zu finden und festzuhalten. Der Anfang des Gedichtes lautet:

Vater des Lichts! Gott in der Höh'!
Hörst du des Zweifels Ruf in der Huld?
Wird uns verziehn die Sünde je,
Sühnt das Gebet des Lasters Schuld?
Vater des Lichts im Sternenzelt,
Du kennst des Herzens tiefe Not,
Du, ohne den kein Sperling fällt,
Nimm ab von mir der Sünde Tod!

In melancholischen Anwandlungen kamen ihm oft Todesgedanken, wie denn überhaupt die Gegensätze zwischen Trauer und Lust sehr schroff bei ihm hervortraten. Zu seinen Sonderbarkeiten gehörte auch das System der Abmagerung, das er seit seinem Eintritt in Cambridge angenommen hatte. In der Furcht, zu wohlbeleibt zu werden, wozu er von Natur Anlage hatte, vereinfachte er seine Diät, unterzog sich den heftigsten Leibesbewegungen und nahm häufig warme Bäder. „Seit unserem letzten Beisammensein," schrieb er einem Freunde, „habe ich mich durch heftige Bewegung, viel Arznei und heiße Bäder von 14 Stein 6 Pfund auf 12 Stein 7 Pfund reduziert. Zusammen habe ich 27 Pfund verloren. Bravo. Was sagen Sie?" Im nahen Southwall machte er öfters Besuche und war dann besonders ergriffen, wenn einfache Balladen zum Pianoforte gesungen wurden. Obwohl er selber wenig Geschick als ausübender Musiker zeigte, so war doch sein Gemüt den Eindrücken der Musik jeder Zeit offen. Dies und die pünktliche Korrespondenz im Briefwechsel mit seinen Freunden bildete auch einen wesentlichen Zug seines Charakters. An seinen Jugendfreunden hing er stets mit aller Treue, was ihn jedoch nicht abhielt, zuweilen auch seine satirische Laune über sie ergehen zu lassen. Denn für alles Lächerliche hatte er den schärfsten Blick, und die Kraft seiner Satire mußten auch die Professoren von Cambridge erfahren. Als er die Universität verließ, ließ er in seiner Wohnung seinen jungen Bären zurück, damit dieser, wie er sich ausdrückte, bei der nächsten offenen Stelle eines Kollegienmitgliedes als Kandidat auftreten möchte.

Auf Zureden seiner Freunde hatte er eine Sammlung derjenigen Gedichte veranstaltet, die in vertrauten Kreisen Interesse erregten; sie erschienen 1807 unter dem Titel: „Stunden der Muße". Die Rezensenten fielen darüber her, und namentlich das Edinburgh-Review unterwarf sie einer schonungslosen Kritik. Byrons Stolz war bis in das Innerste seiner Seele verwundet und sein Ehrgeiz schmerzlich gedemütigt; doch dauerte dies Gefühl der Erniedrigung nur einen Augenblick. Bald erhob ihn der Angriff wieder zum vollen Bewußtsein seiner Kraft, und die Scham der Beleidigung ward verdrängt durch das stolze Gefühl einer sicheren Rache. Er erzählte später, daß an dem Tage, als er jene Kritik gelesen, er nach der Mittagstafel drei Flaschen Wein trank; daß aber nichts ihm Erleichterung verschaffte, als bis er seinem Unwillen in satirischen Versen Luft gemacht, und daß er nach den ersten zwanzig Zeilen sich beträchtlich wohler gefühlt habe. Dann war aber seine Sorge mit kindlicher Liebe darauf gerichtet, die Empfindlichkeit der Mutter zu lindern, die den Angriffen auf seinen Ruhm hilfloser als er selbst ausgesetzt war, weil sie nicht dasselbe Gegengewicht in die Wagschale werfen konnte. Lord Byrons Satire erschien unter dem Titel: „Englische Barden und schottische Kritiker"; er hatte sich furchtbar an seinen Rezensenten gerächt, dabei freilich auch manchen ehrenwerten Mann angegriffen, was ihm nachher wieder leid that.

Er teilte nun seine Zeit zwischen den Zerstreuungen von London und Cambridge; in der Weltstadt geriet er bald in schlechte Gesellschaft und stürzte

sich in den Strudel des sinnlichen Vergnügens. Das beseligende Gefühl seiner kindlichen Unschuld war bald dahingeschwunden, und je mehr er den Mangel fühlte, desto mehr suchte er ihn durch Genüsse zu ersetzen, die ihn bald anekelten. „Es war eins der schmerzlichsten Gefühle,“ sagt er selbst, „zu fühlen, nicht mehr Knabe zu sein. Von dem Augenblicke an schätzte ich mich alt, und nach meiner Ansicht ist das Alter nicht schätzenswert. Ich machte mit großer Schnelligkeit Fortschritte im Laster, obgleich dies nicht eigentlich mein Geschmack war.“ Die Mutter verstand es nicht, den stürmischen Sohn zu leiten, und sonst hatte er keinen Verwandten, der ihn unter seine Fittige hätte nehmen können.

Eine Zeitlang hauste er in Newstead-Abbey, wo er sich nach seinem Geschmack einrichtete. Sein Arbeitszimmer hatte die Aussicht auf den Garten und war mit antiken Büsten und einer gewählten Bibliothek geziert. Es hing darin noch seit alter Zeit ein vergoldetes Kruzifix und ein Schwert mit einer vergoldeten Scheide; zwei wohlpolierte Schädel standen in der Ecke des Zimmers auf fein gearbeiteten silbernen Gestellen. In der Vorhalle waren eine Menge von Tierstücken aufgehangen, auf der rechten Seite der Treppe logierte ein Bär, auf der linken Seite ein Wolf. Im Bedientenzimmer stand ein steinerner Sarg, der einen Vorrat von Fechthandschuhen und Rapieren enthielt. Der Weinkeller war mit den besten Weinsorten versehen. Für Maskeraden und sonstige gesellige Belustigungen waren aus einem Kleidermagazine verschiedene Mönchskleider angekauft worden; die Gäste saßen dann zuweilen in ihren Klosteranzügen bis tief in die Nacht hinein, tranken tüchtig Champagner und ließen den edlen Burgunderwein in einem zum Trinkgeschirr zugerichteten Menschenschädel herumgehen. Ein Gast Byrons berichtet in einem Briefe: „Ich, der ich gewöhnlich zwischen elf und zwölf Uhr aufstand, war jederzeit, selbst während meines Unwohlseins, der erste in der Gesellschaft und wurde als ein Wunder des frühen Aufstehens betrachtet. Oft war es zwei Uhr vorüber, ehe die Frühstücksgesellschaft ausbrach. Dann unterhielt man sich für den Morgen mit Lesen, Fechten, Federballspiel, Stockfechten im großen Zimmer, mit Pistolenschießen in der Halle, Spaziergehen, Reiten, Ballspiel, Schiffen auf dem See, Spielen mit dem Bären und Abrichten des Wolfs. Zwischen sieben und acht Uhr aßen wir Mittag, und der Abend dauerte dann bis ein, zwei, auch drei Uhr.“ Byron wurde bei diesen Gelagen als „Abt“ tituliert. Auch bei diesem wilden Treiben hatte er Stunden, wo er am liebsten allein war und nur mit seinem großen Neufundländer Hunde, Namens Boatswain, verkehrte. Als er das treue Tier 1808 durch den Tod verlor, setzte er ihm ein Denkmal und verfaßte eine besondere Grabschrift.

Nachdem er des Aufenthaltes in den gotischen Hallen seines Schlosses allgemach überdrüssig geworden war, beschloß er, eine Reise nach Griechenland zu unternehmen; sein Freund Hobhouse, ein Mann von vielseitiger Bildung, begleitete ihn. Sie gingen zuerst nach Lissabon, wo sie eine Zeitlang verweilten; dann über den Bergrücken, der die Provinz Alemtejo teilt, an die

Ufer der dunkeln Guadiana und in die sonnigen Ebenen von Andalusien. Von Sevilla begaben sie sich nach Cadix, von wo sie sich auf einer englischen Fregatte nach Albanien einschifften, unterwegs Sardinien, Sizilien und Malta berührend. In Janina, der Hauptstadt Albaniens, wurden die Reisenden dem Ali Pascha von Janina vorgestellt und von diesem mit der größten Auszeichnung empfangen. Byron erzählt von seiner ersten Audienz bei diesem Fürsten: „Ali Pascha sagte zu mir, er sei überzeugt, daß ich von hoher Geburt sei, da ich kleine Ohren, gelocktes Haar und kleine weiße Hände habe*), drückte mir sein Wohlgefallen über meine Person und Kleidung aus und bat mich, ich solle ihn, so lange ich in der Türkei verweile, als seinen Vater betrachten; er sehe mich ganz als sein Kind an. Auch behandelte er mich wie ein Kind, denn er schickte mir wohl zwanzigmal des Tages Sorbett, Früchte und Eingemachtes."

Die Berge Albaniens erinnerten Lord Byron an die Hügel von Morven, wie die bunte Tracht der Albanesen an die Hochschotten. Er wurde von den stets wechselnden Szenen des Neuen und Schönen in eine freudige Begeisterung versetzt und dichtete während der Reise die ersten Gesänge seines berühmten Werkes: „Ritter Harolds Pilgerfahrt". Es war ein poetisches Tagebuch im großartigen Stil, in das er die empfangenen Eindrücke niederlegte. Mit einer Wache von fünfzig Albanesen setzte er seine Reise fort durch Akarnanien und Ätolien nach Morea. In Athen ward sein Unwille aufs äußerste erregt, als er sehen mußte, wie die eigenen Landsleute, und namentlich Lord Elgin, den Ort seiner schönsten Zierden beraubt und manches Kunstdenkmal mutwillig zerstört hatten. Dafür ward Lord Elgin im „Harold" als der Herostratus der Neuzeit nach Gebühr gezüchtigt. Nach einem Aufenthalt von zehn Wochen ging's von Athen weiter nach Smyrna in Kleinasien, wo Byron mit dem Homer in der Hand die klassischen Gefilde Trojas durchwanderte. Auf der Reise nach Konstantinopel bei den Dardanellen angelangt, unternahm er das kühne Wagstück und schwamm, ein zweiter Leander, von Sestos nach Abydos hinüber binnen einer Stunde und zehn Minuten. Er war nicht wenig stolz auf dieses Heldenstück, das ihm freilich ein Fieber zuzog. Doch dies trug er gern, wenn man nur von ihm redete und sein Name gefeiert ward.

Indessen waren die Vermögensumstände daheim in eine große Verwirrung geraten, und Lord Byron mußte auf die Rückreise denken. An Mr. Dallas, dem er mit dem Ertrag mehrerer seiner Werke ein Geschenk machte, schrieb er den 28. Juni 1811: „Nach zweijähriger Abwesenheit (bis auf den Tag am 2. Juli, vor welchem wir nicht in Portsmouth anlangen werden),

*) Auf seine kleinen weißen Hände war Lord Byron ganz besonders eitel. Er suchte, wie Leigh Hunt bemerkt, die Aufmerksamkeit durch Ringe auf sie zu ziehen. „Eine solche Hand hielt er fast für das einzige, wodurch sich gegenwärtig noch ein Gentleman unterscheiden könne. Er ließ sich oft mit einem Schnupftuch sehen, in welches seine beringten Finger eingebettet lagen wie auf einem Gemälde."

nehme ich meinen Weg nach England zurück. Ich komme mit wenig Aussicht auf häusliches Vergnügen, zugleich mit einem vom Fieber etwas angegriffenen Körper, indessen, wie ich hoffe, mit einem noch ungebrochenen Geiste. Meine Angelegenheiten scheinen beträchtlich verwickelt zu sein, und es wird mit Advokaten, Kohlenhändlern, Pächtern und Gläubigern hinlängliche Geschäfte geben. Für einen Mann, der den Lärm so sehr wie einen Bischof haßt, ist dies eine sehr ernste Sache." Als ihn Dallas in London besuchte, zeigte er diesem ein Gedicht, eine Paraphrase von Horazens „Kunst zu dichten", das er nun herauszugeben dachte. Jener wunderte sich, daß Lord Byron seine zweijährige Reise zu nichts Besserem benutzt habe, als zu solch einer Nachahmung. Da holte der Dichter noch seinen „Harold" hervor, von dem er aber nur eine geringe Meinung hatte, und nur mit Mühe gelang es den Freunden, die sich alsbald vom hohen Wert des Gedichtes überzeugten, ihn zur Herausgabe desselben zu bewegen.

Der Erfolg war durchschlagend wie ein Blitz, aber nicht flüchtig, wie dieser, denn das Gedicht war voll hoher poetischer Schönheit; mit kühnen Pinselstrichen waren nicht nur treffend Länder und Leute gezeichnet, sondern selbst geschichtliche Ereignisse mit in die Darstellung verwoben; man fühlte den Sturm und Drang der welthistorischen Gegenwart heraus; und daß der Dichter seine eigene Person selber vorgeführt und geschildert hatte, erhöhte nur das Interesse an seinem Werke. Mit einem glücklichen Wurf war sein Dichterruf fest begründet, das Glück war über Nacht gekommen, wie der Autor selber sagte: „Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt." Selbst die früheren Feinde des Autors begrüßten sein Gedicht mit Begeisterung; der Name „Lord Byron" war in aller Munde, der Dichter-Lord in den vornehmsten Zirkeln gesucht.

Doch es war ihm nicht vergönnt, sich nun friedlich in der aufgegangenen Glückssonne zu wärmen und in der Heimat festen Fuß zu fassen. Von einer Wahrsagerin war ihm einstmals prophezeit worden, sein siebenundzwanzigstes und siebenunddreißigstes Lebensjahr würden unglücklich für ihn sein. In seinem siebenundzwanzigsten Jahre vermählte er sich mit Miß Milbank, der einzigen Tochter des Baronets Sir Ralph Milbank Noël, die seine Hand bereits früher einmal ausgeschlagen hatte. Gerade dies hatte aber die Eitelkeit Byrons angeregt, so daß er sich vorgenommen hatte, sich durch neue Bewerbung zu rächen. In ähnlicher Weise mochte die Eitelkeit der Miß Milbank ins Spiel kommen, die, von strengsittlichen Grundsätzen, zwar immer ein gewisses Mißtrauen gegen den leichtsinnigen Lord gehegt hatte, doch nun der Versuchung nicht widerstand, den allgemein Gefeierten zum Manne zu haben. Es war von beiden Seiten ein unüberlegter Schritt, denn die Dame irrte sich sehr, wenn sie meinte, der junge Ehemann solle nun ausschließlich ihr huldigen und seine ganze freie Zeit ihr widmen. Schon das unabweisbare Bedürfnis, das den Dichter nach öfterer Einsamkeit verlangen machte, stand dem entgegen. In Nachdenken versunken, blieb Byron nach erfolgter Trauung noch auf den Knieen und mußte erinnert werden, sich zu erheben.

Dann nannte er in seiner Zerstreuung die Neuvermählte noch „Miß", was auf die Angehörigen einen üblen Eindruck machte.

Dazu kam noch ein sehr fataler Umstand. Da das Gerede ging, Lord Byrons Gemahlin bringe ein reiches Heiratsgut mit, so meldeten sich nun auf einmal alle Gläubiger, jeder Schuldenrest sollte nun bezahlt werden, und in das Haus des jungen Ehepaares wurden im Laufe des Jahres neunmal Gerichtsdiener einquartiert, die sogar die Betten mit Beschlag belegten. Dies alles ertrug die Lady Byron mit Standhaftigkeit. Sie beglückte ihren Gemahl mit der Geburt einer Tochter (10. Dezember 1815). Bald nachher beschloß sie, nach Kirkby Mollory, dem Landsitz ihrer Eltern, zu reisen, wohin ihr Byron binnen kurzem nachfolgen sollte. Sie nahm freundlichsten Abschied von ihrem Gemahl, schrieb ihm unterwegs noch einen zärtlichen Brief voll ausgelassenster Scherze, dann aber, im Hause der Eltern angelangt, meldete sie ihm, daß sie nie wieder zu ihm zurückkehren werde. Ob der schon früher gehegte Argwohn, daß Byron in einem vertrauten Verhältnisse zu seiner Stiefschwester Auguste stehe, neue Nahrung erhalten haben mochte, ist schwer zu bestimmen, da sie allen Bemühungen ihres Gemahls, den Grund ihres seltsamen Benehmens zu erfahren, das hartnäckigste Stillschweigen entgegensetzte. Sie zeigte sich jetzt als eine kalte, verschlagene, vorsichtige Natur, deren äußere Sanftmut nur Maske war. Ihrem Gatten, der sich und seiner Frau das Ärgernis eines öffentlichen Prozesses ersparen wollte, blieb nichts übrig, als in die Scheidung zu willigen.

Doch nun erhob sich die öffentliche Meinung wider den „treulosen" Gatten, obwohl dieser keineswegs so schuldig war, als die Lästerzungen ihn ausschrieen. Es erschienen Spottgedichte auf Lord Byron, und selbst ehrenwerte Damen konnten der Lust nicht widerstehen, beißende Verse auf den unglücklichen Dichter zu machen, der nun gereizt auch manche Äußerungen that, die nicht geeignet waren, seine Gunst beim Publikum wiederherzustellen. Ergrimmt über das englische Volk und seine Einrichtungen beschloß er, dem Vaterlande auf immer den Rücken zu kehren; am 25. April 1816 verließ er England zum zweitenmal.

Die Mutter war bald nach seiner Rückkehr von der ersten Reise gestorben, so plötzlich, daß er sie nicht einmal wiedersehen konnte. Aber merkwürdig, als so viel Ungemach auf ihn einstürmte, und als sein häusliches Leben sich verfinsterte, schrieb er seine „Belagerung von Korinth" und die „Parisina", die kurz vor seiner zweiten Abreise erschienen. Wie ein genialer Verschwender hatte er während des kurzen Zeitraums einen Reichtum von Gedichten ins Publikum geworfen; außer und vor den beiden letztgenannten „Die Braut von Abydos", „Den Korsar", die „Ode auf Napoleon", „Lara", „Hebräische Melodieen". „Es ist seltsam," bekannte er selber, „aber ein Hetzen und Ringen jeder Art erweckt die Schnellkraft meines Geistes, und macht mich jedesmal zu dem, was ich sein muß." Er suchte in der Poesie die höhere Gerechtigkeit, jenen Schutz vor den Anfeindungen anderer, ja vor seinen eigenen Gedanken und Empfindungen. Mit finsterem Groll und trüber

Schwermut blickte er auf das Land seiner Jugend zurück, wo nur wenige Freunde und nur eine Freundin, seine Halbschwester Auguste, ihm lebten.

Seine Reise ging diesmal zunächst nach Belgien; er besuchte das Schlachtfeld von Waterloo, wo „das Kaiserreich in Staub begraben" lag Die schönen Rheingegenden entzückten ihn. Er schrieb an Mr. Murray, seinen Londoner Verleger: „Mein Weg durch Flandern und den Rhein entlang nach der Schweiz hat meine Erwartungen nicht allein erfüllt, sondern sogar übertroffen. Ich habe die Heloise vor mir, das ganze Territorium von Rousseau durchstreift, und die Kraft und Genauigkeit seiner Schilderungen, und die Schönheit in ihrer wahren und treuen Darstellung hat einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich gemacht. Meillerie, Clarens, Vevey und das Schloß von Chillon sind Plätze, von denen ich wenig sagen werde, weil alles, was ich sagen könnte, doch bei weitem nicht an das reichen würde, was der Betrachtende dabei empfindet." Am Genfersee wurde der dritte Gesang des Harold gedichtet, worin fast mit noch glühenderem Feuer, als in den ersten Gesängen, die Eindrücke der neuen Reise niedergelegt wurden und der Dichter sich ohne Maske nun selber als den abenteuerlichen Helden darstellte. In Coppet besuchte er Frau von Staël, deren Bekanntschaft er bereits in England gemacht hatte. Als er in das Gesellschaftszimmer eintrat, soll eine der anwesenden Damen bei seinem Erscheinen ohnmächtig geworden sein, und eine andere wegen seines Hinkens geglaubt haben, daß Seine satanische Majestät selber in den Saal getreten wäre. Die Staël bot alle ihre Beredsamkeit auf, den Dichter zu bewegen, Schritte zur Aussöhnung mit Lady Byron zu thun; der Lord versprach es auch und versuchte eine Annäherung, aber vergeblich.

Auf andere Weise ward er durch das Zusammentreffen mit dem jungen „atheistischen" Dichter Shelley angeregt, dessen kühne Gedanken ihn fesselten, obwohl er nie ganz mit solch hohler und abstrakter Phantasie sympathisieren konnte; Byron blieb auch in seinen Verirrungen und Überschwenglichkeiten immer noch eine positive Natur, und den Gottesglauben konnte ihm auch seine „Naturreligion" nicht gänzlich rauben. Sein dichterischer Genius war auf der Schweizerreise in höchster Thätigkeit. Die beiden ersten Akte des dramatischen Gedichtes „Manfred", „Der Gefangene von Chillon" traten hervor nebst den beiden sehr ernsten Gedichten „Finsternis" und „Der Traum", von denen das letztere ihm beim Schreiben manche Thräne kostete, da es wirklich die ergreifendste Schilderung „eines herumziehenden Lebens" ist. Auch jene Verse „Der Zauber" betitelt, die nachher ohne weiteres in den „Manfred" geschoben wurden, entstanden in dieser Zeit — ein Herzenserguß nach dem letzten fruchtlosen Versuche der Versöhnung.

Im Oktober 1816 brach er aus der Schweiz auf nach Italien und nahm seinen Weg über Mailand und Verona nach Venedig, wo er den Winter zubrachte; im folgenden Jahre machte er eine Reise über Florenz nach Rom und kehrte dann wieder nach Venedig zurück, ganz in dem wüsten, ausgelassenen Leben der „lustigen italienischen Gesellschaft" sich austobend.

Der originelle englische Lord machte bei den Italienern nicht geringes Aufsehen. Schon seine Reiseequipage war ziemlich sonderbar und lieferte der Dogana ein wunderliches Verzeichnis: sieben Bedienten, fünf Wagen, neun Pferde, ein Affe, ein Bullenbeißer und eine englische Dogge, zwei Katzen, drei Pfauen und einige Hennen machten seinen Haushalt aus; diese und alle seine Bücher, eine ziemlich große Bibliothek neuerer Werke (denn er kaufte alle die besten, welche herauskamen) zusammengenommen mit einer Menge Hausgerät konnten wohl mit Cäsars Ausdruck „impedimenta" genannt werden.

Im Juni 1819 zog er nach Ravenna und lebte dort mit der schönen Gräfin Guiccioli in einem sehr vertrauten Verhältnisse. Sie war in ihrem sechzehnten Jahre mit einem sechzigjährigen Manne, dem Grafen Guiccioli, vermählt worden; lebhaft, mutig, veränderlich, schien sie ganz für Byron geschaffen und nahm fast an allen seinen Vergnügungen und öfteren Seefahrten teil. Als Byron, ohne jemand ein Wort zu sagen, nach Ithaka gesegelt war, um die Heimat des Odysseus zu sehen, folgte ihm die Gräfin, von einem Knaben begleitet, trotz dem sehr stürmischen Wetter, auf einem leichten Fahrzeuge nach jener Insel, wo sie den flüchtigen Barden erreichte, der nicht wenig über ihre Unerschrockenheit erstaunte. Byrons Leben war ganz geeignet für das große Gedicht „Don Juan", das er nun hervorbrachte als einen außerordentlichen, aber auch traurigen Spiegel der leidenschaftlichen, wildaufgeregten Welt, in der er sich bewegte. Auch die „Ode auf Venedig", „Der Mazeppa" und „Tassos Klage" entstanden um diese Zeit.

Als die Grafen Gamba, Vater und Bruder der Gräfin Guiccioli, wegen carbonarischer Umtriebe aus Ravenna verbannt wurden, nahm Lord Byron die ganze Familie in seinen Schutz und ging mit ihr nach Pisa; als die Gamba auch dort nicht mehr sicher waren, führte sie Byron nach Genua. Trotz all der Wirren hatte er noch drei dramatische Dichtungen: „Kain", „Sardanapalus" und die „Beiden Foscari" verfaßt, ohne daß ihn diese Werke befriedigt hätten. Seine Teilnahme an der „Befreiung Italiens" war erfolglos geblieben; nun faßte er den Entschluß, all sein Vermögen und seine Kräfte der Sache Griechenlands zu weihen, wo ein herabgekommenes, aber heldenmütiges kleines Volk Unterstützung von Europa forderte. Im Frühling 1823 ward die Reise nach Griechenland ins Werk gesetzt. In Livorno ward er noch freudig von einem Gedicht Goethes überrascht*), welches sogleich — der Eile halber in Prosa — beantwortet wurde.

---

*) Goethes Verse lauteten:

Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern*
Vom Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf zum Edelsten zu wandern,
Nicht ist der Geist, doch ist der Fuß gebunden.

* Der englische Dichter hatte dem deutschen wiederholt freundliche Grüße gesandt, ihm auch das Trauerspiel „Marino Faliero" und den „Sardanapal" gewidmet, wovon Goethe freilich erst nach dem Tode Byrons Kenntnis erhielt.

Byrons Antwort lautete:

„Livorno, den 24. Juli 1823.

Verehrungswürdiger,

Ihnen nach Gebühr für Ihre mir durch meinen jungen Freund, Herrn Sterling, zugeschickten Verse zu danken, vermag ich nicht; und es würde mir nur schlecht anstehen, wenn ich mit dem Manne einen poetischen Tausch treiben wollte, der seit fünfzig Jahren der unbestrittene Gebieter der europäischen Litteratur gewesen ist. Sie müssen daher meine herzlichen Danksagungen in Prosa — und noch dazu in eilig hingeworfener Prosa hinnehmen; denn ich bin jetzt auf einer abermaligen Reise nach Griechenland begriffen und von einem Wirrwarr und Getümmel umgeben, wovor selbst Dankbarkeit und Bewunderung kaum einen Augenblick dazu kommen können sich auszusprechen. Ich segelte vor einigen Tagen von Genua ab, wurde aber durch einen Windstoß wieder zurückgetrieben; darauf stach ich wieder in See und bin diesen Morgen hier in Livorno angekommen, um einige Griechen, die mit dieser Gelegenheit in ihr kämpfendes Vaterland zurückkehren wollen, an Bord zu nehmen.

„Hier habe ich auch Ihre Verse und den Brief des Herrn Sterling gefunden, und eine günstigere Vorbedeutung, eine angenehmere Überraschung hätte mir nicht zu teil werden können, als ein eigenhändig geschriebenes Wort von Goethe.

„Ich will wieder nach Griechenland gehen, um zu sehen, ob ich dort vielleicht einen geringfügigen Nutzen stiften kann; komme ich je zurück, so will ich meinen Besuch in Weimar abstatten, um Ihnen die herzlichsten Huldigungen eines von den vielen Millionen Ihrer Bewunderer darzubringen. Ich habe die Ehre, stets innigst zu sein

Ihr gehorsamster

Noël Byron."

Nach zehn Tagen ging das Schiff bei Argostoli in Cephalonien vor Anker. Die Ankunft eines so berühmten Mannes erregte unter den Griechen sowohl wie unter den Engländern eine lebhafte Sensation, und namentlich die Landsleute wurden ganz bezaubert von dem freundlich offenen Wesen des Mannes, den sie sich als finstern Menschenhasser gedacht hatten. Die griechische Regierung gab dem Lord Byron den Wunsch zu erkennen, daß er unverzüglich nach Morea abgehen möchte; der Gouverneur von Missolunghi,

---

Wie soll ich dem, den ich so lang begleitet,
Nun etwas Traulich's in die Ferne sagen?
Ihm, der sich selbst im Innersten bestreitet,
Stark angewohnt, das tiefste Weh zu tragen.

Wohl sei ihm doch, wenn er sich selbst empfindet,
Er wage selbst sich hoch beglückt zu nennen,
Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet;
Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen.

Metaxa, bat ihn, zum Entsatz dieser Stadt herbeizueilen. Kolokotroni lud ihn ein zur Teilnahme am Kongreß von Salamis, und Maurokordato lag ihn an, sich nach Hydra zu begeben. Jede Partei wollte ihn in Beschlag nehmen und ihn zu ihrem Vorteil ausbeuten. Um sich über den Stand der Dinge aufzuklären, machte er sich ein Vergnügen daraus, die Agenten der verschiedenen Parteien zusammenkommen zu lassen; da ward ihm alsbald der gefährliche Zwiespalt des griechischen Volkes klar, der nicht gerade geeignet war, Hoffnungen auf einen glücklichen Erfolg des Aufstandes zu nähren. Doch Lord Byron ließ sich keineswegs abschrecken; er kannte die Griechen von früher her, hatte den traurigen Druck in der Nähe gesehen, unter dem sie schmachteten, wußte wohl, daß man in Hellas keine homerischen Helden suchen dürfte, vertraute aber auf den hingebenden Mut des armen Völkchens. Er verteilte sofort ansehnliche Summen unter viele griechische Flüchtlinge zur Anschaffung von Kriegsbedürfnissen und ging dann über Zante nach Missolunghi ab, das er am 4. Januar 1824 erreichte. Bei seiner Ankunft ward er mit freudiger Begeisterung empfangen; die Kanonen der Festung salutierten; der Prinz Maurokordato, alle Würdenträger, die Truppen und Bürger geleiteten ihn im festlichen Zuge zu seiner Wohnung.

Er errichtete sogleich eine Truppe von fünfhundert Sulioten, die er bei dem beabsichtigten Sturme auf die Festung Lepanto mit dem jungen Grafen Gamba, der ihn begleitete, kommandieren wollte. Von der Regierung erhielt er sein offizielles Patent als Befehlshaber der Expedition. Trotzdem nun aber, daß er seine Sulioten aus eigenen Mitteln besoldete, stellten sie, von dem eifersüchtigen Kolokotroni aufgewiegelt, höchst unbillige Forderungen an den Lord. Sie verlangten, daß aus ihrer Mitte zwei Generäle gewählt würden; eine große Zahl (hundertundfünfzig) wollten gar nicht als Gemeine dienen. Zwar wurde dieser Zwiespalt bald ausgeglichen, aber auf Byrons Gemüt hatte der Vorfall sehr niederschlagend gewirkt. Ein lang anhaltendes Regenwetter hatte ihn an der gewohnten Leibesbewegung gehindert, sein Gemüt war verstimmt, und es stellten sich plötzlich Krampfanfälle ein, die ernstliche Besorgnis erregten.

Kaum hatte sich sein Gesundheitszustand etwas gebessert, so zog er sich auf einem stürmischen Spazierritt von neuem durch eine Erkältung ein heftiges Katarrhalfieber zu. Ihm mußte wiederholt zur Ader gelassen werden, es stellten sich abwechselnd Ohnmachten und wilde Phantasieen ein; die Ärzte, die wenig verstanden, seine Umgebung, die in verschiedenen Sprachen redete und die Verwirrung vermehrte, machten den Kranken so ungeduldig, daß er auf die Fragen der Ärzte gar nicht mehr antworten wollte. Als er sein Ende nahe fühlte, sprach er: „Ich habe Griechenland meine Zeit, mein Vermögen, meine Gesundheit geopfert — und nun gebe ich ihm auch mein Leben hin! Konnte ich mehr thun?“ — In lichten Augenblicken gedachte er mit Rührung seiner Gemahlin und seiner Tochter. Am 18. April abends sechs Uhr sagte er: „Jetzt will ich schlafen gehen!“ wandte sich um und blieb wie ohne Besinnung; am anderen Morgen

öffnete er die Augen noch einmal, schloß sie aber sogleich wieder, um sie nie mehr zu öffnen.

„Er starb — sagt Graf Gamba — in einem fremden Lande und unter fremden Menschen; aber mehr geliebt und aufrichtiger beweint hätte er nirgend werden können, wo er auch verschieden wäre. Die mit einer Art von Ehrfurcht und Begeisterung gemischte Anhänglichkeit, die er denen, die um ihn waren, einflößte, war so groß, daß nicht ein einziger unter uns war, der für ihn nicht bereitwillig jeder Gefahr Trotz geboten hätte."

Sein Kammerdiener Fletcher, indem er den Todesfall in einem Briefe an Murray berichtet, sagt: „Entschuldigen Sie gütigst alle Mängel dieses Schreibens, denn ich weiß wirklich nicht, was ich sage oder thue; denn Mylord war mir seit den zwanzig Jahren, die ich bei ihm diente, mehr als ein Vater, und ich bin zu tief gebeugt, um jetzt einen genauen Bericht von jedem einzelnen Umstande geben zu können."

Ganz Griechenland trauerte; in der Nikolaikirche zu Missolunghi ward eine rührende Totenfeier gehalten. Umgeben von seiner Brigade, von den Truppen der Regierung und der gesamten Volksmenge, auf den Schultern der Offiziere seines Korps, die gelegentlich von anderen Griechen abgelöst wurden, ward der köstlichste Teil seiner sterblichen Reste in die Kirche getragen, wo die Leichen des Marko Bozzari und des General Normann liegen. Da wurde der Sarg, eine roh zusammengefügte hölzerne Kiste, niedergesetzt; ein schwarzer Mantel diente statt des Leichentuchs; darüber ward ein Helm, ein Degen und eine Lorbeerkrone gelegt. Diesen einfachen Akt hätte keine Pracht feierlicher machen können, als er war. Das Elend und die Trostlosigkeit des Ortes selbst, die halbwilden Krieger rings umher, die nun schmerzlich fühlten, was für einen Wohlthäter sie verloren hatten, die traurigen Ahnungen, die auf jedem Antlitz zu lesen waren — alles das trug dazu bei, eine tief ergreifende Szene zu bilden.

Die Leiche ward nach England gesandt, und die Asche fand in dem Erbbegräbnisse der Ahnen ihre Ruhestätte, wo die Schwester, Freifrau Marie Auguste Leigh — hinter dem Altar der Kirche zu Hucknall — ihm auf weißer Marmortafel eine einfache Denkschrift setzte.

Lord Byron war eine tief angelegte Natur, in der sich alle Tugenden und alle Fehler des englischen Nationalcharakters derart zusammenfanden, daß eine Klärung der mächtig in ihm gärenden und treibenden Kräfte zur Unmöglichkeit ward. Seine Subjektivität war so übermächtig, daß sie weder der englischen Gesellschaft, noch dem englischen Staat sich einzufügen vermochte. Byron haßte das englische Wesen mit aller Glut seines Affektes, er betrachtete sich selber als einen Ausgestoßenen — und doch war und blieb er durch und durch Engländer, auch in seiner Wanderlust, die nur ein unbefriedigter Thatendrang war.

Genußfähig und lebenslustig im höchsten Grade, wie er war, ward ihm doch das müßige Leben bald zum Ekel; ein fieberhafter Ehrgeiz trieb ihn

nach Griechenland, um dort für die Freiheit zu kämpfen und einen würdigen, ruhmvollen Tod zu finden.

Eine so übermächtige Phantasie, ein so heißes, übersprudelndes Gefühl, verbunden mit einer ebenso heftigen als schwankenden, durch die erste Erziehung falsch geleiteten Willenskraft und einem brennenden Durst nach Auszeichnung konnte kein in sich befriedigtes harmonisches Leben erzeugen; es mußten jene Kontraste entstehen von idealem Aufschwung, geistiger, ja sittlicher Erhabenheit und Zartheit des Herzens einerseits und von cynischer Gemeinheit, verzweiflungsvoller Abspannung und Kleinmütigkeit andererseits. Wie in Apriltagen begegnen sich liebliche Sonnenblicke von kindlichem Glauben und innigem Gottesgefühl mit kalten Hagelschauern des Zweifels und vermessener Auflehnung wider alles Höhere und Übersinnliche. Die „Poesie der Zerrissenheit" hat in Lord Byron ihren glänzendsten Repräsentanten gefunden, aber das Gemüt erheitern und stärken, das Herz befriedigen vermag eine solche in der leidenschaftlichen Stimmung des Subjekts beruhende Dichtkunst nicht. Wohl aber kann sie dem gereiften Manne, indem sie in scharfen Lichtern und Schatten die Gegensätze des Lebens erkennen lehrt, einen tieferen Blick in die Natur und Menschenwelt eröffnen und ihm manches sagen, was nur in und mit der Leidenschaft gesagt werden kann.

Lord Byrons Poesie, mit der unseres Lenau verglichen, ist glänzender, hinreißender, pikanter; aber Lenaus Lyrik ist reiner, inniger, vollendeter. Byron war zu sehr Engländer, um eine Lyrik frei und rein hervorzubringen, wie sie in Deutschland erblüht ist; er war wiederum zu sehr lyrisch, um als epischer und dramatischer Dichter die Mannigfaltigkeit des Lebens treu abspiegeln zu können. Auch Byron rettete sich wie Lenau in die Natur, wenn ihn das Menschenleben drückte, aber doch nur, um sich an ihrem Glanze, ihrer Kraft wieder aufzufrischen, aus einem egoistischen Triebe; Lenau suchte und fand in der Natur das Symbol für die Gemütswelt des Denkers und vermochte selbst die absterbende Natur zu lieben, weil er in ihr das Befreiende, Versöhnende und Beseligende des Todes erblickte. Wir finden bei Lenau eine größere Pietät vor der Idee. Auch er hat es zwar nicht vermocht, an der objektiven Gestaltung des Lebens sich zu beteiligen und aus dem Bann seiner Subjektivität herauszugehen; aber er ist frei geblieben von jenem maßlosen Ehrgeize und jener eiteln Effekthascherei des englischen Lords, dem zuletzt die Verherrlichung des eigenen Selbst doch der Götze war, den er anbetete.

Walter Scott*).

Als Mensch wie als Dichter bildet Walter Scott den entschiedensten Gegensatz zu Lord Byron. Wenn dieser, von der Glut seiner Gefühle verzehrt, von der Macht seiner Phantasie fortgerissen, stets der Gewalt subjektiver Stimmung anheimgegeben war und nie den rechten Schwerpunkt des Lebens zu finden wußte: so sehen wir in Scott den von Kindheit an ruhig und sicher fortschreitenden, politisch und religiös, wissenschaftlich und künstlerisch in sich festgegründeten Mann, bei dem alles nach einem Ziele hinwirkt. Ausgestattet mit einer überreichen Phantasie ist sein Gedächtnis doch nicht minder stark, die Fülle des unaufhörlich auf ihn eindringenden Stoffes zu bewältigen und festzuhalten, und der kühle Verstand nicht minder thätig, das Mannigfaltige zu sondern und in die gehörigen Fächer zu schieben. Mit leichtester Erregbarkeit verbindet sich ein gesundes Phlegma, und ein glücklicher Humor weiß die schroffsten Gegensätze schnell auszugleichen. Scott ist wie Byron von früher Jugend an mit einem lahmen Fuße heimgesucht, aber dieses Übel trägt nur dazu bei, seinen Fleiß, die Liebe zur stillen, sinnenden Beschäftigung zu verdoppeln; es verstimmt ihn nicht, macht ihn nicht nervös, stört nicht die innere Harmonie, den ruhigen Fortschritt seiner Thätigkeit. Selten ist ein Dichter wohl so belesen gewesen, namentlich so in den alten Chroniken, Legenden und Sagen seines Vaterlandes erfahren, wie Scott; aber keinem ist auch die natürliche Romantik seines Landes und Volkes so zu statten gekommen wie diesem schottischen Dichter, der in seinen Umgebungen, in den Bergen und Thälern Schottlands, in den Sitten ihrer Bewohner und ihrer geschichtlichen Vergangenheit einen noch unbenutzten jungfräulichen Boden für seine poetischen Schöpfungen fand. Indem er sich innig an Land und Leute, an das Nationale und Historische anschloß und das Naturwüchsige darin sich aneignete, blieb seine Romantik kerngesund, ward sie nicht von der „bleichen Reflexion" angekränkelt. In den gelungensten Romanen des Dichters erscheinen die Gedanken, welche ein Zeitalter bewegten, vollkommen verkörpert in den vorgeführten Charakteren, und diese sind historisch; nicht weil sie eine poetisch-aufgestutzte Geschichte liefern, sondern weil sie aus dem Geist der Geschichte, aus der Natur der Sitte und Volksindividualität heraus erschaffen sind. Die wirklichen Heroen der Geschichte hat der Dichter als echter Künstler nur im Hintergrunde gezeigt, als hohe Alpengipfel, welche die Aussicht auf die schöne Landschaft begrenzen,

---

*) Denkwürdigkeiten aus Walter Scotts Leben. Mit besonderer Beziehung auf seine Schriften. Nach Lockhardts Memoirs of the Life of Sir Walter Scott und den besten Originalquellen bearbeitet von Moritz Brühl. (5 Bdchen. Leipzig, 1839—40.) Vergl. Leben und Werke Walter Scotts. Nach Allan Cuningham ꝛc. von G. v. Krämer in der Brodhagschen Ausgabe W. Scotts sämtlicher Werke. Und Wilibald Alexis in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur. 1821, XV.

aber er hat ihre ureigene Poesie zu sehr geachtet, um sie künstlerisch nachschaffen zu wollen. Es fehlt auch nicht an lieblichen Blüten des Gefühls und zarten Früchten des Verstandes, aber sie sind keusch unter dem grünen Laube der Thatsachen verborgen. So ist Scott der Schöpfer und echte Repräsentant des historischen Romans geworden, der, nachdem die Zeit des Epos vorüber und der Roman an seine Stelle getreten, diesem eine neue Kunstform samt der reichsten Quelle des Stoffes eröffnete. Was seinen Vorgängern nicht gelungen war: das Leben treu zu kopieren und doch der freien poetischen Schöpfung keinen Abbruch zu thun — das gelang ihm, der nicht wie Smollet und Fielding bloß das Glück und Unglück eines Erdensohnes vor unserem Auge entrollt, daß wir uns für die gelungene Darstellung des Privatlebens interessieren; sondern uns mit dem Privatleben seiner Helden vertraut macht, daß wir uns für die Zeit, Volkstümlichkeit, für eine historisch gewordene Natur und Sitte begeistern und davon ein treues Bild empfangen. Das Reinmenschliche tritt dabei keineswegs zurück; selbst die unbedeutendsten Charaktere gewinnen uns ein tiefes psychologisches Interesse ab, und die gemütlichsten Darstellungen des inneren Lebens wechseln mit der objektiven, oft allzu ausführlichen Darstellung des äußeren. Das Talent, zu beschreiben und zu schildern, war so groß, daß es freilich oft den Dichter selber mit fortriß und zuweilen ins Maßlose verführte. Und doch mußte die Epik des Romans sich erst Bahn brechen durch die Lyrik der Romanzen und Balladen. An der Nachbildung von Bürgers „Lenore" und „Wildem Jäger" versuchte sich zuerst des jungen Schotten poetische Kraft; dann trat sie selbständig hervor in den „Balladen von Schottlands Grenze", im „Lied des letzten Minnesängers" und im „Mädchen vom See", welches letztere Gedicht besonders ihm reichsten Beifall erwarb, der den Dichter ermutigte, diese Bahn zu verlassen und auf einer neuen sich noch schönere Lorbeeren zu erwerben. Er begann mit außerordentlicher Fruchtbarkeit die große Reihe der „Waverley-Novellen", die seinen Namen weit über England hinaus im ganzen gebildeten Europa und Amerika gleich berühmt und beliebt machen sollten.

Wie nun alles, was den vollendeten Mann und Dichter auszeichnete, schon im Kindes- und Knabenalter mit merkwürdiger Bestimmtheit als hoffnungsvoller Keim hervortrat: das erzählt uns Walter Scott selber in den unschätzbaren Fragmenten seiner Selbstbiographie, wovon wir nur einige Hauptzüge mitteilen, ihnen aber folgende Notizen vorausschicken.

Walter Scott wurde am 15. August 1771 zu Edinburgh (als der älteste von zwölf Geschwistern) geboren, wo sein Vater ein sehr geachteter Anwalt und Signetschreiber*) war. Seine Mutter, eine Tochter des Squire Rutherford, war durch hohe Tugend und besonderes Talent für die Dichtkunst ausgezeichnet; mehrere ihrer Gedichte wurden nach ihrem 1789 erfolgten

*) Die Writers of the Signet bilden in Edinburgh eine eigene Klasse von Juristen, welche alle Schriften, die dem königlichen Gerichtshofe vorgelegt werden sollen, zu gegenzeichnen (kontrasignieren) haben.

Tode der Bekanntmachung würdig befunden. Sie nahm sich mit großer Sorgfalt der Erziehung und des Unterrichts ihres Erstgeborenen an, zumal da dieser seiner anfänglichen Schwächlichkeit und einer Lähmung des rechten Fußes willen sich viel im Zimmer hielt. Walter brachte jedoch die erste Zeit seiner Kindheit teils auf Sandy-Knowe, dem Landsitz seines Großvaters, teils in Seebädern zu, und erst im achten Jahre finden wir ihn im elterlichen Hause in Edinburgh, von welcher Zeit er also berichtet:

„Meine Beschäftigungen an Wochentagen waren sehr angenehm. Mein lahmer Zustand und öfteres Alleinsein hatten mich schon frühe zum Lesen angeleitet, und die Freistunden wurden gewöhnlich damit zugebracht, meiner Mutter Popes Übersetzung Homers vorzulesen, welche, mit Ausnahme einiger Balladen und der Gesänge in Allan Ramsays Immergrün, meine erste poetische Lektüre bildete. Meine Mutter hatte einen sehr guten, natürlichen Geschmack und tiefes Gefühl. Sie pflegte mich bei den Stellen pausieren zu lassen, welche großartige und edle Gesinnungen ausdrückten, und wenn sie meine Aufmerksamkeit auch nicht ganz von solchen Stellen abziehen konnte, die Schlachten und Gefechte beschrieben, so suchte sie dieselben wenigstens in solchen Fällen zu teilen. Mein eigener Enthusiasmus wurde indessen vorzüglich durch das Wunderbare und Schauervolle geweckt — der gewöhnliche Geschmack der Kinder, doch bin ich in dieser Beziehung stets Kind geblieben. Ich lernte, ohne daß ich mich darum bemühete, leicht diejenigen Stellen auswendig, die mir gefielen; sagte sie dann auch wohl laut her, am liebsten, wenn ich allein war, denn ich hatte bemerkt, daß einige Zuhörer über meine Redeübungen lächelten, und für das Lächerliche war ich damals empfindlicher als in späterer Zeit.“

Nachdem Walter eine Zeitlang die lateinische Schule in Edinburgh besucht hatte, wurde sein Gesundheitszustand wieder so bedenklich, daß sein Vater es für nötig hielt, ihn abermals aufs Land und zwar diesmal nach Kelso zu seiner Tante, Miß Janet Scott, zu senden, wo er täglich bloß einige Stunden die Schule des Ortes besuchte. Auf diese Zeit bezieht sich folgende Notiz aus Scotts Selbstbiographie:

„Meine Kenntnis in der englischen Litteratur nahm zu. Wenn ich nicht in der Schule sein mußte, verschlang ich begierig Geschichten, Gedichte, Reisebeschreibungen, wie sie mir ein günstiges Geschick zuführte, ohne alle Auswahl, da meine gute Mutter mich nicht mehr lesen hörte und der Lehrer es für eine Sünde hielt, ein profanes Gedicht oder Drama selber zu lesen oder seinen Zöglingen zur Lektüre zu empfehlen. Ich hatte indes im Zimmer der Mutter, wo ich eine Zeitlang schlief, mehrere Bände von Shakespeare gefunden — und nicht leicht werde ich das Entzücken vergessen, das ich empfand, wenn ich im Hemd beim Schein des Kaminfeuers darin las, bis der Lärm der Familie, die vom Souper kam, mich mahnte, daß es Zeit sei, ins Bett zurückzukehren, wo man mich schon seit neun Uhr vermutete. Der Zufall führte mir jedoch auch einen poetischen Lehrer zu, nämlich den gütigen, vortrefflichen Dr. Blacklock, zu seiner Zeit als ein litterarischer Charakter

wohlbekannt. Ich weiß nicht, womit ich seine Aufmerksamkeit erregt hatte, aber bald war ich in seinem Hause ein häufiger und gern gesehener Gast. Der freundliche Mann öffnete mir die Schätze seiner Bibliothek, und so wurde ich auch mit Ossian und Spenser bekannt, die er mir empfahl. Beide versetzten mich in Entzücken, doch Spenser noch mehr als Ossian, dessen Wiederholungen ich früher überdrüssig ward, als von einem Jungen meines Alters zu erwarten gewesen wäre. Den Spenser hätte ich immer lesen können. Zu jung noch, um mich um die Allegorie zu kümmern, nahm ich alle die Ritter und Damen und Drachen und Riesen buchstäblich, und Gott nur weiß, wie wohl mir war, mich in solcher Gesellschaft zu befinden. Da ich stets mit vollkommener Leichtigkeit diejenigen Verse im Gedächtnis behielt, die mir besonders zusagten, so konnte ich eine Menge von Spensers Stanzen recitieren. Jedoch war mein Gedächtnis ein gar launiger Bundesgenosse und operierte Zeit meines Lebens stets auf eigene Hand. Es behielt mit größter Treue eine Lieblingsstelle aus einem Gedichte, oder ein Liedchen aus irgend einem Theaterstücke und vor allem eine volkstümliche Ballade; aber Namen, Daten und das übrige Technische der Geschichte entfielen mir auf die traurigste Weise.

„Ich verließ die höhere Schule, ausgerüstet mit einer großen Masse allgemeiner Kenntnisse, die, im Grunde schlecht geordnet und ohne System aufgegriffen, doch in meinem Gemüte tiefe Wurzeln geschlagen hatten — was ich gerade bedurfte, hielt meine Kraft der Assoziation und des Gedächtnisses stets bereit, übergoldet, wenn ich so sagen darf, von einer lebhaft arbeitenden Phantasie. Standen meine Studien in Edinburgh unter keiner Leitung, so war dies, wie man leicht denken kann, auf dem Lande noch weniger der Fall. Ein respektabler Lesezirkel, eine Leihbibliothek von altem Datum und einige Privatbibliotheken lieferten mir das ungeordnete Material für meine Lektüre, und ich watete im Strome gleich einem blinden Manne. Mein Bücherapparat war ebenso umfassend und grenzenlos, als unersättlich, und ich habe seitdem nur zu oft schon Gelegenheit gefunden, zu bemerken, daß wenige je so viel und so zwecklos lasen. —

„Vor allem muß ich erwähnen, daß ich in jener Periode zuerst mit Bischof Percys „Reliquien altertümlicher Poesie" bekannt wurde. Von Kindheit an auf Legenden dieser Art erpicht, hatte ich meine Neigung doch nur selten befriedigen können, weil die in meinem Besitz befindlichen zu roh und ungeordnet waren. Man kann sich daher wohl denken — denn beschreiben läßt es sich nicht — mit welchem Entzücken ich sah, daß Poesieen, die meine Kindheit ergötzten, nun des Kommentars und der ernsten Untersuchung eines Herausgebers würdig erachtet wurden, der poetisches Genie genug besaß, um das Erhaltungswerte ins günstigste Licht zu setzen. Ich entsinne mich noch ganz wohl des Ortes, wo ich diese Bände zum erstenmal las — es war unter einem dicken Platanenbaume. Der Sommertag verflog so schnell, daß ich, der gesunden Eßlust eines dreizehnjährigen Knaben ungeachtet, die Zeit des Mittagsessens versäumte, bis man mich nach längerem Suchen mit

dem geistigen Mahle beschäftigt fand. Lesen und Behalten war zu jener Zeit eins und dasselbe, und sofort überflutete ich meine Schulkameraden und alle, die mich anhören wollten, mit tragischen Vorträgen aus den Balladen des Bischofs Percy. Und als ich bald darauf ein paar Schillinge zusammenbringen konnte, kaufte ich mir ein Exemplar des vielbeliebten Buches, und ich glaube nicht, daß ich je ein Werk mit so großem Enthusiasmus gelesen habe.

„In diese Zeit fällt auch wie ich mich deutlich erinnere, das Erwachen jenes entzückenden Gefühls der Schönheit der Natur, welches mich seitdem nie verlassen hat. Die Nachbarschaft von Kelso, dem schönsten Dorfe in ganz Schottland, ist ganz vorzüglich geeignet, solche Ideen zu erwecken; diese Landschaft ist reich an Gegenständen, die nicht bloß großartig an sich, sondern auch ehrwürdig in ihren Beziehungen sind. Das Zusammentreffen zweier prächtiger Flüsse, des Tweed und des Teviot — beide berühmt in Gesängen — die Ruinen der alten Abtei, die entfernteren Spuren vom Schloß Roxburg, das moderne Herrenhaus Fleurs, welches zugleich an alte Baronengröße erinnert — sind an sich selbst Punkte von höchster Schönheit, jedoch mit so vielen andern minder hervorstechenden Schönheiten vermengt, daß sie in ein großes allgemeines Gemälde harmonisch zusammenfließen und mehr durch ihren Totaleindruck als in ihrer Vereinzelung gefallen. Die romantischen Gefühle, welche ich als vorherrschend in meinem Gemüte geschildert habe, vereinigten sich auf die natürlichste Weise mit der grandiosen Physiognomie der Landschaft, die mich umgab; die historischen Erinnerungen oder überlieferten Legenden, die sich daran knüpften, gaben meiner Bewunderung ein tiefes Gefühl von Ehrfurcht, so daß mir zuweilen war, als müßte mein Herz die enge Fessel des Busens sprengen. Von dieser Zeit an wurde die Liebe zur Naturschönheit, besonders wenn sie mit alten Ruinen oder Überbleibseln von der Pietät und dem Glanz unsrer Väter verbunden ist, eine unersättliche Leidenschaft."

Dieselbe „Leidenschaft für die Romantik" bestimmte den angehenden Jüngling, als er 1783 nach Edinburgh zurückkehrte und ins Kollege eintrat, die italienische und spanische Sprache zu erlernen, wozu auch bald das Deutsche und Französische kam. Der Vater hielt es für das Beste, seinen Sohn zuvörderst bei ihm eine förmliche Lehrzeit als Signetschreiber durchmachen zu lassen, und so betrat denn der junge Romantiker die beiden Jahre 1785 und 1786 „die trockene und unfruchtbare Wildnis des Formel- und Schriftwesens." „Ich kann mir nicht vorwerfen," erzählt Scott, „ein gänzlich unnützer Lehrling gewesen zu sein. Zwar war mir das Mechanische der Bureauarbeit zuwider, und das beständige Eingesperrtsein verabscheute ich gänzlich; aber ich liebte meinen Vater und fand meinen Stolz und mein Vergnügen darin, mich ihm nützlich zu machen. Außerdem war ich ehrgeizig, und unter meinen Gefährten war das einzige Mittel, Auszeichnung zu erlangen, anstrengend und gut zu arbeiten. Auch versöhnten mich andere Umstände mit meiner Gefangenschaft: das Kopiergeld lieferte einen kleinen

Fonds für die menus plaisirs der Leihbibliothek und des Theaters, und dies war kein schwacher Sporn zum Arbeiten. War ich einmal am Ruder, so konnte gewiß niemand es fleißiger handhaben, und ich erinnere mich, über 120 Folio-Seiten*) geschrieben zu haben, ohne daß ich mich des Essens oder der Ruhe wegen unterbrochen hätte. Auch wurden die Bureaustunden dadurch um vieles erträglicher, daß mir die freie Wahl meiner Lektüre blieb, und ich nach meiner eigenen Manier ungestört lesen durfte, d. h. ich fing oft am Ende oder in der Mitte des Buches an. Ein verstorbener Freund, der zugleich mit Lehrling war, äußerte oft sein Erstaunen darüber, daß ich nach einem solchen Sprung- und Hupflesen ebensoviel vom Buche wußte, als er, der es doch in größter Ordnung durchgelesen hatte. Mein Pult enthielt gewöhnlich einen Vorrat der ungleichartigsten Werke, besonders Phantasiestücke jeder Gattung, denn diese gewährten mir das höchste Entzücken. Novellen las ich mit Auswahl, Familienerzählungen und dergl. mochte ich nicht; doch alles, was abenteuerlich und romantisch war, verschlang ich ohne nähere Prüfung und Auswahl, und ich glaube wirklich, von diesem Zeuge ebensoviel als irgend ein Zeitgenosse gelesen zu haben. Alles, was auf die irrende Ritterschaft Bezug hatte, war mir besonders willkommen, und bald versuchte ich nachzuahmen, was in so hohem Grade meine Bewunderung erregte. Meine Versuche waren indes eher in der Manier des Erzählers als des Barden gehalten.

„Am Schlusse der achtziger Jahre begannen die eigentlichen juristischen Studien. Ein kleines, nettes Zimmer ward mir im Hause meines Vaters eingeräumt, und ich trat in den ausschließlichen Besitz meines neuen Reiches mit den so süßen Gefühlen der Neuheit und Freiheit. Mein Freund Clerk und ich hatten es uns zur Regel gemacht, an jedem Morgen, den Sonntag ausgenommen, einen gewissen Punkt der Gesetzeslehre für das Examen ins klare zu bringen und uns darüber selber gegenseitig zu prüfen. Unser Examen sollte wechselweise in dem Hause des einen oder andern stattfinden, aber bald zeigte sich's, daß mein Freund seine Stunden verschlief. So ließ ich mich willig finden, jeden Morgen zu ihm zu kommen; aber er wohnte zwei englische Meilen von mir entfernt! Doch mit großer Pünktlichkeit schlug ich jeden Morgen um sieben Uhr Lärm, und so arbeiteten wir uns im Laufe zweier Sommer auf katechetische Weise durch Heineccius' Analysis der Institutionen und Pandekten und durch Erskines Institutionen des schottischen Gesetzes. Diese Methode des Studierens setzte uns in den Stand, mit Ehren die gewöhnlichen Prüfungen zu bestehen, welche jeder Rechtskandidat durchmachen muß, ehe er Advokat werden kann."

Am 11. Juli 1792 ward Walter Scott mit der Robe bekleidet und begann in Gemeinschaft mit seinem Freunde Clerk noch in selbigem Jahre die regelmäßigen Besuche des Gerichtshofes. Nach und nach „schmuggelte er sich in solche Teile des Geschäfts ein, als durch die Konnexionen eines Writer

*) Werden wohl keine enggeschriebenen und ungebrochenen gewesen sein.

of the signet am füglichsten zu erreichen waren.“ Eine Advokatenlaufbahn ist mühsam, und bevor es ihm vergönnt war, als Anwalt zu glänzen, hatte er einen andern Ruhm errungen: der beste Geschichtenerzähler unter seinen Kollegen zu sein. Diese hatten eine Gesellschaft gebildet, welche — für jene Zeitepoche charakteristisch genug — der „Berg“ hieß. In diesem litterarischen Klub hatte jedes Mitglied seinen besondern Namen; Scott ward Duns Scotus, Clerk der „Baronet“ genannt. Letzterer erzählt, daß, als er eines Morgens eine um Scott versammelte Gruppe in konvulsivischem Lachen fand und merkte, daß ihm Duns Scotus mit einer guten Anekdote zuvorgekommen sei, die er ihm doch unter vier Augen den Abend zuvor erzählt habe, er sich gegen Scott beklagte und ihm vorwarf, die Geschichte nicht allein gestohlen, sondern auch noch verändert zu haben. Darauf habe aber Scott geantwortet: „Je nun, so macht's der Baronet doch immer! Stets behauptet er, ich änderte seine Histörchen, während ich ihnen doch nur einen dreieckigen Hut aufstülpe und einen Stock in die Hand gebe, damit sie fähig werden, in Gesellschaft zu gehen.“

Im Jahre 1792 wurde auch noch kurz vor Weihnachten die deutsche Stunde eingerichtet, an der fast alle Mitglieder des „Berges“ teilnahmen. „Die litterarischen Personen Edinburghs — schreibt Walter Scott — wurden endlich aufmerksam auf das Dasein von Geistesprodukten in einer Sprache, die, mit der englischen verwandt, von gleicher männlicher Kraft des Ausdrucks ist; sie erfuhren zu gleicher Zeit, daß der Geschmack, welcher jene deutschen Schöpfungen hervorrief, ebenso nahe dem englischen verwandt sei, als die Sprache, worin sie geschrieben. Diejenigen, welche von Jugend auf gewöhnt waren, Shakespeare und Milton zu bewundern, wurden endlich mit einem Geschlecht von Poeten bekannt, die der gleiche schwindelnde Ehrgeiz beseelte, die flammenden Grenzen des Universums zu erspähen, die Reiche des Chaos und der ewigen Nacht zu ergründen (!); mit Dramatikern, welche, die Pedanterie der drei Einheiten verachtend, danach strebten, auf den Brettern — selbst auf Kosten gelegentlicher Unwahrscheinlichkeiten und Übertreibungen — das Leben in seinen wildesten Gegensätzen darzustellen und in aller grenzenlosen Verschiedenheit der Charakterzeichnung. Auch die Erzählungen voller Fiktion, die Balladenpoesie und andere Zweige dieser Litteratur erregten in hohem Grade die Aufmerksamkeit der englischen Litteraten, und namentlich mußte zu Edinburgh die frappante Ähnlichkeit zwischen dem deutschen und niederschottischen Dialekte die jungen Leute ermutigen, an der neu entdeckten Litteraturquelle sich zu laben.“ Ihr Lehrer im Deutschen war Dr. Willich, der sich aber vergebens bemühete, in seinen Schülern Sympathie für „die kränkliche Monotonie“ und die „affektierten Entzückungen“ von Geßners „Tod Abels“ zu erwecken. Dagegen wandten sich einige zu den philosophischen Abhandlungen Kants, andere zu den Dramen von Schiller und Goethe.

Im Sommer des Jahres 1793 machte Scott einen für ihn bedeutungsvollen Ausflug ins schottische Hochland, wo er mit Bewunderung und Freude zum erstenmal sich jener Bilder freuete, die er später so gut in seinen

Romanen zu zeichnen verstand. Auf den bedeutendsten Familiensitzen seiner Genossen „vom Berge" nahm er einen bald längeren, bald kürzeren Aufenthalt, und als er von dieser Reise zurückkehrte, fand er in Jedburg zum erstenmal Gelegenheit, als öffentlicher Verteidiger in einem kriminellen Rechtsfalle aufzutreten, bei dessen Abschluß er die Genugthuung hatte, „einem alten Wild- und Schafdiebe durch einige Maschen des Gesetzes durchschlüpfen zu helfen."

Im Herbst des folgenden Jahres (1794) kam eine Dame nach Edinburgh auf Besuch, die in einer Gesellschaft William Taylors Übertragung von Bürgers „Lenore" vorlas. Scott wurde davon sehr aufgeregt; er hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich das deutsche Original zu verschaffen, das er mit Entzücken las. Sogleich begann er die Übersetzung und stand nicht eher vom Schreibtisch auf, als bis er sie vollendet hatte. Er las sie den Freunden vor, in einem sehr leisen, feierlichen Tone; sein ganzes Gemüt war von dem Gedichte erfüllt. Bald darauf hatte er die Freude, seine Übersetzung der „Lenore" und des „Wilden Jägers" gedruckt in einem dünnen Quartbändchen herausgeben zu können; seinen Namen hatte er jedoch nicht genannt. Sein Exemplar von Bürgers Werken hatte er einer Verwandten, der jungen Frau Scott von Harden, Tochter des Grafen Brühl (früheren sächsischen Gesandten am englischen Hofe) zu verdanken, die, vollkommen mit der deutschen Sprache und Litteratur vertraut, ihn noch mit andern deutschen Klassikern und Adelungs Wörterbuche versah und durch ihr treffendes Urteil viel zu seiner ästhetischen Bildung beitrug. Dankbar äußerte sich Walter Scott nachher, daß sie die erste Frau aus der wirklich höheren Welt gewesen, die sich seiner angenommen habe; daß sie von den Vorrechten ihres Geschlechts und Standes mit der gewinnendsten Güte Gebrauch machte, daß sie ihn in tausend Kleinigkeiten zurechtwies, welche sonst niemand zu rügen sich die Mühe genommen hätte, und daß sie überhaupt für ihn that, was nur eine elegante Frau für einen jungen Mann thun kann, der seine Jugendjahre in engen Kreisen der Provinz verlebt hatte. Frau Scott von Harden äußerte sich ihrerseits: „Als ich zum erstenmal Sir Walter sah, war er ungefähr vier- oder fünfundzwanzig Jahr alt, sah aber viel jünger aus. Er schien schüchtern und linkisch; aber schon von vornherein waren in seiner Konversation solche Funken eines höheren Geistes und Verstandes, daß ich erstaunt war, als unsere Bekanntschaft ein wenig älter wurde, mit einem Manne von Genie mich im Gespräch zu finden Er war sehr bescheiden und zeigte seine kleinen Piecen, offenbar ohne daran zu denken, daß sie eine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen berechtigt seien. Nichts war natürlicher und gutmütiger als die Art, wie er meine Winke aufnahm, wenn er am Englischen etwas stutzig wurde. So fällt mir bei, wie er einmal über sich selbst lachte, als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß die „kleinen zwei Hunde" (The little two dogs) in einigen seiner Verse einem englischen Ohre nicht gefielen, das gewöhnt sei an die „zwei kleinen Hunde" (The two little dogs).

Obwohl die näheren Freunde Scotts seinen Übersetzungen (auch Goethes „Erlkönig“ ward bald nachher ins Englische übertragen) viel Beifall zollten, wurden sie doch vom Publikum nicht eben beachtet, was übrigens den guten Humor des angehenden Dichters nicht störte, der sich immer mehr zu seinem Vorteil als Reiter und heiterer Gesellschafter hervorthat, auch im Jahre 1797 als Adjutant eines Kavallerieregiments von Freiwilligen der Grafschaft Mid-Lothian erschien. Im Sommer desselben Jahres während der Gerichtsferien unternahm Scott einen Ausflug nach den englischen Seen in Begleitung seines Bruders Johann und seines Freundes Fergusson. Als er mit letzterem eines Tages in der Nähe des Brunnenortes Gilsland spazieren ritt, trafen sie plötzlich eine junge Dame zu Pferde, welche keiner von beiden früher bemerkt hatte, und deren reizende Gestalt die Herren so fesselte, daß sie ihr von fern folgten, bis sie die Überzeugung erlangt hatten, die junge Dame gehöre wirklich zu der Gesellschaft in Gilsland. Denselben Abend war ein Ball daselbst, für den Scotts Bruder und Fergusson ihre hochrote Uniform der Edinburgher Freiwilligen anlegten. Die Reisenden wetteiferten, der Schönheit vom Morgen zuerst vorgestellt zu werden; die uniformierten Gefährten genossen des Vorteils, mit der schönen Fremden zu tanzen, doch Freund Walter war so glücklich, sie zum Souper zu führen — und damit begann seine Bekanntschaft mit Charlotte Margarete Charpentier, engl. Carpenter, die er so lieb gewann, daß er bald darauf um ihre Hand anhielt, die ihm auch nicht verweigert wurde. Sie war die Tochter eines französischen Emigranten aus Lyon und stand unter Vormundschaft des Marquis von Downshire; als Protestantin getauft und erzogen, von lebhaftem Geist, klarem Verstande und heiterer Lebenslust, war sie ganz für Walter Scott geschaffen, der in ihr eine sehr tüchtige Hausfrau und würdige Lebensgefährtin erhielt. Noch im Dezember des Jahres 1797 ward die Hochzeit gefeiert. Im folgenden Jahre kaufte sich Scott ein Haus in Edinburgh, verlebte aber den Sommer auf einem reizend gelegenen Landhäuschen, das er für einige Jahre gemietet hatte. Dem Einfluß der Familie gelang es, daß Scott im Jahre 1799 zum Sheriff der Grafschaft Selkirk erwählt wurde, mit einem Gehalte von 300 Pfund Sterling. In seiner richterlichen Eigenschaft entwickelte er einen bewunderungswürdigen Scharfsinn, ja die größte Schlauheit, wenn es darauf ankam, die Angeklagten und Zeugen auszuforschen und das Wahre aus dem Gewirr der widerspruchsvollen Aussagen zu scheiden. Aber der Romantiker verleugnete sich auch hier nicht, denn der sonst so gerechte Mann nahm stets Partei für die Wildschützen und Schmuggler. Seinen vertrauteren Freunden war es übrigens längst kein Geheimnis mehr, daß die Jurisprudenz ihn nur halb beschäftigte, denn oft fanden sie bei seinen Akten die Skizzen von Erzählungen und Gedichten, zu denen er bei jeder Gelegenheit übersprang.

Auf die Übersetzung von Goethes „Götz von Berlichingen“ folgte die Herausgabe einiger trefflicher Balladen in den Wundergeschichten („Tales of Wonder“) von Lewis, sodann das erste größere Werk, das auch die verdiente

Aufmerksamkeit erregte: die „Balladen von Schottlands Landgrenze“ (The Minstrelsy of the Scottish Border) in einer prachtvollen Ausgabe von drei Bänden. Die geistreichen und belehrenden Anmerkungen, womit der Herausgeber die Sammlung schmückte, waren nicht minder anziehend als die Balladen selbst, zu deren Sammlung und Aufzeichnung Walter Scott in die entlegensten Thäler und zu den armseligsten Schäferhütten gewandert war. Namentlich mußten ihm die alten Leute erzählen und singen, und sein starkes Gedächtnis faßte alles schnell und sicher auf.

Er erhielt zwar die erste Stelle am Sessionshof, aber der günstige Erfolg seiner Arbeiten bestärkte ihn in seinem Entschluß, sich vorzugsweise der Litteratur zu widmen, zumal da er nach dem Tode seines Vaters der lästigen Advokatenarbeiten ledig wurde, die er nur aus Rücksicht übernommen hatte. Sein erstes Gedicht, womit er als selbständiger Dichter hervortrat, war „Das Lied des letzten Minnesängers“ (The lay of the last minstrel), das in Schottland mit wahrer Begeisterung aufgenommen wurde und alle öffentlichen Blätter mit dem Lobe Scotts erfüllte. Bald darauf folgte ein neues Gedicht „Marmion“, eine Erzählung aus der Schlacht von Floddenfield, das dem Dichter noch allgemeineren Ruhm erwarb, obschon es nicht die lyrische Kraft des Minstrels hatte. Als er im Jahre 1809 mit seiner Gemahlin London besuchte, ward er mit den schmeichelhaftesten Huldigungen überrascht, die aber weder seine Bescheidenheit noch Besonnenheit störten. „Alles das — pflegte er zu sagen — ist sehr schmeichelhaft, ist sehr höflich; und wenn es die Leute unterhält, mich alte Geschichten erzählen oder lebendigen jungen Mädchen und gähnenden Matronen ein Pack Balladen vortragen zu hören, so kann man ihnen leicht den Gefallen thun, und es wäre sehr unhöflich, etwas zu versagen, was so wohlfeilen Kaufs gegeben werden kann.“ Speiste er mit Freunden und fand fremde Gesichter, so war seine gewöhnliche Frage: „Nun, soll ich heute den Löwen spielen? Ich will brüllen, wenn Sie wollen, wie Sie's nicht besser verlangen können.“ Er bot dann auch wirklich alle seine unnachahmlichen Talente der Unterhaltung auf und lachte über sich selbst, wenn die Gäste fort waren, die Worte aus Shakespeares Lustspiel citierend: „Doch wisse, daß ich Snug, der Schreiner, bin, kein stolzer Löwe“ ꝛc.

Im folgenden Jahre (1810) erschien Scotts schönstes Gedicht: das „Mädchen vom See“ (The Lady of the Lake), das stürmischen Beifall erhielt, besonders wegen der unübertrefflichen, naturgetreuen Schilderung der Sitten und Gebräuche der Hochschotten, der frischen, glänzenden Farbe der Naturschilderungen und des ebenso zarten als eindringlichen Stiles.

Der reiche Ertrag seiner Werke setzte den fleißigen Autor in den Stand, sich ein kleines Landgut nahe bei der Abtei Melrose zu kaufen, dem er den Namen „Abbotsford“ gab. Es lag am Ufer des Tweed in einer höchst romantischen Gegend, und war selber, wie ein geistreicher französischer Reisender sagte, ein „Roman von Schutt und Ruinen“. Sein neuer Besitzer machte aber treffliche Gartenanlagen, baute nach innen und außen und schuf einen

höchst gemütlichen Herrensitz, dessen Einrichtung ihm allmählich freilich die große Summe von 60000 Pfund Sterling kostete. Trotz des unruhigen, mannigfach bewegten Lebens in der ersten Zeit der Übersiedelung ward der Umgang mit den Musen doch nie vernachlässigt; allein die folgenden Gedichte blieben mittelmäßig. Da fiel ihm wieder ein altes Manuskript von einer angefangenen Novelle „Waverley“ in die Hände; er las das Fragment mit großem Interesse und beschloß, einen vollständigen Roman daraus zu schaffen. Die Arbeit dauerte auch gar nicht lange, aber der Verfasser wollte aus seiner neuen Richtung vorläufig noch ein Geheimnis machen und gab sein Werk seinem Freunde Ballantyne, der es dem Buchhändler Constable mitteilte. Dieser erkannte bald, von welcher Feder die neue Schöpfung herrühren möchte, und bot sogleich 700 Pfund Sterling für den Verlag. Scott ließ antworten, daß dies zu viel sei, wenn der Erfolg nicht den Erwartungen entspräche, aber zu wenig, wenn der Roman Glück machte. Autor und Verleger einigten sich also, den Gewinn zu teilen. Im Jahre 1814 erschien „Waverley, or t'is sixty years ago“ („so war es vor sechzig Jahren“), und die Aufnahme übertraf alle Erwartungen des Verfassers, dessen Namenlosigkeit noch mehr das Interesse erhöhte. Mehr Sittengemälde als Roman, ist „Waverley“ in der vollendeten Sittenschilderung die ausgezeichnetste Novelle Scotts. Die Charaktere sind so meisterhaft gezeichnet, der Dichter weiß das Herz und die Phantasie des Lesers so zu erregen, daß bei der größten Einfachheit der Darstellung die Entwicklung immer spannender wird und die ästhetische und stoffliche Wirkung sich vollkommen durchdringen. Mit gewohnter Bescheidenheit äußerte sich Scott: „Ohne mir einzubilden, den Geist, das Gefühl und die bewunderungswürdigen Charakterschilderungen in den Schriften meiner Freundin Miß Edgeworth zu erreichen, glaubte ich doch auch den Versuch machen zu dürfen, etwas der Art über Schottland zu schreiben, wie sie es über Irland that; und ich hoffe das, was meinem Talente fehlt, durch meine Kenntnis des Landes, seiner Geschichte und der Sitten und Gebräuche der Einwohner ersetzen zu können.“ Gleich nach dem Erscheinen des „Waverley“ hatte er, mit neuen Plänen beschäftigt, eine Reise nach den Shetlands-Inseln unternommen; wie freute er sich nun, als er zurückkehrte, und seinen ersten Roman „auf der höchsten Stufe der Volkstümlichkeit“ fand! Es fehlte natürlich nicht an vielen Versuchen, dem Autor das Geheimnis zu entreißen, das nur im Besitz von etwa zwanzig Personen war; aber es gelang nicht.

Billig erstaunt man über die riesenmäßige Thätigkeit, mit der Walter Scott jedes Jahr einen neuen, zuweilen selbst zwei Romane ans Licht brachte! Es erschien:

1815 Guy Mannering oder der Sterndeuter;
1816 Der Antiquar und der schwarze Zwerg;
1817 Der Totengreis (Die Presbyterianer);
1818 Robin der Rote und das Herz von Mid-Lothian;
1819 Die Braut von Lammermoor und die Legende von Montrose;

1820 Ivanhoe, das Kloster und der Abt;
1821 Kenilworth;
1822 Der Pirat und Nigels Schicksale;
1823 Peveril vom Gipfel und Quentin Durward;
1824 St. Ronansbrunnen und Redgauntlet;
1825 Die Verlobten und Richard Löwenherz (die Kreuzfahrer);
1826 Woodstock;
1827—1828 Die Chronik von Canongate;
1829 Anna von Geierstein;
1828—1830 Die Erzählungen eines Großvaters (aus der schottischen Geschichte);
1831 Graf Robert von Paris und das gefährliche Schloß.

Ivanhoe, Kenilworth, Woodstock und Nigel spielen in England, Quentin Durward in Frankreich: die meisten und lebensvollsten natürlich in Schottland. Anfangs sind sie oft etwas breit und schleppend und brechen am Ende die Entwickelung übers Knie, aber die Fehler sind gering im Vergleich zu der übrigen Gediegenheit dieser historischen Romane, auf denen der Geist der Pietät ihres Verfassers ruht, der von sich sagen durfte, daß er keine Zeile geschrieben, die irgend jemand hätte in seinem Glauben irre machen können. Die sittliche Würde des echt konservativen Tory hat sich auf schöne Weise mit dem ästhetischen Charakter des Dichters verschmolzen in der treuen Hingabe an den Gegenstand und der Achtung vor der Eigentümlichkeit des Individuellen und historisch Gewordenen.

Die außerordentliche Fruchtbarkeit Scotts wird noch erstaunlicher, wenn man die lange Reihe der übrigen Arbeiten überblickt, die er neben den Romanen veröffentlichte. So gab er die Werke Drydens heraus und begleitete sie mit einer wertvollen Biographie des Dichters, ebenso die Werke Swifts; schrieb Artikel für das Edinburgh- und Quarterly-Review, nach einer Reise aufs Festland „Die Schlacht von Waterloo", dann „Die Altertümer auf dem Grenzgebiete von England" &c.

Im Jahre 1820 wurde Walter Scott zur Würde eines englischen Baronets erhoben, 1821 zum Präsidenten der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Edinburgh erwählt. Als König Georg IV. im Jahre 1822 Schottland besuchte, kam ihm Walter Scott auf der Reede von Leith zu Schiffe entgegen, begleitet von einer Deputation schottischer Damen, die dem König zum Willkommen ein reich mit Brillanten besetztes Andreaskreuz überreichen wollten. Kaum hatte Georg von der Annäherung Scotts Kunde erhalten, so rief er freudig aus: „Wie, Sir Walter Scott! der Mann Schottlands, den zu sehen ich das größte Verlangen trage? Laßt ihn sogleich an unsern Bord steigen!" Der König empfing den Dichter auf das liebreichste, behielt ihn zu Tische, und er mußte zu seiner Rechten sitzen.

Bei allen Arbeiten behielt Scott immer noch Zeit für frohe Geselligkeit und kleine Reisen. Er war mit allen Notabilitäten Englands und

Schottlands bekannt, und sein gastfreies Haus stand den vielen Besuchenden offen.

Walter Scott wurde auch mit Lord Byron bekannt, und die Art, wie er das Zusammentreffen mitteilt, ist charakteristisch für beide Dichter, die, so grundverschieden in ihrem Charakter, doch sich anzogen. „Meine erste Bekanntschaft," erzählt Walter Scott in einer Mitteilung, die er dem Dichter Thomas Moore für dessen Biographie Byrons machte — „meine erste Bekanntschaft mit Byron fing etwas verdächtig und bedenklich an. Ich war so weit von aller Teilnahme an der anstößigen Rezension in dem Edinburgher Blatte (worin Lord Byrons „Stunden der Muße" hart mitgenommen wurden) entfernt, daß ich, wie ich mich noch deutlich erinnere, unserem Freunde, dem Herausgeber, mißfällige Bemerkungen darüber machte, weil ich glaubte, daß „Die Stunden der Muße" mit ungebührlicher Strenge behandelt worden wären. Sie waren, wie alle jugendlichen Poesieen, mehr Reminiszenzen von dem, was dem Verfasser an anderen gefallen hatte, als Schöpfungen eigener Einbildungskraft; dessenungeachtet glaubte ich, daß Stellen darin vorkämen, die etwas Ausgezeichnetes versprächen. Ich nahm mir die Sache so zu Herzen, daß ich mit dem Gedanken umging, an den Verfasser zu schreiben; aber gewisse übertriebene Schilderungen von seinen Eigenheiten, die mir zu Ohren gekommen waren, und mein natürlicher Widerwille gegen unberufenes Aufdringen von Meinungen bewogen mich, meinen Vorsatz wieder aufzugeben.

„Als Byron seine berüchtigte Satire schrieb, bekam ich auch meinen Teil von den Geißelhieben, so gut wie viele andere von größerer Bedeutung, als ich. Mein Verbrechen war, ein Gedicht (ich glaube Marmion) für tausend Pfund geschrieben zu haben; woran weiter nichts Wahres war, als daß ich das Manuskript für die angegebene Summe an den Verleger abgelassen hatte. Nicht zu gedenken, daß ein Schriftsteller wohl schwerlich deswegen getadelt werden kann, wenn er sich soviel geben läßt, als die Buchhändler ihm zu geben Lust haben, so kam es mir auch so vor, als ob Einmischung in meine Privatangelegenheiten außer den Grenzen einer litterarischen Satire läge. Auf der anderen Seite überstieg das Lob, das mir Lord Byron in mehreren Stellen erteilte, so sehr mein Verdienst, daß ich weit empfindlicherer Natur gewesen sein müßte, um mich nicht ganz ruhig zu verhalten und die Sache zu vergessen.

„Ich wurde, wie die ganze Welt, von der Lebendigkeit und Stärke der Einbildungskraft gewaltig ergriffen, welche sich in den ersten Gesängen von Childe Harold und den anderen glänzenden Produkten an den Tag legt, die Lord Byron mit einer an Verschwendung grenzenden Leichtigkeit ins Publikum schleuderte. Mein eigener Dichterruf war damals im Abnehmen, und ich hatte aufrichtige Freude darüber, einen Schriftsteller von solcher Kraft und Energie auftreten zu sehen. Mr. John Murray (der Verleger der Werke Lord Byrons) war um diese Zeit gerade in Schottland, und da ich ihm sagte, daß ich sehr gerne Lord Byrons Bekanntschaft machen möchte, hatte

er die Güte, Sr. Lordschaft meinen Wunsch zu erkennen zu geben, welches dann zu einigem Briefwechsel führte.

„Es war im Frühling des Jahres 1815, daß ich zufällig in London so glücklich war, Lord Byron in Person vorgestellt zu werden. Das Gerücht hatte mich darauf vorbereitet, einen Mann von eigentümlichem Wesen und heftigem Temperament zu finden, und ich war besorgt, ob wir auch im geselligen Leben zu einander passen würden. Hierin hatte ich mich aber, wie ich zu meinem großen Vergnügen sah, gänzlich geirrt. Ich fand Lord Byron im höchsten Grade artig, selbst herzlich. Wir kamen fast täglich ein paar Stunden in Mr. Murrays Gesellschaftssaale zusammen und wußten einander immer recht viel zu sagen. Auch trafen wir uns häufig bei Diners und Abendgesellschaften, so daß ich zwei Monate hindurch in ziemlich engem Verkehre mit diesem ausgezeichneten Charakter lebte. Unsere Ansichten stimmten mehrenteils überein, alles ausgenommen, was Religion und Politik betraf, in welchen beiden Punkten ich geneigt war, zu glauben, daß es Lord Byron eigentlich an festen Grundsätzen fehlte.

„In der Politik hatte er zuweilen einen starken Anklang von dem, was man jetzt Liberalismus nennt; aber es war mir wahrscheinlich, daß die gute Gelegenheit, die ihm dieser Parteiton darbot, seinen Witz und sein Talent der Satire gegen die hohen Staatsbeamten spielen zu lassen, eigentlich der Grund war, warum er ihn anstimmte, nicht aber wirkliche Überzeugung von der Wahrheit der politischen Maximen, denen er das Wort redete. Er war gewiß stolz auf seinen Rang und das Alter seiner Familie, und in dieser Hinsicht ein so vollkommener Aristokrat, als sich mit einem gebildeten Verstande und seiner Erziehung vereinigen ließ.

„Lord Byrons Belesenheit schien mir eben nicht ausgebreitet zu sein, in der Poesie ebensowenig als in der Geschichte. Da ich ihm in dieser Hinsicht überlegen und mit einem ziemlich eifrigen Quellenstudium an manches geraten war, das wenig gelesen wird, so konnte ich ihn zuweilen mit Gegenständen bekannt machen, die für ihn noch den Reiz der Neuheit hatten. So erinnere ich mich, ihm einmal das schöne Gedicht von Hardiknut, eine Nachahmung der alten schottischen Ballade, hergesagt zu haben, wovon er so ergriffen wurde, daß mich jemand, der sich in demselben Zimmer befand, fragte, was in aller Welt ich Byron mitgeteilt habe, wodurch er so sehr aufgeregt sei?

„Das letzte Mal sah ich Byron im Jahre 1815, nachdem ich von Frankreich zurückgekehrt war, bei einem sehr vergnügten Mittagessen. Wie die alten Heroen im Homer tauschten wir Geschenke; ich gab Byron einen schönen mit Gold verzierten Dolch, der ein Eigentum des gefürchteten Elfi Bey gewesen war. Es ging mir aber wie dem Diomedes in der Iliade; denn Lord Byron übersandte mir einige Zeit nachher eine große silberne Graburne. Sie war mit Menschenknochen angefüllt und hatte auf zwei Seiten des Fußgestells Inschriften. Die eine lautete: „Die in dieser Urne enthaltenen Knochen wurden in alten Gräbern innerhalb der Landmauern

von Athen gefunden, im Monat Februar 1811." Die andere Seite zeigte die Juvenalischen Verse:

Expende — quot libras in duce summo invenies;
Mors sola fatetur, quantula hominum corpuscula*).

(Juv. X.)

„Ich fügte noch eine dritte Inschrift hinzu, nämlich: „Geschenk von Lord Byron an Walter Scott."

Washington Irving, auf den Scott viel hielt, wollte den berühmten Schotten persönlich kennen lernen und hatte, als er sich Abbotsford nahete, zuvor eine Karte übersandt mit der Anfrage, ob sein Besuch nicht ungelegen komme. Scott war gerade beim Frühstück, sprang voll Freude sogleich hinaus, die Hunde und Kinder ihm nach, wie gewöhnlich, um den Gast zu begrüßen und ihn von der Landstraße ins Haus zu geleiten. „Das Gerassel meines Wagens," erzählt Irving, „hatte die Ruhe des Landsitzes gestört. Heraus sprang der Wächter des Schlosses, ein schwarzes Windspiel, schwang sich auf einen der Steinblöcke und hob ein wütendes Gebell an. Dieses Lärmen brachte die ganze Hundsgarnison heraus, sämtlich offenen Rachens und laut bellend. Nach einer kleinen Weile erschien der Herr des Schlosses selbst. Ich erkannte ihn sogleich, da ich die Porträts gesehen hatte, die von ihm erschienen waren. Er hinkte den Sandweg herab und half sich mit einem starken Spazierstocke fort, bewegte sich aber rasch und kräftig. An seiner Seite lief ein großer eisengrauer Jagdhund von sehr ernstem Gebaren, welcher an dem Toben des Hundepöbels keinen Anteil nahm, sondern der Würde seines Hauses gemäß sich für verpflichtet hielt, mir einen höflichen Empfang angedeihen zu lassen.

„Ehe Scott das äußere Thor erreichte, rief er mich in einem herzlichen Tone an, indem er mich zu Abbotsford bewillkommnete. Als er zum Wagenschlage gekommen war, nahm er mit Wärme meine Hand und sagte: „Kommen Sie, fahren Sie herab ans Haus. Sie kommen gerade recht zum Frühstück! und dann sollen Sie alle Wunder der Abtei sehen." Ich wollte mich entschuldigen, indem ich anführte, ich hätte mein Frühstück bereits eingenommen. „Still, Mann!" rief er, „eine Morgenfahrt in der scharfen Luft der schottischen Berge ist hinreichende Bürgschaft für ein zweites Frühstück!"

„Demzufolge wurde ich im Fluge an die Thüre der Cottage gefahren, und sah mich nach wenigen Augenblicken an dem Frühstückstische sitzen. Außer der Familie war niemand anwesend; diese bestand aus Mrs. Scott, ihrer ältesten Tochter Sophie, damals ein schönes Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren; Miß Anna Scott, zwei oder drei Jahre jünger; Walter, ein großgewachsenes Bürschchen, und Charles, ein lebhafter Knabe von elf bis zwölf Jahren.

*) Der Tod allein bringt ans Licht, wie gering der Menschen Gebeine.

„Ich fühlte mich bald ganz zu Hause und mein Herz schlug warm bei dem herzlichen Empfange, der mir zu teil ward. Ich hatte geglaubt, einen bloßen Morgenbesuch zu machen, fand aber bald, daß man mich sobald nicht wieder loslassen würde „Sie müssen nicht glauben, daß unsere Gegend an einem Morgen wie ein Zeitungsblatt gelesen werden kann," sagte Scott; „sie erfordert das mehrtägige Studium eines aufmerksamen Reisenden, der einiges Wohlgefallen an dem Plunder der alten Welt hat. Nach dem Frühstück statten Sie der alten Melrose-Abtei Ihren Besuch ab; ich werde nicht im stande sein, Sie dahin zu begleiten, da ich einige häusliche Geschäfte zu besorgen habe; allein ich werde Sie meinem Sohne Charles anvertrauen, der in allem sehr gelehrt ist, was die alte Ruine und die Gegend betrifft, in welcher sie steht. Wenn Sie wiederkommen, nehme ich Sie zu einem Spaziergange in die Nachbarschaft mit. Morgen werden wir den Yarrow sehen und übermorgen nach Dryburg-Abtei fahren, die eine schöne alte Ruine und wohl wert ist, daß Sie sie ansehen." Mit einem Worte, ehe Scott mit seinem Plan fertig war, fand ich, daß mein Besuch mehrere Tage dauern würde, und es schien, als ob ein kleines Reich der Romantik sich mir plötzlich erschlossen hätte."

Der gute Scott sollte aber auch die Ungunst des Schicksals erfahren. Mitten in sein heiteres Stillleben traf (1826) wie ein Donnerschlag die Nachricht, daß die Häuser Ballantyne und Constable, mit denen er den Kontrakt über den Verlag seiner Werke abgeschlossen hatte, ihre Zahlungen eingestellt hätten. Durch diesen Bankrott verlor der Dichter die Früchte eines zwanzigjährigen Fleißes und sah sich plötzlich mit einer Schuld von 117 000 Pfund Sterling belastet. Heldenmütig ertrug er das Unglück. „Es ist sehr hart — sagte er — den Lohn eines thätigen Lebens plötzlich zu verlieren und von Wohlhabenheit zu bitterer Armut herabzusinken; wenn mir indessen der liebe Gott nur noch wenige Jahre Gesundheit und Kraft verleiht, so hoffe ich, mich dieser schrecklichen Lage wieder entwinden zu können." Er begann mit seinem Bienenfleiße wieder zu schriftstellern, aber wenn auch die Bücher um des berühmten Autors willen Abgang fanden, so war doch der alte Geist und Humor nicht mehr darin, und namentlich das großangelegte historische Werk „Leben Napoleons" in neun Bänden zeigte bedeutende Mängel. Erfolgreicher war's, daß Scott von seinen bereits erschienenen Romanen eine neue, verbesserte, mit Anmerkungen bereicherte Ausgabe veranstaltete; er erhielt für das Manuskript 8400 Pfund Sterling. Die Hälfte des Ertrages sollte gleichfalls dem Dichter zukommen, der sie aber sogleich seinen Gläubigern überwies. Das Verlangen des Publikums, eine vollständige Sammlung der Romane Walter Scotts zu besitzen und seinen Vermögensumständen wieder aufzuhelfen, bewirkte, daß in kurzer Zeit 24 000 Exemplare verkauft wurden. Man kann sich einen Begriff von der Rührigkeit machen, mit welcher dies Unternehmen betrieben wurde, wenn man erfährt, daß mehr als tausend Menschen dabei beschäftigt waren. Das Geheimnis der Autorschaft war nun auf gewaltsame Weise gelöst worden; die Chronik von

Canongate war der erste Roman-Cyklus, der unter Scotts Namen erschien. Bald folgte noch „Karl der Kühne oder die Tochter des Nebels“ und „Das schöne Mädchen von Perth“, ein sehr gelungener Roman. Diese Werke und die „Geschichte Schottlands“, welche wie Ivanhoe in alle Schichten des Volkes drang und von jung und alt mit Begeisterung gelesen wurde, setzten den Verfasser in den Stand, schon zu Ende 1830 fast die Hälfte seiner Schulden abtragen zu können, und seine Gläubiger gaben ihm bei dieser Gelegenheit alle seine Bücher, Manuskripte und Altertümer, welche sie von ihm zum Unterpfande erhalten hatten, unter Bezeigung ihrer innigen Hochachtung für seinen edlen Charakter wieder zurück.

Die außerordentliche Anstrengung in den letzten Jahren mochte wohl der Hauptgrund sein, daß Walter Scott zu Anfang 1831 von einem Schlaganfall heimgesucht wurde, der ihn fast gänzlich lähmte; doch behielt er die Lebendigkeit seiner Denkkraft und die ihm eigene überraschende Beredsamkeit bei sichtbar zunehmender leiblicher Schwäche.

Als das Publikum von dem leidenden Zustande des geliebten Dichters hörte, war die Teilnahme allgemein; von nah und fern kamen Verehrer des schottischen Barden, ihn zu sehen und die Stätte, die einen so erhabenen Geist beherbergte. Die Ärzte rieten zu einer Reise in die milden Länder des Südens. Die englische Regierung, hiervon unterrichtet, bot dem kranken Dichter sogleich ein Schiff an. So gerne er dies ehrenvolle Anerbieten annahm, so traurig schied er doch von seinem geliebten Abbotsford, das er nimmer wiederzusehen fürchtete. Vorerst ging er nach London, und nachdem er in seinem letzten Romane („Das gefährliche Schloß“), den er ankündigte, der Welt eine Art von Lebewohl gesagt hatte, segelte er nach Italien. Unterwegs traten hoffnungsvolle Momente ein, wo seine Kraft zu neuem Leben zu erwachen schien, aber die schöne Hoffnung war nur vorübergehend. Bei seiner Ankunft in Neapel befand er sich so übel, daß er die ihm zugedachten Ehrenbezeigungen sich verbitten mußte. Von Neapel ging er nach Rom; aber inmitten der Wunderwerke alter Kunst und Größe, nach deren Anblick er sich so oft gesehnt hatte, überkam ihn die Sehnsucht nach den heimischen Ufern des Tweed. Er fühlte, wie schnell seine Lebenskräfte sanken, und sein sehnlichster Wunsch war, in seinem Vaterlande zu sterben. So kam er denn bis zum Tode erschöpft im Herbste 1832 wieder in London an, wo ihn ein zweiter heftiger Schlaganfall befiel. Kaum so weit hergestellt, um sich einschiffen zu können, ging er nach Schottland unter Segel.

Als er durch das Portal seines Schlosses fuhr, sprangen ihm freudig seine Hunde, die treuen Gefährten so mancher frohen und traurigen Stunde, entgegen — unter Thränen und Lächeln streichelte er sie und ließ sich von ihnen die Hände lecken, bis er ermüdet auf das Bett in seinem Schlafzimmer sank und einschlummerte.

Ruhig und sanft wie ein Kind ließ er sich die folgenden Tage in einem Rollstuhle in den Garten fahren, genoß des warmen Sonnenscheins und

labte sich an dem Grün der Bäume. Doch schon vom 17. September an konnte er das Bett nicht mehr verlassen, er phantasierte viel und hatte nur auf Augenblicke klares Bewußtsein. Am 21. September 1832 schloß er die Augen für immer. Es war ein warmer, sonnenheller Herbsttag; die Fenster waren geöffnet, um die milde Luft hereindringen zu lassen, und in der Stille rings umher vernahm des Dichters Ohr zum letztenmal das Plätschern des Tweed. Die Kinder knieeten an seinem Sterbebett, und sein Sohn Walter drückte ihm die Augen zu. Er hatte sein Alter auf zweiundsechzig Jahre gebracht.

In Dryburg-Abtei ward seine sterbliche Hülle beigesetzt, Tausende von schlichten Landleuten folgten dem Sarge ihres Sheriffs. Das dankbare Schottland aber eröffnete eine Sammlung, um der Familie Scotts das Gut Abbotsford zu erhalten, und neuerdings hat es ihm in Edinburgh ein schönes, würdiges Denkmal errichtet.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

L. v. Beethoven

Leipzig, Fr. Brandstetter

(Seite 7[illegible])

Digitized by Google

Biographische Miniaturbilder.

Zur bildenden Lektüre

für

die reifere Jugend

verfaßt von

A. W. Grube.

Zweiter Teil.

Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit den Bildnissen von L. van Beethoven, Zwingli, Ignatius Loyola und des Freiherrn von Stein.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1884.

Inhalt.

Johannes Kepler*).

Kopernikus hatte durch seine kühne Hypothese von der Achsendrehung der Erde den Acker zubereitet, in welchen Kepler das fruchtbare Samenkorn pflanzte — der wissenschaftlichen Astronomie, die durch ihn erst Leben und Gestalt empfing. Kepler ist eine unverwelkliche Zierde deutscher Wissenschaft, aber nicht bloß als Mathematiker und Astronom, sondern (was noch mehr sagen will) auch als Mensch eine Zierde deutscher Nation.

Er stammte aus dem edeln Geschlechte derer von Kappel, die später ihren Namen in Kepler veränderten. Sein Großvater, Sebald Kepler, war Bürgermeister der freien Reichsstadt Weil in Schwaben, die jetzt, ein unbedeutendes Landstädtchen, zum württembergischen Oberamt Leonberg gehört. Dessen Sohn Heinrich heiratete Katharine Guldermann, die reiche Wirtstochter aus Eltingen bei Leonberg, und zog vier Jahre nach seiner Verheiratung mit ihr nach Leonberg, wo er die Landwirtschaft trieb. Johannes aber wurde zu Weil der Stadt am 27. Dezember 1571 geboren; er kam wie Newton als ein sehr kleines und schwächliches Kind auf die Welt. Es war damals eine wilde unruhige Zeit. Dem Vater, der seiner ritterlichen Ahnen gedenken mochte, wollte das stille Leben im beschränkten Kreise nicht zusagen; das Kriegshandwerk dünkte ihm angenehmer als der Ackerbau, und so ließ er sich von spanischen Werbern für Albas Heer anwerben, obschon er Protestant war (1572). Bald folgte ihm die gleichfalls abenteuerlustige Frau als Marketenderin; den kleinen Johannes brachte sie zu den Großeltern nach Weil. Die Mutterliebe trieb sie aber bald zurück; sie fand ihr Kind an den bösartigen Blattern erkrankt und in Gefahr, das Augenlicht und die entzündete rechte Hand zu verlieren. Der Vater kehrte ohne Ruhm und Geld (1575) aus dem Kriege zurück, verlor dann noch obendrein durch unvorsichtige Bürgschaft einen Teil seines Vermögens, zog ins Badische, um eine Schenkwirtschaft zu übernehmen, und als es damit auch nicht gehen wollte, ließ er sich von den Österreichern anwerben und fand im Türkenkriege sein Ende.

*) J. Keplers Leben und Wirken vom Freiherrn v. Breitschwert (Stuttgart 1831). Vergl. Geheime Geschichten und Rätselhafte Menschen ꝛc. von F. Bülau (Leipzig 1854, V) und das Vorwort der Folio-Ausgabe der „Briefe“ Keplers (Leipzig 1718). Joh. Kepler, 4 Bücher in 3 Teilen von Reitlinger, unter Mitwirkung von Neumann und Gruner (in Kommission von Grüninger in Stuttgart — 1868).

An regelmäßigen Schulunterricht war bei so unruhigem Leben der Eltern nicht zu denken, zumal da die Familie sich bald vermehrt hatte. Johannes mußte öfters das Vieh hüten und sonst bei ländlichen Arbeiten helfen. Der Großvater hatte übrigens mit großer Freude die Lust zum Lernen und den offenen Kopf seines Enkels bemerkt und hielt ihn für das Studium geeignet. Wegen der Schwächlichkeit des Knaben mußte der Vater darauf verzichten, ihn zum Soldaten zu machen, und so war es diesem ganz recht, als ihm der Großvater eine Freistelle in der Klosterschule zu Adelberg und dann zu Maulbronn verschaffte. Hier lernte der kleine Student so eifrig, daß er schon in seinem 17. Jahre das theologische Stift zu Tübingen beziehen konnte — in demselben Jahre, wo sein Vater nach Österreich ging — und er erhielt schon 1591 den Magistergrad.

Mit dem Entschluß, ein tüchtiger protestantischer Prediger zu werden, begann Kepler sein theologisches Studium; aber er merkte bald, daß seinem Gemüte jene Formeln und Spitzfindigkeiten der damaligen protestantischen Theologen nicht zusagen konnten. Desto eifriger schloß er sich an den Mathematiker Michael Mästlin an, der auf einer Reise nach Italien den berühmten Galileo Galilei persönlich kennen gelernt hatte und mit ihm in ununterbrochener Korrespondenz stand. Er mußte auf dem Stifte freilich das ptolemäische System (in welchem die Erde still stand) vortragen, that dies aber so, daß alle Mängel desselben ans Licht traten und das kopernikanische Weltsystem als das allein richtige erkannt wurde. Der junge Kepler geriet in große Verlegenheit; zu den mathematischen Studien fühlte er sich ganz und gar hingezogen, und doch sollten diese nur eine Nebenbeschäftigung für das theologische Studium bilden. Der Geist der Liebe und Demut, der erlösenden Kraft im Leben und Sterben des Heilands rührte sein Herz nicht minder stark, und er wäre gern Theolog geblieben, wenn die Zeloten mit ihrer vermeintlichen Rechtgläubigkeit ihm nicht die Gottesgelahrtheit verleidet hätten. In einem lateinischen Gedichte, sowie in einem Aufsatze, den er kühn der theologischen Fakultät vorlegte, schüttete er sein Herz aus zur größten Unzufriedenheit seiner theologischen Lehrer, die ihn für unfähig erklärten zum geistlichen Beruf.

Da traf es sich, daß die steierischen Stände sich an Herzog Ludwig von Württemberg mit der Bitte wandten, ihnen einen tüchtigen Lehrer der Mathematik und Moral für das neu eingerichtete Gymnasium zu Graz zuzuweisen; das geistliche Ministerium empfahl Kepler, und dieser mußte Gehorsam leisten, obwohl er sich keineswegs die erforderlichen Talente für das neue Lehramt zutraute.

Bekanntlich war damals in den österreichischen Erblanden der Protestantismus weit verbreitet und namentlich von dem österreichischen Adel mit einem Eifer gepflegt, der dann im dreißigjährigen Kriege jenen gewaltigen Rückschlag erfuhr unter Ferdinand II., dem Sohne des Erzherzogs Karl, dem Begründer der steiermärkischen Linie, unter dessen Regierung jetzt Kepler berufen ward.

Im Jahre 1593 siedelte er nach Graz über, wo er als eines seiner ersten Amtsgeschäfte den steierischen Kalender für das nächste Jahr ausfertigen und darin den Lauf der Witterung und der Welthändel zugleich vorherverkündigen mußte. Da zeigte sich nun gleich Keplers überlegener Geist. Statt der alten julianischen Zeitrechnung führte er die vom Papst Gregor eingeführte und richtigere neue ein, und trat damit einem protestantischen Vorurteil entgegen, das in Schweden noch bis 1753 bestand. Von dem Aberglauben der Astrologie hatte er sich zwar noch nicht ganz befreit, aber er führte diese vermeintliche Wissenschaft dem vernünftigen Denken zu. Die astrologischen Prophezeiungen benutzte er, um die Anschauungen und Bemerkungen seines hellen Geistes, seinen klaren Blick in die politischen und kirchlichen Verhältnisse, verbunden mit guten Winken und Ratschlägen, den Leuten in einer ihnen beliebten Form auszusprechen. Als er im Jahre 1609 dem jungen Wallenstein die Nativität stellte (d. h. aus der Stellung der Gestirne bei seiner Geburt die künftigen Schicksale voraussagte), sagte er offen: der junge Mann könne ein Rädelsführer von Malcontenten werden, mit seiner Obrigkeit in Streit kommen &c., setzte aber auch hinzu, „seine Natur gilt mir mehr, als sein Stern", und wenn er erst aus dem „Saturnus im Aufgange" allerlei schlimme und bedenkliche Eigenschaften ableitete, machte dann doch der „darauf folgende Jupiter" wieder Hoffnung, „es würden sich die meisten Untugenden abwetzen und seine ungewöhnliche Natur zu hohen wichtigen Stellen fähig werden." Weiter sagte Kepler: „welcher Astrologus bloß eine Sache aus dem Himmel voraussagen will und sich nicht gründet auf das Gemüt, der Seelen Vernunft, Kraft oder Leibesgestalt desjenigen Menschen, dem es begegnen soll, der geht auf keinem rechten Grunde, und so es eintrifft, ist es des Glückes Schuld." Für die pythagoreische Lehre von der Harmonie der Sphären hegte er jedoch große Vorliebe, und er suchte die Astrologie auf die Harmonie des Himmels zurückzuführen, in welcher keine Kraft vereinzelt wirkt, also auch das Leben des Menschen durch das ganze Weltall bedingt ist. „Je nachdem die Strahlen — so äußert er sich hierüber — je nachdem die Strahlen der Gestirne bei der Geburt eines Menschen konfiguriert sind, fließt den Neugeborenen das Leben in dieser oder jener Form zu. Ist die Konfiguration harmonisch, so entsteht eine schöne Form des Gemüts, und dieses baut sich eine schöne Wohnung. Inzwischen werden Starke von Starken, Gute von Guten geboren. Die einzelnen Zufälle stehen unter der Macht Gottes und in der Gewalt des Schutzgeistes*) unter seiner Zulassung; ist das Gemüt übel zubereitet, so muß man trachten, es zu verbessern. Harmonie ist Vollkommenheit der Verhältnisse. Nur der Unendliche erkennt die Harmonie der Sphären in ihrem ganzen Umfange; der Erdball hat nur ein schwaches Nachgefühl. Dieses Nachgefühl belebt die Erdseele und macht den Menschen zum Denken und jeglichem Thun geschickter."

*) Wie Sokrates, glaubte auch Kepler fest an einen solchen Dämon und meinte von ihm wichtige Gedanken zugeflüstert zu erhalten.

Sein erster Kalender erwarb ihm übrigens den Ruf eines sehr geschickten Astrologen, indem man darin die Bauernunruhen in Österreich und den strengen Winter von 1593—94 vorausgesagt fand. Immer mehr fesselte ihn das Studium der Astronomie, und schon 1595 erschien sein erstes wissenschaftliches astronomisches Werk, worin er die Übereinstimmung der Raumverhältnisse der Planetenbahnen des Jupiter, Saturn, Mars, Merkur und der Venus mit den fünf regulären mathematischen Körpern Vierflach, Würfel, Achtflach, Zwölfflach und Zwanzigflach nachwies — ein Spiel des Scharfsinns, das aber eine Bestätigung des von den Theologen verabscheuten kopernikanischen Systems enthielt und diesem viele Freunde gewann. Der berühmte Astronom Tycho de Brahe erkannte alsbald das große Talent des jungen Gelehrten und lud ihn zu sich nach Kopenhagen ein, in der Hoffnung, an ihm einen Verteidiger seines eigenen Systems zu gewinnen. Tycho de Brahe hatte einen Mittelweg zwischen dem alten und neuen Systeme versucht, indem er eine Bewegung der Planeten Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn um die Sonne annahm, aber diese nicht wie Kopernikus in Ruhe ließ, sondern im Kreise um die Erde sich drehend darstellte. So hatte er wiederum die kleine Erde zum Mittelpunkt der großen Welt gemacht, und dem konnte Kepler nicht zustimmen. Da ihm aber sehr daran lag, bei Gelegenheit von Tychos vortrefflichen Instrumenten Gebrauch machen zu können, so übernahm er die Verteidigung desselben gegen den kaiserlichen Hofastronomen Reimarus Ursus, der sich für den eigentlichen Erfinder des Tycho-Braheschen Systems ausgegeben hatte. Auch Galilei schrieb beglückwünschend an Kepler und blieb mit ihm zeitlebens in Briefwechsel. „Ich wünsche mir Glück — hieß es in dem Briefe Galileis — in dir einen Gleichgesinnten in dem Erforschen des Wahren, einen Freund derselben Wahrheit gefunden zu haben, welcher auch ich anhange. Kopernikus hat sich einen unsterblichen Ruhm errungen, und doch wird er von vielen verlästert, denn die Zahl der Unverständigen ist groß."

Sein Leben in Graz gestaltete sich im Anfange ganz günstig. Er war allgemein geachtet und beliebt und hatte zu den angesehensten Familien des steierischen Adels Zutritt. In dem Hause des reichbegüterten Müller von Mühleck, welcher gleichfalls zu dem protestantischen Adel gehörte, lernte er die schöne Barbara, eine Tochter des Hauses, kennen, die zwar schon zweimal verheiratet gewesen war, aber, nachdem sie den ersten Gatten bald nach der Hochzeit durch einen plötzlichen Todesfall verloren, vom zweiten freiwillig sich getrennt hatte, erst 23 Jahr zählte. Sie schenkte dem liebenswürdigen Gelehrten ihr Herz; doch wurde die Zustimmung der Eltern abhängig gemacht vom Nachweise der adeligen Abkunft Keplers, auf die er sich berufen hatte. Als nun Kepler nach Hause reiste, die nötigen Dokumente zu holen, bot man alles auf, ihm die Braut abtrünnig zu machen, indes siegte bei seiner Rückkehr der Eindruck seiner Persönlichkeit, und die eheliche Verbindung ward noch 1597 vollzogen. Die junge Frau brachte ihm eine Tochter aus früherer Ehe, aber auch eigenes und ihres Kindes Vermögen mit.

Bald darauf übernahm Erzherzog Ferdinand die Regierung, und nun hatte die Toleranz gegen die Protestanten ein Ende. Übrigens waren die protestantischen Geistlichen nicht ohne Schuld, indem sie, wie Kepler am 9. Dezember 1598 schrieb, die Katholiken durch Schmähungen von der Kanzel reizten, sowie auch Kupferstiche zur Verspottung des Papstes verbreiteten. Indessen würde Ferdinand, von den Jesuiten schon längst präpariert und fanatisiert, auch ohne das über die Protestanten hergefallen sein. Kaum war der Erzherzog von seiner italienischen Reise zurückgekehrt, so erklärte er den Ständen, daß sie selber den Frieden gebrochen hätten, vernichtete den von seinem Vater erteilten Freiheitsbrief und befahl, daß alle protestantischen Lehrer binnen 14 Tagen das Land verlassen sollten. Auf den Rat ihrer Vorgesetzten gingen sie einstweilen bloß bis an die kroatische und ungarische Grenze, und hier wurde zu gunsten Keplers eine Ausnahme gemacht, da sich außer den Verwandten seiner Frau auch katholische Gelehrte bei Hofe für ihn verwandten und sein harmloses, friedliches und duldsames Wesen bekannt war. Vielleicht hoffte man auch, ihn zum Übertritt in die katholische Kirche zu bewegen. Er ward nach Graz zurückberufen; aber der Unterricht am Gymnasio hatte aufgehört, und um so peinlicher war es ihm, seinen Gehalt zu beziehen „mehr aus Mitleid, als für einen zu erwartenden Nutzen." Er wollte sich wieder nach Württemberg wenden, aber seine Frau, wegen ihrer Güter und einer zu hoffenden Erbschaft, drang in ihn, noch in Graz zu bleiben. Im Jahr 1599 schrieb Kepler ernstlich an Mästlin in Tübingen: „zwar könne er sich bei seiner Überzeugung keine größere Pein denken, als wenn er an den Streitigkeiten der Theologen teil nehmen müßte, und darum suche er keinen Dienst der Kirche: aber für eine Stelle in der philosophischen Fakultät glaube er doch nicht unwürdig zu sein." Doch der akademische Senat wollte von einem Manne, der die Bewegung der Erde lehrte, nichts wissen, und Mästlin gab gar keine Antwort.

Kepler fand Trost in seiner Wissenschaft. Er übergab dem Erzherzog einen Aufsatz über die im Jahre 1600 zu erwartende Sonnenfinsternis, beobachtete die Brechung der Lichtstrahlen, wie sie im Glas und Wasser vor sich geht, und suchte die verschiedenen Brechungswinkel zu bestimmen. Dies führte ihn weiter zur Lösung der Aufgabe, die astronomische Strahlenbrechung für jeden Grad der Höhe zu finden — ein höchst schwieriges Problem, dessen Lösung ihm freilich noch nicht gelingen konnte, da er die Dichtigkeit der Luft auf allen Punkten der Atmosphäre als gleich annahm. Aber er arbeitete späteren Forschern vor. Und die Beobachtungen, welche der große Mann über das Auge und die Funktion des Sehens anstellte, erwiesen sich so richtig und lichtvoll, daß er damit die Forschungen aller seiner Vorgänger überflügelte. Man hatte bis dahin angenommen, daß von jedem Punkte eines erleuchteten Gegenstandes nur ein einzelner Strahl das Auge treffe; Kepler hingegen lehrte, daß von jedem hellen Punkte ein Strahlenkegel auf das erleuchtete Auge falle, der nach seiner Brechung in der Kristalllinse wieder in einem Punkte auf der Netzhaut sich vereinige. Geschähe dies nicht (wegen

zu großer Entfernung oder zu großer Nähe), so könne man auch den Gegenstand nicht deutlich sehen. Von diesem richtigen Grundsatz ausgehend fand er denn auch die wahre Ursache, warum Weitsichtige durch konkave (hohle) und Kurzsichtige durch konvexe Gläser in einer gewissen Entfernung die Gegenstände nicht deutlich zu erkennen vermögen. Während Galilei stets eine konkave Okularlinse mit einer konvexen Objektslinse verband, setzte Kepler Fernröhre aus zwei konvexen Linsen zusammen, ward also der Urheber derjenigen Verbindung von Gläsern, welche man heutzutage bei astronomischen Fernröhren noch anwendet. Für die Herstellung solcher Fernröhre fand er leider keinen Künstler in Deutschland. Seine Beobachtung über die Brechung des Lichtes legte er in seiner Dioptrica, dem ersten Lehrbuche dieser Art, nieder.

Je mehr Gesetze er im Wirken der Naturkräfte fand, desto gewisser ward ihm der Gesetzgeber. In seiner Schrift: De causis obliquitatis in Zodiaco sprach er in begeisterter Rede von der Weisheit des Schöpfers. „In der Schöpfung — sagt er, und das war die Weihe seines ganzen Strebens — greife ich Gott gleichsam mit Händen."

In seinem milden Sinne, der ihm alles Hadern um theologische Spitzfindigkeiten zur Pein machte, war er aber keineswegs gleichgültig gegen die Lage seiner Glaubensgenossen und die gemeinsame Überzeugung. Hatte er doch auf die Zumutung, zum katholischen Glauben überzutreten, ganz bestimmt also gegen Herwart von Hohenburg, einen Freund der Jesuiten, sich geäußert: „Ich bin ein Christ; ich habe das augsburgische Glaubensbekenntnis aus elterlichem Unterricht wie aus oftmals wiederholter genauer Prüfung geschöpft; ich hange ihm an, heucheln habe ich nicht gelernt; Glaubenssachen behandele ich mit Ernst, nicht wie ein Spiel." Darum wagte er es im Vertrauen zu Gott und schrieb einen Trostbrief an die Protestanten, der zur Geduld und Ausdauer ermahnte, äußerte sich auch gegen seinen katholischen Freund Herwart von Hohenburg unverhohlen, daß er fest dem augsburgischen Glaubensbekenntnisse treu bleiben werde. Da ward ihm der Befehl, er solle innerhalb 45 Tagen die Güter seiner Gemahlin entweder verkaufen oder verpachten und das Land verlassen. Er entschied sich für die Verpachtung, die aber schlecht genug rentierte, wandte sich abermals mit einem Bittgesuche nach Württemberg und abermals vergeblich. Doch Tycho de Brahe, der am Hofe Kaiser Rudolfs II. eine Anstellung gefunden hatte, lud ihn nun nach Prag ein, zur Unterstützung bei der begonnenen Arbeit einer Verbesserung der von Kopernikus entworfenen astronomischen Tafeln. Dieser Vorschlag war Keplern sehr willkommen; er verpflichtete sich zur Beihilfe durch zwei Jahre, wofern der Kaiser ihm beim Erzherzog den Fortbezug seines Gehalts und eine Zulage von 100 Gulden zusicherte. Dies geschah und Kepler, seine Familie einstweilen in Linz zurücklassend, reiste ab. Kaum in Prag angekommen, überfiel ihn ein Wechselfieber, und noch ehe er davon sich erholt hatte, sagte man ihm, daß die kaiserliche Verwendung ohne Wirkung geblieben sei. In Tycho fand er einen hochfahrenden und unverträglichen Mann, und doch mußte er sich ihm auf Gnade oder Ungnade

ergeben. Seine Gattin, die ihm nachgereist war, erkrankte gleichfalls, und in solcher Not mußte sich Kepler jeden Thaler von Tycho erbetteln. Er verlor aber nicht die Geduld, denn er betrachtete kein Opfer zu gering, das für die Erforschung der Wahrheit dargebracht wird, und für seine astronomischen Studien war ja seine Stellung der günstigste Platz: Tycho hatte durch viele Jahre hindurch mit größter Sorgfalt eine Reihe von Beobachtungen gemacht und genau verzeichnet, und Kepler verstand es, wie kein anderer, solche Beobachtungen zu kombinieren und die rechten Schlüsse daraus zu gewinnen. Er schrieb u. a. an Mästlin: „Tycho ist ein Mann, mit dem man nicht leben kann, ohne sich beständig auf die gröbsten Beleidigungen gefaßt zu machen. Jede Beobachtung auf der kaiserlichen Sternwarte ist eine Widerlegung des tychonischen Systems und eine Bestätigung des kopernikanischen. Tycho kann ebensowenig seinen Ärger als ich meine Freude darüber verbergen."

Tycho starb nach schmerzhaftem Leiden schon 1601 (24. Okt.) und der Kaiser ernannte sofort Kepler zu dessen Nachfolger, wobei der bescheidene Mann statt der 3000 Gulden, welche seinem Vorgänger als Jahresgehalt ausgesetzt gewesen waren, die Hälfte beanspruchte. Leider war Kaiser Rudolf II. wohl den Astrologen und Goldmachern sehr gewogen, aber er selbst brachte es nie zum Goldmachen und es fehlte ihm stets an Geld. Kepler erhielt auch seine 1500 Gulden nicht und mußte froh sein, wenn er durch langes Mahnen eine Abschlagszahlung erwirkte. Im Jahre 1612 beliefen sich die Rückstände bereits auf 4000 Thaler, und um nur Brot für die Familie zu schaffen, mußte er sich zum Kalendermachen und astrologischen Wahrsagen bequemen, das wenigstens prompt bezahlt wurde. Doch für die Disharmonie auf der Erde entschädigte ihn die „Harmonie des Himmels", in welche er immer bedeutendere, überraschendere Blicke that. Schon 1601 hatte er einen neuen Fixstern im Sternbilde des Schwans entdeckt, den er bis 1620 beobachtete. Allmählich fügte er zu den 777 Fixsternen, welche Tycho beobachtet hatte, noch 280. Als er die Beobachtungen Tychos über den Lauf des Planeten Mars verglich und auf dieser Grundlage weiter forschte, kam er zu der hochwichtigen Entdeckung, welche die erste Keplersche Regel genannt wird,

daß die Planeten sich nicht kreisförmig, sondern in elliptischen Bahnen um die Sonne bewegen, welche im Brennpunkte der Ellipse steht.

In seiner klassischen Schrift „die neue Astronomie" *), die er dem Kaiser widmete, spricht er sich in der Dedikation auf liebenswürdig humoristische Art aus, welche zugleich die Freude seines Herzens und seine eigentümliche Lage offenbart: „Tycho de Brahe, der vortreffliche Heerführer Tycho de Brahe hat im 20jährigen Nachtwachen alle Kriegslisten jenes Gegners (des Mars)

---

*) Astronomia nova seu physica coelestis, tradita commentariis de motibus stellae Martis 1609.

erforscht und aufgezeichnet hinterlassen, wodurch es mir gelang, mit Hilfe des Laufes der Mutter Erde ihn in seinen Krümmungen zu umgehen. — Nur muß ich bitten, den Zahlmeistern zu befehlen, daß sie die eigentliche Seele des Krieges nicht vergessen, daß sie mir Geld zum Anwerben von Soldaten verschaffen."

Die „neue Astronomie" machte großes Aufsehen, aber keiner hat sich wohl so darüber gefreut, wie Galilei, der alsbald darüber zu Pavia seine Vorlesungen hielt. An die erste Entdeckung schloß sich bald die zweite:

> „daß sich die Planeten in der Sonnennähe schneller, in der Sonnenferne langsamer bewegen, als in ihrer mittleren Entfernung von der Sonne: daß aber demnach eine Linie von der Sonne nach einem Planeten gezogen (der radius vector) in gleicher Zeit immer gleiche Flächenräume der Bahn abschneidet." (Die zweite Keplersche Regel.)

Die Hofastronomen mußten von Amts wegen dem Kaiser aus den Sternen auf die politischen Verhältnisse deuten, und Kepler hüllte in seine Prognostika manche wohlmeinende Warnung für den sorglosen Rudolf, dessen Herrschaft durch seinen Bruder Matthias immer mehr beschränkt wurde. Als im Jahre 1607 die Passauer Truppen, welche Rudolf hatte werben lassen, wegen rückständigen Soldes in Prag zu plündern begannen und in die Nähe von Keplers Wohnung kamen, erschrak seine schon länger in Schwermut verfallene Gattin dergestalt, daß sie epileptische Zufälle bekam, aus denen sich völlige Geistesstörung entwickelte, bis 1611 der Tod sie von ihren Leiden erlöste. Sie hatte die Verhältnisse, in denen sie in Steiermark gelebt, nie vergessen können. In demselben Jahre verlor Kepler drei Kinder an den Blattern; seine Stieftochter ging wieder nach Steiermark und machte ihren Geschwistern die Erbschaft streitig. Im folgenden Jahre trat Kaiser Matthias die Regierung an; der bestätigte zwar Kepler in seinem Amte, aber sein Gehalt wurde noch unregelmäßiger bezahlt, als unter Rudolf. Die Gehilfen und Arbeiter, die zum Dienst der Sternwarte nötig waren, blieben aus, und Kepler wandelte allein in den weiten Sälen umher. Da für die nächste Zeit vom Kaiser keine Unterstützung zu hoffen war, so folgte er mit dessen Bewilligung einem Rufe nach Linz als Professor am Gymnasium. Nach seinem ersten Kirchenbesuche legte ihm der Hauptpastor der dortigen lutherischen Gemeinde, ein geborener Württemberger, die Konkordienformel zur Unterschrift vor, und da Kepler in betreff der Verfluchung der Reformierten wegen ihrer abweichenden Auslegung der Einsetzungsworte eine Verwahrung beifügen wollte, schloß er ihn von dem heiligen Abendmahl aus. Im Jahre 1613, wo er dem Kaiser auf den Regensburger Reichstag gefolgt war, um den gregorianischen Kalender durchzusetzen, traten ihm auch die lutherischen Orthodoxen entgegen. So mußte Kepler auch von der Geistlichkeit viel leiden. Seine zweite Gattin, die er diesmal nicht aus vornehmem

Stande gewählt hatte*), stand ihm allein auf seiner dornigen Lebensbahn treu und liebevoll zur Seite. Um das Maß seiner bitteren Lebenserfahrungen voll zu machen, entspann sich von 1615—21 noch ein Prozeß gegen seine Mutter, die der Hexerei beschuldigt wurde, und nur mit größter Mühe gelang es ihm, die Beklagte von der angedrohten Tortur zu retten.

Die Art, wie er sich hierbei benahm, macht seinem Charakter alle Ehre; sie zeigt uns seine kindliche Liebe wie seine Mannhaftigkeit und Entschiedenheit in wohlthuendster Weise.

Allerdings war seine Mutter nicht ohne Schuld daran, daß ein Gerede unter den Leonbergern entstand, sie sei eine Hexe, und daß mit dem Schein des Rechts allerlei Zeugen zusammengebracht werden konnten, auf deren Aussagen hin man eine gerichtliche Klage wider die Frau formulieren konnte. So war sie eines Tages auf den Gottesacker gegangen und hatte den Totengräber ersucht, ihr den Schädel ihres Vaters auszugraben, — sie wollte ihn in Silber fassen lassen und ihrem Sohne Johannes ein Geschenk damit machen. Der Totengräber war mit Recht über ein solches Ansinnen betroffen und erschrak noch mehr, als die Frau ihm sagte, daß es bei gewissen Völkern Sitte sei, die Schädel zu Trinkgeschirren zu benutzen, und auch der von ihr gewünschte solle dazu dienen.

Schon dieser eine Zug verrät uns einen Hang zum Wunderbaren, der sich auch auf andere Art offenbarte, nämlich in der Sucht, durch allerlei Heilmittel in die Kunst des Arztes hineinzupfuschen. Sie gab u. a. einer Frau, die den Rotlauf am Fuße hatte, eine Salbe, welche das Übel verschlimmerte und zuletzt unheilbar machte. Dem Schulmeister des Ortes, der als Hausfreund bei ihr aus- und einging, hatte sie schon manchen Labetrunk gereicht. Eines Tages bekam er aber nach einem solchen Kopfweh und Erbrechen, und der im Aberglauben der Zeit befangene Mann erklärte, die Keplerin habe ihn verhext. Diese hatte ferner die Unvorsichtigkeit begangen, den Leonberger Vogt, Namens Einhorn, zu reizen, indem sie über ihn spöttisch bemerkte, daß mit Geschenken alles bei ihm zu erreichen sei.

Der Vogt rächte sich, indem er die erste Gelegenheit benutzte, der Katharine Kepler einen Hexenprozeß an den Hals zu werfen. Sobald ihre Tochter Margarete, die Frau Pfarrerin**), das vernahm, schrieb sie die Schreckensnachricht ihrem Bruder Johannes. Er hatte seine Mutter vor zwanzig Jahren als eine im Städtchen geachtete Frau verlassen und hing an ihr noch immer mit warmer Liebe. Entrüstet über solch ein ruchloses Beginnen gegen seine 70jährige Mutter, verfaßte er sogleich einen Drohbrief an den Leonberger Magistrat, worin er erklärte, er werde die Hilfe seines kaiserlichen Herrn anrufen, sich Urlaub nehmen und Leib und Leben daran

*) Susanne Reitlinger aus Efferdingen in Oberösterreich, die Tochter eines Tischlers, aber im Hause der Freifrau von Starhemberg trefflich erzogen.

**) Sie war an den Pfarrer Binder in Heumaden verheiratet.

setzen, die Sache seiner unschuldig angeklagten Mutter zu verfechten. Sie selber lud er ein nach Linz zu kommen.

Eben war er mit der Abfassung eines Schreibens an den in solchen Sachen vorurteilsfreien Vizekanzler Faber in Stuttgart beschäftigt, als seine Mutter bei ihm eintrat. Sie erzählte, wie man sie in Leonberg behandelt. Jedes Wort gab dem Sohne einen Stich ins Herz. Er schrieb zu dem Briefe an den Vizekanzler noch einen zweiten an den Herzog Johann Friedrich von Württemberg, worin er flehentlich bat, seine gute Mutter vor Schimpf und Spott zu retten.

Diese Schreiben und der Respekt vor dem kaiserlichen Astronomen hielten den Leonberger Vogt etwas in Zaum; er zog den Prozeß in die Länge.

Unterdessen hatte (1618) jener unheilvolle Krieg begonnen, den wir unter dem Namen des dreißigjährigen kennen, und hatte der bigotte Jesuitenfreund Ferdinand II. (im März 1619) den kaiserlichen Thron bestiegen. Das war den Feinden der Katharine ein willkommener Zeitpunkt, sie dem Malefizgerichte zu übergeben und als Hexe einkerkern zu lassen. Nun folgte rasch Verhör auf Verhör. Die arme alte Frau beteuerte ihre Unschuld, ohne ihre Richter anderen Sinnes zu machen.

Ihr Sohn mochte nicht mehr in Linz bleiben; er brachte seine Familie nach Regensburg und trat die 70 Meilen lange Reise nach Württemberg an. Bevor er anlangte, hatte man die Angeklagte auf den Wunsch ihrer Angehörigen dem Vogt Aulber in Güglingen übergeben, der sie aber ebenso hart behandelte, wie der Leonberger. Als der Sohn anlangte, brachte er es wenigstens dahin, daß die arme angekettete Frau in die Stube ihres Gefangenwärters ziehen durfte. Nun trat der berühmte Astronom vor die Richter und hielt ihnen eine so eindringliche Rede, daß sie einwilligten, die Beklagte solle zur Erkennung der Wahrheit peinlich befragt werden.

Zu diesem peinlichen Verhör ward der 28. Sept. 1621 festgesetzt. Man führte die alte Frau in die Marterkammer, wo ihr der Henker alle Marterwerkzeuge vor die Augen hielt und dann der Vogt sie ermahnte, sie solle endlich die Wahrheit sagen. Da raffte sie ihre letzte Kraft zusammen und beteuerte, daß sie keine Unholdin sei, nichts mit der Hexerei zu thun habe und über sich selbst nicht unwahres Zeugnis geben könne. „Gott, dem ich alles anheimstelle," sprach sie, „wird die Wahrheit nach meinem Tode ans Licht bringen." Darauf fiel sie auf ihre Kniee nieder, bat Gott, er möge ein Zeichen thun, wenn sie eine Hexe sei, und betete dann das Vaterunser.

Sie hatte sich von dem auf ihr ruhenden Verdacht gereinigt und ward nun in Freiheit gesetzt. Aber sie überlebte ihre Freisprechung kaum ein halbes Jahr; am 13. April 1622 erlöste der Tod die Dulderin von allem Drangsal.

Auch der deutsch-patriotischen Gesinnung Keplers wollen wir gedenken. Sein Ruhm war auch nach Italien gedrungen, und er erhielt 1617 einen Ruf nach Bologna; doch trotz der bedrängten Lage, in der er sich befand, lehnte er denselben ab. „Ich bin," äußerte er sich in einem Briefe an einen

Freund, „von ganzer Seele Deutscher und so sehr an deutsche Sitten und deutsches Leben gewöhnt, daß ich, selbst wenn der Kaiser mir meine Entlassung nicht vorenthielte, doch mit schwerem Herzen nach Italien gehen würde. In Deutschland durfte ich von der frühesten Jugend an meine Gedanken freimütig äußern; wenn ich das nämliche in Italien thun wollte, so würde ich mir, wenn nicht Gefahren, so doch Verweise zuziehen und sehr bald verdächtig werden." Ohne Grund waren diese Befürchtungen nicht, denn bald sollten die Verfolgungen gegen seinen großen Zeitgenossen Galilei, mit dem er seit 1597 korrespondierte, und der dasselbe System (des Kopernikus) verteidigte, beginnen.

In einer so gedrückten Lage, daß er ums Brot schreiben mußte, hatte also der edle Kepler doch seine Aussichten auf Ehre und Glück im Auslande der Liebe zum Vaterlande geopfert; er hoffte, daß der Ruf nach Italien den kaiserlichen Hof bestimmen würde, seinen Verpflichtungen gegen ihn nachzukommen. Diese Hoffnung erwies sich aber als ein Trugbild.

Im Jahre 1620 hatte er die Belagerung der Stadt Linz zu bestehen, und inmitten dieser Bedrängnis erhielt er durch den englischen Gesandten zu Venedig, Sir Henry Wotton, einen Ruf nach England an den Hof König Jakobs I. Dennoch lehnte er ab. „Soll ich — schrieb er an seinen treuesten Freund Bernegger in Straßburg — über das Meer hinüber gehen, wohin mich Wotton einladet? Ich, ein Deutscher, ein Freund des Festlandes? dem vor der engen Insel bange ist, der ihre Gefahren ahnet? Ich mit meinem schwachen Weibe und einem Haufen Kinder?"

Trotz allen Störungen und Bedrängnissen hatte er zu Linz die reifsten und erhabensten Werke verfaßt. So entdeckte er im Jahre 1618, dem verhängnisvollen, sein drittes und letztes Gesetz:

> „daß bei der Planetenbewegung die Quadrate der Umlaufszeiten sich verhalten wie die Würfel der großen Achsen der Planetenbahnen",

und im folgenden Jahre gab er seine harmoniae mundi (Weltharmonieen) heraus. Es war schon längst ein Lieblingsgedanke von ihm gewesen, die Ideen der Pythagoreer von den Zahlen und musikalischen Intervallen auf die Astronomie anzuwenden, aber lange hatte das Verworrene sich ihm nicht zur Einheit gestalten wollen. Nun rief er begeistert aus: „Seit drei Monaten habe ich den ersten Lichtstrahl erblickt; seit acht Wochen habe ich den Tag gesehen; seit einigen Tagen endlich schaue ich die Sonne in ihrem vollen Glanze. Ich gebe mich ganz meiner Begeisterung hin und trete den Sterblichen kühn mit dem freimütigen Geständnisse entgegen, daß ich die goldenen Gefäße der Ägypter entwendet habe, um fern von den Grenzen Ägyptens meinem Gotte davon eine Hütte zu bauen. Will man mir verzeihen, so wird es mir Freude machen; tadelt man mich, so werde ich es zu tragen wissen; kurz, ich schreibe mein Buch, mag es von der Mit- oder Nachwelt gelesen werden, mich kümmert dies wenig, es kann auf seinen Leser warten;

hat Gott nicht auch 6000 Jahre auf einen verständigen Beobachter seiner Werke gewartet?"

Ferner erschien im Zeitraume von 1618—22 der „Inbegriff der kopernikanischen Lehre" in 4 Bänden, worin er lehrte, daß alle Fixsterne Sonnen seien, jede wie unsere Sonne mit einer Planetenwelt umgeben, daß aber unser Sonnensystem wahrscheinlich in einer näheren Beziehung zu der Milchstraße stehe. Endlich erschienen im Jahre 1627 die „Rudolfinischen Tafeln", ein Riesenwerk, an dem er 26 Jahre lang gearbeitet hatte; auf dem Titel unterließ er nicht, des Kaisers Rudolf II. als des Mäcens, wie des Tycho de Brahe als des ersten Urhebers zu gedenken. Mit Hilfe dieser Tabellen konnte nun die Stellung eines jeden Planeten zu jeder Zeit bestimmt werden.

Wie nahe der große Forscher bereits dem Newtonschen Gesetz der Schwere gekommen war, mögen folgende Sätze darthun.

„Jede körperliche Substanz, insofern sie körperlich ist, würde überall in Ruhe bleiben, wenn sie sich ganz allein befände, d. h. außerhalb der Wirkungssphäre eines anderen Körpers."

„Die Schwere ist eine den Körpern zukommende Eigenschaft; sie besteht gegenseitig zwischen zwei gleichartigen Körpern und veranlaßt sie, sich zu vereinigen; doch zieht die Erde einen Stein viel stärker an, als der Stein die Erde."

„Hörte die Erde auf, ihre Gewässer an sich zu ziehen, so würde sogleich das ganze Meer aufsteigen und sich mit dem Monde vereinigen. Da sich nun die anziehende Kraft des Mondes bis zur Erde erstreckt, so muß sich um so mehr die anziehende Kraft der Erde bis zum Monde und darüber hinaus erstrecken. So kommt es, daß nichts, was ähnlicher Natur wie die Erde ist, sich dem Einflusse dieser Kraft entziehen kann."

„Die bewegende Kraft der Planeten hat ihren Sitz in der Sonne und nimmt an Stärke ab mit der wachsenden Entfernung von diesem Gestirn."

Es bedurfte nur eines Schrittes weiter, um die Schwere als weltbewegende Kraft zu erkennen.

Der streng katholische Kaiser Ferdinand II. war unfähig, Keplers Größe zu würdigen, ja er war nicht einmal geneigt, den standhaften Protestanten in seinem Lande und Dienste zu behalten, und die kaiserliche Hofkammer, um sich der Besoldung und lästigen Rückstände zu entledigen, verwies Kepler an Wallenstein, den neuen Herzog von Mecklenburg, der ja ein großer Freund der Astrologie sei. Kepler reiste auch mit Vertrauen nach Sagan, wo ihm Wallenstein eine leidliche Wohnung anwies, damit er die nächste Zusammenkunft des Jupiter und Saturn berechnen möchte. Mit der Astrologie wollte Kepler nichts zu schaffen haben und bewirkte deshalb die Anstellung des

Seni; die Konjunktionen des Jupiter und Saturn berechnete er aber gern und mit Fleiß. Wallenstein empfahl nun den tüchtigen Astronomen dem akademischen Senat zu Rostock für den Lehrstuhl der Mathematik. Kepler, welcher dem Wallensteinschen Glück nicht recht traute, erklärte dem Herzog furchtlos, er werde diesem Rufe nicht eher folgen, bis der Herzog die kaiserliche Genehmigung ausgewirkt haben würde. Da von seinem früheren Gehalte noch 12000 Gulden rückständig waren, entschloß er sich, im Jahre 1630 nach Regensburg zu reisen, um dort vor Kaiser und Reich seine Forderungen geltend zu machen. Sein Freund Bernegger hatte ihn nach Straßburg eingeladen, dem schrieb er am Tage vor seiner Abreise: „Ich nehme das Anerbieten deiner Gastfreundschaft mit innigem Danke an. Gott schütze euch, er erbarme sich meines armen Vaterlandes! Bei der jetzigen Ungewißheit aller Dinge darf man keine Aussicht auf ein Unterkommen von sich weisen. Ich kann nicht wissen, ob meine Schwester bei dem gegenwärtigen Drucke, der auf Württemberg lastet, von dem, was sie als einen Teil meines Vermögens in Händen hat, meinem Sohn (der in Tübingen studierte) etwas schicken kann. Sei du abermals Vater, doch kein allzu nachsichtiger. In diesem Augenblicke bin ich auf einer Reise nach Regensburg und Linz. Bete mit mir inbrünstig für die Kirche und für mich."

Die neuntägige, in rauher Witterung zu Pferde gemachte Reise griff den ohnedies schon durch so viel Lebenswirren erschöpften Mann sehr an; die Kälte, mit der man ihn in Regensburg empfing, und die Vereitelungen seiner Hoffnungen knickten sein bis dahin so starkes Gemüt. Er erkrankte und starb im Hause des Handelsmanns Hillibrand Pylli, am 15. November 1630. Er ward auf dem St. Peterskirchhofe beerdigt und erhielt die von ihm selbst verfaßte Grabschrift:

Mensus eram coelos, nunc terrae metior umbras;
Mens coelestis erat, corporis umbra jacet.
(Lang' hat der himmlische Sinn die himmlischen Räume gemessen,
Schatten der Erde durchmißt nun der irdische Leib.)

Die Grabstätte ward bei der Erstürmung von Regensburg durch Herzog Bernhard von Weimar, im November 1632, von den einstürzenden Außenwerken der Festung verschüttet, und konnte nur mit Mühe wieder aufgefunden werden, als Karl von Dalberg, Fürstbischof von Regensburg, 1808 ein würdiges Denkmal errichten ließ, bestehend in einem dorischen Tempel und einer von Knoll und Dannecker gearbeiteten Büste. Auf dem Fußgestell sieht man in halberhabener Arbeit den Genius Keplers, wie er den Schleier lüftet, der die Urania verhüllt. Die Göttin reicht ihm das astronomische Fernrohr, das er vervollkommnete; in der andern Hand hält sie eine Rolle, worauf die Ellipse des Mars verzeichnet steht. Das Denkmal befindet sich in dem botanischen Garten, 70 Schritte von der letzten Ruhestätte Keplers entfernt.

Seine Vaterstadt Weil hat ihm unter Beisteuer deutscher Regenten und zahlreicher Städte ein sehr schönes Denkmal gesetzt; es ward i. J. 1870 feierlichst

enthüllt. — Auf dem reich verzierten Postament aus rotem Sandstein sitzt der geniale Forscher, den Blick zum Himmel gewendet, wohin er ihn so oft gerichtet. Mit dem einen Arm lehnt er sich auf einen Globus, mit der Hand des andern Armes spannt er den Zirkel, als Sinnbild des Maßes, womit er die Bahnen der Sterne gemessen. Auf den vier Ecken stehen in Nischen die kleinen Statuen der beiden Astronomen Tycho de Brahe und Kopernikus, des Tübinger Professors Mästlin und des Uhrmachers Jobst Byrg, der durch sein mechanisches Talent Keplern in der Herstellung seiner Instrumente unterstützte. — Von den vier Reliefbildern stellt das vordere den Genius der Astronomie dar; das zweite zeigt die Einführung Keplers in den Lehrsaal Prof. Mästlins; auf dem dritten läßt Kepler seinen Freund Byrg durch sein neu konstruiertes Fernrohr nach den Sternen blicken und das vierte stellt den Besuch Kaiser Rudolfs bei Kepler und Tycho de Brahe dar. Über diesen Bildern liest man die Namen der Wissenschaften Astronomia, Physica, Optica und Mathematica. — Der Schöpfer dieses ausgezeichneten Denkmals ist Direktor Kreling in Nürnberg.

Durch die Herausgabe von Keplers nachgelassenen Schriften hat sich Oberstudienrat Frisch in Stuttgart ein nicht geringes Verdienst erworben.

Wir schließen das Bild des großen Mannes mit dem Epigramm von Kästner:

So hoch ist noch kein Sterblicher gestiegen,
Wie Kepler stieg, und starb in Hungersnot.
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Leiber ohne Brot.

Immanuel Kant*).

Der Lebensfaden des großen Weisen wickelte sich so einfach als möglich ab; Kant, der tiefblickende Menschenkenner, ist über den nächsten Umkreis von seiner Vaterstadt nicht hinausgekommen, war aber ebenso heimisch in der Welt der Sterne, als auf der Erde und in der Praxis des Menschenlebens. Wenn er mit einem Engländer über London, mit einem Italiener über Italien sich unterhielt, so fragten sie ihn, wie lange er in England oder Italien gereist sei? Er war der treueste Unterthan seines Königs, der gewissenhafteste Bürger seines Vaterlandes, das hinderte ihn aber nicht, den Gang der großen Weltbegebenheiten, vornehmlich des nordamerikanischen Freiheits-

*) Immanuel Kant, geschildert in Briefen an einen Freund von Reinhold Bernhard Jachmann (Königsberg, 1804). Über Immanuel Kant rc. von Ludwig Ernst Borowski (ebd.). Imman. Kants Biographie von Fr. W. Schubert (Leipzig, 1842). Ansichten aus Kants Leben von Dr. Fr. Th. Rink (Königsberg, 1805).

kampfes und der französischen Revolution mit dem regsten Anteil zu verfolgen und mit dem Sinn des Weltbürgers für die Idee der Menschheit sich zu begeistern. Bescheiden und einfach, aber stets sicher und selbstbewußt, frei und natürlich sprach er mit seinem Könige und mit seinen Freunden, auf dem Katheder und an fröhlicher Mittagstafel; nirgends war eine Spur des Bücherstaubes und des pedantischen Gelehrten zu entdecken. Wahr in jedem Wort, ohne falschen Schimmer und Schein, wirkte er, wo er redete und schrieb, sittliche Erhebung; seine ganze Philosophie durchwehte die reinste, strengste Sittlichkeit: Kant war ein Weltweiser im edelsten Sinne des Wortes.

Aber noch mehr, Kant ist ein Reformator der philosophischen Wissenschaft geworden, hat für das Leben des deutschen Geistes eine neue durchgreifende Bewegung angebahnt, welche andauern wird, so lange es noch ein wissenschaftliches Denken und freie Wahrheitsforschung geben wird. Man hatte auf dem Gebiete der Philosophie, ähnlich wie zu Luthers Zeit auf dem Gebiet der kirchlichen Lehre, dem Geiste Gewalt angethan, indem man ihn in die Fessel der Überlieferung (Tradition), des Herkommens, des willkürlich aufgestellten Lehrsatzes schlug. Kant machte dem Dogma in der Philosophie ein Ende, indem er vor allem auf Erforschung und Beobachtung der Fähigkeiten und Kräfte der menschlichen Seele drang, die Grenzen des menschlichen Wissens festzustellen und den Weg zu zeigen suchte, auf welchem der denkende Geist überhaupt zu seinen Begriffen gelangt. Er hat die richtige Methode des Philosophierens gefunden, wie ein Kepler, Galilei und Newton die richtige Methode der Naturwissenschaft fanden und durch dieselbe zur Erkenntnis des Naturgesetzes der sichtbaren Welt gelangten. Kant, der Zeitgenosse Friedrichs des Großen, machte wie dieser Eroberungen, erhob wie dieser den kleinen Staat Preußen zu einer Großmacht, so auch die bis dahin wenig gekannte und beachtete Universität Königsberg zu einer deutschen, ja zu einer europäischen Großmacht. Gleich ausgezeichnet als Lehrer im mündlichen Vortrage durch das immer treffende Wort, durch lebendigen, geistvollen und witzigen Vortrag, wie als Schriftsteller durch die Gediegenheit der Ideenentwickelung und die Vielseitigkeit, mit welcher er jeden Gegenstand erfaßte und beleuchtete, wirkte er in nächsten und in weitesten Kreisen. Die deutsche wie die lateinische Sprache gebrauchte er mit gleicher Leichtigkeit und Gewandtheit auch da, wo der Stoff die größten Schwierigkeiten bot. Sein vortreffliches Gedächtnis kam ihm dabei sehr zu statten.

Daß nebst dem von Gott verliehenen Talente auch die äußeren Lebensbedingungen, vornehmlich die ersten Jugendeindrücke viel mitwirkten gleicherweis zu dem weltumfassenden Sinn wie zu der sittlichen Lauterkeit des großen Philosophen — wer möchte das in Abrede stellen? Königsberg, die Hauptstadt des Herzogtums Preußen, eine regsame Handelsstadt mit einer Bürgerschaft, welche durch mancherlei Kämpfe sich zu Freiheit und Wohlstand emporgeschwungen hatte und durch die Landesuniversität auch geistig sich zu regen begann, war kein ungünstiger Boden für junge, strebsame Geister. In

der Sattlergasse, unfern der grünen Brücke, dem Mittelpunkte des Flußhandels, lag das Haus, in welchem Kant am 22. April 1724 geboren wurde. Jeder Gang nach der Schule und in die Hauptteile der Stadt führte ihn durch das anregende Gewühl der Handeltreibenden aus den verschiedensten Ländern und weckte die Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Sitten und Eigentümlichkeiten der Völker. Der Vater, ein fleißiger Riemermeister, war zwar nur ein schlichter Bürgersmann, aber verständig genug, für seine Kinder eine möglichst gute Schulbildung zu erstreben. Die Mutter vereinigte mit einem lebhaften Geiste die innigste Frömmigkeit, von ihr sprach der große Mann stets mit der größten Rührung: „Meine Mutter," so äußerte sich Kant oft gegen seinen Amanuensis Jachmann, „war eine liebreiche, gefühlvolle, fromme und rechtschaffene Frau und eine zärtliche Mutter, welche ihre Kinder durch fromme Lehren und durch ein tugendhaftes Beispiel zur Gottesfurcht leitete. Sie führte mich oft außerhalb der Stadt, machte mich auf die Werke Gottes aufmerksam, ließ sich mit einem frommen Entzücken über seine Allmacht, Weisheit und Güte aus und drückte in mein Herz eine tiefe Ehrfurcht gegen den Schöpfer aller Dinge. Ich werde meine Mutter nie vergessen, denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir; sie öffnete mein Herz den Eindrücken der Natur; sie weckte und erweiterte meine Begriffe, und ihre Lehren haben einen immerwährenden heilsamen Einfluß auf mein Leben gehabt."

Ein andermal sprach Kant über das christliche Verhältnis seiner Eltern sich gegen Rink also aus: „Waren auch die religiösen Vorstellungen der damaligen Zeit und die Begriffe von dem, was man Tugend und Frömmigkeit nannte, nichts weniger als deutlich und genügend, so fand man doch wirklich die Sache. Man sage dem Pietismus nach, was man will, genug, die Leute, denen er ein Ernst war, zeichneten sich auf eine ehrwürdige Weise aus. Sie besaßen das Höchste, was der Mensch besitzen kann, jene Ruhe, jene Heiterkeit, jenen inneren Frieden, der durch keine Leidenschaft beunruhigt wurde. Keine Not, keine Verfolgung setzte sie in Mißmut, keine Streitigkeit war vermögend, sie zum Zorn und zur Feindschaft zu reizen. Mit einem Worte, auch der bloße Beobachter wurde unwillkürlich zur Achtung hingerissen. Noch entsinne ich mich, wie einst zwischen dem Riemer- und Sattlergewerke Streitigkeiten über ihre gegenseitigen Gerechtsame ausbrachen, unter denen auch mein Vater wesentlich litt; aber dessenungeachtet wurde selbst bei der häuslichen Unterhaltung dieser Zwist mit solcher Schonung und Liebe in betreff der Gegner von meinen Eltern behandelt, und mit einem festen Vertrauen auf die Vorsehung, daß der Gedanke daran, obwohl ich damals ein Knabe war, mich niemals verlassen wird."

Den Elementarunterricht empfing Kant in der vorstädtischen Hospitalschule, bis zu seinem zehnten Jahre; sein schwächlicher Körper einerseits, sein reger Geist andererseits (der Oheim mütterlicher Seite, ein wohlhabender Schuhmachermeister Namens Richter, fand schon früh an dem aufgeweckten Knaben sein Wohlgefallen) mögen wohl den Gedanken ans Studieren an-

geregt haben; der damalige Direktor des Collegii Fridericiani, der fromme Dr. Alb. Schulz, der Kants Eltern ihrer Frömmigkeit wegen liebte und unterstützte, gab den Ausschlag. So ward das Söhnchen auf das Fridericianum gebracht.

Von seinen jugendlichen Lieblingsbeschäftigungen und Spielen ist nichts bekannt geworden, mit Ausnahme zweier Züge, die gleicherweis auf große Erregbarkeit, die von einem Eindruck sich hinreißen läßt, wie auf große Besonnenheit hindeuten. Einmal auf dem Wege nach der Schule hatte er sich mit seinen Schulkameraden in ein Spiel eingelassen, seine Bücher deshalb niedergelegt, sie aber vergessen und nicht wieder daran gedacht, bis er in der Schule zu ihrem Gebrauche aufgefordert wurde, welche Vergeßlichkeit ihm einen Denkzettel zuzog. Ein andermal war er auf einen Baumstamm gegangen, der quer über einem mit Wasser gefüllten breiten Graben lag. Als er einige Schritte gemacht hatte, fing der Stamm an unter seinem Fuß sich zu drehen und er selbst schwindlich zu werden. Er konnte, ohne Gefahr herunter zu fallen, weder stehen bleiben, noch sich umkehren; so faßte er, schnell entschlossen, genau nach der Richtung des Holzes einen Punkt am anderen Rande des Grabens scharf ins Auge und lief, ohne nach unten zu sehen, gerade auf den Punkt hin und kam glücklich hinüber.

Während des siebenjährigen Schulunterrichts auf dem Collegium Fridericianum erlernte er die lateinische, griechische und hebräische Sprache, auch französisch; ferner Geschichte, Geographie, Mathematik; von der Logik konnte Kant in späteren Jahren nicht ohne Lachen sprechen; dagegen gewann er durch Heydenreich eine besondere Vorliebe für die römischen Klassiker, und mit zwei Mitschülern kam er wöchentlich mehreremal zusammen, um gemeinschaftlich solche Autoren zu lesen, die nicht in den Kreis der Schullektüre aufgenommen worden waren. Die beiden Schulfreunde hießen Ruhnken und Cunde, und alle drei beschlossen, wenn sie einst als Schriftsteller auftreten würden, sich Ruhnkenius, Cundeus und Cantius zu nennen. Der erste als berühmter Philolog an der Universität Leyden hat Wort gehalten, der zweite ist ruhmlos gestorben, der dritte aber ohne die lateinische Endung der berühmteste Name geworden.

Noch ehe Kant seine Gymnasialbildung vollendet hatte, starb ihm die Mutter (18. Dez. 1737); den Vater verlor er 1746, aber der Oheim Richter nahm sich mit aller Liebe des hoffnungsvollen jungen Mannes an und verschaffte ihm die nötigen Mittel zur Fortsetzung seiner Studien. Zu Michaelis 1740, noch nicht siebzehn Jahr alt, bezog Kant die Universität seiner Vaterstadt, anfänglich in der Absicht, Theologie zu studieren und dadurch am besten das Andenken der geliebten Mutter zu ehren. Doch die Mathematik, Philosophie und die lateinischen Klassiker bildeten von vornherein seine Lieblingsstudien, und mit Rücksicht auf seine schwache Brust gab er bald den Plan, Prediger zu werden, ganz auf und entschied sich für das Lehramt. Der Professor der Philosophie, welcher auf seine Geistesbildung den bedeutendsten Einfluß übte, war damals Knutzen, der sich als Lehrer und als

Schriftsteller einen großen Ruf auf der Universität erworben hatte. Durch ihn wurde Kant mit des großen Newtons Werken bekannt gemacht, die reich ausgestattete Bibliothek des Lehrers stand ihm stets zu Gebote. Der wackere Kunzen hatte hohe Freude, als in dem Erstlingswerke des 22jährigen Kant sich schon zeigte, auf welchen fruchtbaren Boden die Aussaat gefallen war. Diese erste Schrift führt den Titel: „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte und Beweise, deren sich Herr von Leibniz und andere Mathematiker in dieser Streitsache bedient haben; nebst einigen vorhergehenden Betrachtungen, welche die Kräfte der Körper überhaupt betreffen.“ Mit dem Bewußtsein eines Siegers, der eine neue Laufbahn betritt, sagt der junge Autor in seiner Vorrede: „Ich habe mir die Bahn vorgezeichnet, die ich halten will; ich werde meinen Lauf antreten, und nichts soll mich behindern, ihn fortzusetzen.“ Er, in seinem Alter, wagte es, den anerkannt großen Männern der Zeit und Vorzeit, die der gedankenlosen Nachbeter so viele gehabt hatten, zu widersprechen, nicht aus eitlem Stolz, sondern aus dem berechtigten Drange nach Freiheit des Gedankens.

Der günstige Ruf, den sich Kant schon als Student erworben hatte, veranlaßte mehrere seiner wohlhabenden Studiengenossen, ihn zum Repetenten für die Mathematik und Naturwissenschaften zu wählen; durch diese Thätigkeit bekam er Gelegenheit, für die künftige Laufbahn eines akademischen Dozenten sich einzuschulen, und der Wunsch ward rege, von der Königsberger Universität sich nicht mehr zu trennen. Seine Vermögensumstände brachten es aber mit sich, daß er sich nach einer Brotstelle umsehen mußte, und so meldete er sich für eine Schulkollegen- (Unterlehrer-) Stelle an der damaligen lateinischen Schule im Kneiphofe (dem heutigen Domgymnasium). Bei der Wahl wurde er zu seinem großen Verdruß übergangen und ein ganz unfähiger Kandidat ihm vorgezogen. Und doch war dies ein großes Glück für Kant und für die Wissenschaft, daß er dieser täglichen Abstumpfung durch Elementarunterricht entrissen wurde. Denn nun wandte er sich dem Hauslehrerleben zu, das einen dreifachen Vorteil gewährte: seine Kraft nicht durch zu schwere Arbeitslast niederbeugte, hinreichende Muße zum Selbststudium bot und den Blick ins gesellige Leben aufschloß, eine feinere, weltmännische Bildung gewährend.

Zuerst ging Kant als Hauslehrer zum reformierten Pfarrer Andersch in Judschen bei Gumbinnen; sodann kam er zu der Familie des Rittergutsbesitzers von Hülsen auf Arensdorf bei Mohrungen. Diese Familie wurde bei der Huldigung Friedrich Wilhelms I. in den Grafenstand erhoben, und Kants Zöglinge aus dieser Familie gehörten zu den ersten Gutsbesitzern Preußens, die freiwillig das Band der Gutsunterthänigkeit für ihre Bauern lösten und darüber noch im Grafendiplome die königliche Anerkennung erhielten. Zuletzt trat er als Hauslehrer in die Familie des Grafen Kayserlingk zu Rautenburg ein, der den größten Teil des Jahres sich in Königsberg aufhielt. Dessen Gemahlin, eine geborene Reichsgräfin Truchseß zu

Waldburg, war eine höchst geistvolle Frau und galt für die Tonangeberin der höheren Stände Königsbergs. Sie erkannte bald die großen Anlagen des Erziehers ihres Sohnes und zog ihn gern in das Gespräch, das den mannigfaltigen Stoff aus der französischen, italienischen und englischen Litteratur, aus der Geschichte und der Politik der Gegenwart nahm und den jungen Philosophen zwang, durch angestrengte Lektüre sich auch dieses Stoffes zu bemeistern. Die Kunst des feinen Umganges, des guten Erzählens, gefälliger Darstellung und geistreicher Unterhaltung wurde dem jungen Manne zur zweiten Natur, und eine lebhafte Tischunterhaltung blieb noch bis in sein spätestes Alter seine liebste Erholung.

Die neunjährige Hauslehrerzeit hatte keineswegs erschlaffend gewirkt; Kant brachte seinen längst gehegten Plan in Ausführung, bestand das Magister-Examen für die Philosophie und habilitierte sich als Privatdozent. Mit dem Wintersemester 1755 begann er die Reihe seiner akademischen Vorlesungen über Mathematik und Physik nebst Logik, Metaphysik, Moralphilosophie und philosophische Encyklopädie. Er legte zwar herkömmliche Lehrbücher zu Grunde, aber nur der Einteilung des Stoffes wegen, sonst sprach er völlig frei und bediente sich bloß zu Anhaltspunkten kleiner Zettel, auf die er sich kurz diesen und jenen Gedanken notiert hatte. Sein außerordentliches Gedächtnis bot ihm Belege und Beispiele aus allen Wissenschaften, aus der Länder- und Völkerkunde wie aus der Geschichte des Tages, und seine Vorträge fesselten überdies durch ungezwungene Beimischung von heiterer Laune und geistreichem Witz. Obwohl seine Stimme schwach war, verhielten sich die Zuhörer so still, daß man ihn doch gut verstand. Der Zudrang wurde bald so groß, daß der Saal zu klein war für das Auditorium und mancher schon eine Stunde früher kam, um einen guten Platz zu bekommen. Eine besondere Kunst bewies Kant in der Entwickelung philosophischer Ideen, indem er vor seinen Zuhörern gleichsam Versuche anstellte, als wenn er selbst anfinge, über den Gegenstand nachzudenken, allmählich neue bestimmende Begriffe hinzufügte, schon versuchte Erklärungen nach und nach verbesserte, endlich zum völligen Abschluß des vollkommen erschöpften und von allen Seiten beleuchteten Begriffs überging, und so den streng aufmerksamen Zuhörer nicht allein mit dem vorliegenden Objekt bekannt machte, sondern auch zum methodischen Denken anleitete. Wer diesen Gang seines Vortrags ihm nicht abgelernt hatte, seine erste Erklärung gleich für die richtige und völlig erschöpfende nahm, ihm nicht angestrengt weiter folgte, der sammelte bloß halbe Wahrheiten ein*).

Auch als Schriftsteller zeigte sich der angehende Universitätslehrer gleich in glänzendster Kraft durch seine „allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“, welche Schrift er seinem Landesherrn, Friedrich dem Großen, dedizierte, der sie freilich gar nicht zu sehen bekam. Wenige Wochen nach dem Erscheinen dieses Werkes (1755) gab das denkwürdige Erdbeben von

*) S. Jachmann, a. a. O. S. 30.

Lissabon Veranlassung, daß die Königsberger auch Kants außerordentliche Kenntnisse in der Naturlehre und Naturgeschichte kennen lernten, indem er eine „Geschichte und Naturbeschreibung" des Erdbebens herausgab.

Laut einer königlichen Verordnung, nach welcher kein Privatdozent zu einer außerordentlichen Professur vorgeschlagen werden durfte, der nicht dreimal über eine gedruckte Abhandlung disputiert hatte, mußte er im folgenden Jahre (1756) noch einmal öffentlich disputieren und bethätigte abermals seine entschiedene Meisterschaft; dann meldete er sich zu der durch den Tod seines Lehrers Kuntzen erledigten außerordentlichen Professur der Mathematik, Logik und Metaphysik. Aber die Regierung, vielleicht durch den ausbrechenden Krieg veranlaßt, war überhaupt nicht willens, erledigte außerordentliche Professuren wieder zu besetzen. Zwei Jahre später meldete er sich für die ordentliche Professur der Logik und Metaphysik, aber auch diesmal glückte es ihm nicht, indem ein älterer Professor ihm vorgezogen wurde, und so verlängerte sich seine Stellung als Privatdozent auf 15 Jahre. Dies schadete keineswegs dem Rufe des immer berühmter werdenden Mannes, der die lernbegierigen Jünglinge mit unwiderstehlicher Kraft an sich zog. Herder, der 1762—64 in Königsberg studierte, schildert noch in einem dreißig Jahre später geschriebenen Briefe mit aller Lebhaftigkeit jene Zeit in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" also: „Ich habe das Glück gehabt, einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er in seinen blühendsten Jahren hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene zum Denken gebaute Stirne war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen; Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebote, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang; mit eben dem Geiste, mit welchem er Leibniz, Wolf, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte und die Naturgesetze Newtons, Keplers, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseaus, seinen Emil und seine Heloise, sowie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte sie und kam immer wieder zurück auf unbefangene Kenntnis der Natur und auf den moralischen Wert des Menschen. Die Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vorteil, kein Namensehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüte fremd. Dieser Mann, den ich mit größter Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant; sein Bild steht angenehm vor mir."

Kant saß etwas erhaben vor einem niedrigen Pulte, über welches er fortsehen konnte. Er faßte bei seinem Vortrage gewöhnlich einen nahe vor ihm sitzenden Zuhörer ins Auge und las gleichsam aus dessen Gesicht, ob

er verstanden worden wäre. Dann konnte ihn aber auch die geringste Kleinigkeit stören, besonders wenn dadurch eine natürliche oder angenommene Ordnung unterbrochen wurde. In einer Stunde — schreibt Jachmann — fiel mir seine Zerstreutheit ganz besonders auf. Am Mittage versicherte mich Kant, er wäre immer in seinen Gedanken unterbrochen worden, weil einem dicht vor ihm sitzenden Zuhörer ein Knopf am Rocke gefehlt hätte. Unwillkürlich wären seine Augen und seine Gedanken auf diese Lücke hingezogen worden, und das hätte ihn so zerstreut. Er machte dabei zugleich die Bemerkung, daß dieses mehr oder weniger einem jeden Menschen so ginge, und daß, wenn z. B. die Reihe Zähne eines Menschen durch eine Zahnlücke unterbrochen wäre, man gerade immer nach dieser Lücke hinsähe. Diese Bemerkung hat er auch mehrmals in seiner bekannten „Anthropologie" angeführt.

Endlich, nach langem Warten, hatte der arme Magister im Jahre 1770 die Freude, als ordentlicher Professor der Philosophie mit einem fixen Gehalt von 400 Thalern angestellt zu werden. Er erhielt bald darauf die ehrenvollsten Anträge nach Mitau, Halle rc., aber er blieb seiner Vaterstadt treu. In seiner akademischen Antrittsschrift de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis (von der Form und den Prinzipien der sinnlichen und übersinnlichen Welt) gab er zuerst die Grundzüge seines Hauptwerkes, der „Kritik der reinen Vernunft", die 1787 in erster, 1790 in dritter Auflage erschien und anfangs mehr ein dumpfes Staunen nebst Klagen über die Schwerfälligkeit und Dunkelheit des Ausdruckes, bald aber auf dem ganzen philosophischen Gebiete ein ganz neues Leben erweckte. Kant stellt an den Anfang aller philosophischen Forschung die Frage: Was kann der Mensch wissen? Wo sind die Grenzen seiner Erkenntnis? Die Dogmatiker, welche auf unerwiesene Sätze ihr System erbauten und alles demonstrieren zu können vermeinten, ohne vorhergegangene Prüfung (Kritik) ihrer Grundlage, wurden zu dem Bekenntnis getrieben: Was wir so zuversichtlich behaupten, das können wir im Grunde gar nicht wissen! So führte der „alles zermalmende Kant", wie M. Mendelssohn ihn nannte, die Philosophie wieder zum Menschen zurück, da sie vorher in übersinnliche Regionen sich verloren hatte, in denen sie Ahnungen und Grübeleien an die Stelle des Wissens setzte; die ganze Masse des menschlichen Wissens wurde einem Läuterungsprozesse unterworfen und mancherlei Auswüchse mit scharfem Messer abgeschnitten. Es war eine Revolution im Reich des Geistes; eine Reihe glänzender Namen trat auf Kants Seite, und nicht bloß auf protestantischen, sondern auch auf katholischen Hochschulen (zu Mainz von den Professoren Dorsch und Blau, zu Würzburg von Reuß) wurde kantische Philosophie gelehrt. Es erhoben sich auch würdige Gegner, wie Garve, Jakobi, Herder, G. E. Schulze, und gerade durch gründliche Entgegnung mußte die Sache der Wahrheit gewinnen.

Die „Kritik der Urteilskraft" (Berlin 1790, 3. Aufl. 1799) wirkte höchst belebend auf die Lehre vom Geschmack und von der Schönheit, und Schil-

lers wertvolle ästhetische Abhandlungen entstanden auf Anregung und im Sinn und Geist der kantischen Philosophie. Durch Schiller wurde wiederum Goethe veranlaßt, Kenntnis von den Fortschritten der kritischen Philosophie zu nehmen, wenn auch mehr durch Gespräche als durch eigentliches Studium. Er äußert sich darüber (Sämtl. W. Bd. 50 S. 50—58) in dem Kapitel: „Einwirkung der neueren Philosophie": „Kants Kritik der reinen Vernunft war schon längst erschienen, sie lag aber völlig außerhalb meines Kreises. Ich wohnte jedoch manchem Gespräch darüber bei, und mit einiger Aufmerksamkeit konnte ich bemerken, daß die alte Hauptfrage sich erneuere, wieviel unser Selbst und wieviel die Außenwelt zu unserem geistigen Dasein beitrage. — Einzelne Kapitel glaubte ich vor anderen zu verstehen und gewann gar manches zu meinem Hausgebrauch. Nun aber kam die Kritik der Urteilskraft mir zu Handen, und dieser bin ich eine höchst frohe Lebensepoche schuldig. Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen nebeneinander gestellt, Kunst und Naturerzeugnisse eines wie das andere behandelt" ꝛc. Auch Frau von Staël gab sich alle Mühe, durch Übersetzung die kantische Philosophie kennen zu lernen, deren reine Moral ihr Hochachtung einflößte. Sie sagte: „Wenn der Alte in Königsberg auch weiter nichts ausgesprochen hätte, als daß der Mensch stets Zweck sei, nie als Mittel gebraucht werden dürfe: so sei dies schon einer Ehrensäule wert." Sie ließ, als sie in Weimar war, von Jena den Engländer Robertson eigens herüber kommen, daß ihr derselbe die Hauptsätze der kantischen Ästhetik vortragen sollte*).

Die höchsten und für den Menschen wichtigsten Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit wollte Kant der Botmäßigkeit der grübelnden theoretischen Vernunft entzogen wissen und verwies sie ganz in das Gebiet des sittlichen Lebens, der „praktischen Vernunft", die sie unbedingt fordert, und deren Forderung wir unbedingt Folge leisten müssen. Thue deine Pflicht lediglich um der Pflicht willen! Das war der oberste Grundsatz seiner Sittenlehre wie seines Lebens. Das Pflichtbewußtsein einzuschärfen war sein eifrigstes Bemühen als akademischer Lehrer. Nicht Furcht vor Strafe, nicht Ehre, Ruhm, irdischer Gewinn und Vorteil soll uns zur Pflichterfüllung treiben, nicht die Rücksicht auf unsere Glückseligkeit, sondern das Gebot der Pflicht als solches; ob du durch Erfüllung des Pflichtgebotes dein Wohlbefinden opfern mußt, mit deiner Neigung oder Abneigung in Kampf gerätst: darauf ist gar keine Rücksicht zu nehmen. Thue das Gute und Rechte, weil es gut und recht ist, nicht damit es dir wohl gehe auf Erden.

Diese scharfe Auffassung führte den großen Denker freilich zu dem Irrtume, als spräche das Gefühl in der Sittlichkeit nicht mit, als hätte es keine entscheidende Stimme. Wenn uns die Tugend nicht innerlich beseligte, ihre Übung nicht das Gefühl des wahren Glückes, das uns keine Macht der Erde rauben, kein äußeres Glück ersetzen kann, gewährte — so würden und müßten

*) Vergl. Frau v. Staël in Weimar im Jahre 1804. (Aus K. A. Böttichers Nachlaß. Morgenblatt 1855, 27.)

wir sie meiden. Die Pflichterfüllung gewährt uns schon im Diesseits, nicht erst im Jenseits Glückseligkeit, und das biblische Wort „auf daß es dir wohl gehe auf Erden" hat seinen guten Sinn. Aber des großen Denkers Polemik war im Grunde nur gegen die egoistische Glückseligkeitstheorie gerichtet; er wollte das Sittlichkeitsprinzip von allem selbstsüchtigen Zusatz befreit wissen. Durch diese Scheidung erhielt die kantische Philosophie etwas Strenges, Sicheres und Festes für die sittliche Überzeugung. Von dem Eindrucke, den seine Vorlesungen über Moral machten, berichtet uns Jachmann: „Sie hätten seine Moral hören sollen! Hier war Kant nicht bloß spekulativer Philosoph, hier war er auch geistvoller Redner, der Herz und Gefühl ebenso mit sich hinriß, als er den Verstand befriedigte. Ja, es gewährte ein himmlisches Entzücken, diese reine und erhabene Tugendlehre mit solcher kraftvollen Beredsamkeit aus dem Munde ihres Urhebers selbst anzuhören. Ach, wie oft rührte er uns bis zu Thränen, wie oft erschütterte er gewaltsam unser Herz, wie oft erhob er unsern Geist und unser Gefühl aus den Fesseln seiner selbstsüchtigen Glückseligkeitslehre zu dem hohen Selbstbewußtsein einer reinen Willensfreiheit, zum unbedingten Gehorsam gegen das Vernunftgesetz und zu dem Hochgefühl einer uneigennützigen Pflichterfüllung! Der unsterbliche Weltweise schien uns dann von himmlischer Kraft begeistert zu sein und begeisterte auch uns, die wir ihn voll Verwunderung anhörten. Seine Zuhörer verließen gewiß keine Stunde seiner Sittenlehre, ohne besser geworden zu sein."

In Beziehung auf akademische Disziplin hegte er sehr liberale Ansichten und pflegte sie mit dem Ausspruch zu rechtfertigen: „Bäume, wenn sie im Freien stehen und im Wachstum begriffen sind, gedeihen besser und tragen einst herrlichere Früchte, als wenn sie durch Künsteleien, Treibhäuser und konfiszierte Formen dazu gebracht werden sollen." Diesen Grundsätzen gemäß handelte er auch als Rektor der Universität. In sein erstes Rektorat (1786) fiel der Tod Friedrichs des Großen und die Huldigung seines Nachfolgers Friedrich Wilhelms II. in Königsberg. Die Geschäfte des Rektorates wurden dadurch sehr vermehrt, aber von Kant mit großer Würde und zur Befriedigung der Professoren und Studenten verwaltet. Die Huldigungsanrede von seiten der Universität, die Kant an der Spitze der Abgeordneten des akademischen Senats zu halten hatte, erwiderte König Friedrich Wilhelm II. auf die huldreichste Weise, indem er zugleich den Redner der Universität in seiner ausgezeichneten Stellung unter den Philosophen Deutschlands begrüßte. Der den König als Huldigungs-Kommissarius begleitende Kabinetsminister Graf v. Hertzberg, der mit seiner staatsmännischen Tüchtigkeit die wissenschaftliche verband, zeichnete, wo er mit Kant zusammentraf, den großen Philosophen auf ganz besondere Weise aus. Durch seine Verwendung erhielt Kant eine persönliche Zulage von 220 Thalern, unter folgendem Reskript:

„Friedrich Wilhelm, König u. s. w. Da Uns die Aufnahme und Verbesserung Unserer Universitäten sehr am Herzen liegt: so verdienen

die Männer, welche mit ausgezeichnetem Eifer dazu beitragen, auch Unsere vorzügliche Aufmerksamkeit und Achtung. Schon lange haben Wir den Fleiß und die Uneigennützigkeit des so geschickten und rechtschaffenen Mannes, des Professoris Philosophiae Kant, der, ohne irgend eine Zulage und Verbesserung zu verlangen, mit unermüdetem Eifer zum Besten der dortigen Universität arbeitet, mit wahrer Zufriedenheit bemerkt, und in dem von Euch unterm 9. vor. Monats eingesandten Lektionsverzeichnis, nach welchem der ꝛc. Kant die Logik publice ankündigt, ist Uns der abermalige Beweis seines Eifers und seiner patriotischen Bemühungen keineswegs entgangen."

„Wir haben daher dem Professor Kant, zum Zeichen Unserer vollkommenen Zufriedenheit, aus dem Fonds Unseres Ober-Schulkollegiums, eine jährliche Gehaltszulage von 220 Thalern zu akkordieren Allergnädigst geruht ꝛc. ꝛc.

Berlin, den 3. März 1789.

Auf Spezialbefehl.

An das Ost-Preußische Etats-Ministerium. v. Wöllner."

Unterdessen nahm die französische Revolution eine immer bedenklichere Richtung; zu Anfang war sie, wie von den besten Männern der deutschen Nation, so auch von Kant freudig begrüßt worden, denn sein klarer Blick hatte längst das Faule und Morsche der damaligen politischen Zustände erkannt und ließ sich auch nicht von den Übertreibungen und Ausschweifungen jener großen Umwälzung irre machen, das Vernünftige und Berechtigte in der neuen Ordnung der Dinge anzuerkennen. Aber ebenso entfernt war er davon, für irgend einen gewaltsamen Umsturz im deutschen Vaterlande seine Stimme zu erheben, er war stets mit gutem Beispiele voran, wo es galt, den Landesgesetzen Gehorsam zu beweisen. Nur durch die stille Wirkung geistigen Fortschrittes, durch Beseitigung von Irrtümern und Vorurteilen wollte er das Bessere herbeiführen; auch für das sittlich-christliche Leben suchte und fand er eine Stütze in der freien Forschung auf allen Gebieten der Wissenschaft. Da traf ihn der empfindliche Schlag jener Reaktion, veranlaßt durch den Minister Wöllner, der durch das berüchtigte „Religionsedikt" die freie wissenschaftliche Forschung zu hemmen suchte, und auch den großen Königsberger Philosophen durch eine Kabinettsordre vom 1. Okt. 1794 so beschränkte, daß dieser erklärte, aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, es sei die natürliche oder die geoffenbarte, sowohl in Vorlesungen als in Schriften, sich gänzlich zu enthalten. Den inneren Kampf, welchen Kant bei den verschiedenen Entwürfen dieser Erklärung mit sich bestand, verrät ein kleiner Zettel in seinem Nachlasse, auf welchem er niedergeschrieben hat: „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Überzeugung ist niederträchtig; aber Schweigen in einem Falle, wie der gegenwärtige, ist Unterthanenpflicht; und wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist es darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen." Mit welchem

Abscheu er aber später noch an das Getriebe der Berliner Glaubens-kommission gedachte, geht aus seiner unverhohlenen Freude über ihre Aufhebung und aus seiner kräftigen Schilderung ihrer verderblichen Folgen hervor, die, statt die sittliche Kraft zu heben, nur in Heuchelei, Haß, Zwietracht und Verwirrung der Gewissen sich offenbarten.

Kant hatte sein 71. Jahr angetreten, als diese Verketzerung ihm eine seiner liebsten Vorlesungen, nämlich die „über rationale Theologie", entzog, wodurch er bei so vielen Theologen, die gern sein Kollegium besuchten, Klarheit, Lauterkeit und Sicherheit religiöser Überzeugungen verbreitet hatte. Das Gefühl, von derselben Staatsbehörde, die noch vor wenigen Jahren ihm eine so glänzende Anerkennung hatte zu teil werden lassen, in seinem reinsten Streben gehemmt und verletzt worden zu sein, die Aussicht auf eine absichtliche Einengung der gewichtvollsten Studien, dazu die allgemeine Unzufriedenheit im Lande über die anbefohlene Gläubigkeit: alles dies wirkte sehr ungünstig auf die Heiterkeit seines Geistes, und auch die bis in ein so hohes Alter rüstigen Körperkräfte fingen an zu sinken. Kant erschien nicht mehr in größeren Gesellschaften, suchte seit 1794 überhaupt nicht mehr außerhalb des Hauses die geistige Erholung und beschränkte sich auf die Unterhaltung seiner lieben Tischgäste. Mit dem Sommer 1795 stellte er alle seine Privatvorlesungen ein und las nur noch täglich eine Stunde die öffentlichen, abwechselnd über Logik und Metaphysik. Dagegen arbeitete er eifrig an der Vollendung seiner Metaphysik der Sitten und an der Herausgabe seiner Anthropologie. Dieses ganz populär gehaltene Werk sollte kein strebender Jüngling, dem es um hellen klaren Blick ins Leben und um die Gewinnung leitender Grundsätze zu thun ist, ungelesen lassen. Es vereinigt die guten Eigenschaften Kants des Denkers, des sittlichen Charakters, des witzigen Weltmannes und feinen Gesellschafters, ist auf jeder Seite belehrend und nie langweilig. Nur einige Sätze als Probe. Über die lange Weile und Kurzweil heißt es:

„Sein Leben fühlen, sich vergnügen, ist also nichts anderes, als sich kontinuierlich getrieben fühlen, aus dem gegenwärtigen Zustande herauszugehen (der also ein ebenso oft wiederkehrender Schmerz sein muß). Hieraus erklärt sich auch die drückende, ja ängstliche Beschwerlichkeit der langen Weile für alle, welche auf ihr Leben und auf die Zeit aufmerksam sind (kultivierte Menschen). — Der Karaibe ist durch seine angeborene Leblosigkeit von dieser Beschwerlichkeit frei. Er kann stundenlang mit seiner Angelrute sitzen, ohne etwas zu fangen; die Gedankenlosigkeit ist ein Mangel des Stachels der Thätigkeit, der immer einen Schmerz bei sich führt, und dessen jener überhoben ist. Unsere Lesewelt von verfeinertem Geschmack wird durch ephemerische Schriften immer im Appetit, selbst im Heißhunger zur Leserei (eine Art von Nichtsthun) erhalten, nicht um sich zu kultivieren, sondern um zu genießen, sodaß die Köpfe immer leer bleiben und keine Übersättigung zu besorgen ist, indem sie ihrem geschäftigen Müßiggange den Anstrich einer Arbeit geben."

„Dieser Druck oder Antrieb, jeden Zeitpunkt, darin wir sind, zu verlassen und in den folgenden überzugehen, ist accelerierend und kann bis zur Entschließung wachsen, seinem Leben ein Ende zu machen, weil der üppige Mensch den Genuß aller Art versucht hat und keiner für ihn mehr neu ist; wie man in Paris vom Lord Mordaunt sagte: „die Engländer erhenken sich, um sich die Zeit zu passieren." — — Die in sich wahrgenommene Leere an Empfindungen erregt ein Grauen (horror vacui) und gleichsam das Vorgefühl eines langsamen Todes, der für peinlicher gehalten wird, als wenn das Schicksal den Lebensfaden schnell abreißt."

„Hieraus erklärt sich, warum Zeitverkürzungen mit Vergnügen für einerlei genommen werden, weil, je schneller wir über die Zeit wegkommen, wir uns desto erquickter fühlen; wie eine Gesellschaft, die sich auf einer Lustreise mit Gesprächen im Wagen wohl unterhalten hat, beim Aussteigen, wenn einer von ihnen nach der Uhr sieht, fröhlich sagt: wo ist die Zeit geblieben? oder: wie kurz ist uns die Zeit geworden! Da im Gegenteil, wenn die Aufmerksamkeit auf die Zeit nicht Aufmerksamkeit auf einen Schmerz, über den wir hinwegzukommen uns bestreben, sondern auf ein Vergnügen wäre, man wie billig jeden Verlust der Zeit bedauern würde. — Unterredungen, die wenig Wechsel der Vorstellungen enthalten, heißen langweilig, sind eben hiermit auch beschwerlich, und ein kurzweiliger Mann wird, wenn gleich nicht für einen wichtigen, so doch für einen angenehmen Mann gehalten, der, sobald er ins Zimmer tritt, gleich aller Mitgäste Gesichter erheitert — wie durch ein Frohsein wegen Befreiung von neuer Beschwerde."

Kant erlebte noch den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. (1797) und die zugleich erfolgende Aufhebung der Zensurbedrückungen. Von einer Krankheit erholte er sich, las mit dem größten Interesse das von Hufeland ihm übersandte Werk: „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern", und hierdurch angeregt schrieb er seinerseits „von der Macht des Gemüts, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden" — eine Kunst, die er selber in ausgezeichnetem Maße sich erworben. Leider waren die letzten Lebensjahre des großen Mannes eine lange Sonnenfinsternis für den so lange in höchster Klarheit erschienenen Geist. Das sonst so riesenmäßige Gedächtnis schwand derart, daß Kant zuletzt seine nächsten Freunde nicht mehr erkannte und sich nicht erinnerte, sie vorher gesehen zu haben; ein fortwährender Druck des Gehirns, das freilich so sehr und so lange in Anspruch genommen worden war, schien alle Kombination der Begriffe zu verhindern; es schwand endlich der Geruch und die Sehkraft, und der stets rebellische Unterleib versagte seine Dienste, sodaß der ohnehin außergewöhnlich magere Körper schon bei Lebzeiten zu einer Mumie einschrumpfte. Nur das schön gebildete Haupt mit der Denkerstirn konnte keine Krankheit verändern, das Angesicht ward durch den Tod nicht merklich entstellt, der — ein sanftes Entschlummern — am 12. Februar 1804 den Geist von den Banden des Leibes erlöste.

Durch die regelmäßigste Lebensweise und unbedingteste Herrschaft, die der Geist über den Leib errang, hatte es Kant dahin gebracht, daß sein gebrechlicher körperlicher Teil doch solange Stand hielt für den Dienst der Seele. Er stand Sommer und Winter regelmäßig um 5 Uhr des Morgens auf und ging um 10 Uhr abends zu Bette. Er hielt nur eine (Mittags-) Mahlzeit, und wenn er nicht außerhalb des Hauses speiste, hatte er täglich in der Regel zwei Tischgäste bei sich, höchstens fünf. Seine Tischgespräche vermieden alle Erörterung streng wissenschaftlicher Materien, waren aber nichtsdestoweniger voll von feinen Bemerkungen über Welt und Menschen. Frau v. d. Recke rühmte ausdrücklich die leichte Konversation, die der große Denker auch mit den Frauen zu führen wußte: „Schöne, geistvolle Unterhaltungen dank' ich dem interessanten persönlichen Umgange dieses berühmten Mannes, täglich sprach ich diesen liebenswürdigen Gesellschafter in dem Hause meines Vetters, des Reichsgrafen von Kayserlingk zu Königsberg. Kant war der dreißigjährige Freund dieses Hauses und liebte den Umgang der verstorbenen Reichsgräfin, die eine sehr geistreiche Frau war. Oft sah ich ihn da so liebenswürdig unterhaltend, daß man nimmer den tiefen abstrakten Denker in ihm geahnt hätte, der eine solche Revolution in der Philosophie hervorbrachte. Im gesellschaftlichen Gespräch wußte er bisweilen sogar abstrakte Ideen in ein liebliches Gewand zu kleiden, und klar setzte er jede Meinung auseinander, die er behauptete. Anmutsvoller Witz stand ihm zu Gebot, und bisweilen war sein Gespräch mit leichter Satire gewürzt, die er immer mit der trockensten Miene anspruchslos hervorbrachte." Besonders gern pflegte Kant auch den Umgang mit achtbaren Kaufleuten; — bei Motherby war er des Sonntags regelmäßig zu Tische, der Engländer Green einer seiner liebsten Freunde. Höchst charakteristisch ist die Art, wie beide in ein näheres Verhältnis kamen. Zur Zeit des englisch-nordamerikanischen Krieges ging Kant eines Nachmittags in dem Dönhoffschen Garten spazieren und blieb vor einer Laube stehen, in welcher er einen seiner Bekannten in Gesellschaft einiger ihm unbekannter Männer entdeckte. Er ließ sich mit der Gesellschaft in ein Gespräch ein, das sich gar bald auf die großen Ereignisse der Zeitgeschichte lenkte. Kant nahm sich der Amerikaner an, verfocht mit Wärme ihre gerechte Sache und ließ sich mit einiger Bitterkeit über das Benehmen der Engländer aus. Auf einmal springt ganz voll Wut ein Mann aus der Gesellschaft auf, tritt vor Kant hin, sagt, daß er ein Engländer sei, erklärt seine ganze Nation und sich selbst für beleidigt und verlangt in der größten Hitze eine Genugthuung durch blutigen Zweikampf. Kant läßt sich durch den Zorn des Mannes nicht im mindesten aus seiner Fassung bringen, sondern setzt sein Gespräch fort und fängt nun an seine politischen Grundsätze und Ansichten, und den Standpunkt, von welchem jeder Mensch als Weltbürger, unbeschadet seines Patriotismus, dergleichen Weltbegebenheiten beurteilen müsse, mit einer solchen hinreißenden Beredsamkeit zu schildern, daß der Kaufmann Green — dies war der Engländer — ganz voll Erstaunen ihm freundlich die Hand reicht, den hohen Ideen Kants beipflichtet,

wegen seiner Hitze ihn um Verzeihung bittet und ihn am Abend bis an seine Wohnung begleitet. Beide Männer waren von Stund an die intimsten Freunde, und als Green starb, war für Kant eine der tiefsten Quellen der Lebensfreude versiegt. — Auch mit Hippel und Hamann ward Umgang gepflogen, doch waren diese Charaktere, namentlich der in seiner überwiegenden Phantasie mehr springende als stetig forschende Geist Hamanns zu verschieden von der kantischen Klarheit und Gründlichkeit, um ein herzliches Freundschaftsverhältnis herbeizuführen. Übrigens behandelte der große Mann jeden seiner verschiedenen Freunde auch mit der größten Zartheit nach dessen individuellem Charakter. Er mischte sich nie zudringlich in ihre Angelegenheiten; seinen Rat gab er mit größter Schonung und meist so, daß er auf einen andern Bezug zu haben schien. Er handelte oft zum Besten namentlich seiner jüngeren Freunde, ohne daß diese es merkten.

Kant besaß in den letzten siebzehn Jahren seines Lebens ein eigenes Haus, das acht Stuben in sich faßte; im untern Stock war auf dem einen Flügel der Hörsaal, auf dem andern die Wohnung seiner alten Köchin; im oberen Stock auf dem einen Flügel sein Eßsaal, seine Bibliothek (die sehr klein war) und die Schlafstube, auf dem andern das Besuchs- und das Studierzimmer, welches nach Osten lag und die Aussicht auf einige Gärten hatte. Das Ameublement war höchst einfach. Nur im Visitenzimmer und in der Eckstube hing ein Spiegel, in den übrigen Zimmern standen einige Tische, Stühle und ein kleines Kanapee. Die weißen Wände waren gar nicht ausgeziert; nur in der Studierstube hing an der Wand das Bildnis von Jean Jaques Rousseau.

In den Jahren, als Kant sich noch auf seinen alten, nachmals schwach gewordenen Diener, Namens Lampe, ganz verlassen konnte, stand fast alles unter dessen Aufsicht. Er war der Haus-, Hof- und Kellermeister. Kant gab am Abend den Küchenzettel für den folgenden Mittag, und sein Lampe mußte dann für die Ausführung Sorge tragen. Pünktlich um drei Viertel auf fünf morgens mußte der Diener vor dem Bette des Herrn erscheinen und wecken; bisweilen war Kant noch so schläfrig, daß er den Bedienten bat, er möchte ihn heute noch etwas ruhen lassen, aber dieser hatte für solche Fälle schon die nötige Weisung und ging nicht eher von dannen, als bis er sah, daß sein Herr sich erhob. Kant hielt einen Schlaf von sieben Stunden und zwar von 10 bis 5 Uhr für die Grundlage der ganzen Diät. Sobald er angekleidet war, ging er im Schlafrocke und mit einer Schlafmütze, über welche er noch ein kleines dreieckiges Hütchen setzte, in seine Studierstube, wo er sogleich sein Frühstück genoß, das in einer Pfeife Tabak und zwei Tassen sehr dünnen Thees bestand. Er rauchte sehr gern, aber er hatte sich's zur Maxime gemacht, täglich nie mehr als eine Pfeife zu rauchen, und was er einmal sich zur Lebensregel gemacht hatte, daran hielt er unerschütterlich fest. Vir propositi tenax. Kant, dessen Einnahme nie glänzend war, hinterließ ein bares Vermögen von 20 000 Thalern, das er teils seinen Angehörigen, teils für wohlthätige Zwecke bestimmte. Eine seiner Hauptmaximen war auch gewesen, nie Schulden zu machen.

Johann Jakob von Moser*).

Wir halten die Tapferen hoch in Ehren, welche mit dem Schwert in der Hand die Grenzen des Vaterlandes vor dem Eindringen des Feindes schützen oder den eingedrungenen Feind wieder zurückschlagen und seinen Übermut züchtigen; aber nicht minder verdienen jene Männer den Lorbeerkranz, die im stillen Wirken zwar, doch nicht minder mutvoll, mit den Waffen des Geistes für Recht und Gerechtigkeit im eigenen Vaterlande kämpfen und für ihr Volk in die Schranken treten, welche Brauch und Herkommen des Volkes heilig zu halten lehren und es ebensowohl vor der Willkür despotischer Fürsten als falscher Propheten des Tages sicherzustellen wissen. Darum mögen zwei Rechtsgelehrte, Moser und Möser, den Reigen deutscher Vaterlandsfreunde eröffnen, weil sie mit ihrer ganzen vollen Lebenskraft deutsches Recht und deutsches Volkstum zu Ehren gebracht haben.

Johann Jakob Moser wurde am 18. Januar 1701 in Stuttgart geboren. Seiner Familie war schon 1573 vom Kaiser Maximilian II. der Adelstand mit dem Namen „Moser von Filseck“ verliehen; doch später von ihr nicht mehr geltend gemacht worden. Unser Moser machte als junger Mann, da er sich um den Regierungsratstitel bewerben wollte, seinen Adel wieder geltend, ließ jedoch das Prädikat auch fallen, sobald er „die Ehre und Güter dieser Welt mit einem andern Auge anzusehen angefangen hatte“. Der Vater Mosers war Herzogl. Württembergischer Rechnungs- und Expeditionsrat zu Stuttgart, die Mutter eine Tochter Mislers, des Königl. Schwedischen Konsistorialrats und Dompredigers zu Stade. Was sich am Sohne schon früh herausstellte, war ein außerordentlicher Fleiß, verbunden mit großer Leichtigkeit im Arbeiten, aber auch ein unruhiger, unsteter Sinn, vom Ehrgeiz und Trieb ins Weite angeregt. „Mein seliger Herr Vater,“ erzählt Moser in seiner Selbstbiographie — „sparte keine Kosten an mir, weil er aber nicht selbst „„von Studien da war““, erreichte er seinen Zweck nicht. Hätte beständig eine der Sache gewachsene Person, welche mein lebhaftes, aber auch meisterloses Gemüt zu regieren gewußt hätte, meine Studien dirigiert, so hätte ich es in den sogenannten humanioribus und der Philosophie weit gebracht; denn es fehlte mir weder an Naturgaben, noch an Fleiß. Aber ich lernte unordentlich, wollte schon damals Bücher schreiben und übersetzte zu dem Ende, weil ich es nicht besser verstand, mit großer Geduld viele altrömische Schriftsteller ins Deutsche, schrieb ein Antiquitäten- und Medaillen-Kabinett, auch philosophische Traktate. Meine Lehrer hatten zum

*) Lebensgeschichte J. J. Mosers von ihm selbst beschrieben (1768). Die beiden Moser in ihrem Verhältnis zu deutschem Leben und Wissen (mit Benutzung ungedruckter Quellen) von Rob. Mohl in den Monatsblättern zur Ergänzung der A. Z. 1846, August. — Das Leben Johann Jakob Mosers. Aus seiner Selbstbiographie, den Archiven und Familienpapieren dargestellt von A. Schmid (Stuttgart, Liesching 1868).

Teil nicht das erforderliche Geschick, teils war ich ihnen mit meinem Fleiß überlästig, wie denn einstens ein Präzeptor, als ich ihm freiwillig wöchentlich zweimal 100, einstens aber auf einmal 1000 Verse in allerlei Gattungen brachte, das Buch voller Unwillen von sich warf und sagte: Narr! meinst du, ich habe meine Besoldung allein auf dich? und der Rektor des Gymnasiums sprach, als ich ihm freiwillig allzuviele lateinische Reden brachte, zu mir: Tu es moleste sedulus! (du wirst mir mit deinem Fleiß beschwerlich!)"

Sechzehn Jahre alt bezog er die Universität Tübingen, um die Rechte zu studieren. An dem römischen Recht, das nach damaliger Art sehr geistlos behandelt wurde, fand er gar keinen Geschmack. Dagegen wurde sein Interesse durch das deutsche Staatsrecht angezogen, das Professor Helfferich las; hier fand er, was er suchte, „brauchbare Dinge und wirkliche Fälle und Begebenheiten". Neben dem Studium ward fleißig geschriftstellert und auch ein gelehrter Briefwechsel mit damals hervorragenden Männern angeknüpft. Schon in seinem 19. Jahre war er Professor der Rechte in Tübingen; doch der Neid seiner älteren Kollegen sorgte dafür, daß er über einen Gegenstand lesen mußte, der nichts Anziehendes hatte, sodaß ihm die Zuhörer ausblieben. Um seiner Jugend mit einem Titel nachzuhelfen, bewarb er sich um den Charakter eines Regierungsrates. „Desto besser fortzukommen und aus Eitelkeit wagte ich es, ob ich gleich erst 20 Jahre hatte, um den Regierungsrats-Charakter zu bitten, und reisete zu dem Ende in den Deinacher Sauerbrunnen, allwo sich der Hof damals befand. Herr v. Schunk war gefallen und der Komitial-Gesandte Freiherr von Schütz an seine Stelle gekommen. Ich traf ihn auf dem Spaziergange an und eröffnete ihm mein Vorhaben; er machte mir aber schlechte Hoffnung, weil ich noch keinen Bart und der Herzog sich entschlossen hätte, mit diesem Charakter an sich zu halten. Doch ließ er sich in einen etlichstündigen Diskurs über allerlei die württembergische Historie und Staatsrecht betreffende Materien mit mir ein, und er bezeugte sein Vergnügen über meine Einsichten, sonderlich über meine Mutmaßung, woher es kommen möge, daß Württemberg in der Wormser Matrikel vom Jahre 1521 mit einem Kurfürsten-Anschlag belegt worden sei; sodaß er endlich sagte, ich sollte ihm mein Memorial geben. Ich leugnete, daß ich es bei mir hätte, ging nach Haus und machte noch zwei andere, in deren einem ich um den Charakter eines Rats, in dem andern aber eines Hofgerichts-Assessors bat. Um 11 Uhr gab ich ihm alle drei, um daraus dasjenige zu wählen, womit er durchdringen zu können glaubte, und um 2 Uhr war es schon von dem Herzog unterschrieben, daß ich den Regierungsrats-Charakter haben sollte."

Der Titel brachte aber keinen Gehalt, und da sich der junge Professor auch schon seit einem Jahre verlobt hatte, sann er nach, wie und wo er schneller eine gesicherte Stellung gewinnen möchte. Er beschloß, sich nach Österreich zu wenden. Arm an Geld und Kleidung, ohne Bekanntschaft und Empfehlungsbriefe reiste er von Ulm die Donau hinab, gelangte glücklich nach Wien und wandte sich gleich an eine Hauptperson, den Reichskanzler

Grafen v. Schönborn, der ihn gütig aufnahm. Leider bekam er aber bald nach seiner Ankunft das viertägige Fieber, und mußte sich damit die ganze Zeit schleppen. Auf der öffentlichen Windhagschen Bibliothek lernte er einen jungen katholischen Gelehrten kennen, Namens Hahn, der den bekannten gelehrten Benediktinerabt Gottfried von Göttweig bei dessen historischen Forschungen unterstützte und dem Prälaten von dem schwäbischen Professor erzählte. So ward Moser auch dem Herrn Abt bekannt und von diesem wie vom Grafen Schönborn wiederholt eingeladen. Man versprach ihm eine sehr einträgliche Stelle bei der böhmischen Kanzlei und die besondere Gnade Seiner kaiserlichen Majestät, wenn er den katholischen Glauben annehmen wollte. „Blutarm war ich," sagt Moser, „und ich hatte damals keinen Funken Religion, nicht einmal einer natürlichen, aber ich war doch viel zu ehrlich dazu, als daß ich mich auch nur äußerlich hätte stellen wollen, ich hielte die katholische Religion für besser als die evangelische." Mit allem Freimut sagte er dem Herrn Prälaten, daß er durchaus keine Lust hätte, sein Bekenntnis zu ändern, und die Religionsgespräche, die nun abgehalten wurden, änderten nicht seinen Entschluß.

„Indessen blieb dennoch der Herr Reichsvizekanzler mein gnädiger Herr. Ich hatte auch verschiedenemal bei Kaiser Karls VI. Majestät Audienz. Einmal trug es sich zu, daß ich eben um die zur Erteilung der Audienz gegebene Stunde, welche ich nicht versäumen durfte, mein Fieber bekam. Ich hielt in dem königlichen Vorgemach den Frost aus, und als ich in der Hitze war, wurde ich zum Kaiser hineingerufen, da ich so matt war, daß ich kaum stehen konnte. Aus Eitelkeit redete ich den Kaiser lateinisch an, er antwortete mir auch in eben dieser Sprache und zwar länger, auch etwas deutlicher, als sonst seine Gewohnheit war. Des andern Tages schickte der Herr Reichsvizekanzler einen Kanzlisten zu mir und ließ mich wissen: ich dürfte mir eine kaiserliche Gnade ausbitten. Ich bat darauf um eine Medaille zum Angedenken, erhielt aber eine goldene Gnadenkette nebst einer daran hangenden güldenen Medaille mit des Kaisers Bild und Wahlspruch."

Er reiste darauf im Frühjahr 1722 bei schlechter Witterung und noch schlechterer Gesundheit in die Heimat zurück, und da ihm das Geld fast ausgegangen war, mußte er sich auf der Reise höchst kümmerlich behelfen. Dennoch hatte er Mut genug, bald nach seiner Rückkehr in Stuttgart mit seiner Verlobten Hochzeit zu halten, im Glauben, die ihm in Wien zu teil gewordene Auszeichnung werde auch bei seinen Vorgesetzten in Stuttgart den besten Eindruck hervorbringen. Darin hatte er sich aber sehr getäuscht; der Konferenzminister, Freiherr von Schütz, sagte ihm geradezu, man könne nicht begreifen, wie ihm als jungem Manne auf diese Weise begegnet sei; er müsse etwas zum Nachteil des Hauses Württemberg entdeckt oder an die Hand gegeben haben. Seine Lage war mißlicher als zuvor.

Im Jahr 1724 ward die Frage aufs Tapet gebracht, wie das Reichskammergericht ohne kaiserliche Zuschüsse erhalten werden könnte? Moser hatte auch ein Gutachten ausgearbeitet, ging damit nach Wetzlar, ward aber nach

Wien verwiesen, da das Kammergericht selber in dieser Frage nichts entscheiden konnte. So trat denn Moser noch im Herbst desselben Jahres seine zweite Reise nach der Kaiserstadt an und trug sein Gutachten vor. Der Präsident des Reichshofrats, Graf von Windischgrätz, sagte ihm aber rund heraus, wenn er sonst nichts in Wien zu verrichten hätte, möchte er nur wieder nach Hause reisen, denn aus seinen Vorschlägen würde nichts, auch wenn sie die besten und zweckmäßigsten wären; da das Kammergericht schon jetzt nichts auf den Kaiser gäbe, was dann erst geschehen würde, wenn es des kaiserlichen Hofes gar nicht mehr bedürfte?

Doch dem Reichsvizekanzler war die Anwesenheit des württembergischen Rechtsgelehrten wieder sehr willkommen, da er seine Hilfe in Ausarbeitung mehrerer Rechtsfragen, betreffend die Gerichtsbarkeit katholischer Landesherren über ihre evangelischen Unterthanen, brauchen konnte und sich schon früher von dem schnellen, sicheren Arbeiten Mosers überzeugt hatte. Seine Thätigkeit fand bald Anerkennung und würdige Belohnung; er erhielt nicht bloß ein bedeutendes Geldgeschenk, sondern auch die Zusicherung einer Pension von 600 Gulden, und dabei freie Tafel, Wohnung und Bedienung im Hause des Grafen v. Schönborn. Entschlossen in Wien sich niederzulassen, wenn er in seinem Vaterlande kein Brot finden würde, kehrte er im Sommer 1725 nach Stuttgart zurück. Auf seine Bitte um eine wirkliche Regierungsratsstelle (allenfalls ohne Besoldung, aber doch mit bestimmter Anwartschaft darauf) erhielt er den Bescheid, es sei ihm der Aufenthalt in Wien gestattet, doch unter der Bedingung, einer etwaigen Zurückberufung nach Württemberg gewärtig zu sein. Auf dieses hin verkaufte Moser alles Entbehrliche und zog mit Weib und Kind nach Wien.

Kaum war er ein Vierteljahr dort in Thätigkeit gewesen, als der württembergische Gesandte im Auftrage seines Hofes ihm den Vorschlag machte, ob er nicht als wirklicher Regierungsrat mit voller Besoldung zurückgehen wollte? Der ehrliche Schwabe glaubte seinem Landesherrn zunächst Gehorsam schuldig zu sein und nahm den Antrag an, obwohl alle seine Wiener Freunde ihm diesen Schritt widerrieten. Der Präsident des Reichshofrats wollte Moser zulieb sogar von der gewöhnlichen Ordnung abgehen und ihm eine überzählige evangelische Reichshofrats-Agentenstelle zuwenden. Der Abt von Göttweig sagte zu ihm: Ich habe allen Respekt für die Reichsfürsten; aber ihre Höfe sind Bäche, da fängt man Schneiderfischlein: Wien ist der Ozeanus, da fängt man Walfische! Moser aber ging in seine Heimat zurück.

Den 25. Juni 1726 ward er in das fürstliche Regierungsrats-Kollegium zu Stuttgart eingeführt und begann mit regstem Eifer sein Werk. „Um zu zeigen, daß ich nichts referierte, was ich nicht vorher zu Hause gelesen und überdacht hatte, gewöhnte ich mich von dem ersten Tage an, von allen mir zum Vortrag zugestellten Stücken wenigstens den kurzen Inhalt zu Papier zu bringen und mein Votum beizusetzen. Wenn ich es nun in dem Regierungs-Kollegio referiert hatte, schrieb ich hinzu 1) welchen Tag es geschehen, 2) was für ein Sekretarius beim Protokoll gesessen und 3) ob es bei meinem

Votum verblieben oder wohin der Schluß des Kollegii ausgefallen sei. Dieses habe ich fortgesetzt, solange ich Regierungsrat gewesen, und es hat mir damals und hernach auf mancherlei Weise genützt." Jedoch blieb der oft kränkliche Mann nicht eben lange in seiner Stellung. Als 1727 die Kanzlei von Stuttgart nach Ludwigsburg verlegt wurde, welche Stadt damals noch schlecht angebaut war, trug er Bedenken, in die neue feuchte Amtswohnung zu ziehen, und war entschlossen, abermals nach Wien zu gehen. Der Herzog sah ihn aber dort am unliebsten, und so ward ihm das Anerbieten gemacht, ob er nicht als ordentlicher Professor des Rechts zu dem Collegio illustri in Stuttgart wolle, mit Beibehaltung seines Charakters und seiner Besoldung als Regierungsrat? Das wäre eine höchst bequeme Stellung gewesen, da er gar nicht gehalten war zu Vorlesungen, und solche Gnadenstelle konnte ihm sein Regierungspräsident, der den Umzug nach Ludwigsburg veranlaßt hatte, unmöglich gönnen. Dieser brachte es beim Herzog dahin, daß Moser 1729 nach Tübingen gehen mußte. Dort legte sich nun der stets emsig studierende Rechtsgelehrte auf sein Lieblingsfach, das deutsche Staatsrecht. Er sagt darüber: „Wien und meine Regierungsratsstelle hatten mich gelehrt, was brauchbar sei und was nicht. Ich fand kein Lesebuch (Lehrbuch) über das deutsche Staatsrecht, das nach meinem Geschmack geschrieben gewesen wäre; dahero schrieb ich eins nach meiner eigenen Denkungsart, darin ich die Altertümer, das römische Recht &c. ganz wegließ, und die deutsche Staatsverfassung bloß vortrug, wie sie heutigestages beschaffen ist; und weil ich für Deutsche schrieb, so faßte ich mein Buch auch deutsch ab." „Auch fing ich von neuem an, ein pragmatisches „„europäisches Völkerrecht"" zu lehren. Hierzu gab mir ein junger Herr v. Tillier von Bern Gelegenheit. Er sagte, daß er wohl bei einem gewissen Professor ein schönes Kollegium über des Hugo Grotius „„Recht im Kriege und Frieden"" (de jure belli et pacis) gehört, aber nichts weiter daraus gelernt habe, als was vor 1700 und 2000 Jahren zu der Römer und Griechen Zeiten Völker-Rechtens gewesen sei. Er möchte aber erfahren, was unter den heutigen europäischen Mächten und Völkern Rechtens und Herkommens sei! Ich sagte, ich wüßte es auch nicht und müßte es selbst erst lernen. Er hielt aber solange bei mir an, bis ich mich dazu entschloß und ein Kollegium darüber las. Nun starb er zwar noch während des Kollegii; ich hatte aber einmal einen Geschmack an der Sache gewonnen, machte den Plan zum ganzen Werk in meinen „vermischten Schriften" und hätte immer gewünscht, soviel Zeit zu bekommen, daß ich selbigen hätte ausführen können."

Mosers praktische Richtung fand bei den Studenten den lebhaftesten Anklang, zum Schrecken seiner Kollegen, die im alten Schlendrian beharrten, und, um sich an dem Gefeierten zu rächen, ihm durch die Zensur seiner Druckschriften allerlei Hemmnis bereiteten. Zuletzt brachten sie es dahin, daß ihm von der Regierung alle seine Schriften weggenommen wurden, unter dem Vorwande, man wolle eine Separation vornehmen zwischen den herrschaftlichen Akten und Privatschriften. Man wollte sich überzeugen, ob seine

Korrespondenz nach Wien nicht staatsgefährliche Dinge enthalte, und behielt anderthalb Jahre lang seine Schriften in Händen. Ungeduldig über die Ränke und den Neid von kollegialischer Seite legte er seine Professur nieder, blieb jedoch einstweilen in Tübingen, da ihm der herzogliche Prinz, Karl Alexander, gute Versicherungen gab auf den Fall, daß er zur Regierung kommen würde.

Über seine zu dieser Zeit erfolgte Sinnesänderung in betreff der Religion äußert sich Moser also: „Anno 1733 fing ich an, mit meinem Christentum es mir Ernst werden zu lassen, und meine Ehegattin wurde zu gleicher Zeit von Gott ergriffen, ohne daß eines von dem andern etwas wußte, bis es sich einige Zeit hernach offenbarte: welches dann unsere ohnehin vergnügte Ehe noch weit lieblicher und gesegneter machte. Weil es uns aber an hinlänglichem Unterricht fehlte, so blieb ich noch vier Jahre in einem gesetzlichen Zustande. — Sonntags nach vollendetem öffentlichen Gottesdienst sammelte sich unvermutet von selbst nach und nach ein Häuflein redlicher Seelen in meinem Haus, da wir dann unsere fernere Andacht mit Singen, Beten und Betrachtung des Wortes Gottes hatten. Sobald als die Zahl anfing stark zu werden, erteilte ich dem Stadtsuperintendenten Dr. Hagmaier Nachricht von der ganzen Sache, und er hatte nichts dagegen. Als noch die Zahl sich mehrte und zwei fürstliche Konsistorialbefehle deswegen an Dr. Hagmaier ergingen, berichtete er so günstig, daß wir ungestört gelassen wurden, wie denn niemals die geringste Unordnung vorging, und auch nach meinem Fortgang aus Tübingen diese Erbauungsstunden noch viele Jahre fortgesetzt wurden."

Herzog Karl Alexander gelangte 1733 zur Regierung, und im Sommer des folgenden Jahres ward Moser durch ein für ihn ehrenvolles Dekret in seine vorige Regierungsratsstelle wieder eingesetzt. An Arbeit fehlte es auf diesem Posten nicht, und da man sein großes Talent kannte, wurden die wichtigsten Sachen ihm übertragen. Dennoch sah er sich genötigt, da seine Familie sich vermehrte und die Besoldung „beschnitten und unrichtig gereicht" wurde, nebenbei noch Bücher zu schreiben, sodaß er der Last der Geschäfte zu erliegen dachte. Sein Ruhm war in allen deutschen Ländern ausgebreitet, und schon im Jahr 1736 erhielt er vom Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm I., den Ruf nach der Universität Frankfurt a. d. O. als Universitäts-Direktor, Ordinarius der Juristenfakultät und preußischer Geheimrat. Der Herzog entließ ihn ungern; Moser hatte ihm noch eine wertvolle Sammlung württembergischer Rechtsurkunden und Schriften, die er auf eigene Kosten zusammengebracht, für das herzogliche Archiv überlassen, und der Herzog sandte ihm folgendes gnädige Handschreiben nach:

Wohl-Edler

Besonders lieber Herr Geheimbder Rath.

Gleichwie Ich des Herrn Geheimbden Raths gegen Mir und Mein Fürstliches Haus geäußerte Devotion in beschehener Extradition Dessen

privatim colligirter Literalien mit Dank erkenne, und dagegen dem Herrn Geheimbden Rath solche auch dahin vorbehalte, „„daß, wenn dessen Kinder mit der Zeit sich etwa in Meinem Lande wieder einzufinden und sich darin zu stabiliren gedächten, Ich ihnen darunter auf eine convenable Art Meine Willfährigkeit zu bezeugen nicht entstehen werde,““ als habe demselben solches hierdurch zu erkennen geben und zugleich versichern wollen, das ich führohin sein und verbleiben werde

Des Herrn Geheimbden Raths

Stuttgart den 12. Oct. 1736.

wohlaffektionirter Karl Alexander, H. z. W.

Die Frankfurter Universität war dazumal in schlimmen Umständen; die Zahl der Studenten gering, die meisten Professoren träge, vom Fortschritt der Wissenschaft keine Rede. Mit wahrem Riesenfleiß entfaltete Moser seine Thätigkeit als Lehrer, Schriftsteller und Vorgesetzter der Fakultät, sobald er aber den Herren Kollegen zu Leibe ging, stand alles wider ihn auf. Zu dem Verdruß gesellte sich öfteres Unwohlsein, sodaß sich sein Arzt äußerte: „er müsse eine eisenmäßige Natur haben, daß er nicht schon längst den Tod davon gehabt hätte.“ Moser bat, einer von den Kuratoren der Universität möchte selber kommen und die Übelstände mit eigenen Augen sich anschauen. Herr v. Reichenbach kam; er ließ alle Professoren in pleno zusammenkommen, im Kreis herumsitzen, las aus Mosers Bericht einen Punkt nach dem andern ab, und fragte dann, ob dem so wäre? Da sollte einer dem andern ins Gesicht sagen: er sei faul, ein schlechter Dozent, seinem Amt nicht gewachsen ꝛc. Moser hatte unter anderem berichtet, daß über den vom König eigenhändig unterzeichneten Befehl, es sollte alle vier Wochen ein Professor nach dem andern in der Reihe herum öffentlich disputieren, sich jeder hinwegsetzte. Der Herr Präsident sagte: Es solle ein jeder zu Protokoll erklären, ob er dem Befehl nachkommen wollte oder nicht? Als es an den Professor Fleischer kam, erklärte er sich: Nein! ich gehorche dem Befehl nicht, es hat ihn ein Narr angegeben! und der Herr Präsident hörte das gelassen an. Weil niemand öffentlich sprechen wollte, mußte endlich Moser, um nicht als ein Lügner dazustehen, den Mund allein aufthun und vieles sagen, was mancher Kollege nicht gern hörte. Es kam zwar bald nachher ein neues „Reglement“, aber niemand kümmerte sich darum.

Unter solchen Umständen länger zu bleiben, war einem Manne wie Moser, der es mit seinem Berufe treu und ehrlich meinte, nicht wohl möglich, zumal als nun auch die Anklägereien und böswilligsten Verleumdungen wieder anfingen. Der König selbst kam nach Frankfurt; das war Mosern lieb, er trat dem bereits wider ihn eingenommenen Fürsten fest gegenüber. Als nach der Sitte damaliger Zeit auf Befehl des Königs der lustige Rat Morgenstern in einem besonderen Anzug im großen Hörsaale erschien, um eine Disputation „vernünftige Gedanken von der Narrheit“ zu halten, sollten die Professoren opponieren und Moser den Anfang machen. „Der König

(so heißt es in der Selbstbiographie) hielt im Auditorio in Gegenwart einer großen Menge Leute, vorher, ehe Morgenstern kam, einen langen überaus merkwürdigen Diskurs mit mir. Als ich ihm aber meinen Sinn in Ansehung des Opponierens zu erkennen gab, wurde er unwillig und meinte, es sei geistlicher Hochmut und Heuchelei, daß ich nicht opponieren wolle. Indessen wurde ich doch wirklich mit dem Opponieren verschont."

Moser hatte schon mehreremal um seinen Abschied gebeten, aber ihn nicht erhalten. Als er aber in einer Dissertation „über das Recht und die Art der Thronfolge" Kaiser Karls VI. pragmatische Sanktion verteidigte (der zufolge Maria Theresia ihrem Vater in der Regierung folgen sollte) und auch über eine genaue Abfassung derselben an den österreichischen Staatssekretär v. Bartenstein schrieb, ward solches vom preußischen Hofe übel vermerkt, und der König erteilte ihm den Abschied, unter ehrender Anerkennung seiner Treue und seines Wohlverhaltens.

Nun zog sich Moser mit seiner Familie in das stille Landstädtchen Ebersdorf im Voigtlande zurück, wo er acht Jahre, „die vergnügtesten und seligsten Stunden" in seinem Leben, verweilte und ganz der Wissenschaft sich widmete. Am meisten beschäftigte ihn sein Riesenwerk „über das deutsche Staatsrecht", nicht selten ward er aber auch von diesem und jenem Reichsfürsten bei wichtigen Staatsgeschäften verwendet, und war nach dem Tode Karls VI. zweimal bei der Kaiserwahl, indem man seinen Rat bei den Wahlkapitulationen benutzte. Auf diese unabhängige und doch geistig anregende Stellung — denn Moser stand mit namhaften Gelehrten in stetem Verkehr — folgte die Übernahme des Ministeriums (1747—1749) im Ländchen Hessen-Homburg; dann aber in Hanau die Gründung und Leitung einer Bildungsanstalt für künftige Staatsmänner, welche Stellung ihm sehr zusagte, da sein Wirken unbehindert und von sichtbarem Erfolg gekrönt war. Mitten in dieser Arbeit überraschte ihn die Anfrage, ob er nicht als Landschafts-Konsulent wieder in sein Vaterland zurückkehren wolle? Man muß das tief im schwäbischen Gemüt wurzelnde Heimatsgefühl, aber auch den Patriotismus des wackeren Moser in Anschlag bringen, um zu begreifen, daß er einem Rufe folgte, der ihn aus einer glänzenderen und angenehmeren Stellung wieder in eine ebenso verwickelte als undankbare Berufsthätigkeit führte. Wir lassen ihn selbst darüber sich äußern:

„Wenn ein Landschafts-Konsulent seinem Amt gewachsen ist, auch bei der Landschaft den nötigen Kredit hat, kann er in manchen Fällen mehr Gutes stiften und mehr Böses hindern als ein Wirklicher Geheimer Rat, ja als das ganze Geheime Rats-Kollegium, und der Hof selbst schreibt den Gang der landschaftlichen Sachen ordentlicherweise den Konsulenten zu. Indessen kam doch dieser Antrag in keine Vergleichung mit den Stellen, die ich ausgeschlagen hatte. Aber ich wußte, wo es meinem Vaterlande fehlte. Die Land- und Stadtökonomie, vornehmlich aber das Manufaktur-, Handlungs- und Polizeiwesen litten noch viele Verbesserungen, in deren Ermangelung das bare Geld stromweis zum Lande hinaus- und wenig hineinging, welches,

wenn kein Krieg in dasigen Gegenden geführt wird, notwendig eine allmähliche Verzehrung der Landeskräfte nach sich ziehen muß. Weil ich nun bei meinem Aufenthalt in Frankfurt a. d. O., Ebersdorf, Homburg und Hanau mancherlei Einsicht und Erfahrung hierin bekommen hatte, verhoffte ich, meinem Vaterlande hierin wichtige Dienste leisten zu können. Ich entschloß mich also, diese Bedienung anzunehmen, und, um zu zeigen, daß ich dabei nicht auf mein Privatinteresse sehe, gab ich auf Befragen: wieviel ich Besoldung verlangte? zur Antwort: was der Landschaft guter Wille sei. Die herzogliche Konfirmation erfolgte ohne Schwierigkeit, auch mit Vorbehalt meines Geheimenrats-Charakters; nur daß ich mich dessen nicht bedienen sollte, wenn ich als Konsulent bei Hofe oder in der Kanzlei erschiene. Gleichwie ich aber meine Ehre schon seit langen Jahren nicht mehr in Titel und Rang suche, sondern im Gegenteil öfters nur gar zu wenig daraus mache: also ließ ich auch meinen Geheimenrats-Charakter in Hanau zurück, und da ich mich nicht schämte, Landschafts-Konsulent zu *sein*, so schämte ich mich auch nicht, mich so nennen zu lassen."

Moser zog also im Oktober 1751 wieder nach Stuttgart. Anfangs ging alles gut, man war mit ihm wohl zufrieden und wunderte sich nur, daß er in so kurzer Zeit sich in die Landschaftsangelegenheiten hineinarbeiten und so richtig darüber urteilen konnte. Gern hätte er seine hanauische Akademie auch in Stuttgart fortgesetzt; die Regierung wollte es aber nicht leiden, aus Furcht, es möchte der Universität Tübingen ein Nachteil daraus erwachsen. Sodann machte er einen Entwurf zu einer „patriotischen Gesellschaft", welche, in verschiedene Klassen eingeteilt, sich mit Förderung und Verbesserung der württembergischen Staats-, Kirchen-, Gelehrten- und Naturgeschichte, mit der Ökonomie, dem Manufakturwesen, dem Handel und der Polizei beschäftigen sollte. Allein ein „sonst wackerer" Geheimer-Rat riet von dem Unternehmen ab, weil es sonst heißen würde, kaum sei Moser wieder ins Land gekommen, so wolle er auch schon reformieren.

Als er nun aber mit Ausrottung der vielen Mißbräuche in und außer der Landschaft Ernst machte, ging der Handel an; der landständische Ausschuß wollte aus seiner trägen Ruhe nicht aufgerüttelt werden und nannte Mosers Vorschläge „Chimären". Der Konsulent zeigte zwar, mit Hinweisung auf seine „Grundsätze einer vernünftigen Regierungskunst", die im auswärtigen Publikum die beste Aufnahme gefunden hatten, daß sämtliche Ratschläge sehr praktische Resultate bezweckten, indem sie darauf hinausliefen: 1) das Geld im Lande zu erhalten, 2) noch mehreres hereinzubringen, 3) das darin vorhandene in besseren Umlauf zu setzen, mithin des Landes innere Kräfte zu vermehren und den Unterthanen besseren Wohlstand zu verschaffen; — es half aber alles nichts, er fand überall den heftigsten Widerstand und konnte nicht durchdringen.

Der Herzog freute sich übrigens des Vorgehens seines Landschafts-Konsulenten und schrieb noch 1756 eigenhändig an ihn: „Wollte Gott, es dächte jeder so patriotisch wie der Herr Konsulent und Ich; es ginge gewiß Herrn

und Lande wohl." Mit des Herzogs Genehmigung ward denn doch manches durchgesetzt. Als aber der Landesherr Geld brauchte und oft widerrechtlich der Landschaft Steuern auflegte, begann Moser auch dem Landesherrn gegenüber die wohlbegründeten Rechte der Landschaft zu vertreten. Als dann vollends der Graf von Montmartin zum Kabinettsminister berufen ward, der den Herzog in seinem absoluten Wesen bestärkte und von der Landschaft aller Reichs- und Landesverfassung zuwider unbedingten Gehorsam forderte, konnten die Landschafts-Ausschüsse dazu nicht stillschweigen, und es entbrannte ein heftiger Streit zwischen der Regierung und den Ständen. Moser wollte die Rechte des Landes in seinem „landständischen Staatsrecht" auseinandersetzen; da erschien ein herzoglicher Adjutant und nahm ihm die Manuskripte weg. Endlich erhielt er sie wieder, aber mit dem Verbot, sie drucken zu lassen. Die herzoglichen Reskripte waren so bitter, daß ein anderer in Mosers Stelle geflohen oder von seinem Posten abgetreten wäre. Moser kannte die Gefahr, aber fürchtete sie nicht.

Am 12. Juli 1759 ward Moser vor den Herzog berufen. Er konnte sich wohl denken, was seiner wartete. Man ließ ihn lange im Vorzimmer stehen; er aber, stark im Glauben, daß die gerechte Sache auch Gottes Sache sei, sprach aus der Fülle seines Herzens zu dem anwesenden Geheimen Sekretär:

Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ,
Wo er ist,
Sich stets lassen schauen

Vom Herzog ward er sehr ungnädig mit folgender Erklärung empfangen: „Weil alle Meine bisher gegen ihn erlassenen Resolutionen nichts gefruchtet, sondern die Landschaft mit ihren respektswidrigen und ehrenrühigen Schriften noch immer fortfährt, so sehe ich Mich genötigt, Mich seiner als des Konzipisten Person zu versichern und ihn nach Hohentwiel zu schicken. Ich werde die Sache durch die allerschärfste Inquisition untersuchen lassen." Moser antwortete: „Euer Durchlaucht werden einen ehrlichen Mann finden."

Die Nachricht von seiner Verhaftung, aber auch von seinem standhaften Mut verbreitete sich durch das ganze Land. Der Herzog hatte für gut befunden, daß seine landesväterliche Handlung noch am selben Tage in der Stuttgarter Zeitung durch einen Artikel beschönigt wurde, worin der arme Moser aufs häßlichste „abgemalt" ward, und zu gleicher Zeit wurde auch sein zweiter, im herzoglich württembergischen Staatsdienste stehender Sohn ohne weiteres und ohne alles Verhör kassiert, ja er bekam nicht einmal die Erlaubnis, eine Oberforstmeisterstelle anzunehmen, welche ihm der Fürst von Ysenburg sogleich angetragen hatte. Drei Jahre lang war der jüngere Moser der Not preisgegeben, bis man ihm endlich erlaubte, außer Landes zu gehen. Der Vater aber wurde auf der hohen Bergfestung Hohentwiel*) in ein

*) Diese auf einem schroff abfallenden Basaltfelsen im Hegau, nahe bei dem badischen Landstädtchen Singen gelegene Festung galt für uneinnehmbar und kein Fran-

Zimmer eingesperrt, das er vier Jahre lang nicht verlassen durfte; er bekam weder eine Kirche noch einen Geistlichen zu sehen, durfte mit niemand sprechen, alles Schreibmaterial ward ihm entzogen, und nur Bibel und Gesangbuch nebst einem Predigtbuche ward ihm gelassen. Erst vier Jahre nach seiner Einkerkerung (1763) erhielt er die Freiheit, zuweilen mit einem Offizier auf der oberen Festung herumgehen zu dürfen. Er selber berichtet unter anderem über diese Zeit:

„Ich teilte meine Zeit so ein, daß ich sie abwechselnd mit Beten, Lesen des Alten und Neuen Testaments und der Gesänge zubrachte. Meine Frau (sie starb vor Gram noch vor Mosers Befreiung, ohne ihn auch nur einmal zu sehen) schickte mir eine kleine Schreibtafel, die mir aber der Kommandant ohne Stift einhändigte. Ich schrieb deshalb mit den Spitzen meiner Schuhschnallen und mit dem Stiel meines silbernen Löffels auf die Pergamentblätter, die jedoch wenig faßten, da die Schreibtafel klein war. Auf die an den Herzog gerichtete Bitte, die von mir in der Gefangenschaft gedichteten geistlichen Lieder ungehindert niederschreiben zu dürfen, erhielt ich keine Antwort. Nun begann ich, meine Sachen mit der Spitze der Lichtputze in die weiße Zimmerwand zu kratzen, welche nach und nach ganz überschrieben wurde. Ebenso schrieb ich mit dem nämlichen Werkzeug zwischen die gedruckten Linien meines aus Schreibpapier bestehenden Exemplars der Steinhoferschen Evangelien-Predigten. Gleichmäßig verfuhr ich mit meiner Halleschen Bibel."

„Nachdem zuerst meine Frau und dann auch meine Kinder an mich schreiben durften, gewährten mir die unbeschriebenen Stellen dieser Briefe, die übrigens der Kommandant möglichst beschnitt, neues Material, sowie jedes andere alte, wenn auch noch so schlechte Papier, das mir irgendwie zukam. — Die indessen stumpf gewordenen Instrumente, Lichtputze und Schere, wetzte ich auf dem eisernen Ofen und polierte sie an den aus Eichenholz gefertigten Stühlen meines Zimmers. Durch Wiederabschreiben der in die Wand gekratzten und durch Hinzufügung neuer Lieder, die also alle weiß auf weiß geschrieben waren, entstand eine so reiche Sammlung, daß später bei ihrer Herausgabe acht kleine Oktavbändchen und in der zweiten Auflage des Jahres 1766 zwei Oktavbände von 114 Druckbogen davon voll wurden. Außer diesen zahlreichen Liedern verfaßte ich auch eine Anzahl theologischer und publizistischer Abhandlungen (im ganzen 43) und bei stets unerschütterter Lebhaftigkeit des Geistes selbst einige humoristische und satirische Aufsätze. — Ich mußte in diesem Arrest von 1759 bis 1764 ausharren, ohne daß die mir vom Herzog drohend angekündigte Inquisition erfolgte, oder ich auch sonst nur zur Rede gestellt wurde. Meine Frau starb unter

zose wäre da hinaufgekommen, hätte sie nicht Oberst Wolf am 1. Mai 1800 feigerweise dem französischen General Vandamme übergeben, der die Feste zu einer Ruine machte. Wer den Rheinfall von Schaffhausen besucht, macht gern einen Abstecher auf die Ruine von Hohentwiel; sie bietet eine herrliche Umschau auf den Bodensee, die Alpen und den Schwarzwald.

der Zeit vor Gram.“ Vergeblich flehten Mosers Kinder des Herzogs Gnade an; vergeblich schritt die Landschaft mit ihren Bitten und Vorstellungen ein; vergeblich waren auch die Vorstellungen, die Friedrich der Große durch seinen Gesandten in Wien machen ließ. Moser erzählt: „Als endlich im Jahre 1763 der Hubertusburger Friede erfolgte und mein ältester Sohn wegen meiner Befreiung da und dort bittend auftrat, erklärte ihm seine königliche Majestät in Preußen, „„wie Höchstdieselben schon vorher, als sie von dem harten und unverdienten Schicksal und der noch fortdauernden Gefangenhaltung seines meritierten Vaters benachrichtigt worden, ihren Gesandten in Wien beauftragt hätten, durch die nachdrücklichsten Vorstellungen bei dem kaiserlichen Hofe darauf zu dringen, daß dem Herzog von Württemberg durch des Kaisers Majestät ernstliche Anmahnung geschehe, diesen alten würdigen und hartbedrängten Mann aus seinem Gefängnis loszulassen.““ Zugleich hatten königliche Majestät in Preußen ihren Gesandten instruiert, die Gesandten Englands und Dänemarks dahin zu vermögen, seine Vorstellungen durch gleiches angelegentliches Gesuch zu unterstützen ꝛc. Dennoch blieb alles beim alten, bis sich die Landschaft (da der Herzog in seinen Rechtsverletzungen fortfuhr) klagend an den Reichshofrat in Wien wendete (30. Juli 1764) und unter anderem erklärte, daß es bei den von bösen, Herrn und Land schädlichen ungetreuen Ratgebern erteilten violenten consiliis um weniger nicht als um gänzliche Zernichtung und Mundtotmachung derjenigen landständischen Mitglieder zu thun sei, welche für die Aufrechthaltung der landständischen Gerechtsame zu wachen mit schweren Eiden belegt seien.“ Darauf erging folgende Ordre des Herzogs von Württemberg an den Kommandanten von Hohentwiel:

„Dem Arrestanten und ehemaligen Landschafts-Konsulenten Moser zu eröffnen, wie Ich durch die vielfältige Fürbitte von den Seinigen und andern bewogen worden, den Entschluß zu fassen, denselben, ohnerachtet er sich durch seine manchen schweren Verbrechen einer schärferen Ahndung schuldig gemacht, seines bisherigen Arrestes zu entlassen, wann gedachter Moser sothane Entlassung als eine unverdiente Gnade erkennen, um solches nochmalen schriftlich unter Bereuung seiner großen Fehler und Vergehungen bitten, auch einen bereits im Jahre 1759 anerbotenen Revers ausstellen wird.“

Dazu konnte und mochte sich aber der ehrliche Moser nicht verstehen. In seinem Antwortschreiben sagte er: „Ew. Herzogliche Durchlaucht haben bei meiner Arretierung mir nichts anderes schuld gegeben, als daß ich der Verfasser der mißfälligen landschaftlichen Schriften sein solle. Darauf habe ich aber den 15. Juli 1759 von hier aus gründlich geantwortet. Da ferner auch in Dero jüngster Ordre nicht die geringste Spur ist, in was meine schweren Verbrechen bestehen sollen, so wollen Ew. Herzogliche Durchlaucht mir nicht in Ungnaden vermerken, daß ich, als ein mit Ehren in der Welt bekannter, seit 44 Jahren um Dero Herzogl. Haus und Land auf vielerlei Weise wohlverdienter und nun auf der Grube gehender Mann, mich nicht

zu entschließen vermag, meine Freiheit mit dem Verlust meiner wohl und sauer erworbenen Ehre zu erkaufen."

Mittlerweile war den 6. September 1764 ein Beschluß des Reichshofrats erfolgt, kraft dessen kaiserliche Majestät dem Herzog unter anderem eröffneten: „Den Konsulenten Moser seiner fünfjährigen gefänglichen Haft gegen hinlängliche Kaution unverzüglich zu entlassen." Infolge dessen wurde ein Regierungsrat nach Hohentwiel geschickt, den Verhafteten über alle die Punkte zu vernehmen, deren Hauptinhalt auf Mißverständnissen und böswilligen Verleumdungen beruhte. Moser wies ebenso fest als freimütig den Ungrund der Beschuldigungen nach, und so folgte denn endlich am 25. September 1764 seine Freilassung, jedoch nicht ohne Ausstellung eines Kautionsscheines, der also lautete:

„Ich gelobe an Eides statt, daß nach meiner Entlassung wegen all derjenigen Sachen, um welcherwillen ich bisher in Gewahrsam gewesen, ich mich allezeit und auf jedesmaliges Verlangen zu weiterer Untersuchung und Erörterung in reichs- und landesverfassungsmäßiger Ordnung vor dem herzogl. württembergisch landesherrlichen Forum gehörig stellen und sofort dem endlichen rechtlichen Erkenntnis geziemend unterwerfen soll und will."

Als dann Moser wenige Wochen später bei dem Herzog um Wiederherstellung des Vergangenen einkam, so erhielt er zwar eine mürrische ungnädige Antwort, doch auch zugleich das thatsächliche Bekenntnis, daß ihm, dem völlig Reinen, durchaus Unrecht geschehen sei. Es wurde ihm nun kein Verbrechen mehr schuld gegeben, sondern nur geäußert, daß sein Arrest aus „erheblichen, wichtigen", namentlich politischen Gründen verhängt worden sei. Den von ihm ausgestellten Kautionsschein erhielt er wieder zurück, und der Verfolgte ließ es dabei bewenden. Hatte er doch die Genugthuung, daß alle Biedermänner ihm ihre lebhafte Teilnahme bezeigten, als er von Hohentwiel zurückkehrte; sogar die Schweizerstädte Schaffhausen, Zürich, Bern hatten während seiner Gefangenschaft in den Kirchen öffentlich für ihn beten lassen. Nun liefen aus Norden und Süden die ehrenvollsten Beglückwünschungsschreiben ein, unter denen eins von der Judenschaft zu Frankfurt, eins von dem dänischen Staatsminister v. Bernstorff in seinem und des Königs Namen. „Der Allerhöchste sei gelobt," heißt es darin, „der Ihnen Kraft verliehen, große und langwierige Leiden unerschrocken und ohne Verletzung Ihrer Pflichten zu ertragen, und der, nachdem er Sie zu einem nicht nur in jetzigen Zeiten, sondern auch bei der Nachkommenschaft aller Ehren würdigen Märtyrer einer guten und gerechten Sache gemacht, Ihnen auch nun mächtig herausgeholfen hat. Er wolle Sie schon in diesem Leben für diese Ihrem Vaterlande erwiesene Treue belohnen, und Sie Ihrem würdigen Herrn Sohne*) und ganzer Familie zum großen und immerwährenden Segen setzen."

---

*) Friedrich Karl v. Moser, geb. zu Stuttgart 1723, gest. zu Ludwigsburg 1798, Reichshofrat in Wien, dann hessen-darmstädtischer Hofrat, ausgezeichnet als Staatsrecht-

Obwohl auch von der Regierung als Landschafts-Konsulent wieder anerkannt, zog sich Moser doch nun von den öffentlichen Angelegenheiten zurück, und im Jahre 1770, da sich der Herzog und die Stände im sogenannten „Erbvergleich" aussöhnten, wurde er aus den „landschaftlichen Konsulentenpflichten und Diensten unter Beibehaltung einer jährlichen Pension von 1500 Gulden" entlassen. Den Rest des vielbewegten Lebens widmete der stets rüstige und thätige Greis seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Zwanzig Jahre nach seiner Befreiung starb er am 30. September 1785, in einem Alter von 84 Jahren. Als biederer Deutscher hatte er treulich gehalten, was er seinem Herzog versprochen hatte, nämlich das Vergangene zu vergessen. In seiner Selbstbiographie erzählt er ganz treuherzig: „Des Herrn Herzogs Durchlaucht haben seit meiner Entlassung mich von neuem genauer kennen lernen und mir erlauben lassen, mir eine Gnade auszubitten. Als ich Ihnen persönlich aufwartete, äußerten Sie sich gnädig gegen mich, daß Sie nun wüßten, daß ich ein ehrlicher Mann, guter Patriot und getreuer Unterthan sei und könnte mich auf Ihre Protektion verlassen. Sie gedachten ferner in den erlassenen Dekreten meiner in den rühmlichsten Ausdrücken, haben auch eben dieses nachher in den gnädigen Handschreiben und sonst bezeuget, und mich zur herzoglichen Tafel gezogen."

Als ihn bald nach seiner Befreiung aus dem Kerker der Herzog um Rat gefragt hatte, über die Beilegung des Zwistes mit den Ständen, antwortete der in seinem Freimut und seiner Aufrichtigkeit unveränderliche Greis unter anderem:

„Der einzige Weg, wodurch Herzogliche Durchlaucht wieder zu einer ungestörten Gemütsruhe, angenehmen Regierung, Liebe im Lande und einem Ruhm und Glanz (welcher sich auf keine andere Weise jemals erlangen läßt) in der ganzen Welt gelangen können, ist das, wenn Ew. Herzogliche Durchlaucht sich gern entschließen können, wollen und werden: 1) Württemberg auf württembergisch und zwar gelinde zu regieren; 2) sich dabei geschickter und ehrlicher Minister zu bedienen und selbige etwas bei sich gelten zu lassen; sodann 3) deren Hof-Ökonomie und Kamerale auf einen ganz anderen Fuß zu setzen." —

„Daß ferner Ew. Herzoglichen Durchlaucht bisherige Ratgeber Projekte und Grundsätze gehegt, die sie nimmermehr durchsetzen können und werden, auch der erste Minister (Graf Montmartin) unverzeihliche Staatsfehler gemacht habe, ist leicht zu erweisen. Es würde zwar sehr schwer halten, daß Ew. Herzogliche Durchlaucht auswärts her tüchtige Leute bekäme, denn das, was fast allen Geheimräten, mir, meinem Sohn und noch mehreren widerfahren ist, schreckt sicherlich einen jeden, der sonst Brot in der Welt finden kann, sich in solche Umstände zu begeben."

---

licher Schriftsteller und ebenso durch seinen patriotischen Freimut. Unter seinen Schriften: „Patriotische Gedanken von der Staatsfreigeisterei (1755), Sammlung moralischer und politischer Schriften (1763—1764), Reliquien (1767), Patriotisches Archiv (1784)." Von Kaiser Joseph II. ward er in den Freiherrnstand erhoben.

— „Und so dürfen Ew. Herzogliche Durchlaucht auch ganz gewiß glauben, sie treiben es mit den jetzigen Hof- und anderen Ausgaben nicht hinaus, sondern werden, wenn Herzogliche Durchlaucht Sich nicht bald Selbst und freiwillig entschließen, Sich in die Notwendigkeit gesetzt sehen, Dinge geschehen zu lassen, die höchst unangenehm fallen müssen."

— „Habe ich hier nicht nach Passionen geraten, so ist es doch zu Deren wahrem, zeitlichem und ewigem Glück und Ruhm auf das getreueste geschehen. Und wenn auch Ew. Herzogliche Durchlaucht diesen Vorschlägen noch zur Zeit gar kein gnädiges Gehör verleihen wollen, so werden Sie doch bei Sich selbst empfinden und nicht widersprechen können, daß die zärtlichste Devotion und eine unter den mir begegneten Umständen seltene Treue und Unempfindlichkeit über das Vergangene in diesem ganzen Schreiben die Feder geführt habe."

Ein solcher Freimut, eine solche Tapferkeit des Herzens ist um so bewunderungswerter, wenn man erwägt, was alles vorhergegangen war, um den Mann mürbe und kleinlaut zu machen.

In allen Bedrängnissen ließ sich Moser nie die innere Heiterkeit der Seele trüben, und jene Zufriedenheit, die aus dem Bewußtsein treu erfüllter Pflicht entspringt, war sein schönster Lohn. Er konnte aber auch von sich bekennen: „In meinen Ämtern und Schriften bin ich nie Parteigänger gewesen und habe mein Lebtag nie den Grundsatz angenommen: „Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe." Recht ist bei mir Recht und Unrecht ist Unrecht, es mag meine Herren, meine Prinzipale oder sonst jemanden treffen, wen es will; daher ich mich auch in meinen Diensten weder durch Versprechungen habe bewegen, noch durch Befehle nötigen oder durch Drohungen schrecken lassen, etwas zu verteidigen, so ich für ungerecht und übertrieben halte." Kurz vor seinem Tode hat ihm noch sein ältester Sohn in dem genannten Patriotischen Archiv IV, 549 ein schönes Lob gespendet, das ebenso den Vater wie den Sohn ehrt. Er preist es als sein größtes Glück, einen Vater zu haben, der im vollsten Sinne des Wortes den Ehrentitel eines „Patrioten" verdiente. „Denn wer mehr kann sich unter unseren Zeitgenossen so nennen lassen als er, der länger denn ein gewöhnliches Menschenalter mit Lehren und Schriften, mit Thaten und Handlungen für die Rechte, Gesetze und Freiheiten unseres allgemeinen und seines besonderen Vaterlandes gearbeitet, gewirkt, gestritten und gelitten, in mehr denn einem Kampfe den Bekennerlohn der Wahrheit, den patriotischen Märtyrerkranz errungen, und selbst am Ziele seiner ehrenvollen Laufbahn seinen Prophetenmund noch aufthat, um in seinen Werken, den Früchten fünfzigjähriger Erfahrung, unsern Nachkommen Zeugnis und Weissagung zu hinterlassen: wer wir waren? was wir sind? und was Deutschland nach uns zu werden beginne? Zu groß, um eines andern Sklave, zu gerecht, um blinder Anhänger und Anbeter einer Partei zu sein, leiteten ihn in seinen Lehren und Ratschlägen nur das Gesetz und der große Gedanke der allgemeinen Wohlfahrt. Ich hatte das Glück, in meinem Vater zugleich meinen Freund und Führer zu haben,

von ihm selbst geleitet und von früher Jugend an in die Grundsätze der Rechtschaffenheit, in die Geheimnisse des wahren Patriotismus eingeweiht zu sein."

Was uns in dem Charakter Mosers so sehr anspricht, ist vor allem seine Ehrlichkeit, in der er nicht wankte von der Kindheit bis zum Grabe; sein Schicksal, jedes von ihm hinterlassene Wort, sein ganzes Leben ist dessen Zeuge. Schon dem Jünglinge wurde in Wien vorausgesagt, daß er schwerlich hohe Stellungen erreichen werde, weil er allzu ehrlich sei. Der „ehrliche alte Moser" blieb eine stehende Bezeichnung. Ohne allen Stolz konnte er von dem, was das Element seines Wesens war, sprechen: „Wie es oft Familien-Charaktere giebt, so ist die Ehrlichkeit der Charakter meiner Familie. Dafür passiert mein seliger Herr Vater bei jedermann; diesen Charakter habe ich und meine Brüder jederzeit beständig behauptet, und in diesen Fußstapfen wandeln gottlob! meine lieben Söhne auch."

Ein zweiter Charakterzug war seine Herzenseinfalt; er, der die Schliche und das Parteigetriebe in hohen und niederen Ständen erfahren, der von den Menschen soviel Ungemach erlitten hatte, blieb dennoch stets harmlos, unbefangen, offenherzig wie ein Kind. Und daß solches nicht aus Schwäche geschah, beweist seine felsenfeste Standhaftigkeit, mit der er das Recht behauptete.

Ein dritter Grundzug seines Wesens war seine Frömmigkeit. Es bleibt immerhin merkwürdig, daß er erst in seinem 30. Jahre und ganz aus freien Stücken, nachdem er zuvor kein besonderes religiöses Bedürfnis gefühlt hatte, der entschiedensten pietistischen Richtung sich zuwandte, in Schrift und That sich an die Spitze eines überkirchlichen Vereins stellte. An einem Sonntag geschah seine Bekehrung infolge eines himmlischen Gesichts. Er hatte den Seinen das Evangelium vom barmherzigen Samariter erklärt und sich dann im Gebet mit dem Gesicht zu Boden geworfen. Plötzlich war es ihm, als stände er vor dem Gericht Gottes, und daß er nun bekannte, wie er ohne sein Verdienst, nur um Jesu Christi willen Vergebung seiner Sünden erlangen könne. Da trat Jesus aus dem Hintergrund hervor, bat für ihn um Gnade, und sie wurde ihm gewährt. Sogleich rief er seine Hausgenossen zusammen und erzählte ihnen froherregt, was soeben mit ihm geschehen sei. In seiner Familie herrschte fortan ein streng frommer Ton; auch wurde er, wozu er gar keine Anlage zu haben schien, einer der fruchtbarsten geistlichen Dichter.

Seine äußere Erscheinung war stets reinlich, fast zierlich in Kleidung und allen Gewohnheiten, dem jüngeren Geschlecht ein Bild der guten, alten Zeit. Nie war er mürrisch, kopfhängerisch, splitterrichtend; sein Christenglaube, der ihn mit seinem Gott versöhnt hatte, versöhnte ihn auch mit den Menschen, daß er jeden gern anerkannte und jedermann das Seine ließ. Und in diesem praktischen Verhalten bewährte sich's, daß sein Christentum, wenn auch manches Überschwengliche und Schwärmerische (wie später bei Jung Stilling) mit unterlief, doch auf einer gesunden sittlichen Grundlage ruhte.

Er war durchaus nicht nervös oder schwächlich, konnte er doch noch in seinem 76. Jahre Kalbsknochen mit seinen Zähnen zermalmen, sogar Tische, ohne Beihilfe der Hände, mit den bloßen Zähnen in dem Munde herumtragen und dergestalt den Anwesenden Kaffee präsentieren. Sein Gesicht war so gut, daß er den zartesten Druck „bei geringem Mondenschein", wie er selber berichtet, lesen und ohne Beschwerde den ganzen Tag hindurch schreiben konnte.

Justus Möser*).

Mösers Familie stammt aus der Kurmark; der Großvater, zu Hamburg geboren, ward 1683 Prediger in Osnabrück und wirkte daselbst ebenso kräftig als gewandt in seinen Verhältnissen zu Magistrat, Bürgerschaft und Katholiken; der Vater, Direktor der osnabrückischen Justizkanzlei, war ein ernster, geschickter und thätiger Geschäftsmann, allgemein geachtet. Die Mutter, mehr reizbaren Temperaments und mit vorherrschender Phantasie begabt, gehörte zu den guten westfälischen Hausfrauen, welche ein wohleingerichtetes Hauswesen für den Hauptzweck ihres Lebens halten; sie unterließ aber auch nicht, indem sie ihre beiden Söhne in guter häuslicher Zucht erzog, selbige früh zur französischen Sprache anzuhalten, die sie sehr liebte. Durch die Lektüre französischer Schriften erwarb sich Justus früh eine gewisse Bildung des Geschmacks, die ihn fern hielt von der pedantischen Form damaliger Gelehrsamkeit; die Romane von Marivaux, voll treffender Menschenkenntnis und biegsamer Philosophie des Lebens, mögen nicht geringen Einfluß geübt haben auf die Entwickelung des Sinnes für feinere Weltbildung, die nicht aus Büchern, sondern im Umgange mit den Menschen gewonnen wird. Es mochte bei Möser dasselbe Verhältnis der Eltern stattfinden, was Goethe in dem bekannten Verschen ausgesprochen:

Vom Vater hab' ich die Natur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.

Ein biographisches Fragment, worin Möser mit der ihm eigenen Laune einige Züge aus seiner Knabenzeit mitteilt, indem er einen andern von sich reden läßt, lautet also:

„Wenn ich meinen Möser zu bitten pflegte, daß er mir einige Um-

---

*) Justus Mösers sämtliche Werke, 10. Teil mit der Biographie von Fr. Nicolai. Patriotische Phantasieen von Justus Möser. Erster Teil (Berlin 1842), mit der Einleitung von B. R. Abeken „zur Charakteristik Mösers". Berliner Monatsschrift 1794, Mai (Dr. Kleukers Nachricht von Mösers Tode). Goethe in Wahrheit und Dichtung. 3. Bd.

stände seines Lebens, um sie zu seinem Andenken aufzuschreiben, mitteilen möchte: so verwies er auf seines Vaters, des um sein Vaterland wohlverdienten Kanzleidirektors und Konsistorialpräsidenten, Johann Zacharias Möser, große Bibel, worin derselbe eigenhändig beurkundet hätte: daß ihm den 14. Dezember 1720 ein Söhnlein geboren, welches in der Taufe den Namen Justus empfangen habe; und wenn ich ihn um die Art seiner Erziehung befragte, antwortete er insgemein, daß er sie so gut und nicht besser als andere seinesgleichen empfangen hätte. Sein Fleiß verdiente keinen besonderen Ruhm; er hätte vieles geschwinder als andere gelernt, und das wenige, was er gewußt, glücklicher gebraucht als andere; übrigens glaube er, daß seine beiden Freunde von der ersten Kindheit an, der nachherige helmstädtische Professor Lodtmann und der Superintendent Bertling, weit mehreren Fleiß angewendet hätten. Er wäre der Liebling seiner Mutter und ihr guter Junge in der Haushaltung gewesen, der in der Obstlese lieber auf einem Baume, als hinter einem Buche gesessen hätte. Das Merkwürdigste, was ihm in seinen jüngeren Jahren begegnet wäre, bestände darin, daß er, als er kaum das 15. Jahr erreicht gehabt, aus seines Vaters Geldschranke eine Kleinigkeit*) entwandt und, als sein Informator solches gemerkt und seinem Vater hinterbracht, die Flucht genommen hätte, da er sich dann zum Thor hinausgemacht und in Gesellschaft einiger preußischer Ausreißer, worauf er von ungefähr gestoßen wäre, die Stadt Münster erreicht hätte. Hier wäre er, weil er kein Geld bei sich gehabt, einen ganzen Tag die Gassen auf- und niedergegangen. Hundertmal hätte er sich gegen eine Thür gewandt und ein Almosen bitten wollen; allein, wenn er den Mund aufgethan, wäre ihm die Stimme vergangen, bis ihn endlich der Hunger überwältigt und gezwungen hätte, eine Bitte zu wagen; worauf ihm ein Mann sechs Pfennige gegeben hätte**). Damit wäre er in voller Freude zum Bäcker und mit dem Brote zum Thore, wo er hineingekommen, hinausgelaufen, wo er sich, ohne zu wissen, was er thun wollen, auf einen Stein niedergesetzt und sein Brot verzehrt hätte." — Soweit ging seine Erzählung von seinen Schuljahren; dem ich jedoch nach dem Berichte von andern hinzusetzen muß, daß er zwar flüchtig, schalkhaft und wild, jedoch alles mit guter Art und bei einem jeden beliebt gewesen, auch nach der Schule und von seinen Lehrern als ein feuriger Kopf und besonders als ein trefflicher Redner bewundert worden, der Stoff genug zu finden gewußt, um eine Deklamation von zwei Stunden zu

*) Sein Vater hatte ein Haus in Iburg; dahin ging er, um sich einige Wäsche zu holen, denn er war willens, nach Amsterdam und von da nach Ostindien zu gehen. Die Magd im Hause merkte etwas, gab Nachricht, und so kam die Mutter ihn abzuholen, ging auch gleich mit ihm in die Kirche, damit niemand die wahren Umstände merken sollte.

**) Es war ein Domherr. Möser hatte noch einen Tressenhut auf; an dem mochte der Domherr merken, daß es nicht ein gemeiner Knabe war, und sagte ihm daher ernstlich, er möchte wieder nach Hause gehn.

halten. Hierin hätte er alle von seinem Alter übertroffen. In seinem zwölften Jahre hätte er und vorgedachte seine beiden Freunde mit andern eine gelehrte Gesellschaft errichtet, worin sie sich einer eigenen von ihnen erfundenen Sprache bedient. Sie hätten zu dieser Sprache ihre besondere Grammatik gemacht; Bertling hätte das Wörterbuch geschrieben, er aber die gelehrte Zeitung in dieser Sprache und die Kalender verfertigt und das Siegel der Gesellschaft gestochen. Sie hätten sich zusammen so dieser Thorheit überlassen, daß die Lehrer sie mit allen Schlägen nicht davon zurückbringen können."

Wir sehen in dieser kleinen biographischen Skizze bereits die lebhafte strebsame Natur des angehenden Jünglings, der übrigens mit jedem Jahre sicherer auf der Bahn seiner Bildung fortschritt. Das Haus des Vaters, der als Vorstand eines bedeutenden Gerichtshofes mit den verschiedensten Personen und Verhältnissen des Landes in Berührung kam, war vorzüglich geeignet, den Sohn schon früh auf ernste, vaterländische Interessen hinzuweisen. Aber schon die Gegend und das Ländchen an sich forderte dazu auf. In dem Hochstift Osnabrück, diesem kleinen geistlichen Staate, waren alle Gegensätze und Eigentümlichkeiten deutschen Lebens sozusagen auf einen Punkt zusammengedrängt und berührten sich wegen dieser Nähe um so schroffer. Die protestantische Ritterschaft stand in gespanntem Verhältnis zu dem katholischen Domkapitel und dem katholischen Bischof, die weltliche und geistliche Aristokratie trat wiederum schroff gegen den vielfach bedrückten Bauernstand auf; das weltliche Regiment war teils in geistlichen Händen, das Haus Hannover in Begriff die unbeschränkte Gewalt an sich zu bringen, trotz Kaiser und Reich, und dabei doch in die Notwendigkeit versetzt, die alten Gerechtsame und echt germanischen Sitten dieses Westfalens zu schonen: das gab so viel Reibungen, die notwendig den Blick für das historische Recht schärfen mußten. Und an historischen Erinnerungen, die bis zu Karl dem Großen reichten, war ja Westfalen so reich! Ungeheuere Steine, in Massen kreisförmig aneinander gereiht oder quer übereinander getürmt, Opferstätten und Gräber der alten Sachsen, die Burg Wittekinds, noch durch ihre Gräben angedeutet — und das Siegesfeld des großen Karl; nahe bei Osnabrück das alte Kloster Iburg, an Bischof Benno, den Freund des unglücklichen Kaiser Heinrich erinnernd; — eine anmutige Gegend, von einem Flüßchen durchschlängelt, kein reiches Kornland zwar, doch fruchtbar mit angenehmer Abwechselung von Wald, Wiese und Heide; der Landmann nach altgermanischer Weise inmitten seines Grundstückes wohnend, das den Eichenkamp zur Grenze hat, und noch die alte niederdeutsche Sprache redend; ein Volk das zäh an alten Überlieferungen hängt und auf seine Sitte stolz ist; — die Stadt Osnabrück, in deren Einwohnern ein durch Wohlstand und Gemeingeist genährter Charakter sich erhalten hat, der Dom, Karls des Großen Stiftung, die Domschule, von demselben Kaiser gegründet, ansehnliche Kirchen und Klöster aus ältester Zeit, das Rathaus, in welchem der Friede geschlossen ward, der den für Deutschland so verhängnisvollen dreißigjährigen Krieg

beendete: dies alles mußte mächtig auf das Gemüt des jungen Möser einwirken und seinen historischen Sinn, seine Richtung auf das Positive entwickeln und fördern. Dazu kam, daß die Abhängigkeit von dem in England regierenden Braunschweig-Lüneburger Hause auch den Blick früh auf England lenkte, zum Studium der englischen Sprache veranlaßte und somit auch zur Berührung mit englischem Geiste führte.

Um die Rechtswissenschaft zu studieren, bezog Möser in den Jahren 1740—1742 die Universitäten Jena und Göttingen. Sein auf das Leben selber gestellter Sinn konnte mit bloßer Gelehrsamkeit nicht befriedigt werden, zumal in ihrer damaligen höchst pedantischen Form, welche auf einheimische gegenwärtige Verhältnisse gar keine Rücksicht nahm, und in ihrem ebenso erstarrten Geiste, dem in den Formeln der Schule das Leben erstarrte und die Wirklichkeit abhanden kam. Möser war stets tolerant gegen verschiedene Lehrmeinungen; aber er konnte sich nicht des Lächelns enthalten über den Wahn derer, welche glaubten, mit Theorieen das Leben regieren zu können.

Als er von der Universität zurückkehrte, ließ er sich unter die Zahl der Advokaten aufnehmen; aus den Advokaten wurden damals alle Beamten und Richter gewählt, und bei der Verfassung der Gerichte und der Unwissenheit der höheren Stände war ein guter Advokat ein Mann von der höchsten Bedeutung. Bald machte sich der junge Mann durch sein Talent wie durch seine Redlichkeit bemerklich. Er allein wagte es, gegen den damaligen Statthalter, einen stolzen, herrschsüchtigen Geistlichen, das Wort zu nehmen, und so oft sich die Gelegenheit bot, das Recht der Unterdrückten dem Dompropst gegenüber vor Gericht zu verteidigen. Die Ritterschaft erwählte ihn zu ihrem Syndikus, die ganze Bürgerschaft setzte ihr unbedingtes Vertrauen auf Möser, und es war kein erheblicher Rechtsstreit, an welchem er nicht als Rat und Helfer sich beteiligen mußte. Darum ward ihm (schon 1747) die Stelle des advocatus patriae übertragen, in welcher Eigenschaft er alle Rechtsfragen zu behandeln hatte, welche das ganze Land betrafen.

Während Möser zum Richteramt sich durchaus nicht hingezogen fühlte, da es ihm schwer ward, einer Partei entschieden Recht, einer andern entschieden Unrecht zu geben, war er mit Leib und Seele Advokat, der am liebsten das Recht auf beiden Seiten ausglich. Nicht daß er es hätte mit zwei feindlichen Parteien zugleich halten wollen; aber sein scharfer Verstand, seine Allseitigkeit und sein zarter Rechtssinn ließen ihn das Rechte auf jeder Seite unparteiisch abwägen, und dieser Gerechtigkeit willen ward er auch von katholischer Seite mit allem Vertrauen anerkannt. Auch in Mösers Schriften kehrt dieser Zug des Abwägens der Gründe auf der einen und der andern Seite immer wieder, und selbiger war eng verbunden mit seinem Grundsatz der Anerkennung dessen, was thatsächlich bestand.

Der siebenjährige Krieg brachte das Hochstift Münster in eine kritische Lage. Im Sommer 1757 rückte eine französische Armee ins Land und forderte in „freundschaftlicher“ Stellung die größten Lieferungen; dann, als die Franzosen (zufolge der Konvention von Kloster Seven) den alliierten Truppen

Platz machten, legten diese wiederum „als Freunde“ Kontributionen aller Art den Bewohnern auf. Möser als Landesadvokat übernahm die Vermittelung zwischen Militär und Bürgerschaft, und seiner weisen und redlichen Thätigkeit gelang es, dem hartbedrängten Vaterlande bei der Erhebung der Steuern große Summen zu ersparen. Sein guter Humor kam seiner Gewandtheit zu Hilfe. Als er zwei Tage vor dem Geburtstage des Oberfeldherrn, Herzogs Ferdinand von Braunschweig, im Hauptquartiere zu Marburg ankam, schrieb er in wenig Stunden ein feines Kompliment an den großen Feldherrn und schickte es noch am selben Tage in die Druckerei. Es erschien noch zu rechter Zeit unter dem Titel „das Schreiben Joseph Patridgen, Generalentrepreneurs der Winterlustbarkeiten bei der hohen alliierten Armee“ und fand die beste Aufnahme.

Am Ende des siebenjährigen Krieges ward Möser im Auftrag der Stände nach London geschickt, um mit den englischen Kommissarien wegen der Lieferungen an die von England besoldete alliierte Armee zu liquidieren und deren Bezahlung zu betreiben. Die Geschäfte nötigten ihn, acht Monate in London zu verweilen, und diesen Aufenthalt benutzte der stets bildungslustige Mann nach Kräften, die politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen und Eigentümlichkeiten der Engländer gründlich kennen zu lernen. Er verkehrte in ungezwungenster Weise mit Personen aus den höchsten wie aus den niedersten Ständen, mit Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern. Des berühmten Maler Hogarth und des Komikers Schutter geschieht in den patriotischen Phantasieen Erwähnung. In Gesellschaft des letzteren verkleidete er sich als Bettler, stieg mit demselben in einen Keller hinab, um eine Anschauung vom high life below stairs*) zu erhalten. „Die Magd, welche uns empfing,“ erzählt Möser, „setzte geschwind die Leiter an, worauf wir hinunterstiegen, und zog solche sogleich wieder herauf, damit wir ohne Bezahlung nicht entlaufen möchten. Im Keller fanden wir zehn saubere Tische, woran Messer und Gabeln in langen Ketten hingen. Man setzte uns eine gute Rindfleischsuppe, etwa vier Lot Rindfleisch mit Senf, einen Erbsenpudding mit etwa sechs Lot Speck, zwei Stück gutes Brot und zwei Gläser Bier vor; und vor der Mahlzeit forderte die Wäscherin unser Hemd, um es während derselben zu waschen und zu trocknen, alles für 2½ Pence oder 16 Pfennige unserer Münze, mit Einschluß der Wäsche**).“

Als der Bischof und Kurfürst Clemens August 1761 gestorben war, mußte, einer Bestimmung im westfälischen Frieden gemäß, ein protestantischer Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg der Nachfolger werden. Erst 1763 kam dieser sehr streitige Punkt zur Entscheidung, da die Wahl auf den neugeborenen Herzog Friedrich von York fiel, und Möser, der fortan alle Regierungssachen den Geheimen Räten vorzutragen hatte, wurde damit (wenn auch nicht dem Namen, wohl aber der That nach) der erste Ratgeber des

*) Das hohe Leben in den „Kellerzimmern“ (treppunter).

**) „Das Glück der Bettler“ in den Patr. Phantas. Teil I. Nr. 10.

Regenten. Diese Stellung war freilich höchst schwierig, denn es galt zugleich dem Landesherrn, den der König von England vertrat, und den Ständen zu dienen, also oft ganz entgegengesetzte Interessen zu berücksichtigen und dabei auch das Wohl des Volkes, das in Möser den aufrichtigsten Fürsprecher hatte, nie zu verkürzen. Der seiner Stellung gewachsene Mann besiegte aber alle Schwierigkeiten —

Klug und thätig und fest, bekannt mit allem, nach oben
Und nach unten gewandt, war er Minister und blieb's —

und als er sein fünfzigjähriges Jubiläum feierte, die osnabrückische Ritterschaft ihren Dank auf wahrhaft großartige Weise ihrem Syndikus abstattete, konnte Möser an Nicolai das schöne Wort schreiben: „Ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich in den fünfzig Jahren vieles erfreut, wenig betrübt und nichts gekränkt hat, ungeachtet ich in besonderen Verhältnissen stehe, indem ich Herren und Ständen zugleich diene, für diese die Beschwerden und für jene die darauf zu erteilenden Resolutionen gebe, et sic vice versa." Von der Klugheit, die er anwenden mußte, ist in der Vorrede zum dritten Teil der patriotischen Phantasieen die Rede, wo es heißt: „Oft nahm ich denjenigen, die sich in ihre eigenen Gründe verliebt hatten und sich bloß diesen zu Gefallen einer neuen Einrichtung widersetzten, die Worte aus dem Munde und trug ihre Meinung noch besser vor, als sie solche vorgetragen haben würden; wo sie sich denn entweder mit der ihnen erzeigten Aufmerksamkeit beruhigten, oder etwas von der Liebe zu ihren Meinungen verloren, deren Eigentum ihnen auf diese Weise zweifelhaft gemacht worden war." Wenn auch dieses zunächst für die Abhandlungen in den öffentlichen Blättern gesagt ist, die von Möser herrührten, so hat er doch damit eine bedeutende Seite seines Wirkens angedeutet. Denn er verfuhr ganz so in den ständischen Verhandlungen; wenn etwa einige Mitglieder der Ritterschaft allzuhitzig nur ihrem Vorurteil oder Privatnutzen das Wort redeten, hörte der Syndikus ihnen gelassen zu, faßte dann aber sein Gutachten oder seinen Beschluß so ab, daß er, ausdrücklich diese oder jene Meinung mit einflechtend, doch in Wahrheit etwas Besseres und Vernünftigeres vortrug. So ward viel unnützes Wortgefecht vermieden, wobei nur die Leidenschaften aufgeregt werden.

Auch mit der Geistlichkeit wußte sich Möser gut zu vertragen; wenn er auch mit der starren Dogmatik der damaligen Gottesgelehrten sich nicht in Übereinstimmung fühlte, so gewann er doch auch der dogmatischen Seite der Religion den Gesichtspunkt ab, von welchem er das Positive der geoffenbarten Religion in seiner großen Wichtigkeit für das sittliche Leben der Menschheit erkannte. Er sprach das tiefsinnige Wort: „Die Religion ist eine Politik, aber die Politik Gottes in seinem Reiche unter den Menschen." Darum drang er aber auch darauf, daß sie nicht bei der abstrakten Lehre stehen bleiben, sondern in Sitte und Gewohnheit des Volkes eindringen, durch das Selbstgefühl des Bürgers gestützt werden sollte, — darum hielt er soviel auf die Anregung der Ehre als moralisches Hilfsmittel. Als

echter Staatsmann hatte er die sittliche Bildung des Volkes stets im Hintergrunde, und die Hebung der materiellen Mittel betrachtete er nur als Mittel zum Zweck.

C. Stüve in seiner Geschichte der Stadt Osnabrück sagt von ihm: „Seit 1764 war Justus Möser das eigentliche Haupt der Verwaltung, und sein klarer Geist wußte die Bedürfnisse und die Mittel so hervorzuheben, daß auch die Stadt Osnabrück, auf die er unmittelbar wirkte, die Frucht nicht entbehrte. Er wußte die Streitsucht der Behörden zu unterdrücken; der Prozeß über den Zuchthausbau wurde verglichen. Dann erweckte er den Sinn für Beförderung des Gewerbfleißes, eines größeren Handels; die grundlos verdorbenen Wege wurden hergestellt, das gemeinschaftliche Hausieren beschränkt und den Handwerkern Mittel zur Vervollkommnung geboten. Vor allem erstreckte sich seine Sorge auf das Land; hier den Ackerbau zu befördern, die Leinwandweberei zu heben, durch zweckmäßige Gesetze den Rechtszustand zu sichern und gute Gewohnheiten zu schützen, das waren seine Lieblingssorgen. Und wenn auch manches erfolglos versucht ist — wer kann es verkennen, wieviel hier bewirkt worden!"

Um den Schulunterricht erwarb sich Möser große Verdienste dadurch, daß er den evangelischen Bewohnern katholischer Kirchspiele die Erlaubnis erwirkte, Schulen haben zu dürfen, und zugleich dafür die nötigen Mittel herbeizuschaffen suchte. Von einer hochgeschrobenen Bildung durch das Wissen war er kein Freund, ihm galt vorzüglich der praktische, gesunde Menschenverstand und das den Menschen in die Schule nehmende Leben selber.

Um das Ehrgefühl in allen Ständen zu wecken, betrachtete er es als die erste Aufgabe des Staatsmannes, das Rechtsgefühl rege zu erhalten. „Der Staat — sagt er — worin der König ein Löwe und alle übrigen Einwohner Ameisen sind, wird niemals einige Neigung für mich haben; nur der, worin man aus der Hütte zum Thron auf sanften Stufen gelangt, und wo nächst dem Könige noch Männer sind, die Rechte haben."

Seinen hohen Begriff von der Ehre den Leuten überall deutlich zu machen und einzuprägen, dabei jedem seinen Stand, seinen beschränkten Kreis so lieb zu machen, daß er sich innerhalb der Schranken doch frei fühlte, war eine Hauptabsicht bei Abfassung der trefflichen Aufsätze, die nach einander im Osnabrücker Intelligenzblatt erschienen und unter dem Namen „Patriotische Phantasieen" so berühmt geworden sind. Die vier ersten Nummern enthielten eine Abhandlung von dem Verfall des osnabrückischen Linnenhandels und den Mitteln, solchem wieder aufzuhelfen; die fünfte „von der notwendigen Anlage eines spanischen Wollmarktes"; die sechste Nummer brachte die „Spinnstube". Möser benutzte seine reiche Geschäftskenntnis, seine Welterfahrung, seine Belesenheit, seinen Witz und seine Laune, um seine Mitbürger, indem er ihre besonderen Lebensverhältnisse ins Auge faßte, auf eine ihnen zugängliche und angenehme Weise zu bilden, indem er ihren Gesichtskreis erhellte und ihr

Urteil schärfte, sie für das Gute und Bessere desto williger und empfänglicher zu machen. „Da mich mein Beruf," so äußerte er sich einmal, „in die glückliche Verbindung gesetzt hat, daß ich jeden guten Vorschlag zur Wirklichkeit bringen kann, so habe ich es auch gewissermaßen nötig erachtet, die Gemüter zu den Landesordnungen vorzubereiten, die ich nach meinen Grundsätzen entwerfe und zur Ausübung bringe." Wie Möser überhaupt gerade dadurch als deutscher Mann so groß ist und auf den deutschen Geist seiner Nation so entschieden gewirkt hat, daß er so ganz in das Leben und Weben seines Vaterlandes sich vertiefte, mit kräftigen Wurzeln aus osnabrückischem Boden Nahrung ziehend den germanischen Geist zur Blüte brachte: so mußten auch jene patriotischen Aufsätze in weiteren Kreisen das deutsche Volksgemüt kräftig anregen, obwohl sie es meist nur mit speziell osnabrückischen Verhältnissen zu thun hatten. Wie lebhaft sich der junge Goethe von Mösers Schriften angesprochen fühlte, wie er, auch von Haus aus eine echt konservative Natur, zu dem älteren Geistesverwandten mit wahrhafter Ehrfurcht emporblickte und ihm in seiner Weise nachzueifern sich bemühte: das hat er uns in „Wahrheit und Dichtung" erzählt und dort in der gelungenen Charakteristik der patriotischen Phantasieen dem Genius Mösers ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

„Seine Vorschläge," sagt Goethe u. a. von Möser, „sein Rat, nichts ist aus der Luft gegriffen und doch so oft nicht ausführbar; deswegen er auch die Sammlung Patriotische Phantasieen genannt, obgleich alles darin sich an das Wirkliche und Mögliche hält. — Da nun aber alles Öffentliche auf dem Familienwesen ruht, so wendet er auch dahin vorzüglich seinen Blick. Als Gegenstände seiner ernsten und scherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidung, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubrizieren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewunderungswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einsichtige und wohlwollende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem jeden von der rechten Seite faßlich zu machen; keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannigfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte, und die gewiß in dem besten Sinne für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben; bald hinter dieser, bald hinter jener Maske versteckt, bald in eigener Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig; und dieses alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Übersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen und frohen Humor wußte ich ihm niemand als Franklin zu vergleichen."

Wer mit den osnabrückischen Verhältnissen nicht vertraut ist, möchte freilich manches in den Patriotischen Phantasieen finden, was ihm offenbar den Rückschritt zu predigen scheint. So z. B. verteidigt Möser die Leibeigenschaft, er setzt auseinander, wie sie sich ganz natürlich hätte bilden müssen und zum Wohl der Hörigen entstanden, von diesen selbst gesucht worden sei. Eine plötzliche Aufhebung eines uralten Verhältnisses herbeizuführen, konnte Mösern um so weniger in den Sinn kommen, als sein praktischer Blick erkannte, wie eine solche Umwälzung gleich schädlich für die Rittergutsbesitzer und unmöglich für die Leibeigenen gewesen wäre. Darum kam es ihm darauf an, die menschliche Seite des Verhältnisses ins rechte Licht zu stellen, auf das hinzuweisen, wodurch die Herren die Lage ihrer Untergebenen verbessern und mildern könnten, und so durch Anbahnung einer mildern Gesinnung die Lösung des Hörigkeitsverhältnisses vorzubereiten. In einem Briefe an Nicolai hat sich Möser hierüber ausgesprochen: „Ich möchte nicht gern in dem Verdacht sein, daß ich das pro und contra über viele Gegenstände hie und da mit bloßem Mutwillen behauptet hätte. Sehr wichtige Lokalgründe haben mich dazu genötigt, und ich würde gewiß dem Leibeigentum einen offenbaren Krieg angekündigt haben, wenn nicht das hiesige Ministerium und die ganze Landschaft aus lauter Gutsherren bestände, deren Liebe und Vertrauen ich nicht verscherzen kann, ohne allen guten Anstalten zu schaden. Und Gott sei Dank, ich habe mir mit meinem Vortrage nie einen Feind gemacht und manches durchgesetzt, was andern unmöglich schien."

Wie Möser mit seinen Patriotischen Phantasieen einer echt deutschen volkstümlichen Litteratur die Bahn brechen half, so machte er durch seine osnabrückische Geschichte nicht minder als Geschichtforscher und Geschichtschreiber des deutschen Volkes Epoche; denn vor ihm hatte die alte deutsche Geschichte fast nur in der Geschichte der Könige und ihrer Kriege bestanden, und was Cäsar und Tacitus vom Volksleben der alten Deutschen mitteilten, hatte manches Mißverständnis erfahren, weil man die natürliche Beschaffenheit des Landes und die eigentliche Verfassung seiner Einwohner außer acht ließ. Nun zeigte Möser zuerst an einer einzelnen deutschen Provinz, wie man die deutsche Geschichte dem Volksleben näher bringen und aufschließen müsse, das Neue am Alten und das Alte am Neuen zu messen habe. Möser war es, der nach langer geistiger Erschlaffung als einer der ersten deutsches Leben, deutschen Sinn und deutsche Kunst so rein auffaßte und würdigte, wie keiner vor ihm und wenige nach ihm, der zuerst zeigte, daß das deutsche Volk eine Geschichte habe, und nicht bloß das Reich und die Fürsten*).

Wenn man die ausgebreitete Geschäftsthätigkeit Mösers erwägt, die allein schon ihren ganzen Mann erforderte, so erstaunt man billig über diese frucht-

*) Vgl. das Schreiben des Osnabrücker Magistrats in der Broschüre „das Denkmal Mösers in Osnabrück".

bare Schriftstellerthätigkeit und noch mehr über die Allseitigkeit der letzteren. Schon im Jahre 1761 hatte Möser zu Hamburg eine kleine Schrift erscheinen lassen unter dem Titel: Harlequin oder Verteidigung des Grotesk-Komischen, worin er mit ebenso großer Laune als Menschenkenntnis die lustige Person in Schutz nahm, die ein verkehrter Gottschedscher Geschmack gänzlich von der deutschen Schaubühne verbannen wollte, und überzeugend darthat, daß das Possenspiel noch keineswegs veraltet sei, und daß auch für den Weisen der Frohsinn und das Lachen nicht unziemlich sei.

Als Voltaire in seiner leichtfertigen Weise Luthers Reformationswerk angriff, verfaßte Möser (französisch) sein „Sendschreiben über den Charakter Dr. M. Luthers" an Voltaire. Durch den Brief Friedrichs des Großen an seinen Minister Herzberg, worin sich der König geringschätzig über deutsche Sprache und Litteratur äußerte und dadurch mit Recht den Unwillen jedes patriotischen Deutschen erregte, sah sich Möser veranlaßt, sein „Schreiben über die deutsche Sprache und Litteratur" erscheinen zu lassen, das zu den kürzesten und besten Schriften gehört, welche bei dieser Gelegenheit herauskamen.

So wirkte der deutsche Mann nach allen Seiten hin groß und würdig in die Nähe und in die Ferne, dem leider nur zu tief gewurzelten deutschen Philistertum den Krieg erklärend. Auf seine Ungezwungenheit, Allseitigkeit, tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens wirkte ohne Zweifel höchst günstig sein freundschaftlicher Umgang mit vorzüglichen Frauen. Seine Gattin selber war ausgezeichnet durch Geist und Willenskraft, die sie auch auf den übrigens von ihr grenzenlos verehrten Gatten übte. Zu Mösers vertrautesten Freunden gehörte der Domherr von Bar, dessen Epitres diverses (3 Bde.) auf jeder Seite den scharfblickenden Menschenkenner und wohlwollenden Menschenfreund verraten. Derselbe hatte eine Tochter, die zu den Zierden ihres Geschlechtes gehörte, und in deren Umgang Möser die genußreichsten Stunden verlebte.

Die gediegene innere Persönlichkeit Mösers ward mächtig unterstützt durch sein Äußeres. „Er war von mehr als gewöhnlicher Größe so sehr, daß sich sein Vater nicht getraute, ihn vor dem Jahre 1740 außer Landes auf eine hohe Schule zu schicken, bis König Friedrich Wilhelm I. von Preußen gestorben war, welcher bekanntlich glaubte, auf alle Jünglinge, deren Körperlänge 5 Fuß 7 Zoll überstieg, ein göttliches Recht zu haben, sie seiner Grenadiergarde einzuverleiben. Er war stark von Gliedern, alle im äußersten Wohlverhältnisse. Sein Gang war fest, nicht schwankend, nicht stattlich, nicht übereilt. In seinem Angesicht war eine Übereinstimmung von Treuherzigkeit und Würde ohne Anmaßung, von Verstand, vereinigt mit Fülle und Feinheit der Empfindung, die sich nicht beschreiben läßt, aber jedem Zutrauen zu diesem Gesicht einflößte. So schildert ihn Nicolai, dem er einst selber schrieb, daß er 6 Fuß 9 Zoll rheinl Maß halte. Frau Johanna Schopenhauer, welche im Jahre 1787 in Pyrmont mit Möser zusammentraf, erzählt in ihren „Wanderbildern": „Die Natur hatte ihn mit ihren

edelsten Gaben verschwenderisch beglückt, und Kränkung, Kummer und Sorge waren seinem für anderer Wohl unermüdlich thätigen Leben immer fern geblieben. Er stand, als ich ihn kennen lernte, schon in seinem 67. Jahre und hatte noch nie erfahren, was Schmerz und Krankheit sei. Das vollkommenste Ebenmaß seiner ungewöhnlich hohen, vom Alter ungebeugten Gestalt, seine sichere und kräftige Art sich zu bewegen, der zugleich heitere und würdige Ausdruck seines edlen Gesichts zog alle Herzen zu inniger Verehrung gegen ihn hin und zeichnete unter Hunderten ihn aus. So war er im Äußern, das mit seinem Geiste wie mit seinem Gemüte in vollkommenster Harmonie stand, wie unsere Welt sie selten aufzuweisen vermag. Was sein besonderes Wohlwollen auf mich gerichtet, weiß ich nicht: es war wohl nur die Gunst des Augenblicks, aber er gab gern und viel und täglich sich mit mir ab. Wie stolz war ich, wenn die Leute uns beiden nachsahen, indem wir die Allee auf und ab spazierten! Seine sehr hohe und meine sehr kleine Gestalt mögen sonderbar genug miteinander kontrastiert haben; auch führte er mich gewöhnlich, wie ein kleines Kind, an der Hand, weil es mir zu unbequem war, meinen Arm bis zu dem seinigen zu erheben. God bless the tall gentleman! hatten die Londoner Blumen- und Gemüseverkäuferinnen ihm nachgerufen, wenn er über den Covent-garden-market ging."

Die freie gutmütige Ironie, mit welcher Möser die Gegenstände des gewöhnlichen Lebens behandelte, seine Art, sich in alles zu schicken und jedem Dinge die beste Seite abzugewinnen, machten ihn zum überall gern gesehenen Mittelpunkte der Gesellschaft. Er wußte in der höchsten wie in der niedrigsten Gesellschaft ein frohes Behagen um sich zu verbreiten; wenn er den Landmann in seiner von ihm so trefflich geschilderten Wohnung*) besuchte und sich in dem alten hölzernen Lehnstuhl am niedrigen Herd niederließ, kam er alsbald mit dem Hauswirt in ein so vertrautes Gespräch, als hätte er stets mit dem Volke gelebt und dessen Bedürfnisse und Wünsche an sich selber erfahren. „Es gereicht uns (heißt es in den Patr. Ph. 4, Nr. 5) nicht zur Ehre, wenn wir mit dem niedrigsten Stande nicht umgehen können, ohne unsere Würde zu verlieren. Es giebt Herren, welche in einer Dorfschenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das Ihrige nicht aus der Encyklopädie, sondern aus Erfahrung wissen und aus eigenem Verstande wie aus offenem Herzen reden, allezeit größer sein werden als orientalische Prinzen, die, um nicht klein zu scheinen, sich einschließen müssen."

Einst, da Möser bei einem jüngeren Verwandten zu Mittag speiste und dieser einen Landmann, der mit einem Anliegen kam, abwies, „weil er jetzt keine Zeit habe", sagte Möser ernst: Du bist verpflichtet, ihn zu hören, denn dem Bauer sind seine Stunden kostbar, und er kann nicht seinen Weg zweimal machen, lediglich um den Städter in Genuß und Bequemlichkeit nicht zu stören. Mösers Dienerschaft konnte nicht genug die Milde und Freund-

*) Vgl. die Beschreibung eines osnabrückischen Bauernhauses, die auch in der osnabrückischen Geschichte einen Platz gefunden hat.

lichkeit (die freilich auch zuweilen in Schwäche ausartete) ihres Herrn preisen. Ein junges Mädchen, dem Vater und Mutter gestorben war, fand Aufnahme in Mösers Hause. Diese erzählte noch gern als hochbejahrte Frau: sie sei am ersten Mittag über Tisch, an dem sie mit dem Hausherrn und dessen Familie gespeist, eingeschlafen; denn sie habe die eben gestorbene Mutter während ihrer letzten Nächte verpflegt. Darüber hätten die Frauen am Tische gelacht, und sie sei so aus dem Schlafe geweckt. Möser aber hätte ernstlich es ihnen verwiesen, sie selbst an seine Seite gerufen, sie mit liebevollen Worten beruhigt und ihr von seinem Wein zu trinken gegeben, da sie Stärkung bedürfe. Seit der Zeit habe sie immer abends seinen Wein nebst Biskuit in sein Arbeitszimmer bringen müssen, und von letzterem habe er ihr jedesmal etwas abgegeben.

Mösers höchst gastfreies Haus stand jederzeit den Freunden und Bekannten offen. Es war ein großes, würdig und wohnlich gebautes Haus, von Vorhof, einem mit Bäumen bepflanzten Grasplatz, Garten und Stallung umgeben. Ein anständig und bequem eingerichtetes Seitengebäude war zur Aufnahme von Gästen bestimmt, die ohne allen Zwang ganz ihrem Belieben nach gehen und kommen und nicht genug den freundlichen Hauswirt preisen konnten. Über der Thür des Gastflügels standen die bezeichnenden Worte: Pusilla domus, at quantulacunque amicis dies noctesque patet (Armselig ist das Haus zwar, aber es steht am Tage und in der Nacht den Freunden offen). Als nämlich beim Bau des großen Hauses mehrere kleinere weichen mußten und eins der letzteren einen Stein mit jener Inschrift über seiner Hausthür hatte, bestand Möser darauf, den Stein zu erhalten und an seiner Gastwohnung anzubringen, obwohl der Name des früheren Besitzers noch darauf eingegraben war.

Möser hatte das Unglück, daß sein einziger, sehr hoffnungsvoller Sohn im zwanzigsten Jahre auf der Universität zu Göttingen starb. Doch ward ihm der herbe Verlust fast ersetzt durch die innige Liebe seiner Tochter, der Frau von Voigts, die namentlich nach dem Tode seiner Gattin (1781) alle Sorgfalt und Pflege anwandte, welche nur die zärtlichste Liebe gewähren kann, um sein Leben zu versüßen. Sie bewohnte zuletzt das Haus ihres Vaters und war dessen rechte Hand. Nächst ihr war der Enkel seines vertrauten Freundes, der Kanzleirat von Bar, ihm bis in den Tod mit unwandelbarer Ergebenheit zugethan. Diesen und die Kinder seiner geliebten Schwester betrachtete er wie seine eigenen Kinder und verlebte in ihrer Mitte die heitersten Tage. Aber wie vielen anderen war er ein Vater! Bei der Einweihung des ehernen Standbildes, das ihm die dankbare Stadt Osnabrück errichtete (am 12. September 1836), hielt auch der Oberappellationsrat Gruner eine Rede, worin er sagt: „Möser war der langjährige Freund meiner Eltern; er war mein zweiter Vater. Er nahm, als mein Vater den Seinigen durch einen zu frühen Tod entrissen worden war, der hilflosen Witwe, der zahlreichen unmündigen Kinder*) seines verblichenen Freundes

*) Unter ihnen war auch Justus Gruner, der im Befreiungskriege sich auszeichnete.

auf das wärmste sich an; er verschaffte mir die Mittel zum Studieren; er nahm, nach der Rückkehr von der Akademie, mich liebevoll in sein Haus und in seine nähere Gesellschaft auf; er verschmähte es nicht, im Gespräch mich zu belehren und auch auf diese Weise noch für meine weitere Ausbildung zu sorgen. Ihm verdanke ich — ich bekenne es laut und öffentlich — meine ganze bürgerliche Existenz."

Bei herannahendem Alter empfand Möser öfter eine Art von Krämpfen, die einige Tage anhielten; er schrieb sie einem kalten Bade zu, das er einst genommen hatte, und war seitdem überzeugt, daß die kalten Waschungen durchaus nicht für jedermann taugen. Darin mochte er recht haben, aber in seinem Prinzip, daß die Natur von innen heraus arbeite, um das Gleichgewicht einer gestörten körperlichen Ökonomie wieder herzustellen, ging er offenbar zu weit. Er glaubte nämlich, Ruhe sei das einzige Erfordernis, um wieder gesund zu werden, und so streckte er sich, wenn er unpäßlich war, horizontal auf dem Rücken liegend aus und wartete geduldig oft mehrere Tage und schlaflose Nächte, bis ein Übel beseitigt war, das vielleicht ein einfaches Arzneimittel in wenig Stunden gehoben hätte. Erst in seiner letzten kurzen Krankheit erkannte er seinen Irrtum; es stellte sich ein Schweiß ein, den er anfangs für eine wohlthätige Anstrengung der „von innen heraus arbeitenden" Natur hielt. Als er aber merkte, daß es Todesschweiß war, sagte er in bezug auf seinen öfteren Streit, den er mit Freunden über diese seine Hypothese geführt hatte, ganz ruhig: „Ich habe den Prozeß verloren!" Nachdem er noch einige nötige Aufträge erteilt und seiner vortrefflichen Tochter für alle Beweise ihrer Zärtlichkeit hatte danken lassen, äußerte er: „Ich bin nun müde und will schlafen." Er entschlief zum sanften Todesschlummer.

Bei seiner Beerdigung zeigte sich auf rührende Weise, welche warme, liebevolle Verehrung der Hingeschiedene bei allen Ständen ohne Ausnahme genoß; von weit her waren die Landleute gekommen, um ihrem verehrten Sachwalter die letzte Huldigung darzubringen. In der Marienkirche zu Osnabrück deckt ein einfacher Stein seine Gruft, und schon bei seinen Lebzeiten hatte er sich die Grabschrift gewählt: „Patri — filia unica — cum marito suo posuit." (Dem Vater legte den Denkstein die einzige Tochter mit ihrem Gatten.)

Er starb am 8. Januar 1794, nachdem er noch den Beginn der französischen Revolution, nicht aber den Umsturz der deutschen Verhältnisse erlebt hatte. Kein Freund von Titeln, konnte er es schicklicher Weise doch nicht hindern, daß ihm 1783 der Titel „Geheimer Justizrat" zu teil ward. Das Patent lautete:

„Wir Friedrich von Gottes Gnaden Königlicher Prinz von Großbritannien, Frankreich und Irland, Bischof zu Osnabrück, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg rc.

Urkunden und bekennen hiermit, daß Wir uns bewogen gefunden haben, Unseren Rath und Referendarium bei Unserer Regierung in Osnabrück, Justus Möser, zu Bezeugung Unserer besonderen und vorzüglich

gnädigen Zufriedenheit über die Uns und Unserem ganzen Lande geleisteten treuen und ersprießlichen Dienste zu Unserem Geheimen Justizrath und Geheimen Referendarium zu ernennen.

Thun das auch Kraft dieses also und dergestalt, daß wir ihm zugleich den Rang Unseres Vizekanzlers dergestalt beilegen, daß beide solchen nach ihrem Dienstalter zu nehmen haben sollen. Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift und Insiegels. Gegeben Hannover 16. Aug. 1783.

Frederick."

Philipp Jakob Spener*).

Jener Geist des lebendigen Glaubens und wahrhaft christlicher Frömmigkeit, den die Reformation neu erweckt und gekräftigt hatte, war schon nach einem Jahrhundert wieder erstarrt im theologischen Schulgezänk über Rechtgläubigkeit, im toten Formelwesen, das unfähig war, das Leben zu durchdringen, und nur Sektenhaß, Priesterstolz und Heuchelei erzeugte. In einer solchen Zeit trat ein Mann auf, der war von Herzen fromm und demütig, der lehrte nicht bloß von Christo, sondern lebte in und mit Christo und führte seinen Christenglauben ins Leben, brachte in Kirche und Schule den Geist des in der Liebe thätigen Glaubens und machte so die Theologie wieder praktisch. Dieser Mann war Philipp Jakob Spener.

Er wurde am 13. Januar 1635 zu Rappoltsweiler im Ober-Elsaß geboren, wo sein Vater Rat und Registrator des regierenden Grafen von Rappoltstein war, und hatte das freilich seltene Glück, in einer durchaus reinen Atmosphäre des christlichen Lebens aufzuwachsen, indem seine frommen Eltern, seine Pate, die Gräfin von Rappoltstein, seine Lehrer und Verwandten alle nach einer Richtung wirkten, und selbst die Universität Straßburg, wo Spener studierte, zeichnete sich damals vor den lutherischen Schwestern sehr zu ihrem Vorteile aus durch Professoren, die sich fern hielten von dem damals herrschenden Zelotentume und von scholastisch-spitzfindiger Theologie.

Seine Eltern hatten den Knaben schon bei der Geburt zur Theologie bestimmt, und dessen früh hervorbrechenden geistigen Kräfte bestärkten sie in ihrem Vorhaben. Besonders vorteilhaft war es, daß seine Lehrer nicht in der damals völlig geistlosen Katechismuslehre sich versteiften, sondern ihren Schüler bald an den lebendigen Quell des Bibelworts führten, sodaß die

---

*) Philipp Jakob Spener und seine Zeit. Eine kirchenhistorische Darstellung von Wilh. Hoßbach (Berlin, 1828). 2 Teile. Vergl. die Vorrede von Steinmetz in der Sammlung der Spenerschen kleinen Schriften, besonders herausgegeben von Dr. Lange (Halle, 1840) und die Biographie von C. A. Wildenhahn in der Sonntagsbibliothek (Bielefeld, 1845).

Lehre durch die Geschichte lebendig wurde. Mit der Lektüre der Bibel verbanden sie diejenige der besten Erbauungsschriften der damaligen Zeit, wie das Buch Joh. Arnds „vom wahren Christentum“, Soulhoms „güldenes Kleinod der Kinder Gottes“ und Bayles „Übung der Frömmigkeit“ (aus dem Englischen übersetzt). Der Knabe las diese Schriften nicht nur wiederholt und gern, sondern brachte einen Teil der Bayleschen Schrift in deutsche Verse.

Die Gräfin hatte viel Freude an ihrem Patchen und wirkte höchst wohlthätig auf die Förderung seines religiösen Sinnes. Sie ließ ihn öfters zu sich kommen, sprach mit ihm über seine Fortschritte im Lernen, über sein leibliches und geistiges Wohl und behandelte ihn wie ihren Sohn. So wuchs der Knabe in der freundlichsten Umgebung auf, und da ihm die Eltern wegen des schlechten Zustandes der Volksschulen Privatlehrer hielten, blieb er von mancher unreinen Berührung, die das Schulleben mit sich bringt, fern. Übrigens bedauerte das Spener in späterer Zeit sehr, daß er keine Volksschule als Kind durchgemacht hatte, als er zur Einrichtung solcher Schulen in seiner amtlichen Stellung mit Rat und That beihelfen sollte. Er wünschte auch hier, auf Grundlage des Erlebten urteilen zu können.

Den durchgreifendsten Einfluß auf das innere Leben Speners übte wohl der gräfliche Hofprediger zu Rappoltsweiler, Joachim Stoll, der von seiner ganzen Gemeinde wie ein Vater geliebt ward, seiner uneigennützigen, opferbereitwilligen, unermüdlichen Thätigkeit willen, mit der er auf die Herzen wirkte. Er verstand die Kunst, mit biblischer Kraft und Einfalt seinen Zuhörern das Bibelwort auszulegen, hielt sich fern von allem gelehrten Wortschwall und vornehm klingender Rede und wandte den Bibeltext auf das Leben an. Sein Schüler schrieb die Predigten eifrig nach und bildete dadurch sich selbst zur erbaulichen Predigtweise, wodurch er so segensreich wirkte. Auch in dem höchst praktisch geleiteten katechetischen Unterricht hatte Spener ein vortreffliches Muster. Stoll hatte mehrmals einen ehrenvollen Ruf zu einträglicheren Stellen erhalten, war aber seinem Rappoltsweiler treu geblieben und verheiratete sich mit Speners ältester Schwester.

In der Geschichte und Geographie verdankte Spener das meiste seinem Privatstudium; in der Verskunst aber förderte ihn sehr der talentvolle Vorberger, der Dichter gehaltvoller geistlicher Lieder, die sein Schüler so treu im Gedächtnis bewahrte, daß er manche Verse derselben noch in seinen spätesten Lebensjahren am Kranken- und Sterbebette zur tröstlichen Erbauung betete. Sigismund Vorberger war es auch, der sich entschieden gegen den Mißbrauch erklärte, in christlichen Liedern die Namen heidnischer Götter anzubringen, und so nahm sich auch Spener vor, alles, was er dichtete, von jener heidnisch-mythologischen Beimischung rein zu halten.

Eines eigentlichen Vergehens wußte sich der so sittenreine und sittenstrenge Mann aus seiner Jugendzeit nicht zu erinnern; nur auf einen Vorfall in seinem zwölften Jahre deutete er zuweilen hin als einen Beweis, daß er der Versuchung zum Bösen nahe gewesen sei, indem er einst, mit Knaben und Mädchen seines Alters zu einer Gesellschaft geladen, aufgefordert wor-

den sei zu tanzen. Auf langes Zureden hätte er endlich den Versuch gemacht, wäre aber auch sogleich dabei von solcher Angst befallen worden, daß er mitten im Tanze davongelaufen sei und in einem verborgenen Winkel durch Thränen seinem bedrängten Gewissen Erleichterung verschafft habe. Spener wollte das Tanzen nicht geradezu verbieten, aber er hielt es doch für die Erhaltung des christlichen Sinnes zuträglicher, nicht zu tanzen. Übrigens hatte Spener von Natur ein schüchternes Wesen, über das er noch in seinem 65. Jahre klagte: „Die Klage über Mangel des Mutes aus natürlicher Blödigkeit anlangend, so ist es eben die Krankheit, die ich auch von Jugend auf fühle, daher ich in allen meinen Verrichtungen zu nichts mehr Vorbereitung (und daß sich meine Natur gleichsam zwingen muß) bedarf, als wo ich zu jemandem, wie gering er auch wäre, also daß ich mich vor ihm nicht fürchten darf, mit wahrem Ernst reden soll. Manchmal deucht es mich, als ziehe mir etwas die Stimme zurück, daß die Worte nicht herauskommen; dies thut mir zwar weh und demütigt mich, da ich es aber nicht zu ändern vermag, muß ich es mit Geduld tragen und des Herrn Gnade darüber suchen."

Einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck machte auf ihn der Tod seiner mütterlichen Freundin, der frommen Gräfin von Rappoltstein. Es hatte ihn schon sehr bekümmert, daß er seine Wohlthäterin acht Tage lang nicht hatte besuchen dürfen; da ward er zu ihr gerufen, und als er sie totenbleich auf ihrem Bette liegen sah, ergriff sein Herz der tiefste Schmerz. Die Gräfin winkte ihn zu sich, legte die Hand auf sein Haupt und öffnete den Mund, ihm das letzte Lebewohl zu sagen; aber vom Schlagfluß gelähmt, konnte sie kein Wort mehr hervorbringen. Um so tiefer und inniger empfand ihr junger Freund, was sie ihm hatte sagen wollen; er war so ergriffen, daß er alle Lust zum Leben verlor und Gott flehentlich bat, er möchte auch ihn bald sterben lassen. Alle weltliche Eitelkeit hatte für ihn nun gar keinen Reiz mehr; ein tiefer Ernst ward fortan der Grundzug seiner Seele.

Von seinem wackeren Lehrer Stoll gut vorbereitet, ward Spener in seinem 15. Jahre zu seinem Großvater mütterlicher Seite nach Kolmar geschickt, wo er noch ein Jahr lang das Gymnasium besuchte und dann schon für reif befunden wurde (1651), die Universität Straßburg zu beziehen. Hier nahm ihn sein Oheim, Johann Rebhahn, Professor der Jurisprudenz, in sein Haus und an seinen Tisch, und ließ ihm auch sonst manche Unterstützung angedeihen.

Mit großem Eifer begann Spener sein Studium, und zwar nicht sogleich die eigentliche Theologie, sondern die vorbereitenden Wissenschaften, Philologie, Geschichte und Philosophie. Er hielt ein strenges wissenschaftliches Studium für den Theologen höchst notwendig und hat sich später nachdrücklich darüber ausgesprochen. „Ich habe mich oft erklärt" (sagt er in seiner Vorstellung gegen Dr. Schlewigs „sektirische Pietisterey" § 14), „daß ich kein einziges Stück der Erudition verwerfe, und wollte vielmehr, daß alle Studiosi nicht nur frömmer, sondern auch gelehrter würden.

Deswegen ist mir unter Frommen der Gelehrtere immer angenehmer; ja ich eifere dagegen, wo mich deucht, daß jemand die Studia etwas zurücksetzt." Das Studium der deutschen Geschichte trieb er mit vieler Lust, und besonders zog ihn Hugo Grotius an, dessen berühmte Schrift „vom Recht der Völker im Krieg und Frieden" (de jure pacis et belli) so in seine Gesinnung und Denkweise überging, daß man noch späterhin in seinen Predigten Anklänge daran bemerken konnte. Aber auch die alten Geschichtschreiber wurden fleißig gelesen und neben dem Griechischen das Hebräische mit allem Eifer betrieben. Schon im Jahr 1653, kaum achtzehn Jahre alt, erwarb er sich den Grad eines Magisters und disputierte bei dieser Gelegenheit über „die Verhältnisse der Vernunft zu dem Schöpfer". Er bekämpfte die sogenannte „natürliche Theologie", namentlich die Ansichten und Lehren des Engländers Thomas Hobbes, der den Geist des Menschen als schlechthin eins ansah mit der Materie.

Nach solcher dreijährigen Vorbereitung wurde im Juni 1654 das eigentliche theologische Studium begonnen, wozu die beiden Professoren Dannhauer und Seb. Schmidt sehr gute Anleitung gaben. Beide kamen darin überein, daß sie die Glaubenslehre mehr von ihrer praktischen Seite faßten und ihre Schüler für das damals sehr vernachlässigte Bibelstudium zu begeistern wußten. Dabei wurden die Übungen in der Gottseligkeit nicht minder fleißig betrieben. Spener hatte schon durch seinen alten Lehrer Stoll den Grundsatz festzuhalten gelernt, daß man am Sonntage nichts thun müsse, wodurch man gelehrter, sondern nur das, wodurch man besser und frömmer zu werden hoffen könne. Nach beendigtem Gottesdienst las daher Spener nur erbauliche Schriften und Werke, wie Andreas Cramers „der gläubigen Kinder Gottes Ehrenstand und Pflicht", und zwar nicht bloß allein, sondern auch mit einigen vertrauten Freunden. Diese jungen Leute führten einen förmlichen Hausgottesdienst ein, indem sie vor dem gemeinschaftlichen Lesen die zu jener Zeit neuen frommen Lieder von Rist, Homburg u. a. sangen, auch wohl über einzelne Bibelstellen selbst in Versen sich vernehmen ließen.

Da Spener sehr viel Geschwister hatte und die Geldunterstützungen von zu Hause spärlich einliefen, erwarb er das Fehlende, indem er wohlhabenden Studenten Unterricht erteilte. Im Jahre 1654 wurde er zum Hofmeister der beiden Pfalzgrafen am Rhein ernannt, als diese die Universität Straßburg bezogen, und verwaltete dieses ehrenvolle Amt 1½ Jahr mit aller Treue. Als die Pfalzgrafen nach damaliger Sitte eine Reise nach Frankreich unternahmen, luden sie ihren geliebten Lehrer zur Begleitung ein; dieser, so sehr er auch das Reisen liebte, schlug das Anerbieten aus, um seine Studien nicht zu stören. Wie eifrig er arbeitete, ersieht man aus einer späteren Äußerung: „Ich entsinne mich, daß zur Zeit meines Studiums in Straßburg, als ich bei den Pfalzgrafen war und diese eine kleine Reise unternommen hatten, ich mit einer alten Magd allein im Hause geblieben war. Etwa sechs Wochen gingen dabei auf eine solche Art hin, daß ich zuweilen mehrere Tage hintereinander kaum einen Menschen gesehen habe, selbst nicht

einmal die Magd, denn diese mußte mir mein Essen außerhalb der Thür niedersetzen. Ich brachte meine ganze Zeit unter den Büchern hin, und dieses Leben wurde ich so wenig überdrüssig, daß ich vielmehr betrübt wurde, daß die Zeit herannahte, wo meine Herren wiederkommen und ich also eine so süße Einsamkeit aufgeben sollte." Nicht zufrieden mit diesem eisernen Fleiß, wollte er sich noch mehr in der Entsagungskraft üben und bestimmte den Sonnabend zum Fasttag, indem er sich aller Speise enthielt und den quälenden Hunger erst am Abend mit einigen Stückchen Brot stillte. Ein volles Jahr setzte er dies Experiment fort, bis seine Hinfälligkeit ihn zwang, ärztliche Hilfe zu suchen, und die Einsicht ihm kam von der Schädlichkeit solcher Übertreibungen.

Um seine wissenschaftliche Bildung durch den Besuch anderer Universitäten zu erweitern, ging er 1659 nach Basel, wo er den Unterricht des berühmten Buxtorf genoß und sich in der hebräischen und rabbinischen Sprache vervollkommnete. Sein wissenschaftlicher Ruf war bereits so gestiegen, daß auf seine Anregung eine historische Disputation gehalten wurde, wobei freilich einige calvinische Eiferer ihm wegen seiner lutherischen Strenggläubigkeit allerlei Kränkung zu bereiten suchten. Auch die französische und italienische Sprache wurde, soweit es die Zeit erlaubte, erlernt, und obwohl es Spener hierin nicht weit brachte, gestand er doch, daß er das wenige nicht um vieles Geld hingeben möchte. Bei dieser Allseitigkeit seiner Studien unterstützte ihn sein außerordentliches Gedächtnis, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, selbst die Seitenzahl anzugeben, wo er diese oder jene Stelle gelesen hatte. Seine Predigten schrieb er auf, las sie dreimal durch und hielt sie dann wörtlich so, wie er sie aufgeschrieben hatte. Brachte er zufällig in seinem Vortrage ein anderes Wort, so korrigierte er sogleich beim Nachhausekommen die Stelle im Manuskript, um stets ganz genau zu wissen, was er an heiliger Stätte gesprochen.

Von Basel begab sich Spener nach Genf. Hier lernte er einen geborenen Waldenser kennen, der mehrere Jahre bei der holländischen Gesellschaft zu Konstantinopel Prediger gewesen war und ihm über die Geschichte und den Zustand der Waldenser, wie über die Beschaffenheit der griechischen Kirche die interessantesten Aufschlüsse gab. Von Genf aus wollte Spener eine Reise durch Frankreich machen, aber eine Gliedergicht, die ihn drei Monate ans Zimmer fesselte, hinderte ihn, und so begnügte er sich mit einem Ausfluge nach Lyon. Reich ausgestattet mit allerlei Erfahrung, kehrte er dann über Basel nach Straßburg zurück, wo er seine lange unterbrochenen Vorlesungen wieder begann. Den bald darauf an ihn ergehenden Ruf zur zweiten Freipredigerstelle in Straßburg nahm er gern an, und im folgenden Jahr (1664) promovierte er auch zum Doktor der Theologie, an demselben Tage, wo er seine Hochzeit feierte. Da nämlich bei der Doktorpromotion ein festlicher Schmaus nicht fehlen durfte, so hatte er in seinem Sinne für Sparsamkeit es so angeordnet, daß der Hochzeitsschmaus damit zusammenfiel. Bald darauf erhielt Spener noch anderweitige ehrenvolle Anträge, die

er aber ausschlug, bis ihm die wichtige Stelle eines Seniorats des Ministeriums zu Frankfurt a. M. angetragen wurde, die er auf den Rat seiner Freunde und in Aussicht einer reichen Wirksamkeit annahm (1666). Es war keine geringe Aufgabe für den erst einunddreißigjährigen Mann, als Senior einem geistlichen Kirchenkollegio vorzustehen, in welchem die nächsten seiner vier Kollegen über 60 Jahre alt waren. Spener hatte sich aber seine „Amtsregeln" entworfen und verband mit dem klarsten Verstande den besten Willen. Diese Regeln waren folgende:

a. Gegen den Magistrat.

1. Keinerlei Einmischungen in weltliche Geschäfte, keinerlei Gesuch um leibliche Aushilfe weder für mich noch die Meinen, um desto freier in amtlichen Sachen auftreten zu können.
2. Willige Unterwerfung unter obrigkeitliche Anordnung, mit Ausnahme in Dingen, welche das Gewissen betreffen.
3. Vorsichtiges Urteil über alle obrigkeitliche Handlungen und volles Vertrauen in die Amtsthätigkeit.
4. Im Umgange mit einzelnen aus ihrer Mitte stets die aufrichtigste Herzlichkeit zeigen.
5. Ihre Fehler und Sünden niemals öffentlich strafen.

b. Gegen die Kollegen.

1. Es sie niemals fühlen lassen, daß ich ihr Vorgesetzter bin, und mich jederzeit ihnen zur Aushilfe anbieten.
2. Keinerlei Einfluß üben auf die Freiheit ihrer Abstimmung in kirchlichen Angelegenheiten.
3. Mich fern halten von Neid und Mißgunst.
4. Brüderliches Zusammenhalten für das eine, was der Kirche not thut.

c. In betreff meiner Predigten.

1. Ich will nichts, als erbauen. Daher Vermeidung alles gelehrten Wesens.
2. Ich will mich einer deutlichen, faßlichen Redeweise befleißigen.
3. Die jedesmalige Gemütsbewegung, in die mich die Predigt setzt, offen zeigen und niemals verbergen.
4. Meine Schwachheit gern eingestehen.
5. Auch den Schein vermeiden, als suchte ich für meine Person eine Herrschaft über die Gewissen.
6. Die Gemeinde öfters bitten, mich durch ihr Gebet in meiner Arbeit zu unterstützen.
7. Alle Streitfragen womöglich unberührt lassen.
8. Keine eigentliche Strafpredigt halten, sondern vielmehr die Herzen durch Vorstellung der Liebe Gottes und aller göttlichen Wohlthaten erinnern.
9. Die Zuhörer allzeit zur Prüfung ihrer Herzen und Gewissen auffordern.
10. Das Evangelium mehr predigen, als das Gesetz.
11. Fleißige Ermunterung zum Lesen der heiligen Schrift.

Gegen alle pharisäische Selbstgerechtigkeit und Scheinheiligkeit zog Spener entschieden zu Felde und strebte unablässig dahin, seine Zuhörer in ihr eigenes Innere zu führen. In vielen Häusern begannen die Hausväter und

Hausmütter wieder, mit den Ihrigen die Bibel zu lesen, ja die Bürger unterhielten sich in ihren geselligen Zusammenkünften über diesen und jenen Spruch oder über die letzte Predigt ihres verehrten Seelsorgers. Auf den Wunsch mehrerer frommer Gemeindeglieder eröffnete Spener sein Collegium pietatis, d. h. er empfing die Heilsbegierigen in seiner Studierstube und las mit ihnen anregende christliche Schriften, woran sich dann ein freies Gespräch über dunkle Stellen knüpfte. Bald fand es Spener am zweckdienlichsten, ausschließlich die Bücher des Neuen Testaments diesen frommen Unterhaltungen zum Grunde zu legen. Im Jahre 1675 gab er die Arndsche Postille neu heraus und begleitete die neue Auflage mit einer Vorrede, worin er die Gebrechen der Kirche und des weltlichen Standes in scharfer Eindringlichkeit aufdeckte und daran seine pia desideria (fromme Wünsche) knüpfte, wie es besser werden könnte und sollte. Er stellte mit allem Freimut das sündhafte Treiben der großen Herren, besonders der Höfe dar, den unchristlichen Sinn der Obrigkeiten, den Mangel häuslicher Zucht in den Familien, aber auch das Unwesen der Theologen, die ihr Studium mehr „in zanksüchtigen Disputationen, als in der Gottseligkeit suchten". Diese Vorrede erregte großes Aufsehen und wurde besonders abgedruckt unter dem Titel: „Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche nebst einigen dahin abzweckenden christlichen Vorschlägen."

So wirkte der fromme Spener zwanzig Jahre lang in der freien Stadt Frankfurt mit Segen. Nachdem er im Sommer 1685 von einer schweren Krankheit genesen aus dem Bad Ems zurückgekehrt war, erhielt er von Dresden aus wiederholte dringende Anfragen, ob er sich nicht entschließen möge, die Stelle als Oberhofprediger und Beichtvater des Kurfürsten Johann Georg III., der sehr nach ihm verlange, anzunehmen. Spener antwortete jedesmal ablehnend und schlug einen andern tüchtigen Mann zu der Stelle vor. Als aber zu Anfang des Jahres 1686 der Oberhofprediger Dr. Lucius gestorben war, erhielt er bald darauf von Dresden aus eine förmliche Bestallung zu dem wichtigen Amte eines Oberhofpredigers, kurfürstlichen Beichtvaters, Kirchenrates und Konsistorial-Assessors. Der Kurfürst hatte sogar noch einen Reisepaß zum freien Abzuge und sicheren Geleite und für den Magistrat zu Frankfurt ein eigenhändiges Schreiben beigelegt, in welchem er um Überlassung ihres Seniors bat. Nach langem inneren Kampfe begab sich Spener im Sommer desselben Jahres auf die Reise und wurde in Dresden mit größter Ehrerbietung empfangen.

Die sächsischen Theologen blickten neidisch auf einen Mann, der nun ihr Vorgesetzter geworden und von dem zu erwarten stand, daß er noch mehr die althergebrachte lutherische Orthodoxie angreifen werde. Dieser war die Glaubensformel, das Dogma, das Höchste, während das Lebensprinzip Speners die christliche Frömmigkeit war. Daß er sich herabließ, die Jugend zu katechisieren, d. h. durch Frage und Antwort sie zu belehren, ihr christliches Bewußtsein zu wecken und zu erbauen: das war den geistlichen Herren

ein Ärgernis und sie spotteten: der Kurfürst habe einen Oberhofprediger gewollt, statt dessen aber einen Schulmeister erhalten. Professor Carpzov in Leipzig hätte gern aus seinem Anhange den Posten in Dresden besetzt gesehen und fing alsbald seine Kabalen gegen den neuen Oberhofprediger an, obschon er es vermied, ihn bei Namen zu nennen. In demselben Jahre, in welchem Spener sein Amt angetreten hatte, begannen die Magister in Leipzig, A. H. Francke, Anton und Schade ihre Collegia philobiblica, worin sie biblische Bücher nach Speners Plan mit großem Beifall ihrer zahlreichen Zuhörer praktisch erklärten. Diese Kollegia griff nun Carpzov zunächst an und suchte sie als Sektiererei darzustellen. Man nannte jetzt alle die Mitglieder jener Bibelstunden „Pietisten" (Frömmler) und brauchte diesen Namen als Schmähwort. Es war nicht zu leugnen, daß manche Schwache, die durch ihr Äußeres auffallen und sich von den weltlich Gesinnten durch fromme Gebärden absondern wollten, Anlaß zum Spott gaben; aber die Mehrzahl jener Vereine war vom reinsten Streben beseelt.

Den Feinden Speners kam es zu statten, daß auch die Höflinge in Dresden, denen der fromme Mann zu stark ins Gewissen predigte, gegen ihn sich erhoben und jede Gelegenheit ersahen, um den Kurfürsten wider ihn aufzubringen. Johann Georg III. mochte auch den strengen Sittenrichter zu unbequem finden, und als Spener nach der Weise seiner Vorgänger ihm ein Schreiben überreichte, worin er ihm bescheiden zwar, doch freimütig, die wahre Beschaffenheit seines Gemütszustandes entdeckte, fiel er darob in Ungnade und mußte den Hof meiden. Desgleichen zerfiel Spener mit seinen Dresdener Kollegen, weil er, ohne diesen davon Mitteilung zu machen, seine Katechismus-Examina eingeführt hatte, in denen er durch Frage und Antwort Erwachsene, die sich einfinden wollten, über die christliche Lehre nachzudenken veranlaßte. Spener wollte dies neue Institut zuvor in Gang bringen und dann zu den Übelwollenden sagen: „Kommt und sehet!" Aber bald erschien ein kurfürstliches Reskript, worin alle Bibelvereine und Privatgottesdienste dieser Art „als bedenkliche Konventikula" alles Ernstes und bei Gefängnisstrafe verboten wurden, weil der Kurfürst nicht gemeint sei, „solchem weit aussehenden und zu allerhand gefährlichen Folgen abzielenden Unwesen nachzusehen". Francke und Schade wurden aus Leipzig verwiesen, Spener aber von seinen Feinden nun laut als „Patriarch der Pietisten" und Ursache solcher „Greuel" bezeichnet. Carpzov griff in seinen Predigten und Universitäts-Programmen den ihm verhaßten Spener ohne Unterlaß an; Dr. Alberti, als oberster Inspektor der kurfürstlichen Stipendiaten, kam bei dem Kirchenrate mit dem Gesuche ein, es möchten alle des Pietismus verdächtigen oder überwiesenen Studenten aufgefordert werden, ihre Irrtümer abzulegen bei Strafe der Entziehung ihrer Stipendien. Obwohl Spener in den Beratungssessionen das Unbillige eines solchen Verlangens nachwies, erteilte der Kirchenrat dennoch dem Dr. Alberti seine Zustimmung. Eine große Zahl der fleißigsten und besten Studenten wurden nicht bloß der bisher ge-

nossenen Unterstützung beraubt, sondern auch aller Hoffnung auf eine Anstellung im Vaterlande für verlustig erklärt.

Wiederholt war der edle freimütige Spener von seinem kurfürstlichen Herrn aufgefordert worden, sein Amt freiwillig niederzulegen. Er, der Kurfürst von Sachsen, könne mit einem Spener nicht in seiner Residenzstadt zusammen leben! — so hatte sich Johann Georg selber geäußert. Er besuchte schon lange keine Spenersche Predigt mehr und nahm auch nicht bei Spener das Abendmahl.

Unter solchen Umständen war dem verkannten und verfolgten Manne der Ruf des Kurfürsten von Brandenburg und späteren Königs von Preußen, Friedrichs I., der ihn 1691 zum Konsistorial-Rat und Propst an der Nikolaikirche zu Berlin ernannte, eine wahre Friedensbotschaft. Der Umzug Speners nach Berlin beruhigte aber keineswegs seine Widersacher, die ihn nun der Treulosigkeit gegen die lutherische Kirche beschuldigten, daß er von einem reformierten Fürsten eine Vokation angenommen habe. Nun zeige sich klar, daß es mit seiner lutherischen Rechtgläubigkeit schlecht bestellt sei. Spener sah sich genötigt, nachdrücklich zu erklären, daß er an eine evangelisch-lutherische Kirche berufen worden sei und mit der Lehre der Reformierten nichts zu thun habe; als die Beschuldigungen nicht aufhörten, schrieb er unter Ermunterung seines Fürsten die kräftige Streitschrift: „Der evangelischen Kirche Rettung von falscher Beschuldigung der Trennung und der Gemeinschaft mit aller Ketzerei". Er setzte seine Katechismusübungen auch in Berlin fort, die sich eines guten Fortganges erfreuten, seine Predigten waren stets zahlreich besucht, und bei der ihm zugeteilten Aufsicht über die Kirchen und Schulen hatte er reiche Gelegenheit für Ausbreitung des christlichen Geistes zu wirken. Zu der 1688 errichteten Universität Halle waren zwei treue Lehrer, Dr. Breithaupt und A. H. Francke berufen worden; Spener übte nun mit seinem Freunde Herrn von Seckendorf den entschiedensten Einfluß auf eine gedeihliche Entwickelung jener Universität. Das Aufkommen von Halle war um so wichtiger, als in Sachsen und besonders in Wittenberg damals der Geist der Unduldsamkeit und Parteisucht den höchsten Grad erreicht hatte. War doch jene Schmähschrift, worin dem guten Spener 240 Irrtümer im rechten Glauben zur Last gelegt wurden, von der theologischen Fakultät zu Wittenberg ausgegangen! Der Religionshaß, den man den hier studierenden Brandenburgern einpflanzte, wurde dann durch diese wieder dem Volke und der Jugend eingeflößt, wenn sie in ihrem Vaterlande Kirchenämter und Schulstellen erhielten. Von Gesinnungen der Treue und des Vertrauens gegen den reformierten Landesherrn konnte da keine Rede sein.

Mit der besseren Richtung im kirchlichen Leben brach nun Spener auch einer besseren Pädagogik die Bahn.

In Bezug auf den Schulunterricht suchte er besonders folgende Mängel zu beseitigen. Die lateinische Sprache, deren Studium allerdings unentbehrlich sei, werde in den gelehrten Schulen fast einzig und allein und doch nicht

zweckmäßig betrieben; Griechisch viel zu wenig und Hebräisch fast gar nicht; nach Gelegenheit zum Unterricht in den Anfangsgründen anderer nützlicher Kenntnisse („der Realien") frage man vergebens. An der Anleitung zu einem frommen und dem Sinne Christi gemäßen Wandel fehle es beinahe durchgängig auf höheren und niederen Lehranstalten, und zur heilsamen Benutzung der Bibel werde keine Anleitung gegeben. Der Religionsunterricht richte sich statt auf das Herz, bloß auf das Gedächtnis, und die Jugend komme wohl mit einigen Kenntnissen bereichert aus der Schule, aber nicht gebessert. Vor allen Dingen sei nötig, tüchtige Schulamtskandidaten heranzubilden und keine anderen als wohlgeprüfte zu Lehrern zu bestellen. — Es waren dieselben Grundsätze, von denen auch Francke ausging, der sie in den Schulanstalten des von ihm gegründeten hallischen Waisenhauses mit wahrhaft genialer Meisterschaft verwirklichte.

Speners häusliches Leben war wie seine Seelsorge, unausgesetzte Erfüllung des Spruches „bete und arbeite". Jedes wichtige Geschäft wurde mit Anrufung Gottes begonnen, ein gemeinschaftliches Morgengebet fing den Tag an, ein gemeinschaftliches Abendgebet schloß ihn. Seine treue Gemahlin Susanna half ihm wacker in der Erziehung seiner Kinder, sie stand ihm treulich bei mit Rat und Trost in allen Gefährnissen des Lebens, und durch die Ordnung, welche sie im Hauswesen erhielt, erleichterte sie dem Manne die vielseitige außerordentliche Thätigkeit Jede Stunde des Tages hatte ihre bestimmten Geschäfte. Doch mußte Spener seine eigentliche Arbeitszeit auf den Vormittag beschränken, da der Nachmittag wegen des vielen Zuspruchs von Einheimischen und Fremden und wegen anderer unvermeidlicher Zerstreuungen nie in seiner Gewalt war. Sein ausgebreiteter Briefwechsel verursachte ihm vielen Zeitaufwand. Er erzählte einstmals Francken, als dieser ihn in Dresden zur Neujahrszeit besuchte, es lägen noch 300 Briefe vom vorigen Jahre von ihm unbeantwortet da, und doch hatte er 622 im selbigen Jahre mit eigener Hand geschrieben, und von diesen waren manche sehr ausführlich. Auf seinen Inspektionsreisen brachte er den ganzen Tag mit Lektüre zu; den hinter seinem Hause zu Berlin gelegenen Garten hat er nur zweimal besucht. Sein Hauswesen, sein Tisch, seine Kleidung und sein Auftreten waren von der höchsten Einfachheit; auch bei dem schlimmsten Wetter machte er seine Gänge in der Stadt zu Fuß ab. Sein Körper war nicht stark, eher schwächlich zu nennen, aber sehr zähe.

Von heftigen Steinschmerzen befallen ahnte er, daß sein Ende nahe sei. Er starb am 5. Febr. 1705, in einem Alter von 70 Jahren, nachdem er noch kurz zuvor an seinen königlichen Herrn, Friedrich I., einen Brief geschrieben hatte, worin er ihm dankt für alle bisher ihm so unverdient erwiesene Gnade, für des Königs treue Vorsorge für die Kirche Christi, besonders für die Aufnahme der aus Frankreich durch das Edikt von Nantes vertriebenen Reformierten in seinen Landen, — ferner die weitere christliche Sorge für die Universität Halle an das landesväterliche Herz legt und endlich auch für seine Witwe und Kinder um Fortdauer der bisherigen Unter-

stützung bittet. Seine letzte Seelenstärkung war das 17. Kapitel aus dem Evangelio Johannis gewesen (das hohepriesterliche Gebet des Herrn), das man ihm dreimal vorlesen mußte. Er selber war eine Johannesseele mit einem Herzen voll Liebe. Auf seinem letzten Krankenlager hatte er es als eine besondere Gnade Gottes dankbar gepriesen, daß er keinen Menschen in der Welt wisse, dem er feind wäre.

Johann Kaspar Lavater*).

Unter den Männern, die in der Bildungsgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts bedeutsam erscheinen, ragt Lavater in ganz eigentümlicher Weise hervor und charakterisiert ganz besonders die siebziger und achtziger Jahre.

Er ward als das zwölfte Kind seiner Eltern zu Zürich geboren den 15. Dezember 1741. Sein Vater, Doktor der Medizin und Mitglied der Regierung, stand unter seinen Mitbürgern in großer Achtung wegen seiner erprobten Rechtlichkeit und seines natürlichen Verstandes. Er lebte still in seinem Berufe, hielt in seiner Familie auf Gottesfurcht, versäumte nicht, täglich seinen Abschnitt in der Bibel zu lesen, und hatte sonst keine hervortretenden Leidenschaften oder Neigungen; nur Neuigkeiten hörte und erzählte er gern. Die Mutter dagegen war im Gemüt viel bewegter und unruhiger, dabei aber von Herzen fromm und eine sehr tüchtige Hausfrau; ihre leicht erregte Einbildungskraft suchte gern das Große, Überraschende, ihre Wißbegierde war unersättlich, dabei konnte sie auf ihren scharfen Verstand im Vergleich mit anderen Frauen wohl stolz sein. Es fehlte ihr nicht an Strenge und Eifer in der Erziehung ihrer Kinder, doch ihr Temperament ließ es zu keiner Folgerichtigkeit kommen.

Schon früh trat bei dem kleinen Kaspar (wie das bei so zart organisierten Naturen häufig zu geschehen pflegt) ein sehr ungleiches Wesen hervor: er war bald still, bald höchst aufgeregt, indolent und wiederum höchst empfindlich, gutmütig und heftig. Da mußte denn zuweilen das probate Hausmittelchen der Birkenreiser angewendet werden. In der Schule, wohin er schon in seinem vierten Jahre geschickt wurde, war er sehr unachtsam und flüchtig, und mit dem Lernen wollte es darum nicht recht vorwärts; vor dem kleinsten Rutenstreich fürchtete er sich aber außerordentlich und geriet schon in die bitterste Angst, wenn ein Mitschüler gezüchtigt wurde. Doch der Schulmeister, dem sein drolliges Wesen gefiel, hatte ihn sehr lieb und bewies die größte Geduld mit seinen Fehlern. Er tröstete die über die lang-

*) Ulrich Hegner, Beiträge zur Kenntnis Lavaters (1804); Jungs Erinnerungen an Lavater (Frankfurt, 1813); G. Geßner, Lebensbeschreibung Lavaters, 2 Bände (Winterthur, 1802—4); Goethe, Wahrheit und Dichtung (Buch XIV und XVI); Lavater nach seinem Leben, Lehren und Wirken von F. W. Bodemann (1856).

samen Fortschritte des Kindes ungeduldigen Eltern öfters mit den Worten: „Es wird doch noch was aus dem Kasparlin“. Phantasiebegabte Naturen versprechen stets mehr, als sie halten, und so mochten die Eltern Kaspars vielleicht größere Erfolge in kürzerer Zeit erwarten. „Wenn ich an meine frühesten Jugendjahre zurückdenke,“ sagt Lavater selbst, „so erinnere ich mich noch lebhaft, daß ich erstaunlich viel fürchtete, litt, bemerkte, fehlte, ohne es irgend einem Menschen sagen zu können: ich war die Blödigkeit, Schiefheit, Furchtsamkeit selbst und hatte dabei doch auch wieder eine naive, ins Lächerliche fallende, jedem sich mitteilende Offenherzigkeit.“ Die Eltern verfuhren übrigens auch allzu behutsam mit ihm, indem sie ihm eine Menge von Knabenspielen untersagten, trotzdem, daß er so gern auf der Straße sich tummelte. Da schaffte er sich denn wohl selber einen Zeitvertreib, indem er etwa aus weichem Siegelwachs von allerlei Farben Figuren bildete. Aber Ausdauer war auch bei diesen selbsterfundenen Spielen nicht; so schnell es angefangen war, so schnell blieb's auch wieder liegen.

Schon am Ende des sechsten Jahres kam er auf die lateinische Schule, und schon in den unteren Klassen traten seine religiösen Neigungen sehr bestimmt hervor. Bibellesen und Gebet wurden ihm Bedürfnis, und er glaubte schon jetzt an die stetige Erfüllung seiner Bittgebete. Er äußerte sich später darüber also: „Es fachte sich in meinem Herzen eine sanfte Glut an, etwas Höheres zu suchen, ich wußte nicht was? Lustig zwar in der Freiheit und bei Knabenspielen, aber in jedem stillen einsamen Momente wieder voll Ekel an diesen leeren Lustbarkeiten, voll Bedürfnisses eines höheren Objekts, was blieb mir übrig, als eine Zuflucht zu Gott? Gebrauch Gottes ist eine der ersten Ideen und tiefsten Grundgefühle meiner Jugend: Gott war mir Bedürfnis, ich suchte Gebrauch von ihm zu machen. Freilich blieb ich äußerlich noch so ziemlich, was ich immer gewesen war, flüchtig und lustig; auch hatt' ich durchaus nicht die Gabe zu hören, was mir in Ansehung meiner Mutter, die mich nach jeder Predigt um den Inhalt fragte, viel Mühe und Angst machte. Da ich teils nicht Aufmerksamkeit genug hatte, teils die Kanzelvorträge nicht verstand, so geriet ich während der Predigt aufs Bibellesen. In meiner kleinen Handbibel, die ich mit zur Kirche nahm, las ich mit unersättlicher Begier, besonders im Alten Testament die Bücher Samuelis, der Könige und der Chronik — vorzüglich aber die Geschichte des Elias und Elisa. Meine Religion war mir gerade damals das, was man ein Arkanum nennt; es war mir, wie's einem sein muß, der den Stein der Weisen zu haben glaubt. Indessen warf mich meine Flüchtigkeit, meine unersättliche Neugier, mein Leichtsinn immer wieder von meinen Höhen hinab. Da wurde mir denn das Abbitten besorglicher Strafen, oder das Gebet, daß meine Mutter gewisse Dinge von mir nicht erfahren möchte, besonders geläufig; und da solche Gebete zu meinem größten Erstaunen von dem besten Erfolge waren, so attachierten mich diese Erfahrungen an Gott, machten mich zugleich aber auch wieder leichtsinnig! — Obgleich meine Mutter unaufhörlich ihren tiefen, unversöhnlichen Haß gegen alles Lügen aufs nachdrücklichste

bezeugte, obgleich ich aus ihrem Munde nie eine Unwahrheit gehört hatte, obgleich ich in meiner frühen Jugend schon so viel Gottesfurcht hatte, daß ich nicht so leicht sündigte, so gestehe ich dennoch, daß ich wegen der Strenge meiner Mutter oft zur Lüge meine Zuflucht nehmen mußte. Verleumdung, falsche Anklage, Lüge zum Nachteil anderer war mir unmöglich, aber die Notlüge glaubte ich oft nicht umgehen zu können. Und war mir dann bange, so bat ich Gott, doch zu verhüten, daß es nicht ans Licht käme, weil ich untröstbar gewesen wäre, wenn mich meine Mutter ein einziges Mal bei einer Lüge ertappt hätte. — Von Christus hatte ich damals noch keinen Begriff, wie denn das Neue Testament mich viel weniger rührte, als das Alte. Christus war für das Attachement meines Herzens damals eine noch gar nicht existierende Person; mein Herz bedurfte seiner noch nicht, es verlangte nur nach einem gebeterhörenden Gott."

Mit der Liebe zu Gott verband sich die Lust zum Großen, Erhabenen, Geheimnisvollen, sodaß er in seiner Phantasie sich ausmalte, wie schön es sei, wenn er Anführer einer Diebesbande würde oder in Gefangenschaft geriete: die Idee, aus dem Verborgenen herauszuwirken ins Weite, Große, lag hier ebenso zum Grunde, wie bei den Versuchen, durch Gebet eine Sache im Geheimnis bewahren zu können durch die Mitwirkung Gottes. „Es ist," sagt Lavater, „ein unaustilgbarer Grundzug meines Charakters, ungeheuer große Dinge zu sehen, in Gedanken zu bauen, zu veranstalten — und zwar ohne Rücksicht auf Ehre und Ruhm — wie es ein Bedürfnis meiner individuellen Natur und Kraft ist, mächtig zu wirken. Das Herz klopfte mir, wenn ich einen hohen Turm sah, und aller meiner schwindelnden Furchtsamkeit ungeachtet war mir's die entzückendste Freude, Türme zu besteigen. Alles, was ich anfing, war auf einen großen Plan berechnet, sodaß es schwerlich vollendet werden konnte. So machte ich einmal von Siegelwachs einen ungeheueren militärischen Zug von Kanonen, Pferden u. s. w., ich arbeitete mit einem eisernen Fleiße daran, wo ich stand und ging, saß und lag, in der Tasche, im Bette, in der Schule und Kirche. Das Werk ward fertig und auf drei langen Brettern hingestellt. An einem Sonntag Abend spazierte ich, wo das Machwerk stand, auf und nieder; ein plötzlicher Ekel an dieser Arbeit überfiel mich, indem ich eine Menge Fehler daran entdeckte; dazu kam der Gedanke, welch einen ungeheuern Klumpen Wachs die zusammengeknetete Masse geben würde. Hier fiel ich über die ganze Armee, drückte, packte, drängte sie zusammen. Kaum war ich mit der Zerstörung fertig, so kam mein Vater, der eben Gesellschaft bei sich hatte und ihr dies sonderbare Werk seines Knaben zeigen wollte. Hören und Sehen verging mir; lange mußte ich Vorwürfe hören, und später hat mich der Vorfall immer leise gewarnt vor allen Unternehmungen, die mich hätten reuen können."

Unter den Mitschülern gab es manche rohe, leichtsinnige Bürschchen, die sich über den zarten und stillen Träumer lustig machten; dann machte Kaspar, um nicht hinter den andern zurückzubleiben, auch mit, trotzdem, daß

sein stets empfindliches Gewissen ihn bei jeder Vergehung strafte, und wenn sich darauf sonst etwas Unangenehmes ereignete, so schrieb er es als gerechte Strafe seinem Leichtsinn zu. Eine Reise nach dem nahegelegenen Badeorte Baden, die er im neunten Jahre mit der Mutter machte, führte ihn wieder zu größerem Ernst; in der Betrachtung der einsamen schönen Natur fand er einen süßen Zauber, und in dieser gehobenen Stimmung nahm er sich vor, in der Schule und daheim alle Unarten zu meiden. Als nicht lange darauf der Aufsicht führende Pfarrer in die Klasse trat und die Schüler fragte, wer unter ihnen Pfarrer werden wollte, rief Kaspar sogleich: Ich, ich! Er hatte das Wort ohne Überlegung ganz unwillkürlich gesprochen, nun aber gefiel ihm der Gedanke, und er fing an, eine wirkliche Sehnsucht nach dem geistlichen Stande zu fühlen, auch den Eltern seinen Wunsch auszusprechen, obwohl diese meinten, daß er wenig zu einem Pfarrherrn tauge. Nannte man ihn doch schon lange den „Unmündigen", weil ihm die Gabe zum Reden und Erzählen ganz zu fehlen schien. Und doch fehlte ihm nicht diese Gabe, wohl aber der Mut zum freien Reden, und daran war die Mutter schuld, die ihn ohne Unterlaß hofmeisterte und durch unzeitige Strenge zum schüchternen Wesen veranlaßte. Daß es ihm nicht an moralischem Mut fehlte, zeigte er, als er in die letzte Klasse der lateinischen Schule kam und da wegen eines geringen Vergehens, ja, wie es ihm schien, ohne alle Ursache gezüchtigt wurde. Zornig fuhr er den Lehrer an: „Bei Gott, ich will wissen, warum ich gestraft bin? Ihr seid ein Tyrann, ein Unmensch!" Mit diesen Worten lief er fort. Ja, er konnte, wenn er Unrecht sah oder durch Gewaltthätigkeit gereizt ward, die ungeheuersten Verwünschungen und Flüche ausstoßen.

Früher hatte ihn die Mutter immer zu älteren Knaben getrieben und ihm dadurch die Spiellust ganz verdorben; nun erhielt er zu seiner großen Freude die Erlaubnis, an einer Sonntagsabend-Gesellschaft, die aus Knaben seines Alters bestand, teilnehmen zu dürfen. In dem Hause, wo sich die Gesellschaft zusammenfand, herrschte die größte Sauberkeit und Ordnung, und Kaspar, der bisher nicht viel Rücksicht auf seine leibliche Reinlichkeit genommen hatte, betrachtete sich selber nun auch von dieser Seite und gewann die Ordnung und Sauberkeit lieb. Es lag ihm daran, der Hausfrau zu gefallen, die ein scharfes Auge für äußere Wohlanständigkeit hatte.

Im Erlernen der Sprachen waren die Fortschritte gering, aber die Lektüre wurde allmählich Lieblingsbeschäftigung; doch da er ohne Plan und Ordnung las, gab diese Leserei nur noch mehr Veranlassung, bloß seine Phantasie aufzuregen. Des Nachts wurde er durch allerlei ungeheure Träume gequält, in denen er die größten Gefahren zu bestehen glaubte; die Gespensterfurcht quälte sogar den zum Jüngling heranreifenden Knaben. Als er (1754) in die oberen Klassen des Gymnasiums (in das sog. collegium humanitatis) eintrat, wo damals B o d m e r und B r e i t i n g e r unterrichteten, die, seinen regen Geist erkennend, ihn freundlich aufmunterten: da entschloß er sich zu ausdauerndem soliden Fleiß, stand des Morgens sehr früh auf und war noch um Mitternacht bei der Arbeit. Doch für ein tieferes Sprachstudium war

er einmal nicht gemacht; selbst mitten in seinen Schularbeiten war der religiöse Drang so stark, daß er eine Reihe geistlicher Lieder dichtete, und daß ihm die Beobachtung des eigenen Seelenzustandes über alles ging. Mit mehreren edlen Jünglingen (den beiden Heß und Heinrich Füßli) knüpfte er Freundschaftsbündnisse, sprach mit aller Beredsamkeit zu ihnen über die Übungen in der Frömmigkeit, wachte über ihren Seelenzustand und übte sich so für seinen geistlichen Beruf.

Als einundzwanzigjähriger Jüngling sprach er sich durch eine auffallende Probe von Thatkraft und Unerschrockenheit mündig. Er klagte nämlich den Landvogt Grebel an, einen durch hohe Verbindungen geschützten Beamten, dessen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten niemand zu rügen gewagt hatte. Heinrich Füßli (der nachher in England berühmt gewordene Maler) unterstützte ihn dabei. Die Regierung nahm die Klage an, Grebel wurde verurteilt, mußte die Übervorteilten entschädigen, und die mutigen Rächer des Unrechts wurden mit ausgezeichneter Achtung belohnt. Im folgenden Jahre reiste Lavater in Gesellschaft Füßlis über Leipzig und Berlin, wo er die bedeutendsten Gelehrten jener Zeiten kennen lernte, zu Spalding nach Barth in Schwedisch-Pommern, um seine Bildung zum Geistlichen im Umgange dieses Theologen zu vollenden. Er verlebte hier mehrere Monate unter theologischen und ästhetischen Studien, und konnte auch Spaldings Ruhe und Klarheit nicht auf sein unruhiges Wesen übergehen, so verdankte er doch diesem Aufenthalte manchen Wink über die würdige Führung des Predigtamts. Auch hatte diese Reise ihm eine nähere Bekanntschaft mit der deutschen Litteratur verschafft, und nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt (1764) teilte er seine Zeit zwischen jener freundschaftlichen Seelsorge, biblischen Studien und poetischen Versuchen. Klopstocks und Bodmers Musen hatten auch sein Dichtertalent angeregt, das sich nun täglich in Liedern ergoß, aber auch sogleich die ernste Richtung auf Religion und Vaterland nahm. Seine kernhaften „Schweizerlieder“, die 1767, und die „Aussichten in die Ewigkeit“, die 1768 erschienen, erwarben ihm eine Menge Verehrer; wie in den Liedern sich eine treffliche Gesinnung offenbarte, so fesselten in den „Aussichten“ das warme Gefühl und die phantasiereiche Darstellung, bei der man vergaß, daß im Grunde doch keine näheren Aufschlüsse über das Jenseits gegeben wurden. Schon 1766 hatte er die durch Frömmigkeit und Herzensgüte ausgezeichnete Anna Schinz zu seiner Gattin erwählt, und erst 1769 übernahm er die Pflichten eines öffentlichen geistlichen Amts als Diakonus an der Waisenhauskirche zu Zürich. Seine Predigten, ausgezeichnet durch Geist und lebendigen Glauben, wie durch eine eben so kräftige, als herzgewinnende Sprache, fanden den größten Beifall; nicht minder trug auch seine edle Einfalt, seine Herzensgüte, die kein Opfer zu schwer fand, wo es galt, den Armen zu helfen und die Traurigen zu trösten, viel dazu bei, ihn zum Manne des Volks und Liebling der Gemeinde zu machen. Seit 1772 wurden seine Predigten gedruckt und auch im Auslande gern gelesen, und wie er dadurch auf die Gebildeten wirkte, so suchte er durch sein „Sittenbüchlein für Dienst-

boten" auch auf die niederen Klassen zu wirken. Dabei dienten seine „Gedichte", die von Zeit zu Zeit herausgegeben wurden, obwohl sie auf poetische Schönheit wenig Anspruch machen konnten, vielen zur Stärkung und Freude.

Gewohnt, die Geister und Herzen der Menschen zu erforschen und von dem inneren Menschen sich ein Bild zu entwerfen, trat ihm der Gedanke immer näher, daß, weil der äußere Mensch die Offenbarung des inneren sei, der sittliche Charakter auch schon in der Gesichtsbildung sich müsse erkennen lassen. Und wie all sein Wirken immer ins Praktische ging, glaubte er dadurch ein vorzügliches Mittel zu gewinnen, desto sicherer auf die verschiedenen Charaktere wirken zu können, je klarer er sie gleich auf den ersten Blick durchschaute. So nahm er sich vor, eine neue Kunst und Wissenschaft, „die Physiognomik", ins Leben zu rufen, sammelte (seit 1769) aus allen Gegenden die Schattenrisse bekannter Personen, wobei ihm seine ausgebreitete Korrespondenz, die alles in den Zauberkreis seines neuen Unternehmens zog, sehr zu statten kam. Besonders ging er auf Christusköpfe aus, denn wie in Christo die reinste Menschheit sich dargestellt hatte, so glaubte er auch nach dessen Vorbilde die reine aus der sündigen Menschheit wieder herstellen zu können. So war das scheinbar der theologischen Wirksamkeit Fernliegende doch, nach der Absicht ihres Urhebers, ein christliches Werk.

Lavater selber erklärt sich über die Entstehung der physiognomischen Fragmente also: „Von meiner frühesten Jugend an hatte ich einen starken Hang zum Zeichnen, und besonders zum Porträtzeichnen, obwohl ich wenig Fertigkeit und wenig Geduld dazu hatte. Durchs Zeichnen fing mein dunkles Gefühl an, sich nach und nach einigermaßen zu entwickeln. Die Proportion, die Züge, die Ähnlichkeit und Unähnlichkeit der menschlichen Gesichter wurden mir merkbarer. Es fügte sich, daß ich etwa zwei Tage nacheinander ein paar Gesichter zeichnete, die sehr ähnliche Züge hatten. Dies fiel mir auf, und ich erstaunte noch mehr, da ich aus andern Datis wußte, daß die Personen sich durch etwas ganz Besonderes in ihrem Charakter auszeichneten. Ich ward nachher durch Herrn Leibarzt Zimmermann in Hannover veranlaßt und aufgeweckt, etwas darüber zu schreiben. Ich fand häufigen Widerspruch. Dies nötigte mich, die Sache mehr zu entwickeln, von allen Seiten anzusehen, und endlich entstand, was entstanden ist, das physiognomische Werk."

Als Probe mögen nur folgende kurze Charakteristiken hier eine Stelle finden.

Zwingli.

Gewaltige Festigkeit. Mindere Feinheit als Erasmus und Breitinger.

Ernst, Nachdenken und männliche Entschlossenheit, Vielwissen ohne Ausdehnung, sich zusammenziehende Thatkraft, Bewußtsein seiner Erkenntnis ohne Spiegelung und Selbstgefälligkeit scheinen mir in diesem Gesichte auffallend zu sein.

Bis zum Steifsinn gehender Mut in der im ganzen genommen perpendikulären Stirn.

Ernst und Nachdenken in diesen Falten, besonders im Übergange von der Nase zur Stirn.

Nasenloch und Spitze der Nase gemein, wenigstens in der Zeichnung; wie verschieden von Erasmus' feindeutiger Beschnittenheit!

Der Umriß der Oberlippe gewiß keiner gemeinen Seele. Desto gemeiner die rohe und nur hinten sich verfeinernde Unterlippe.

Im Kinn mäßige Festigkeit.

Schauender durchdringender Verstand im schrägen Augapfel. Güte in den Falten ums Auge, die der lächelnde Witz bildet.

Die Geradheit des Ganzen ist auffallend.

*

Jesuiten.

Vielleicht ist unter allen religiösen Physiognomieen keine leichter erkennbar, als die jesuitische. Jesuiten-Augen sind zum Sprichwort geworden. Und in der That; ich getraute mir fast Umrisse jesuitischer Augen angeben zu können, und nicht nur der Augen, sondern auch beinahe der Form des Kopfes. Ein Jesuit möchte beinahe in welchem Kleide er wollte erscheinen, er hätte das Ordenszeichen im Blicke für den gemeinen, in dem Umrisse seines Kopfes für den geübten Physiognomen. Zu diesem Umrisse gehören denn vorzüglich drei Stücke: die Stirn, die Nase und das Kinn. Beinahe immer stark gewölbte, vielfassende, selten scharfe, feste, gedrängte Stirnen; beinahe immer große, meist gebogene und vorn scharf knorpelige Nasen; beinahe immer große, nicht fette, aber rund vorstehende Kinne; immer fast etwas zusinkende Augen, bestimmt gezeichnete Lippen. Merkwürdig, daß unter allen den so gelehrten Jesuiten so wenig Beispiele sind, vielleicht nicht ein entscheidendes ist von einem wahrhaft philosophischen Kopfe. Mathematiker, Physiker, Politiker, Redner, Poeten, wie viele hatten sie! Wie wenige philosophische Köpfe! Und das ist auch leicht zu begreifen. Die Art von Biegsamkeit, die Einschmeichelungskunst, die künstliche Beredsamkeit, die Übungen im Schweigen und Verstellen, die ihnen so geläufig sein mußten, wie konnten die so gar nicht neben freier, kühner, allprüfender Philosophie bestehen! Also, wo das eine mußte gesetzt werden, ward das andere dadurch schlechterdings aufgehoben. Sehr wenige Jesuiten wird man finden von außerordentlicher Kühnheit. Eben die Bildung zur Feinheit kann nicht mit der Bildung zur persönlichen Kühnheit bestehen, wenigstens wird gewiß nicht die Kühnheit, sondern die Feinheit immer die Oberhand behalten. Der religiöse Enthusiasmus, Enthusiasmus sage ich, nicht die so oft damit verwechselte Affektation des Enthusiasmus, haftet selten, ich dürfte sagen niemals in stark geknochten Körpern. Die Kühnheit der Jesuiten, ich weiß es, war unbegrenzt, aber ihre Kühnheit war Geheimnis, gründete sich auf Verborgenheit, war lichtscheu. Und lichtscheue Kühnheit ist so wenig wahre Kühnheit, als lichtscheue Tugend Tugend ist.

Zwingli

Ignatius Loyola

Ignatius Loyola.

Erst Kriegsmann, dann Ordensstifter. Eines der merkwürdigsten Phänomene, Klippe und Charybdis unserer philosophischen Historiker.

Von dem Kriegerischen ist noch Ausdruck genug übrig in diesem Gesichte. Wo? In der Feste des Ganzen, dann im Munde und Kinn; aber der Umriß der Stirn ist nicht des kühnen vordringenden Kriegers. Überschwenglich aber ist der frömmelnde, planmachende Jesuitismus über dieses Gesicht ausgegossen. Nur der Mund, wie er hier — ich vermute fehlerhaft — erscheint, hat in der Unterlippe vieles Schwache; aber Stirn und Nase, besonders das Auge, dieses zusinkende Auge, dieser durchblickende Blick, zeigen den Mann von Kraft, still zu dulden und still zu wirken, und weit und tief zu wirken durch Stille. Die Stirn hat geraumen Sitz für tausend sich kreuzende, verworfene und wieder ergriffene Anschläge. Der Mann kann nicht müßig sein, er muß wirken und herrschen. Die Nase scheint alles von fern zu riechen, was für ihn und wider ihn ist; doch eben hier, in diesem Bilde wenigstens, fehlt ihr viel von Größe.

So selten man frei-offene, kühnbogige Augen finden wird, die der Schwärmerei ergeben sind, so selten solche Augen, wie diese, die nicht in Schwärmerei versinken. Nicht, daß sie es müssen, aber unter gewissen Umständen, bei gewissen Veranlassungen ist es höchst wahrscheinlich, daß sie es werden.

* * *

Mitten in der Blütezeit dieses physiognomischen Treibens fiel seine Reise ins Bad Ems, der wir eine sehr ansprechende Episode in Goethes „Wahrheit und Dichtung" (Bd. 3) verdanken. Mit Goethe hatte Lavater schon korrespondiert, ehe er ihn noch persönlich kannte, und der junge Dichter war eigens nach Ems gereist, um den berühmten Physiognomiker zu begrüßen, der, wohin er kam, von Hohen und Niedern gesucht, bewundert, gefeiert wurde. Lavater ließ sich von einem geschickten Zeichner, Namens Lips, begleiten, welcher gleich an Ort und Stelle einen Schattenriß entwarf, der dann später in Kupfer gestochen wurde. Lavaters Erklärung dieser Bilder, in schwunghaft-mystischer Sprache gegeben, klang wie ein Orakelspruch. Als die Frucht seiner physiognomischen Studien unter dem Titel „physiognomische Fragmente" von 1775 ab ans Licht trat, erregte das Werk allgemeine Sensation, und es mußte alsbald auch eine französische Übersetzung veranstaltet werden. Es war eine Zeit des Enthusiasmus, in welcher das Neue, wenn es nur geistreich war, den größten Anklang fand. Doch fehlte es auch nicht an der scharfen Kritik des kalt prüfenden Verstandes. Schon im Anfange, als Lavater durch seine Physiognomik Aufsehen erregt hatte, schrieb der witzige Professor Lichtenberg in Göttingen seine pikante Flugschrift: „Timorus, die Verteidigung zweier Israeliten, die, durch die Kräftigkeit der Lavaterschen Beweisgründe und der göttingschen Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben, von Konrad Photorin, der Theologie und belles lettres

Kandidaten". Lichtenbergs Satire verfolgte die Physiognomiker weiter in dem Aufsatze: „Über die Physiognomik wider die Physiognomen, zur Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntnis". Der berühmte Arzt Zimmermann in Göttingen hatte Partei für Lavater genommen und wurde nun durch Lichtenbergs Ausfall auf denselben in Feuer gesetzt. Es entspann sich zwischen beiden verdienten Männern eine litterarische Fehde, die von Zimmermann mit Bitterkeit und Persönlichkeit, von Lichtenberg mit überlegenem Witz geführt wurde. Als Lavater 1778 seinen Sohn auf die Universität Göttingen brachte, besuchte er ohne Groll den Professor Lichtenberg, wurde freundlich von diesem aufgenommen, und beide söhnten sich vollkommen miteinander aus.

Es ist nicht zu verkennen, daß Lavater, hätte er eine gediegene strengwissenschaftliche Bildung sich erworben, von manchen Überspannungen fern geblieben wäre. Sein unruhiges, stets aufgeregtes Wesen, in welchem das Herz oft mit dem Kopfe durchging und die Phantasie den Erfolg schon sah, wo der Verstand noch gar nicht die Mittel erwogen hatte, verführte ihn sogar zu manchen Thorheiten. So hatte er im ersten Jugendfeuer die Bekehrung des jüdischen Philosophen Mendelssohn unternommen, ein Versuch, der ihm jene beschämende Zurechtweisung zuzog, ohne ihn doch von ähnlichen Wagstücken abzuhalten. Verdarb er es doch mit seinem Freund Goethe durch seinen Eifer, der gut gemeint, aber schlecht angewendet war. Goethe, der mit so viel Liebe in die Eigentümlichkeit des Lavaterschen Wesens eingegangen war, durfte wohl auch an Lavater die Forderung stellen, das Goethesche Wesen tiefer zu würdigen und nicht mit der frommen Schablone zurecht schneiden zu wollen. Hatte er ja schon im Jahre 1777 an Lavater ganz offenherzig geschrieben: „Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir, wie bisher." Das konnte Lavater nicht fassen. In seiner Sucht nach dem Übernatürlichen, Wunderbaren und Geheimnisvollen glaubte er oft etwas Neues und Unerhörtes gefunden zu haben, was doch mit sehr natürlichen Dingen zugegangen war. Gaßners Teufelsbeschwörungen machten großen Eindruck auf sein Gemüt, und er erwartete von den Erscheinungen des Magnetismus ganz besondere Aufschlüsse über die Geisterwelt, und glaubte auch, daß nun der Schlüssel zu den wunderbaren Heilungen Jesu gefunden sei.

Man würde aber die ganze Eigentümlichkeit und in ihrer Art einzige Wirksamkeit Lavaters falsch beurteilen, wenn man sich bloß an das Exzentrische halten, sich bloß auf den Standpunkt der Wissenschaft und Ästhetik stellen wollte. Der tiefinnerste Kern seines Gemüts war rein und edel, und eben darum hat er auch so tief auf manche edle Gemüter gewirkt und eine Verehrung genossen, wie sie wohl kein Geistlicher seines Jahrhunderts gefunden hat. Einen ehrenvollen Ruf zum Diakonat bei der reformierten Gemeinde in Bremen schlug er, aus Liebe zu seiner Vaterstadt, aus; dafür beförderten ihn die Züricher zu ihrer besten Pfarrstelle. Als Republikaner begrüßte auch Lavater anfangs die französische Revolution mit Jubel, aber

bald ward er anderen Sinnes, und seit dem Königsmord sprach er mit Abscheu von den französischen Greueln. Als auch die Schweiz von der Revolution ergriffen wurde, sprach er auf der Kanzel und unter dem Volke mit einer Kühnheit und Besonnenheit über die öffentlichen Angelegenheiten, wie sie nur die Begeisterung für Wahrheit und Recht und echte Vaterlandsliebe einflößen kann. Er rügte das unlautere Parteigetriebe und die Willkür der Machthaber trotz aller Gefahr, die für seine Person daraus erwuchs. Als er endlich auf den lächerlichen Argwohn einer verräterischen Gemeinschaft mit Rußland und Österreich, während er an einer schmerzlichen Krankheit litt, 1796 nach Basel deportiert wurde, freute er sich dennoch, in seiner Verantwortung das Mittel zu haben, den damaligen Direktoren der Schweiz die Wahrheit mit aller Entschiedenheit vorzuhalten. Nach einigen Monaten entlassen, kam er glücklich durch die französischen Vorposten wieder nach Zürich zurück und fuhr nun mit erneutem Eifer in seiner Amtsthätigkeit fort, bis diese auf die schrecklichste Weise gehemmt wurde.

Am 26. September 1799, bei der Einnahme Zürichs durch Massena, unmittelbar nach dem Eindringen siegesberauschter Franzosen, eilte er aus seiner Wohnung, in der Absicht, einigen hartbedrängten Nachbarn kräftig beizustehen. Die raubgierigen rohen Krieger fielen über ihn selber her. Da setzte er ihnen besonnen und ruhig die Beredsamkeit seiner Liebe entgegen; sein Wort schien Eindruck zu machen, aber alsbald traf ihn ein Flintenschuß durch die Brust, von der Hand eines Soldaten, welchen er kurz vorher beschenkt und besänftigt hatte, dessen blinde Wut aber verderblich wieder entbrannt war*). Der Schuß war zwar nicht für den Augenblick tödlich, führte jedoch ein langwieriges Brustleiden herbei, das schmerzlicher war, als der Tod. In dieser letzten Leidenszeit entwickelte Lavater alle edleren Kräfte seines Wesens, seinen christlichen Mut und Glauben, seine Liebe und seine Standhaftigkeit und sein rastloses Wirken für Menschenwohl — zu schönster Blüte. Während seine Linke das von Schmerzen gefolterte Herz hielt, verlor seine geschäftige Rechte keinen Augenblick, um seinen Freunden, seiner zahlreichen Gemeinde, seinem gesamten Vaterlande noch alles das schriftlich zu sagen, was er auf dem Herzen hatte. Krank bis zum Tode ließ er sich noch in die Kirche tragen, und zu kraftlos, um die Kanzel zu besteigen, erhob er am Fuße derselben zum letztenmal seine schwache Stimme, um von seiner geliebten Gemeinde segnend und ermahnend zu scheiden. Mit letzter Anstrengung rief er ihr zu: Ruhig ist keine Seele, als die, so sich vor dem Herrn demütigt, als die, welche auf Ihn sieht, als die, welche sich hält an Ihn! Und als er dann vernahm, die Gattin seines Bruders, die er immer vorzüglich geschätzt und geliebt, ringe

*) Nach Raoul-Rochette's „Histoire de la révolution helvétique (Paris 1823), war weder ein Franzose noch Russe der Mörder: Ce crime appartient tout entier à la fureur des partis; et Lavater, qui connaissait son assassin, emporta dans la tombe cet horrible secret, avec tous les autres secrets de sa belle âme et de son inépuisable charité.

mit dem Tode, riß er das letzte Vermögen in sich empor und kleidete sich hastig an; er ließ sich durchaus nicht abhalten, zu ihr gebracht zu werden. Der Sterbende saß am Bett der Sterbenden und gab ihr, zwar nur schwach lallend, aber mit der ganzen Fülle seines Glaubens, seiner Liebe und seiner Hoffnung labende Worte des Trostes und der Zuversicht, Worte eines treuen zärtlichen Abschieds, welcher „für sie beide kein Abschied mehr sei, da schon sobald nach ihr Gott auch ihn abrufen werde". — Während einer solchen gewaltsamen Anstrengung seiner letzten Kräfte war Lavater einigemal aus Mattigkeit in seinem Sessel umgesunken und endlich an dem Lager des Todes sogar auf einige Zeit entschlummert. Diese Erschöpfung beschleunigte sein gänzliches Hinscheiden, denn schon nach acht Tagen starb auch er (am 2. Januar 1801).

Wer möchte Goethe nicht beistimmen, wenn er sagt, daß er niemand gekannt habe, der ununterbrochener handelte, als Lavater? Und dieses Handeln galt überall der Liebe, der Freundschaft, der Wahrheit und Gerechtigkeit, mit einem Worte christlicher Humanität. Sein Christusglaube machte ihn zum Propheten, seine Christusliebe zum Apostel. „Eines meiner liebsten Geschäfte," sagte er selbst, „ist das Predigen, Briefe schreiben, die erleuchten, erwärmen, vergnügen, Freunde und Freundinnen besuchen, Armen helfen, die mit ihrer Not auf meine Stube kommen," er hätte hinzusetzen können, die Armen suchen und finden, denn mit gleicher Lust ging er zu den Großen der Erde, wie zu den Geringen. Und allen imponierte das Zarte, Jungfräuliche, Reine und Reinliche seines Wesens; mehr als seine Schriften wirkte seine Persönlichkeit. Seine Gestalt hatte etwas Feines, Vornehmes. Lang und wohl gewachsen, aufrecht, leise und leichtschwebend in Gang und Bewegung, dabei eine unverkennbare geistliche Haltung, ohne alle Ziererei. Auffallender noch war seine Gesichtsbildung, deren richtiges Verhältnis und Ebenmaß selbst von der vorspringenden Nase wenig gestört wurde. Milde und lebhaft im Ausdruck war die Miene und rein blaß seine Farbe, daher ihn auch Asmus den „Mann mit Mondstrahl im Gesichte!" hieß. Das Schönste aber waren die Augen, von denen er selbst in einem Scherzgedichte sagt:

„Du wirst in meinem Aug' ein amoroses Schmachten,
Licht, Nacht, Etourderie und List, mit Lust betrachten."

Mit liebenswürdiger Aufrichtigkeit hat der Mann, dessen Thun und Treiben mitunter hart an das des Charlatan streifte, auch seiner Klugheit und Thorheit, List und heißblütigen Übereilung (Etourderie) Erwähnung gethan. Manche Schwächen und Verirrungen eines leicht erregten Temperaments wurden jedoch immer durch den auf das höchste und edelste gerichteten Gottessinn überwunden, und dieser Adel der Gesinnung war auch im Antlitze zu lesen.

Man hat nicht ganz mit Unrecht Lavater den deutschen Fenelon genannt, und in der That finden wir in der merkwürdigen Schilderung, die der Duc de St. Simon von Fenelons Persönlichkeit macht, die sprechendsten Paral-

lelen: Le prélat était un grand homme maigre, bien fait, pâle, avec un grand nez, des yeux dont le feu et l'esprit sortaient comme un torrent, et une physiognomie telle, que je n'en ai point vu qui y ressemblait, et qui ne se pouvait oublier quand on ne l'aurait vue qu'une fois. Elle avait de la gravité et de la galanterie, du serieux et de la gaieté. Dieser Verein eines würdevollen Wesens mit heiterster Natürlichkeit der Sicherheit in allen Feinheiten des Umgangs, mit froher Laune und beweglichem Scherz machte Lavater so beliebt bei den Damen und den Weltleuten. Ungeachtet aber aller Sanftmut und Feinheit seines Wesens wußte er (ja vielleicht eben deshalb) auch den Großen der Erde kühn und eindringlich die Wahrheit zu sagen, und gleich Fenelon hatte er „mit dem Ansehen eines Propheten, das er bei seinen Anhängern erlangte, sich an eine Herrschaft gewöhnt, die in ihrer Sanftmut doch keinen Widerstand duldete".

Das tiefe Gemüt und die ebenso reiche als bewegliche Phantasie gab auch der Rede Lavaters große Eindringlichkeit und Fülle; er überzeugte übrigens mehr mit seiner reinen Gegenwart, als mit Worten. Der hochdeutschen Mundart war er nie mächtig, und er predigte allenthalben, in Bremen, wie in Zürich, im schweizerischen Kanzeldeutsch. Man hat ihn der Eitelkeit beschuldigt, daß er es z. B. litt, wie die bei seinem Erscheinen in Bremen sich begeistert zudrängende Menge ihm die Hände küßte; man lese aber den Brief, den er tags darauf an seinen Sohn nach Zürich schrieb und thue einen Blick in sein Inneres:

Morgens um 8 Uhr.

„Mein gestriger Tag in Bremen war ein lehrreicher Tag für mich, . . . ein einziger in seiner Art. Das einzige in seiner Art muß auf die möglichste Weise benutzt werden. Je einziger, desto heiliger. Ich will Dir, mein Sohn, aus dem gestrigen Tage einige Lehren abziehen, die Dir vielleicht einmal nützlich sein können.

„Unterziehe Dich ohne Grimasse, mit heiterer Ruhe und froher Demut auch dem Schicksale, auf einem Theater vor einem unzähligen, sehr vermischten Parterre zu stehen. Sei nicht eitel und nicht spröde — gieb Dich ruhig hin, wo Du Dich hinzugeben bestimmt bist. Laß weder Stolz noch Ungeduld Dich anwandeln. Verehre alles, was ist und sein muß. Vergiß Dich so wenig, und so sehr wie möglich. Denke so wenig wie möglich an Dein bewundertes oder angegafftes Wesen — und so sehr wie möglich an die Würde der Menschheit und an Deinen Beruf, die vom Himmel Dir aufgetragene Rolle auf die demütigste, uneigensüchtigste und wohlwollendste Weise zu vollenden. Erwecke Dich täglich, mehr zu sein, als zu scheinen. Strebe danach, etwas in Dir zu haben, welches niemand kennt, niemand angaffen, bewundern, ahnen kann, und dessen Dasein doch in stillen, ewigen Wirkungen sich äußern muß. Gieb keinem zu viel und keinem zu wenig, d. h. übe Dich, Dich nach den Bedürfnissen, Fähigkeiten und Kräften der Menschen zu richten, die etwas von Dir wollen oder zu wollen meinen. Erwecke Bedürfnisse da,

wo keine sind, wofern Du gleich etwas an der Hand hast, sie zu befriedigen, und etwas zurücklassen kannst, wodurch sie weiter erweckt und befriedigt werden. Schließe Dich an nichts zu sehr an. Wirke immer auf die beste, gesundeste Partei der Menge oder der Individuen, die Dich umringen. Behandle alle, die nicht entscheidende Beweise von Unredlichkeit gegeben haben, als redlich; hundert Halbredliche macht diese Behandlung ganz redlich. Sammle Dir täglich Vorrat von Beispielen, Lehren, Erzählungen, Fabeln, Gleichnissen, wodurch Du allen Klassen von Menschen nützlich sein kannst. Richte jedem seine Speise nach seinem Geschmacke zu, und lasse die Arznei so wenig bitter sein, als möglich. Was Dich nicht lieben kann, müsse Dich achten. Wer sich selbst achtungswürdig ist, ist es gewiß allen, die ihn zu kennen Gelegenheit haben. Gelegenheit, achtungswürdig zu handeln, fehlt dem wahrhaft und innerlich Achtungswürdigen gewiß nie. Suche sie nicht, fliehe sie nicht! Ist sie da, benutze sie mit Einfalt, Demut und Mut. Wer vor sich edel handelt, der handelt edel vor dem Himmel — und wer vor sich und dem Himmel edel handelt, darf sich um die Urteile der Welt nicht bekümmern — darf Schurken und Satane, wie viel mehr gute, edle, achtungswürdige Menschen zusehen lassen. Sei gut vor Dir selber — so bist Du gut vor allen Guten und Bösen. Sei nebenabsichtslos, und Du wirst mehr als ein guter Mensch zu sein scheinen. Je mehr Du Dich selbst vergissest, desto mehr wirst Du existieren und existieren machen."

Durch seine vier prächtig gedruckten und mit Bildern reich ausgestatteten Bände der „physiognomischen Fragmente" hat sich Lavater dem großen Publikum und dem Auslande bekannt gemacht. Auf dieses Werk hat er viel Geld und unendliche Arbeit verwandt; und als es — soweit das der Gegenstand erlaubte — einigermaßen abgerundet war, setzte er noch immer die Sammlungen zu seinem physiognomischen Kabinette fort, das weniger aus Kupferstichen, als aus alten und neuen Handzeichnungen, aus Bildern seiner Freunde und der ihn besuchenden Fremden bestand. Diese Sammlung, sehr sorgfältig aufgezogen und unter Glas gebracht, füllte sein Zimmer in eichenen Schränken und war höchst sehenswert. Von der Physiognomik hoffte er, daß mit der Zeit Fürsten, Richtern, Lehrern diese Erkenntnis so unentbehrlich sein werde, wie das tägliche Brot; er erwartete eigene Lehrstühle für diese Wissenschaft — und doch mußte er sich selber sagen, „daß er sich unzähligemal in seinem Urteile geirrt habe und noch täglich irre, daß er täglich Gesichter sehe, über die er kein Urteil zu fällen imstande sei." Immerhin bleiben aber die „Fragmente" ein schönes Denkmal von Lavaters durchdringendem Geiste, der in die Tiefen und zu den Höhen der menschlichen Natur schaute, und dem für die individuellen Züge stets der rechte Ausdruck zu Gebote stand. Er hat mit seinen Charakterschilderungen nicht bloß die Menschen- und Seelenkunde, sondern auch unsere Sprache bereichert.

William Penn*).

Wenn auch ein Mann romanischer Nation, Christoph Columbus, der Entdecker des neuen Erdteils Amerika war, so blieb es doch den germanischen Völkern vorbehalten, die neue Welt für das europäische Kulturleben zu gewinnen. Zwar haben auch ein Cortez und Pizarro sich durch die Kühnheit und Tapferkeit ihrer Eroberungen einen glänzenden Namen erworben, aber ihre blutig gesäeten Thaten konnten keine Früchte des Friedens, keine sittliche Bildung den unterjochten Völkern bringen; ein spanisches Christentum mit seiner Inquisition und eine spanische Politik mit ihrem Despotismus konnten nur zeitweilig unterjochen, aber nicht kolonisieren. Die nach bürgerlicher und religiöser Freiheit ringenden Engländer, zum Teil auch die stammverwandten geistig freien Deutschen waren es, welche die Freiheit in der neuen Welt gründeten. Unter den großen Namen des 17. Jahrhunderts, welche an das Werk der Kolonisation erinnern, ist aber der des Gründers von Pennsylvanien, William Penn, einer der ausgezeichnetsten.

William Penn wurde den 14. Oktober 1644 zu London geboren. Er war der Sohn des berühmten englischen Admirals Sir William Penn, der zuerst unter Cromwell, dann unter König Karl II. diente, von dem er zur Belohnung seiner Verdienste den Ritterschlag erhielt. Die großen Anstrengungen hatten jedoch die Gesundheit des wackeren Admirals so geschwächt, daß er sich schon im 46. Jahre seines Lebens in den Privatstand zurückzog. Zu Chigwell in der Grafschaft Essex, wo er ein Landgut besaß, brachte er die meiste Zeit zu, und hier empfing auch sein Sohn William den ersten Unterricht. Da sich aber bald die guten Anlagen des Knaben hervorthaten, schickte ihn der Vater, nachdem er das zwölfte Jahr erreicht, in ein Privatinstitut zu London, wo er so gute Fortschritte machte, daß er schon im 15. Jahre die Universität zu Oxford beziehen konnte.

In Oxford soll sich der junge Penn ebenso sehr durch Fleiß wie durch Vorliebe für gymnastische Übungen ausgezeichnet haben, denn er war von Haus sehr gesund und stark. Aber auch schon in dieser frühen Periode seines Lebens trat sein Hang zu ernstem Nachdenken über theologische Fragen, sein Streben nach Wahrheit im Denken und Handeln hervor. Sein allem Schein und Prunk widerstrebendes Wesen, verbunden mit großer sittlicher Kraft und einer Derbheit, die sich dem bloßen Herkommen und der Autorität nicht so leicht fügte — waren ganz geeignet, von der damals entstandenen Sekte der Quäker angezogen zu werden, welche recht eigentlich Oppositionsmänner in Bezug auf die Staatskirche und das uniformierende Staatsregiment waren.

Der Stifter dieser merkwürdigen Glaubensgenossenschaft war Georg Fox, zwanzig Jahre älter als Penn. Er hatte einst vor Gericht mit prophetischer

---

*) Th. Clarksons „Memoirs of the private and public life of William Penn" (London, 1812, 2 Bde.). Biographie Penns von Dixon (neue Ausgabe 1872).

Entschiedenheit ausgerufen: „Zittert vor dem Worte des Herrn!", daher der Spottname „Quäker", zu deutsch „Zitterer", den übrigens andere von der zitternden Bewegung herleiten, in welche die Anhänger der Sekte gerieten, wenn in ihren Versammlungen die Begeisterung sie ergriff. G. Fox war ein Mann aus dem Handwerkerstande, ohne gelehrte Bildung, aber mit vieler Beredsamkeit ausgerüstet, der zuerst angefangen hatte, gegen das in allen Ständen und auch bei den Dienern der Kirche eingerissene Verderben zu predigen. Es war damals in England eine Zeit der Gärung und Unzufriedenheit in Staat und Kirche, und so fand jene Stimme bei vielen Anklang, und als die Intoleranz den G. Fox zum Märtyrer machte, wuchsen seine Anhänger mit jedem Tage, und es bildeten sich eigene Gemeinden, die sich von der Staatskirche entschieden lossagten.

Ein ehemaliges Mitglied der Universität Oxford, Thomas Loe, hatte die Lehren der Quäker gleichfalls angenommen und eifrig verbreitet. Als der junge Penn dessen Vorträge hörte, ward er so davon angesprochen, daß er nebst einigen andern Mitschülern, die seines Sinnes waren, von dem herkömmlichen Universitäts-Gottesdienste sich lossagte und besondere Andachtsübungen nach der Weise der „Freunde", wie die Quäker sich selbst nannten, hielt. Für diesen Ungehorsam gegen die Gesetze des Kollegiums ward den Sektierern eine Strafe diktiert, die aber Penn und seine Genossen nicht im mindesten von der betretenen Bahn ablenkte. Vielmehr, als von Karl II. befohlen ward, daß alle Studierenden zu Oxford wieder den Chorrock tragen sollten, trieben sie ihre Widersetzlichkeit so weit, daß sie denjenigen Studenten, welche den Chorrock angelegt hatten, selbigen vom Leibe rissen. Denn sie sahen in dieser Tracht eine Hinneigung zur katholischen Religion. Penn wurde, wie nicht anders zu erwarten stand, nebst seinen Gefährten relegiert, und als er nach Hause kam, mußte er den ganzen Zorn seines Vaters über sich ergehen lassen.

Dem Admiral lag es besonders daran, seinen Sohn von Grundsätzen abzubringen, die ihm jede Laufbahn im Staatsdienst abschnitten. So versuchte er es zuerst mit gütlichem Zureden; dann, als William Gründe entgegensetzte und widersprach, mit Härte und Gewalt. Als auch dies nichts half, ward der „Unverbesserliche" aus dem Hause gewiesen. Doch wußte die Mutter insoweit den Streit beizulegen, daß der Admiral beschloß, seinen Sohn auf ein paar Jahre nach Frankreich zu schicken, in der Hoffnung, dort werde derselbe von seiner Frömmigkeit geheilt werden.

Der junge Penn ging 1662 nach Paris und verweilte auf dem Kontinent bis 1664. In der französischen Hauptstadt boten die Familien, an welche er empfohlen war, alles auf, ihm Vergnügen und Unterhaltung zu verschaffen, und um nicht unhöflich zu erscheinen, wies er die Einladungen nicht zurück. In seiner aufrichtigen Weise bekannte er später, daß er in Paris den Ernst des Lebens und das hohe Ziel, dem er in England unverrückt entgegengestrebt hatte, eine Zeit lang fast aus den Augen verloren habe.

Der Vater, welcher aus den erhaltenen Berichten zu seiner Freude ersah, daß der Verirrte nun glücklich von seiner Überspannung abgekommen sei, rief ihn nach London zurück und eilte, ihn bei Hofe vorzustellen, wo der junge angenehme und vielversprechende Mann die zuvorkommendste Aufnahme fand. Es fehlte auch nicht an Einladungen zu allerlei Festlichkeiten, aber Penn zeigte bald, daß er an all der Pracht keinen Anteil nahm, und suchte soviel als möglich die stille Einsamkeit und den Umgang mit seinen früheren Gesinnungsgenossen.

Auf den Wunsch des Vaters ging er, um seine Studien zu vollenden, nach Lincolns-Inn, und dann nach Irland, um die väterlichen Güter in der Grafschaft Cork zu verwalten. Penn unterzog sich diesem Geschäft zur vollen Zufriedenheit seines Vaters, aber das, was dieser hatte verhindern wollen, geschah nun doch. Als nämlich der junge Penn eines Tages in Geschäften nach Cork reiste, erfuhr er, daß derselbe Thomas Loe, der einst in Oxford so großen Eindruck auf sein Gemüt gemacht, dort vor einer Quäkerversammlung zu predigen beabsichtige. Die Gelegenheit, seinen alten Freund wiederzusehen, wollte er nicht versäumen; er ging auch in die Versammlung. Nach einigen Minuten stiller Sammlung erhob sich der Prediger und begann mit folgenden ergreifenden Worten: „Es giebt einen Glauben, der die Welt überwindet, und es giebt einen Glauben, der von der Welt überwunden wird.“ Diese Worte schienen ganz auf seinen Zustand zu passen, da er wohl mit dem Glauben begonnen, aber noch keinen Sieg über die Zerstreuungen der Welt erkämpft, seinen anfänglichen Entschluß, der Gesellschaft der „Freunde“ sich anzuschließen, nicht durchgeführt hatte. Die Unterredung, welche Penn nach der Predigt mit Loe hielt, befestigte ihn in dem, was die Rede in seinem Gemüt zu wirken begonnen hatte; er war von Stund an ein erklärter Quäker.

Das Recht der Glaubensfreiheit war damals in Großbritannien noch keineswegs zur allgemeinen Geltung gekommen: alle Dissenters in Schottland wie in Irland und England wurden auf das härteste verfolgt. Sobald nun Penn anfing, den Gottesdienst der Staatskirche zu meiden und den Versammlungen der Quäker beizuwohnen, ward er (am 3. September 1667) mit achtzehn andern verhaftet und vor den Bürgermeister von Cork geführt. Dieser machte eine vor sieben Jahren erlassene Verordnung, aufrührerische Versammlungen betreffend, gegen ihn geltend, wollte ihn jedoch frei lassen, wenn er Bürgschaft leistete, in Zukunft sein Betragen zu ändern. Penn antwortete, daß er in seinem Benehmen nichts Ungesetzliches oder Strafwürdiges finden könne, und ließ sich mit den übrigen ins Gefängniß führen. Von dort schrieb er an den damaligen Lord Präsidenten von Munster, und der Brief bewirkte seine Freilassung.

Nachdem der Admiral von diesem Vorgange Nachricht erhalten hatte, berief er seinen Sohn sogleich zu sich, und dieser hatte nun einen schweren Kampf zu bestehen zwischen der Pflicht des Kindes und der Stimme seines Gewissens. Durch keine Drohungen und keine Versprechungen ließ er sich

von dem abwendig machen, was er für recht und gut erkannte. Als der Admiral sah, daß sein Sohn ein eifriger Quäker geworden war, bat er ihn, nur insoweit von den Gewohnheiten seiner Sekte abzulassen, daß er vor dem Könige, dem Herzoge von York und ihm selber den Hut abnehmen möchte. Penn verweigerte auch dieses, und nun jagte ihn der Vater abermals aus dem Hause.

So, ohne alle Mittel des Unterhalts, ward er in die Welt hinausgestoßen; die Reichen und Vornehmen zogen sich scheu von ihm zurück, er mußte gleicherweise den Spott der „Gebildeten“ wie des Pöbels erdulden. Doch bei seinen gleichgesinnten ärmeren Freunden fand er die freundlichste Aufnahme, und seine Mutter unterstützte ihn ohne Vorwissen des Admirals mit Geld aus ihrer Tasche. Er war nun 24 Jahr alt und fühlte einen unwiderstehlichen Drang, das, was seine Seele so ganz erfüllte, auch laut vor den Menschen zu verkündigen. Er begann in den Quäkerversammlungen zu predigen, er that es mit einer so eindringenden begeisterungsvollen Beredsamkeit, daß sich alle Zuhörer mächtig ergriffen fühlten. Das, wonach er und seine Gesinnungsgenossen strebten, war eine Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, allein geleitet durch das innere göttliche Licht*), das Gott in jedes Menschen Brust scheinen lasse, wenn man nur darauf achten wolle. Alles eitle Menschenwerk, alle die ehrwürdigen und erbaulichen Gebräuche des kirchlichen Gottesdienstes (Gesang, Genuß des heil. Abendmahls) wurden verdammt, auch ein besonderer geistlicher Stand nicht anerkannt, — und darin ging er offenbar zu weit und mußte den Widerspruch, namentlich der Bischöfe, gegen sich aufregen. Auch das „innere Licht“, wenn es über das Bibelwort und das historische Christentum „hinausscheinen“ will, kann leicht das auf die eigene Erleuchtung stolze Subjekt irreführen. Aber das bleibt immer lobenswert und ein großer Zug in seinem Charakter, daß er nicht in Stolz und eitler Sucht nach Auszeichnung, sondern durch seine innerste Überzeugung getrieben so handelte, keine Schmähreden, Verketzerungen und Anfeindungen, womit die Gegner ihn reichlich überschütteten, fürchtete, und in apostolischer Einfachheit und Kraft den Leuten das Gewissen rührte. Wo sein mündliches Wort nicht ausreichte, da schrieb er. In einem Briefe an eine junge, den Freuden der Welt sehr ergebene Frau heißt es: „Jesus Christus hat sehr wahr gesprochen, als er sagte: Der Weg, der zum ewigen Leben führt, ist schmal, und die Pforte ist enge. Wie wichtig, meine Freundin, ist es für das Heil deiner unsterblichen Seele, über den Weg nachzudenken, auf dem du wandelst, ehe ein Schlag von oben dich dieser Welt entreißt und deinen Leib, auf den du soviel Sorgfalt wendest, ins Grab stürzt, wo er eine Beute der Würmer wird! Ach, wie wenig gleicht dein Leben dem jener heiligen Frauen der alten

*) Die christliche Gesellschaft der Freunde (evangelical friends) kommt zusammen, alle sitzen still da, in Nachdenken versunken, bis einer vom Geist getrieben sich erhebt und redet, wovon sein Gemüt durchdrungen ist. Erhebt sich kein Sprecher, so geht die Versammlung still, wie sie gekommen, wieder auseinander.

Zeit! Trugen Jesus, der sich selbst verleugnete, und die Seinen nicht ihr Kreuz, indem sie immer ihre Augen auf das Ewige richteten? Lerne doch dies kennen, meine Freundin, denn danach wirst du gerichtet werden."

Seine erste Schrift, die im Jahre 1668 erschien, führte den Titel: „Die Wahrheit, dargethan in einem kurzen, aber sichern Zeugnis gegen alle diejenigen Religionen, Glaubensbekenntnisse und Gottesdienste, welche in der Finsternis der Abtrünnigkeit angenommen und gehalten wurden, und für dasjenige glorreiche Licht, welches jetzt aufgegangen ist und leuchtet im Leben und in der Lehre der verachteten Quäker, als der alleinige gute alte Weg des Lebens und der Erlösung." Diese Schrift, worin die Gebrechen der Zeit, besonders aber das unchristliche Wesen der Geistlichen gerügt wurde, erregte viel Aufsehen und Erbitterung. Eine zweite kleine Schrift, die bald darauf folgte: „Erschütterung des Grundes auf Sand" (the sandy foundation shaken), brachte den Bischof von London so auf, daß Penn verhaftet und in den Tower, das öffentliche Staatsgefängnis, gesetzt wurde. Der Aufforderung, seine Ketzereien zu widerrufen, setzte er die Erklärung entgegen, daß er keinem Menschen von dem, was sein Gewissen ihm vorschriebe, Rechnung zu geben habe. „Ich fürchte mich nicht" — so ließ er seinem Vater sagen — „und vertraue auf Gott." Die sieben Monate seiner Gefangenschaft benutzte er zur Abfassung der Schrift: „Kein Kreuz, keine Krone", die in wiederholten Auflagen große Verbreitung fand. Auch sandte er an den Staatssekretär Lord Arlington, der den Befehl zu seiner Verhaftung unterzeichnet hatte, ein sehr ausführliches Schreiben voll von treffenden Wahrheiten und schlagenden Gedanken. „Der Zweck der Religion," heißt es darin, „ist nicht die Religion zu verfolgen. Sie mag nicht solche Waffen zu ihrer Verteidigung wählen, die zu ihrer Bekämpfung gedient haben. Sie allein hat das Vorrecht zu siegen, ohne Gebrauch von Gewalt oder List zu machen — und das heißt nicht, eine Religion haben, wenn man der Freiheit beraubt ist, die zu wählen, welche man will." Endlich wurde Penn auf Befehl des Königs, der wahrscheinlich durch die Verwendung seines Bruders, des Herzogs von York, zu diesem Gnadenakte bestimmt wurde, freigegeben.

Der Admiral, obwohl er für die Grundsätze der Quäker durchaus keine Vorliebe hatte, mußte doch die Standhaftigkeit, mit welcher sein Sohn sie festhielt, ehren und schickte ihn nun, um ihn ferneren Unannehmlichkeiten zu entziehen, zum zweitenmal als seinen Bevollmächtigten nach Irland. Während er dort alle erhaltenen Aufträge pünktlich ausrichtete, ließ er es doch zugleich eine seiner Hauptsorgen sein, des sehr bedrängten Zustandes seiner Glaubensgenossen sich anzunehmen. Es gelang ihm durch seine Fürbitte, die Freilassung der Gefangenen zu bewirken, und darauf kehrte er wieder nach England zurück, wo unterdessen von neuem ein strenges Verbot wider alle sektiererischen Versammlungen ergangen war. Durch die berüchtigte, 1670 im Parlament durchgesetzte „Konventikelakte" wollte man jeder Abweichung von der herrschenden Staatskirche von vornherein den Todesstoß geben. Die

Quäker erfuhren natürlich die ganze Strenge der Akte, und William Penn ward eines ihrer ersten Opfer. Als er eines Tages in das Haus, worin er mit seinen Freunden zusammenkam, gehen wollte, fand er die Thür mit Soldaten besetzt, die ihm den Eingang verwehrten. Andere Mitglieder der Gesellschaft kamen dazu, eine Menge von Müßiggängern, welche die Neugierde herbeigelockt hatte, umringte sie. Penn begann eine Rede, ward aber sogleich von den Konstablern, die bereits zu diesem Zwecke mit einem Verhaftsbefehl des Lordmayor von London versehen waren, festgenommen, nach Newgate abgeführt und von dort am 3. September 1670 vor das Old-Bailey-Gericht gebracht. Da Penn nebst seinem Freunde Mead bedeckten Hauptes vor den Richtern erschien, wurde ihm sogleich eine Geldbuße von 40 Mark auferlegt. Dann begann im Beisein der Jury, die wie gewöhnlich aus zwölf Männern bestand, das Verhör, worin Penn durch seine scharfe und klare Verteidigung die Richter nicht wenig in Zorn und Verwirrung brachte. Die Geschworenen, freie englische Männer, sprachen dem Lordmayor zum großen Verdruß bloß das Urteil „Schuldig in der Gracechurch-Street geredet zu haben“. Darauf wurden sie selber eingesperrt, wiederholten aber nicht allein ihr erstes Urteil, sondern sprachen nun geradezu ein „Nichtschuldig“, und Penn mußte freigelassen werden.

Bald darauf starb der Admiral, der sich mit seinem Sohne völlig ausgesöhnt und noch auf dem Sterbebette zu ihm gesagt hatte: „Mein Sohn, laß dich durch nichts in der Welt verführen, dein Gewissen zu beschweren. Dann wirst du Frieden in deinem Hause haben, und dies wird eine Erquickung für dich sein in den Tagen der Trübsal.“ Er hinterließ ihm ein sehr ansehnliches Vermögen, und Penn benutzte seine nun erlangte unabhängige Stellung, der Armen und Hilfsbedürftigen sich anzunehmen. Er predigte fleißig und verfaßte mehrere Schriften zur Verteidigung seiner Sekte und zur Beleuchtung theologischer Streitfragen, worin er besonders stark war. Seltsamerweise beschuldigte man ihn, da er sich gegen die herrschende protestantische Kirche erklärt hatte, des Papismus. Er schrieb dagegen seine „Verwahrung gegen den Papismus“, wies alle Sympathie mit der katholischen Religion zurück, erklärte sich aber auch ebenso bestimmt für Duldung und Freiheit der Religionsübung in Beziehung auf die Katholiken in England. Und als er abermals seine Offenherzigkeit und Freimütigkeit mit einem sechswöchentlichen Gefängnis büßen mußte, verfaßte er sein Werk: „Die große Sache der Gewissensfreiheit“.

Auch für die Quäkergemeinden, die sich außerhalb Englands gebildet hatten, war Penn thätig. Er machte im Jahre 1671 eine Reise durch Holland und Deutschland, um die Glaubensgenossen durch Wort und Schrift zu stärken. Als er 1672 nach England zurückkehrte, verheiratete er sich, 28 Jahre alt, mit der Tochter Sir William Springetts von Darling in Sussex, einer Dame von großer Schönheit und Tugend. Er hätte nun ein angenehmes, bequemes, ruhiges Familienleben beginnen können, aber sein thätiger Geist hatte keine Ruhe; er reiste entweder zu den „Freunden“ und

predigte, oder ließ sich mit den Gegnern in Streitreden ein, um die Quäker zu verteidigen und zu schützen, machte auch eine zweite Reise nach Holland und Deutschland und besuchte unter andern die Prinzessin Elisabeth von der Pfalz, eine Tochter des unglücklichen Königs von Böhmen und Enkelin Jakobs I., welche eine große Teilnahme für die Lehren der Quäker zeigte. Nach seiner Rückkehr, da er erfuhr, daß das Parlament damit umgehe, die früher erlassene Akte gegen Sektenversammlungen noch zu schärfen, reichte er eine Petition an dasselbe ein, worin er in seinem und seiner Glaubensgenossen Namen gegen jede gewaltsame Beschränkung der Gewissensfreiheit protestierte, zugleich aber auch erklärte, daß die Quäker bereit seien, in allem, was ihr Gewissen nicht verletze, der Autorität des Staates sich willig zu unterwerfen, da sie weit entfernt seien, sich gegen den König oder die bürgerliche Gesellschaft auflehnen zu wollen.

Penns Gesuch hatte die Wirkung, daß eine Klausel zur Erleichterung der Quäker in die Bill aufgenommen wurde; doch hemmte die Vertagung des Parlaments den Fortgang der Bill.

Endlich, nach mancherlei Widerwärtigkeiten, die er in seinem Vaterlande erfahren mußte, faßte er den Entschluß, eine Ansiedelung in Amerika zu gründen, wo er und seine Freunde frei und ohne Störung nach ihren Glaubenssätzen leben und den europäischen Nationen das Beispiel einer nach christlicher Gerechtigkeit und Freiheit eingerichteten bürgerlichen Gesellschaft geben könnten. Es waren bereits zu Anfange des 17. Jahrhunderts nach verschiedenen mißglückten Versuchen zwei englische Kolonieen an der Ostküste von Nordamerika gegründet worden, von denen die südlichere den Namen Virginien (zu Ehren der jungfräulichen Königin Elisabeth), die nördlichere den Namen „Neu-England" erhielt. Letztere vornehmlich war von englischen Puritanern, die der Gewissensfreiheit halber das Mutterland verließen, bevölkert worden. Gewöhnlich verbriefte der König einem Edelmann oder einer Gesellschaft von Kaufleuten ein gewisses Ländergebiet, und der Inhaber der königlichen Urkunde verkaufte dann entweder stückweise das Grundeigentum an einzelne Auswanderer, oder leitete selber eine Auswanderung im großen ein und überwachte die Gründung der Kolonie auf dem betreffenden Gebiet. Unter der Regierung Karls II. war der Kauf und Verkauf von Ländereien ein Lieblingsgegenstand der Spekulation geworden, und so benutzte auch Penn eine Schuldforderung an die Krone, im Betrage von 16000 Pfund Sterling, die er von seinem Vater überkommen hatte, einen großen Landstrich am Delaware sich anweisen zu lassen. Ein königlicher Freibrief, vom 4. März 1681 datiert, setzte Penn in das Recht eines unbeschränkten Eigentümers des Landes; nur die britische Oberhoheit war vorbehalten. Er sollte das Land als freies Kronlehen besitzen und dem Könige nur zwei Biberfelle jährlich und den fünften Teil des entdeckten Goldes und Silbers abgeben. Er hatte die Befugnisse, Gesetze für seine Insassen zu entwerfen und Richter zu ernennen, die Provinz in Kantone und Grafschaften einzuteilen, Dörfer, Flecken und Städte zu gründen, auch Teile der Provinz

nach Belieben wieder zu veräußern. Im Fall eines Angriffs von benachbarten Barbarenvölkern oder Piraten war ihm die Befugnis erteilt, die streitbare Mannschaft aufzubieten und den Oberbefehl zu führen. In Bezug auf den Namen hatte Penn als Ergänzung zu „Neu-England“ „Neu-Wales“ vorgeschlagen, und als man Einwendungen gegen diesen Namen erhob, sich für „Sylvanien“ (Waldland) entschieden, welche Bezeichnung auch vorgezogen wurde, nur daß zu Ehren von Penns Vater, für welchen der König wie der Herzog von York große Achtung bewahrt hatten, noch die Vorsilbe „Penn“ hinzukam. Penn selber hielt den Namen „Pennsylvanien“ für zu anmaßend, aber der König bestimmte, daß der Name bleiben sollte, was denn auch geschah.

Penn war außerordentlich thätig in Ergreifung zweckmäßiger Mittel zur Kolonisation des ihm zu teil gewordenen Gebietes. Er veröffentlichte sogleich eine Schrift unter dem Titel: „Einige Nachricht über die neulich unter dem großen Siegel von England an William Penn verliehene Provinz Pennsylvanien in Amerika“ und legte dieser Schrift eine Angabe der Bedingungen bei, unter welchen er sein Grundeigentum an Auswanderer abzutreten willens war; eine dieser Bedingungen forderte Gleichheit der bürgerlichen Rechte auch für die eingeborenen Indianer und im Fall eines zwischen den Kolonisten und den Eingeborenen sich erhebenden Streites die Entscheidung durch eine von beiden Teilen gestellte gleich große Anzahl von Schiedsrichtern. Ferner entwarf Penn vorläufig die Grundsätze der Verfassung für seine Kolonie, und der von ihm selber als der Hauptgrundsatz bezeichnete Artikel lautete: „In Beziehung auf Gott, den Vater des Lichts und der Geister, den Urheber sowohl als Gegenstand alles göttlichen Wissens und Glaubens und aller Gottesverehrung, erkläre ich für mich und die Meinigen und stelle dies zum ersten Grundsatz der Regierung meiner Provinz auf, daß jede Person, die sich je darin niederläßt oder niederlassen will, ihren Glauben frei bekennen und Gott auf diejenige Art und Weise verehren dürfe, von welcher dieselbe in ihrem Gewissen überzeugt ist, daß sie ihm die angenehmste sei.“

Noch am Ende des Jahres 1681 gingen drei mit Auswanderern voll besetzte Schiffe unter Segel. Die Oberaufsicht über diese erste Übersiedelung vertraute Penn seinem Verwandten, dem Oberst Markham, an, und zu seiner Unterstützung gab er ihm noch eine Kommission mit. In einem von seiner Hand geschriebenen Briefe an die Indianer wurden diese eingeladen, Vertrauen zu ihm zu fassen, da er nicht gesonnen sei, die gleiche Härte und Ungerechtigkeit zu üben, wie es die Europäer früher gethan, sondern als ein Bote des Friedens und gegenseitiger Freundschaft zu ihnen komme.

Penn war eben im Begriff, selber der ersten Expedition nachzufolgen, als ihm der Tod seine Mutter raubte, gegen welche er stets die größte Liebe an den Tag gelegt hatte. Seine Abreise verzögerte sich bis über den Sommer 1682 hinaus. Er nahm feierlich von seiner Familie Abschied und erließ noch ein gemeinschaftliches Schreiben an seine Gattin und an seine Kin-

der, worin es u. a. heißt: — „Mein teures Weib! Erinnere Dich, Du warst die Liebe meiner Jugend und vielfach die Freude meines Lebens — das geliebteste sowohl als das würdigste all meiner irdischen Güter; und der Grund dieser Liebe waren mehr Deine inneren als Deine äußeren Vorzüge, deren doch auch manche waren. Gott weiß und Du weißt es, ich kann sagen, es war eine Ehe, welche von der Vorsehung geschlossen wurde; und Gottes Ebenbild in uns beiden war das erste, und die liebenswürdigste und entsprechendste Zierde in unsern Augen. Nun muß ich Dich verlassen, und zwar ohne zu wissen, ob ich Dich in dieser Welt je wieder sehen werde; trage meine Züge in Deinem Busen, und lasse sie dort statt meiner ruhen, so lange Du lebst." Den Kindern wird gesagt: „Seid Eurer teuren Mutter gehorsam; einer Frau, deren Tugend und guter Name eine Ehre für Euch sind, denn sie ist von keinem Weibe ihrer Zeit an Redlichkeit, Menschenfreundlichkeit, Tugend und Einsicht — Eigenschaften, die unter Frauen ihres weltlichen Standes und Ranges nicht gewöhnlich sind — übertroffen. Darum ehret sie und gehorchet ihr, meine teuren Kinder."

Am 1. September 1682 ging das Schiff Welcome, ein Fahrzeug von 300 Tonnen, mit William Penn und ungefähr hundert Auswanderern, die fast sämtlich der Genossenschaft der Quäker angehörten, von Deal aus unter Segel. Es war noch nicht lange auf hoher See, als die Pocken auf dem Schiff ausbrachen und so heftig wüteten, daß gegen 30 Passagiere daran starben. Die übrigen kamen nach einer sechswöchentlichen Reise wohlbehalten am Orte ihrer Bestimmung an; der Welcome warf Mitte Oktober im Delawarestrom seine Anker aus.

Pennsylvanien ist eins der schönsten und fruchtbarsten Länder des amerikanischen Kontinents, denn selten möchte sich wie hier eine solche Abwechslung finden von Berg und Thal und ein solcher Reichtum sich nahe berührender Ströme, wie der Delaware, Susquehanna, Schuylkill, Alleghany, Ohio mit ihren Nebenflüssen. Damals war freilich der ganze Boden, und auch der Ort, wo jetzt Philadelphia steht, mit Wäldern bedeckt. Penn segelte den Delaware hinauf und landete bei dem etwas unterhalb dem heutigen Philadelphia liegenden Städtchen New-Castle, wo ihn zahlreiche schwedische und holländische Kolonisten bewillkommneten, die nun seine Unterthanen geworden und von Oberst Markham auf seine Ankunft vorbereitet waren. Er berief, nachdem er zu seiner Orientierung noch einen Abstecher nach New-York gemacht, alsbald eine Generalversammlung aller freien Ansiedler, und es ward nun einstimmig beschlossen und öffentlich erklärt, daß jeder Fremde, der sich im Lande niederlassen würde, ganz ebenso das Bürgerrecht haben sollte, wie die älteren Bewohner. Die von Penn entworfenen Gesetze wurden mit wenigen Verbesserungen und Zusätzen wiederholt bestätigt, und z. B. festgestellt: „Alle Kinder im Alter von 12 Jahren sollen irgend ein nützliches Gewerbe oder Handwerk lernen, damit kein Müßiggänger in der Provinz angetroffen werde. Alle Klagsachen, Prozesse und Protokolle bei den Gerichten sollen so kurz als möglich ausgeführt werden. Die Gerichts-

kosten sollen durchaus mäßig gehalten und eine Übersicht in den Gerichtshöfen ausgehängt werden. Alle mit Unrecht gefangengesetzte Personen sollen einen doppelten Schadenersatz von dem Angeber oder Kläger fordern können."

Aber auch die Indianer, als Urbewohner des Landes, sollten für die großen Landstriche, die sie den neuen Ansiedlern abtraten, entschädigt werden. — Die Zusammenkunft mit den Indianern fand in der Nähe der heutigen Stadt Philadelphia unter den schattigen Ästen eines ungeheuren Ulmenbaumes statt. Die Eingeborenen waren in großer Anzahl, alle bewaffnet, erschienen; Penn an der Spitze seiner Freunde erschien ohne Waffen, und das einzige Abzeichen, das ihn von seinen Ansiedlern unterschied, war eine Binde von blauem Seidenflor um den Arm. Als Penn erschien, legten die Indianer ihre Waffen nieder und setzten sich auf den Boden; der erste ihrer Häuptlinge, welcher einen Kopfschmuck mit einem kleinen Horn trug, sprach, man sei bereit zu hören. Darauf begann Penn seine Rede, aus der wir folgendes entnehmen:

„Der Große Geist, der uns und euch gemacht hat, der Himmel und Erde regiert, und der die innersten Gedanken der Menschen kennt, der weiß, daß ich und meine Freunde ein herzliches Verlangen haben, in Frieden und Freundschaft mit euch zu leben und euch nach all unsern Kräften zu dienen. Es ist nicht unsere Gewohnheit, feindliche Waffen gegen unsere Mitmenschen zu brauchen, deshalb sind wir unbewaffnet gekommen. Unsere Absicht ist nicht Böses zu thun und dadurch den Großen Geist zu erzürnen, sondern Gutes. Wir sind deshalb auf dem breiten Wege des guten Glaubens und guten Willens zusammengekommen, so daß keiner von beiden Teilen etwas voraus haben, sondern alles nur Offenheit, Brüderlichkeit und Liebe sein soll." Nach diesen und ähnlichen Worten entrollte Penn das Pergament und teilte — unter steter Erklärung des Dolmetschers — die Bedingungen des Kaufes und die Artikel des abzuschließenden Vertrages mit. Es ward den Indianern bewilligt, daß sie auf dem Gebiete, welches sie den Engländern abließen, in ihren Beschäftigungen nicht gestört werden sollten. In betreff der Verbesserung ihrer Grundstücke und der Ernährung ihrer Familien sollten sie alles thun dürfen, was den Engländern erlaubt sei. Ein Schwurgericht von zwölf Männern, zur Hälfte Engländer, zur Hälfte Indianer, sollte etwaige Streitigkeiten schlichten. Penn bezahlte ihnen redlich den abgetretenen Grund und Boden und gab ihnen überdies noch reichliche Geschenke von den Waren, die vor ihnen ausgebreitet lagen. Als dies geschehen, legte er die Pergamentrolle auf den Boden und bemerkte nochmals, daß dies Land beiden Völkern gemeinschaftlich angehören sollte. Er fügte noch hinzu, daß er es nicht wie die Maryländer machen werde, nämlich sie Kinder oder Brüder zu nennen, denn Eltern züchtigten zuweilen sehr streng ihre Kinder, und Brüder entzweieten sich, vielmehr wollte er sie als dasselbe Fleisch und Blut wie die Christen betrachten, als ob eines Menschen Leib in zwei Teile geteilt wäre. — Alsdann nahm er das Pergament, reichte es dem Häuptling, welcher das Horn trug, und bat ihn und die übrigen Häupt-

linge, es drei Menschenalter lang wohl aufzubewahren, damit die Kinder erfahren möchten, was zwischen den Vätern verhandelt worden sei.

Die Indianerhäuptlinge antworteten in langen Reden und versprachen feierlichst, mit William Penn und seinen Kindern in Frieden zu leben, so lange Sonne und Mond ihr Licht behalten würden. So ward zwischen den Wilden und christlichen Bürgern ein Vertrag geschlossen, ohne Eid; und dieser einzige nicht mit Eidschwüren bekräftigte Vertrag ist nicht gebrochen worden. Der große Ulmenbaum stand wie ein lebendiges Siegel noch 130 Jahre lang, ein Gegenstand hoher Verehrung für das umwohnende Volk.

Penn hatte einstweilen seinen Sitz auf einer Insel im Delaware, wenige Meilen unter den Trentonfällen, dem heutigen Burlington gegenüber, aufgeschlagen, bis das Land vermessen war. Dann richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Gründung einer Stadt. Als der vorteilhafteste Platz wurde eine Landzunge zwischen zwei schiffbaren Strömen, dem Delaware und Schuylkill, erkannt, zumal da hier Steinbrüche in der Nähe waren, welche gute Bausteine lieferten. Bereits hatten einige Ansiedler hier ihre Wohnung aufgeschlagen, indem sie nach Art der Indianer Hütten aus Baumrinde errichteten, oder Höhlen an dem hohen überhängenden Ufer des Delaware ausgruben, die sie so erträglich als möglich sich einrichteten.

Nachdem der Platz der Stadt bestimmt worden war, entwarf der Feldmesser, Thomas Holmes, unter Penns Leitung einen Riß. Es sollten zunächst zwei große Straßen entstehen, eine englische Meile lang, wovon die eine dem Delaware im Osten, die andere dem Schuylkill im Westen gegenüber liegen sollte. Eine dritte Straße, die „hohe Straße“ genannt, und 100 Fuß in der Breite messend, sollte die Stadt gerade in der Mitte durchschneiden, von Osten nach Westen die beiden ersteren Straßen unter einem rechten Winkel durchbrechend. Eine vierte Straße von derselben Breite sollte wieder die hohe Straße rechtwinklig schneiden, aber von Norden nach Süden gehen. Endlich sollten der hohen Straße parallel von Strom zu Strom noch acht Straßen von 50 Fuß Breite gezogen werden, in der Mitte der Stadt aber ein Platz von 10 Morgen frei bleiben, desgleichen in jedem Viertel ein ähnlicher von 8 Morgen. Zum Gedächtnis der Bruderliebe zwischen Engländern, Schweden, Holländern, Indianern und Menschen aller Sprachen und Bekenntnisse sollte die Stadt „Philadelphia“ heißen.

Der Bau war sehr rasch gefördert. In der kurzen Zeit nach Penns Ankunft segelten nicht weniger als 23 Schiffe mit Auswanderern aus Sommersetshire, Cheshire, Lancashire, Wales und Irland den Delaware hinauf und warfen vor der neuen Stadt Anker. Es waren meist rüstige, fleißige und nüchterne Männer, wie sie Penn sich wünschte, welche Großbritannien verlassen hatten, um ein ruhiges, vor Verfolgung gesichertes Leben in der neuen Welt führen zu können. Viele brachten, was besonders erwünscht war, allerlei Werkzeuge und Maschinen mit; einer hatte auch eine fertige Mühle, die er nur am gehörigen Orte aufzustellen brauchte. Waren einige Häuser aufgerichtet, so machten die Insassen der Rindenhütten und

Uferhöhlen wieder neuen Ankömmlingen Platz, und einer half dem andern in brüderlicher Weise.

Im Sommer 1684 hatte die Einwohnerzahl der Kolonie schon 7000 Seelen überschritten, und es waren gegen zwanzig verschiedene Gemeinden errichtet; die Stadt Philadelphia rühmte sich schon einer Bevölkerung von 2500 Personen, die in ungefähr 300 regelmäßig nach dem vorgeschriebenen Plane gebauten Häusern wohnten*). Der Ruhm von Penns rechtlichem und ehrenhaftem Benehmen hatte nebst der glücklichen Lage der Kolonie Schiffe mit Ansiedlern aus den verschiedensten Gegenden der alten Welt herbeigelockt, und Penn konnte mit dem Aufblühen der Kolonie in diesen zwei Jahren wohl zufrieden sein. Da ihn wichtige Gründe nach Europa zurückriefen, beschloß er einstweilen die höchste Gewalt dem Landschaftsrate zu übertragen, zu dessen Präsidenten er einen Quäkerprediger, Thomas Lloyd aus Wales, ernannte.

Es waren nämlich zwischen Penn und Lord Baltimore, dem Eigentümer der angrenzenden Provinz Maryland, über die Grenzen ihrer Gebiete Streitigkeiten entstanden, welche nur durch persönliche Anwesenheit beider Teile bei der Regierung des Mutterlandes beigelegt werden konnten. Ferner waren in England abermals harte Verfolgungen wider die Dissenters ausgebrochen, und Penn hoffte, durch seine Bemühungen das Los seiner Glaubensgenossen mildern zu können.

Nicht lange nach seiner Rückkehr, im Februar 1685, starb Karl II., und sein Bruder, der Herzog von York, bestieg als Jakob II. den Thron. Da sich dieser zur römisch-katholischen Kirche bekannte, so fürchteten seine protestantischen Unterthanen nichts mehr als eine Begünstigung des Katholizismus, und Penn, der schon früher bei dem Herzoge von York in Gunst gestanden und nun vom Könige sehr freundschaftlich behandelt wurde, kam nun gleichfalls in den Ruf, er sei ein verkappter Jesuit, sein Quäkertum bloß eine Maske, um seine Feindschaft gegen die protestantische Kirche zu verbergen. Es wurden Schmähschriften gegen ihn gedruckt und sein Name auf jede Weise verunglimpft.

Penn, der unterdessen vollkommene Duldung für seine Glaubensgenossen erlangt und sein Verhältnis zum Könige dazu benutzt hatte, manchem guten Freunde nützlich zu sein, achtete dessen nicht. Als aber Jakob II. im Jahre 1688 aus dem Königreich vertrieben und Wilhelm von Oranien auf den Thron berufen wurde, mußte er seine Freundschaft mit dem gefallenen Monarchen schwer büßen. Viermal wurde er als geheimer Parteigänger des verbannten Königs verhaftet und in Untersuchung gezogen, aber man bemühte sich vergeblich, ihn schuldig zu finden. Das letzte Mal ward ein Schreiben Jakobs II., das an Penn gerichtet und von der Regierung aufgefangen war, vorgezeigt, worin der Entthronte den Wunsch aussprach, Penn möchte „zu

*) Gegenwärtig ist Philadelphia nach New-York die bevölkertste Stadt der Vereinigten Staaten mit nahezu 850000 Einwohnern.

seinem Beistande kommen und die Gefühle seiner Gewogenheit und seines Wohlwollens gegen ihn aussprechen". Penn ward gefragt, warum der König Jakob an ihn diesen Brief geschrieben habe? und er antwortete: „Wie kann ich es hindern, wenn der König mir zu schreiben beliebt? Was der König in dem Briefe sagen will, geht vermutlich dahin, daß ich ihm in einem Versuche zur Wiedererlangung des Thrones beistehen soll. Dies habe ich aber nicht im Sinn. Ich habe den König Jakob stets geliebt und manche Beweise der Gewogenheit von ihm empfangen, auch bin ich bereit, ihm jeden Privatdienst zu leisten, den ich ihm leisten kann, aber ein anderes werde ich nie thun." Diese offene und männliche Erklärung verfehlte ihre Wirkung nicht, und Penn wurde freigesprochen.

Müde der vielen Anfeindungen im Mutterlande, die nie enden zu wollen schienen, wollte Penn im Jahre 1690 wieder nach Amerika zurückkehren, als ein Schurke, Namens Fuller, aufs neue eine Klage auf Hochverrat gegen ihn vorbrachte. Obwohl endlich seine Unschuld an den Tag kam und jener Fuller als Betrüger und falscher Spieler entlarvt wurde, hatte sich nun Penns Abreise doch bis 1699 verzögert. Während dieser funfzehn Jahre war ihm seine Frau gestorben, und er hatte sich 1696 zum zweitenmal mit Hannah Callowhill, der Tochter eines Kaufmanns von Bristol, verehelicht. Nicht lange danach verlor er auch seinen ältesten Sohn aus erster Ehe, der im blühenden Alter von 21 Jahren starb. Doch hatte er ohne Unterlaß mit Amerika eine lebhafte Korrespondenz unterhalten und soviel als möglich die Entwickelung der dortigen Dinge im Auge zu behalten gesucht.

Als er nun im November 1699 zum zweitenmal nach Amerika sich einschiffte, nahm er seine ganze Familie mit sich, da er willens war, sich ganz in der Kolonie heimisch zu machen. Seine Ankunft erregte allgemeine Freude. Nachdem er die Maßregeln seiner Stellvertreter einer genauen Prüfung unterworfen und an der Hand der Erfahrung manches Gesetz geändert hatte*), richtete er seine besondere Aufmerksamkeit auf die Wohlfahrt der Indianer und Neger. Die ersteren besuchte er oft und suchte auf alle Weise die freundschaftliche Verbindung der Kolonisten mit den Eingebornen aufrecht zu erhalten. Was die Neger betraf, so konnte er freilich die Einführung von Sklaven nicht verbieten, aber er verordnete, daß sie nicht nur an den gottesdienstlichen Versammlungen der Weißen teilnehmen, sondern auch einen Tag im Monat ausschließlich über religiöse Dinge Unterricht erhalten sollten. Dann brachte er eine Bill ein, welche die Neger durch richterliche Untersuchungen, und wenn sie etwas verbrochen hatten, durch mildere Strafen vor Mißhandlung schützen sollte. Denn seine Absicht ging

*) Die zuerst in England entworfene Fassung mancher Gesetze und Verordnungen war sehr ideal, und es war natürlich, daß in der Wirklichkeit manches nicht so ausgeführt werden konnte, als es anfangs gedacht war. Franklins Urteil „Penn habe seine Verwaltung als Mann von Gewissen begonnen, als Mann von Vernunft fortgeführt und als Mann von Welt beschlossen", möchte darum mit einem Körnlein Salz zu verstehen sein.

dahin, sie allmählich zur Freiheit heranzuziehen. Gelang es ihm auch nicht, die Bill durchzusetzen, so wurde doch bei der Genossenschaft der Quäker die milde Behandlung der schwarzen Rasse als Grundsatz mit aufgenommen und so ein gutes Beispiel gegeben.

Inmitten dieser menschenfreundlichen Bemühungen erhielt Penn aus England die Nachricht, es gehe dort eine Bewegung vor sich, die darauf abziele, das System abzuschaffen, wonach die Kolonieen durch ihre Grundherren regiert wurden. Er eilte nach London und sah bald zu seiner Freude, daß eine solche Bill nicht durchgehen werde. Die auf den Tod des Königs Wilhelm folgende Thronbesteigung der Königin Anna (März 1701) war für Penn ein glückliches Ereignis, da er sich der Gunst dieser Fürstin erfreute. Doch kehrte er nun nicht wieder nach Amerika zurück, sondern verlebte die ferneren 16 Jahre seines Lebens in England, indem er fortfuhr, mündlich und schriftlich für die Duldung und Gewissensfreiheit zu kämpfen und seine Freunde und Glaubensgenossen durch Zuspruch und materielle Unterstützung zu stärken. In seinen Vermögensverhältnissen sollte er aber noch bittere Erfahrungen machen. Seine vielen Auslagen, die er in Pennsylvanien gemacht, hatten die Einkünfte bei weitem überstiegen, und er sah sich genötigt, die Provinz im Jahr 1700 für 6600 Pfund zu verpfänden. Der Verlust eines Prozesses vermehrte seine Geldverlegenheit; doch gelang es ihm im Jahre 1712, sein Eigentumsrecht an die Krone um 280,000 Pfd. Sterl. zu verkaufen. Er hatte aber keinen Genuß davon, da er kurz nacheinander von drei Schlaganfällen heimgesucht wurde, die sein Gedächtnis und Bewußtsein sehr herabdrückten. Er kränkelte fort und starb im 74. Jahre seines Alters am 30. Mai 1718 auf seinem Landsitze zu Rushamb in der Grafschaft Buckingham nach einem reichen, vielbewegten Leben.

Penn war groß von Gestalt und hatte einen athletischen Körperbau. In früheren Jahren zeigte sich eine Anlage zur Korpulenz, allein er machte sich viel Bewegung, seine rastlose Thätigkeit erhielt seine Glieder gewandt, und er hatte das Aussehen eines schönen stattlichen Mannes. Er war sehr reinlich, aber auch sehr einfach in seiner Kleidung. Er trug in der Regel einen Rock. Gegen den Gebrauch des Tabaks hegte er großen Widerwillen, doch ertrug er ihn, wenn in einer Gesellschaft geraucht wurde, mit guter Laune.

Die amerikanische Grundherrschaft ging auf Penns Kinder zweiter Ehe über, da die Kinder erster Ehe seine britische Besitzung ererbten. Als im Jahr 1722 der Vertrag zwischen den Indianern und dem Generalgouverneur von Pennsylvanien erneuert wurde, verlangten jene, daß ausdrücklich W. Penns darin als eines guten Mannes Erwähnung geschehen sollte. Den „guten Mann" nannten ihn die Wilden seit jenem Tage, wo er mit ihnen den Freundschaftsbund geschlossen hatte, und sie wußten dem menschenfreundlichen Lord Keith, der diesen Vertrag erneuerte, nicht besser ihre Verehrung auszudrücken, als mit den Worten: „Wir ehren und lieben dich, wie den William Penn!"

Benjamin Franklin.

Franklins Vater war ein armer Handwerker, zuerst Färber; weil aber das Gewerbe in Boston, wohin er eingewandert war, wenig abwarf, so ergriff er das Geschäft eines Seifensieders. Er war in mancherlei Handarbeiten Meister, konnte die Werkzeuge verschiedener Handwerke handhaben und selber anfertigen. Doch — so erzählt der Sohn selber von ihm — worin er sich am meisten auszeichnete, dies war sein gesunder Verstand und sein richtiges Urteil in Angelegenheiten des öffentlichen und Privatlebens. Er bekleidete zwar nie eine öffentliche Stelle, weil seine zahlreiche Familie und die Mittelmäßigkeit seines Vermögens ihn nötigten, unablässig den Pflichten seines Gewerbes obzuliegen: dagegen kamen die an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stehenden Männer öfter zu ihm, fragten ihn um Rat in Sachen des städtischen und kirchlichen Lebens und hielten sehr viel auf seine Meinung.

Die Eltern Franklins waren derb und kräftig. Die Mutter nährte ihre zehn Kinder selbst und hatte nie eine Krankheit. Der Vater war von unverwüstlicher Kraft und Frische, von seiner ersten Frau hatte er sieben, von der zweiten zehn Kinder; unter diesen war seitens der Söhne Benjamin der jüngste, aber gleichfalls begabt mit dem rüstigsten, gesundesten Körper.

Der junge Benjamin hatte frühzeitig große Lust zum Seeleben; mit dem Wasser ward er bald vertraut, lernte vortrefflich schwimmen und erregte später mit dieser Kunst in London großes Aufsehen. Die größten Strapazen ertrug er mit Leichtigkeit; alles an ihm war gesund und frisch. Je zahlreicher die Familie Franklins war, desto weniger konnte auf ein einzelnes Kind Rücksicht genommen werden; jeder mußte schon früh auf eigenen Füßen stehen und für seinen Unterhalt sorgen. Als Benjamin das zehnte Jahr erreicht hatte, ward er aus der Schule genommen und mußte seinem Vater im Lichtziehen helfen; dann sollte er zu einem Messerschmied in die Lehre, da aber zu viel Lehrgeld verlangt wurde, so ging er zu einem älteren Bruder, der in Boston Buchdrucker war. In seinem zwölften Jahre schon unterzeichnete Benjamin seinen Lehrkontrakt. Zuvor hatte ihn aber der Vater in allerlei Werkstätten geführt, zu Maurern, Schlossern, Tischlern, Böttchern, damit sich der Knabe für irgend ein Handwerk entscheiden sollte. Solche Besuche weckten den praktischen Sinn und kamen dem spätern Buchdrucker zu statten, der allerlei Tischler- und Schlosserarbeiten in seinem Geschäft selber ausführte, wenn es not that. Und auch dem Naturforscher Franklin kam diese mechanische Geschicklichkeit sehr zu statten, da er, was zu seinen Experimenten an Gerätschaften nötig war, sich selbst anfertigte. Da Benjamin aber für keines jener Handwerke eine besondere Vorliebe zeigte, dagegen überaus gern Bücher las, bestimmte dies den Vater, ihn Buchdrucker werden zu lassen, welches Geschäft ja auch geistige Nahrung bietet.

In der lateinischen Schule schwang sich Franklin bald zum ersten auf und that es allen Mitschülern zuvor. Der Vater nahm ihn aber fort, weil

er die Studienkosten nicht auftreiben konnte. Benjamin suchte um so eifriger seinen Wissensdrang durch Lektüre zu befriedigen. Am liebsten las er Reisebeschreibungen, die seiner Vorliebe für das Seeleben neue Nahrung boten; großen Eindruck machten aber auch Plutarchs Lebensbeschreibungen, die er unter den Büchern des Vaters fand. Alles Geld, das er erhielt und oft mit großer Mühe ersparte, verwendete er auf den Ankauf von Büchern; alle Freizeit — der frühe Morgen und der späte Abend, ward der Lektüre gewidmet, und wenn der Bücherfreund sich Sonntags dem öffentlichen Gottesdienste entziehen konnte, that er solches nur allzugern. Als er einst wegen seiner Unwissenheit im Rechnen in Verlegenheit kam, nahm er sogleich eine damals bekannte Abhandlung über die Rechenkunst zur Hand und machte das Werk mit der größten Leichtigkeit durch.

Die Franklinsche Familie hatte sich der Reformation angeschlossen und war der bischöflichen Kirche zugethan; der Vater hielt streng auf Besuch des kirchlichen Gottesdienstes, doch Benjamin Franklin nahm bald eine freigeisterische Richtung, die mit den Satzungen der Kirche in Widerspruch geriet, namentlich durch die Schriften der englischen Philosophen, die er eifrig studierte. Dagegen erfreute er sich an der sittlichen Größe des Sokrates, und dessen Weise zu disputieren ahmte er nach, um mit den Kirchlichgesinnten zu streiten. Durch solche Disputationen erlangte er eine große Gewandtheit in mündlicher Rede; aber auch die Ausbildung seiner Schreibweise ließ er sich sehr angelegen sein. Er machte fleißig Auszüge aus Werken, die ihm besonders zusagten, setzte Gedichte in Prosa um und versuchte dann wieder aus der Prosa den Vers herzustellen. Oder er schrieb seine Gedanken über denselben Gegenstand nieder, von dem er gelesen hatte, und verglich dann seinen Stil mit dem Original.

Die Mäßigkeit in allen sinnlichen Genüssen und die Freudigkeit in aller Entsagung finden wir auch bei Franklin. Schon der Vater litt nicht, daß bei Tische über das Essen gesprochen und dasselbe einer Kritik unterworfen wurde, und der Sohn nahm die gleichen Grundsätze an, der Leibesnahrung keine Wichtigkeit beizumessen. „Als ich mein sechzehntes Jahr erreicht hatte," so erzählt er, „fiel eines der Werke Tryons in meine Hände, worin er Pflanzenkost empfiehlt. Sogleich entschloß ich mich, seine Vorschrift zu befolgen. Mein Bruder war nicht verheiratet und führte keinen eigenen Haushalt, sondern ging mit seinen Lehrlingen zu einer benachbarten Familie in die Kost. Da ich nun keine Fleischspeisen essen wollte, so wurde ich oft wegen dieser Eigenheit ausgescholten. Ich hielt mich ganz an die Vorschrift Tryons und lernte besonders Kartoffeln, Reis und Schnellpuddings bereiten; dann sagte ich meinem Bruder, daß ich es versuchen wollte, mich selbst zu verköstigen, wenn er mir die Hälfte von dem, was er für mich an Kostgeld bezahlte, geben wollte. Er war es gleich zufrieden, und ich fand bald, daß ich von dem, was er mir gab, noch die Hälfte beiseite legen konnte. Dadurch erlangte ich einen neuen Fonds für den Ankauf von Büchern, und auch noch andere Vorteile gingen aus meiner neuen Lebensweise hervor. Wenn

mein Bruder und seine Arbeiter die Druckerei verließen, um zum Mittagsessen zu gehen, blieb ich zu Hause, verzehrte mein spärliches Mahl, das nicht selten bloß aus einem Stück Zwieback oder Brot und einigen Rosinen, oder einem Kuchen vom Pastetenbäcker mit einem Glase Wasser bestand, und hatte dann den Rest der Zeit noch für meine Studien übrig. Meine Fortschritte in denselben standen auch ganz mit der Klarheit der Ideen und der leichten Auffassung im Verhältnis, welche das Ergebnis der Mäßigkeit im Essen und Trinken sind."

Von seiner Reise nach Philadelphia, wo er als Gehilfe bei einem Buchdrucker, Namens Keimer, eine Anstellung fand, erzählt Franklin folgenden höchst charakteristischen Zug: „Eine Windstille nötigte uns, oberhalb Block Island anzulegen, und die Schiffsmannschaft benutzte den Verzug zum Stockfischfang. Ich war bisher meinem Entschlusse treu geblieben, nichts zu essen, was vorher Leben besessen hatte, und hielt demgemäß das Fangen eines Fisches für eine Art Mord, der ohne alle Ursache begangen würde, da das arme Tier keinem Menschen Schaden zufügte, noch das geringste Unrecht zu thun imstande sei. Diese Gründe schienen mir unwiderleglich. Nun war ich aber früher ein außerordentlicher Freund von Fischen gewesen, und wenn mir einer der Stockfische aus der Bratpfanne mit herrlichem Wohlgeruch entgegen dampfte, so kam meine Neigung mit meinen Grundsätzen nicht wenig ins Gedränge. Demungeachtet zögerte ich eine Zeit lang, bis ich endlich einen der Stockfische öffnen sah und bemerkte, daß er einen kleinen Fisch im Bauche hatte. Dann sagte ich zu mir selbst: wenn du einen andern essen kannst, so sehe ich keinen Grund, warum man dich nicht auch essen soll! Demgemäß aß ich denn von dem Stockfisch mit größtem Wohlbehagen, und von der Zeit an fuhr ich fort, gleich andern Menschen zu essen, indem ich nur von Zeit zu Zeit zu meiner Pflanzenkost zurückkehrte. Du siehst hieraus, wie zuträglich es ist, ein vernünftiges Tier zu sein, das einen plausiblen Grund für alles aufzufinden imstande ist."

Über den Verkehr mit Keimer heißt es also: „Er war ganz auf das Disputieren versessen. Ich hatte mir aber die sokratischen Sätze so angewöhnt und ihn durch meine Fragen so oft in Verlegenheit gebracht, indem ich anfangs weit von dem Streitpunkt entfernt zu sein schien, demungeachtet nach und nach auf diesen zurückkam und ihn in Verlegenheiten und Widersprüche verwickelte, aus denen er sich nicht mehr herauszuziehen vermochte: daß er bis zu einem lächerlichen Grade vorsichtig wurde und kaum die einfachsten und gewöhnlichsten Fragen zu beantworten wagte, ohne mich vorher zu fragen: „Was würden Sie daraus folgern?" — Von da bildete er sich eine hohe Meinung von meinem Talente, daß er mich alles Ernstes einlud, gemeinschaftlich mit ihm eine neue religiöse Sekte zu gründen. Er wollte die neue Lehre durch Predigen verbreiten, und ich sollte die Gegner widerlegen. — Als er mir seine Ansichten auseinandersetzte, fand ich eine Menge Abgeschmacktheiten darin, die ich alle verwarf, obschon er sich erbot, dagegen einige von meinen Ansichten aufzunehmen. Keimer trug seinen Bart ungeschoren,

weil Moses an irgend einer Stelle sagt: „Du sollst die Spitzen deines Bartes nicht beschädigen." Gleicherweise beobachtete er die Feier des Sabbats: dies schienen ihm zwei wichtige Punkte. Ich war gegen beide, versprach ihm jedoch, beide anzunehmen, wenn er sich dagegen zum Enthalten von tierischer Nahrung bequemen wolle. „Ich zweifle," sagte er, „ob dies meine Konstitution zu ertragen vermag." Ich versicherte ihn aber, daß er sich im Gegenteil besser dabei befinden würde. Er war ein großer Schwelger, und ich versprach mir vielen Spaß davon, ihn recht auszuhungern. Er sagte es mir endlich zu unter der Bedingung, daß ich ihm Gesellschaft leistete, und wir setzten es in der That drei Monate lang fort. Eine Frau aus der Nachbarschaft bereitete und brachte uns unsere Speisen, und ich gab ihr ein Verzeichnis von vierzig Gerichten, unter denen sich weder Fleisch noch Fische fanden. Dieser Einfall kam mir um so mehr zu gut, als ich dabei meine Rechnung fand, denn die ganzen Kosten unserer Lebensweise überstiegen wöchentlich nicht 18 Pence. — Ohne die geringste Beschwerde setzte ich meine Pflanzenkost fort, während Keimer schrecklich darunter litt. Erschöpft von dem Versuche seufzte er nach den Fleischtöpfen Ägyptens. Endlich konnte er es nicht mehr aushalten, er bestellte ein gebratenes Ferkel und lud mich und zwei unserer weiblichen Bekannten dazu ein; da aber das Ferkel ein wenig zu früh fertig wurde, so konnte er der Versuchung nicht widerstehen und aß es ganz allein auf, ehe wir ankamen."

Von Philadelphia schiffte Franklin nach England hinüber und fand bald in den Druckereien von London willkommene Arbeit. Um sich die gehörige Körperbewegung zu verschaffen, arbeitete er zuerst als Drucker, obwohl er ein höchst geschickter Setzer war und als solcher auch mehr verdiente. Doch bei seiner großen Sparsamkeit erübrigte er viel mehr, als seine Mitgesellen, die ihn „das amerikanische Wassertier" nannten, weil er gegen das unmäßige Biertrinken eiferte. Er trug zuweilen in jeder Hand eine große gesetzte Form treppauf und treppab, und sprach dann zu den Biertrinkern, die ihm das nicht nachthun konnten: „Da habt ihr den Beweis, daß Bier keineswegs die Kräfte vermehrt. Wenn ich einen Pennylaib Brot esse und dazu ein Glas Wasser trinke, habe ich soviel Nahrungsstoff gewonnen, als in einer Pinte Bier enthalten ist." — So suchte er überall mit gutem Beispiel auf seine Mitmenschen zu wirken.

Bei einer so großen Fülle von körperlicher wie sittlicher und geistiger Kraft waren freilich manche Jugendverirrungen schwer zu vermeiden, und Franklin hat in seinen biographischen Notizen uns treulich davon Bericht erstattet. Der erste Fehltritt, den er bereute, war, daß er seinen Bruder in Boston zu einer Zeit verließ, wo derselbe seiner Hilfe sehr bedurfte. Freilich war er äußerst hart und oft ungerecht von diesem seinem Lehrherrn behandelt worden. In Philadelphia hatte er sich mit Miß Read, einem braven liebenswürdigen Mädchen, verlobt; als er aber nach England kam, geriet er in die Gesellschaft eines schlechten Menschen, der ihn um alle seine Ersparnisse brachte, und da er der Miß Read nicht mehr schrieb, verheiratete sich

dieselbe, aber höchst unglücklich. Dies war ein zweiter Fehltritt, den er aber dadurch verbesserte, daß er bald nach seiner Rückkehr die von ihrem leichtsinnigen Mann Verlassene (er war mit Schulden beladen nach Westindien entflohen) zur Frau nahm. Mit ihr hat er eine lange und glückliche Ehe geführt.

Franklin bekam in London Wollastons Werk „über die natürliche Religion" zu setzen, aber mit manchen Lehrsätzen dieses Autors war er nicht einverstanden, und so schrieb er eine metaphysische Abhandlung, worin er Wollaston widerlegte. Er druckte die Schrift selber, aber der Inhalt fand wenig Beifall, und man nannte sie „gotteslästerlich" *). Den Druck dieser Broschüre nennt Franklin seinen dritten Fehltritt.

Franklin hatte ein halbes Jahr in London verweilt und kehrte im Jahre 1726 nach Philadelphia zurück. Unterwegs machte er die Bekanntschaft eines Kaufmanns Denham, der ihn sehr lieb gewann und zu seinem Buchhalter erwählte. Plötzlich ereilte aber diesen seinen Wohlthäter der Tod, und so sah sich der junge Franklin wieder auf die eigenen Mittel verwiesen. In Philadelphia nahm ihn sein alter Prinzipal Keimer wieder mit Freuden auf; bald aber merkte Franklin, daß die Lage dieses Mannes eine verzweifelte war und das Geschäft über kurz oder lang zusammensinken mußte. Dazu wurde sein Herr immer gröber und mürrischer, sodaß er ihn freiwillig verließ und unter mancherlei Schwierigkeiten ein eigenes Buchdruckereigeschäft begann, indem er sich mit einem seiner Bekannten associierte. Der Erwerb war anfangs höchst gering, aber Franklins Fleiß unermüdlich; er legte noch einen Papierhandel an und hielt es nicht unter seiner Würde, die Papierballen selbst auf einem Schubkarren über die Straße zu fahren. Dabei vergaß er auch der geistigen Fortbildung nicht. Er stiftete eine litterarische Gesellschaft junger strebsamer Bürger unter dem Namen „Junto"; jedes Mitglied mußte sich verpflichten, abwechselungsweise eine oder mehrere Fragen über irgend einen Gegenstand der Moral, Politik oder Philosophie vorzutragen, welche dann von der Gesellschaft besprochen wurden — und alle drei Monate einen Aufsatz über irgend ein selbstgewähltes Thema auszuarbeiten und vorzulesen. Die Debatten wurden von einem Vorsitzenden geleitet. Ferner gründete Franklin auch ein politisches Blatt, und die Aufsätze, die er selber für die Zeitung schrieb, waren durch die Klarheit, Gründlichkeit und angenehme Schreibart so ausgezeichnet, daß die Zahl der Abonnenten von Tag zu Tage sich mehrte. Schon in Boston, als er noch bei seinem Bruder in der Lehre war, hatte er für dessen Zeitung mehrere Artikel geschrieben, aber mit verstellter Handschrift, und sie dann jeden Morgen vor die Druckerei gelegt, sodaß der Bruder glaubte, sie kämen von einem Fremden. Schon damals hatte der junge Franklin großes Aufsehen erregt. Seine Schreibart war ein Muster von Einfachheit, und dabei verstand er

*) Er suchte nachzuweisen, daß es eigentlich keine Sünde und kein Unglück in der Welt gebe, sondern alles von Gott notwendig so geordnet sei.

es, den Gegenstand in allerlei Formen zu kleiden, bald als Erzählung, Fabel, Brief, Dialog, Gleichnis, wie es eben am besten sich fügte. Zuweilen war er beißend und spottend, öfters launig, nie steif und trocken, immer unterhaltend. Welche Fülle von Weisheit, gesunder Lebensanschauung und Menschenkenntnis steckt oft in einer simpeln Erzählung oder einem kurzen Briefchen.

Im Jahre 1732 begann Franklin einen Volkskalender, der „Almanach des armen Richard" genannt, worin er durchaus volkstümlich die trefflichsten Grundsätze zum Fleiße, zur Mäßigkeit und Einfachheit der Sitten entwickelte und zur Bildung seiner Landsleute außerordentlich viel beitrug. Er setzte diesen Almanach 25 Jahre lang fort, und im letzten Jahrgange stellte er alle seine Grundsätze in der Zueignungsschrift an den Leser zusammen unter dem Titel: „Der Weg zum Reichtum". Diese Zueignungsschrift wurde in verschiedene Sprachen übersetzt und in mehreren Zeitschriften abgedruckt, ja auf einem besonderen Bogen herausgegeben, der unter Glas und Rahmen in den Stuben aufgehängt wurde. Sie enthielt vielleicht das beste praktische System der Wirtschaftlichkeit, das je bekannt geworden ist.

Zur Veranschaulichung von Franklins höchst volksmäßiger Schreibart teilen wir hier einiges daraus mit.

Freundlicher Leser!

Ich habe mir oft sagen lassen, daß nichts einem Schriftsteller mehr Vergnügen mache, als wenn seine Werke von andern gelehrten Autoren respektvoll citiert werden. Mir ist dieses Vergnügen selten zu teil geworden; denn, ob ich gleich ohne Eitelkeit sagen darf, daß ich nun seit einem vollen Vierteljahrhundert alljährlich als ausgezeichneter Kalenderschreiber gefeiert wurde, so waren doch meine Kollegen in diesem Fache sehr sparsam mit ihrem Beifalle, ohne daß ich mir einen Grund dafür anzugeben wüßte. Andere Schriftsteller nahmen ohnedies nicht die geringste Notiz von mir, so daß ich bei dem gänzlichen Mangel der Anerkennung allen Mut hätte verlieren müssen, wenn mir meine Schriftstellerei nicht hier und da einen soliden Pudding verschafft hätte.

Ich bedachte jedoch endlich, daß der gemeine Mann, der meine Kalender kaufe, auch am besten imstande sei, mein Verdienst zu beurteilen, und wirklich hörte ich hier und da auf meinen Wanderungen, wo ich nicht persönlich bekannt war, eins oder das andere meiner Sprichwörter mit dem Zusatze anführen: „wie der arme Richard sagt". Dies gereichte mir zu einiger Beruhigung und bewies mir zugleich, daß man meine Lehren zu würdigen wisse und auch vor meiner Autorität einige Achtung habe.

— — Unlängst kam ich an einen Ort, wo sich eine große Menge Menschen wegen der Versteigerung von Kaufmannsgütern versammelt hatten, und hielt mein Pferd an. Die zum Verkauf anberaumte Stunde war noch nicht gekommen, die Leute sprachen von den schlechten Zeiten, und einer der Anwesenden sagte zu einem anscheinend wohlhabenden

Manne mit grauen Haaren: „Nun, Vater Abraham, was haltet ihr von unsrer Zeit? Müssen die schweren Abgaben das Land nicht zu Grunde richten? Wie sollen wir es noch machen, sie zu erschwingen? Was meint ihr dazu?"

Vater Abraham erhob sich und antwortete: „Wenn Ihr meinen Rat hören wollt, so will ich ihn Euch in wenig Worten mitteilen: Denn ein Wort zu dem Weisen ist genug und viele Worte füllen keinen Scheffel, wie der arme Richard sagt." Alle vereinigten sich nun mit Bitten, er möge doch seine Meinung aussprechen. Sie schlossen einen Kreis um ihn, und er ließ sich vernehmen, wie folgt.

„Freunde und Nachbarn!" sagt er, „die Abgaben sind allerdings sehr schwer; doch wenn die von der Regierung auferlegten die einzigen wären, die wir zu bezahlen hätten, dann möchte es noch hingehen; aber wir haben noch ganz andere, die uns viel schwerer drücken. Wir sind um zweimal höher durch unseren Müßiggang besteuert, um dreimal höher durch unsere Hoffart und um viermal höher durch unsere Thorheit. Von diesen Abgaben kann uns aber kein Landtags-Abgeordneter befreien. Dennoch ist nicht alles verloren, falls wir nur guten Rat annehmen, denn Gott hilft denen, die sich selbst helfen — sagt der arme Richard in seinem Almanach.

Gewiß würde man eine Regierung hart nennen, welche einem Volke die Last aufbürdet, ihr den zehnten Teil seiner Zeit Frondienste zu leisten. Wie vielen unter uns nimmt aber der Müßiggang noch weit mehr weg, wenn wir die Zeit berechnen, die wir mit Nichtsthun, also in völliger Faulheit, oder mit nutzlosen Beschäftigungen oder Zerstreuungen zubringen. Faulheit verkürzt unser Leben, weil sie uns kränklich macht. Faulheit gleicht dem Roste, der weit mehr angreift, als die Arbeit, während der Schlüssel, den man oft braucht, immer blank ist, wie der arme Richard sagt. Liebest du aber das Leben — sagt der arme Richard weiter — so vergeude die Zeit nicht, denn sie ist der Stoff, aus dem das Leben gemacht ist. Wie viel mehr, als nötig ist, verwenden wir auf den Schlaf und bedenken nicht, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe lange genug schlafen werden — wie der arme Richard sagt. Wenn Zeit das kostbarste von allen Dingen ist, so ist verschwendete Zeit, wie der arme Richard sagt, die größte Verschwendung, denn verlorne Zeit kehrt nie wieder.

So laßt uns denn rührig sein, so lange wir es sein können, und wenn wir fleißig sein wollen, so wird uns auch nichts zu schwer vorkommen. Der arme Richard sagt: Faulheit macht alles schwer, Fleiß alles leicht! und: Wer spät aufsteht, kann den ganzen Tag nicht fertig werden. Die Faulheit schleicht so langsam, daß sie von der Armut bald eingeholt wird. Treibe dein Geschäft und laß dich nicht von deinem

Geschäfte treiben. Zeitig zu Bett und zeitig wieder auf, macht den Menschen gesund, reich und weise!

Was hilft es, bessere Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Die Zeiten werden von selbst besser, wenn wir uns nur erst ändern!"

* *
*

Je mehr seine Mitbürger die ausgezeichneten Talente Franklins erkannten, desto mehr benutzten sie auch dieselben für das öffentliche Wohl. So erwählte ihn im Jahre 1736 die Versammlung der Generalstaaten von Pennsylvanien zu ihrem Sekretär und darauf zum Abgeordneten für die Stadt Philadelphia. Da es für emporblühende Städte keine größere Gefahr als die des Feuers giebt, richtete Franklin mit besonderem Takt das Institut der Nachtwächter ein, bildete dann die erste Feuerkompanie in Philadelphia, nach deren Muster bald zahlreiche Gesellschaften in andern Städten ins Leben traten. Von der Grenze her geschahen von Indianern und Franzosen öfters Einfälle auf das Gebiet Pennsylvaniens; da setzte Franklin ein Milizgesetz durch, das die Landesverteidigung ordnete und die Ruhe wieder herstellte.

Während er so für das gemeine Beste wirksam war, vernachlässigte er doch nie seine wissenschaftlichen Studien; besonders erregten die elektrischen Versuche seine Aufmerksamkeit. Er hatte zuerst bemerkt, daß die Spitzen fähig sind, die Elektrizität anzuziehen und abzuleiten; sodann machte er die wichtige Entdeckung von der positiven und negativen Elektrizität, und daß die Entladung einer mit elektrischer Materie gefüllten Flasche nur die Wiederherstellung des Gleichgewichts der beiden entgegengesetzten Pole sei. — Man hatte bisher geglaubt, daß die Elektrizität sich in dem Überzuge des Glases sammle; er zeigte, daß die Poren des Glases selber ihr Aufenthalt seien. Dann ging er weiter und behauptete, daß der Blitz nichts anders als ein elektrischer Funken sei, dessen schnelle lufterschütternde Bewegung den Donner hervorbringe. Und von dieser kühnen Annahme ging er sogleich zur Anwendung über, indem er an die höchsten Stellen der Dächer, Schiffsmasten rc. spitze Eisenstangen befestigte, die den elektrischen Strom entweder in die Erde oder ins Wasser leiten sollten. Noch war aber nicht der Beweis geführt, daß die kühne Hypothese von der Leitung der Wolkenelektrizität durch Metallspitzen begründet sei; sobald ein Versuch die Wahrheit jenes Satzes verbürgte, war ein unendlicher Fortschritt der Wissenschaft gesichert.

Franklin hatte zunächst im Sinn, auf einem hohen Turm oder Berge ein Schilderhäuschen zu errichten, eine eiserne Stange aufzustecken und nun bei einem heranziehenden Gewitter zu beobachten, ob elektrische Erscheinungen an dem Metall bemerkbar sein würden. In Philadelphia gab es aber damals noch keinen Turm, und so erdachte der praktische Geist sich eine andere Auskunft. Es wurde ein Drache nach Art der Papierdrachen, womit sich die Jugend belustigt, angefertigt, aber nicht von Papier, sondern von Seidenzeug, das im Notfall dem Regen widerstehen konnte. Eine Eisenspitze bildete

den Kopf des Drachens; die Hanfschnur war ohnedies ein guter Leiter, aber an ihrem Ende ward eine kurze Seidenschnur angebunden; um den Träger vor der etwa herabströmenden elektrischen Materie sicherzustellen. Wo beide Schnüre zusammengebunden waren, ward ein Schlüssel angehängt, welchen Franklin gelegentlich mit dem Fingergelenk anrührte, während sein Sohn den in der Luft flatternden Drachen hielt. Die Gewitterwolken zogen heran, doch der Schlüssel ließ keinen elektrischen Funken springen. Schon gab Franklin den Versuch verloren, siehe, da richteten sich die Fasern der Hanfschnur empor, es sprangen mehrere Funken aus dem Schlüssel, und eine Flasche wurde mit der Wolkenelektrizität geladen. Eine der großartigsten Entdeckungen in der Physik war gemacht und gegen allen Zweifel sichergestellt.

Franklin dehnte seine Forschungen weiter aus und machte interessante Versuche z. B. mit dem Turmalin. Dieser Stein besitzt nämlich die sonderbare Eigenschaft, bloß durch Hitze und ohne Reibung auf der einen Seite positiv, auf der andern Seite negativ elektrisch zu werden. Ferner ward durch mancherlei Versuche festgestellt, daß die Verdampfung Kälte erzeuge. Franklin brachte Äther, der schon bei gewöhnlichem Luftdruck der Atmosphäre schnell verdunstet, unter den Rezipienten einer Luftpumpe, und in diesem fast luftleeren Raum ging nun die Verdampfung so schnell von statten, daß das in einer Flasche hineingesetzte Wasser in Eis verwandelt wurde. Diese Entdeckung wurde nun sogleich auf mancherlei Erscheinungen angewandt, die von den Physikern bis dahin nicht zur Genüge erklärt werden konnten, nämlich daß die Temperatur des in gesundem Zustande befindlichen Körpers nie 96 Grad Fahrenheit übersteige, wenn auch die ihn umgebende äußere Atmosphäre zu einem weit höheren Grade erhitzt würde. Dies Phänomen fand nun seine Erklärung in der durch die Hitze vermehrten Ausdünstung, die eine verhältnismäßige Verdampfung erzeugt, also wiederum Wärme bindet und Kälte erzeugt.

Ferner stellte der fleißige Mann noch mancherlei Versuche mit der Glasharmonika an, die er aus gestimmten kleinen Glasglocken zusammensetzte. Veranlaßt durch den Ton, welchen ein Trinkglas hervorbringt, wenn man den Rand desselben mit einem nassen Finger reibt, war ein Irländer auf den Gedanken gekommen, ein förmliches Instrument mit harmonischen Tönen herzustellen, aber durch den Tod an der Vollendung desselben verhindert worden. Auch über die Luftströmungen und Winde auf dem amerikanischen Festlande gab Franklin neue Aufschlüsse, und sein Name ward nun in allen gebildeten Kreisen Europas bekannt. Die Oxforder Universität ernannte ihn 1762 zum Doktor der Rechte. Und er war ein wahrer Doktor der Rechte des Volkes, die er mit allen Mitteln aufrecht erhielt und sicherzustellen suchte. Zu diesem Zwecke war es ihm besonders wichtig, einen bessern Jugendunterricht zu organisieren, und seine Landsleute der geistigen Roheit zu entreißen. Er hatte bereits eine öffentliche Bibliothek gegründet, in der jeder Bürger Zutritt hatte. Doch war ihm bald genug klar geworden, daß es an tüchtigen Lehrern fehle, welche das Volk erst fähig

machen mußten, die geistigen Schätze gehörig aufzunehmen. So entwarf er einen Plan zur Errichtung einer Akademie für Philadelphia, die vorerst aus drei Klassen bestehen sollte, einer englischen, lateinischen und griechischen. Dieser Plan ward genehmigt und bald zur Ausführung gebracht, und die Anstalt wuchs fröhlich empor.

Der Blick des praktischen Mannes umfaßte mit gleich sicherm Takt die Angelegenheiten seines Wohnortes, wie des großen Gesamtvaterlandes. Die Provinz Kanada gehörte damals noch den Franzosen, welche sie zuerst kolonisiert hatten, und die mit den Indianern nun einen höchst einträglichen Handelsverkehr unterhielten. Dagegen war das Verhältnis der Eingebornen zu den britischen Kolonieen ein überwiegend feindliches, und diese Feindschaft ward von den Franzosen genährt. Franklin hatte längst die politische Notwendigkeit erkannt, daß England sich in den Besitz von Kanada setzen müsse, und da seine mündlichen Ratschläge nichts gefruchtet hatten, verfaßte er eine Flugschrift, die unter dem Namen des Kanada-Pamphlets viele Leser fand und auf die klarste Weise die Vorteile einer Erwerbung jenes großen Länderstrichs darlegte. Da entschloß sich die englische Regierung, eine Expedition auszurüsten, deren Leitung dem tapfern General Wolf übertragen wurde. Der glückliche Erfolg dieses Feldzuges war, daß im Jahr 1762 Frankreich das Land Kanada an England abtrat.

Dr. Franklin, in gerechter Anerkennung seiner Verdienste, ward zum General-Postmeister aller britisch-amerikanischen Kolonieen ernannt, und dies war ein höchst einträglicher Posten. Derselbe hinderte ihn jedoch nicht, gegen das englische Ministerium entschieden aufzutreten, als dasselbe seine ungerechten Angriffe auf die alten Rechte und Freiheiten der Amerikaner begann. Trotz aller Warnungen, die selbst im Schoße des englischen Parlaments erhoben wurden, dekretierte man die drückendsten Abgaben auf Glas, Leder, Papier, Malerfarben, Thee — Maßregeln, welche den amerikanischen Handel und Gewerbefleiß zu gunsten der englischen Kaufleute niederhalten sollten. Franklin reiste alsbald nach London und machte sowohl mündlich als schriftlich die dringendsten Vorstellungen, wie ungerecht und unpolitisch zugleich ein solches Verfahren sei. Er hatte sich Briefe zu verschaffen gewußt, welche Hutchinson, der Statthalter von Massachusetts, an vornehme Engländer geschrieben hatte und in welchen der unpatriotische Beamte (Hutchinson war geborner Amerikaner) der englischen Regierung den Rat erteilte, die Widersetzlichkeit der Kolonieen mit Gewalt zu unterdrücken und deshalb noch mehr Truppen nach Amerika zu schicken. Franklin machte diese Briefe seinen Landsleuten bekannt, und der Haß gegen den Statthalter ward allgemein. Die Vertreter der Kolonie verfaßten eine an den König gerichtete Bittschrift, worin sie die sofortige Absetzung Hutchinsons verlangten, und sandten sie an Franklin, der sie überreichte. Infolgedessen ward aber der Bevollmächtigte der Kolonieen vor den Geheimen Rat geladen und vom Ober-Staatsanwalt heftig angefahren, als ob er an allen Unruhen schuld sei. Doch wagte man nicht, ihm als politischem Verbrecher den Prozeß zu machen, und seine

ruhige, würdevolle Haltung machte auf alle Unparteiische den besten Eindruck. Der Geheime Rat des Königs war jedoch zu sehr im englischen Hochmut befangen, erklärte die Bittschrift für grundlos, ihre Fassung für unziemlich und aufreizend. Das Gesuch wurde abgewiesen und Franklin seiner Stelle als Oberpostmeister entsetzt.

Unterdessen waren die mit Thee beladenen Schiffe der englisch-ostindischen Handelsgesellschaft in den Hafen von Boston eingelaufen (Dezember 1773). Der Stadtrat verbot den Kapitänen die Ausladung, der Statthalter befahl sie. Da bestiegen als Indianer verkleidete Bürger die Schiffe und warfen die ganze Theeladung (542 Kisten) ins Meer.

Als die Kunde von dieser Gewaltthat nach England gelangte, erließ das Parlament (März 1774) die Boston-Hafen-Bill, welche gebot, daß der Bostoner Hafen so lange gesperrt bleiben sollte, bis die Stadt zum Gehorsam gebracht worden sei. Die Verfassung von Massachusetts ward als zu frei aufgehoben, dem Statthalter unbeschränkte Vollmacht eingeräumt und sogar die Gewalt verliehen, nach Gutdünken amerikanische Bürger wegen politischer Vergehen nach England vor Gericht zu senden. Dem General Gage, der an Hutchinsons Stelle zum Statthalter der Kolonie ernannt worden war, sandte die englische Regierung mehrere Kriegsschiffe mit einer Truppenverstärkung von vier Regimentern.

Gage löste die Abgeordnetenversammlung in Boston auf, konnte es jedoch nicht hindern, daß nun alle Kolonieen Bevollmächtigte zu einem Nationalkongreß erwählten, der sich zu Philadelphia im September 1774 versammelte und jene merkwürdigen Erklärungen erließ, in welchen sich der Anbruch einer neuen Zeit ankündigte. Zuerst ward eine Rechtfertigung des Widerstandes der Kolonie Massachusetts wider die ihr aufgedrungene Verfassung bekannt gegeben; sodann eine Erklärung und Verkündigung der Menschenrechte veröffentlicht, worin Leben, Freiheit und Eigentum des Menschen als unantastbares Recht desselben aufgestellt und die Verletzung dieses Rechtes seitens der englischen Regierung nachgewiesen wurde. Ferner ward in einer Bittschrift an den König es ausgesprochen, daß die Unterthänigkeit der Amerikaner nur unter der Bedingung zu hoffen sei, daß man ihnen die gleichen politischen Rechte wie den Engländern gewährleiste. Endlich wurden noch Adressen an das Volk von Kanada, das unlängst zum britischen Reiche hinzugefügt war, und an das europäische Mutterland selber erlassen. Schließlich wurde der Beschluß gefaßt, jeden Verkehr mit England abzubrechen, so lange die gerechten Forderungen der Kolonieen nicht befriedigt würden.

Franklin hatte noch immer in London ausgehalten, dem König die Bittschrift des ersten amerikanischen Nationalkongresses überreicht, dem freisinnigen Lord Chatam (Pitt) beachtenswerte Vorschläge gemacht über die wirksamste Art, die Kolonieen wieder zu beschwichtigen, sogar den Lordmayor (Bürgermeister) von London und einen großen Teil der Londoner Bürgerschaft für die Sache der Freiheit gewonnen. Vergebens erhoben im Unter-

hause die berühmten Redner Fox und Burke ihre Stimme zu gunsten der Kolonieen, und vergebens brachte Lord Chatam-Pitt seine Versöhnungsvorschläge im Oberhause ein. Sein Antrag ward vom Parlament verworfen, und der König beharrte auf seinem Sinn.

So reiste denn Franklin im Jahre 1775 (3 Wochen vor dem Treffen bei Lexington*)) aus London ab mit dem Entschlusse, seine Landsleute zum beharrlichen Widerstande gegen eine Regierung, von der sie nichts zu erwarten hätten, anzufeuern. Er teilte diese Überzeugung mit den vorzüglichsten und einflußreichsten Männern des Kongresses, mit Adams, Hancock, Washington u. a.

Er war kaum in Amerika angelangt, so wählte ihn das Volk zum Abgeordneten für den zweiten Nationalkongreß, der wiederum in Philadelphia (im Mai 1775) sich versammelte, ein Bundesheer rüstete und Washington zum Oberbefehlshaber desselben ernannte. Gleich den Eidgenossen auf dem Grütli gelobten sich alle Mitglieder des Kongresses feierlich, Gut und Blut für die Freiheit opfern zu wollen.

Mit Glück begann Washington seine Operationen und belagerte mit dem Bundesheere Boston, das General Howe im März 1776 räumen mußte. Nun zögerte der Kongreß nicht länger; er verkündigte im Namen der dreizehn vereinigten Staaten die Unabhängigkeit von England und fügte dieser Unabhängigkeitserklärung die Verkündigung der Menschenrechte hinzu. Franklin, Adams, Jefferson waren die Verfasser dieser Schriftstücke. Im Frühlinge des folgenden Jahres wurden die Grundzüge der neuen Bundesverfassung festgestellt, und damit ward der ganzen civilisierten Welt das erste Beispiel eines auf Grund der freisinnigen Ideen der Neuzeit aufgebauten Staatswesens vor Augen gestellt.

Doch jede Freiheit will errungen sein. Gegen das mit aller Energie den Krieg fortsetzende England fühlte sich der junge Freistaat zu schwach; es fehlte an Geld, an Schiffen, an einem kriegsgeübten Heere, an Bundesgenossen. Vor allem kam es nun darauf an, Frankreich, den Nebenbuhler des britischen Reiches, zum einem Bündnis mit den Vereinigten Staaten zu bewegen, und dies zustande zu bringen, ward (noch zu Ende des Jahres 1776) Franklin als Bevollmächtigter nach Paris gesandt.

Anfangs war am französischen Hofe wenig Neigung vorhanden, mit dem jungen Freistaate ein näheres Verhältnis anzuknüpfen; doch lagen die Vorteile, welche Frankreich aus einem Handelsverkehr mit Amerika erwachsen mußten, offen zu Tage, und die Aussicht auf eine Schwächung der englischen Macht war zu verlockend für das französische Interesse, als daß man die Allianzvorschläge des amerikanischen Gesandten hätte von der Hand weisen können. Auch die Persönlichkeit Franklins wirkte günstig mit, den König (Ludwig XVI.) und seine Ratgeber für die amerikanische Sache zu gewinnen. Das einfache anspruchslose Auftreten des 70jährigen Greises, der sein weißes Haar frei auf die Schulter herabwallen ließ, ohne Puder und Perücke, der

*) 18. April 1775.

in einem schlichten Tuchrocke einherging und ohne Ordensstern und Fuhrwerk die Prinzen und Minister zu Fuß besuchte, dem das Alter die Jugendfrische nicht hatte rauben können: er machte in seiner ehrwürdigen Schlichtheit einen tieferen Eindruck auf die Pariser, als der Prunk des Hofes mit den glänzenden Uniformen und Equipagen. Seine Schriften und physikalischen Entdeckungen hatten ihn schon längst mit den vornehmsten Gelehrten Europas befreundet, und es gehörte bald auch bei dem Adel zum guten Ton, sich mit Franklin zu unterhalten. Das Volk aber erblickte in dem ehrwürdigen Manne eine Verwirklichung sowohl der Träume Rousseaus von der unverdorbenen Natur des Menschen, wie der Freiheitsgedanken seiner Philosophen.

Ein Sieg, den die Bundestruppen im Sommer 1777 bei Saratoga über den englischen General Bourgoyne erfochten, brachte das von Franklin so geschickt und ausdauernd angebahnte Bündnis zustande; im Februar 1778 ward der Traktat unterzeichnet und Amerika alsbald mit Geld und Hilfstruppen unterstützt. Im folgenden Jahre (1779) ward auch von Spanien und 1780 von Holland der Krieg an England erklärt, das nun seine Kräfte zersplittert sah, wenn es auch mit seiner Seemacht den Spaniern und Holländern die Spitze bieten konnte. Aber einem fortgesetzten Kampfe auf dem amerikanischen Festlande war es nicht gewachsen, und als der allzukühn vordringende englische General Lord Cornwallis zu Yorktown von Washington umzingelt ward und sich mit 6000 Mann ergeben mußte (Oktober 1781): da brachte die Oppositionspartei im englischen Parlament das Ministerium North zum Sturz, und das neue Ministerium war zum Frieden geneigt, der zu Versailles am 3. September 1783 definitiv abgeschlossen und von Franklin im Namen seines Vaterlandes unterzeichnet wurde. Die Kolonieen wurden als unabhängiger Freistaat von England anerkannt, das ein Gebiet von 20000 □Meilen mit dritthalb Millionen Einwohnern und 600000 Sklaven verlor und obendrein noch die Kriegskosten zahlte.

So bewährte sich der lateinische Vers d'Alemberts, welcher von Franklin sagte:

Eripuit fulmen coelo, sceptrumque tyrannis.

(Er entriß dem Himmel den Blitz, das Zepter den Tyrannen.)

Mit diesen Worten hatte er den bescheidenen Mann schon bei seinem Eintritt in die französische Akademie bewillkommnet.

Inmitten der verwickelten diplomatischen Geschäfte wurden die physikalischen Studien von Franklin eifrig fortgesetzt, und eine merkwürdige Episode bildeten die Verhandlungen über den tierischen Magnetismus, veranlaßt durch das Erscheinen des Dr. Mesmer in Paris. Auf Befehl des Königs trat eine Kommission von Gelehrten zusammen, unter denen sich auch Franklin befand, um zu untersuchen, was an der Sache sei, und trotz aller Bemühungen Mesmers wurde seine neue Lehre als eitel Marktschreierei erkannt.

Im Jahre 1785 kehrte Franklin, hochgeehrt von Freund und Feind, nach Philadelphia zurück, wo alles wetteiferte, ihm Beweise der Hochachtung

und Dankbarkeit zu geben. Der ehrwürdige Greis, jetzt im 81. Jahre, setzte auf heimischem Boden rastlos das Friedenswerk fort und war hauptsächlich bemüht, der Union Stärke und Festigkeit zu geben. Dabei sann er unaufhörlich auf Verbesserungen in den ökonomischen und gewerblichen Verhältnissen seiner Mitbürger. Im Jahre 1787 bildeten sich zu Philadelphia zwei höchst achtbare Gesellschaften, die beide Franklin zu ihrem Präsidenten erwählten. Die eine hieß „die Philadelphia-Gesellschaft für die Erleichterung des Elends in den öffentlichen Gefängnissen", die andere „die Pennsylvania-Gesellschaft zur Beförderung und Aufhebung der Sklaverei der Neger und zur Verbesserung des Zustandes der afrikanischen Rasse".

Die sonst so feste Gesundheit des Mannes sollte aber am Ende noch mancherlei Erschütterungen erfahren; seit mehreren Jahren hatten sich Gichtanfälle und höchst schmerzhafte Steinbeschwerden eingestellt. Im Frühling des Jahres 1790 kamen Brustkrämpfe dazu; sein Freund und Hausarzt Dr. Jonas berichtete über die letzte Krankheit des großen Mannes also: „Der Blasenstein, an dem er während mehrerer Jahre zu leiden hatte, hielt ihn die letzte Zeit fast ganz ans Bett gefesselt, und wenn seine Schmerzen den höchsten Grad erreichten, war er genötigt, große Gaben Opium zu nehmen, um seine Marter einigermaßen zu lindern. In schmerzlosen Zwischenräumen jedoch unterhielt er sich nicht allein mit Lesen und freundlichem Gespräch mit seiner Familie und einigen Freunden, die ihn besuchten, sondern er besorgte auch öffentliche oder Privatgeschäfte für verschiedene Personen, welche deswegen zu ihm kamen. Unter allen Umständen zeigte er nicht bloß jene Bereitwilligkeit und Geneigtheit Gutes zu thun, wodurch er sich während seines ganzen Lebens ausgezeichnet hatte, sondern er blieb auch ununterbrochen im vollsten Besitz seiner Geisteskräfte; ja nicht selten gab er sich gern Geistesspielen und der Erzählung unterhaltender Anekdoten hin."

Etwa sechszehn Tage vor seinem Hinscheiden befiel ihn ein Fieber, das jedoch keine besonderen Symptome mit sich führte; erst am dritten oder vierten Tage beklagte er sich über Schmerzen in der linken Brust, welche stets zum äußersten Grade von Heftigkeit zunahmen und einen schmerzhaften Husten hervorriefen. In diesem Zustande entfuhr ihm unter der Last der Schmerzen manchmal ein Seufzer oder eine Klage, er äußerte dann immer, es sei ihm leid, daß er seine Qual nicht so zu tragen vermöge, wie er wohl sollte, und drückte zugleich seine dankbaren Gefühle für das viele Glück aus, womit ihn das höchste Wesen gesegnet und von einem kleinen, niedrigen Anfange zu so hohem Range und Ansehen erhoben, sodaß er nicht zweifle, daß seine gegenwärtige Krankheit väterlich darauf berechnet sei, ihn von einer Welt zu entwöhnen, auf der er den ihm beschiedenen Teil nicht mehr zu erfüllen imstande sei. Dieser Körper- und Gemütszustand dauerte bis fünf Tage vor seinem Tode, wo ihn seine Brustschmerzen und Atmungsbeschwerden völlig verließen und seine Familie bereits anfing, sich mit der Hoffnung seiner Wiederherstellung zu schmeicheln, als plötzlich ein Geschwür, das sich in der Lunge gebildet hatte, aufbrach und solange entlud, als der Pa-

tient noch Kraft hatte. Sobald aber diese nachließ, hörten auch seine Atmungsorgane allmählich zu wirken auf. Es trat ein sanfter Schlaf ein, und am 17. April 1790, nachts 11 Uhr, hauchte er seinen letzten Atemzug aus, mit dem er sein langes und nützliches Leben beschloß, das er auf 84 Jahre 3 Monate gebracht hatte, denn er war geboren den 17. Januar 1706.

Nie vorher gab es in den Staaten Amerikas ein so großartiges, würdiges und bedeutungsvolles Leichenbegängnis, als dasjenige Franklins war. Die Trauer um den großen Mann war allgemein, der Volkszulauf unermeßlich; alle Glocken der Stadt waren gedämpft, und die Zeitungen wurden mit Trauerrändern ausgegeben. Der Kongreß verordnete eine zweimonatliche Trauer in den Vereinigten Staaten; die ausgezeichnetsten Männer des In- und Auslandes wetteiferten dem Hingeschiedenen eine würdige Lobrede zu halten; die Bibliothekgesellschaft zu Philadelphia ließ ihm aus karrarischem Marmor ein Standbild errichten.

Viele Jahre vor seinem Tode hatte er selber sich bereits folgende Grabschrift gesetzt:

Der Leib
des
Benjamin Franklin,
eines Buchdruckers
(gleich der Decke eines alten Buches,
aus dem der Inhalt herausgenommen
und das seines Titels und seiner Vergoldung beraubt ist)
liegt hier, eine Speise der Würmer;
doch wird das Werk selbst nicht verloren sein,
sondern es wird (wie er glaubt) einst wieder
erscheinen
in einer neuen
und schöneren Ausgabe,
durchgesehen und verbessert
von
dem Verfasser.

* *
*

Wie diese Inschrift ganz den frommen und humoristischen, einfachen und anspruchslosen, so charakterisiert Franklins Testament ganz den sittlichen Mann, dessen Lebensodem die gemeinnützige Wohlthätigkeit, die sittliche Hebung des Volkes auf realem praktischem Wege war. Hundert Pfund Sterling vermachte er den Vorstehern der Freischule zu Boston, wo er seinen ersten Unterricht empfangen hatte. Diese Summe sollte auf Zinsen angelegt und mit dem Zins eine Anzahl silberner Denkmünzen beschafft werden zur Belohnung für fleißige Schüler. Alle die kleinen Posten, die man ihm seit 1757 für Druckarbeiten schuldig war, vermachte er den Vorstehern des penn-

sylvanischen Hospitals. Von seinem Präsidentengehalte hatte er stets einen Teil zur Unterstützung von Schulen und Erbauung von Kirchen verwandt. „Ich habe mich überzeugt," sagt er im Kodizill (Anhang) zu seinem Testamente, „daß unter den Handwerkern gute Lehrlinge am wahrscheinlichsten auch gute Bürger werden. Ich bin selbst in meiner Vaterstadt zur Handarbeit erzogen und später durch freundliche Geldbarleiher in den Stand gesetzt worden, mich als Buchdrucker in Philadelphia zu etablieren. Dies war die erste Grundlage meines Glücks und des ganzen Nutzens, den man meinem späteren Leben zuschreiben mag. Und deshalb wünschte ich, selbst nach meinem Tode, womöglich zum Besten anderer zu wirken, indem ich die Bildung und das Fortkommen junger Leute, die in Boston und Philadelphia ihrem Vaterlande nützlich zu werden versprechen, zu befördern trachte." So bestimmte er für genannten Zweck 2000 Pfund Sterling zum Ausleihen an junge Handwerker, die noch nicht 25 Jahr alt sind und guten Leumund haben. „Damit aber einerseits so viel Personen als möglich Unterstützung erhalten und andererseits die Rückzahlung der Hauptsumme mehr erleichtert wird, so soll jeder Schuldner verpflichtet werden, nebst dem jährlichen Zins (zu 5%) den zehnten Teil von der Hauptsumme zurückzuzahlen; diese beiden Summen aber, Kapital und Zins, sollen gleich wieder an neue Anlehensuchende ausgeliehen werden. Da ferner anzunehmen ist, daß sich stets in Boston tugendhafte und wohlwollende Bürger finden werden, welche geneigt sind, einen Teil ihrer Zeit der Unterstützung junger Anfänger zu widmen, indem sie diese Anstalt umsonst beaufsichtigen und verwalten —: so steht zu hoffen, daß zu keiner Zeit ein Teil des Geldes tot daliegen oder zu andern Zwecken verwendet, vielmehr stets durch die anwachsenden Interessen vermehrt werden, also mit der Zeit der Grundstock so zunehmen wird, daß er die Bedürfnisse Bostons übersteigt; dann kann auch etwas für die benachbarten Städte erübrigt werden. Diese Städte haben sich aber verbindlich zu machen, den Einwohnern der Stadt Boston das jährlich an der Hauptsumme Entfallende nebst den Zinsen zu bezahlen. Wird dieser Plan so, wie er vorgeschlagen ist, ausgeführt, und hat er 100 Jahre lang guten Fortgang, so wird sich dann die Summe auf 130 000 Pfund belaufen, von denen ich die Verwalter dieser der Stadt Boston gemachten Schenkung nach ihrem Gutdünken 100 000 Pfund auf öffentliche Werke zu verwenden bitte, welche man für gemeinnützlich hält, wie etwa Festungswerke, Brücken, Wasserleitungen, öffentliche Gebäude, Bäder, Straßenpflaster, oder was immer dazu beitragen mag, das Leben in der Stadt den Bewohnern und Besuchern bequem und angenehm zu machen."

Am Schlusse heißt es: „Meinen hübschen Knotenstock mit dem goldenen, kunstreich in Gestalt einer Freiheitsmütze gearbeiteten Knopfe hinterlasse ich meinem Freunde und dem Freunde des Menschengeschlechts, General Washington. Wäre es ein Zepter, er hätte es verdient und würde es auch bekommen."

Washington *).

Georg Washington wurde in der Grafschaft Westmoreland in Virginia am 22. Februar 1732 geboren. Er war der älteste Sohn aus der zweiten Ehe seines Vaters Augustin Washington und Urenkel des Johann Washington, der nach Amerika auswanderte. Sein Vater, ein ehrenwerter, sehr fleißiger und ordnungsliebender Pflanzer, zog bald nach der Geburt Georgs auf eine Besitzung in der Provinz Stafford, am östlichen Ufer des Flusses Rappahannoc gelegen, Fredericksburg gegenüber. Hier blieb er bis an seinen Tod; er starb nach kurzer Krankheit in einem Alter von 49 Jahren, am 12. April 1743.

Georg erbte das Grundstück und Wohnhaus, worin sein Vater gestorben war, der übrigens, in unbedingtem Vertrauen, das er in die sehr verständige und treue Mutter setzte, testamentarisch verordnet hatte, daß sie über alle Einkünfte von dem Vermögen der Kinder verfügen sollte, bis diese das mündige Alter erreicht hätten. Das älteste, unser Georg, war erst 11 Jahre alt, und zu der Sorge für die Erziehung ihrer fünf Kinder kam noch die Führung ziemlich verwickelter Geschäfte; aber die charakterfeste und gewandte Frau erfüllte mit bestem Erfolg ihre mannigfaltigen Pflichten, und sie hatte die Freude, daß alle ihre Kinder sich gut entwickelten und hoffnungsvoll ihre Laufbahn begannen. Sie erlebte noch die ruhmvollen Thaten ihres ältesten Sohnes und sah ihn an die Spitze eines großen Volkes gestellt, verehrt und gepriesen in der alten und neuen Welt.

Die Schulbildung war bei der damaligen Verfassung der Kolonieen, namentlich in den südlichen Provinzen, sehr mangelhaft, wie sie es noch jetzt großenteils ist. Es waren wohl einige öffentliche Schulen vorhanden, aber dabei blieb doch das meiste dem Privatfleiß des einzelnen überlassen, und wer eine höhere Bildung anstrebte, ging nach England.

Georg Washington besuchte die Schule in Williamsburg und zeichnete sich durch Fleiß und ein sehr gesittetes Betragen aus. Er gewann sich bald die Achtung seiner Mitschüler, welche ihn gewöhnlich zum Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten ernannten und immer mit seinen Entscheidungen zufrieden waren. In seinen Kinderspielen trat übrigens schon sehr entschieden seine Lust zum Kriege und zu kriegerischen Bewegungen hervor; er teilte seine Mitschüler in Kompanieen ein, zog mit ihnen auf die Wache und übte sie im Marschieren; dann lieferten sie kleine Schlachten, und immer war er Anführer der einen Partei. Er hatte eine große Freude an körperlichen Übungen und erwarb sich eine große Geschicklichkeit im Laufen, Springen, Ringen,

*) Leben und Briefwechsel Georg Washingtons. Nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Fr. v. Raumer (2 Bde. Leipzig, 1839). Vergl. Marschalls Life of Washington (5 Bde. Philadelphia 1804; 2. Aufl. 2 Bde. 1832) und „Washington" von Guizot (Leipzig, 1849). Lebensgeschichte Georg Washingtons. Von Washington Irving. Aus dem Englischen von dem Übersetzer der Werke Prescotts (Erster Band. Leipzig 1856).

Stangenwerfen und ähnlichen Fertigkeiten. Es gingen übrigens die Fortschritte im Erlernen der Wissenschaften nicht minder lebhaft von statten. Washingtons Schulbücher sind von seinem 13. Jahre an aufbewahrt worden und geben uns merkwürdige Aufschlüsse über die Richtung seines Gemüts, namentlich über den Ernst, womit er so früh das Leben von seiner praktischen Seite erfaßte.

Viele Seiten des erwähnten Manuskriptes sind mit Abschriften angefüllt, die er „schriftliche Abfassungen" benennt, dahin gehören Verschreibungen, Wechsel, Empfangscheine, Abtretungsurkunden, Kontrakte und Testamente. Alles ist sauber und sorgfältig geschrieben. Dann kommen Verse, die nicht durch poetische Schönheit, wohl aber durch die Gesinnung und das darin ausgesprochene religiöse Gefühl sich auszeichnen. Ein Teil des Buches enthält, aus verschiedenen Quellen geschöpft, eine Sammlung von Grundsätzen und Vorschriften fürs Leben, unter dem Titel: „Regeln des Betragens in Gesellschaft und bei Unterhaltungen" *). Diese Regeln des Betragens standen nicht bloß auf dem Papiere, sondern gingen vollständig ins Leben über und wurden Charakterzüge des Mannes. Washington hatte von Natur ein feuriges, leidenschaftliches Temperament, aber es war sein unausgesetztes Streben, dasselbe in seine Gewalt zu bekommen, was ihm auch vollkommen gelang. Sein Verkehr mit anderen Menschen, sei es in öffentlichen oder vertraulichen Verhältnissen, war stets gleicherweise durch Festigkeit des Benehmens wie durch Fügsamkeit in die Verhältnisse, durch hellen Verstand wie durch richtiges Gefühl, durch sittliche Strenge wie durch zarte Beobachtung der Gesetze der Höflichkeit ausgezeichnet.

Er verließ die Schule im Herbst nach seinem fünfzehnten Geburtstage. Auf die Sprachen hatte er wenig Fleiß verwendet, da seine Anlagen dafür

*) Einige Proben mögen die Haltung des Ganzen andeuten.

1) Wenn wir unter Menschen kommen, sollen wir nie etwas thun, wodurch wir die Achtung gegen irgend einen in der Gesellschaft verletzen. 2) In Gegenwart anderer singe nicht in brummenden Tönen für dich, und trommle nicht mit den Fingern oder Füßen. 3) Schlafe nicht, wenn andre sprechen, sitze nicht, wenn andere stehen, sprich nicht, wenn du schweigen solltest, und gehe nicht weiter, wenn die andern stehen bleiben. 4) Kehre niemand den Rücken, besonders wenn du mit ihm sprichst; lehne dich nie gegen irgend jemand. 5) Sei kein Schmeichler, und scherze mit keinem, der nicht gern mit sich scherzen läßt. 6) Lies in Gesellschaft weder Bücher, Briefe, noch andere Papiere; tritt aber ein dringender Fall ein, wo du es thun mußt, so bitte vorher um Verzeihung. Wenn ein anderer schreibt oder liest, so tritt ihm nicht so nahe, daß du mitlesen kannst, wenn er dich nicht darum bittet, und sage deine Meinung über das Gelesene nur, wenn er dich danach fragt. 7) Dein Gesicht sei freundlich, bei ernsten Veranlassungen sei es aber ernst. 8) Zeige dich nie erfreut über das Unglück eines andern, und wäre er auch dein Feind. 9) Wenn dir ein Vornehmerer begegnet, als du bist, so bleib stehen und mache ihm Platz. 10) Denjenigen, welche ein Amt oder Würde haben, gebührt bei jeder Gelegenheit der Vorrang; aber wenn sie jung sind, sollen sie denen, welche ihnen durch die Geburt oder andere Eigenschaften gleich stehen, Ehrfurcht bezeigen, wenn diese auch kein öffentliches Amt bekleiden. 11) Dein Gespräch mit Geschäftsmännern sei kurz und bündig. 12) Wenn du einen Kranken besuchst, so spiele nicht den Arzt, wenn du nichts davon verstehst. — Dies sind die 12 ersten der 56 Nummern.

gering zu sein schienen. Die alten Sprachen betrieb er gar nicht; vielleicht hatte er auch in der Muttersprache keinen grammatischen Unterricht erhalten, denn er schrieb sie nicht fehlerfrei, und erst nachher durch vieles Lesen und Aufmerken überwand er diesen Mangel, ja er schrieb später nicht nur in einer reinen Sprache, sondern auch mit vieler Klarheit und Kraft des Stils. Dagegen hatte er die drei letzten Jahre seiner Schulzeit fast ausschließlich dem Studium der Geometrie und Trigonometrie gewidmet, sowie auch dem Feldmessen, wozu er eine vorherrschende Neigung hatte. Seine Verwandten munterten ihn zu solchen Übungen noch auf, da zu damaliger Zeit das Feldmessen ein sehr einträgliches Geschäft war. Im letzten Sommer seiner Schulzeit maß er die zum Schulhause gehörenden Felder nebst den angrenzenden Pflanzungen und trug diese Messungen, Risse und Berechnungen mit großer Genauigkeit in seine Bücher ein. Er wußte sich dabei der Logarithmen zu bedienen und die Richtigkeit seiner Arbeiten auf verschiedene Arten zu prüfen. Alles, was er zeichnete oder schrieb, war mit äußerster Ordnung und Sauberkeit gearbeitet. Und dies war ein Charakterzug, denn die geschäftlichen Papiere, Tagebücher, Hauptbücher und Briefe des späteren Generals und Präsidenten zeugten von derselben Ordnungsliebe und Pünktlichkeit.

Diese Ordnungsliebe war ihm, als er an der Spitze der Armee stand, von größtem Nutzen. Namen und Rang aller Offiziere, sowie den Wechsel der Adjutanten, Proviantmeister und Quartiermeister faßte er in geordneten Tabellen zusammen, die so eingerichtet waren, daß er sich die wichtigsten Punkte ins Gedächtnis prägte, ohne sich durch viele Einzelheiten zu zerstreuen. Wenn das Heer vorrücken oder eine Stellung einnehmen sollte, welche eine Verbindung und Übereinstimmung mit andern Truppenteilen nötig machte, so zeichnete er einen Entwurf auf das Papier; und beim Beginn eines neuen Feldzuges oder den Vorbereitungen zu einer einzelnen Unternehmung machte er einen Riß von der Schlachtordnung, wies jedem Offizier seinen Platz an und schrieb den Namen des Regiments, das er kommandieren sollte, nebst der Zahl der Mannschaft dazu.

Als er Präsident war, führte er bei den Akten der Schatzkammer und den dazu gehörenden Dokumenten dieselbe Ordnung ein. Alles wurde mit unendlicher Geduld und Ruhe in Tabellen zusammengefaßt; er machte sich's aber dadurch möglich, der Ordnung nach eine Reihe einzelner Punkte herauszugreifen und im Gedächtnis zu behalten, sowie die Ergebnisse verwickelter Rechnungen leicht zu überschauen.

Sein Bruder Laurenz hatte den letzten Krieg als Seemann mitgemacht und sich das Vertrauen des Generals Wentworth und des Admirals Vernon erworben; er riet, da er die Neigung Georgs zum Kriegsdienst bemerkte, diesem schon 1746, als Seekadett in englische Dienste zu treten. Die Verwandten fanden eine solche Laufbahn auch günstig, nur die Mutter litt unsäglich, als der Tag der Trennung herankam. Georgs Koffer war bereits auf das Schiff gebracht, das den Jüngling dem elterlichen Hause entführen

sollte. Als er die Mutter zum Abschied umarmte, sah er, wie ihr die Thränen unaufhaltsam die Wangen herabrannen; sie hatte dem Lieblingswunsch ihres Sohnes nicht entgegensein wollen, und diesem kam erst jetzt zu vollem Bewußtsein, daß nach der Trennung sie ihres Lebens nicht mehr froh werden würde. Rasch entschlossen wandte er sich um und befahl einem Diener, den Koffer zurückzuholen. „Ich will nicht weggehen und meiner Mutter das Herz brechen!" Diese sah ihn lange an und sagte dann tief gerührt: „Georg, Gott hat verheißen, die Kinder zu segnen, die ihre Eltern ehren. Ich glaube fest, daß er auch dich segnen wird!"

Bis zum 16. Lebensjahre blieb Georg auf der Schule; dann begab er sich zu seinem Bruder Laurenz, der das Landgut am Potomak bewohnte, das später dem Admiral zu Ehren Mount Vernon genannt wurde. Der Winter verging ihm unter seinen Lieblingsstudien, der Mathematik und Feldmeßkunst. Da Laurenz eine Tochter des sehr angesehenen Gutsbesitzers William Fairfax geheiratet hatte und dadurch in Verwandtschaft mit Lord Fairfax gekommen war, der einen großen Strich Landes zwischen den Flüssen Potomak und Rappahannoc besaß, ward auch Georg in die Familie des Lord Fairfax eingeführt, und diese Bekanntschaft war von großem Einfluß auf sein späteres Leben.

Die große wilde Landstrecke, welche Lord Fairfax in den herrlichen Thälern des Alleghanygebirges besaß, war damals noch nicht vermessen. Ansiedler suchten sich stromaufwärts ziehend ihren Weg und nahmen ganz willkürlich von fruchtbaren Ländereien Besitz, ohne daß sie der Besitzer kontrollieren konnte, weil das Land noch nicht vermessen war. Sobald der Lord den jungen Washington kennen gelernt hatte, bekam er eine so vorteilhafte Meinung von dessen Fähigkeiten, daß er ihm das wichtige Geschäft anvertraute.

Washington hatte eben sein sechzehntes Jahr vollendet. Nur von Georg Fairfax, einem Sohn des William Fairfax begleitet, machte er sich im März auf den Weg zur Lösung der schwierigen Aufgabe. Als sie die erste Bergkette der Alleghanys überstiegen, gerieten sie in eine Wildnis und brachten von nun an die Nächte unter freiem Himmel zu, oder in Zelten und Hütten aus Baumzweigen, die ihnen nur geringen Schutz gegen die Witterung gewährten. Auf den Spitzen der Berge lag noch der Schnee, in den Thälern brausten die hochangeschwollenen Bäche, und die Furten der Flüsse waren so tief, daß sie auf den schwimmenden Pferden hindurch mußten. Die zu vermessenden Grundstücke lagen am südlichen Arm des Potomak, 70 englische Meilen aufwärts von dem Punkte, wo die beiden Arme dieses Flusses sich vereinigen.

Washington besorgte das Geschäft zur größten Zufriedenheit seines Gönners, und dieser erste glückliche Erfolg verschaffte ihm das Amt und die Bestallung eines öffentlichen Feldmessers und Landbeschauers. Er hatte eine Gegend gründlich kennen gelernt, auf der er später als Feldherr operieren sollte, hatte auch einem kriegerischen Tanze der Indianer beigewohnt und war mit einem Volke zusammengekommen, auf dessen Lage im Kriege und Frieden

er später den größten Einfluß gewann. Endlich hatte er Vertrauen gewonnen zur eigenen Kraft.

Das Geschäft eines Feldmessers war höchst einträglich, und da man sich allerseits von der großen Redlichkeit des jungen Washington überzeugte, ward er mit vielen Aufträgen bedacht, wobei er mit den ausgezeichnetsten Männern Virginiens bekannt wurde. Drei Jahre blieb er in dieser Thätigkeit bei seinem Bruder auf Mount Vernon, besuchte jedoch fleißig seine Mutter und führte die Oberaufsicht über ihre Geschäfte.

Die Grenzen des Landes wurden damals durch die Franzosen und Indianer häufig bedroht, weshalb die Regierung die Miliz in Verteidigungszustand setzte, die Provinz in Distrikte abteilte und jedem einen Offizier vorsetzte, der mit dem Range eines Majors den Titel eines General-Adjutanten bekam. Der neunzehnjährige Washington genoß schon einer solchen Achtung, daß er gleichfalls einen Distrikt erhielt mit einer Besoldung von 150 Pfund. Er studierte nun fleißig Kriegswissenschaften, übte sich in der Führung der Waffen und war im Dienst sehr eifrig.

Einstweilen mußte er jedoch seine Stelle wieder verlassen, da sein Bruder Laurenz erkrankte und die Ärzte diesem eine Reise nach Westindien verordneten. Da die Begleitung eines Freundes nötig war und der Kranke nach seinem lieben Georg verlangte, reisten beide Brüder im September 1751 nach Barbados ab. Doch schon im folgenden Jahre starb der seit langem kränkliche Laurenz, und neue Pflichten und Beschwerden fielen auf Georg, der zum Testamentsvollstrecker ernannt worden war. Mount Vernon war der hinterlassenen Tochter vermacht, im Fall diese aber keine Erben hinterließ, sollte die Besitzung samt andern Landgütern an Georg fallen, die Witwe aber den Nießbrauch für ihre Lebenszeit haben.

Die pünktliche Besorgung dieser Privatangelegenheiten störte indes keineswegs die Sorgfalt, mit welcher Washington seinen Pflichten als General-Adjutant genügte. Nachdem der Gouverneur Dinwiddie nach Virginia gekommen, ward die Kolonie in vier Bezirke geteilt und der nördliche und größte unter Washingtons Adjutantur gestellt. Da galt es denn die verschiedenen Milizkompanieen fleißig zu mustern, die Offiziere zu unterrichten und ein gleichartiges System der Übungen und der Kriegszucht einzuführen. Eine solche amtliche Thätigkeit stimmte ganz zur Neigung Washingtons und war ebenso vorteilhaft für seine Bildung wie für die der ihm untergebenen Offiziere, welche er durch sein Beispiel zum Eifer und zur frischen Thätigkeit anfeuerte.

Schon längere Zeit hatten die Franzosen auf einen Landstrich an der Westgrenze von Virginien Anspruch gemacht, den die Engländer sich zugeeignet hatten. Nun traf plötzlich die Meldung ein, französische Truppen seien in großer Anzahl über die Seen von Kanada geschifft und im Begriff, sich an den Ufern des Ohio festzusetzen. Von London kam zwar der Befehl, daß der Gouverneur von Virginia sogleich zwei Forts in der Nähe des Ohio bauen solle, um die Besitzung zu sichern, die Eindringenden zurückzutreiben

und das Bündnis mit den Indianern aufrecht zu erhalten, aber ehe dieser Befehl in Amerika anlangte, hatten die Franzosen schon in dem streitigen Gebiete festen Fuß gefaßt.

Der Gouverneur Dinwiddie beschloß, zunächst einen mit hinlänglicher Vollmacht versehenen Abgeordneten als Unterhändler an den französischen Befehlshaber zu senden, der bei dieser Gelegenheit zugleich die Stellung und Stärke des Feindes beobachten sollte. Diese Sendung erforderte Geistesgegenwart und Kenntnis indianischer Sitten; da der Weg durch die Wälder ging, auch körperliche Rüstigkeit. Bei wem hätten sich aber diese Eigenschaften mehr vereinigt als bei Georg Washington? Ihm wurde, obgleich er erst 21 Jahre alt war, das wichtige Geschäft anvertraut. Er führte dasselbe, trotz einer mühe- und gefahrvollen Reise, mit so viel Umsicht und Entschlossenheit aus, daß er nach seiner Rückkehr zum Befehlshaber der neuausgehobenen Milizen ernannt wurde; denn das war dem englischen Gouverneur nun klar genug, daß nur mit Gewalt etwas auszurichten sei.

Dinwiddie begann mit großer Thätigkeit zu rüsten und berief sogleich eine Versammlung der Bürgerabgeordneten, um die zu ergreifenden Maßregeln zu beraten, schrieb auch an die Gouverneure der übrigen Provinzen, ihren Eifer anzuregen. Die Kolonisten waren jedoch keineswegs so kriegslustig, als es Dinwiddie erwartete, und meinten, was denn der Gouverneur von Virginien damit zu schaffen habe, wenn sich die Franzosen am Ohio niederlassen wollten? Und wenn der König von England jenen Boden als sein Eigentum beanspruche, warum er nicht seine eigenen Soldaten schicke, statt seine Kolonisten die Sache ausfechten zu lassen? Man bewilligte zwar endlich 10 000 Pfund zur Verteidigung der Kolonie, aber die Art, wie solches geschah, verdroß den Gouverneur sehr, und er schrieb an einen Freund: „Sie können wohl denken, wie ich darüber in Eifer geriet, daß eine englische Versammlung es wagen durfte, die Rechte Seiner Majestät an die innern Teile des Landes, diese Stützen seines Reiches, zu bezweifeln.“ Besonders ärgerte er sich über den Schritt der Versammlung, daß diese Bevollmächtigte ernannte, um die Aufsicht über die bewilligten Gelder zu führen. „Es thut mir leid,“ äußerte er sich darüber, „daß ich sehen muß, wie ihre Gesinnung eine sehr republikanische Richtung nimmt.“

Indessen wurde doch eine ziemlich bedeutende Miliz zusammengebracht, ein Engländer, Oberst Fry, zum ersten und Washington mit dem Range eines Oberstleutnants zum zweiten Befehlshaber derselben ernannt. Es war ihm vorbehalten, das Kriegsschauspiel zu eröffnen. Als man nämlich meldete, eine französische Streifwache habe sich in der Nähe seines Lagers in Hinterhalt gelegt, nahm er 40 Mann seiner Soldaten, vereinigte sich mit befreundeten Indianern und ging in einer dunkeln Nacht unter strömendem Regen den Franzosen entgegen, die, 50 Mann stark unter Jumonville, sich tapfer wehrten, aber bald zurückgeschlagen wurden. Jumonville und 10 Mann blieben auf dem Platze, 22 wurden gefangen genommen; von den Soldaten Washingtons ward nur einer getötet und wenige verwundet.

Die Franzosen wetzten jedoch diese Scharte bald wieder aus, indem sie den Zeitpunkt, wo Washington von einem anstrengenden Marsche ermüdet und an Vorräten Mangel leidend sich verschanzte, um Verstärkungen abzuwarten, benutzten und plötzlich mit überlegener Macht sein Fort angriffen. Er mußte kapitulieren und sich nach Wills-Creek zurückziehen, benahm sich aber bei dieser Gelegenheit mit solchem Geschick, daß er und seine kleine Armee den Dank der Bürger-Repräsentanten erhielt.

Während bei den Franzosen alles in guter Disziplin zusammenwirkte, waren auf Seite der Engländer soviel Zerwürfnisse, daß eine Einheit in den Operationen gar nicht möglich war. Gouverneur Dinwiddie machte zwar Pläne über Pläne und wollte organisieren, aber er war so unklug, die englischen Offiziere über die amerikanischen zu setzen und auch den Sold der Truppen niedriger zu stellen, so daß die Miliz gegen das reguläre Militär sich in allen Stücken zurückgesetzt sah. Unwillig nahm Washington seinen Abschied und brachte den Winter 1754—55 in stiller Zurückgezogenheit zu. Aber im Frühling 1755 landete General Braddok mit zwei wohlausgerüsteten englischen Regimentern in Virginien, und Washington ließ sich bewegen, als Adjutant am neuen Feldzuge teilzunehmen, da er wenigstens durch guten Rat sich nützlich machen konnte.

General Braddok war ein sehr tapferer Soldat, doch fehlte ihm die nötige Umsicht; in seiner Hitze und seinem Stolz hörte er nicht auf das, was der besonnene Washington ihm riet, und so geschah es, daß er mit seiner schönen und stolzen Schar in einen Hinterhalt fiel, den ihm die Franzosen und Indianer gelegt hatten, die aus sicherem Versteck ein so wohlgezieltes Feuer auf das englische Militär richteten, daß die Vorhut, von Braddok selber geführt, zum größten Teil aufgerieben, der General selber getötet wurde. Von den 86 Offizieren, welche sich in diesem Treffen befanden, wurden 26 getötet, 37 verwundet. Washington eilte mit todesverachtender Tapferkeit, die Befehle des Generals überbringend, auf die bedrohtesten Punkte, die Kugeln des Feindes nahmen ihn wiederholt zum Ziel, ohne ihn zu treffen. „Die allwaltende Vorsehung," schrieb er nach der Schlacht an seinen Bruder, „hat mich beschirmt, so daß mir, gegen alles menschliche Erwarten, kein Leid geschah: denn vier Kugeln gingen durch meinen Rock, zwei Pferde wurden unter mir erschossen, und dennoch entkam ich unverletzt, während der Tod die Gefährten an meiner Seite niederstreckte" *).

---

*) Fünfzehn Jahre später, als Washington eine Reise an die Ufer des Ohio machte, begehrte ein alter Indianerhäuptling an der Spitze seines Stammes ihn zu sehen, indem er sagte, daß er einst in der Schlacht am Manongahelaflusse mehrmals seinen Karabiner auf den virginischen Anführer abgeschossen und seinen Leuten ein Gleiches zu thun befohlen hätte, daß aber zu ihrem großen Erstaunen ihre Kugeln ohne Wirkung geblieben wären. Überzeugt, daß der Oberst Washington unter dem Schutze des großen Geistes stände, hätte er aufgehört zu schießen und kam nun, dem Manne zu huldigen, der durch die Gunst des Himmels in der Schlacht nicht hatte sterben sollen.

Die Niederlage Braddoks erhöhte den Ruhm Washingtons, der namentlich auch dazu geraten hatte, indianische Streifwachen dem Heere vorauszuschicken. Seiner Geistesgegenwart und Tapferkeit verdankte man das Gelingen des Rückzuges und die Erhaltung des Restes der Truppen. Der junge Held ging auf sein Landgut Mount Vernon, das ihm nun durch den Tod der Tochter seines verstorbenen Bruders anheimgefallen war. Doch blieb er noch immer General-Adjutant bei der Miliz, und als solcher ließ er einen Befehl zirkulieren, nach welchem sich diese zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Plätzen versammeln mußte, um geübt und gemustert zu werden. Die unerwarteten Fortschritte der Franzosen hatten die Einwohner aus ihrer bisherigen Ruhe aufgeschreckt, ihren kriegerischen Geist erweckt und sogar veranlaßt, daß freiwillige Kompanieen sich bildeten. Von den Kanzeln wurde das Kriegsfeuer sehr eifrig angefacht, und der geistreiche, wohlredende Samuel Davies sprach in einer Predigt, die er an eine Milizkompanie hielt, mit besonderem Nachdruck über Washington: „Als einen, der sich bei dieser Gelegenheit hervorgethan, muß ich noch einen heldenmütigen Jüngling, den Oberst Washington, nennen, und ich bin überzeugt, die Vorsehung hat ihn auf eine so auffallende Weise beschirmt und erhalten, weil er seinem Vaterlande noch die bedeutendsten Dienste leisten wird.“ Dies war nur ein Widerhall der allgemeinen Stimme des Volkes, das immer entschiedener für die neu organisierte Truppenmacht den Oberbefehl Washingtons verlangte. Der Gouverneur mußte sich dem allgemeinen Wunsch fügen, und Washington erklärte sich willig, dem Vaterlande ferner zu dienen, stellte jedoch folgende Punkte auf als unerläßliche Bedingung für seine Wahl: eine Stimme bei der Wahl seiner Offiziere, eine bessere Ordnung in den militärischen Einrichtungen, größere Pünktlichkeit in Auszahlung des Soldes und eine gänzliche Umgestaltung in der Verpflegung des Heeres. Es ward ihm alles bewilligt, aber die Macht eines Kriegsobersten blieb bei der republikanischen Einrichtung der Kolonieen und der Furcht der Bürger, durch zu große Gewalt eines Generals ihre eigenen Freiheiten gefährdet zu sehen, noch sehr beschränkt. Es war ein schwieriges Unternehmen, an der Spitze einer an schnellen Gehorsam nicht gewöhnten, zu Widerspruch geneigten und über jede strengere Maßregel empörten Miliz kämpfen zu sollen; nur die Ausdauer eines Washington war einer solchen Stellung gewachsen, und so gelang es ihm doch, Virginien in den Jahren 1755—60 vor den Einfällen der Feinde zu schützen, soweit es ihm irgend möglich war.

Als der Hauptzweck des Krieges mit der Wiederbesetzung des Ohioforts Düquesne (Pittsburg) erreicht war, legte er seine Stelle nieder und zog sich wieder nach Mount Vernon zurück, wo er sich am 6. Januar 1759 mit Mistreß Martha Custis, einer durch Schönheit, Liebenswürdigkeit und Reichtum ausgezeichneten jungen Witwe, verheiratete. Durch diese Heirat erhielt Washingtons Vermögen einen Zuwachs von 100 000 Thalern. Er übernahm auch die Vormundschaft über die beiden Kinder seiner Frau und die Verwaltung ihres Vermögens; diesen Pflichten unterzog er sich mit der

Treue und Sorgfalt eines Vaters. Seine 15jährige friedliche Thätigkeit, die nun folgte, war gleicherweise zum Segen seiner Familie wie seines Landes. Denn ohne sein Zuthun ward ihm bald die Ehre, zum Volksrepräsentanten erwählt zu werden. Als er in Williamsburg einer Sitzung der Abgeordneten beiwohnte, ward dem Sprecher, Herrn Robinson, aufgetragen, dem Oberst Washington im Namen der Kolonie für die ausgezeichneten Dienste zu danken, welche er im beendeten Kriege seinem Vaterlande geleistet hatte. Sobald Washington seinen Sitz eingenommen, entledigte sich Robinson seines Auftrages mit großer Würde, ließ sich aber durch den Drang seines Herzens zu so feurigen Ausdrücken hinreißen, daß er den bescheidenen Helden in die größte Verwirrung setzte. Dieser ward rot, stammelte, zitterte; der Sprecher kam ihm mit großer Gewandtheit zu Hilfe, indem er sagte: „Setzen Sie sich, Herr Washington! Ihre Bescheidenheit kommt Ihrem Werte gleich, und der übersteigt jede Macht des Wortes, die man besitzen kann."

Washington wurde regelmäßig wiedergewählt; durch Reden wirkte er nicht auf die Versammlung, wohl aber durch sein am rechten Orte und zu rechter Zeit einfach und präzis ausgesprochenes Urteil. Er war stets mit den Gegenständen der Beratung innig vertraut, und wenn er einmal sprach, so war dies stets kurz und treffend. „Willst du die Aufmerksamkeit der Anwesenden fesseln," sagte er einst zu seinem Neffen, „so kann ich dir nur diesen Rat geben: Sprich selten und nur über wichtige Gegenstände, ausgenommen da, wo es deine Wahlbürger betrifft; im ersteren Falle mache dich zuvor ganz mit dem Gegenstande bekannt. Laß dich nie von einem unanständigen Eifer hinreißen und setze kein zu großes Vertrauen in dein eigenes Urteil. Ein gebieterischer Ton, erzwingt er auch manchmal Überzeugung, erregt doch allemal Mißvergnügen."

Die Geschäfte eines Pflanzers trieb Washington mit dem größten Behagen; dabei war er ein großer Freund der Jagd. Wenn er sich der Sitzungen wegen in Williamsburg aufhielt, hatte er lebhaften Umgang mit den ausgezeichnetsten Männern der Provinz, und wer ihn zu Mount Vernon besuchte, erfreute sich der edelsten Gastfreundschaft. In seinen Tagebüchern zeichnete er die Namen dieser Gäste auf, unter welchen sich außer den Gouverneurs von Virginien und Maryland fast alle berühmten Männer der südlichen und mittleren Kolonieen finden, die später in der Geschichte von Amerika genannt werden.

Als die Streitigkeiten zwischen den Kolonieen und dem Mutterlande begannen, sprach sich Washington loyal, aber entschieden über das Verfahren der englischen Minister mißbilligend aus. Das Grundgesetz der englischen Volksfreiheit, daß keine Auflage ohne Zustimmung der Volksabgeordneten gemacht werden dürfe, steckte zu tief im Blute der Amerikaner, als daß diese es sich hätten ruhig gefallen lassen sollen, die von König Georg III. in seinem Parlament einseitig beschlossenen Abgaben zu entrichten. Die Auflagen waren an sich nicht bedeutend, aber die Ehre und das Recht der Kolonisten forderten, nicht das geringste Zugeständnis zu machen. „Um was handelt es

sich und worüber streiten wir?" schrieb Washington an Fairfax, „etwa über die Bezahlung einer Auflage von drei Pence auf das Pfund Thee, weil sie zu drückend sei? Nein, bloß das Recht dazu bekämpfen wir."

Die Amerikaner erhoben sich zum Kampf für ihr gutes Recht, aber an eine Losreißung von England dachte anfangs niemand, diese war lediglich das Werk der falschen Politik der englischen Regierung selber. Der hellblickende Lord Crambdon (damals noch H. Pratt) sagte freilich schon 1759 zu Franklin bei dessen Anwesenheit in London: „Trotz allem, was ihr von eurer Treue sagt, ihr Amerikaner, trotz eurer so oft gerühmten Liebe zu England weiß ich, daß ihr die Bande, die euch mit jenem verknüpfen, einst abschütteln und das Banner der Unabhängigkeit erheben werdet." „Kein solcher Gedanke," antwortete Franklin, „existiert und wird je in die Köpfe der Amerikaner kommen, es sei denn, daß ihr uns schmählich behandelt." „Das ist wahr; und das gerade ist eine der Ursachen, die ich vorhersehe, und die das Ereignis herbeiführen werden," erwiderte Crambdon. Ja, noch im Jahre 1774 und 1775, kurz vor der Unabhängigkeitserklärung, schrieb Washington an den Hauptmann Mackenzie: „Man macht Sie glauben, das Volk von Massachusetts sei ein Volk von Rebellen, die sich für die Unabhängigkeit und für was noch sonst erhoben haben. Erlauben Sie mir, lieber Freund, Ihnen zu sagen, daß Sie im Irrtum, im groben Irrtum sind.... Ich kann Ihnen als Thatsache bezeugen, die Unabhängigkeit ist weder der Wunsch noch das Interesse der Kolonieen. Aber zugleich können Sie darauf rechnen, daß keine von ihnen je die Vernichtung jener Privilegien, jener kostbaren Rechte sich gefallen lassen wird, die für das Glück jedes freien Staates wesentlich sind, und ohne welche Freiheit, Eigentum und Leben jeder Sicherheit entbehren."

Georg III., der sich in seinem Herrscherrecht bedroht sah, war gereizt und reizte auch das Parlament und seine Minister zu einem leidenschaftlichen Verfahren. Vergebens kamen ihm wiederholt sehr ehrerbietig abgefaßte Bittschreiben zu, vergebens wurde sein Name altem Gebrauch gemäß bei der kirchlichen Feier genannt und Gott empfohlen. Er nahm auf das alles keine Rücksicht, und der Krieg ward auf seinen Befehl fortgesetzt, bis er ein Ende nahm, das er nicht erwartet hatte, das aber eine gerechte Vergeltung war für die hochmütige, rauhe Weise, mit welcher die Engländer die letzte Spur von Anhänglichkeit der Kolonieen selber zu vernichten sich bemüht hatten.

Der englische Minister Lord North hatte zwar am 5. März 1770 alle Steuern zurückgenommen, auch den Theezoll bis auf 3 Pence (30 Pfennige) das Pfund herabgesetzt; aber die Amerikaner beschlossen einmütig, gar keinen Thee mehr von den Engländern zu kaufen. Die Regierung hob darauf auch den Ausgangszoll für den Thee auf, doch die Amerikaner waren nicht willens, auch nur den Eingang des Thees zu bezahlen und beschlossen, ihren Widerstand fortzusetzen, um so mehr, als das englische Ministerium durch einen Befehl die Statthalter und Richter, welche bisher überwiegend vom

Volke gewählt waren, von sich abhängig zu machen suchte. Nun kam es zu Gewaltschritten. Im Dezember 1773 liefen in den Hafen von Boston drei mit Thee beladene englische Schiffe ein. Das Volk verhinderte die Ausladung der Fracht, und als der englische Gouverneur den Schiffen Schutz versprach, überfiel ein Volkshaufe, als Indianer verkleidet, die Theeschiffe, und warf die ganze Ladung, 18 000 Pfund, ins Wasser (18. Dezember).

Das englische Parlament, zur Strafe für diese That, ließ den Hafen von Boston sperren; das war Öl in die Flamme gegossen. Alle Matrosen und zahlreiche Handwerker von Boston wurden brotlos, und — Soldaten der Revolution. Am 1. August 1774 kamen Abgeordnete aus den verschiedenen Provinzen Virginiens in Williamsburg zusammen und konstituierten sich zu einem Konvent, der 7 Männer zu Repräsentanten der Kolonie Virginia für den zu haltenden Nationalkongreß ernannte, unter welchen auch Washington war. Am 5. September trat in Philadelphia der Kongreß zusammen, gebildet aus den Abgeordneten von Virginia, New-Hampshire, Rhode-Island, Konnektikut, New-York, New-Jersey, Massachusetts, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Nord- und Südkarolina (Georgien trat dem Bunde im folgenden Jahre bei). Der Nationalkongreß dieser dreizehn Provinzen entwarf eine Reihe von Proklamationen, die in ruhiger, aber entschiedener und kräftiger Sprache abgefaßt der Welt zeigen sollten, was der Grund und Zweck der Erhebung der Kolonieen sei. Namentlich erfolgte eine Erklärung über den Zustand der Dinge in Massachusetts, dem Hauptsitz des Aufstandes; ein Brief von dem General Gage, welcher von England mit vier Schiffen und unbeschränkter Vollmacht nach Boston geschickt worden war; eine Erklärung über die Rechte der Amerikaner und der Menschen überhaupt*); eine Bitt- und Beschwerdeschrift an den König Georg III. von England; eine Adresse an die Bewohner von Großbritannien; eine Adresse an die Bürger der nordamerikanischen Kolonieen; eine Adresse an das Volk von Kanada. Alle diese meisterhaft abgefaßten Schriftstücke bildeten in ihrer Gesamtheit nicht bloß einen Halt für das Nationalbewußtsein, sondern für die Völker Europas ein förmliches Evangelium des modernen Staatsrechts, das bei den aufgeklärten und freisinnigen Bewohnern Europas einen lebhaften Eindruck machte. Man fühlte das Herannahen einer neuen Zeit.

Unter den Kongreßmitgliedern war natürlich Washington eins der her-

---

*) In vier Hauptsätzen:

1) An Leben, Freiheit und Eigentum hat jeder Mensch ein unveräußerliches Recht.

2) Die Bewohner der Kolonieen haben von ihren Vorfahren alle Rechte, Privilegien und Freiheiten freier und eingeborener Unterthanen der Krone Englands ererbt.

3) Sie haben ihre ursprünglichen Rechte durch die Auswanderung aus dem Mutterlande nicht verlieren können.

4) Der Grund und die Stütze aller englischen Freiheit und jeder anderen Regierung ist das Recht des Volkes, an der Gesetzgebung so weit Anteil zu haben, als dieselbe den Staatsbürgern Leistungen und Beschränkungen ihrer Freiheit auferlegt.

vorragendsten, obwohl er nicht wie der wackere Henry oder Rutledge feurige, begeisternde Reden hielt. Als Patrik Henry nach seiner Rückkehr vom Kongreß gefragt wurde, wen er für den ersten Mann des Kongresses halte, antwortete er: „Wenn ihr von Beredsamkeit sprecht, so ist Herr Rutledge aus Südkarolina der größte Redner; aber wenn ihr von gediegener Kenntnis der Dinge und von gesundem Urteil sprecht, so ist Oberst Washington unstreitig der größte Name der Versammlung."

Der zweite Kongreß (10. Mai 1775), an welchem auch Benjamin Franklin als Abgeordneter von Pennsylvanien teilnahm, beschloß einstimmig, die Kolonieen schleunigst in Verteidigungszustand zu setzen, und am 15. Juni ward mit gleicher Einhelligkeit Washington zum Obergeneral erwählt. Die Mitglieder des Kongresses gelobten jeder einzeln, mit Gut und Blut ihm beizustehen, und so übernahm der große Mann eine Arbeit, deren Gefahr und Schwierigkeit er sich nicht verhehlte, mit festem Mut und Vertrauen.

Mit Mühe hatte sich der englische General Gage im Treffen von Bunkershill (16. Juni) in Boston behauptet; er wurde abberufen, und Howe trat an seine Stelle, aber dieser ward während des Winters immer enger von Washington eingeschlossen und bei seinen Ausfällen stets zurückgeschlagen. England litt Mangel an Truppen, um deren Zusendung General Howe immer dringender bat. Die deutschen Fürsten trieben damals schändlich genug ihre Seelenverkäuferei; außer Anhalt-Zerbst, Waldeck, Braunschweig lieferte besonders der Landgraf von Hessen-Kassel das deutsche Blut in englische Häfen; hannöversche Mannschaft war auch zur Hand, und so konnte denn zum Kampf gegen die Freiheit wieder ein ansehnliches Korps verwendet werden.

Im amerikanischen Heere sah es aber auch sehr mißlich aus, da hier schlechterdings keine strenge Disziplin durchzuführen war und es an allem Kriegsbedarf fehlte.

Und doch gelang es am 4. März 1776 den Amerikanern, die Dorchester-Höhen zu besetzen, was zur Folge hatte, daß die britischen Truppen am 17. März Boston räumten. Die Kunde dieses glücklichen Erfolgs der amerikanischen Waffen erfüllte alle für die Freiheit begeisterten Patrioten mit neuem Mut. Der Kongreß sandte ein Danksagungsschreiben an Washington und ließ ihm zu Ehren eine goldne Denkmünze prägen. Und nun (am **4. Juli 1776**) ward die

Unabhängigkeitserklärung

erlassen, worin sich die Kolonieen feierlichst von ihrem Mutterlande lossagten, den Namen „Kolonieen" für immer abgeschafft wissen wollten und die dreizehn Provinzen sich als die „**Vereinigten Staaten Amerikas**" bezeichneten*). Washington hatte zu diesem Akte entschieden geraten, nach-

*) Im Juli 1876 feierten die Vereinigten Staaten mit großem Glanze den 100jährigen Bestand ihrer Union.

dem er sich überzeugt hatte, daß eine Aussöhnung mit dem Mutterlande nicht mehr zu hoffen war.

Wie es überhaupt bei Revolutionen zu gehen pflegt, daß nämlich die Machthaber sich erst dann zur Nachgiebigkeit bereit finden lassen, wenn es zu spät ist: so entschlossen sich auch nun, da von den Amerikanern die Unabhängigkeitserklärung erlassen worden war, die englischen Minister zum Nachgeben, und Lord Howe, der Bruder des englischen Generals, kam im Namen des Königs von Großbritannien mit Friedensvorschlägen, die vielleicht ihren Zweck erreicht hätten, wenn sie früher gemacht worden wären.

England, von seiner Flottenmacht unterstützt, setzte nun mit Energie den Krieg fort, und fortan wurde das größte und schwerste Stück Arbeit auf die Schultern des amerikanischen Feldhauptmanns Georg Washington gelegt. Kein anderer wäre der großen Aufgabe gewachsen gewesen. Er aber löste sie zu seinem unsterblichen Ruhm. Nicht, als ob nun viele Siege, die er über die englischen Heere erfochten hätte, zu berichten wären! Im Gegenteil bestand seine Größe darin, daß er seine Landwehr nach jeder Niederlage, die sie erlitt, doch immer wieder zum Angriff bereit zu machen, mit neuen Erfolgen ihren Mut neu zu beleben verstand. Diese sogenannten „Milizen" (die Landwehr) gingen, wie sie freiwillig unter die Waffen getreten waren, auch freiwillig jedes Jahr wieder nach Hause, trotz Kongreß und Oberbefehlshaber. Einem Friedrich dem Großen oder Napoleon stand ein wohlgeschultes Heer zu Gebot, das wie eine Maschine jede Bewegung ausführte, welche der Führer ausgeführt haben wollte. Washington hatte mit dem Unabhängigkeitssinn der Gemeinen wie mit dem Stolz der Offiziere zu kämpfen, deren Eifersucht bei jeder Gelegenheit zum Vorschein kam. Nicht wenige seiner Kämpfer desertierten und nahmen die Waffen mit, die man ihnen beim Eintritt ins Heer anvertraut hatte, ja, sie verkauften sie sogar wieder an die Offiziere, die im Lande zum Waffeneinkauf umhergeschickt wurden. Seine Geldmittel waren sehr gering, und in den Südstaaten, wo es noch viele „Loyale" gab, welche es mit England hielten, verweigerten die Pächter nicht selten die Abgabe von Lebensmitteln auch gegen Geldentschädigung. Washington hatte unablässig mit dem Kongreß, mit den Oberhäuptern der einzelnen Landesteile, mit Kommunen, Komitees und Einzelbehörden zu korrespondieren. Der Kongreß blickte auf die Armee mit Mißtrauen und wollte kein stehendes Heer. Die Klagen des Feldherrn über mangelhafte Ausrüstung seiner Milizen blieben unberücksichtigt. Der feindlichen Übermacht gegenüber bestand dann seine größere Kunst darin, ein Haupttreffen zu vermeiden, einem Fabius gleich den Krieg in die Länge zu ziehen und so den Feind zu ermüden. In diesem kleinen Kriege ward er trefflich durch seine ausgezeichnete Ortskenntnis unterstützt. Da er sich selber nie schonte, sondern allen Beschwerlichkeiten des Krieges aussetzte und nie den Mut und die Hoffnung auf ein endliches Gelingen der guten Sache verlor: so stand er auch bei allen ihm Untergebenen in hoher Achtung, und es gelang ihm, was vielleicht einem als Heerführer noch talentvolleren

General nicht gelungen wäre, alle Streitigkeiten zu schlichten und seine Krieger auch bei Schlappen und Unfällen bei gutem Humor zu erhalten.

Der Kampf entbrannte also aufs neue und zwar unglücklich für die Amerikaner, die bei Brooklyn geschlagen wurden. Nach der Räumung von Boston hatte nämlich General Howe seine gesamte Truppenmacht auf die Schiffe gebracht, fuhr längs der Küste hin und schien einen Angriff auf New-York im Sinne zu haben, landete aber bei Sandy-Hook (Nordkarolina) und nahm seine Stellung so gut, daß Washington, nachdem die Briten Long-Island genommen, New-York räumen und sich hinter den Delaware zurückziehen mußte. General Howe war nicht nur von Europa aus gut unterstützt worden, sondern hatte selbst aus den Provinzen New-York, New-Jersey, Nord- und Südkarolina, wo viele Englischgesinnte waren, beträchtliche Verstärkung erhalten, sodaß Washington unter dieser Bevölkerung keineswegs sicher war. Man hatte sogar einen Anschlag gemacht, ihn den Engländern auszuliefern. Ungeachtet der Entmutigung seines Heeres wußte der Feldherr während des Rückzuges die vereinzelten Stellungen der britischen Truppen zu benutzen, um schnell wieder zum Angriff überzugehen; er überfiel ein hessisches Korps bei Trenton und ein englisches bei Princetown, und machte dadurch den Amerikanern wieder Mut. Er drang wiederholt und mit größter Entschiedenheit in den Kongreß, daß ihm die Macht verliehen werden möge, die Armee umzugestalten. „Ich bin," schrieb er an den Präsidenten des Kongresses, „durchaus in der Meinung bestärkt, daß man nur auf solche Milizen oder Truppen sich verlassen könne, welche länger dienen, als unsere Reglements bis jetzt vorgeschrieben haben. Ich bin so vollkommen, als von irgend einer Thatsache, die sich ereignet hat, davon überzeugt, daß unsere Freiheiten notwendig einer großen Gefahr ausgesetzt, wo nicht gänzlich verloren sind, wenn wir nicht ihre Verteidigung einem bleibenden stehenden Heere, d. h. einem solchen, das die ganze Zeit des Krieges über bleibt, anvertrauen." Der Kongreß entschloß sich endlich, dem Oberfeldherrn eine Art militärischer Diktatur einzuräumen, da die Brücke der Verständigung mit England abgebrochen und inzwischen auch die Unabhängigkeitserklärung erfolgt war.

Im Sommer 1777 hatte Washington die Freude, den Marquis von Lafayette als Mitkämpfer für die Freiheit der Amerikaner an seiner Seite zu sehen. Lafayette war gleich beim Beginn des Aufstandes der Kolonieen die Triebfeder der französischen Bewegung zu Gunsten der amerikanischen Freiheit gewesen; er opferte ihr sogar einen Teil seines Vermögens. Denn nachdem er sich entschlossen hatte, selbst nach Amerika zu gehen, um an dem Kampfe teilzunehmen, rüstete er auf seine Kosten eine Fregatte aus, warb eine Anzahl Soldaten und überredete besonders viele französische Offiziere zur Teilnahme. Die französische Regierung, obwohl damals noch nicht entschlossen, mit England zu brechen, ließ ihn gewähren und aus dem Hafen von Bordeaux absegeln. Dann, als er das offene Meer gewonnen hatte, sandte sie ihm aus Rücksicht auf England zwei Kriegsbriggs nach, die einen

Verhaftsbefehl hatten, aber natürlich unverrichteter Sache wieder zurückkehrten.

Auch zwei ritterliche Polen, Pulawski und Kosciusko, ein preußischer Offizier, v. Steuben u. a. mischten sich in die Reihen des amerikanischen Heeres, und diese Teilnahme von seiten Europas trug viel zum Ausharren seitens der Amerikaner bei. Washington, obwohl mit größerer Macht bekleidet, konnte aus seinen Milizen doch nicht so plötzlich tüchtige Soldaten machen; er wurde im Herbst 1777 zweimal geschlagen, am Brandywin-Fluß (13. Sept.) und bei Germantown (4. Okt.), die Briten rückten in Philadelphia ein, und er mußte sich in die Winterquartiere bei Valey-Freye zurückziehen. Glücklicher focht das Nordheer unter Gates, der den englischen General Bourgoyne bei Saratoga schlug, und als derselbe über den Hudson setzen wollte, dessen auf 3500 Mann zusammengeschmolzenen Heerhaufen gefangen nahm. — Es war für Washington eine harte Zeit der Prüfung; zu den Unglücksfällen des Krieges kamen noch Meutereien unter seinen eigenen Offizieren, die es auf seine Entfernung vom Oberbefehl abgesehen hatten und durch eine Partei im Kongreß unterstützt wurden. Auch war ein Band untergeschobener Briefe, die seinen Charakter in ein schlechtes Licht setzen sollten, veröffentlicht worden. Bald aber gewann der gesunde Verstand der Mehrheit des Volkes die Oberhand über solche Kabalen. Im folgenden Jahre ging Washington wieder zum Angriff über und zwang die Engländer Philadelphia zu räumen. Und was noch glücklicher wirkte als eine gewonnene Schlacht, das war der Vertrag mit Frankreich, der endlich 1778 durch die Bemühungen Franklins zustande gekommen war. Hierdurch bekamen die Amerikaner eine französische Flotte zur Verfügung; im Juli 1780 kamen acht Linienschiffe und zwei Fregatten unter dem Oberbefehl des Chevalier von Fernay mit 5000 Mann Landtruppen unter dem Grafen von Rochambeau ihnen zu Hilfe. Zwar schien das Kriegsglück sich abermals auf die Seite der Engländer zu neigen, aber am 19. Oktober 1781 ward der Marquis von Cornwallis, der im Vertrauen auf seine früheren Erfolge allzukühn vorgedrungen war, von dem vereinigten amerikanischen und französischen Heere unter Washington und Rochambeau bei Yorktown gezwungen, sich mit 6000 Mann zu ergeben.

Dieses für die Amerikaner höchst glückliche Ereignis war entscheidend. Die englische Regierung sah sich durch die Unzufriedenheit des Volkes, auf welchem die unermeßlichen Kosten des Krieges drückend lasteten, zur Nachgiebigkeit gezwungen; ein neues zum Frieden geneigtes Ministerium kam ans Ruder, und im Pariser Frieden vom 3. Sept. 1783 ward die Freiheit und Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten gewährleistet. Washington legte am 19. Dezember seine Befehlshaberstelle vor dem Kongresse zu Annapolis in New-York nieder, um sich auf sein Gut Mount Vernon zurückzubegeben, das er seit acht Jahren nur zweimal besucht hatte. Die Verehrung und der Dank seiner Mitbürger begleitete ihn in seine Zurückgezogenheit, die ihm nun ein stilleres, aber nicht minder thätiges Leben bieten sollte.

Denn durch zahlreiche Freunde von nah und fern blieb er in reger Teilnahme an den Weltereignissen; er entwarf ferner den Plan jener großen inneren Schiffahrt durch die Verbindung des Hudson und der großen Seen zu einer Wasserstraße, stiftete Schulen und verbesserte seine Güter. Doch nur vier Jahre konnte er dieses glückliche Privatleben genießen. Die bedenkliche Lage der Vereinigten Staaten machte, namentlich bei der gewaltigen Umwälzung, die in Frankreich sich vorbereitete, eine fast einheitliche Leitung notwendig; im September 1787 versammelten sich die Abgeordneten zu Philadelphia, und Washington ward einmütig zum Präsidenten der Versammlung berufen, da er in der That auch der einzige Mann war, der so manche widerstrebende Richtungen in eine der Republik heilsame Bahn zu lenken vermochte.

Unter dem 16. April 1789 heißt es in Washingtons Tagebuche: „Heute um zehn Uhr habe ich Mount Vernon, dem Privatleben, dem häuslichen Glücke lebewohl gesagt, und das Herz überwältigt von schmerzlichern Gefühlen, als ich es auszudrücken vermag, bin ich nach New-York gereist, entschlossen meinem Lande zu dienen, indem ich seiner Aufforderung gehorche, aber mit wenig Hoffnung, seiner Erwartung zu entsprechen.“

Seine Reise war ein Triumphzug: auf seinem ganzen Wege lief die Bevölkerung herzu, indem sie zugleich ihm freudig zurief und für ihn betete. Auf einer zierlichen Barke, die festlich geschmückt dreizehn Piloten im Namen der dreizehn Staaten zu Ruderern hatte, kam er nach New-York, von Abgeordneten des Kongresses unter einem ungeheuern Zusammenlauf in den Hafen und an das Ufer geleitet. Washington war mehr unruhig über die Schwierigkeit der Aufgabe, die er zu lösen sich anschickte, als fröhlich über das Zujauchzen der Menge. Vor allem ließ er es sich angelegen sein, einen klaren Überblick über die Lage der nationellen und Verwaltungs-Angelegenheiten zu bekommen; er ließ sich von den Sekretären der verschiedenen Departements genauen Bericht erstatten, las alle seit dem Friedensschluß entstandenen offiziellen Papiere und machte sich Auszüge daraus. Obwohl er selber sich mehr zu den aristokratischen Staatsideen bekannte und namentlich für eine föderative Konstitution war, die den einzelnen Staaten nicht zu viel Selbständigkeit einräumte, sondern eine starke Centralgewalt möglich machte: so erkannte doch sein scharfer politischer Blick sogleich, daß er auch der bedeutenden demokratischen Partei, welche die Macht der Bürger in ihren örtlichen Behörden zu erhöhen wünschte, Rücksicht schenken müsse, und so wählte er mit großem Takt die Chefs der Departements. Den berühmten Thomas Jefferson, das talentvolle Haupt der demokratischen Partei, erhob er zum Staatssekretär; Alexander Hamilton, seinen aristokratisch gesinnten Freund, zum Sekretär des Schatzes, und einen besseren Finanzmann hätte man nicht finden können. Es war ihm oft schwer, die verschiedenen Ansichten der Mitglieder seines Regierungskollegiums zu versöhnen, aber bei seiner Ruhe und Selbstbeherrschung gelang es ihm doch meistenteils. „Die Verschiedenheit der Ansichten in politischen Dingen ist unvermeidlich und

vielleicht in einem gewissen Grade notwendig," — so äußerte er sich darüber — „aber ich fühle einen lebhaften Unwillen, wenn ich sehe, wie Männer von Talent, eifrige Patrioten, die im allgemeinen denselben Zweck sich setzen und ihn mit gleich redlichen Absichten verfolgen, nicht mehr Nachsicht und Milde in ihren Urteilen über ihre gegenseitigen Meinungen und Handlungen zeigen." So jeder Polemik persönlicher Leidenschaft sich entschlagend, setzte er seine ganze Politik darein, diese Stellung über den Parteien, die er selber die „richtige Mitte" nannte, sich zu bewahren.

Bald, nachdem Washington seine Präsidentschaft angetreten hatte, wurden schon die guten Früchte sichtbar. In die zerrütteten Finanzen kam Ordnung, der öffentliche, vorher gänzlich vernichtete Kredit lebte wieder auf, Ackerbau und Handel hoben sich, denn in die Gemüter war das Gefühl der Sicherheit zurückgekehrt, ohne welches keine Privatunternehmungen gedeihen. Die vom Kongreß entworfene Verfassung, zu welcher auch Washington und Franklin ihre Zustimmung gegeben hatten, „da für den Augenblick keine bessere zu erlangen war", bewährte sich im einmütigen Zusammenwirken des Landes und der Regierung. In drei amtlichen Reisen suchte Washington das Land und seine Bedürfnisse möglichst kennen zu lernen, und in der liebevollen Bewunderung, die ihn überall empfing, fand er den schönsten Lohn seines staatsmännischen Wirkens. „Ich bin glücklich, diese Reise gemacht zu haben," schrieb er nach seiner Rückkehr — „das Land scheint in großem Fortschritt begriffen, Arbeit und einfache Sitten kommen auf. Im Volk herrscht Ruhe, in Verbindung mit einer der Gesamtregierung wohlwollenden Stimmung, die wiederum jene erhalten muß. Der Landmann findet für seine Erzeugnisse einen leichten Absatz, der Kaufmann rechnet mit größerer Gewißheit auf Bezahlung. Die Erfahrung jedes Tages scheint die Regierung der Vereinigten Staaten zu befestigen und sie immer populärer zu machen. Der pünktliche Gehorsam gegen die von ihr gemachten Gesetze beweist augenscheinlich das Vertrauen der Bürger zu ihren Vertretern und zu den redlichen Absichten der Männer, welche die Geschäfte verwalten."

Wären die Amerikaner nur auf der begonnenen Bahn in Einigkeit fortgeschritten! Aber noch hatte Washington sein viertes Jahr der Präsidentschaft nicht zurückgelegt, als schon in bedenklicher Weise die Spaltung zwischen der föderativen und demokratischen Partei hervortrat. In einigen Teilen des Landes, namentlich im Westen Pennsylvaniens, hatte eine von den zur Abtragung der Staatsschuld bestimmten Auflagen den Geist des Aufruhrs geweckt; zahlreiche Versammlungen kündigten an, daß sie die Bezahlung verweigern würden, und Washington seinerseits sah sich veranlaßt, anzukündigen, daß er für die Vollstreckung der Gesetze Sorge tragen würde. Ja im Schoße des Kongresses selbst ward die Verwaltung nicht mehr so kräftig unterstützt wie im Anfang, und besonders Hamilton ward der Gegenstand von immer lebhafteren Angriffen. Doch Washington ward einstimmig auf weitere vier Jahre zum Präsidenten erwählt und gab den Bitten seiner vielen Freunde wie der Mitglieder des Kabinetts nach, die Wahl anzunehmen.

Die französische Revolution war auf den Höhepunkt gelangt; es kam der verhängnisvolle Tag, wo die Kriegserklärung zwischen England und Frankreich den großen revolutionären Kampf von ganz Europa eröffnete. Washingtons Entschluß war schnell gefaßt; er verkündete die Neutralität der Vereinigten Staaten.

„Meine Politik ist einfach. In freundschaftlichen Verbindungen mit allen Nationen der Erde zu leben, aber von keiner abzuhängen, uns der Streitigkeiten keiner anzunehmen; gegen alle unsere Verpflichtungen zu halten, für die Bedürfnisse aller durch unseren Handel zu sorgen, das verlangt unser Interesse und unsere Politik. Ich will eine amerikanische Stellung ... den Ruf einer amerikanischen Politik, damit die europäischen Mächte fest überzeugt sind, wir handeln für uns, nicht für einen andern. Der allgemeine Umsturz Europas ist keine durchaus chimärische Annahme. Die Klugheit rät, uns zu üben, nur auf uns selbst zu rechnen und mit unsern eigenen Händen das Gleichgewicht unsers Geschickes zu halten" — so schrieb Washington an seinen Freund Lafayette, und seine Landsleute stimmten ihm bei, das Kabinett erklärte sich einstimmig für das Prinzip der Neutralität. Aber die Nachrichten aus Europa erregten die Gemüter; die gegen Frankreich gebildete Koalition griff die Grundsätze der Freiheit an, auf welchen der amerikanische Staat beruhte; Englands Verordnungen über den Handel neutraler Staaten und das Pressen der Matrosen verletzten die Würde der Vereinigten Staaten wie ihr Interesse. Als nun der französische Gesandte Genêt in Amerika anlangte und überall mit Jubel empfangen wurde, hatte Washington alle seine Besonnenheit und Festigkeit aufzubieten, um die Neutralität aufrecht zu erhalten und den Umtrieben des Franzosen Einhalt zu thun. Die Opposition erhob indes immer kühner ihr Haupt; die Verhandlungen mit Großbritannien, die geeignet waren, den Frieden zu befestigen und von Washington bestätigt wurden, gaben neuen Anlaß zur Unzufriedenheit und zu Umtrieben der Gegner seiner Regierung. Die freie Presse griff ihn auf die schamloseste Weise an, und die aufgeregte Menge machte selbst seine republikanische Gesinnung verdächtig. Die besonnenen wahren Patrioten blieben dem Präsidenten zwar nach wie vor treu und wünschten nichts sehnlicher, als daß er zum drittenmale die höchste Würde übernehmen möchte, aber dazu war er nun durchaus nicht mehr zu bewegen. John Adams ward 1797 zum Präsidenten erwählt, gestützt durch ein immer noch vorhandenes Übergewicht der föderativen Partei; Thomas Jefferson, das Haupt der demokratischen Partei, auf welchen die nächstgroße Anzahl von Stimmen fiel, ward zum Vizepräsidenten ernannt.

Washington zog sich nach Mount Vernon zurück. Als im folgenden Jahre der Krieg mit Frankreich wahrscheinlich ward, ernannte ihn die Regierung zum Oberbefehlshaber der Landmacht. Seine Tage waren aber gezählt; nur 2½ Jahre sollte er sich des so lieben Landlebens freuen, nachdem er seine öffentliche Laufbahn geschlossen. Als er am 12. Dezember 1799 nach seiner Gewohnheit ausgeritten war, um seinen Arbeitern die nötigen

Weisungen zu geben, ward er auf dem Heimwege von einem mit Schnee vermischten Regen überfallen und kam ganz durchnäßt zu Hause an. Diese Erkältung, die er anfangs nicht achtete, brachte ihm den Tod. Er starb am 14. Dezember in einem Alter von 67 Jahren. Seine Gemahlin, die unten an seinem Bette saß, fragte die Umstehenden: „Ist er verschieden?“ Als man dies bejahte, sagte sie: „Es ist gut, nun ist alles vorüber; ich werde ihm bald folgen und habe keine Prüfungen mehr durchzumachen.“ Sie hatte im Glück und Unglück als treue Freundin ihm zur Seite gestanden.

In seinem Testamente gab Washington seinen Sklaven die Freiheit und vermachte beträchtliche Summen für die Gründung einer hohen Schule zu Kolumbia und einer Freischule für arme Kinder. Das Grab des großen Mannes in seinem Garten zu Mount Vernon ward weder durch einen Stein noch ein anderes Denkmal ausgezeichnet, doch ließ der Kongreß im Jahre 1830 die Asche des Helden nach Washington bringen und in dem dort errichteten Monumente beisetzen. Washingtons Statue, von Canova gearbeitet, steht in Raleigh, der Hauptstadt Nordkarolinas, eine andere von Chantrey in Boston, eine dritte in Baltimore. Dem Namen Washington und dem Bildnis des größten der amerikanischen Republikaner begegnet man überall in den Straßen, Kanälen, Gasthofszeichen, Kompanieen und Taufregistern.

Ohne Washington wären die Vereinigten Staaten vielleicht geblieben, was sie waren, englische Kolonieen, denn die amerikanische Miliz wäre ohne solch einen Mann ganz unfähig gewesen, die Freiheit zu erkämpfen. Und wie der im Krieg und Frieden gleich große Held sein Vaterland vor den Gefahren rettete, die ihm von außen drohten, so half er dem Staatsschiff auch über die Klippen hinweg, die im Innern sich zeigten, auch hier als echter Republikaner sich bewährend. Im Jahr 1782, da schon der Krieg seinem Ende nahe, die Unzufriedenheit der Offiziere und Soldaten mit den Maßnahmen des Kongresses auf den Gipfel gestiegen war, gewann der Gedanke in der Armee immer mehr Raum, es könne der schwankende Zustand der Regierung nur dadurch beseitigt werden, daß man dem verehrten Oberfeldherrn die unumschränkte Königsmacht verliehe. Eine Anzahl von Offizieren verfaßte eine Adresse an Washington, und der alte in der ganzen Armee hochgeschätzte Oberst Nicola überreichte sie. Washington antwortete darauf (d. d. 22. Mai 1782, Newburg):

„Sir! Mit einer Mischung von Schrecken und Bestürzung habe ich die Gesinnungen aufmerksam gelesen, welche Sie meiner Prüfung unterstellt haben. Seien Sie überzeugt, Sir, kein Vorfall im Laufe des Krieges hat schmerzlichere Gefühle in mir erweckt, als die Mitteilungen, die Sie mir machten, daß Ideen in der Armee gehegt werden, wie Sie ausgesprochen haben, Ideen, die ich mit Abscheu betrachten und mit Strenge tadeln muß. Für diesmal wird die Mitteilung derselben in meinem Busen ruhen, es müßte denn eine fernere Anregung der Sache eine Anzeige notwendig machen.

„Ich kann durchaus nicht begreifen, welcher Teil meines Benehmens zu einer solchen Zuschrift aufmuntern konnte, die mir das größte Unheil zu

verhüllen scheint, das über mein Vaterland kommen könnte. Wenn ich mich nicht in der Erkenntnis meiner selbst täusche, so hätten Sie keine Person finden können, der Ihre Pläne mehr mißfallen hätten. Zugleich muß ich hinzufügen, um meinem eigenen Gefühl Gerechtigkeit zu erweisen, niemand hegt einen aufrichtigeren Wunsch als ich, daß dem Heere alles, was ihm gebührt, zu teil werde; so weit meine Macht und mein Einfluß auf verfassungsmäßigem Wege reicht, werde ich alles, was ich vermag, zu diesem Zwecke verwenden, sobald eine Gelegenheit sich bietet. Lassen Sie sich also beschwören, wenn Sie irgend eine Rücksicht auf Ihr Vaterland, auf sich selbst oder die Nachwelt, oder auf mich nehmen, solche Gedanken aus Ihrem Geiste zu verbannen und weder aus eigenem Antrieb noch aus Veranlassung eines andern je wieder eine Gesinnung ähnlicher Art auszusprechen. Ich bin, Sir,

Ihr

George Washington."

Dieser Brief ist ein schönes Denkmal der edelsten republikanischen Gesinnung. Die dankbaren Nachkommen haben dem Helden aber auch ein würdiges Nationaldenkmal in Marmor errichtet. Der Amerikaner Crawford in Rom hat das große Werk glücklich beendet, dessen riesige Dimensionen noch das Friedrichsdenkmal von Rauch übertreffen. Es ist das größte Denkmal der Art, das wir jetzt kennen. Die Basis ist ein vollkommener Kreis, auf diesem ruht ein Stein mit sechs Spitzen, und erst über diesem erhebt sich die eigentliche Basis der Reiterstatue. Sechs Adler umgeben die Stufen am Kreise, sowie sechs kolossale Statuen ausgezeichneter Amerikaner: Henry, Lee, Mason, Marshall, Allen und Jefferson. Das Ganze ist 70 Fuß hoch.

William Pitt*).

William Pitt, zum Unterschiede von seinem Vater auch wohl „der jüngere" genannt, war der Erbe der geistigen und politischen Größe Chatam Pitts, seines Vaters. Für mittelmäßig oder gering begabte Kinder ist es gewöhnlich von Nachteil, wenn sie große berühmte Väter haben, da die Wechselwirkung zwischen den Geistern erschwert und durch den Gegensatz die Kleinheit des einen durch die Erhabenheit des andern noch mehr herabgedrückt wird. William, der zweite Sohn des Grafen Chatam Pitt, gehörte aber zu den Glücklichen, deren reiche Anlagen von Haus aus die beste Nahrung und Entwickelung empfangen. Er ward am 28. Mai 1759 auf dem Landsitze seines

*) History of the political life of the Right Hon. William Pitt etc. by Gifford (6 Bde. London 1809). Fox und Pitt von Prof. Hasse im 1. Heft der Zeitgenossen. Vergl. Brougham, Staatsmänner zur Zeit Georgs III. 1841.

Vaters, zu Hayes in der Grafschaft Kent, geboren, zur Zeit, wo der Ruhm Chatams den höchsten Punkt erreicht hatte. Bis in sein vierzehntes Jahr ward William im elterlichen Hause erzogen. Seine klassischen Studien wurden trefflich von Dr. Wilson geleitet, der später Kanonikus zu Windsor wurde. Da er der Liebling des Vaters war, dem die vortrefflichen Anlagen seines jüngeren Sohnes bald bekannt wurden, beschäftigte sich der große Staatsmann oft und gern mit ihm. Oft sagte Graf Chatam: Mein Sohn Wilhelm wird den Ruhm des Namens Pitt noch erhöhen. Solches Lob und solches Vertrauen fiel auf keinen unfruchtbaren Boden. Der Vater unterrichtete oft selber, am liebsten durch Gespräche; er ermunterte auch den Knaben, am Gespräche der Erwachsenen teilzunehmen. Dabei hielt er streng darauf, daß der Gegenstand der Unterhaltung erschöpft wurde; oberflächliches Hingleiten über die Sache oder unbegründetes Aburteilen ward nicht geduldet. Dem geistvollen Staatsmann schien ein folgerichtiges Denken, das vor dem Ergebnis sich nicht scheuet und festen Schrittes vorwärts dringt, eine Hauptrücksicht in der Bildung der Jugend; darum mußte auch die Sprache stets klar, bestimmt und lichtvoll sein, so daß keine Zweideutigkeit oder Unklarheit mehr im Rest blieb. Zuweilen mußte sich auch wohl der kleine Pitt auf einen Tisch oder Stuhl stellen, um von diesem erhöhten Standpunkte aus Reden zu halten und mit seinem Vater zu disputieren. Hierdurch ward er früh an eine gewisse Dreistigkeit und jene Sicherheit und Gewandtheit gewöhnt, wodurch die englischen Parlamentsredner sich auszeichnen.

In seinem 15. Jahre konnte der junge Pitt schon die Universität Cambridge beziehen, wo er unter der Führung des Dr. Prettyman, nachherigen Bischofs von Lincoln, klassische, mathematische und juristische Studien machte und durch seinen Ernst und anhaltenden Fleiß sich die Achtung der gelehrten Körperschaft erwarb. Mit gleichstrebenden Jünglingen trieb er fleißig Übungen im Disputieren, indem man aus dem Stegreif über eine Streitfrage eine Rede halten mußte. Im Studium der Geschichte und Verfassung der Staaten des Altertums lernte er das politische Leben des eigenen Vaterlandes verstehen und würdigen. Es war für England die kritische Zeit des Krieges mit seinen nordamerikanischen Kolonieen gekommen, und William hatte Gelegenheit, die großen parlamentarischen Debatten, besonders aber die echt liberale Politik seines Vaters im stillen zu verfolgen. Man hatte den kühnen Parlamentsredner, um ihn von seiner einflußreichen Stellung im Unterhause zu entfernen, zum Pair erhoben mit dem Titel eines Grafen von Chatam, aber auch im Oberhause zeigte der edle Mann denselben Freimut in Verteidigung der Rechte des Volkes. Als das Ministerium seine Gewaltmaßregeln gegen die Nordamerikaner beschlossen hatte, sprach er: „Mylords, ihr habt kein Recht über den Beutel, viel weniger über das Leben eures amerikanischen Mitbürgers. Nehmen die Amerikaner ihre Zuflucht zu den Waffen, so werdet ihr die ersten, vielleicht die einzigen sein, die darunter leiden. Ich bin ein alter Mann und in öffentlichen Geschäften grau geworden; mein Rat kommt aus Erfahrung, vielleicht ist er etwas wert.

Ruft eure Truppen von dem abscheulichen Geschäft des Mordens zurück. Seid Amerikas Freunde; euer eigenes Interesse, ja eure eigene Sicherheit verlangt es!" Graf Chatam fand kein Gehör; erst 1776, als der amerikanische Krieg anfing Besorgnis zu erregen, suchte ihn das Ministerium zum Eintritt in die Verwaltung zu bewegen. Pitt aber wollte mit einem Lord North und seinem Anhange nichts zu thun haben und erklärte, sich lieber mit der Pest assoziieren zu wollen, die damals in Konstantinopel wütete. Als die Gefahr größer wurde, erhob er sich noch einmal von seinem Krankenlager (er litt an der Gicht) und erschien, ganz in Flanell gewickelt, in der Parlamentssitzung vom 8. April 1778; sein Schwager Lord Mahon und sein Sohn William stützten ihn. Am Ende seiner feurigen Rede sank er ohnmächtig zusammen; man brachte ihn auf sein Landgut Hayes, wo er am 11. Mai 1778 starb.

William war damals noch nicht zwanzig Jahre alt. Nachdem er eine Erholungsreise nach Frankreich unternommen, trat er 1780 in London als Sachwalter auf, fühlte jedoch bald, daß der Schauplatz seiner Thätigkeit im Parlamente und nicht im Gerichtshofe sein müsse. Durch den Einfluß des Herzogs von Rutland gelang es ihm schon 1781 (in seinem 22. Jahre) einen Sitz im Unterhause zu erlangen. Gleich sein erstes Auftreten war glänzend; das Haus hörte mit gespannter Aufmerksamkeit dem jungen Redner zu, der mit schönem und würdevollem Ausdruck ebenso lichtvoll als verständig sprach und sich für die Meinung der Oppositionspartei erklärte, ohne zu dieser Partei zu gehören. Wie sein großer Vater war auch Pitt gegen den amerikanischen Krieg.

Als das neue Ministerium ans Ruder kam, boten ihm Rockingham, Fox und Shelburne die Stelle eines Vizeschatzmeisters von Irland an; Pitt schlug die Stelle aus, weil er voraussah, daß das Ministerium sich bald ändern würde. Nach vier Monaten starb Rockingham, das Ministerium wurde neugebildet, Lord Shelburne erster Lord, Fox, Burke und andere traten aus. Jetzt nahm Pitt (10. Juli 1782) die Stelle eines Kanzlers der Schatzkammer an, und der 23jährige junge Mann benahm sich auf seinem Ministerposten mit dem Ernst und der Entschiedenheit eines gereiften Charakters, ohne andere Rücksicht, als die ihm die Pflicht und das Wohl des Vaterlandes gebot. Die Lage Englands und die Stimme des Volkes verlangte gebieterisch den Frieden mit Amerika und Frankreich. In der vom König gehaltenen Rede bei der Eröffnung des Parlaments ward die friedliche Gesinnung bekannt gemacht und zugleich der Entschluß, die Finanzen zu verbessern. Gleichwohl widersetzte sich ein alter, oft bewunderter Redner, Mr. Burke, in einer meisterhaften Rede der Dankadresse; allein seiner Schlußfolge fehlte Grund und Bündigkeit, und Pitt widerlegte ihn mit männlicher Festigkeit und überlegener Klarheit. Sein ruhiger Ton, der eine tiefe Kraft der Überzeugung offenbarte, und die Bündigkeit seiner Darstellung machten auf das Haus den besten Eindruck. Er sprach nach Giffords Ausdruck wie ein Mann, der ein gutes Gewissen hat (mens conscia recti).

Am 20. Januar 1783 ward der Friede mit Frankreich unterzeichnet. Lord North griff, wie zu erwarten war, das Ministerium wegen der den Amerikanern zugestandenen Unabhängigkeit an; daß auch Fox dies that, mußte bei den sonstigen philanthropischen und liberalen Grundsätzen dieses Mannes überraschen. Pitt nannte seine Verbindung mit North unnatürlich, „eine politische Abtrünnigkeit, welche nicht bloß einen jungen Mann, wie er sei, in Erstaunen setze, sondern selbst die ältesten Beobachter des menschlichen Herzens überrasche.“ Um die Opposition zu verstärken, hatten sich — wie das in konstitutionellen Staaten zu geschehen pflegt — Männer der verschiedensten Richtung verbunden, aus dem überwiegenden Grunde, das Ministerium zu stürzen. Pitt sprach, ganz im antiken Sinne, treffliche Worte über die wahre, politische Freundschaft; als die Verhandlungen stürmischer wurden, ließ auch er sich von der Leidenschaft fortreißen, und seine Empfindlichkeit brach in große Hitze aus. Da ward er ausgelacht; man nannte ihn den „hitzigen Knaben“ (angry boy), und dies war eine treffliche Lehre für den Steuermann, der berufen war, das englische Staatsschiff im Sturm- und Wogendrang der französischen Revolution durch Klippen und Brandung zu lenken.

Die Opposition siegte mit einer Mehrheit von 17 Stimmen, das Ministerium trat zurück und Lord North, Fox, Burke traten aufs neue die Regierung an. Pitt suchte seinen Verdruß durch eine Reise zu zerstreuen, die er nach Deutschland und Italien unternahm; er kehrte jedoch noch im selben Jahre zurück. North und Fox hatten nicht umhin gekonnt, im September mit Amerika Frieden zu schließen und dessen Unabhängigkeit anzuerkennen. Bald darauf legte Fox dem Parlament die India-Bill vor; er wollte, da die ostindische Kompanie schlecht gewirtschaftet hatte, dieser ganz die Regierung Ostindiens entziehen und ihre Rechte dem Staate übergeben. Dies war ein kühner Eingriff in die Rechte der englischen Handelsaristokratie; man wußte im Könige die Furcht rege zu machen, daß die Maßregel bloß die Macht der Minister vermehren würde; Pitt sprach im Unterhause lebhaft dagegen, aber hier ging sie durch, doch im Oberhause ward sie verworfen, und als nun die Minister das Haus der Gemeinen zu dem konstitutionswidrigen Beschlusse zu bewegen suchten: „es sollte hinfort kein Pair dem Könige ungefragt Rat erteilen,“ erhob sich abermals Pitt, die gefährlichen Folgen eines solchen Beschlusses scharf hervorzuheben, so daß die ministerielle Vorlage auch im Unterhause durchfiel. Nun mußten die Minister ihre Entlassung abermals einreichen, und Pitt gelangte noch am Ende des Jahres 1783 als erster Lord der Schatzkammer und Kanzler der Finanzverwaltung an die Spitze der Regierung.

Pitts Stellung war schwierig, und nur einem staatsmännischen Genie, wie er es besaß, war es möglich, sich zu halten. Er hatte eine große Opposition im Unterhause, die größten Redner gegen sich; einen Fox mit der erschütternden Kraft des Wortes und der bestechenden Gewalt großer Ideen; einen Burke und Sheridan, in allen parlamentarischen Kämpfen erfahren,

einen North mit aller Bitterkeit eines unerschöpflichen Tadels gerüstet. Indes konnte Pitt auf die Mehrheit des Oberhauses, auf die Gunst des Königs und das Vertrauen der Nation rechnen, welche erkannt hatte, daß der Minister den Mut und den Willen habe, die Rechte des Engländers zu schützen. Alle Kapitalisten und Kaufleute waren seine Freunde.

Da das Unterhaus in seiner Opposition gegen das Ministerium beharrte und soweit ging, die Befugnis des Königs, sein Parlament während der öffentlichen Sitzungen, wenn wichtige Fragen noch nicht erledigt seien, aufzuheben, entspann sich ein heftiger Kampf, der von seiten der Opposition mit maßloser Leidenschaft geführt wurde. Als Pitt mit seiner India-Bill hervortrat, welche die Handelsfreiheit der Kompanie schonte, letztere aber der Staatsoberaufsicht unterwarf, griff Fox die Bill mit solcher Heftigkeit an, daß er durch eine Mehrheit von acht Stimmen den Sieg davontrug (1784, 23. Jan.). Nun wandte er sich drohend gegen den Minister: „wie er es noch wagen wolle, auf seinem Posten zu verharren, da er das Vertrauen des Volkes verloren. Durch geheimen Einfluß und mancherlei Ränke habe er sich seine Stelle erschlichen. Ob er denn nun noch länger eine Puppe der Privatgunst, ein konstitutionswidriger Minister der Krone sein wolle?" — Mit ruhiger Fassung antwortete Pitt: „je länger man ihn prüfe, desto mehr sehe er das Vertrauen des Hauses und des Volkes gegen sich zunehmen; er wisse nicht, worin er von der Konstitution abgewichen; der König habe ihn zum Minister ernannt, weil er das Recht dazu habe; das Bollwerk der Konstitution sei Freiheit im Handeln und Reden; das Parlament könne nicht das Recht antasten, nach freien Ansichten sich und sein Verfahren zu bestimmen; er handle mit reinem vaterländischen Sinne; man solle gegen ihn Thatsachen, nicht bloße Beschuldigungen vorbringen; kein Geschrei werde ihn in seinem Entschlusse, Minister zu bleiben, je wankend machen; gäbe er jetzt seine Stelle auf, so müßte er sie Männern einräumen, die, kürzlich erst entlassen, das Vertrauen des Königs und der Nation verloren hätten; doch sei er einer Vereinigung der Parteien nicht abgeneigt, nur müsse sie fest sein."

Auf dieser Vereinigung bestand ein Teil des Unterhauses, vorzüglich vom Landadel, aber als Bedingung ward gestellt, Pitt müsse zuvor abtreten, und Fox stellte geradezu die Behauptung auf, das Unterhaus könne bei Ernennung der Minister ein Veto einlegen. Zwar erklärte sich die Stimme des Volkes immer lauter für das Ministerium, allein die Opposition wußte es im Unterhause durchzusetzen, daß die Bewilligung der Gelder unterblieb. Da legte sich das Oberhaus ins Mittel und erklärte öffentlich, die „Gemeinen" handelten den Grundsätzen der englischen Konstitution zuwider. Nun gab das Unterhaus nach und entschloß sich zur Bewilligung. Jedoch wollte es sein Recht behaupten, die Entfernung der Minister zu fordern, auch ohne eine Thatsache ihnen zur Last zu legen, und richtete auf Foxens Betrieb deshalb eine Vorstellung an den König, um ihn zu warnen, „nicht durch eine Günstlingsregierung die Liebe des Volkes zu verscherzen." Auch dieser Schritt blieb fruchtlos, und die Beratungen in beiden Häusern wurden fortgesetzt bis

zum 24. März, wo das Parlament sich vertagte. In der Thronrede erklärte der König, daß er es der Verfassung und dem Lande schuldig sei, sobald als möglich die Gesinnung des Volkes zu vernehmen, weshalb er ein neues Parlament zusammenrufe, damit die Spaltung ein Ende nehme und die Staatsgeschäfte ungestörter betrieben werden können.

So ward denn nach dem merkwürdigsten Kampfe, der je über die wichtigsten Punkte der englischen Verfassung entbrannt war, das Parlament am 25. März aufgelöst, weil Pitt auf keine andere Weise die Mehrheit der Stimmen für die Regierung erlangen und die mächtige Whigpartei besiegen konnte. Das monarchische Prinzip in der Konstitution hatte über das demokratische den Sieg davongetragen — wenige Jahre vor dem Ausbruch der Revolution in Frankreich. Pitt hatte in der Krisis eine Festigkeit und eine Seelenstärke gezeigt, welche gerade unter den Briten die höchste Bewunderung für den jungen Helden erwecken mußte.

Die Berufung eines neuen Parlaments war eine Appellation ans Volk, und dies entschied durch seine Wahlen (fast ein Drittel der Oppositionsmänner ward nicht wieder gewählt) zu Gunsten des Ministers, der nun mit neuer Kraft seine Thätigkeit fortsetzte. Seine Hauptthätigkeit wandte Pitt auf die innere Verwaltung, namentlich der Finanzen, und auf die Vermehrung des britischen Nationalreichtums. Der Kredit war unter Norths Verwaltung während des amerikanischen Krieges sehr gesunken; Pitt stellte ihn wieder her und errichtete Fonds zur Verminderung der Nationalschuld. Zugleich schloß er 1786 den für Englands Fabriken so vorteilhaften Handelsvertrag zwischen Frankreich und Großbritannien, unbekümmert um das, was die Opposition von „natürlicher Feindschaft" beider Staaten redete. „Wenn der Krieg nötig sei," entgegnete er mit Recht, „werde gerade der Handel die Mittel bereiten, ihn mit Nachdruck zu führen." Pitts gründliche Kenntnis der nationalökonomischen und finanziellen Fragen mußte selbst von der Opposition anerkannt werden.

Im Jahre 1787, ehe der französische Revolutionskrieg das Parlament beschäftigte, kam noch der Antrag zur Sprache, die Korporations- und Testakte aufzuheben, damit auch die sogenannten „Dissenters", oder die von der herrschenden Staatskirche abweichenden Bekenntnisse freien Zutritt zu Staatsämtern bekämen. Pitt wollte der Gewissensfreiheit durchaus keine Schranken setzen, aber er sagte, Gewissensfreiheit und Zulassung zu öffentlichen Ämtern sind zwei verschiedene Dinge, und jeder protestantische Staat hat das Recht, den politischen Einfluß der kirchlichen Sekten festzustellen. England war durch den Protestantismus groß geworden, die Verfassung war aus dem protestantischen Geiste hervorgegangen. Immerhin blieb es aber ein schreiendes Unrecht, wenn in Irland wenige englische Gutsherren Millionen hungernder Katholiken aussogen; so wie das Verhältnis Irlands (und Schottlands) zu England war, konnte es nicht bleiben. Aber es muß auch in Anschlag gebracht werden, daß die katholischen Priester in Irland das

Volk, anstatt es zu bilden und dem betriebsamen Engländer zu nähern, lieber aufhetzten, und es in seiner Roheit und Unwissenheit ließen.

Es mochte vielleicht jener Egoismus und die kluge Berechnung, welche der englischen Politik eigen ist, obwalten, als man die ersten Regungen der französischen Revolution ruhig sich abwickeln ließ; nur um Holland, auf welches die Franzosen ein Auge geworfen hatten, war man besorgt und schloß am 25. April im Haag mit dieser Macht, und am 13. August zu Berlin mit Preußen eine Konvention, worin der gegenwärtige Besitzstand gewährleistet wurde.

Ein heftiger Parteienkampf entbrannte aber im englischen Parlament, als im November 1788 der König (Georg III.) von einer Krankheit des Gehirns ergriffen wurde, die ihn zur Regierung unfähig machte. Fox trug nun darauf an, daß dem (zur Whigpartei sich neigenden) Thronerben die volle Ausübung der königlichen Gewalt zu übertragen sei. Doch Pitt widersprach und entwickelte aus den Grundzügen der Konstitution, daß der Prinz von Wales kein Recht auf die Regentschaft habe, vielmehr das Parlament darüber zu verfügen habe. Nun erhob sich die Opposition in leidenschaftlichen Reden, Burke sagte dem Premierminister geradezu, er strebe nach der Regentschaft. Pitt fuhr ruhig in seiner Darlegung fort, und sein Regentschaftsplan, welcher die Gewalt des Regenten einschränkte, ward von beiden Häusern angenommen und von ihm dem Prinzen vorgelegt. Da sich der Zustand des Königs (und dessen Ansehen im Falle einer Wiederherstellung zu sichern, war ja im Grunde der Kern des Entwurfs) besserte, so blieben die Dinge beim alten, obschon Pitts Einfluß immer mehr wuchs.

Wir sind nun auf den Punkt gelangt, von welchem aus Pitts politischer Charakter zu beurteilen ist. Wir haben gesehen, mit welcher Energie er den Parteien standhielt, aber auch mit welcher Zähigkeit er auf die „alleinseligmachende" Konstitution sich steifte und die Toriespartei auf alle Weise stützte, obwohl er einst den Whigs gehuldigt und liberalen Maßregeln das Wort geredet hatte. War er von dem Geiste des Vaters abtrünnig geworden; war der, welcher Wilberforces Rede und Schrift zu Gunsten der Befreiung der Neger feurig unterstützt hatte, ein anderer geworden? Mit nichten. Derselbe englische Vorteil, welcher gebot, den Krieg mit den nordamerikanischen Kolonieen zu vermeiden, konnte auch der humanen Bestrebung der Emanzipation der Neger Vorschub leisten, nachdem Amerika sich von England getrennt hatte. Philanthropische Grundsätze schiebt der Engländer gern vor, wenn sie seinen realen Zwecken dienen; es mochte dem edlen Fox bei aller Überschwenglichkeit Ernst sein mit seinen Bestrebungen für größere Volksfreiheit, aber er war insofern mehr Deutscher, Franzose, mehr Mensch als Engländer. Pitt war durch und durch Engländer.

Als nun die französische Revolution sich immer größer entfaltete und der Weltbürger Fox die aufgehende Sonne politischer Freiheit des Volkes jubelnd begrüßte und dem frohen Glauben sich hingab, dieses neue Licht der Volksfreiheit werde bald alle Länder Europas erleuchten: da stellte sich Pitt

abermals auf den engherzig britischen Standpunkt, der von Frankreich nichts wissen wollte, der einem Talleyrand wie einem Spion mißtraute, der das neue Evangelium der Demokratie für eine politische Irrlehre, die zum Verderben der Nationen führte, erklärte.

Die französischen Revolutionsmänner hatten stark auf die Unterstützung Englands gerechnet, dessen freie Verfassung sie stets als Muster gepriesen; sie ergriffen jede Gelegenheit, ihre englischen Sympathieen kundzugeben, die von den Freiheitsmännern in England selber mit großem Enthusiasmus erwidert wurden. Volksgesellschaften oder Whigklubs entstanden aller Orten, in London bildete sich eine eigene Revolutions-Societät, welche die Vorgänge in Paris durch Reden und Trinksprüche verherrlichte und sogar eine eigene Deputation zur Pariser Nationalversammlung sandte, die höchst ehrenvoll aufgenommen wurde. Das Bundesfest am 14. Juli 1790 wurde auch in London durch ein großes Gastmahl gefeiert, und Lord Stanhope brachte einen Toast aus auf ein Bündnis zwischen Frankreich und Großbritannien zur Stiftung eines ewigen Friedens. Ganz besonders ergossen sich die beiden großen Oppositionsredner Fox und Sheridan in begeistertes Lob der Revolution. Um so mehr überraschte es, als bald darauf Burke, der früher die Freiheit der Nordamerikaner so warm verteidigt hatte, im Parlament feierlichst erklärte, diese neufranzösische Freiheit sei vom Übel, und er sage sich von ihren Anhängern, seinen ehemaligen Freunden, auf immer los. Pitt äußerte sich bei dieser Gelegenheit würdevoll, ohne Ausfälle auf Frankreich; doch drückte er Burke seinen Dank aus für das der britischen Konstitution gespendete Lob. Dieser schrieb seine „Betrachtungen über die französische Revolution“, worin er allen Zorn und alle Bitterkeit auf die Bewunderer der Franzosen ausschüttete und ein Extrem durch das andere zu beseitigen meinte. Seine Schrift fand bei den Engländern eine glänzende Aufnahme; dennoch durfte sich kein Unbefangener verhehlen, daß manches Mittelalterliche, Verrottete und Verfaulte in der aristokratischen Verfassung fortbestand, wodurch die Wahlen verfälscht, dem Parteitreiben aller Vorschub geleistet, die Stimme des Geld- und Machtlosen zum Schweigen gebracht wurde. Sollte aber in dem Augenblicke, wo die Franzosen alles Bestehende über den Haufen stürzten und dem historischen Recht kühn das Vernunftrecht entgegenstellten, die Grundfeste der englischen Verfassung, die durch und durch eine aristokratische ist, erschüttert werden? Pitt, in seinem glühenden Hasse gegen die französische Umwälzung und ihre Träger, verkannte das Berechtigte in der großen Bewegung, aber er handelte im Geiste des englischen Volks, wenn er am Hergebrachten festhielt. Er irrte, indem er das Gleichgewicht Europas durch englisches Geld und durch Verbindungen der Kabinette herstellen wollte, die mit Soldheeren und abgelebten Einrichtungen gegen die überströmende Volkskraft der Neufranken kämpfen sollten. Aber man muß den Mann bewundern, der, wenn eine Koalition auf dem Festlande gescheitert war, eine zweite herstellte, und nachdem diese unterlegen, eine dritte ins Lebens rief; der, unbeirrt von den Finanzwirren im eigenen Lande,

diese schnell löste, die Zahlkraft des Volks bis ins äußerste steigerte, selbst bis zur Härte die armen Unterthanen drückte, um alles, was gegen Napoleon Krieg führte, mit Geld und Subsidien zu unterstützen; der dieselbe Energie, Klugheit und Ausdauer wie Napoleon, wenn auch auf andere Weise, entfaltete, und der vielleicht der einzige Charakter war, vor welchem Napoleon sich fürchtete.

Das war nicht zu loben, daß die englische Regierung gar nichts that, um den unglücklichen König Ludwig XVI. zu retten; erst dann, als die Nachricht von der schmählichen Hinrichtung des Königs nach London kam, rührte man sich, und Pitt sah die Notwendigkeit ein, sein System eines thatenlosen Drohkrieges, wie er es bisher gegen Spanien und Rußland durchgeführt hatte, zu verlassen. Pitt erklärte in einer gründlichen Rede, daß, wenn Frankreich in die Schranken der Mäßigung zurückkehren wollte, England nichts lieber wolle als Frieden; beharre es aber in seiner Feindschaft gegen alles Monarchische und in seinen Vergrößerungsplänen, so müsse England auf seine Sicherheit denken. Nunmehr erklärte Frankreich am 1. Februar 1793 an den König von Großbritannien den Krieg, und Pitt sprach geradezu es aus, daß mit den französischen Jakobinern nie und nimmer an Frieden zu denken sei. Diesem Grundsatz ist er bis zum Ende seines Lebens treu geblieben. Er ließ es sich wenig kümmern, als der Konvent ihn „für den Feind des Menschengeschlechts“ erklärte. Um den demokratischen Ideen im Lande selber die Verbreitung unmöglich zu machen, griff Pitt zu Gewaltmitteln: er setzte die Frembenbill durch, wodurch zeitweilig die Gastfreundschaft Englands in Bezug auf Flüchtlinge aufgehoben wurde; selbst das Palladium der englischen Freiheit, die „Habeaskorpusakte“, wodurch jeder Engländer vor willkürlicher Verhaftung geschützt ist, wurde gleichfalls zeitweilig außer Wirksamkeit gesetzt, die Presse in ihrer Freiheit beschränkt, das Gesetz gegen aufrührerische Umtriebe geschärft, das stehende Heer vermehrt. Die Schuldenlast wuchs in schreckhafter Weise, am Ende des Jahres 1795 belief sie sich schon auf 322 Millionen Pfund Sterling. Im Jahre 1797 stellte die Bank ihre Zahlungen ein; auf den Flotten entbrannte ein höchst gefährlicher Aufruhr. Pitt ließ sich durch nichts irre machen, das Parlament mußte die zeitweilige Zahlungseinstellung für gesetzlich erklären, so daß die Banknoten gleich klingender Münze galten. Der Aufstand der Seeleute auf den Flotten von Portsmouth, Plymouth und in der Nore wurde teils durch Solderhöhung und Bestrafung der Schuldigen, teils durch Isolierung der aufständigen Schiffe beigelegt. Die Zusammenrottungen des Volkes in London konnten Pitt auch nicht von seinem Wege abbringen. Als ihn einst der Pöbel auf der Straße mit harten Schimpfreden verfolgte, wandte er sich, sobald er die Hausthür erreicht hatte, um, verbeugte sich und sagte ruhig: „Es ist wahr, das Volk muß ungeheuere Lasten tragen.“

Frankreich suchte England mit einer Landung zu schrecken; es hatte am katholischen Irland einen gefährlichen Bundesgenossen, aber der Plan miß-

lang. Der Aufstand in Irland ward mit blutiger Strenge unterdrückt; durch ein kolossales Bestechungssystem und glänzende Vorspiegelungen suchte man das aufgeregte Volk an England zu ketten; im Jahre 1799 erhielten die Irländer mit den Schottländern das Recht zur Beschickung des englischen Parlaments. Die Opposition widersetzte sich auch dieser Vereinigung, doch Pitt setzte sie durch und erfüllte das Wort Bacons: „England, Schottland und Irland, zu einem Staate verbunden, werden ein Kleeblatt sein, wie es kein König in seiner Krone trägt.“ Irland blieb freilich fort und fort die schwache Seite des Staates Großbritannien, aber es war mit der Einverleibung dieser Insel in die gemeinsame Verfassung doch viel gewonnen.

Die erste Koalition gegen Frankreich, vornehmlich gebildet durch Preußen, Österreich und das Deutsche Reich, war gescheitert; das Schreckensregiment hatte in Frankreich die Armeen aus der Erde gestampft, und die Revolutionsgenerale hatten mit todesverachtender Kühnheit gekämpft und gesiegt. Das linke Rheinufer ging verloren, Pichegru eroberte Holland; Preußen schloß den unheilvollen Baseler Separatfrieden (1795). Aber zur See waren die Engländer desto glücklicher gewesen; sie schlugen überall die französischen und spanischen Flotten, eroberten die Kolonieen in Ost- und Westindien, und da Holland sich mit Frankreich verbunden hatte, ging der ganze Erwerb dieser einst so blühenden See- und Handelsmacht auf England über.

Die zweite Koalition, geschlossen von Österreich und Rußland, brachte anfangs die Franzosen sehr ins Gedränge, sie verloren ganz Italien bis auf Genua, und Nelson vernichtete bei Abukir die französische Seemacht. Bonaparte, der bis St. Jean d'Acre in Syrien vorgedrungen war, kehrte nach Frankreich zurück, und sein Genie gab allerdings dem Gange der Dinge eine andere Wendung, doch wünschte er mit England den Frieden. Nach dem Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. November 1799) schrieb er an den König von England; Pitt riet, daß ihm gar nicht geantwortet würde. Er gedachte Frankreich total abzusperren und auszuhungern, da die englischen Flotten auf allen Meeren geboten; aber eben diese zu furchtbarer Höhe gestiegene englische Seemacht drückte gleich sehr den Freund und Feind und lähmte den Handel der Neutralen. In England selber entstand Getreideteuerung, das Volk, müde der immer mehr wachsenden Lasten, die es tragen mußte, und der Opfer, die es bringen sollte, murrte, und da Pitt nach seinen Grundsätzen keinen Frieden schließen konnte und wollte, legte er am 14. März 1801 sein Ministerium nieder, worauf Addington das Ruder übernahm und mit Frankreich den Frieden von Amiens schloß. Zwar klagten Grey und Francis Burdett den freiwillig abgetretenen Minister wegen seiner Verwaltung, die das Unglück von ganz Europa verschuldet habe, an, und namentlich ward seine Finanzverwaltung angegriffen, aber das Haus beschloß mit einer Majorität von 211 Stimmen gegen 52, Pitt den Dank der Nation auszusprechen. Sir Robert Peel, ein reicher unabhängiger Kaufmann, obwohl nicht zur Pittschen Partei gehörig, sprach mit edlem Feuer

für den großen Minister. „Seine Uneigennützigkeit," äußerte er sich unter anderem, „ist ebenso offenkundig, als seine Einsicht; er ist der Wohlthäter unsers Vaterlandes gewesen, er hat keines Mitbürgers Interesse vernachlässigt, außer sein eigenes." Achtzehn Jahre lang — ein seltener Fall in konstitutionellen Staaten — hatte er seinen hohen Posten behauptet und den Angriffen der Opposition männlichen Widerstand geleistet.

Wie sehr ein starker Charakter vonnöten sei in schwierigen Zeitläuften, merkte man bald genug an der Führung des Lord Addington. Die Riesenpläne Napoleons, der seinen tiefen Haß gegen England nicht verbergen konnte und sich immer noch mit Gedanken einer Landung trug, ließen das englische Volk nicht zur zuwartenden Unthätigkeit herabsinken; als ein neuer Bruch mit Frankreich unvermeidlich schien, ward Pitt abermals (12. Mai 1804) mit dem Beifall der Nation an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt. Schon als man im Jahre 1803 in England allgemein von seiten Frankreichs einen Überfall befürchtete und alles zu den Waffen eilte, hatte Pitt selber eine kleine Freischar eingeübt und mit Fox, der nun von manchen früheren enthusiastischen Ideen zurückgekommen war, sich ausgesöhnt. Er wünschte jetzt seinen großen Nebenbuhler und Gegner mit ins Ministerium zu nehmen, aber dem widersetzte sich der König, welcher es Foxen nicht verzeihen konnte, daß er einst einen Toast „auf die Souveränität des Volkes von England" ausgebracht hatte.

Pitt ordnete nun mit seiner unermüdlichen Kraft die Rüstungen im größten Maßstabe an und brachte die dritte Koalition (Österreich, Rußland, Schweden, Neapel — Preußen in unseliger Verblendung isolierte sich) zusammen. Nelson hatte zwar bei Trafalgar den glänzendsten Sieg errungen (den er mit seinem Leben erkaufte), aber Österreich unterlag bald den sieggewohnten französischen Waffen, und die große „Dreikaiserschlacht" bei Austerlitz gab der Hoffnung der britischen Patrioten, den allgewaltigen Napoleon niederzuwerfen, den Todesstoß. Der für Österreich so unglückliche Preßburger Friede beugte den an der Gicht schwer erkrankten Staatsmann vollends nieder; die jahrelangen Sorgen und Kämpfe, die er hatte durchmachen müssen, hatten seine physische und moralische Kraft erschöpft; er starb — man kann wohl sagen — gebrochenen Herzens, aber mit Ergebung in Gottes wunderbare Ratschlüsse; in den Armen seines früheren Mentors, des Bischofs Prettyman, hauchte er am 23. Januar 1806 seine große Seele aus.

Das Parlament bewilligte dem in Armut gestorbenen Minister 40 000 Pfund zur Bezahlung seiner Schulden, und das Haus der Gemeinen beschloß, daß William Pitt auf öffentliche Kosten bestattet und ihm ein Denkmal in der Westminster-Abtei errichtet wurde. Auf einer Denkmünze, die sein Andenken ehren sollte, standen die Worte aus Shakespeare: „Er war ein Mann, dessengleichen wir alles in allem genommen nicht wieder sehen werden."

Pitt war unverheiratet; er lebte und webte in seinen politischen Arbeiten

und arbeitete bis tief in die Nacht. Von größeren Gesellschaften war er kein Freund, weshalb er auch sein Äußeres vernachlässigte. Die wenigen Stunden seiner Muße verlebte er gern mit seinen vertrauteren Freunden, und in ihrem Kreise konnte er sehr witzig und heiter sein. Sonst war ein ruhiger Ernst ein vorwiegender Charakterzug. Sein kühler Verstand ließ es schwer zum Überwallen des Gefühles kommen; eben dieser scharfe Verstand zerstörte aber auch unerbittlich alle Phantasiesprünge und bloß ideale Anschauungen in den Reden eines Fox und anderer, die vielleicht für den Augenblick mehr blendeten, aber an der Praxis des Staatslebens nicht Stich hielten. Pitt war auch ein gründlicher Kenner der griechischen und römischen Litteratur. Einst war in einer Gesellschaft gelehrter Männer von einer Verbesserung im Text des Theokrit die Rede, und es fand eine vorgeschlagene Veränderung wegen ihres Witzes allgemeinen Beifall. Pitt beschämte aber die gelehrten Sprachkenner durch die einfache Bemerkung, daß diese Variante gegen die Regeln der Metrik verstoße. Die Klarheit und der harmonische Fluß wohlgeordneter Gedanken zeichneten ganz vorzüglich seine Parlamentsreden aus; es war ein anziehender Gegensatz, den leidenschaftlichen Fox zu sehen, der mit seiner imponierenden Gestalt und wahren Stentorstimme das Haus erschütterte, und den langen hagern Pitt, der kalt und fast unbeweglich auf seinem Platze stehend die kühnen Angriffe zurückschlug, indem er, auf alle Bestechung der Phantasie verzichtend, nur auf die Überzeugung wirkte. Er war stets objektiv, nur die Sache im Auge behaltend. Es war verzeihlich, wenn bei dem fortwährenden Widerspruch der Opposition ihm doch zuweilen die gewohnte Ruhe zu behaupten schwer ward. Als während des irländischen Aufstandes von Pitt strengere Maßregeln für die Matrosenwerbung empfohlen wurden, widersetzte sich Tierney der Bill, obwohl er ihre Zweckmäßigkeit anerkannte. Pitt entgegnete: Wenn Sie die Ausführung einer Maßregel nicht wollen, von der Sie selbst sagen, daß sie dem Vaterlande heilsam sei, so hindern Sie die Verteidigung Englands. Diesen persönlichen Angriff wies Tierney mit der Aufforderung an den Sprecher des Hauses zurück, er sollte Pitt zur Ordnung rufen. Da dies nicht geschah und Pitt seine Äußerung wiederholte, forderte Tierney den Minister auf einen Zweikampf. Zur bestimmten Zeit und am bestimmten Orte erschienen die Duellanten, um mit Pistolen ihren Streit auszufechten. Tierney hatte den ersten Schuß und fehlte; darauf schoß Pitt sein Pistol in die Luft ab, und die Sekundanten erklärten die gegebene Genugthuung für vollständig. Zum Ärgernis der kirchlich gesinnten Engländer war das Duell an einem Sonntage während des Gottesdienstes ausgefochten worden. Die Liebe zum Vaterlande, der Stolz auf die britische Ehre und Macht, war seine einzige Leidenschaft. „Diese Liebe für sein Vaterland“ — urteilt Bredow — „machte gewissermaßen sein Genie. Sie gab ihm Pläne ein, deren Umfang und Kühnheit man nicht ohne Bewunderung betrachten kann.“

Die Franzosen behaupten zwar, Pitt habe Napoleons Größe erst herbeigeführt, da er dem Kaiser gegenüber stets in seinen Plänen verunglückt

sei; dies ist aber eine sehr oberflächliche Ansicht der Dinge. Denn Pitt stärkte in dem Riesenkampfe vor allem die Kräfte Englands zur See, Frankreichs Seemacht wurde gänzlich aufgerieben, und die Gegenmaßregeln Napoleons, den englischen Handel zu lähmen, zeigten die Federkraft der Hilfsquellen Pitts erst im vollen Glanze. Pitt häufte allerdings die Schuldenlast seines Vaterlandes zum Ungeheuren, aber er gab der Nation auch jenen Schwung, der sie befähigte, immer größere Opfer zu bringen. Er führte gleich von vornherein die englische Nation wider die auflösenden Richtungen der französischen Revolution in den Kampf; Napoleon stieg nur darum so rasch, weil er auf dem Kontinent bloße Soldheere und schwankende Kabinettspolitik sich gegenüber fand. Die Ermannung und Erhebung des Volksgeistes konnte hier erst später erfolgen. Den Egoismus und die Härte der englischen Handelspolitik, die keine „moralischen" Rücksichten kennt und alle Mittel gebraucht, die zum Zwecke führen, dem englischen Minister zum Vorwurf machen, hieße ihm vorwerfen, Engländer zu sein. Wir Deutsche sind den andern Völkern gegenüber leider nur zu wenig egoistisch und zu sehr human, für welche Tugend wir oft genug Schläge bekommen haben und auch wohl noch bekommen werden. Daß es übrigens Pitt an einer edlen praktischen Humanität nicht mangelte, bewies er durch die Gründung einer Ackerbaukolonie zu Sidney-Cowe an den entlegenen Küsten Australiens (Neu-Südwales), wodurch er Verbrechern und sittlich Verwilderten Mittel bot, wieder Menschen und Bürger zu werden.

Das Denkmal, welches die englische Nation ihrem großen Staatsmann errichtet hat, steht in der Westminster-Abtei und wurde am 15. August 1815 feierlichst enthüllt. Die Statue ist von weißem Marmor mit dem Gewande des Lord-Kanzlers der Schatzkammer bekleidet; sie streckt den rechten Arm aus, an den großen Redner im Unterhause erinnernd. Zur Seite steht die Muse der Geschichte, welche die Thaten Pitts in ein Buch schreibt. Am Fußgestell seiner Statue liest man die Inschrift: „Dieses Monument ist errichtet vom Parlament zu Ehren William Pitts, Sohnes von William Grafen von Chatam, zum Zeugnisse der Dankbarkeit für die großen Dienste, die er dem Staate geleistet, und des Schmerzes über den unersetzlichen Verlust dieses großen Ministers. Er starb 1806 im 47. Jahre seines Alters."

Im Jahre 1829 ließ auch die Stadt London Pitts Statue in Bronze, 12 Fuß hoch, von Chantrey anfertigen. William Pitt war nicht populär wie sein Vater Chatam; wie durch und durch national er aber gewesen, das ward erst nach seinem Tode recht offenbar.

Nelson*).

Ein Jahrzehnt früher als Wellington ward der britische Seeheld Nelson geboren, welcher durch seine glorreichen Siege aufs neue die Übermacht des englischen Dreizacks bewährte und dem stolzen Inselvolke den Einfluß in der alten und neuen Welt sicherte.

Horatio Nelson, der dritte Sohn eines Predigers zu Burnham, einem Dorfe in der Grafschaft Norfolk, ward den 29. September 1758 geboren. Unter 11 Geschwistern war Horatio das vierte Kind. Der reiche Kindersegen bei einer ärmlich dotierten Landpredigerstelle war übrigens für die Eltern kein Hindernis, ihre Kinder mit Sorgfalt zu erziehen. Der Vater suchte so früh als möglich seinen Söhnen die Grundsätze der Vaterlandsliebe, der Ehrenhaftigkeit und treuer Pflichterfüllung als Leitstern für alles menschliche Thun und Lassen einzuprägen. Leider verlor Horatio die Muttter schon in seinem neunten Lebensjahre. Da erbot sich der Mutter Bruder, Kapitän Suckling von der englischen Marine, für einen der Knaben zu sorgen und ihn für den englischen Seedienst heranzubilden. Er hatte bei diesem Anerbieten an den ältesten Sohn seines Schwagers, den kräftigen William, gedacht, denn Horatio war von zarter, schwächlicher Leibesbeschaffenheit. Auch im Lernen machte er nur geringe Fortschritte, erschien lässig und träumerisch. Doch offenbarte sich frühzeitig eine gewisse Energie des Willens.

Er besuchte mit seinem Bruder William die Schule in dem benachbarten Städtchen North Walsham. An einem Wintertage war tiefer Schnee gefallen, die Wege völlig verschneit, und die beiden Knaben kehrten zum Elternhause zurück. Der Vater ermunterte sie, es noch einmal zu versuchen. „Wenn der Schnee wirklich zu tief ist," sagte er, „so braucht ihr nicht zu gehen; aber versucht es noch einmal, ich überlasse es eurem Ehrgefühl."

Die Brüder machten sich abermals auf den Weg; William machte bald Halt und erklärte, es sei unmöglich, weiter zu kommen. Horatio aber weigerte sich, umzukehren. „Wir müssen hindurch, Bruder! bedenke, daß es unserem Ehrgefühl überlassen ist."

Die wissenschaftliche Ausbildung, die er auf der Distriktsschule in North Walsham empfangen sollte, ward bald unterbrochen. Zufällig las er in einem Zeitungsblatt, daß sein Oheim Suckling zum Kommandanten eines Linienschiffes von 64 Kanonen ernannt worden sei; wegen der Falklandsinseln waren zwischen England und Spanien Feindseligkeiten ausgebrochen, und ein Seekrieg stand in Sicht. Da erwachte in dem 12jährigen bisher so träumerischen Knaben, der auch für den Seedienst bis dahin keine Neigung verraten hatte, plötzlich die Lust zum Flottendienst. „Schreibe dem Vater" — bat er seinen Bruder William — „daß ich mit dem Oheim zur See gehen möchte."

*) Nelsons Leben nach dem Englischen des John Charnock, 2 Teile (Bremen, 1807). Lebensbeschreibung des Horatio Lord Viscount Nelson von Josua White (Hamburg, 1806). Nelson und die Seekriege von 1789 bis 1815 von Jürien de la Gravière (Leipzig, 1847).

Der Vater gab sofort seine Einwilligung; er hatte Vertrauen zu seinem Horatio und war überzeugt, daß er das, wozu er sich einmal entschlossen hatte, auch durchführen werde. Auch der Onkel scheint den energischen Geist des Neffen früh erkannt zu haben, und er verstand es, den Thätigkeitstrieb desselben zu wecken und rege zu erhalten. Zum Kriege kam es zwar zunächst noch nicht, da die Mißhelligkeiten zwischen Spanien und England ausgeglichen wurden. Um aber seinen Neffen nicht wieder in träge Unthätigkeit zurücksinken zu lassen, gab ihn der Oheim an Bord eines Westindienfahrers, der eben in See gehen wollte. Mit dem Kauffahrteischiff machte der Knabe seine erste Seereise, von welcher er 1772 mit mancherlei Kenntnis bereichert zurückkehrte.

Unterdessen war Kapitän Suckling zum Befehlshaber eines Schiffes von 74 Kanonen, zum Dienst an der Küste von Chatam bestimmt, ernannt worden und verschaffte seinem Neffen eine Stelle als Kadett auf seinem Schiffe. Als im folgenden Jahre, 1773, jene Expedition unter Kapitän Konstantin John Phipps, nachherigem Lord Mulgraves, ausgerüstet wurde, welche soweit als möglich nach dem Nordpol vordringen und womöglich eine nordwestliche Durchfahrt in die Südsee entdecken sollte, wirkte dies Unternehmen so mächtig auf den Geist des jungen Nelson, daß er alles aufbot, die ebenso beschwerliche als gefahrvolle Reise mitmachen zu können. Es gelang ihm, eine Stelle auf dem Beischiffe der „Karkaß" zu erhalten, dessen Kapitän Lutwidge war. Als Cokswain (Führer des Beischiffs) zeigte er einen so ausgezeichneten Fleiß und so große Begeisterung für den Dienst, daß er sich die Achtung und Zuneigung der älteren Offiziere erwarb. Am 28. Juni bekamen die Schiffe Spitzbergen zu Gesicht, umsegelten dann die lange Küste und die ungeheuren Eisfelder, von denen sie begrenzt ist, um irgendwo eine Stelle zu finden, wo ein Durchgang sich öffnete. Zuweilen sahen sie sich rings von Eisbergen umgeben und entrannen kaum der Gefahr des Unterganges. Der junge Nelson aber zeigte, je größer die Gefahr, desto kühneren Mut und leitete mit größter Sicherheit sein Boot, das nach einem Kanal oder irgend einer Durchfahrt suchte.

Eines Morgens ward er von seinen Gefährten vermißt; endlich sah man ihn, wie er auf den Eisfeldern einen großen Bären verfolgte. Er war bloß mit einer Flinte bewaffnet, die ihm nur als Knittel dienen konnte, da das Schloß derselben unbrauchbar geworden war, und doch wagte er es in dieser schwachen Rüstung dem wilden Tiere nachzusetzen. Bei seiner Rückkehr machte ihm der Kapitän harte Vorwürfe und fragte ihn, wie er doch so unbesonnen habe eine solche Jagd unternehmen mögen? „Ich hoffte," antwortete der junge Held ganz naiv, „meinem Vater einen Pelz zu verschaffen."

Als Nelson wohlbehalten wieder zurückgekehrt war, verschaffte ihm sein Oheim eine Stelle unter Kapitän Farmes, der ein Schiff in dem nach Ostindien bestimmten Geschwader des Sir Edw. Hughes führte. Das heiße Klima wirkte aber so nachteilig auf seine Gesundheit, daß man für nötig

fand, ihn 1776 nach England zurückgehen zu lassen. Die Luft des Vaterlandes stellte ihn bald wieder her, und da nun die erforderliche Dienstzeit als Kadett (Midshipman) abgelaufen war, unterwarf sich der achtzehnjährige junge Mann im April 1777 der Prüfung für den Offiziersdienst, die so ehrenvoll ausfiel, daß er sogleich als Unterleutnant bei der Fregatte Lowestoffe von 32 Kanonen angestellt wurde, welche Kapitän William Locker, der nachherige Gouverneur-Leutnant des Invalidenhauses zu Greenwich und Nelsons vertrautester Freund, befehligte.

Unterdessen war der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg ausgebrochen, den das Mutterland mit seinen nordamerikanischen Kolonieen zu bestehen hatte. Der Lowestoffe war zu einer dreijährigen Station nach Jamaika bestimmt, und unter dem sehr einsichtsvollen Kapitän hatte Nelson die beste Gelegenheit, seine seemännische Tüchtigkeit auszubilden. Einst zwang die Fregatte ein amerikanisches Schiff, die Segel zu streichen; die See war hoch und stürmisch, und es war schwierig, an Bord des eroberten Schiffes zu kommen. Der erste Leutnant versuchte vergebens es zu entern; er kam unverrichteter Sache zurück. Unwillig rief Locker: Habe ich denn keinen Offizier, der die Prise besteigt? Sogleich erhob sich der Steuermann und war schon im Begriff, sich in das Boot zu werfen, als ihm Nelson den Weg versperrte und rief: „Halt! erst ich, wenn ich wieder da bin — Du!“ Seine Geschicklichkeit und besonnene Ruhe überwand alle Schwierigkeit.

Als Kapitän Locker wieder nach England zurückkehrte, nahm Sir Peter Parker den jungen Nelson als dritten Leutnant an Bord seines eigenen Flaggenschiffes und beförderte ihn in kurzer Zeit zum ersten Leutnant. Noch vor Ablauf des Jahres gab er ihm eine bewaffnete Brigg, mit welcher er zur Beschützung der Hondurasbai und der Moskitoküste kreuzte. Im folgenden Jahr (1779) ward Nelson zum Postkapitän befördert und erhielt den Befehl des Hinchinbrookes, eines Schiffes von 20 Kanonen. Die Unternehmung gegen die spanischen Besitzungen in Südamerika, welche 1780 von Jamaika ausging, gab ihm die erste Gelegenheit, sich kriegerischen Ruhm zu erwerben. Durch eine kühne Fahrt in den Fluß St. John, der in den mexikanischen Meerbusen mündet, trug er am meisten zur Eroberung des Forts St. Juan bei, und Kapitän Polson, der zu Lande kommandierte, gab ihm in seinem amtlichen Bericht das ehrenvolle Zeugnis: „Kapitän Nelson auf Hinchinbrooke kam mit 34 Seeleuten, einem Unteroffizier und 12 Soldaten zu Hilfe. Es fehlt mir an Worten, die Verbindlichkeit auszudrücken, die ich ihm schuldig bin. Er war bei Tage und bei Nacht immer der erste im Dienst, und beinahe kein Stück wurde abgefeuert, ohne von ihm gerichtet worden zu sein.“

Die große Anstrengung und dazu das ungesunde Klima, das auf seinen schwächlichen Körper doppelt nachteilig wirkte, würden ihn bald aufgerieben haben, wäre er nicht nach Jamaika zurückberufen worden, um daselbst den Befehl des „Janus“ von 44 Kanonen zu übernehmen. Er war aber so schwach, daß er den ehrenvollen Posten nicht vertreten konnte und abermals

zur Rückkehr nach England gezwungen war. In den warmen Bädern von Bath stellte er sich wieder her und konnte schon im August 1781 auf dem „Albemarle“ von 20 Kanonen wieder eine Kapitänsstelle übernehmen. Das Schiff ward 1782 auf den Stockfischfang nach Neufoundland beordert; in der Nähe von Boston sah es sich plötzlich von drei französischen Linienschiffen und einer Fregatte verfolgt. In dieser verzweifelten Lage entschloß sich Nelson zu dem einzigen, obwohl sehr gefährlichen Versuch der Rettung; er segelte sogleich an die St. Georgsbucht, in der Hoffnung, die Feinde zwischen die Sandbänke zu verwickeln, oder sie wenigstens von weiterem Nachsetzen abzuschrecken. Wirklich mußten auch die Linienschiffe ihre Segel kürzen; die Fregatte aber, welche nicht so tief ging, setzte die Verfolgung fort, und als sie abends dem Albemarle ganz nahe war, gab Nelson den Befehl, auf das feindliche Schiff nun loszugehen. Diese unvermutete Kühnheit eines so schwachen Gegners machte den Feind stutzig, und er kehrte um, ohne dem englischen Schiffe ein Leids zu thun.

Das Jahr 1783 brachte den Frieden (von Versailles), worin England seinen nordamerikanischen Kolonieen Freiheit und Unabhängigkeit zusichern mußte. Da Nelson seines Dienstes entledigt wurde, benutzte er die Muße zu einer Reise nach Frankreich, besonders um seine stets leidende Gesundheit wiederherzustellen. Es ist immerhin merkwürdig, daß der Mann, der so ganz von der Natur für einen Seehelden bestimmt war, doch körperlich vom Aufenthalte zu Schiffe stets und viel von der Seekrankheit zu leiden hatte. Öftere Rückkehr aufs Land war ihm notwendig.

Im folgenden Frühjahr kehrte er wieder nach England zurück und erhielt eine Anstellung auf dem „Boreas“, einer Fregatte von 28 Kanonen, die nach den „Inseln unter dem Winde“ bestimmt war, um dort die Bestimmungen des abgeschlossenen Friedens aufrecht zu erhalten. Die amerikanischen Schiffe wollten noch die früheren Privilegien, die das Mutterland seinen Kolonieen bewilligt hatte, benutzen, fanden nun aber besonders an Nelson einen sehr strengen Wächter, dessen Wachsamkeit keine verbotene Ladung entging. Seine Strenge verwickelte ihn sogar in einen Prozeß, in welchem er aber losgesprochen wurde.

Im Juni 1787 ward Nelson nach England zurückberufen, und er war froh, eines sehr lästigen Dienstes frei geworden zu sein. Im März desselben Jahres hatte er sich mit der Witwe des Dr. Nesbit, Tochter des Oberrichters Herbert auf der Insel Nevis, verheiratet, und der Prinz William, welcher als Kapitän auf derselben Station diente, war der Führer seiner höchst liebenswürdigen Braut gewesen. „Gewiß,“ schrieb Nelson seinem Freunde Locker, „ich wußte nicht eher, was Glück ist, bis ich sie heiratete.“

Bald nach seiner Ankunft in England ward der „Boreas“ abgetakelt und Nelson außer Thätigkeit gesetzt. Er genoß fünf Jahre der ungestörtesten Ruhe; in Burnham Thorpe hatte ihm der Vater das Pfarrhaus zur Wohnung eingeräumt, und so konnte er im Genuß eines zwar zurückgezogenen, aber glücklichen häuslichen Lebens seinen Gedanken nachhängen, die noch

ahnungsvoll in seinem Gemüte sich bewegten. Endlich ward ihm aber das unthätige Leben zum Überdruß; auf die Nachricht, daß zwischen England und Spanien ein Bruch bevorstünde, eilte er nach London, um sich eine Befehlshaberstelle zu erbitten. Sein Gesuch blieb ohne Erfolg, weil noch viele Offiziere vorhanden waren, die ihm im Range vorgingen, überdies auch der Krieg mit Spanien nicht zum Ausbruche kam Dagegen führte bald darauf der rasche Entwicklungsgang der französischen Revolution doch zum Kriege, und am 30. Januar 1793 erhielt Nelson seine Bestallung als Kapitän des „Agamemnon" von 64 Kanonen. Er nahm den Sohn eines Freundes als Midshipman bei sich auf und gab ihm folgende Ermahnungen: „Drei Dinge mußt du beständig im Sinne haben: erstlich mußt du stets blindlings den Befehlen gehorchen, ohne eine eigene Meinung über ihre Zweckmäßigkeit haben zu wollen; zweitens mußt du jedermann als deinen Feind ansehen, der schlecht von deinem Könige spricht; drittens mußt du jeden Franzosen gerade so hassen wie den Teufel!"

Nelson segelte ins Mittelländische Meer unter dem Befehl des Admirals Hood, dessen Aufträge er mit größter Pünktlichkeit erfüllte. Lord Hood setzte aber auch unbedingtes Vertrauen in den tapfern Kapitän, und wo es eine gefährliche Unternehmung und einen schwierigen Angriff galt, mußte Nelson die Ausführung übernehmen. Er führte neapolitanische Truppen nach Toulon, segelte dann nach der Insel Corsika, wo er zur Einnahme von Bastia und Calvi thätig mitwirkte. Bei der Belagerung von Calvi hatte er aber das Unglück, den Gebrauch des rechten Auges zu verlieren. Ein Schuß von einer feindlichen Batterie schlug in seiner Nähe ein und warf ihm den aufgewühlten Sand ins Gesicht. Sein Vater, ein ernster, gottesfürchtiger Mann, für den Nelson stets eine große Verehrung hegte, schrieb ihm damals: „Eine unfehlbare Hand, eine allweise und allgütige Macht hat die Stärke des Stoßes gemildert, von dem Du getroffen bist. Gebenedeiet sei diese Hand, die Dein Leben gerettet hat, damit Du, wie ich überzeugt bin, noch viele Jahre für das Gute, das sie bewirken soll, zum Werkzeug und Deinen Genossen als Vorbild und Muster dienest! Du brauchst nicht zu besorgen, lieber Horaz, daß je von mir eine gefährliche Schmeichelei an Dich gerichtet werde: aber das gestehe ich, eine Freudenthräne tritt mir zuweilen ins Auge, wenn ich Deinen Namen so ehrenvoll nennen höre. Möge der Herr Dich fortwährend beschützen, Dich leiten und Dir beistehen in allen Deinen Bemühungen für das, was heilsam und billig ist! Ich weiß wohl, daß Militärpersonen in der Regel Fatalisten sind. Dieser Glaube kann auch ohne Zweifel nützlich sein, er darf aber nicht das Vertrauen ausschließen, das jeder Christ in die Vorsehung setzen muß, die alle irdischen Vorfälle leitet. Dein Schicksal, das glaube mir, liegt in Gottes Hand, und alle Haare Deines Hauptes sind gezählt. Ich für meine Person kenne keine stärkendere Lehre."

Im Oktober 1794 verließ Lord Hood das Mittelländische Meer, und der Oberbefehl ward nun dem bisherigen Vizeadmiral Lord Hotham zu teil, welcher Nelson die Führung eines Geschwaders von Fregatten übertrug, wo-

mit dieser so ausgezeichnete Dienste leistete, daß er zum Obersten ernannt wurde. Hotham war übrigens seinem Posten nicht gewachsen und ward bald durch Sir John Jervis (Lord St. Vincent) abgelöst, der Nelson zum Commodore beförderte und in den ganzen ihm untergebenen Flotten schnell die nötigen Reformen vornahm, denn es galt, zugleich der französischen und der spanischen Flotte die Spitze zu bieten. Mit der letzteren kam es am Kap St. Vincent zur Schlacht am 14. Februar 1797, in welcher sich Nelson auf das glänzendste hervorthat und viel zum Siege beitrug. Er eroberte ein Schiff von 64 und ein anderes von 112 Kanonen und empfing auf dem Verdeck des letzteren den Degen des spanischen Kontreadmirals, der ihn, vor Nelson auf ein Knie sich niederlassend, überreichte. Sir John Jervis ward zum Pair von England und Grafen von St. Vincent ernannt, Nelson zum Kontreadmiral. Als solcher befehligte er das „innere Geschwader" bei der Blockade vor Cadiz. Am 3. Juli machte er einen Angriff auf die Kanonenböte der Spanier und verfolgte sie bis an die Wälle von Cadiz, wobei er ihnen mehrere Fahrzeuge abnahm.

Wenige Tage nach diesem Gefecht ward Nelson mit 3 Linienschiffen und einigen Fregatten nach St. Cruz, der Hauptstadt auf der Insel Teneriffa, gesandt, wo ein reiches spanisches Schiff von der Silberflotte vor Anker lag, um den festen Platz zu nehmen. Ungeachtet der Dunkelheit der Nacht und des Steigens des Wassers ging die Landung doch gut von statten. Die Stadt wurde genommen, aber die Citadelle war so gut besetzt und so wohl auf jeden Angriff vorbereitet, daß der Sturm mißlang. Die Engländer waren im ganzen nur 1000 Mann stark, und diese Anzahl war viel zu gering. Sieben Stunden lang dauerte der blutige Kampf. „Nie ist," sagte Nelson in seinem Bericht an den Grafen St. Vincenz, „mehr Kühnheit und Unerschrockenheit an den Tag gelegt worden, als von den Kapitäns, Offizieren und Matrosen, die ich zu kommandieren die Ehre hatte." Gleich nach geschehener Landung traf ein Kanonenschuß Nelsons rechten Arm und warf ihn selber zu Boden. Sein Stiefsohn, Leutnant Nesbit, kehrte sogleich um, sobald er den Anführer vermißte, und fand ihn, nach einigem Suchen im Dunkeln, im Blute schwimmend auf der Erde, mit ganz zerschmettertem Arme, ohne Merkmale des Lebens. Er band sogleich sein Halstuch um den Arm seines braven Stiefvaters und trug ihn auf dem Rücken nach dem Strande, wo er ihn mit Hilfe einiger Matrosen in ein Boot brachte, worin er unter dem heftigsten Feuer der feindlichen Batterie nach dem „Theseus" fuhr. Am Bord des Schiffes ward die Amputation vorgenommen, doch in der großen Eile und Verwirrung bei der Verbindung der Pulsader ein Versehen begangen, wodurch der Admiral mehrere Monate die schrecklichsten Schmerzen litt. Das hinderte ihn übrigens nicht, gleich nach geschehenem Verbande schon um 10 Uhr derselben Nacht den amtlichen Bericht zu beginnen, der um 11 Uhr vollendet war. Nicht weniger als 246 tapfere Männer waren umgekommen.

Am folgenden Tage schrieb Nelson an Lady Nelson einen Brief, in

welchem er die tragische Begebenheit erzählt und unter anderem sagt: „Ich weiß, es wird Ihnen Freude machen, zu erfahren, daß Ihr Sohn Josiah, unter Gottes Vorsehung, das Werkzeug meiner Rettung war.“ Er kehrte, durch seine sehr erschütterte Gesundheit gezwungen, auf einer Fregatte nach England zurück, um die Herstellung abzuwarten. Daß die letzte Expedition mißlungen war, that der allgemeinen Teilnahme und Verehrung keinen Abbruch, womit hoch und niedrig den Helden empfing.

Es ist Sitte in England, daß die Person, der eine Pension zugedacht ist, dem Könige eine Bittschrift überreichen muß, in welcher die Gründe entwickelt sind, die zu Ansprüchen auf eine Pension berechtigen. So reichte denn auch Sir Horatio Nelson folgende Bittschrift ein:

„Sr. Majestät dem Könige.“
Bittschrift Sir Horatio Nelsons, Ritter des Bathordens und Kontre-Admirals in Eurer Majestät Flotte.

„Während des gegenwärtigen Krieges bin ich in 4 Aktionen mit den Flotten des Feindes gewesen, nämlich den 13. und 14. März 1795, den 13. Juli 1795 und den 14. Februar 1797. Ferner in 3 Bootsgefechten, bei Herausholung feindlicher Schiffe aus den Häfen, bei deren Zerstörung und bei der Einnahme dreier Städte. Auch habe ich 4 Monate lang mit den Landtruppen Dienste gethan und die Batterien bei den Belagerungen von Bastia und Calvi kommandiert. Ich habe während des Kriegs 7 Linienschiffe, 6 Fregatten, 4 Korvetten und 11 Kaper von verschiedener Größe nehmen helfen; ich habe gegen 50 Kauffahrteischiffe genommen und zerstört. Überhaupt bin ich etwa 120 Mal mit dem Feinde engagiert gewesen. In diesem Dienste habe ich mein rechtes Auge und meinen rechten Arm verloren und bin an meinem Körper schwer verwundet und gequetscht worden. Eure Majestät werden die angezeigten Dienste und Wunden in gnädige Erwägung ziehen.

Oktober 1797. Nelson.“

Noch in demselben Monate ward dem verdienten Seehelden eine jährliche Pension von 1000 Pfund bewilligt. Als er zum erstenmal bei Hofe erschien, empfing ihn sein König mit außerordentlicher Huld und Herzlichkeit; mit der innigsten Teilnahme bedauerte er den edlen Admiral wegen des erlittenen Verlustes und wegen des schlechten Zustandes seiner Gesundheit, der vielleicht das Vaterland seiner ferneren Dienste beraube; aber mit nachdrucksvoller Begeisterung erwiderte Nelson: „Ew. Majestät verzeihen, ich kann mich schlechterdings nicht überreden, daß das ein Verlust sei, was durch die Ausübung meiner Pflicht herbeigeführt ward; so lange ich einen Fuß habe, auf dem ich stehen kann, werde ich mich für meinen König und mein Vaterland schlagen.“

Am 13. Dezember erklärten ihn die Ärzte wieder für dienstfähig, und alsbald empfing er den Befehl, seine Flagge wieder aufzuziehen und ins

Mittelländische Meer zu gehen. So ging er am 19. Dezember an Bord des „Vanguard“; doch bis dieses Schiff gehörig ausgerüstet und das dazu gehörige Geschwader in Bereitschaft war, vergingen noch mehrere Wochen, und erst am 29. April konnte Nelson zu dem Grafen St. Vincent, dem Oberbefehlshaber von Cadiz, stoßen, der ihn sogleich mit 3 Linienschiffen, 2 Fregatten und 1 Kriegsschaluppe ausschickte, die Bewegungen der großen französischen Flotte zu beobachten, die im Hafen von Toulon ausgerüstet war, das nach Ägypten bestimmte Heer überzuführen. Während Nelson durch einen Sturm genötigt wurde, seine Station zu verlassen, lief die französische Flotte aus, nahm durch einen Handstreich Malta, segelte dann klugerweise nicht direkt nach Alexandria, sondern zuvor nach der Insel Kandia. Am 8. Januar 1798 war Kapitän Trowbridge, den Lord St. Vincent zu Nelsons Verstärkung abgesandt hatte, zu Nelsons Geschwader gestoßen mit Überbringung des Befehles, die französische Flotte anzugreifen, wo man sie fände. Nelson machte sich alsbald auf, sie zu treffen; die an der Küste von Sizilien eingezogenen Nachrichten wiesen ihn nach der ägyptischen Küste. Nelson eilte dorthin, kam aber früher an, als die Franzosen, und kehrte, da er den Hafen von Alexandria leer fand, wieder nach Sizilien zurück. Dort erfuhr er nun mit Gewißheit, daß die französische Flotte nach Ägypten gesegelt sei, eilte zum zweitenmal dahin und traf sie auf der Reede von Abukir vor Alexandria. Es war am Abend des 1. August 1798, als Nelson zu seiner großen Freude die dreizehn französischen Linienschiffe im Innern der Bucht vor Anker erblickte und sogleich anzugreifen beschloß. Die Franzosen hatten weder die plötzliche Ankunft noch den augenblicklichen Angriff seitens der Engländer erwartet und waren nicht vorbereitet. Admiral Brüeyes beschloß indes, im Vertrauen auf seine sichere Stellung, den Angriff vor Anker zu bestehen. Die französische Flotte schloß sich in einem Bogen ziemlich nahe an eine kleine Insel, die durch eine Batterie von Kanonen und Mörsern gedeckt war; aber Nelson ließ mit unerhörter Verwegenheit die Hälfte seiner Flotte zwischen der Insel und der französischen Schlachtlinie durchbrechen und an der Landseite, im Rücken derselben, hinuntersegeln, während die andere Hälfte auf ihre Fronte zog und einen Pistolenschuß nahe vor Anker legte, so daß die französischen Schiffe zwischen zwei Feuer kamen. Mit Sonnenuntergang, abends halb sieben Uhr, hatte die Schlacht begonnen, und nach einer Stunde waren schon fünf französische Schiffe entmastet und genommen. Der französische Admiral Brüeyes ward durch eine Kanonenkugel getötet, sein Schiff l'Orient setzte das Feuer mit Lebhaftigkeit fort, geriet aber in Brand, und um 10 Uhr flog das prächtige Gebäude von 120 Kanonen in die Luft. Von 1000 Menschen wurden kaum 70 gerettet. Bei dem gewaltigen Blitz und Knall entstand plötzlich eine stille erwartungsvolle Pause, bis nach wenigen Minuten das Geräusch der ins Meer zurückfallenden Trümmer die Stille wieder unterbrach und der Kanonendonner aufs neue tobte. Der Kampf dauerte bis zum andern Morgen; die Niederlage der französischen Flotte war vollständig: neun Linienschiffe waren genommen,

eins in die Luft geflogen, ein andres nebst einer Fregatte von den Franzosen selbst verbrannt und eine Fregatte in den Grund gebohrt worden. Der Kontre-Admiral Villeneuve entkam mit zwei Fregatten und zwei Linienschiffen nach Malta und Korfu. Das Mittelländische Meer war in der Gewalt der Engländer, die französische Armee in der Mitte eines empörten Volkes eingeschlossen und von der Verbindung mit Frankreich abgeschnitten, die Pforte ward ermutigt, sich gegen Frankreich zu erklären, und so Ostindien vor Bonapartes kühnem Vordringen gesichert.

Selten mag aber auch mit so williger Hingabe seitens der Matrosen und Offiziere, mit so großer Einheit und Folgerichtigkeit gekämpft worden sein, als in der Seeschlacht von Abukir. Nelson hatte seine Kapitäne bereits zuvor über die für jeden Fall vorzunehmenden Bewegungen in Kenntnis gesetzt, jeder wußte, was er zu thun hatte, und der kühne Mut und sichere Blick des Oberanführers schien alle Krieger zu beleben, die mit Freuden seinem Befehle gehorchten.

Es war der glänzendste Sieg der englischen Seemacht seit der Niederlage der spanischen Armada. Während der Schlacht ward durch das Donnern und Blitzen der Kanonen, das nur durch kurze Zwischenräume unterbrochen wurde, die ägyptische Küste meilenweit ringsumher erschüttert, und die bestürzten Einwohner, sowohl fremde als einheimische, waren in banger Erwartung. Die französischen Transportschiffe im Hafen von Alexandria und die Besatzung in dieser Stadt schwebten in Ungewißheit sowohl über ihr eigenes Schicksal, als über das Los der französischen Flotte. Selbst in Rosette, das doch ungefähr 30 englische Meilen von Abukir entfernt ist, sahen französische Offiziere von den Türmen der Stadt mit bewaffneten Augen, wiewohl etwas undeutlich, das gräßliche Schauspiel, und die Explosion des Orient war von einer Erderschütterung begleitet, die sogar in jener Ferne gespürt wurde. Arabische Horden, die der schreckliche Donner und Blitz an das Gestade rief, fühlten, als sie das Geschick der Verwüster ihres Vaterlandes wahrnahmen, ihren Zorn neubelebt; sie zündeten am Ufer mehrere Feuer an, um ihre Freude über den Sieg der Engländer zu erkennen zu geben, und den Flüchtlingen, die ihre zertrümmerten und brennenden Schiffe verlassen hatten, um in den Dörfern der Küste ihr Heil zu suchen, stellten sie sich feindlich entgegen. Sie unterbrachen eine Zeitlang die Kommunikation der Franzosen zwischen der Bai und den benachbarten Städten, bis sie Bonaparte durch Übermacht wiederherstellte.

Von großem Interesse ist der Bericht Nelsons an den englischen Gouverneur zu Bombay in Ostindien über den bei Abukir erfochtenen Sieg. Wir teilen das Dokument hier mit.

„Vanguard, an der Mündung des Nils,
den 9. August 1798.

„Sir,

„Obschon ich hoffe, daß die englischen Konsuln, die in Ägypten sind,

einen Expressen wegen der Lage der hiesigen Angelegenheiten werden an Sie abgeschickt haben: so wäre es doch, da Mr. Balduin vor einigen Wochen Alexandria verlassen hat, leicht möglich, daß Sie noch nicht gehörig unterrichtet sind. Ich melde Ihnen daher in aller Kürze, daß ein französisches Heer von 40 000 Mann in 300 Transportschiffen mit 13 Linienschiffen, 11 Fregatten, Bombardiergaleoten, Kanonenboten ꝛc. am 1. Juli zu Alexandria angekommen ist. Den 7. setzte es sich nach Kairo in Bewegung, wo es den 22. ankam. Auf dem Marsche dahin hatte das Korps mit den Mamelucken verschiedene Gefechte, welche von den Franzosen für große Siege ausgegeben werden. Da ich Bonapartes Depeschen, die ich gestern auffing, vor mir habe, so ist das, was ich sage, zuverlässig. Er sagt: „Ich bin nun im Begriff, zur Eroberung von Suez und Damiette zu schreiten.“ Sein Urteil über das Land und dessen Bewohner ist für beide sehr ungünstig; übrigens sind seine Briefe so beschaffen, daß es schwer hält, hinter die Wahrheit zu kommen; aber Sie können versichert sein, er ist nur Herr desjenigen Distrikts, der von seinen Truppen besetzt ist. Aus allen Erkundigungen, die ich einzuziehen imstande war, geht nicht hervor, daß sich bei Suez französische Schiffe befänden, die bestimmt wären, Truppen nach Indien an Bord zu nehmen.

Bombay ist, wenn sie anders dahin kommen können, ganz vorzüglich ihr Augenmerk; ich vertraue aber zu dem Allmächtigen, daß er sie in Ägypten zu Grunde richten werde. Es ist mir gelungen, 12 000 Mann zu Genua am Auslaufen zu hindern und 11 Linienschiffe und 2 Fregatten zu nehmen. Zwei Linienschiffe und 2 Fregatten sind mir entwischt. Dieser glorreiche Sieg wurde an der Mündung des Nils, vor Anker, erfochten. Die Schlacht begann bei Sonnenuntergang und war um 3 Uhr des folgenden Morgens noch nicht beendigt. Sie war mörderisch, doch krönte Gott unsere Anstrengungen mit einem herrlichen Siege. Ich bin nun zwischen Alexandria und Rosette vor Anker, um dem Feinde die Kommunikation zur See abzuschneiden, und zu Lande darf sich kein Trupp, der geringer als ein Regiment ist, erdreisten zu marschieren. Beinahe hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß 4000 Franzosen zu Rosette postiert sind, die Mündung des Nils offen zu erhalten. Die Stadt Alexandria sowohl als die vielen Schiffe in dem dortigen Hafen leiden den drückendsten Mangel an Lebensmitteln, die sie nur zu Wasser auf dem Nil bekommen können; es kann daher nur ersprießliche Folgen haben, wenn ich meine jetzige Stellung behalte. Denn Bonaparte klagt in seinen Briefen ebenfalls über Mangel an Proviant, Artillerie und Erfordernissen für das Hospital. Alle für ihn vorteilhafte Kommunikation zwischen Alexandria und Kairo ist aufgehoben. Sie können sich darauf verlassen, ich werde hier so lange bleiben, als irgend möglich ist.

„Dies ist alles, was ich Ihnen mitzuteilen habe. Ich versichere Sie, daß alle möglichen Vorsichtsmaßregeln genommen werden sollen, um zu verhindern, daß in Zukunft Schiffe nach Suez gehen, die dazu dienen könnten, Truppen nach Indien zu transportieren. Wenn mein Brief in

Absicht auf Korrektheit Ihren Erwartungen nicht entspricht, so erbitte ich mir Ihre Nachsicht; denn mein Gehirn ist von meiner Kopfwunde noch sehr erschüttert*), daß ich zu meinem großen Verdruß in meinem Ausdruck nicht immer so deutlich bin, als zu wünschen wäre. Aber solange nur ein Lichtstrahl von Vernunft in mir vorhanden ist, wird mein Herz für meinen König und mein Vaterland schlagen und meine Hand dem Dienst derselben gewidmet sein. Ich habe die Ehre zc.

Horatio Nelson."

Das englische Parlament votierte eine Dankadresse für den Sieg bei Abukir, dem Sieger ward eine Leibrente von 2000 Pfund für „Lord Nelson und dessen zwei nächste männliche Erben", auf die der Titel „Baron Nelson vom Nil und Burnham-Thorpe" übergehen sollte, zugesichert. Der Tribut der Stadt London bestand in einem kostbaren Degen; Nelson hatte den Degen des kommandierenden französischen Kontre-Admirals Blanquet dem Lordmayor übersandt „als ein Denkmal der Oberherrschaft Britanniens zur See", und der Stadtrat ließ diese Trophäe im Ratszimmer an einem vorzüglich in die Augen fallenden Orte in einem eleganten gläsernen Futterale auf einem Marmortischchen mit folgender Inschrift aufstellen:

„Dies der Degen, den der kommandierende französische Admiral Blanquet in dem glorreichen Siege am Nil den 1. August 1798 trug, diesem Gerichtshofe zum Geschenk geweiht von dem Admiral Lord Nelson."

Der nationale Sinn des englischen Volkes feiert die Waffenerfolge seiner Heere auf eine viel begeisterungsvollere Weise, als solches bei uns Deutschen der Fall ist. Auch unter den Privaten wetteiferte alles, dem Sieger von Abukir Zeichen dankbarer Verehrung zu geben. Ein Herr Davison gab mit fürstlicher Freigebigkeit nicht nur dem Lord Nelson und allen unter ihm stehenden Kapitäns eine goldene Medaille zum Geschenk, sondern dehnte seine Freigebigkeit auch auf jedes Individuum der Flotte aus, indem er jedem nach seinem Range entweder eine Medaille von Silber oder eine von vergoldetem Metall verehrte. Die unter Nelsons Befehle stehenden Schiffsoffiziere selber machten ihrem Anführer ein Geschenk mit einem prächtigen Degen, dessen Gefäß ein Krokodil vorstellte. Das eigentümlichste Geschenk aber brachte Kapitän Hallowell, der in der Schlacht den „Swiftsure" kommandierte. Er ließ aus dem großen Maste des „Orient" einen Sarg verfertigen und übersandte denselben mit folgendem Briefchen:

„Swiftsure, August 1798.

„Sir,

„Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen einen aus dem großen Maste des Orient gemachten Sarg zu verehren, damit, wenn Sie Ihre militärische Laufbahn in dieser Welt geendigt haben, Sie in einer Ihrer Trophäen eine

*) Ein Streifschuß hatte ihm die Stirnhaut aufgerissen.

Ruhestätte finden. Daß aber dieser Zeitpunkt noch sehr fern sein möge, dies ist der eifrigste Wunsch

Ihres aufrichtigen Freundes
B. Hallowell."

Diese merkwürdige Gabe ward vom Admiral mit größtem Wohlgefallen aufgenommen: er behielt den Sarg eine geraume Zeit in seiner Kajüte und willigte nur mit Widerstreben in seine Entfernung.

Auch von dem Sultan, vom Kaiser Paul und von dem König von Neapel erhielt Nelson reiche Geschenke. Als er am 22. September mit dem Vanguard in Neapel eintraf, wetteiferte die königliche Familie mit dem Volke, den ruhmgekrönten Seehelden wie einen Erretter zu feiern. Schon früher, als er mit Aufträgen des Lord Hood nach Neapel geschickt wurde, hatte er Lord Hamilton, den englischen Gesandten und dessen Gemahlin kennen gelernt, die sich durch ihre Schönheit und Gewandtheit vom Stande eines gemeinen Dienstmädchens und einer Landstreicherin zur Busenfreundin der Königin von Neapel (an deren Hofe freilich die Sitten locker genug waren) aufgeschwungen hatte. Nun bot Lady Hamilton alles auf, den Sieger von Abukir durch ihre Reize zu fesseln, und es gelang ihr nur zu gut. Der zwar leidenschaftliche, aber bisher in seinen Sitten einfache und unverdorbene Held erlag den Schmeicheleien des Hofes und den Verführungskünsten der Lady Hamilton, so daß er nicht allein seine ehrenwerte Frau, die in allem Glück und Unglück ihm mit soviel Liebe und Treue ergeben blieb, und ihren Sohn aus erster Ehe, der ihm einst das Leben gerettet, gänzlich vergaß: sondern auch zu politischen Mißgriffen sich hinreißen ließ. Es war ganz löblich, daß er die königliche Familie vor den siegreich vordringenden Franzosen, welche Neapel in die „parthenopeische Republik" verwandelten, nach Sizilien rettete. Als nun aber eine Gegenrevolution sich vorbereitete und die neapolitanischen Royalisten wieder siegten, wobei Nelson mit seinen Kriegsschiffen energisch mitwirkte, ließ er sich auf Antrieb der Lady Hamilton zu grausamen Maßregeln verleiten, indem er einen billigen von Kardinal Ruffo mit der französischen Partei geschlossenen Vertrag für null und nichtig erklärte. Sogleich wurden die noch nicht nach Frankreich entflohenen „Patrioten" gefangen genommen, großenteils gehenkt oder durchs Schwert hingerichtet.

Nachdem Lord Keith den Oberbefehl im Mittelländischen Meere erhalten hatte, reiste Nelson mit Lord und Lady Hamilton über Triest durch Deutschland nach Hamburg und kam am 6. November nach dreijähriger Abwesenheit an der Küste seines Vaterlandes an. Seine Reise von Yarmouth nach London war ein einziger Triumphzug. Die Menge begrüßte mit ihrem Jubelruf und ohne Nebengedanken den verstümmelten Helden, der seit 8 Jahren der englischen Seemacht so reichen Glanz verliehen hatte. Der vaterländische Sinn der höheren Stände zollte dem Helden zwar gern den schuldigen Dank, aber die Begleitung des Lords und der Lady Hamilton

wirkte wie ein Dämpfer auf den Enthusiasmus. Lady Nelson und des Admirals ehrwürdiger Vater sahen dies widerwärtige Paar in demselben Hotel ihre Wohnung nehmen, in dem sie sich vereinigt hatten, die Wiederkehr des Gatten und Sohnes zu feiern. Und kaum waren drei Monate verflossen, als der von seiner Leidenschaft verblendete Nelson seine Gemahlin verstieß und die zwar ehrlichen, aber auch grausamen Worte ihr schrieb: „Ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß in Ihnen oder Ihrem Verhalten durchaus nichts liegt, was ich tadeln könnte oder ändern möchte!"

Zu Anfang des Jahres 1801 ward Nelson zum Vizeadmiral der blauen Flagge ernannt, und er zog seine Flagge auf dem San Jose von 112 Kanonen auf, den er selbst erobert hatte. Das englische Kabinett hatte beschlossen, zur Trennung des Bündnisses, das Dänemark, Schweden und Rußland gegen die Übergriffe Englands geschlossen hatten, eine große Flotte unter Sir Hyde Parker in die Nordsee zu schicken; Nelson, der dem inneren Unfrieden durch neue Arbeit zu begegnen hoffte, willigte ein, als der Zweite im Befehl der Unternehmung beizuwohnen. Die Flotte segelte ohne Aufenthalt durch den Sund und kam vor Kopenhagen an, wo 19 Linien- und Blockschiffe nebst ausgedehnten Batterieen die dänische Hauptstadt deckten. Nelson erhielt Befehl, mit 13 Linienschiffen und einigen Fregatten den Angriff zu machen, und es gelang ihm, nach einem heißen fünfstündigen Kampfe die ganze Linie der dänischen Schiffe zu schlagen; aber noch hielten die Kronbatterieen und die Schiffe am Eingange des Hafens stand und feuerten sehr wirksam auf die Engländer, denen bereits zwei Schiffe gestrandet waren, während andere nur noch mit Mühe den Kampf fortsetzten. Die Dänen schlugen sich mit ausgezeichneter Tapferkeit. In diesem kritischen Momente sandte Nelson einen Parlamentär an den Kronprinzen mit dem Anerbieten, den Kampf einzustellen zur Schonung vieler braven Krieger, denn er sähe sich bei längerem Kampf gezwungen, die genommenen Batterieen in Brand zu stecken. Der Vorschlag ward angenommen; Nelson kam ans Land, besprach sich mit dem Kronprinzen, und es kam ein Vergleich zustande, der den Streit mit Dänemark beilegte und auch eine Verständigung mit Rußland und Schweden herbeiführte. Als Nelson nach England zurückkehrte, erhob ihn der König zur Würde eines Viscount.

Unterdessen hatten die Franzosen stark gerüstet, und man fürchtete allgemein eine Landung in England; Nelson ward zum Oberbefehlshaber eines Geschwaders und der dazu nötigen Flottille von Kanonenböten ernannt, um in die französischen Häfen einzudringen. Am 16. August 1801 machte er den Angriff auf Boulogne, aber das Unternehmen mißlang. Bald darauf ward der Friede eingeleitet, der im März 1802 zu Amiens zustande kam — um bald darauf wieder gebrochen zu werden. England, vom Geiste Pitts geleitet, konnte mit einer Republik, die einen Bonaparte an der Spitze hatte, auf die Dauer nicht Frieden machen. Die Feindseligkeiten begannen aufs neue, und Nelson ward zum Oberbefehlshaber im Mittelmeer ernannt. Er richtete sein Hauptaugenmerk auf die Bewegungen der Toulоner Flotte,

vermied jedoch eine engere Blockade, um dem Feinde zum Auslaufen Gelegenheit zu geben. Die zwanzig Monate, welche er zum Kreuzen auf der See verwenden mußte, benutzte er trefflich zur Übung seiner Mannschaften, die an Wind und Wetter gewöhnt wurden, während die Franzosen ruhig im Hafen vor Anker lagen. Endlich, im März 1805, verließ der französische Admiral Villeneuve mit seiner ganzen Flotte, ohne bemerkt zu werden, Toulon, und segelte, nachdem er sich mit einem spanischen Geschwader vor Cadiz vereinigt hatte, nach Westindien. Nelson, der erst spät Kunde erhielt, daß der Feind sich nach dieser Richtung gewandt habe, segelte ihm nach; Villeneuve war jedoch zeitig wieder umgekehrt, und Nelson verfehlte ihn. Erst im Oktober traf er die vereinigte spanisch-französische Flotte bei Trafalgar, dem Vorgebirge zwischen Cadiz und der Meerenge von Gibraltar, in der imposanten Zahl von 30 Linienschiffen und 7 großen Fregatten. Nelson hatte, wie er's gewohnt war, schon vorher seine Offiziere in seinen Plan eingeweiht und durch seine klare und wahrhaft geniale Taktik die Begeisterung gesteigert. Nun befahl er sogleich den Angriff; sein letztes Signal vor dem Beginn der Schlacht lautete: „England erwartet, daß jedermann seine Pflicht thue!“ Es wurde von der Flotte mit jubelndem Zuruf empfangen.

Nelson, der in Vorahnung seines Todes noch ein Gebet in sein Tagebuch geschrieben und sein Testament zu Gunsten der für seine Ehre so verderblichen Lady Hamilton ergänzt hatte*), stieg ernst und gefaßt auf das Hinterdeck seines Schiffes, auf einen erhöhten, sehr gefährlichen Punkt. Er hatte seine Schiffe in zwei Säulen vorrücken lassen, durchbrach mit ihnen die feindliche Mitte und richtete sein wirksames Feuer auf Pistolenschußweite. Der Kampf ist blutig, und das Kleingewehrfeuer der Franzosen fährt mörderisch unter die auf dem Verdeck des Victory befindliche Mannschaft. Ruhig geht Nelson mit seinem Freund Kapitän Hardy in dem Tumult auf und ab; da trifft ihn eine wohlgezielte Flintenkugel aus dem Besanmast des „Redoutable“ in die linke Schulter, dringt durch die Brust und ins Rückgrat. Es heißt in dem Auszug aus dem Supplement zu der Chronik von Gibraltar, d. d. 2. November 1805 über Nelsons letzte Augenblicke:

„Seit der Ankunft des „Victory“, an dessen Bord während der ganzen letzten Schlacht Lord Nelsons Flagge wehte, haben wir uns bemüht, alle möglichen Nachrichten darüber einzuziehen. Es war die Absicht des Lords gewesen, die feindliche Linie zwischen dem 10. und 11. Schiffe des Vordertreffens zu durchbrechen, indessen Admiral Collingwood bei dem 12. Schiffe des Hintertreffens durch dieselbe drang. Da der Lord aber die feindliche Linie an jener Stelle so dicht geschlossen fand, daß nicht durchzukommen war,

*) England wies dieses Kodizill zurück, gab dagegen den rechtmäßigen Erben des Siegers von Trafalgar glänzende Beweise seiner Dankbarkeit. Das Parlament bewilligte der Witwe Lord Nelsons eine lebenslängliche Pension von 42000 Mark; für den ältesten Bruder des Admirals wurde die Grafenwürde nebst einer ewigen Rente von 105000 Mark bestimmt, und dazu noch ein Landgut angekauft. Die beiden Schwestern Nelsons erhielten jede 315000 Mark.

so ließ er den Victory an Bord des ihm gegenüber gestandenen Schiffes rennen: ebenso rannte der „Temeraire“, der unmittelbar dem Victory folgte, an Bord des nächsten Schiffes der feindlichen Linie, so daß diese vier Schiffe auf eine geraume Zeit gleichsam in einer Masse und so gedrängt miteinander engagiert waren, daß die Flammen fast jedes aus dem Victory auf den gegenüberstehenden „Redoutable“ gethanen Schusses auf letzterem einen Brand anrichtete. Indes waren unsere Matrosen, trotz dem heißesten Feuer der Schlacht, mit der größten Unbefangenheit damit beschäftigt, zu verschiedenen Malen Wasser aus Eimern hinüberzuschütten, um die Flammen am Bord des feindlichen Schiffes zu löschen, damit sie nicht durch weiteres Umsichgreifen beide Schiffe ins Verderben stürzen möchten.

„Lord Nelson fühlte, als er die Wunde empfing, gleich, daß sie tödlich sei, und sagte lächelnd zu dem Kapitän Hardy, mit dem er soeben gesprochen hatte: „Sie haben mich endlich bekommen!“ Er mußte bald vom Verdeck gebracht werden, und als man ihn nach unten führte, bemerkte er, daß das Steuerrudertau zu schlaff war, welches er dem Kapitän Hardy anzuzeigen befahl, damit es straffer angezogen wurde. Seine Besorgnis über den Erfolg dieses Tages war so groß, daß er darüber alle Schmerzen des Todes und alle anderen Gedanken vergaß. Er ließ sich zu wiederholten Malen erkundigen, welche Wendung das Treffen nehme, und äußerte die lebhafteste Freude, wenn er hörte, daß es eine günstige Wendung nehme. Die unteren Teile seines Körpers wurden kalt und unempfindlich, und der Blutverlust aus der Lunge drohete öfter ihn zu ersticken; aber seine Augen schienen jedesmal zu glänzen und seine Lebensgeister sich wieder zu erholen, wenn er das Jauchzen des Schiffsvolkes auf dem Victory hörte und dadurch erfuhr, daß wieder ein feindliches Schiff gestrichen hätte. Gegen 4 Uhr verlangte er sehr ängstlich seinen Freund Hardy zu sehen; er schickte einigemal nach ihm, aber dieser tapfere Offizier hielt es nicht für gut, in einem so wichtigen Augenblicke das Verdeck zu verlassen. Gegen 5 Uhr endlich, als er sah, daß der Sieg vollkommen entschieden und die Schlacht fast geendet sei, war er imstande, die letzten Wünsche des sterbenden Helden zu erfüllen. Lord Nelson fragte ihn sehr begierig, wie viel Schiffe genommen seien. Als ihm der Kapitän Hardy sagte, daß er 12 habe streichen sehen, daß aber vermutlich noch mehrere sich würden ergeben haben, sagte der Lord: „Was, nur 12? nach meiner Rechnung mußten es wenigstens 15 bis 16 sein“, und nach einer kurzen Pause setzte er hinzu: „doch 12 ist noch so ziemlich!“ Bald darauf sagte er: „Ich fühle, daß der Tod herannaht und daß ich nur noch wenige Minuten zu leben habe; ich hätte gewünscht, noch etwas länger zu leben, um die Flotte in Sicherheit zu sehen. Da das aber unmöglich ist, so danke ich Gott, daß er mich die Schlacht überleben ließ und mich in den Stand setzte, die Pflichten gegen mein Vaterland zu erfüllen.“ Um diese Zeit wurde er noch einmal durch das Freudengeschrei des Schiffsvolkes aufgeweckt; als er erfuhr, daß wieder einige feindliche Schiffe gestrichen hätten, gab er seine größte Freude darüber zu erkennen und verschied kurz darauf — ohne einen Seufzer.

Der Franzose, durch dessen Hand dieser Held ohnegleichen fiel, wurde bald nachher durch Mr. Pallard, Midshipman auf dem Victory, erschossen, und man sah ihn aus dem Besanmast fallen.

„Der Lord würde, seinem Plane zufolge, das Schiff des französischen Befehlshabers, den „Bucentaure“, zuerst engagiert haben, wenn er es hätte unterscheiden können; allein so sonderbar es auch scheinen mag, niemand am Bord konnte während des ganzen Tages die französische Admiralitätsflagge entdecken, obgleich der Victory geraume Zeit nur auf Pistolenschußweite von dem Admiralschiffe entfernt war und dasselbe so zurichtete, daß es außer stand gesetzt wurde, nachher am Gefecht teilzunehmen.“

Der Vizeadmiral Collingwood sagte in seinem amtlichen Berichte an die Lords der Admiralität: „Ich muß mit der britischen Nation und ihrer Seemacht den Tod des Oberbefehlshabers beweinen, eines Helden, dessen Name unsterblich und dessen Andenken seinem Vaterlande ewig teuer sein wird. Mein Schmerz ist gedoppelt; ich beweine zugleich den Tod eines Freundes, mit dem ich durch vieljährigen vertrauten Umgang und durch eine genaue Bekanntschaft mit seinen Tugenden aufs innigste verbunden war; meinen Schmerz wegen seines Verlustes vermag selbst der Gedanke an die glorreiche Schlacht, in der er fiel, nicht so zu mildern, als er vielleicht sollte.“ Siegend war der Held in der größten Seeschlacht gefallen, welche die neuere Zeit kennt.

Nelsons Körper ward in Spiritus gesetzt; Admiral Collingwood wollte die Leiche in einer Fregatte nach England schicken, aber das Volk des „Victory“ bat, daß es nicht geschehen möchte. Sie sagten, der brave Admiral habe mit ihnen gestritten und sei auf ihrem Verdeck geblieben; wenn seine Leiche auf eine Fregatte gebracht würde und diese dem Feinde in die Hände fiele, würde ihr Verlust doppelt groß sein. Sie wollten also insgesamt den Leichnam nach England geleiten oder mit ihm in den Wellen begraben werden. Lord Collingwood gab seine Einwilligung, und die Leiche ward in Gibraltar einbalsamiert. Darauf ward der aus dem Mast des „Orient“ verfertigte Sarg auf den „Victory“ geschickt, dieser dann in einen zweiten aus Ulmenholz gemachten und mit Blei gefütterten größern Sarg gesetzt, über welchen endlich der Prachtsarg kam. Dieser bestand aus starkem Mahagoniholz und war mit schwarzem genuesischem Samt überzogen. Die Platten waren alle doppelt vergoldet, sowie die Nägel, deren man nicht weniger als 10 000 brauchte. Die Hauptplatte stellt ein Monument vor. Zwei Adler, Sinnbilder des Sieges, tragen ein Brustbild des Helden. Oben steht ein Aschenkrug; eine weinende Gestalt lehnt sich daran. Unten legt der britische Löwe ein Bein auf den gallischen Hahn, auf Sphinxe und andere Trophäen, zum Andenken seines Sieges in Ägypten. Außerdem symbolische Verzierungen sämtlicher Orden und Würden. Im Saale des Invalidenhospitals zu Greenwich stand die Leiche drei Tage auf Parade. Am 8. Januar 1806 ward sie auf der Themse nach London gebracht; die lange Reihe von Barken und Booten bewegte sich mit wahrhaft majestätischer Ruhe, und einen feierlicheren und prachtvolleren Zug erinnerte sich niemand in London je gesehen

zu haben. Sieben Prinzen von Geblüt waren im Gefolge des Leichenzuges nach der St. Paulskirche, die mit verschwenderischer Pracht für die Trauerfeier ausgeschmückt war. In derselben Kirche erhielt der Seeheld ein schönes Monument, ein noch großartigeres ward ihm später auf Trafalgar-Square errichtet; auch mehrere Provinzialstädte Englands errichteten Monumente.

Nelsons Taktik war exzentrisch, man könnte sagen tollkühn, aber bei dem Zustande der feindlichen Streitkräfte mußte sie zum Siege führen; war sie auch grundverschieden von Napoleons mathematischer Regelmäßigkeit und sicherer Berechnung, die nichts der Willkür der Unterbefehlshaber anheimstellte: so war sie doch darin ganz gleichartig, daß Nelson alles daransetzte, die feindliche Schlachtlinie zu durchbrechen und ihre Teile zu isolieren, um sie nacheinander aufzureiben. Dieselbe Revolution in der Taktik, welche der „Eroberer Italiens“ an den Ufern der Etsch und des Po begründete, ward durch Nelson am Ausfluß des Nil eingeleitet, und die französischen und spanischen Admiräle standen zu letzterem etwa in demselben Verhältnis, wie die Generäle des Kontinents zu Napoleon.

Sehr interessant ist auch eine Parallele Nelsons mit Wellington. Welch ein Gegensatz — bemerkt Jurien de la Gravière — zwischen Nelsons leidenschaftlichen Mienen und den ausdruckslosen Gesichtszügen Wellingtons, jenes kaltblütigen und systematischen Mannes, der sich nur vermittelst der Ordnung und der Umsicht auf der pyrenäischen Halbinsel behauptete. Gehören beide wirklich derselben Nation an, befehligten sie in der That denselben Menschenschlag — dieser Admiral voller Begeisterung und von dem Bedürfnis gestachelt, sich auszuzeichnen, der mit seinen Angriffen so rasch und ungestüm ist, und jener phlegmatisch-hartnäckige General, der, in dem Lager bei Torres-Vedras verschanzt oder auf dem Schlachtfelde von Waterloo seine zersprengten Karrees ruhig wieder bildend, den Gegner nicht sowohl zu besiegen als ermüden zu wollen scheint und dem nur seine geduldige und unerschütterliche Energie zum Triumph über ihn verhilft? Und doch mußte der Wille der Vorsehung gerade auf solche Weise erfüllt werden. Sie ließ bei dem General, welcher Truppen von unbestreitbarer Überlegenheit auf dem Schlachtfelde, deren erstes Losbrechen unwiderstehlich war, bekämpfen sollte, jenen Geist der Regelmäßigkeit und des Abwartens vorwalten, woran der Eifer der französischen Soldaten sich allmählich abstumpfen mußte, und dagegen bei dem Admiral, der eben aus dem Hafen kommende Schiffe, die durch einen plötzlichen Angriff leicht in Verwirrung zu bringen waren, vor sich hatte, das Aufbrausen und den Übermut.

Wellington*).

Im Herzog von Wellington — in dem Feldherrn nicht bloß, sondern auch in dem Diplomaten und Menschen — erscheinen die englischen Nationaltugenden in vollster Energie, und man kann es seinen Landsleuten nicht verdenken, wenn sie auf den Helden von Waterloo stolz sind oder den Stolz sogar etwas übertreiben. Wenn auch nicht so glänzend und genialisch, wie der berühmte Marlborough, der Held von Blenheim, überragt er doch diesen durch den scharfen, sicher berechnenden Verstand, durch die unermüdliche Ausdauer im Kampf mit Hindernissen, durch bewundernswerte Sicherheit und Folgerichtigkeit in allem Thun und Lassen, durch die gediegene, Freund und Feind imponierende Persönlichkeit, wie sie nur aus der sittlichen Strenge des Charakters hervorgeht. Trotz seines edlen Großmutes und seiner Gerechtigkeitsliebe ist er aber auch darin ganz Engländer, daß er dem englischen Interesse rücksichtslos Bahn bricht, als Feldherr wie als Diplomat nur diesem huldigt. So ist der „eiserne Herzog" nebst dem Seehelden Nelson und dem Staatsmann Pitt ein Mauerbrecher geworden, der nicht nur Napoleons stolzen Bau zertrümmern half, sondern auch die Größe Englands im Rat der europäischen Mächte zu sichern und mit neuem Glanz zu umgeben verstand. Wohl kein Held hat so wie Wellington eine thatenreiche Laufbahn mit ungestörter Konsequenz vom Leutnant bis zum ersten Minister und Rat der Krone zurückgelegt! Nachdem er in Indien zuerst dem stolzen Bau des britischen Thrones die feste Grundlage gegeben, dann in den Niederlanden sich mit dem Terrain vertraut gemacht hatte, auf welchem er den letzten Hauptschlag wider Napoleon führen sollte, begann er auf dem Wege des Völkerkrieges, auf dem allein der Übermächtige zu bezwingen war, die hispanische Halbinsel zu bewaffnen, schritt von Sieg zu Sieg, klug wie Hannibal, edel wie Scipio, über Gebirge und Flüsse, bis es ihm gelang, von den Pyrenäen herab in die Ebenen der Garonne das Panier der Lilien zu tragen und als der erste den Feind im eigenen Lande zu bekämpfen. Paris sah ihn als den Gesandten des Friedens, Wien unter den Gesetzgebern Europas: da rief ihn die plötzliche Wiederkunft Napoleons an die Spitze des Heeres, mit dem er unter dem Beistande unseres Blüchers sich den schönsten Lorbeerkranz errang. Fortan war er in allen Kongressen der gefeiertste Diplomat und im eigenen Vaterlande der entscheidendste Rat im Kabinett. Überhäuft mit Ehren, Titeln und Besitztum konnte er in seinem Alter

*) Arthur, Herzog von Wellington. Sein Leben als Feldherr und Staatsmann. Nach englischen Quellen, vorzüglich nach Elliot und Clarke (Leipzig, 1817). The dispatches of field-marshall the duke of W. etc. by Gurwood (französisch, Paris, 1840). Über den Feldzug von 1815 vergl. Gourgaud: „Campagne de 1815" mit den Noten eines deutschen Offiziers (Berlin, 1819). Über die Totenfeier und „Nachrufe seitens der englischen Journale" enthält die A. B. Z. genügendes Material in 1852. Nr. 261—67, 308, 21. 27. 28. 30. 31.

ruhig die Früchte eines Lebens genießen, das, unterstützt von einer großen, entwickelungsreichen Zeit, doch erst durch seine freie schöpferische Thatkraft zum Heldenleben geadelt ward.

Arthur Wellesley ward den 1. Mai 1769*) zu Dungancastle in Irland geboren, als dritter Sohn des Earl (Grafen) von Mornington. Seine Kindheit scheint durch keinen hervorstechenden Zug die künftige Größe des Mannes bezeichnet zu haben, nur war eine frühe Vorliebe für das Waffenhandwerk nicht zu verkennen. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er auf der hohen englischen Schule zu Eton; aber er vollendete nicht den ganzen Kursus, denn er wurde bald auf die Militärschule zu Angers in Frankreich gebracht, deren praktische Richtung ihm besser zusagte. Er benutzte mit Eifer den vortrefflichen Unterricht Pignerols, des berühmten Vorstehers jener Schule, den man den neuen Vauban nannte; 18 Jahre alt, trat er als Fähnrich ins 41. Regiment.

Die Muße, welche die Friedenszeit bot, benutzte der junge Wellesley nach Kräften, um seine militärischen Kenntnisse zu vermehren. Ziemlich rasch ward er zum Leutnant, Hauptmann und Oberstleutnant befördert und machte als solcher 1794 den niederländischen Feldzug mit, den Herzog York befehligte. — Das Yorkische Heer wurde schlecht geführt, auch vom Volke schlecht unterstützt, während die republikanischen Heere unter Moreau und Pichegrü, von einem schwärmerischen Eifer für Freiheit beseelt, ohne Kleider, Löhnung und Verpflegung, sogar ohne strenge Zucht doch die altgedienten Soldaten der verbündeten Mächte in die Flucht schlugen. Das gab dem Oberstleutnant Wellesley manches zu denken und zu beobachten, aber auch schon damals Gelegenheit, sich durch die kaltblütige Besonnenheit, womit er den Rückzug an der Spitze von drei Bataillonen deckte, auszuzeichnen.

Als die Truppen nach England zurückkehrten, erhielt der zum Oberst beförderte Wellesley Befehl, sich mit seinem Regiment nach Indien einzuschiffen (1795), wo sein Bruder bereits als Gouverneur in hohem Ansehen stand. Tippo Sahib, der Beherrscher von Mysore, konnte es nicht verschmerzen, daß er 1792 der englischen Kompanie die Hälfte seines Landes hatte abtreten müssen; er sann seitdem auf Rache, nahm französische Offiziere in seinen Dienst und bot alles auf, die Eindringlinge — wie er die Engländer nannte — aus Indien zu vertreiben und ihren Ränken mit gleicher List zu begegnen; die Engländer kamen ihm aber zuvor, stürmten seine Hauptstadt Seringapatam (4. Mai 1799), und der unbesonnene aber tapfere Tippo Sahib starb den Heldentod. Oberst Wellesley hatte bei der Belagerung und Erstürmung von Seringapatam so ausgezeichnete Dienste geleistet, daß er vom Obergeneral öffentlich Dank erhielt und zum Gouverneur der Stadt ernannt wurde. Durch seine besonnenen Veranstaltungen wurde die Fortschaffung der Sultansfamilie auf die zu ihrem Empfang bestimmte Festung

*) Mit Napoleon in gleichem Jahre!

Vellore nicht nur ohne alles Geräusch und Aufsehen, sondern auch so bewerkstelligt, daß das Gefühl der verbannten Fürsten sehr geschont wurde. Unnötige Strenge war nicht Wellesleys Sache, und doch gebot seine Festigkeit Achtung und gewann sich Gehorsam. Als er später seine Heere nach Frankreich führte, zeigte sich noch mehr dieser Verein von Humanität und Strenge; seine Menschlichkeit erwarb ihm die Liebe der feindlichen Bürger, seine Tapferkeit die Ehrfurcht der Krieger.

Wellesley, zum Generalmajor ernannt, drang weiter vor gegen die Maharatten-Häuptlinge, welche ihren Peischwah (das Oberhaupt) aus seiner Hauptstadt vertrieben hatten. Durch eine ebenso schnelle als überraschende Bewegung nahm er die Residenz des Peischwah und schlug das verbündete Maharattenheer bei Assyn (24. September 1803). An der Stirn der feindlichen Stellung war ein Fluß. General Wellesley ging durch und stellte sein Fußvolk in zwei Linien auf, die britische Reiterei, als dritte Linie, im Rückhalt. Seine Absicht war, den rechten Flügel der Maharatten anzugreifen, indem er ihr Geschütz auf dem linken Flügel vermied; aber der Offizier, der die Pickets zur Rechten der ersten Linie befehligte, rückte, vielleicht infolge eines Mißverständnisses, gegen des Feindes linken Flügel. Dies machte sogleich in der ersten Linie eine Lücke. Das 74. Regiment, welches auf der Rechten der zweiten Linie stand, folgte natürlich den Pickets, und Wellesley mußte also seine ganze Macht auf eine Linie bringen. Der Erfolg war, wie zu erwarten. Der rechte Flügel, dem Feuer von etwa 100 Kanonen bloßgestellt, ward fast aufgerieben. Doch mit bewundernswerter Schnelligkeit suchte der Feldherr den Fehler wieder gut zu machen. Sein ohnehin geringes Geschütz konnte nicht gebraucht werden; er befahl, die Kanonen zu lassen und handgemein zu werden. Der Oberst Maxwell mit der Reiterei mußte seinen rechten Flügel decken, links war er durch die Natur des Bodens und den Stand der Feinde gedeckt, und so begann ein unwiderstehlicher Bajonettangriff, welcher die erste Linie der Maharatten durchbrach.

In diesem Augenblick machte die Maharattenreiterei einen wütenden Angriff auf das 74. Regiment, das zum Teil den rechten Flügel und die Nachhut decken sollte. Sogleich kam ein Teil von Maxwells Reiterei zu Hilfe, die Andringenden wurden zurückgeschlagen und unter blutigem Gemetzel bis hinter ihre Stellung geworfen. Nun ward der Angriff auf die zweite Linie des Feindes gemacht, auf die sich die in Verwirrung gebrachte erste Linie zurückgezogen hatte. Auch diese ward durchbrochen. Aber die Engländer drangen zu hitzig vorwärts; mehrere Haufen der Maharatten hatten sich listigerweise zu Boden geworfen, sprangen plötzlich auf, richteten die Kanonen gegen die Sieger, und da zugleich das Fußvolk sich wieder gesammelt hatte, wurden diese zwischen zwei Feuer genommen. Die ganze Schlacht mußte noch einmal gefochten werden. Wellesley stellte sich an die Spitze des 78. Regiments und eines Bataillons von Seapoys (indischer Miliz), griff die Maharatten, welche die Kanonen genommen hatten, an, und nach einem blutigen Kampf, in welchem ihm das Pferd unter dem Leibe

erschossen wurde, schlug er sie in die Flucht. Zu gleicher Zeit hatte Oberst Maxwell an der Spitze eines Dragonerregiments das feindliche Fußvolk zurückgeworfen, den Sieg jedoch mit seinem Leben bezahlt. Die Briten, trotz ihrer geringen Zahl, hatten einen vollständigen Sieg errungen.

Wir haben dieser ersten Schlacht des großen Feldherrn ausführlicher Erwähnung gethan, weil darin drei charakteristische Umstände hervortraten: 1) die Schnelligkeit, womit Wellesley seinen Angriffsplan ändern mußte, nachdem er schon in Ausführung gewesen; 2) die Entschiedenheit, womit Wellesley zum Angriff überging, ohne die Macht des hinter ihm ziehenden Nizam, der zu ihm stoßen wollte, abzuwarten; 3) der schnelle Entschluß, ohne die Kanonen zu wirken, die an der erforderlichen Schnelligkeit des Vorgehens hinderten.

Kalkutta errichtete ein Denkmal des für Englands Stellung in Ostindien so entscheidenden Sieges, schenkte dem Feldherrn einen kostbaren Säbel von 1000 Pfund Sterling an Wert, und seine eigenen Offiziere verehrten ihm eine kostbare goldene Vase als Ausdruck ihrer persönlichen Dankbarkeit.

Im Jahre 1805 kehrte Sir Arthur nach Europa zurück, mit dem Ruhm, daß er durch Einsicht und Tapferkeit ebenso sehr als durch kalte Besonnenheit und große Gewandtheit zu den großen Erfolgen, die seines Bruders Verwaltung auszeichneten, mitgewirkt habe. Er ward im folgenden Jahre zum Mitglied des Unterhauses gewählt, bald darauf dem Herzog von Richmond, der zum Statthalter von Irland ernannt war, als Sekretär beigegeben und nach Dublin gesandt. Die Kriegsereignisse ließen ihn aber nicht lange in Ruhe. Er erhielt Befehl, an dem Zuge des Lord Chatcart gegen Kopenhagen teilzunehmen. Die Engländer, nicht verlegen über die Mittel, wenn sie nur zum Zweck führen, führten plötzlich die dänische Flotte von Kopenhagen fort, um sie der Disposition Napoleons zu entziehen; Wellesley führte die Unterhandlungen und schloß die Kapitulation ab.

Da Napoleon bereits Deutschland, Italien, die Niederlande unter seiner Botmäßigkeit hatte und nun auch die spanische Halbinsel zu unterjochen im Begriff war, boten die Engländer alles auf, dem Gebieter des Kontinents entgegenzuwirken. Im Sommer 1808 hatte sich unter dem Befehl Arthur Wellesleys ein Heer versammelt, das am 12. Juli von Cork absegelte, am 20. desselben Monats in Coruña eintraf, wenige Tage nach der Schlacht von Medina del Rioseco, als die Spanier vor den Franzosen sich nach allen Seiten zurückzogen. Nach erhaltener Anweisung bot Arthur Wellesley den Spaniern zuerst seinen Beistand an, doch vergeblich. Die asturische Junta entgegnete, sie brauche von England nichts als Geld, Waffen und Schießbedarf. Die Staatsbehörden waren noch so verblendet, daß sie es mit den geübten Legionen Napoleons aufnehmen zu können meinten; rieten jedoch zu einer Landung in Lissabon. Wellesley segelte also nach Portugal und fragte in Oporto an, wo das Volk sich auch schon erhoben und einen französischen Feldherrn samt seinem Stabe gefangen genommen hatte. Der Bischof von Oporto, der an der Spitze der Vaterlandsfreunde stand, sprach

wie die Junta in Asturien: es wäre Macht genug vorhanden, um die Franzosen zu vertreiben. Diese zweite Abweisung verminderte durchaus nicht Sir Arthurs guten Willen; er schiffte sein kleines Heer vor Oporto dennoch aus und beriet sich mit Sir Cotton, dem Admiral der englischen Flotte auf dem Tajo, wie dieser Strom der Gewalt der Franzosen entzogen werden könnte, welche sich um Lissabon ziemlich stark befestigt hatten. Vor allem that Verstärkung not. Wellesley zog den Truppenkörper des General Spencer, der mit 6000 Mann vor Cadiz lag, an sich und hatte nun schon 13 300 Mann. Dann kamen Staatsbriefe von England, die noch sehr bedeutende Unterstützung versprachen.

Sogleich ward der Feldzug begonnen; es galt zunächst, die Franzosen aus ihren festen Stellungen, die sie in den Bergen genommen, zu vertreiben. Durch den Besitz der Gebirgspässe beherrschte der Feind Lissabon. Die erste Schlacht geschah bei dem Dorfe Rolissa (18. August 1808), wo sich General Delaborde verschanzt hatte; die Franzosen wurden geworfen. Gleich darauf trafen die Hilfstruppen aus England ein, und Wellesley nahm seine Stellung bei Vimeira, wo er den Feind erwartete. Delaborde hatte sich mit Junot und Loison vereinigt, so daß nun die ganze französische Macht auf die Engländer eindrang. Diese, 17 000 Mann stark (mit 1600 Portugiesen vereint), gewannen am 21. August unter der ausgezeichneten Anführung des unübertrefflichen Wellesley einen so entscheidenden Sieg, daß die Franzosen ganz Portugal räumten.

Das englische Ministerium, nach einer höchst verkehrten Ansicht, die Befehlshaber öfters zu wechseln, hatte Sir Henry Dalrymple mit dem Oberbefehl betraut, der nun nach der Schlacht von Vimeira jene Übereinkunft mit den Franzosen abschloß, wonach deren Truppen auf Kosten der englischen Regierung nach Frankreich gebracht und all ihr Geschütz und Gepäck einbegriffen auf englischen Schiffen transportiert werden sollten. Mit Recht ward dieser Vertrag im Parlament hart getadelt, und Wellesley ging nach England, um Dalrymple zu verteidigen. Doch schon am 22. April 1809 landete er wieder in Lissabon, zur großen Freude der Portugiesen, die drei Nächte hintereinander illuminierten. Denn ein französisches Heer unter Marschall Soult war wieder vorgedrungen, hatte Oporto genommen und bedrohte die Hauptstadt. Kein anderer englischer Feldherr war der Gefahr gewachsen, außer Wellesley, dessen Wert man erst nach seiner Entfernung recht erkannt hatte. Er ward sogleich zum Generalfeldmarschall der portugiesischen Kriegsmannschaften ernannt, ging dann nach Coimbra, die vereinigten Heere zu mustern, und am 7. Mai ward der Zug nach Oporto ins Werk gesetzt. Der meisterhafte Übergang über den Duero am 11. Mai, mit ebensoviel Kühnheit unternommen, als mit Tapferkeit durchgeführt, zwang Soult zu eiligem Rückzuge. Ein Offizier, der unter Wellesley diente, schildert diese glänzende Waffenthat in folgender Erzählung:

„Alles wohl überlegt, ist der Übergang über den Duero eine der glänzendsten und denkwürdigsten Thaten. Die Soldaten hatten einen Eilmarsch von

80 (engl.) Meilen von Coimbra in 3½ Tagen gemacht; alles Geschütz war da, obwohl die Straße teilweise so außerordentlich schlecht war, daß es ein Wunder schien, Kanonen herbeizuschaffen. Durch die Hitze und die lange Zeit, die wir wegen des behindernden Geschützes auf verschiedenen Zügen zubringen mußten, war die Beschwerde des Marsches außerordentlich. Der Duerostrom ist sehr reißend, die jenseitigen sehr hohen und steilen Ufer waren im Besitz des Feindes, und wir kannten seine Macht und Wehrkraft nicht. Es blieb kein Mittel über den Fluß zu kommen, als in kleinen portugiesischen Kähnen, wie sie uns das begeisterte Volk mit eigener Gefahr von der französischen Flußseite zuführte; die zuerst übergesetzten Scharen mußten warten, bis diese Kähne wieder hin- und zurückkamen und die übrigen nachholten. Des Anführers Mut und Geistesgegenwart unterstützte den Mut seiner Krieger. Die feindlichen Batterien wurden bald genommen, viele Franzosen gefangen, der Feind selbst auf allen Punkten geschlagen. Leider waren von unsern Dragonern erst 60 übergesetzt, und die Verfolgung mußte unterbleiben, wiewohl die Verwirrung unter den Franzosen groß war, denn sie waren völlig überrascht worden und hatten nichts von unseren Bewegungen erfahren. Soults Mittagsmahl war bereitet, und Arthur verzehrte es. General Delabordes Gepäck wurde am Stadtthore genommen. Die Portugiesen waren hoch erfreut. Als wir durch die Straßen zogen, waren die Hausthüren noch verschlossen, weil man von den abziehenden Franzosen Plünderung befürchtete; aber die Balkone wimmelten von Menschen, und von einem Ende der Küste zum andern weheten uns in ununterbrochener Reihe weiße Tücher entgegen."

Nachdem Wellesley die Franzosen ganz aus Portugal vertrieben, zog er sein Heer südwärts und nahm sein Quartier in Lissabon, wo er Anstalten traf, in Verbindung mit den Spaniern dem Feinde das Feld abzugewinnen. Er verabredete mit dem spanischen General Cuesta einen Zug nach Madrid, und nachdem sich die englischen mit den spanischen Truppen vereinigt hatten, kam es bei Talavera (28. Juli 1809) zur Schlacht, in welcher Wellesley zwar die Franzosen unter Marschall Viktor schlug, wegen Ungeschicklichkeit der spanischen Truppen aber seinen Sieg nicht verfolgen konnte, so daß er sich zum Rückzuge nach Portugal genötigt sah. Als die Nachricht von der Schlacht bei Talavera nach England kam, wurde nicht nur dem Heere für seine Tapferkeit der gewöhnliche Dank votiert, sondern die Krone gab Sir Arthur noch ein besonderes Zeichen ihrer Gunst, indem sie ihn zum Burggrafen (Viscount) von Talavera, von Wellington und Freiherrn Douro von Wellesley in der Grafschaft Sommerset erhob. Er hatte seine Pflicht mit solcher Anstrengung gethan, daß er von einem Fieber niedergeworfen ward, das ihn zwang, einige Zeit nach Lissabon zu gehen, um dort die gesunde Luft zu genießen. Aber kaum wiederhergestellt, übernahm er schon im Oktober 1809 den Oberbefehl des Heeres.

In Spanien hatte Unkenntnis und Eifersucht der Heerführer, Eigennutz und Ränkesucht unter den Mitgliedern der Juntas es dahin gebracht, daß

fast die ganze Halbinsel wieder von den französischen Heeren überschwemmt wurde; außer Cadiz waren alle festen Plätze gefallen, und Massena konnte wieder mit Übermacht nach Portugal vordringen. In der blutigen Schlacht bei Busaco (27. 28. September), in der auch die Portugiesen mit rühmlichster Tapferkeit fochten, behauptete Lord Wellington seine Stellung; um Lissabon zu schützen, hielt er es jedoch für geraten, die Linien von Torres Vedras zu besetzen (vom 14. Oktober 1810 bis 5. März 1811). Sobald er nach der Schlacht von Busaco die Notwendigkeit erkannte, sich zurückzuziehen, entwarf er einen Plan, sein Heer zu sichern und die Franzosen zum Rückzuge zu zwingen, der wohl von seiten der Menschlichkeit zu beklagen, aber von seiten der Kriegsführung vollkommen gerechtfertigt war. In allen Orten, durch welche das Bundesheer zog, mußten die Einwohner ihre Wohnungen räumen, alles, was sie von Lebensmitteln und beweglichem Eigentum fortbringen konnten, mitnehmen, das Zurückbleibende vernichten. Ein ganzer Landstrich ward zur Wüste. Massena schrieb an Berthier: „Der Feind verbrennt und verheert alles, sowie er das Land räumt. Er zwingt die Einwohner, ihre Heimat bei Todesstrafe zu verlassen. Coimbra, eine Stadt von 20000 Einwohnern, steht wüste. Wir finden keinen Mundvorrat. Das Heer lebt von Welschkorn und einigen Pflanzen, die wir noch in der Erde finden.“ Die Straße von Lissabon war mit Wagen, Karren, Maultieren, Pferden und Ochsen voll gepfropft. Weinende Mütter stürzten fort mit ihren schreienden Kindern, Mädchen und Frauen, Knaben und Greise zogen unter Verwünschungen ihres Geschicks im langen Trauerzuge dahin. Doch die portugiesische Regierung that alles Mögliche, um das Los der Unglücklichen zu mildern, und die Einwohner von Lissabon wetteiferten in Opfern der Gastfreundschaft für die Flüchtigen.

Wellingtons Thätigkeit entsprach ganz der Wichtigkeit dieser Krisis. Er war äußerst mäßig bei Tische, schlief angekleidet, war jeden Morgen um 4 Uhr wach, ritt um 5 Uhr umher und beobachtete. Die edle Begeisterung, die ihn erfüllte, teilte sich allen mit. Das ganze Land stand unter Waffen. Da die Besatzung von Lissabon zur Verstärkung des Heeres entsendet war, das noch durch 10000 Mann unter dem Marquis Romano sich verstärkte, ward die Stadt von englischen Matrosen besetzt. Südlich vom Tajo ward zur Deckung der Schiffahrt eine Reihe von Verschanzungen aufgeworfen.

Massena mußte, nachdem er 5 Wochen lang dem drückendsten Mangel Trotz geboten hatte, den Rückzug antreten. Mit Nachdruck verfolgte ihn Wellington (nunmehr auch „Marquis de Torres Vedras“) Schritt vor Schritt, zwang die Besatzung von Almeida den Ort zu räumen und behauptete seine Stellung im Treffen bei Fuentes de Onora 5. Mai 1811. Massena brachte von mehr denn 80000 Mann kaum 40000 nach Spanien zurück, wo er sich mit den Streitkräften von Soult und Mortier vereinigte. Gegen diese überlegene Macht verhielt sich Wellington nur beobachtend; sobald aber Napoleon die besten Truppen aus Spanien nach Rußland abrief, überschritt Wellington die portugiesische Grenze und nahm Ciudad Rodrigo

nach lebhafter Belagerung mit Sturm (12. Febr. 1812). Diese Heldenthat erwarb ihm durch Beschluß der Kortes die Ehre eines spanischen Granden und Herzogs von Ciudad Rodrigo; der Prinz-Regent von England ernannte ihn zum Grafen von Wellington. Am 7. April erfolgte die Einnahme von Badajoz, darauf, am 22. Juli, der große Sieg bei Salamanca, wo der Oberbefehlshaber der Franzosen, Marschall Marmont, schwer verwundet wurde. Wellington hatte sich, ein zweiter Fabius, vor Marmonts überlegener Kraft zurückgezogen, aber gleich sein Gepäck und Geschütz so geordnet, daß, wenn der Feind eine Blöße gab, sogleich zum Angriff übergegangen werden konnte. Kaum sah der scharf beobachtende Wellington, daß Marmont durch Ausdehnung seines linken Flügels einen Fehler beging, so stand sein Heer in kürzester Zeit zum Angriff bereit, und ein glorreicher Sieg ward errungen. Die Folge war die Einnahme von Madrid (13. August). Nun rückte Wellington nach Burgos vor, das der tapfere Dubreton verteidigte; allein der Sturm mißlang, die Franzosen sammelten neue Streitkräfte und zwangen das alliierte Heer zum Rückzuge. Wellington gab nie eine Blöße, benutzte aber jeden Fehler des nachsetzenden Feindes, ihm eine Schlappe beizubringen.

Hatten auch die großen Heere der Franzosen in Spanien meistens Glück, so war doch, weil das spanische Volk selber mit Krieg führte, das Land nie in ihrem Besitz; der kleine Krieg (die Guerillas) that ihnen auf allen Punkten empfindlichen Abbruch und schwächte sie mehr, als der Kampf im großen.

Der für Napoleon so verderbliche Feldzug nach Rußland hatte zur Folge, daß der französische Kaiser seine besten Truppen und Feldherren nach Deutschland rief; ganz Spanien jenseits des Ebro wurde freiwillig geräumt! Wellington nahm vorsichtig vorrückend das verlassene Land sogleich in Besitz; bei Vittoria erreichte er das französische Heer unter des Marschall Jourdan und Josephs, „des Königs von Spanien", Oberbefehl. Am 21. Juni 1813 ward der glänzende Sieg erfochten, der mit wilder Flucht der Franzosen endete, die all ihr Gepäck, ihre Kanonen, 151 an der Zahl, Josephs Schatz und selbst den Marschallsstab Jourdans im Stich ließen. Auch die Kriegskasse ward genommen und den Soldaten preisgegeben.

Der Prinz-Regent, sobald er den amtlichen Bericht über die Schlacht von Vittoria empfangen hatte, schrieb dem Sieger folgenden verbindlichen Brief:

„Mein teurer Lord! Ihr ruhmvolles Verhalten ist über alles menschliche Lob und meine Belohnung. Ich kenne keine Sprache in der Welt, die es würdig aussprechen könnte. Ich fühle, daß mir nichts bleibt, als mein Dankgebet zur Vorsehung zu senden, welche mit allmächtiger Güte mein Land und mich mit solch einem Heerführer gesegnet hat. Unter den Siegeszeichen Ihres unerreichten Ruhms haben Sie mir einen französischen Marschallsstab gesendet, ich sende Ihnen dagegen den von England. Das britische Heer wird ihn mit Jauchzen begrüßen, und die ganze Welt wird

die Tapferkeit anerkennen, welche so gebieterisch ihn forderte. Daß ununterbrochene Gesundheit und immer mehr Lorbeeren Sie auf ruhmvoller langer Lebensbahn krönen mögen, ist der stete und aufrichtige Wunsch Ihres aufrichtigen und treuen Freundes

Georg, P.-R."

Die dankbaren Kortes schenkten dem „Herzog von Ciudad Rodrigo" ein im Thal von Granada schön gelegenes Gut Solo de Roma.

Der Feind flüchtete sich über die Pyrenäen nach Frankreich und hatte nur noch die festen Plätze Pamplona und St. Sebastian im Besitz. Napoleon, der in Sachsen den letzten verzweifelten Kampf für seine blutige Herrschaft zu kämpfen sich anschickte, sah die Gefahren, womit jetzt Frankreich von den Pyrenäen her bedroht war, und wählte unter seinen Marschällen den einzigen, der fähig schien, das Unglück wieder auszugleichen — den kriegserfahrenen, gleich besonnenen und schlauen Soult. Dieser sammelte die Reste des französischen Heeres, bildete schnell ein neues und drang in die Pyrenäen vor, um Pamplona und St. Sebastian, welche Festungen von Wellington eingeschlossen waren, zu entsetzen. Der Held von Vittoria schlug ihn aber vom 24. Juli bis zum 1. August aus den Gebirgen zurück, nahm am 8. September St. Sebastian mit Sturm und überschritt am 7. Oktober die Bidassoa. Während er nun den Feldzug auf französischem Boden begann, fiel auch Pamplona (31. Oktober), und Spanien war von der französischen Herrschaft befreit!

Wellington hatte, bevor er sein Heer nach Frankreich führte, Soldaten und Offizieren die strengste Zucht anbefohlen, indem er darauf hinwies, wie es unbillig sei, dem Volke entgelten zu lassen, was eigentlich die Kriegsobersten verschuldet hätten. Es solle daher Privateigentum geachtet, die Einwohner freundlich behandelt werden. Zugleich möge man aber stets wachsam und auf alle Überfälle gerüstet sein. Langsam und sicher rückte er zu Anfang 1814 gegen Bayonne vor, nahm nach dem Wunsche des Herzogs von Angoulème, der seit dem Februar in seinem Hauptquartiere sich befand, im Namen Ludwigs XVIII. von Frankreich Besitz, und wählte seine Stellungen so geschickt, daß Soult die Ufer des Adour verlassen mußte. Bei Orthez kam es am 27. Februar abermals zur Schlacht, die Soults Rückzug in eilige Flucht verwandelte. Am 12. März ward schon in Bordeaux die weiße Fahne aufgepflanzt. Soult ward von einer Stellung zur anderen geworfen; bei Toulouse nahm er die letzte Schlacht an und verlor sie (am 10. April). Gleich nach seinem Einzuge in Toulouse erhielt Wellington die frohe Botschaft, daß Paris von den verbündeten Mächten genommen sei, und begab sich nun selber nach der französischen Hauptstadt, wo er am 5. Mai anlangte. Sein Empfang war höchst ehrenvoll, von seiten der Monarchen wie der Offiziere und des Volks. Der Heldengreis Blücher empfing ihn mit Kriegers Willkommen und ehrte ihn mit Kriegers Bewunderung. Bei der Einfachheit seines Wesens vermied Wellington den Beifall mehr, als

daß er ihn suchte. Aber trotz seinem anspruchslosen Aufzug begrüßte ihn, wenn er einmal erkannt war, das Zujauchzen der Menge.

Am 9. Mai verließ er Paris und ging nach Madrid, wo ihn Ferdinand VII. in seinen von den Kortes erhaltenen Würden als Herzog von Ciudad Rodrigo, Grande von Spanien der 1. Klasse, Herzog von Vittoria und Ritter des goldenen Vließes bestätigte. Von Madrid begab sich der Gefeierte nach London. Als er in Dover landete, begrüßten ihn die Kanonen von den Schiffen und Batterieen. Er fuhr in seinem offenen Reisewagen nach London; hier ward er in der Parlamentstraße erkannt, und wären seine Pferde nicht so schnell gewesen, so hätte ihn das Volk im Triumph gezogen. Das Unterhaus bewillkommnete ihn durch Abgeordnete. Als hierauf Wellington dem Hause persönlich dankte, erhoben sich alle Parlamentsmitglieder und empfingen den Helden mit begeistertem Zuruf. Der Sprecher hob in einer trefflichen Anrede die Eigenschaften hervor, welche den Charakter des Feldherrn auszeichneten, und der Herzog dankte der Nation für die standhafte und außerordentliche Anstrengung, mit der sie den großen Kampf geführt und den Sieg ermöglicht hätte. Nach einer Zusammenkunft mit seiner Familie ging Wellington nach Portsmouth, um sich dem Prinz-Regenten vorzustellen, der sich dort aufhielt. Dieser suchte auch noch dadurch seine dankbare Anerkennung zu beweisen, daß er in Wellingtons Wappen ein Feld mit dem Georgs- und Andreaskreuz, verbunden mit denen von Georg und Patrick, als Zeichen der vereinigten Königreiche England und Irland setzte. Schon im Mai desselben Jahres hatte er ihm den Hosenbandorden und die Würde eines Herzogs von Wellington erteilt, während das Parlament, das bereits für den Sieg bei Salamanca 100000 Pfund bewilligt hatte, noch 300000 Pfund zum Ankauf von Ländereien hinzufügte.

Am 5. Juli ward der Herzog zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Botschafter am französischen Hofe ernannt, und trat am 8. August seine Reise an in Begleitung seines ältesten Sohnes, des Marquis von Douro. Er besuchte zuerst die Niederlande und besah fast alle Hauptfestungen daselbst in Gesellschaft des Prinzen von Oranien, seines ehemaligen Adjutanten und Waffengenossen. Am 20. August traf er in Paris ein und überreichte am 24. Ludwig XVIII. seine Beglaubigungsschreiben. Sein scharfes Urteil, verbunden mit großer Besonnenheit und Ruhe, befähigten den Feldherrn auch zum Diplomaten. Doch gab es für ihn in Paris wenig zu thun; der Blick aller Regierungen und Staatsmänner war auf den Wiener Fürstenkongreß gerichtet. Wellington wirkte aus der Ferne auf die Verhandlungen, die dort gepflogen wurden. Er unterstützte vorzüglich durch militärische Gründe den Plan des britischen Kabinetts, Belgien mit Holland zu vereinigen. Als nun die Eröffnung des britischen Parlaments den englischen Gesandten in Wien, Lord Castlereagh, nötigte, nach London zu gehen, trat als erster Bevollmächtigter Englands der Herzog von Wellington an seine Stelle, im fünften Monate des Kongresses, am 1. Februar 1815.

„Die Ankunft von Wellington," schrieb der russische Generalleutnant

v. Nostiz, „ist die neueste interessante Kongreßerscheinung. Er soll Castlereagh ablösen, weil dieser das neue Parlament eröffnen muß, und man erwartet auch von diesem Umstand eine Beschleunigung in den Geschäften, weil der right honourable Lord doch mit einigen Nachrichten im Parlament auftreten möchte. Es thut mir leid, den Herzog von Wellington als Diplomaten zu sehen. Wer als Krieger so hoch gestanden, erniedrigt sich jetzt als Politiker; er sollte das Schwert nur führen, um den schlechten verwirrten Knoten zu durchhauen. Britannien sollte mit dem Sieger der Welt nicht so freigebig sein; mir scheint es aber auch, er wolle mehr imponieren, als wirken.

„Das erste Auftreten des edlen Lords war bei seinem Bankier Herz, wo er sich den Tag nach seiner Ankunft zum Essen bat. Da bei jenen Geldmännern sich jetzt alle Großen der Erde zusammenfinden, so war es kein Wunder, bei dieser Gelegenheit die ganze hohe Diplomatie vereinigt zu sehen: Metternich, Talleyrand, Löwenhielm, Castlereagh, Cathcart, Palmella, Gentz, General Koller, Czernitschef und einige wenige Artigkeitsgäste, zu denen auch ich gehörte.

„Wellington trat auf mit allen ersten Orden, weil er von dem Diner zu einer Soiree bei Castlereagh ging. Er ist von großer Statur, seine Haltung ist zuverlässig, einfach und fest, er trägt Kopf und Brust frei, hat eine sehr bestimmte römische Nase, eine hohe Stirn und frische, doch weder sehr glänzende noch strahlende Augen. Er läßt die Leute ruhig sprechen und hört aufmerksam zu; seine Antworten sind kurz, sein Widerspruch artig. Es liegt in dem ganzen Wesen des Mannes mehr Ruhe als vorspringende Größe und ein Ernst, der viel Gefälliges hat. Weniger angenehm ist sein sonst gehaltener und adeliger Blick, wenn er anfängt zu sprechen; er zeigt dann einen Mund, dessen schiefstehende Zähne die Harmonie des Ganzen stören. Doch ohne Zergliederung des einzelnen ergreift einen das ganze lebendige Bild des Mannes durch den Ausdruck der Sicherheit und Einfachheit.

„Den Abend war alles gespannt, den Lord auf der Redoute zu sehen; ein gedrängt voller Saal, in dem nur mühsam sich die dampfende Menge durchzog, bezeichnete diesen Tag als eine brillante Redoute. Da meine Größe mich das Gewühl übersehen läßt, so blieb ich oft stehen, sah den Leuten über die Köpfe und rief dann meinen Bekannten zu: „Da ist Lord Wellington!" Hunderte faßten gleich auf, was ich sagte, und es wogte nun die Menge ungeduldig hin nach der Richtung, die ich angegeben."

Es war gut, daß Wellington nach Wien gekommen war, denn schon am 1. März traf die Meldung ein, Napoleon habe Elba verlassen und sei in Frankreich gelandet. Der Herzog, ohne weitere Anfrage in London, unterzeichnete sogleich die von den Mächten abgegebene Erklärung vom 13. März, welche gegen Bonaparte die Acht aussprach, und den darauf folgenden Allianztraktat vom 25. März zwischen Österreich, Preußen, England und Rußland, worin sich jede Macht verpflichtete, 150000 Mann wider den Feind Europas ins Feld zu stellen.

Sofort begannen die Rüstungen, und Wellington eilte nach Brüssel, dem Mittelpunkte des neuen Feldzugs. Das Heer, an dessen Spitze der Herzog trat, bestand freilich nur zur Hälfte aus Kerntruppen; es zählte 33000 Mann Engländer, die 7000 Mann starke deutsche Legion, gleichfalls aus tüchtigen Kriegern bestehend; dazu kamen 20000 Hannoveraner, zum Teil erst geworben, aber binnen zwei Monaten im Waffendienste wohl geübt; dann 10000 Braunschweiger, treu und brav wie ihr heldenmütiger Anführer, Herzog Wilhelm; ebenso stark mochten die Belgier und Holländer sein, doch weniger erprobt.

Napoleon, der am schnellsten sein wohlgerüstetes Heer von 170000 Mann zusammengebracht hatte, warf sich zuerst auf das preußische Heer unter Blücher, das er ungeachtet des tapfersten Widerstandes bei Ligny schlug; der greise Feldmarschall lag unter seinem verwundeten Rosse, Freunde und Feinde setzten über ihn weg, er ward aber wie durch ein Wunder gerettet. Kämpfend zogen sich die Preußen vor der Übermacht zurück. Auch Wellington war bis an den Wald von Soigne zurückgegangen und hatte eine vorteilhafte Stellung auf einer Anhöhe. Blücher hatte ihm versprochen, mit seiner ganzen Macht zu Hilfe zu eilen, falls Napoleon angreifen würde. Dies geschah am 18. Juni mittags 12 Uhr mit einem Angriff des zweiten französischen Korps auf den Pachthof Hougomont. Das dortige Wäldchen ward von den Franzosen genommen, das Vorwerk hingegen von der englischen Garde und den Nassauern behauptet. Gegen 2 Uhr rückten vier verschiedene Infanteriekorps von Belle-Alliance, einem Meierhofe, gegen das britische Zentrum vor. Von der Reiterei unterstützt durchbrachen sie das erste englische Treffen; die britische Kavallerie warf jedoch die französische, und das gutgezielte Feuer des ersten englischen Treffens trieb auch die französische Infanterie zurück. Darauf machte die ganze englische Reiterei einen kräftigen Angriff, ward jedoch bald zurückgetrieben, und Marschall Ney rückte mit neuen Infanteriemassen auf der Straße von Brüssel gegen das britische Zentrum vor. Napoleon setzte alles daran, dieses zu durchbrechen. Schon hatte die französische Garde mehrere englische Kanonen genommen, als eine herbeieilende Batterie Kongrevescher Raketen Tod und Verderben unter den überraschten Feinden verbreitete. Sie flohen, und mit einem Kartätschenhagel rächte die englische Artillerie den augenblicklichen Verlust ihres Geschützes. Aufgebracht über den geringen Erfolg seiner Anstrengungen warf Napoleon seine Kürassiere auf die englische Linie zwischen den beiden Chausseen; sie sprengten zwischen den Karrees durch, wurden aber von der englisch-niederländischen Reiterei wieder zurückgeworfen. Während dieses Reitergefechts hatte Napoleon schnell seine zahlreichen Feuerschlünde ganz nahe vor die englische Front auffahren lassen, und diese richteten große Verwüstungen an.

Wellington war überall, wo Gefahr drohte, sein nicht zu verwirrender Blick wußte stets das Rechte zu treffen, aber seine Linie war schon bedeutend geschwächt, der Sieg begann sich auf Seite der Franzosen zu neigen; er seufzte nach der Ankunft Blüchers. Der preußische Feldmarschall, nicht achtend der

Strapazen seines Heeres und der eigenen Unfälle (es waren erst zwei Tage seit der Niederlage bei Ligny), war schon am Morgen aufgebrochen, aber auf manche Hindernisse gestoßen, die seinen Marsch hemmten! Der vom Regen durchweichte Lehmboden war so schlüpfrig, daß die schweren Geschütze jeden Augenblick stecken blieben. Der feurige Greis Blücher trieb ungestüm vorwärts, und wenn seine ermatteten Krieger klagten, es ginge nicht, so rief er: „Es muß gehen! Ich habe es meinem Bruder Wellington versprochen. Soll ich denn wortbrüchig werden?" Erst nachmittags halb fünf Uhr kamen zwei Brigaden von Bülow zur Stelle und drangen durch den Wald von Soigne. Bonaparte, als er die Scharen erblickte, fragte seinen Adjutanten, wer sie wären? Als dieser mit dem Fernglase sie erkennend antwortete, es schienen ihm preußische Truppen zu sein, erblaßte er, schüttelte den Kopf und sprach kein Wort. Bülow griff sogleich an; das 6. französische Korps, bisher als Reserve des rechten Flügels aufgestellt, rückte vor, und es entspann sich ein blutiger Kampf. Napoleon verdoppelte seine Anstrengungen auf die Mitte der englischen Linien; das 2. Korps, die Reiterei und sämtliche Garden setzten sich in Bewegung, um mit unwiderstehlichem Stoße durchzubrechen. Ruhig erwartete Wellington ihre Ankunft, brach dann mit 6 Bataillonen in Linie hinter der Höhe hervor, und erst, als diese dichtgedrängten Säulen ganz nahe waren, ließ er feuern und zwang den Feind, sich selber zu verteidigen und auf den Rückzug zu denken. Unterdessen hatte der rechte französische Flügel über den linken englischen, der am schwächsten war, große Vorteile erlangt, wodurch auch die Verbindung mit den Preußen für den Augenblick aufgehoben war. Auf diesem Punkte schien also dem Feinde das Glück zu lächeln, als plötzlich die ersten Brigaden des ersten preußischen Korps unter dem General Ziethen vordrangen; in Sturmschritt und unter Trommelschlag griffen sie den französischen rechten Flügel an und trennten das 6. französische Korps vom übrigen Heere, während 24 im Rücken des Feindes aufgefahrene Geschütze so gut wirkten, daß alles floh. Die Flucht dieser Truppen traf gerade bei Belle-Alliance mit dem von der englischen Reiterei bei la Haye geworfenen Fußvolke zusammen, so daß die Unordnung unter den französischen Reihen immer allgemeiner ward. Vergebens stellte sich Napoleon an die Spitze seiner Garden, man hörte von allen Seiten den Ruf: Rette sich, wer kann! Infanterie und Kavallerie, Generale und Trainknechte stürzten in chaotischem Gemisch auf die Rückzugslinie, Geschütz und Gepäck verlassend. Mit Gewalt mußte man Napoleon vom Schlachtfelde wegreißen; kaum entging er der Gefangennahme. Denn Fürst Blücher war sogleich bereit, alle seine verwendbaren Truppen unter Gneisenaus Leitung zur Verfolgung aufzubieten, und der Feind floh, wo sich Preußen zeigten. In Gemappe fiel der Reisewagen Napoleons mit seinen Edelsteinen, seinem Silberzeug und anderen Kostbarkeiten, sowie die Kriegskassen und das noch übrige Gepäck der Franzosen nebst 50 Kanonen den Siegern in die Hände. Im ganzen waren 200 Kanonen, 2 Adler und 6000 Gefangene die Trophäen eines Sieges, zu dem in schöner Eintracht (belle-alliance) Engländer

und Deutsche zusammengewirkt, dessen Entscheidung aber unstreitig die Preußen herbeigeführt hatten.

Wellington sagt in seinem Schlachtberichte, Waterloo, den 19. Juni 1815, in seiner gewohnten Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe: „Ich würde meinen eigenen Empfindungen und dem Marschall Blücher und der preußischen Armee nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ich nicht den glücklichen Erfolg des heißen schwierigen Tages (arduous day) dem herzlichen und zeitigen Beistand zuschriebe, den ich von ihnen erhielt. Die Bewegung des Generals Bülow gegen die Flanke des Feindes war sehr entscheidend, und hätte ich mich nicht selbst in einer Lage befunden, den Angriff zu machen, der das endliche Resultat hervorbrachte, so würde jene Bewegung den Feind zum Rückzug genötigt haben, wenn seine Angriffe fehlgeschlagen wären, und würden ihn verhindert haben, selbige zu benutzen, wenn sie unglücklicherweise von Erfolg gewesen wären."

Die ganze französische Heeresmacht war zersprengt; Napoleon brachte am 20. Juni die erste Nachricht nach Paris von seiner Niederlage, von dem Anzuge Blüchers und Wellingtons. Nous sommes écrasés! (wir sind vernichtet!) war das Urteil der Freunde Napoleons selber.

Die Freude über den Sieg bei Waterloo, wie die Engländer ihn nannten, bei Belle-Alliance, wie die Preußen ihn nannten, war außerordentlich; in ganz Europa wurden die Namen Wellington und Blücher gefeiert! Vor allen war England stolz auf seinen Helden, der mit dem Tage von Waterloo den Glanz aller seiner früheren Siege noch überstrahlte. Wie aber der Sieg bei Trafalgar die Klage über Nelsons Tod in den Volksjubel mischte, so auch nun der Fall des tapferen Picton, des ritterlichen Ponsonby und so vieler blühender Männer und Jünglinge, die bei Waterloo gefallen. Alle Adjutanten des Herzogs, einer nach dem andern, wurden getötet oder verwundet bis auf seinen alten Freund, den spanischen General Alava, der allein unverletzt ihm stets zur Seite blieb. Der Herzog selber hatte sich kühn ins Feuer gewagt und einem Adjutanten, der ihn auf die Gefahr aufmerksam machte, geantwortet: „Immerhin, aber ich will fallen oder wissen, was sie vorhaben!" Nur das große, glücklich errungene Ziel vermochte ihn über die großen Opfer zu trösten. Es waren so viele Freunde um ihn her gefallen, daß man ihn am folgenden Tage fast stets in Thränen sah.

Man war in England verlegen über ein neues Zeichen der Dankbarkeit und der Belohnung. Von der Ritterwürde bis zum Herzogshute hatte er bereits alle Ehren empfangen; indes fügte man der langen Reihe seiner Titel noch den Ehrennamen Fürst von Waterloo, und das Parlament legte noch 200 000 Pfund Sterling zu den früheren Gaben hinzu, um dafür eine Prachtwohnung wie Blenheim dem Helden zu errichten, welcher Marlborough übertroffen! Auch dem tapferen Heere bewilligte man freigebig Ehre und Lohn. Jedes Regiment, das in der Schlacht gefochten, sollte den Namen Waterloo in seinen Fahnen führen, und jeder Gemeine sollte den einen Tag als „Mann von Waterloo" wie für eine Dienstzeit von zwei Jahren in An-

rechnung bringen, sei es bei seiner Solderhöhung oder seinem Jahrgelde. Unter dem Vorsitz des Lord Sommerville bildete sich ein Privatverein, der zu Ehren des Herzogs von Wellington auf dem Blackdownhügel bei Wellington in Sommersetshire eine Denksäule errichtete, worauf die Worte standen: „Dem, durch dessen hervorragendes Talent unsere tapferen, gut disziplinierten Krieger bei jeder Gelegenheit zum Siege geleitet wurden; dem Arthur Wellesley, Herzog von Wellington, ist diese Säule von seinen Landsleuten errichtet, als ein Denkmal ihrer Dankbarkeit und Bewunderung." Am Fußgestell: „Er schützte Indien, rettete Spanien und Portugal, siegte bei Vimeira, Torres Vedras, Salamanca, Badajoz und Vittoria, bei Bayonne und Toulouse; er diente der Nation und befreite Europa bei Waterloo." Endlich ward der „Waterloo-Verein" gebildet zur Versorgung der Witwen und Waisen der bei Waterloo Gefallenen. — Die Monarchen Europas wetteiferten in Verleihungen von Titeln, Orden und Geschenken, und nie ist wohl ein Feldherr so glänzend belohnt worden als Wellington.

Auf die kriegerische Laufbahn folgte nun die überwiegend diplomatische. Wellington führte am 8. Juli Ludwig XVIII. in seine Hauptstadt ein, und das Volk bewillkommnete ihn mit Tanz und Gesang in gleicher Weise, wie es vor hundert Tagen den Einzug Napoleons gefeiert hatte. Dieser hatte schon am 28. Juni bei dem Herzoge von Wellington um Pässe nach Amerika gebeten, aber von ihm die Antwort erhalten, daß er hierzu von seiner Regierung keine Vollmacht habe. Bonaparte machte darauf den vergeblichen Versuch, mit zwei Fregatten aus Rochefort auszulaufen, bis er sich endlich am 12. Juli gezwungen sah, sich an einen der englischen Kreuzer, an den Kapitän Maitland von der Fregatte Bellerophon auf Gnade und Ungnade auszuliefern.

Man hat Wellington beschuldigt, bei der Zurückgabe der von den Franzosen geraubten Kunstschätze sich sehr lau benommen zu haben. Doch war er ganz mit der Ausführung dieser gerechten Maßregel einverstanden und sprach sich auch ganz entschieden dafür aus. So schrieb er am 23. September an Lord Castlereagh:

„Als der Traktat von Paris geschlossen worden, wünschten die verbündeten Monarchen auch in Rücksicht des Museums der französischen Armee eine Gefälligkeit zu erweisen, um dadurch noch mehr die Wiederaussöhnung mit Europa zu befestigen. Die Umstände sind aber jetzt ganz andere geworden. Die französische Armee hat den Erwartungen der Welt nicht entsprochen, sondern die erste Gelegenheit ergriffen, sich gegen ihren Souverän zu erklären. Da diese Armee jetzt geschlagen und nach dem gemeinschaftlichen Beschluß aufgelöst ist, würde es unbillig sein, wenn die Souveräne nun ihre Unterthanen benachteiligen wollten, um diese Armee wieder zu befriedigen, welche in dieser Hinsicht bloß Nationalarroganz besitzt. Die Franzosen möchten die Kunstwerke gern behalten, nicht weil Paris der beste Platz für dieselben ist, sondern weil sie Trophäen ihrer ehemaligen Siege sind. Aber eben weil jetzt andere Nationen Sieger geworden sind, müssen jene Kunstwerke an die

rechtmäßigen Eigentümer zurückkehren. Zugleich müssen die Franzosen einsehen lernen, daß Europa für sie zu stark ist, und daß, wenn sie auch einmal Vorteile über eine oder die andere Nation erlangt haben, der Tag der Vergeltung doch wieder kommt. Meiner Meinung nach würde es daher ebenso ungerecht als unpolitisch sein, wenn man den Franzosen die geraubten Kunstwerke ließe, und wenn man diese Gelegenheit nicht benutzte, ihnen eine gute moralische Lektion zu geben."

Als Oberbefehlshaber über das Besatzungsheer, welches über die Ruhe Frankreichs wachen sollte, übte er einen großen Einfluß auf die innere Politik des Königs, den er für gemäßigt-konstitutionelle Grundsätze zu gewinnen suchte. In seiner Stellung hätte er sich aber entschiedener der von fanatischen Katholiken im Gard-Departement verfolgten Protestanten annehmen sollen; mit Recht ward er wegen dieser Gleichgültigkeit auch in England getadelt. Überhaupt zeigte er sich gegen Preußen und die deutschen Interessen keineswegs freundlich. Desto entschiedener betrieb er aber die Befestigungsarbeiten an der niederländischen Grenze, und desto thätiger zeigte er sich, die Forderungen der verschiedenen Mächte an Frankreich möglichst herabzustimmen, um so das Ausgleichungsgeschäft möglichst zu beschleunigen. Es war vorzüglich Wellingtons Stimme, welche 1817 die Verminderung des Besatzungsheeres und im folgenden Jahre den Beschluß zuwege brachte, es ganz aus Frankreich zurückzuziehen. Wie ihm diese Verwendung für Frankreich das Vertrauen Ludwigs XVIII. und seiner Minister gewann, so konnte auch die französische Nation nur mit Dank die gute Disziplin, welche der Herzog mit eiserner Strenge aufrecht erhielt, anerkennen; aber trotzdem war der Mann, welcher der französischen Eitelkeit eine so blutige Wunde beigebracht, und der nun als Beherrscher kalt und streng vor ihnen dastand, dem Volke ein Dorn im Auge, und der französische Witz konnte es sich nicht versagen, den Helden von Mont St.-Jean (wie die Franzosen die Schlacht bei Waterloo bezeichnen) vilain-ton zu nennen.

Nachdem Wellington England auf dem Aachener Kongreß vertreten hatte, nahm er seinen Sitz im Oberhaus und gehörte bald zu den bedeutendsten Führern der Tories. Auf dem Kongreß zu Verona erklärte er Englands Neutralität in der spanischen Sache und begab sich noch zu Ende 1822 nach Paris, um den mit Spanien bereits begonnenen Krieg durch friedliche Vermittelung zu hindern, welche Vermittelung aber von dem französischen Kabinette abgelehnt ward. In der griechischen Angelegenheit ward er unter dem Ministerium Canning nach Petersburg geschickt, um, zugleich von Frankreich, Österreich und Preußen bevollmächtigt, dem russischen Kaiser zu eröffnen, daß die großen Mächte in der Absicht übereinstimmten, die Griechen gegen die Gewaltthätigkeit der Pforte zu schützen. Leider verließ Wellington, als er 1828 selbst erster Minister geworden war, Cannings freisinnige Politik und ward in der griechischen Angelegenheit lau. Dagegen setzte er, trotz dem Widerspruch der Tories, die Emanzipation der Katholiken, die er als das einzige Mittel zur Beruhigung Irlands erkannt hatte, durch, obwohl ihm

seine Partei solchen Abfall nicht verzeihen konnte. Graf Winchelsea beleidigte ihn öffentlich, und er mußte sich mit diesem auf Pistolen schlagen. Wellington verstärkte darauf sein Kabinett durch einige Whigs, besonders aber ward Sir Robert Peel seine Stütze, der später als liberaler Tory den Herzog sogar für seine Grundsätze des Freihandels zu gewinnen wußte. So wußte Wellington unbeschadet seiner Charakterfestigkeit doch seine Politik den Umständen anzupassen; wenn er auch zuweilen politische Fehlgriffe that, so bleibt immer sein redliches Bemühen, dem Vaterlande zu dienen, anerkennenswert. Am 14. April 1832 protestierte er feierlichst im Hause der Lords gegen die Reformbill, und die dritte Lesung war nicht zu erzwingen; da erhielt er den Auftrag, eine neue Verwaltung zu bilden, doch nun erhob sich das Haus der Gemeinen, die Stimmung des Volkes, besonders in London, ward so aufgeregt, daß Wellington nicht durchdrang, und sein Gegner, Graf Grey, am 7. Juni die Reformbill glücklich durchsetzte.

Im November 1834 übernahm Wellington abermals die Bildung eines Kabinetts, doch wurde dasselbe schon im folgenden Jahre wieder gestürzt. Im Jahre 1841, als Peel nach dem Sturz der Whigs sein Ministerium bildete, übernahm Wellington das Oberkommando über die gesamte Landmacht, zog sich dann 1846 bei der Auflösung des Kabinetts wieder zurück, doch Lord John Russel bat ihn, trotz der politischen Gegnerschaft, seine Stellung zu behalten. Freunde und Gegner mochten nicht wohl den besonnenen Rat des „eisernen Herzogs“ entbehren, besonders aber war er eine Stütze für die Krone, und wie früher König Georg IV. seinem vertrauten Rat die Ehre bewies, zweimal bei ihm zu speisen (was er sonst bei keinem Unterthanen that), so ehrte ihn Königin Viktoria dadurch, daß sie ihrem jüngsten Prinzen den gefeierten Namen des Siegesherzogs gab. Als Generalissimus der britischen Armee, als Oberaufseher der fünf — Frankreich gegenüberliegenden — Häfen („Lord Warden of the Cinque Ports“), als Konstable des Tower und des Doverschlosses und als Kanzler der Universität Oxford blieb er bis an sein Lebensende in höchstem Rang, Ansehen und Einfluß. Das Glück blieb ihm treu bis an den Tod, der rasch und schmerzlos am 14. September 1852 auf Walmerschloß bei Dover erfolgte, nachdem der Held ein Alter von 83 Jahren 4½ Monaten erreicht hatte.

Das Leichenbegängnis fand am 18. November statt; es übertraf noch weit an Größe, Pracht und Glanz das immerhin sehr großartige des Seehelden Nelson im Jahre 1806. Die Straßen der ungeheuren Weltstadt waren schon tags zuvor — denn das Volk strömte aus allen Gegenden des Vereinigten Königreichs herbei — so mit Fußgängern und Fuhrwerk aller Art angefüllt, daß es schwer, ja gefährlich war, die Straßen längs der Themse in der Altstadt und in Westminster zu passieren. Mitten in diesem Gedränge sah man Arbeitsleute in mannigfachster Beschäftigung, Gerüste aufführend, Fahnen und Kränze aufsteckend, schwarze Tücher befestigend. Die Ausstellung der herzoglichen Leiche auf dem Paradebett in dem mit kriegerischen Trophäen aller Art geschmückten großen Oktogon des Chelseahospitals

endigte erst am 17. November, abends 5 Uhr; während dieses Tages hatten sie noch 65 073 Personen besucht. Vor dem Publikum hatten an diesem Tage die fremden Abgesandten Zutritt; nach ihnen schritten — wie einst die macedonischen Krieger an der Leiche Alexanders zu Babylon — 2000 britische Soldatendeputationen der verschiedenen im Mutterland anwesenden Regimenter, Reiter, Fußvolk und Kanoniere, langsam durch den Saal am Sarg ihres Generalissimus vorbei; ein ergreifender Anblick, denn mancher grauhaarige Unteroffizier, der noch in Spanien und Belgien gefochten, vergoß heiße Thränen. In später Abendstunde ward der Sarg nach dem Generalitätsgebäude gebracht. Für die Beschreibung des am folgenden Tage sich großartig entfaltenden Trauerzuges ist hier nicht der Ort; unter dem Geläut aller Glocken und dem Donner der Kanonen wurden die irdischen Überreste des Nationalhelden mittags zwischen 1 und 2 Uhr in der Paulskirche in die Gruft gesenkt. In Preußen und selbst in außerpreußischen Städten, wo preußische Garnisonen lagen, wurden in den Kirchen beider Konfessionen zu Ehren Wellingtons Totenfeiern veranstaltet und die Erinnerungen an die Freiheitskriege wieder lebendig.

Die „Times" sagte in ihrem Nachruf von Wellington: „Durch die Dankbarkeit Europas und seines Volkes auf die höchste Stufe von Rang und Macht erhoben, die ein Unterthan der britischen Monarchie erreichen konnte, trug er diese Würden und gebrauchte er diesen Einfluß in den strengsten Grenzen der Unterthanenpflicht. Kein Gesetz wurde je nach seinem Willen gedreht, kein Recht auch nur haarbreit zu seiner Vergrößerung aufgeopfert. Kein Mensch, weder unter seinen Landsleuten noch unter seinen Gegnern, konnte sagen, dieser große Herzog habe ihm ein Unrecht zugefügt; denn sein ganzes Dasein war der Sache gesetzlicher Autorität geweiht. Obschon frei von jeder Spur von Scheinheiligkeit war seine Seele dem erhabenen Einfluß religiöser Wahrheit nicht verschlossen, und er beobachtete sogar mit Eifer den öffentlichen Ritus der englischen Kirche. Seine Wohlthätigkeit war prunklos, aber ausgedehnt; er unterstützte sein ganzes Leben hindurch eine unglaubliche Anzahl von Personen und nützlichen Anstalten. — Er hätte mehr Enthusiasmus entzünden können, besonders in den ersten und zweifelhaften Tagen seiner Feldzüge auf der Halbinsel; aber in seinem erfolg- und triumphreichen Streben nach Ruhm kam das Wort Ruhm nie über seine Lippen, selbst nicht in seinen Anreden und Tagesbefehlen an seine Soldaten. Sein ganzes Naturell war ein realistisches; er sah die Dinge, wie sie waren. Sein scharfer Blick und sein kühles Urteil durchdrang alsbald die Oberfläche, an der sich so oft die Phantasie verwirrt und die Sympathie entzündet. Die Wahrheit, wie er sie liebte, ist nur auf einem rauheren Pfad und von strengeren Geistern zu erreichen. Im Krieg, in der Politik und im Alltagsleben hielt der Herzog unbeugsam fest an der sittlichsten Korrektheit in Wort und That." Und die Zeitung „Daily-News": „Man kann von ihm noch wahrer als von seinem großen politischen Freund Sir Robert Peel sagen: er hat das Glück gehabt, solange zu leben, daß die Welt

Zeit hatte, alle ungünstigen Urteile über gewisse Züge seines politischen Lebens zu versenken in einem einhelligen Wahrspruch über die wundervolle Größe des Mannes. Wenn er durch Geburt, durch Erziehung und Überzeugung ein Tory war, so war er wenigstens ehrlich, hochherzig und zugänglich für eine unbefangene Erörterung seiner Grundsätze. Er behauptete seine Meinungen, wie er eine Festung verteidigt haben würde, nämlich gerade solange, als sie haltbar waren, und nicht länger. Er gab seine Stellung zeitig genug auf, um einen ehrenvollen Rückzug zu machen, und während seine Freunde sich nicht über ihn beklagen konnten, waren seine Feinde ihn zu achten gezwungen. — Der Herzog war sozusagen ein Institut für sich selbst. Wenn er sprach oder schrieb, so gut als wenn er handelte, prägte er sein Bild auf das Werk wie auf eine Schaumünze. — Er besaß alle die Eigenschaften, welche die Engländer vielleicht nicht zu dem persönlich anziehendsten Volke beim ersten Anblick, aber die sie vorzugsweise zu einem historischen Volke machen, und die ihren Namen noch in den letzten Jahrbüchern der Geschichte lebendig erhalten werden."

Wellingtons Depeschen und Tagesbefehle sind von Oberst Gournay in zwölf Bänden gesammelt, wie die Briefe und Depeschen Nelsons in sieben Bänden — zwei Nationaldenkmale von höchstem Wert. Engländer selber haben das Urteil abgegeben, daß Wellingtons Schreibart viel besser sei, als die des Pfarrersohnes Nelson, der doch eine sorgfältigere Schulbildung vor ihm voraus hatte. Dagegen waren die Reden Wellingtons im Oberhaus keineswegs glänzend oder im Ausdruck auch nur korrekt; dafür wirkten sie durch ihren schmucklosen Nachdruck. „Es waren Hammerschläge", wie die Zeitung „Chronicle" sagte.

Talleyrand *).

Wenn die Kunst, Menschen und Verhältnisse zum eigenen Vorteil zu benutzen, wenn die Fertigkeit, schnell den Mantel nach dem Winde zu hängen, wenn die diplomatische Schlauheit und Pfiffigkeit den Staatsmann bildeten: dann wäre Talleyrand der größte Staatsmann, der je gelebt hätte. Wenn aber nicht nur zum Ruhme, sondern auch zum Wesen und zur Würde des Staatsmannes die treue Hingabe ans Vaterland, der Kampf für die

*) Talleyrands, Fürsten von Benevent, politisches und religiöses Leben von Louis Bastide. (Deutsch in der Ausgabe: Kassel und Leipzig, Th. Fischer.) F. A. Mignet: Historische Schriften und Abhandlungen (übers. von J. J. Stolz), 1. Teil. Auch unter dem Titel: Biographische Bilder von Sieyes, Röderer, Livingstone, Talleyrand (Leipzig, 1843). Vgl. desselben Verfassers „Geschichte der französischen Revolution". Histoire politique et privée de Charles Maurice de Talleyrand, ancien évêque d'Autun, prince de Bénévent. Par L. G. Michaud, 1 vol. Gr. in-8. Paris 1853. Mons. de Talleyrand, étude de C. A. Saint-Beuve (Paris, 1870).

Verwirklichung großer national=politischer Ideen gehört, ein Kampf, dem kein persönliches Opfer zu schwer fällt, der nicht das Seine, die eigene Ehre und Machtstellung, den eigenen Vorteil sucht, sondern das Wohl des großen Ganzen, das allgemeine Beste: dann ist dem ränkevollen Diplomaten und schlauen Parteigänger Talleyrand mit dem Namen eines „berühmten Staatsmannes“ zu viel Ehre erwiesen.

Bekanntlich ist unsere Politik noch nicht auf den Höhenpunkt gelangt, daß sie die „Sittlichkeit“ unter ihre Prädikate aufnehmen könnte; an die Mittel, welche die Staatskunst anwendet, um zum Zweck zu gelangen, darf auch nie der enge moralische Maßstab gelegt werden, den man im Privatleben mit Recht für nötig erachtet; aber die Zwecke, die sich ein Staatsmann setzt, müssen sittlich genannt werden können und über den Egoismus und gemeinen Privatvorteil sich erheben. Der Staatsmann im großen Stil muß ein edler Mensch, ein sittlicher Charakter sein, der die Lüge und die Schleichwege haßt und seinem Ideal treu bleibt. Talleyrand trieb aber seine Virtuosenkünste in der Politik und Diplomatie nur zur Befriedigung seiner Leidenschaften, unter denen die Liebe zum Gelde obenan stand. Er machte auch gar kein Hehl daraus. In einer Zeit, die alle sittlichen Bande lockerte, alle Pietät zerstörte, alles Bestehende chaotisch untereinanderwarf, konnte ein Talleyrand nicht bloß im Trüben fischen, sondern auch mit cynischer Unverschämtheit seine Schuld aushängen, mit seinem außerordentlichen Talente Wucher treiben und seine Ware öffentlich an den Meistbietenden verkaufen. Weil er von frühester Jugend an sich allen idealen Strebens entledigt, alle Regungen des Gewissens zum Schweigen gebracht und den Verstand an die Stelle seines Gewissens gesetzt hatte, gelangte er im Anfang seiner staatsmännischen Laufbahn schon zu dem nie fehlenden Scharfblick, die Dinge stets in ihrer nackten Wirklichkeit zu sehen und die Menschen zu nehmen, wie sie sind; weil er von Kindesbeinen an die Übung in der Verstellung zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte und diese Übung unausgesetzt fortsetzte, brachte er es dahin, sich in jeder Lage zu behaupten, ja notwendig zu machen. Seine feine Spürkraft glich der des Hundes, der schon den Leichengeruch des Herrn merkt, noch ehe dieser gestorben ist, und schweifwedelnd sich einen neuen Herrn sucht, der ihn ernähre. Unerbittlich verließ Talleyrand die fallende Größe, um beizeiten die neu aufsteigende für sich zu gewinnen. Da er, um die Früchte seiner Kunst zu genießen, eines festen Halts im Vaterlande bedurfte, da es sich sogar sehr oft fügte, daß sein eigenes Interesse mit den liberalen und philantropischen Ideen des Revolutionsschwindels, mit der Universalmonarchie Napoleons, mit der „Legitimität“ der Bourbonen, selbst mit der Ächtung Napoleons Hand in Hand ging: so war er sehr oft in dem Falle, für Frankreich zu thun und zu retten, was nur irgend zu thun und zu retten möglich war; er hat seinem Vaterlande sehr bedeutende Vorteile verschafft und sehr wichtige Dienste geleistet — wer möchte das verkennen! Aber ob der Beitrag, den er zur sittlichen Fäulnis der „großen Nation“ geliefert und die innerlich hohlen Stützen, womit er die französische

Politik zu befestigen suchte, nicht einen Nachteil bilden, der dem Vorteil die Wage hält: das ist eine andere Frage.

Karl Moritz von Talleyrand-Perigord wurde zu Paris am 2. Februar 1754 geboren. Seine Eltern waren Karl Daniel Graf von Talleyrand und Eleonore von Damas, deren Großmutter von väterlicher Seite die berühmte Prinzessin von Ursins war, welche am Hofe Philipps V. von Spanien eine so große Rolle spielte. Diese in ihrer Art ausgezeichnete Frau stürzte nämlich vom Gipfel der Macht, obschon sie alle Springfedern der Klugheit und Ehrsucht geschickt zu benutzen gewußt hatte. Ihres Glückes Unbestand warnte den Urenkel, der mit noch größerer Kühnheit ausgestattet sich auf dem Gipfel des Glückes erhielt, weil er alle Springfedern der Klugheit geschickt zu benutzen wußte.

Karl Moritz wurde hinkend geboren und deswegen seines Erstgeburtsrechtes beraubt, das die Eltern auf den zweitgebornen Sohn Archambauld übertrugen. Gegen seinen Willen ward Talleyrand zum geistlichen Stande bestimmt und zeitig ins Kollegium Louis le Grand geschickt. Man bemerkte an dem Knaben früh einen durchdringenden Verstand, aber auch Trägheit und große Neigung zum Schlimmen. Er war erst 13 Jahre alt, als seine Lehrer gezwungen wurden, ihn wegen seiner schlechten Aufführung öffentlich zu tadeln. Dieser Tadel machte auf ihn gar keinen Eindruck, und im folgenden Jahre (1768) wurde seine Neigung zur Ausschweifung so offenbar und zog ihm ein so skandalöses Abenteuer zu, daß man ihn aus dem Kollegium fortschicken mußte.

Der Vater starb kurze Zeit nachher und hinterließ den Kindern kein Vermögen. Talleyrands Oheim, der Graf Perigord, nahm ihn auf und übergab ihn den Händen des Herrn Fouquet, des Erziehers seiner Kinder. Dieser erkannte bald zu seiner Freude den fähigen Geist seines Schülers, aber zu seinem Schrecken auch seinen großen Hang zum Laster. Alle von Fouquet angewandten Mittel, um den Charakter des schon ausschweifenden Knaben zu bessern, scheiterten an des letzteren Verschlagenheit. Sein vierzehnjähriger Zögling wußte durch die raffinierteste Schlauheit alle seine Aufseher zu täuschen, ja sich zuletzt eine Art von Herrschaft über den Erzieher selber zu verschaffen und sich diesem in einem vorteilhaften Lichte zu zeigen.

In einem Hause in der Rue du Bac, nicht weit vom Hotel Perigord, lebte sehr eingezogen eine Witwe, Mutter von 5 Kindern, worunter 3 Töchter. Das kaum 16 Jahre alte Gräflein schlich sich in dieses Haus, knüpfte ein Liebesverhältnis mit den Mädchen an, dessen Ende der Ruin der ehrenwerten Familie war. Die Feder sträubt sich, in das Nähere dieser Geschichte einzugehen. Als der Graf Perigord die Streiche seines Neffen erfuhr, hielt er es endlich für notwendig, die strengsten Maßregeln zu ergreifen, um ihnen ein Ziel zu setzen. Er berief einen Familienrat zusammen, und es ward einstimmig der Beschluß gefaßt, den König um einen Verhaftbefehl zu bitten. Man erhielt ihn leicht, und der junge Talleyrand ward im Spätherbst 1770 in einem Spielhause verhaftet und unter dem Namen des

Abbé Boiteux (des hinkenden Abbé) in die Bastille gesetzt. Nach zwei Monaten brachte man ihn in das Schloß zu Vincennes, wo er ungefähr ein Jahr in der Verborgenheit leben mußte. Nur der Kaplan des Schlosses durfte ihn besuchen und war beauftragt, für die Fortsetzung der Studien Sorge zu tragen.

Man hoffte, die stille Einsamkeit werde dazu beitragen, daß der junge Mann in sich gehen und seine Fehltritte bereuen würde. Doch diesen beschäftigte nur ein Gedanke, nämlich, die besten Mittel zu finden, um seine Freiheit wieder zu erlangen. Seine schlechte Aufführung hatte die Verwandten aufs äußerste erbittert, und er mußte sich selber sagen, daß seine Prüfungszeit nicht von kurzer Dauer sein werde. Doch hatte er bald die angemessenste Weise des Betragens sich ausgedacht, wodurch er seine Gefangenschaft abzukürzen sicher war. Der Kaplan besuchte ihn regelmäßig; der Gefangene äußerte anfangs bloß Verdruß über seine Strafe, hörte aber doch die Ermahnungen des Geistlichen willig an und löste seine Aufgaben, wie man es verlangte. Nach und nach ward seine Betrübnis tiefer und inniger, und sein Gewissen schien sich der Reue zu öffnen. Dann trieb er die Heuchelei so weit, daß er in Thränen schwamm, über die ungeheure Größe seiner Schuld wehklagte und sich die strengsten Bußungen auferlegte. Er wünschte fortan, wie er sagte, seine Freiheit nur darum, um sein Leben dem strengen Orden der Trappisten zu widmen. Nun zweifelte der Kaplan nicht mehr, daß sein Schüler auf den Pfad der Tugend zurückgekehrt sei; stolz und glücklich über dessen Bekehrung, gab er dem Grafen Perigord die zufriedenstellendsten Berichte, und der Gefangene erhielt seine Freiheit wieder. Er wurde nach Toulouse geschickt, um seine Studien bei den Jesuiten zu vollenden, und im Jahre 1773 nahm ihn Lomenie von Brienne als Mitglied des katholischen Klerus auf.

Darauf ging der junge Geistliche nach Paris und ward im Seminar von St. Sulpice unter dem Namen des Abbé Perigord aufgenommen. Es war in der letzten Zeit der Regierung Ludwigs XV., der bekanntlich von Madame Dubarry, seiner Maitresse, ganz beherrscht wurde. Der Abbé Perigord ließ sich der Madame Dubarry vorstellen und ward einer ihrer eifrigsten Höflinge. Eines Tages, als die Schmeichler und Anhänger der königlichen Favorite ihre galanten Abenteuer erzählten, blieb der junge Abbé stumm und lächelte bloß, als wisse er auch wohl manches zu sagen, wenn er nur wollte. Madame Dubarry bemerkte dies und fragte, woran er in dem Augenblicke dächte? „Ach, Madame!“ sagte er mit einer ernst-traurigen Miene, „ich hatte soeben einen niederschlagenden Gedanken.“ — „Und was für einen?“ — „Ach, Madame, Paris ist eine Stadt, in der man weit leichter Weiber, als Abteien erlangt!“ Dieses Witzwort Talleyrands ward Ludwig XV. hinterbracht, und tags darauf erhielt der Abbé zwei Abteien, deren Einkünfte 24 000 Livres betrugen.

Dies war freilich für den jungen Wüstling, der dem Spiel und anderen Ausschweifungen ergeben war, noch sehr wenig; doch verschaffte er sich bald

die Zusicherung des Bischofssitzes zu Autun. Einstweilen wurde er, neuer ärgerlicher Exzesse willen, zwei Jahre nach Autun in die Verbannung geschickt; doch stand er bereits in dem Rufe ausgezeichneter Feinheit und Schärfe des Geistes, verbunden mit großem Geschick, die Geschäfte zu leiten, und im Jahr 1780 erhielt er, erst 26 Jahre alt, die Stelle eines Agenten des Klerus, welche 40 bis 50 000 Livres Renten einbrachte.

Die Liebe zum Gelde und die Natur der ersten öffentlichen Ämter, die er bekleidete, mußten seine Studien notwendig auf die Finanzen lenken. Die Zerrüttung im französischen Staatshaushalte beschäftigte damals alle Gemüter; Männer und Frauen aus allen Klassen der Gesellschaft redeten damals nur von Ersparnissen, und der allgemeine Unwille richtete sich auf die schlechte Finanzverwaltung in Frankreich. Talleyrand segelte mit dem Wind; er galt für einen der eifrigsten Ökonomisten. Als Necker von seinem ersten Ministerium zurücktrat und Calonne unter sehr mißlichen Umständen ihm folgte, arbeitete der Abbé Perigord für diesen Minister eine Abhandlung aus über den Zustand der französischen Finanzen, gebrauchte aber dabei die Vorsicht, die Schrift nicht zu unterzeichnen. Auch dem Grafen Mirabeau hatte sich der Abbé genähert und ihn ganz gewonnen. In einem Briefe Mirabeaus an Calonne heißt es: „Sie haben bedauert, daß ich mein schwaches Talent nicht zur Abfassung Ihrer schönen Entwürfe anwenden will. Erlauben Sie, mein Herr, daß ich Ihnen einen dieses Vertrauens in jeder Beziehung würdigen Mann vorschlage. Der Abbé Perigord verbindet mit einem großen und geübten Talent eine große Umsicht und eine unerschütterliche Verschwiegenheit. Sie können keinen Mann wählen, der sicherer ist, der die Dankbarkeit und Freundschaft mehr achtet, eifriger ist Gutes zu thun und weniger begierig, den Ruhm der andern zu teilen." Mirabeau, bei aller Leidenschaftlichkeit doch eine offene und gerade Natur, erfuhr bald, was für einen Freund er gewonnen hatte. Als Necker, getragen von der Volksgunst, zum zweitenmal das Finanzministerium übernahm, beeilte sich der Abbé diesem seine Dienste anzubieten und eine anonyme Widerlegung jener früheren für Calonne verfaßten Abhandlung in Neckers Interesse zu schreiben. Wie gut war es, daß er seine erste Schrift nicht unterzeichnet hatte. Mirabeau, der sich in manch anderer Beziehung vom Abbé überlistet und betrogen sah, schrieb an den Grafen d'Entraigues: „Meine durch das infame Betragen des Abbé Perigord verdüsterte Lage ist unerträglich geworden. Ich sende Ihnen den Brief, welchen ich ihm schrieb, offen; beurteilen Sie und senden Sie ihm denselben zu, denn ich glaube, daß Ihnen dieser Mann unbekannt ist, und ich glaube, daß er es jedem Manne von Ihrer Sinnesart sein muß. Aber der Verlauf meines Unglücks hat mich in seine Hände gegeben, und ich muß diesen gemeinen, niederträchtigen, intriguanten Menschen noch schonen. Er braucht Geld. Für Geld hat er seine Ehre und seinen Freund verkauft, für Geld würde er seine Seele verkaufen und auch recht daran thun, denn er würde Kot gegen Gold austauschen."

Im Jahre 1787 berief Ludwig XVI. die Versammlung der Notabeln

des Königreichs, in der Hoffnung, durch dieses Mittel seinen Thron zu befestigen. Der Hof machte auch einige Versuche, Talleyrand anzuziehen, welcher durch seine Geburt eine natürliche Stütze der Monarchie werden zu müssen schien. Der Abbé war aber bedenklich, er zog es vor, zunächst auf die Seite von Monsieur (später Ludwig XVIII.) und des Herzogs von Orleans zu treten. Beide Prinzen standen in Opposition gegen Ludwigs XVI. Regierung, wurden jedoch dabei von ganz verschiedenen Absichten geleitet. Monsieur, der einen klaren Verstand besaß, sah voraus, daß die Verschwendung des Hofes und der Druck der Abgaben, mit denen das Volk belastet war, die Unzufriedenheit immer mehr aufregen und endlich einen allgemeinen Brand herbeiführen würde. Jedenfalls war er vom besten Willen beseelt. Ganz anders der Herzog von Orleans, der, ohne Talent, ohne Mut, mit Schulden überhäuft, nur darum eine Revolution wünschte, weil nur in der Auflösung des Bestehenden für seinen Vorteil etwas zu gewinnen war. Zwischen diesen beiden Männern hatte der Abbé Perigord die Wahl, und er gab der Partei Orleans den Vorzug, obwohl er zunächst nur im Geheimen ihr Anhänger war. Als jedoch die Aufregung wuchs, Ludwig XVI. die Generalstände (états généraux) berief und diese sich versammelten, trat er offen über zu den Anhängern des Herzogs von Orleans, dessen Kopf er zwei Jahre später verlangte.

Am 30. November 1788 war der Abbé Perigord zum Bischof von Autun ernannt worden; im Januar 1789 ward er eingeweiht und bald darauf durch die Wahl seines Kirchsprengels zum Abgeordneten der Stände ernannt. Nun machte der Hof neue Versuche, um den Bischof von Autun zu gewinnen. Man kannte die Zerrüttung seiner Finanzen und bot ihm eine beträchtliche Summe, wenn er der Sache des Königs seinen Beistand leisten würde. Der kluge Mann blickte aber weiter in die Zukunft und sagte: „Ich finde in der Kasse der öffentlichen Meinung weit mehr, als sie mir da bieten; vom Hofe erhaltenes Geld würde später nur eine Ursache des Verderbens für mich sein, und da ich reich werden muß, will ich meinen Reichtum fester stützen."

Talleyrand hatte seinen Plan gut entworfen. Er, der mit Vorliebe die Ideen Voltaires in sich aufgenommen hatte, war nun mit Leib und Seele Demokrat, und wußte mit nicht geringer Beredsamkeit seine Standesgenossen dafür zu gewinnen, daß sie mit dem dritten Stande Hand in Hand gingen und Neckers Plan, der nach englischem Muster ein Ober- und Unterhaus bilden wollte, vereitelt wurde. Aus den „Ständen" ward eine „Nationalversammlung", und Talleyrand einer der freisinnigsten Wortführer. In der denkwürdigen Sitzung vom 14. August, in welcher alle Überreste des Lehnwesens, alle Vorrechte der Aristokratie und des Klerus niedergerissen wurden, war der Bischof von Autun unter den ersten, die für solchen Beschluß stimmten. Talleyrand ward zum Mitglied der Kommission ernannt, welche einen Konstitutionsentwurf verfassen sollte, und als das erste Komitee sich auflöste, ward er abermals Mitglied des zweiten. Wenn er der Begeisterung

fähig gewesen wäre, so möchte man sagen: „mit wirklichem Enthusiasmus“ wirkte er für die Beschlüsse der Aufhebung des Zehntens der Geistlichen, sogar für den Verkauf der geistlichen Güter und des überflüssigen Silbergeräts der Kirche, trotz dem vielfachen Widerspruch des Klerus, namentlich seiner Diözese, welcher die Grundsätze des Bischofs von Autun öffentlich mißbilligte. Talleyrand ließ sich jedoch nicht irre machen; er wußte, daß er im Geiste der Zeit handelte, und indem er sich der Strömung hingab, am besten dadurch in den Stand gesetzt wurde, sein Ansehen und seinen Einfluß zu behaupten. So schien er nur darum Bischof von Autun geworden zu sein, um alle Güter, Vorrechte und Machtvollkommenheiten der Geistlichkeit dem Staate zu opfern, und es mag nicht ohne ein inneres Behagen seinerseits geschehen sein, daß er seinem Stande selber den Krieg erklärte, zu dem er gezwungen war, und den er nur als Fußschemel benutzte, um zu der gewünschten politischen Macht emporzusteigen.

Da er mit dem scharfen Blick, der ihm stets sagte, „was die Zeit sei,“ die Gabe der Rede verband, für das „Zeitgemäße“ immer den schärfsten und entsprechendsten Ausdruck zu finden, so wurde auch, als die Nationalversammlung über die Rechte des Menschen und Bürgers ihre Untersuchungen anstellte, des Bischofs von Autun vorgeschlagene Fassung gleich bei der ersten Lesung einstimmig angenommen. Sie lautete:

„Da das Gesetz der Ausdruck des allgemeinen Willens ist, so müssen alle Bürger persönlich oder durch Abgeordnete mitwirken; es muß für alle dasselbe sein, mag es nun schützen oder strafen. Alle Bürger sind vor dem Gesetze gleich und nach ihrer Fähigkeit zu allen Stellen und öffentlichen Ämtern zulässig.“

Und nach den bedeutenden Arbeiten, zu welchen er mit aller Kraft mitgewirkt hatte, überreichte er der Versammlung eine Adresse an das Volk, um es über den Geist und die Wichtigkeit der Beschlüsse der Nationalversammlung zu belehren. Die Fassung dieses Schriftstückes ist musterhaft, es heißt da u. a.:

„Was hat die Versammlung gethan? Sie hat mit fester Hand inmitten der Stürme den Grund zu der Konstitution gelegt, die euch auf immer die Freiheit sichert.

„Die Rechte der Menschheit waren seit Jahrhunderten verkannt, verhöhnt; sie wurden durch die ganze Menschheit in dieser Erklärung wieder aufgestellt, welche das ewige Kriegsgeschrei gegen die Unterdrücker und ein Gesetz für die Gesetzgeber selbst sein wird.

„Die Nation hatte das Recht, Gesetze zu erlassen und Steuern auszuschreiben, verloren; dieses Recht ist ihr wieder gegeben, und zu gleicher Zeit sind die wahren Grundsätze der Monarchie aufgestellt, die Unverletzlichkeit des erhabenen Oberhauptes der Nation und die Erblichkeit des Thrones in einer allen Franzosen so teuren Familie.

„Wir hatten nur Generalstaaten; ihr habt jetzt eine Nationalversammlung, die euch nicht wieder geraubt werden kann.

„Stände, welche notwendig voneinander abgeschieden waren und an alten Vorurteilen hingen, diktierten in jenen die Gesetze und konnten den Aufschwung des Nationalwillens hemmen; diese Stände sind nicht mehr, alles ist vor dem ehrenvollen Namen und Rechte des Bürgers verschwunden.

„Ihr bedurftet zu eurer Verteidigung der Bürger, und beim ersten Signal sah man die Nationalgarde, welche aus Patriotismus versammelt und durch die Ehre befehligt ist, überall die Ordnung erhalten und wiederherstellen, und mit unermüdlichem Eifer für die Sicherheit eines jeden und den Nutzen aller wachen.

„Unser ganzes öffentliches Recht bestand aus unzähligen Privilegien; sie sind aufgehoben, und bei der Abstimmung dieser Versammlung klatschten die Provinzen, welche auf die ihrigen am eifersüchtigsten waren, ihrem Verluste Beifall zu."

Die Adresse machte in der Versammlung wie im Volke den lebhaftesten Eindruck; der Bischof von Autun galt fortan für einen der eifrigen Freunde der Freiheit und der Volksrechte, und am 16. Februar 1789 ward er durch 373 Stimmen von 603 (sein Mitbewerber, der Abbé Sieyes, hatte 125) zum Präsidenten der Versammlung gewählt.

Bei dem Bundesfeste, das von seiten des französischen Volkes mit so überschwenglicher Freude am 14. Juli auf dem Marsfelde gefeiert wurde, hielt der Bischof von Autun das Hochamt; in dem Augenblicke, als er an den Altar trat, sagte er zu Lafayette, dem Kommandanten der Nationalgarde: „Ich bitte Sie, bringen Sie mich nicht zum Lachen!" Feierlich nahm der Bischof von Autun die Tausende von Eiden ab, die alle — gebrochen wurden.

Obgleich Talleyrand so sehr mit Komplotten, Verschwörungen, Berichten, Reden, Adressen und Festen überhäuft war, fand er doch noch Zeit für den Umgang mit Frauen, und schrieb am 15. Juli, am Tage nach dem Bundesfeste der Gräfin F. einen Brief, der also beginnt: „Madame! Wenn Sie gestern bei dem lächerlichen Feste ebenso zufrieden mit dem Platze waren, als ich es war, Sie zu sehen und zu bewundern, so müssen Sie das Unwetter mit demselben Gleichmute ertragen haben wie Ihr Freund. Der Herzog von Orleans zwang mich, den Abend bei ihm zuzubringen, sonst würde ich Sie besucht haben, um mich über die Langeweile des Tages zu trösten und mit Ihnen von Dingen zu reden, die einen so verschiedenartigen und entgegengesetzten Eindruck hervorbrachten. Was mich betrifft, so weiß ich, unter uns gesagt, nicht, was am meisten zu beklagen ist, der Fürst oder das Volk, Frankreich oder Europa. Verläßt sich der König auf die Liebe des Volkes, so ist er verloren, und ist das Volk nicht auf seiner Hut gegen den Charakter des Königs, so sehe ich schreckliches Unglück voraus; ich sehe jahrelang Ströme von Blut fließen, um den Enthusiasmus einiger Monate zu verlöschen. Ich sehe, daß der Unschuldige mit dem Schuldigen untergehen wird. Was sich auch ereignen mag, entweder ist die Sache der Freiheit oder die Ruhe von Frankreich bedroht."

Nach dem „Bundesfeste" war Talleyrand eifrig bemüht, die Zivil-

konstitution der Priester durchzusetzen, wodurch sie, der Gerichtsbarkeit des Papstes entzogen, ganz den übrigen Staatsdienern gleichgestellt werden sollten. Die Geistlichen weigerten sich jedoch, den verlangten Eid zu leisten, zum großen Verdruß Talleyrands, welcher seiner Freundin, der Gräfin von F., darüber schrieb: „Ich bin erschöpft von all den Quälereien in betreff des von der Nationalversammlung geforderten Eides. Wenn meine Brüder in Christo keine Narren wären, so würden sie meinem Beispiele folgen; sie würden etwas mehr daran denken, sich in Frankreich ein glückliches Los zu bereiten, und sich weniger um den Skrupel ihres Gewissens und die Pflichten gegen Rom bekümmern. Was bedeutet ein neuer Eid nach all den Eiden, die wir geschworen und gebrochen haben, nachdem wir so vielmal einer Konstitution, der Nation, dem Gesetze, dem König — Dingen, die nur dem Namen nach vorhanden sind — geschworen haben?“

In einem folgenden Briefe heißt es: „Jedenfalls muß ich meine Angelegenheiten so einrichten, daß ich mich im Falle eines Schiffbruchs nicht ohne Hilfsmittel befinde, wohin mich auch das Geschick verschlagen mag. Ich hoffe morgen eine bedeutende Summe zu erhalten, welche der Herzog mir schuldet; diese Summe wird mit dem, was ich schon in Assignaten besitze, uns in den Stand setzen, selbst in einer entfernten Gegend zu leben, wenn die Umstände es verlangten.“

Der Pfarrer Expilly war zum „konstitutionellen“ Bischof von Finisterre ernannt worden, aber die Bischöfe weigerten sich ihm die Weihe zu geben. Man wandte sich an den Bischof von Autun, und der war gern dazu bereit, nur wollte er nicht gern allein stehen und suchte daher den Bischof von Lydda und den Bischof von Babylon für die Assistenz zu gewinnen. Als der Tag der Feierlichkeit schon bestimmt war, kam jedoch der Bischof von Lydda und sagte, der Bischof von Babylon sei in seinem Entschlusse wankend geworden. Ohne einen Augenblick zu verlieren, begab sich der Bischof von Autun zu dem letzteren, gleich als wollte er ihm nur einen einfachen Besuch machen, spielte aber nun folgende Komödie: „Sie wissen nicht, was vorgeht,“ sprach er zu dem zaghaften Manne mit einem ganz zerknirschten Gesichte, „der Bischof von Lydda will uns verlassen; die Sache ist indes zu weit gediehen, als daß wir noch umkehren könnten. Er kompromittiert uns, und Sie wissen doch, was wir vom Volke zu befürchten haben... Mein Entschluß (setzte er hinzu) ist gefaßt; ich will nicht vom Volke gesteinigt werden...“ Er nahm ein kleines Terzerol aus der Tasche, spannte den Hahn und sagte mit drohender Miene: „Ich bin entschlossen, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn einer meiner Kollegen mich verrät!“ Diese Szene brachte die gewünschte Wirkung hervor, und der Bischof von Babylon sagte seinen Beistand zu.

Der Papst war aber mit solchem Gebaren so wenig zufrieden, daß er den pflichtvergessenen Bischof von Autun in den Bann that. Talleyrand hatte das vorausgesehen, und zwei Tage zuvor, noch ehe die Bannbulle von Pius VII. erschien, seine geistlichen Ämter niedergelegt. Dadurch war er

bei dem Volke erst recht beliebt geworden, und schon im März desselben Jahres (1791) ward er Mitglied des Rates für das Departement Paris. Talleyrand stand nun völlig unabhängig da und blickte auf eine neue günstige Laufbahn.

Am 24. April 1791 starb Mirabeau, wahrscheinlich als Opfer des heimtückischen Herzogs von Orleans, dem der bei allen Ausschweifungen doch edle Mirabeau wegen seiner Rücksicht für das Königtum längst ein Dorn im Auge war. Talleyrand war bei den letzten Augenblicken des außerordentlichen Mannes zugegen, dem er sich seit geraumer Zeit wieder genähert hatte, da beide einander brauchten. Man sprach allgemein von einer Vergiftung, zu welcher Talleyrand die hilfreiche Hand geboten; schlau genug hatte er es selber dahin zu bringen gewußt, daß ihn Mirabeau zu seinem Testamentsvollstrecker ernannte. Er nahm nun die durch Mirabeaus Tod erledigte Stelle im Direktorium des Departements ein und fand sich so in alles eingeweiht, was die höchste Verwaltung der Hauptstadt anging. Dabei blieb sein Einfluß in der Nationalversammlung ungeschwächt, denn er wußte stets der Majorität zu schmeicheln und verlangte nur, was sie wollte.

Die Sache des Königs ward von Tage zu Tage mißlicher; seine vereitelte Flucht hatte das Mißtrauen des Volkes noch mehr erregt; das Treiben der Emigranten an der französischen Grenze steigerte die Erbitterung und den Haß gegen das Königtum. Talleyrand, dem die steigende Macht der Republikaner fast bedenklich wurde, näherte sich einen Augenblick dem Hofe, und es ward behauptet, er sei sogar mit dem Plane der Flucht vertraut gewesen. Doch bald genug, da er die Unentschlossenheit Ludwigs XVI. sah, und als er bemerkte, daß die Republikaner nicht nur Kühnheit, sondern einen festen, bestimmten Willen hätten, begriff er, daß der Augenblick gekommen sei, seine Glückskarte auf die Republik zu setzen.

Mit richtigem Blick hatte er die Notwendigkeit erkannt, England für die französische Revolution zu gewinnen; mit dem Marquis v. Chauvelin ward er als Unterhändler nach London gesandt, doch Pitt verachtete diese Gesandten und unverrichteter Sache kehrten sie am 11. August 1792 nach Paris zurück. Am Tage zuvor waren die von Orleans und den Jakobinern aufgewiegelten Volkshaufen auf die Tuilerien losgestürmt, der König mit seiner Familie hatte sich in die Nationalversammlung gerettet, die sich auflöste und in den „Nationalkonvent“ verwandelte, den Danton, Marat, Pethion, Robespierre beherrschten. Die königliche Familie wurde in den sogenannten „Tempel“ gesperrt, alle Anhänger des Königs, deren man habhaft werden konnte, alle Geistlichen, die sich geweigert hatten, die Konstitution zu beschwören, wurden in Paris und Orleans eingekerkert; ihre Zahl betrug gegen 500. Auch Talleyrand wäre bei seiner Rückkehr fast ermordet worden, denn man hatte in den Tuilerien Papiere gefunden, die ihn bloßstellten. Doch Danton rettete ihn noch, konnte es übrigens nicht verhindern, daß Talleyrands Name unter die Liste der Verbannten kam (8. April 1793). Der Konvent

war in diesem Falle keineswegs zu streng, denn Talleyrands Intriguen waren offenbar.

Er ging zunächst wieder nach England. Die dortigen Emigranten fürchteten ihn und zogen sich vor ihm zurück. Man glaubte, er sei nur deswegen angeklagt und verwiesen, um seine Rolle als Spion zu verbergen. Pitt konnte die Schlangennatur Talleyrands so wenig ausstehen, daß er ihn, nachdem die „Alienbill" vom Parlament genehmigt worden, auch aus England verwies. Der französische Staatsmann schiffte sich nach den Vereinigten Staaten ein, führte aber fleißig seine Korrespondenz mit den Freunden und Freundinnen daheim fort, um alle Fäden in Händen zu behalten. In einem seiner Briefe an Frau von Genlis sagt er: „Ich denke nicht an meine Feinde, ich beschäftige mich, mein Vermögen wieder zu sammeln." Dies war allerdings auch eine der Hauptsorgen, die nie vernachlässigt wurde.

Das Haupt des unglücklichen Königs war unterdessen unter dem Beil der Guillotine gesunken, aber auch ein Robespierre war seinem Schicksal nicht entgangen, und nun dachte Talleyrand auf die Rückkehr nach Frankreich. Er hatte mit glücklichem Takt Frau von Staël für sich zu interessieren gewußt, und diese hatte durch ihre Bitten Chenier, ein sehr einflußreiches Mitglied des Konvents, zu bestimmen gewußt, eine Verteidigungsrede für den nach Amerika Verbannten zu halten, welche am 4. September 1795 die Aufhebung des vom Konvent gegen Talleyrand erlassenen Anklage-Dekrets bewirkte.

Übrigens beeilte er sich keineswegs mit der Rückreise, sondern ließ sich vorerst in Hamburg nieder, in der Absicht, die Ereignisse noch ein wenig zu beobachten und die zu hoffenden Erfolge der verschiedenen Parteien gegeneinander abzuwägen. Talleyrand fand in Hamburg die Haupttrümmer der Partei Orleans, die dem Fallbeile entgangen waren; sie intriguierten noch, um in Frankreich eine konstitutionelle Monarchie mit einer neuen Dynastie zu gründen. Talleyrand schien aufrichtig auf ihre Pläne einzugehen und korrespondierte auf ihre Einladung mit Barras; aber indem er für sie zu arbeiten schien, beschäftigte er sich nur mit seinem eigenen Interesse. Er hatte dem Direktorium seine Dienste angeboten und ward mit geheimen Aufträgen nach Berlin gesandt, wo er unter dem Namen des Bürgers Maurice mehrere Zusammenkünfte mit den Ministern und höchsten Hofbeamten hatte.

Als er nach Paris zurückkehrte, setzte er sich sogleich mit den Republikanern in Verbindung. Von Barras unterstützt, suchte er an der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten teilzunehmen, aber Carnot hatte einen unbesiegbaren Widerwillen gegen ihn und erklärte: „er hat alle Laster der alten Herrschaft, aber keine Tugenden der neuen angenommen; er hat keine Grundsätze und wechselt sie, wie die Wäsche; er ist jetzt Republikaner, weil man es heutzutage sein muß, wenn man etwas werden will; morgen wird er die Tyrannei proklamieren, wenn sie ihm Nutzen bringt."

Talleyrand, der die Schwäche des Direktoriums wohl erkannte, ließ sich dadurch keineswegs abschrecken. Wäre er selber von ebenso großer Willens-

kraft als Schlauheit gewesen, würde er sich eine Stellung der Macht erobert haben; er schickte aber lieber andere ins Feuer, und vorläufig hatte er seine Blicke auf den jungen General Bonaparte gerichtet. Er sah, wie sehr Barras die Heirat der Frau von Beauharnais mit Bonaparte wünschte, und ergriff die Gelegenheit, beide durch seine hilfreichen Dienste zu verpflichten. Er vermittelte die Heirat, wodurch Bonaparte zugleich das Kommando über die italienische Armee erhielt, wonach er so sehr verlangte.

Trotz dem Widerspruch Carnots ward Talleyrand am 15. Juli 1797 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Am 4. und 5. September brach im Schoße des Direktoriums selber eine Revolution aus, wodurch Carnot und Barthelemy gestürzt und nebst 11 Mitgliedern aus dem Rat der Alten und 42 Mitgliedern aus dem Rat der Fünfhundert zur Landesverweisung verurteilt wurden. Bonaparte und Talleyrand waren die Haupttriebfedern dieser Katastrophe. Der siegreiche Feldherr, der an der Spitze eines durch ihn neugebildeten und begeisterten Heeres den Frieden von Kampo Formio erkämpft hatte, durch welchen Österreich Belgien und die Lombardei verlor, war bereits der Mann des Volkes geworden und zeigte mit seinem raschen, entschiedenen Handeln, wes Geistes Kind er war. Die Direktoren fühlten seine Überlegenheit und waren froh, als er sich zu dem abenteuerlichen Zuge nach Ägypten entschloß. Talleyrand war fortwährend mit ihm in vertrautester Korrespondenz; aber die Anklagen, daß er von Freund und Feind sich bestechen lasse, daß er kein aufrichtiger Republikaner sei, daß er dem erblichen Despotismus auf den Trümmern der Freiheit und Gleichheit wieder ein neues Haus bauen wolle, mehrten sich dergestalt, daß er am 19. Juli 1799 seine Entlassung forderte und vom Direktorio auch erhielt.

Während der vier Monate bis zur Rückkehr Bonapartes lebte er ganz zurückgezogen, machte jedoch eifriger denn je der Gemahlin Bonapartes den Hof. Auf den genialen Kriegshelden baute er seine Hoffnung des baldigen Sturzes der bisherigen Regierung, und als der Feldherr der ägyptischen Armee unerwartet schnell in Frejus landete und unter dem Jubel des Volkes nach Paris eilte, da war Talleyrand sicher, daß auch sein Weizen wieder blühe.

Es wird berichtet, Frau von Staël habe einige Tage vor dem 18. Brumaire (9. November), an welchem das Direktorium gestürzt wurde, mit Talleyrand eine Unterredung über die Tagesangelegenheiten gehabt. Nachdem sie ihn gemahnt, sich inniger an Barras anzuschließen und an die Majorität des Direktoriums, soll Talleyrand ganz kaltblütig gefragt haben: „Giebt es denn noch ein Direktorium?"

Die Vorbereitungen waren so gut getroffen und die Mitwirkung der Grenadiere so wirksam, daß am 9. November 1799 die Direktoren ihre Entlassung nehmen mußten, am folgenden Tage der Rat der Fünfhundert auseinander getrieben wurde (Lucian Bonaparte war Präsident!), der Rat der Alten aber Bonaparte selbst nebst zwei gewesenen Direktoren, Sieyes und Roger Ducos, provisorisch zu Konsuln erklärte. Bald darauf wurde die

neue Verfassung bekannt gemacht, nach welcher die Republik drei auf zehn Jahre gewählte Konsuln erhielt, deren erster Bonaparte mit monarchischer Gewalt war; ihm zur Seite standen (dem Namen nach) die zwei andern, Cambaceres und Lebrun; die Minister, ein Erhaltungssenat, ein gesetzgebender Körper und ein Tribunat standen unter Oberleitung der Konsuln. Talleyrand ward wieder — Minister des Auswärtigen, und mehr wollte er nicht, denn diese Stellung war nicht bloß für sein Talent, sondern auch für seine Börse die angemessenste.

Talleyrand wußte sich bald alle geheimen Gedanken des neuen Oberhauptes anzueignen; er leitete alle Unterhandlungen, welche den Frieden mit England zum Zweck hatten, namentlich diejenigen, welche mit Österreich zu Lüneville angeknüpft wurden und den Frieden von Amiens herbeiführten. Der geschickte und erfahrene Diplomat leistete damals dem ersten Konsul in der That ausgezeichnete Dienste; auch sein Vermögen hatte in den drei Jahren 1799—1802 außerordentlich zugenommen. Eines Tages stellte ihn der erste Konsul darüber zur Rede: „Apropos, Bürger Minister," sagte er zu ihm, „man sagt, Sie wären sehr reich; wie geht das zu?" — „Nichts natürlicher, als dies, General!" erwiderte Talleyrand, „ich habe am 17. Brumaire Renten gekauft und sie am 19. wieder verkauft!" Diese Schmeichelei war nicht übel angebracht, und der erste Konsul sprach nicht mehr über diesen Punkt.

Auch zu dem Konkordate, das Bonaparte 1802 mit dem Papste schloß, trug Talleyrand, der unermüdlich alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumte, sehr viel bei. Der Diplomat benutzte die Gelegenheit, sich wieder mit der Kirche auszusöhnen und den Bann von sich zu wälzen. Pius VII. übersandte ihm folgendes Breve:

(„Unserm vielgeliebten Sohne Karl Moritz Talleyrand.")

„Freude ergriff uns, als wir Deinen sehnlichen Wunsch, Dich mit uns und mit der katholischen Kirche auszusöhnen, vernahmen.

„Indem wir also zu Deinen Gunsten den Schoß unserer väterlichen Barmherzigkeit öffnen, lösen wir Dich, vermöge der uns beiwohnenden vollen Gewalt, von den Banden aller Exkommunikationen. Infolge Deiner Aussöhnung mit uns und der Kirche geben wir Dir auf, an die Armen, besonders an die der Kirche von Autun, welche unter Deiner Verwaltung gestanden hat, Almosen zu spenden. Wir erteilen Dir die Erlaubnis, weltliche Kleidung zu tragen und alle weltlichen Geschäfte zu treiben, mag es Dir nun gefallen, in Deinem gegenwärtigen Amte zu bleiben oder zu einem andern überzugehen, zu dem die Regierung Dich berufen könnte."

Talleyrand war also säkularisiert und konnte sich mit Madame Grant, mit der er schon einige Zeit gelebt hatte, trauen lassen, worauf der erste Konsul, der Zucht und Ordnung auch in dieser Beziehung wieder herstellen wollte, durchaus bestand. Madame Grant hoffte nach vollzogener Trauungszeremonie Zutritt in den Tuilerien zu erlangen; der erste Konsul verweigerte ihn. Dies schien für Talleyrand doch zu hart, und er reichte seine Ent-

lassung ein; doch man einigte sich endlich dahin, daß Talleyrands Frau das Recht haben sollte, bei Hofe zu erscheinen unter der Bedingung, daß sie nicht erschiene. Nur einmal sollte sie kommen, um dieses Recht zu behaupten; und so geschah es auch.

Frau von Talleyrand war sehr schön, aber auch sehr dumm, und als einst jemand dem Minister sein Staunen nicht bergen konnte, wie er nur an der Unterhaltung mit einer solchen Person Vergnügen finden könne, erwiderte er: „das gewährt mir nach angestrengter Arbeit Erholung.“ Später, als ihre Schönheit verblüht war, stieß er sie wieder von sich. Napoleon auf St. Helena äußerte sich über dieses Verhältnis also: „Talleyrands Triumph ist der Triumph der Immoralität. Ein Priester heiratet die Frau eines andern Mannes und zahlt diesem andern Mann noch eine bedeutende Summe, damit derselbe ihm seine Frau überlasse. Ein Mensch, welcher alles verkauft, alle Welt und alle Parteien verraten hat! Ich untersagte seiner Frau den Zutritt zu meinem Hofe, einmal weil ihr Ruf durchaus schlecht war, und dann, weil ich in Erfahrung gebracht, daß einige genuesische Kaufleute ihr 400 000 Franken gezahlt hatten, in der Hoffnung, dafür durch Vermittelung ihres Mannes einige Handelsvorteile zu erlangen. Sie war eine sehr schöne Frau, aus Ostindien, aber sehr albern und unwissend“ *).

Infolge des Lüneviller Friedens wurde die deutsche Entschädigungsangelegenheit eine ergiebige Goldader für Talleyrand. Das deutsche Reich wurde im eigentlichen Sinne an den Meistbietenden verkauft, und Talleyrand

---

*) Kurze Zeit, nachdem die Armee mit den sie begleitenden Gelehrten von dem abenteuerlichen Feldzuge in Ägypten zurückgekehrt war, lud Talleyrand den Herrn Denon zu Tische. „Herr Denon ist ein höchst liebenswürdiger Mann,“ sagte Talleyrand zu seiner Frau, welche nun das Recht hatte, die Honneurs des Hauses zu machen; „er ist ein Schriftsteller, und die Schriftsteller haben es sehr gern, wenn man von ihren Werken spricht. Ich will dir deshalb seinen Reisebericht schicken, und den lies, damit du mit ihm davon reden kannst.“ Er schickte ihr das Buch, seine Frau las es sogleich mit Eifer durch, und als nun der Herr Verfasser bei Tische neben ihr saß, begann sie ihr Lob.

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen,“ sprach sie, „wie viel Vergnügen mir die Lektüre Ihrer Reiseabenteuer gemacht hat!“

— Sie sind zu gütig, Madame.

„Mein Gott! wie mag Ihnen die Zeit so lang geworden sein! So ganz allein auf einer wüsten Insel! Ich habe Sie sehr bedauert.“

— Aber, es scheint mir, als ob ....

„Sie müssen mit Ihrer hohen spitzen Kappe sehr possierlich ausgesehen haben!“

— In der That, Madame, ich begreife nicht ...

„Ich begreife recht wohl, was Sie alle mögen ausgestanden haben. Sie waren doch nicht krank nach ihrem Schiffbruch?“

— Aber, Madame, ich weiß nicht ....

„Als Sie aber den Freytag fanden, da waren Sie gewiß hocherfreut.“

Nun erst merkte Denon, daß Frau v. Talleyrand von Robinson sprach; ihr Herr Gemahl, um sich einen Spaß zu machen, hatte ihr Robinson Crusoes „Reise-Abenteuer“ geschickt.

forderte von allen kleinen Fürsten, welche Entschädigung verlangten*), so große Summen, daß man nicht mit Unrecht behauptete, die von den Gliedern des deutschen Reichs dargebrachten Geschenke wären hinreichend gewesen, sechs Heere auszurüsten, jedes von 50 000 Mann. Talleyrand kaufte um diese Zeit das schöne Landgut Valencay, wofür er 2½ Millionen Franken bezahlte.

Infolge der an den ersten Konsul erstatteten Berichte, wonach der Herzog von Enghien unter englischem Einfluß Krieg gegen sein Vaterland zu erregen suchte, ward dieser Prinz (Enkel des berühmten Condé) mitten im Frieden von dem herzoglich badenschen Gebiete gewaltsam weggeholt, nach Vincennes gebracht und nach schnell abgehaltenem Kriegsgerichte im dortigen Schloßgraben erschossen. Talleyrand, der überhaupt schon sein Möglichstes gethan hatte, die Souveräne Europas zur Wegweisung der bourbonischen Familienglieder zu bestimmen, hatte, wenn auch nicht den Gewaltakt gegen den Herzog von Enghien direkt angeraten, doch ihm Vorschub geleistet und für gefällige Juristen und Sophisten gesorgt, welche die grausame That verteidigten. Die Entführung fand statt in der Nacht vom 15. auf den 16. März 1804, das Urteil und dessen Vollstreckung am 20. desselben Monats.

Bei den damaligen Unruhen im Innern von Frankreich und dem fort und fort drohenden Einfluß Englands auf die Kabinette des Festlandes schien den beiden Ministern Talleyrand und Fouché eine Rückkehr der Bourbons nicht unmöglich; so uneinig sie sonst waren, kamen sie doch darin überein, alles aufzubieten, um ein solches Ereignis zu verhindern, das sie selber ins Verderben gestürzt haben würde. Beide wetteiferten, dem ersten Konsul die gefährliche Lage recht bedenklich darzustellen, und da sie dessen Hauptwunsch kannten, verfehlten sie nicht, darauf hinzuweisen, wie dem Parteigetriebe nur dadurch ein Ende gemacht werden könnte, daß die höchste Gewalt auch den Schmuck der Krone empfange.

Durch Senatsbeschluß vom 18. Mai 1804 ward dem ersten Konsul die kaiserliche Krone mit der Erblichkeit für seine Nachkommen übertragen; der Kaiser seinerseits ernannte Talleyrand zu seinem Oberkammerherrn, und gab ihm bald darauf das große Band der Ehrenlegion. Talleyrand folgte seinem kaiserlichen Herrn nach Mailand zur Krönung, begab sich dann im folgenden Jahre nach Wien und Preßburg zum Friedensschluß mit Österreich, und folgte 1807 abermals dem siegreichen Heere Napoleons nach Tilsit, wo er den Vertrag von 1807 unterzeichnete. Je unumschränkter übrigens der Kaiser seine Pläne ins Werk setzte, und je mehr seine Minister bloße Diener seines Willens wurden, desto unbehaglicher fühlte sich Talleyrand in seiner Stellung als Minister des Auswärtigen; er fürchtete die fortdauernden Erobe-

*) Frankreich diktierte, welche Fürsten und wie viel sie an Land und Leuten verlieren sollten; Preußen, dem man allerlei Zugeständnisse machte, erkannte in seiner Verblendung nicht, daß dies nur darum geschah, um Österreichs Eifersucht und den Unwillen der übrigen europäischen Mächte zu erregen. Der schlaue Franzmann lachte über den dummen deutschen Michel ins Fäustchen.

rungen Napoleons und hätte am liebsten einen gesicherten Frieden durch ein solides Bündnis mit Österreich und England herbeigeführt. Der Kaiser, der sich mit Welteroberungsgedanken trug, neigte dagegen zu einem Bunde mit Rußland.

Bald nach Abschluß des Tilsiter Friedens ward Talleyrand seiner Ministerfunktionen entbunden. Der Kaiser, welcher ihm schon 1806 das bis dahin dem Papst zugehörige Herzogtum Benevent verliehen hatte, ernannte ihn zum Vizegroßwahlherrn des Reichs (vice-grand-électeur), nahm ihn auch mit nach Bayonne, dann nach Erfurt, aber Talleyrand war mit der Politik seines Herrn keineswegs einverstanden. Er nannte die Gefangennehmung der spanischen Prinzen einen großen Fehler; um sich dafür zu rächen, wies ihnen Napoleon das Schloß Valencay zum Aufenthalt an, sodaß der Eigentümer gewissermaßen Gefängniswärter sein mußte.

Fouché wußte das Mißtrauen des Kaisers gegen Talleyrand zu nähren, und alle seine Reden und Handlungen wurden scharf beobachtet.

Napoleon erfocht neue Siege über Österreich, und der Gedanke Talleyrands, der ihm einst geraten, sich mit Österreich zu vermählen, kam nun zur Ausführung. Die Ehe mit Josephine, welche die Liebe des Volkes in hohem Grade besaß und verdiente, ward getrennt. Aber Talleyrand, der früher auf diese Trennung öfters hingedeutet hatte, sprach nun in den darüber gepflogenen Beratungen sich dagegen aus; vielleicht, weil er jetzt die Dauer der napoleonischen Herrschaft nicht mehr wünschte. Sein Wunsch sollte übrigens bald in anderer Weise erfüllt werden.

Wohl stand nun der allgewaltige Franzosenkaiser, nachdem er am 1. April 1810 mit der Erzherzogin Marie Luise, der Tochter Kaiser Franz I., sich vermählt und diese ihm am 20. März 1811 einen Prinzen, den „König von Rom“ geboren hatte, auf der Höhe seines Glückes und seiner Macht. Das stachelte ihn aber noch mehr zu neuen Kriegsunternehmungen; er wollte auch das große Rußland zu seinen Füßen sehen und zog im Jahre 1812 mit der „großen Armee“ über den Niemen, besiegte die russischen Heere und zog am 14. Sept. in Moskau ein. Patriotische Russen zündeten ihre Hauptstadt selber an, und nun (am 22. Okt.) mußte Napoleon den Rückzug antreten. Als die Kunde des Brandes von Moskau nach Paris gelangte, sagte der Diplomat: „Da haben wir den Anfang des Endes!“ Sobald die Kaiserin Marie Luise durch jenes verhängnisvolle Bulletin vom Fehlschlagen des russischen Feldzuges Kunde erhielt, berief sie die Großwürdenträger des Reichs zu sich, und unter ihnen erschien auch Talleyrand in seiner Eigenschaft als Vize-Großwähler. Die Bestürzung in den Tuilerien war groß, doch Talleyrand war guter Laune und machte einen Witz nach dem andern. Zwar heuchelte er noch Anhänglichkeit für die Sache Napoleons, aber schon hatte er durch seinen Oheim, den früheren Erzbischof von Rheims, welcher sich in der Umgebung Ludwig XVIII. befand, dem „Könige“ eröffnen lassen, daß er bereit sei, unter gewissen Bedingungen für ihn zu handeln.

Nach Lesung des Briefes, den Talleyrand an seinen Oheim geschrieben,

rief Ludwig erfreut: „Gott sei Dank! Bonaparte ist seinem Sturze nahe, denn ich wette darauf, daß Ihr Neffe, zur Zeit, als dem Direktorium der seinige bevorstand, in denselben Ausdrücken an den Besieger Italiens geschrieben hat. Wenn Sie ihm antworten, so schreiben Sie ihm, daß ich es als eine gute Vorbedeutung ansehe, wenn er meiner gedenkt."

Auch mit Fouché, dem stets gehaßten Nebenbuhler, führte Talleyrand eine Versöhnung herbei; diese beiden Menschen waren sogleich einverstanden, als sie merkten, daß der Urheber ihrer Größe dem Falle nahe sei.

Als Napoleon in Paris anlangte und von dem Umtriebe Talleyrands hörte, setzte er den Treulosen heftig zur Rede; der geschickte Diplomat hatte jedoch alles so eingeleitet, daß ihm nichts bewiesen werden konnte, und wußte des Kaisers Zorn zu besänftigen. Dieser trug sich sogar mit dem Gedanken, Talleyrand wieder das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zu übertragen, und als Talleyrand darauf nicht einging, ernannte er ihn zum Mitglied des Regentschaftsrats.

Österreich ließ sich durch die Verwandtschaft mit Napoleon nicht abhalten, im Bunde mit Rußland und Preußen den schweren Ringkampf mit dem Tyrannen Europas aufs neue zu beginnen. Endlich mußte er doch unterliegen. — Die Völkerschlacht bei Leipzig war geschlagen, die Verbündeten drangen auf Paris. Der Regentschaftsrat war geteilter Meinung, ob man den Sitz der Regierung nach Blois verlegen oder in Paris verbleiben sollte. Talleyrand stimmte für die Verlegung nach Blois, weil die Anwesenheit der Kaiserin und des Königs von Rom zu Paris der Rückberufung der Bourbons hinderlich war. Um aber doch scheinbar seiner Verpflichtung als Regentschaftsrat nachzukommen, ließ er seinen Wagen anspannen und fuhr bis an die Barriere, wo (nach getroffener Verabredung) der Wagen von einem österreichischen Kavalleriedetachement angehalten und zur Rückkehr nach Paris gezwungen wurde. Nun war Talleyrand die einzige offizielle Person in der Hauptstadt und konnte mit Bequemlichkeit die Unterhandlungen fortsetzen. Er knüpfte mit den Bevollmächtigten des Kongresses von Chatillon, besonders mit dem Fürsten Metternich, *demjenigen seiner Schüler, der ihm die meiste Ehre machte* — wie er sagte — die nötigen Verbindungen an; durch Schmeicheleien und Versprechungen bemächtigte er sich in Paris selber des Senats und machte durch seine zuversichtlichen Versicherungen, ganz Frankreich wollte die Rückkehr der Bourbonen, viele glauben, daß dem wirklich so sei. Nach dem Einzuge der Verbündeten nahm er die Hauptperson, den Kaiser Alexander, in seinem Hause (rue St. Florentin) auf und gewann ihn völlig für die Wiedereinsetzung des bourbonischen Fürstenhauses, für welchen Akt er eigens das Wort „Legitimität" erfunden zu haben schien. Die Umsicht und Kühnheit, welche Talleyrand in diesem schwierigen Momente entfaltete, ist wirklich großartig; ohne alle äußere Macht, einzig durch seine Klugheit, hatte er sich zum Mittelpunkt der Weltereignisse gemacht. Ein wahrhafter Staatsmann hätte freilich sich die Frage vorgelegt, ob ein Herrscherstamm, der die Zuneigung des Volkes thatsächlich eingebüßt

hatte, der seine alten Vorurteile und Gewohnheiten in das neue Frankreich wieder zurückbrachte, auch fähig sei, Bürgschaft für eine bessere Zukunft zu bieten? Doch was kümmerte einen Diplomaten, dem nur das Materielle das Wirkliche war, das sittliche Bedürfnis des Volkes und der Geist der Nation?

Sobald Ludwig XVIII. den Thron eingenommen hatte, ernannte er Talleyrand zum Fürsten, Pair des Reiches, zum Oberkammerherrn und Minister des Auswärtigen. Als solcher begab er sich auf den Kongreß nach Wien, wo die Mächte bereits über die europäischen Angelegenheiten zu tagen begonnen hatten, und namentlich Stein zu gunsten Deutschlands seine Stimme erhob.

Ein größerer Gegensatz läßt sich zwischen zwei Staatsmännern kaum denken, als der zwischen Stein und Talleyrand. Jener, die Redlichkeit und Offenheit selbst, die er bis zur Grobheit steigert, nur kraft seiner hohen reinen Gesinnung dastehend, ohne Ministermandat eines Fürsten, in persönlichem Vertrauensverhältnisse zum Kaiser Alexander, den preußischen Ministern nahe stehend und von König Friedrich Wilhelm III. hochgeachtet, einzig durch seinen festen edlen Charakter von Einfluß, aber nicht zum Ziele kommend, weil er die diplomatischen Kniffe und Pfiffe verschmähet: — und hinwiederum dieser Talleyrand, dessen moralisch verwerfliche Persönlichkeit und unlautere Gesinnung jeder kennt, dessen Ministeramt aber das allereinflußreichste, dessen Stellung die allerwirksamste ist, die überall seine Zwecke erreicht, weil er jeden bei seinem Egoismus zu fassen, jedes Mittel zum Zwecke zu benutzen versteht, fein, geschmeidig und geduldig durch jede Lage sich windet.

Bekanntlich hatte Stein dem Kaiser Alexander eine Denkschrift übergeben, um den Geschäftsgang zu ordnen und einen Anfang zu gewinnen. Die Großmächte sollten das Schiedsrichteramt auf dem Kongresse ausüben, weil sie ihr Dasein für die gute Sache aufs Spiel gesetzt. *Frankreichs Dazwischenkunft in den inneren Angelegenheiten Deutschlands sollte auf alle Weise verhindert werden*, da, wie Stein so wahr bemerkt, es nur zu teilen und die Gärung zu unterhalten suchte, indem es an die *einzelnen deutschen Fürsten* sich wendete. Auch Rußland sollte den deutschen Mächten die Entscheidung in deutschen Angelegenheiten überlassen. Diese und ähnliche Vorschläge wurden zuerst von Alexander, dann von den übrigen Mächten angenommen. Als so die Geschäfte bereits in Gang gebracht waren, erschien die französische Gesandtschaft am 24. September, an ihrer Spitze Talleyrand. Dieser gewandte Künstler, der von Mürat 30 000 Dukaten genommen hatte, um gegen Ferdinand von Sizilien zu wirken, und von diesem ebensoviel, um Mürat zu beseitigen, empfing nun auch vom Könige von Sachsen eine Million Thaler — und die kleinen Fürsten hatten Ursache, mit ihm zufrieden zu sein. Er brachte das Zauberwort mit, das, wie er sicher berechnete, auf die Großmächte den besten Eindruck machen mußte, das Wort: Legitimität. Er, der einst der größte Feind der Legitimität, des gesetzlichen Bestandes der Dinge gewesen, ward

jetzt ihr begeisterter Prophet. Zuerst nahm er sich Sachsens an, damit es nicht an Preußen käme und dies zu rund und voll würde. Er hatte hierbei Metternich auf seiner Seite. Dann aber, um auch Österreich nicht zu stark werden zu lassen, stützte er Bayern und Württemberg in ihrer Sonderstellung. Der Gedanke eines großen einigen Deutschlands ward bald wieder zur Schimäre. Stein schrieb um diese Zeit seiner Frau: „Wolle Gott, daß unsere Geschäfte bald und gut endigen; aber ich gestehe Dir, daß ich über den Ausgang sehr unruhig bin, und alle die kleinen Leidenschaften der Menschen scheinen losgekettet, um unsere Hoffnungen zu zerstören und uns in neue Verwickelungen zurückzuwerfen, deren Folgen unberechenbar und erschrecklich sind. Man muß hoffen, daß Gott uns den Weg finden lasse aus diesem Abgrunde, in den uns der Leichtsinn, die Schelmerei der einen und der schiefe Verstand der anderen zu stürzen droht."

Es wäre wegen Sachsens fast zum Kriege gekommen; Talleyrand hatte mit Metternich und Lord Castlereagh sich so innig verbunden, daß der österreichische Kaiser Franz I. am 3. Januar 1815 gegen die in seiner Burg unter demselben Dache mit ihm wohnenden Verbündeten und Gastfreunde, Alexander und Friedrich Wilhelm, ein heimliches Bündnis mit England und Frankreich schloß. Nur die plötzliche Rückkehr Napoleons von Elba brachte den Hader wieder zum Schweigen.

Nach dem Memorial von St. Helena hatte Talleyrand, sobald er Napoleons Einzug in Paris erfahren, sogleich an Fouché geschrieben, daß er ihn bei dem Kaiser vertrete, und sich zu gleichem Schutze Fouchés bei den Bourbons verpflichtet. Napoleon soll bei dem einflußreichen Diplomaten anfangs mehrere Versuche gemacht haben, ihn für sich zu gewinnen; Talleyrand war aber zu klug, um auf diese Anträge einzugehen, und als Napoleon noch dazu die Unvorsichtigkeit beging, ihn zu ächten, vergalt dieser Gleiches mit Gleichem und beschleunigte die Achtserklärung seitens der Mächte, wodurch Napoleon als außer dem europäischen Völkerrecht stehend proklamiert wurde.

Der Schlacht von Waterloo folgte die zweite Restauration der Bourbons in Frankreich, und Talleyrand übernahm abermals die auswärtigen Angelegenheiten zugleich mit der Präsidentschaft des Ministeriums. Im Interesse Frankreichs that er nun alles Mögliche, die geschärfteren Friedensbedingungen, auf welchen diesmal Rußland und Preußen fester bestanden, zu ermäßigen. Als er aber merkte, daß er dem Kaiser Alexander zuwider geworden, legte er klug sein Ministerium nieder und machte sich populär durch die Erklärung, daß er als guter Franzos die Verträge vom 20. November 1815 nicht unterzeichnen könne.

Der König von Sizilien schenkte ihm, da er Neapel für die Bourbons gerettet, das Fürstentum Dino, dessen Titel er 1817 auf seinen Neffen übertrug. Im Besitz eines ungeheuren Privatvermögens konnte er nun dem Laufe der Welt ruhig zusehen. Die Reaktion der Überköniglichgesinnten, die nun immer blinder und hartnäckiger alle liberalen Einrichtungen verfolgte, mußte er verachten, und sein Spott ward oft genug herausgefordert von

diesen Rückschrittsmännern, aber auch mit dem Idealismus der Konstitutionell-Liberalen konnte er sich nicht befreunden, da ihm nicht die Institution, sondern immer nur das persönliche Interesse obenan stand. Übrigens verteidigte er in der Pairskammer entschieden die Preßfreiheit, sprach sich auch gegen den spanischen Krieg 1823 aus, von dem er mit Recht ebensowenig Ehre als Nutzen absah. Bei der Organisation des Instituts von Frankreich*) (1816) war Talleyrand zum Mitgliede der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften ernannt worden, und diese Auszeichnung hatte er verdient, da er schon in den Revolutionsstürmen auf die entschiedenste und überzeugendste Weise sich für die hohe Würde der Kunst und Wissenschaft und die Notwendigkeit, sie aufrecht zu halten, erklärt hatte. In seinem Hause nahm er gern jeden auf, der sich durch litterarisches oder politisches Verdienst auszeichnete. Mit diplomatischem Geschick streifte er jedoch stets nur die Oberfläche des Gespräches, ohne je auf den Kern der Sache einzugehen. Es fehlte ihm die Ideentiefe und eigentliche Ideenarbeit, das Ringen des Geistes hat er nie gekannt, da er stets die Kräfte anderer zu seinem Vorteil verwandte. Doch seine Eleganz, Feinheit und Leutseligkeit, mit der er jeden zum Sprechen brachte, bezauberte alle, die ihn besuchten.

Als Karl X. zur Regierung gelangte, überzeugte er sich immer mehr, daß die Restauration keine Zukunft hatte. Ludwig Philipp zog ihn übrigens während der Julirevolution 1830 zu Rate, und erhielt auf die Anfrage, ob es ratsam sei, die Krone anzunehmen, zur Antwort: er möchte nur zugreifen. Talleyrand betrat unter dem neuen System abermals die politische Schaubühne. Er fand Louis Philipp geneigt, um jeden Preis den Frieden zu erhalten und dazu namentlich (was Talleyrand sein Leben lang gewünscht) ein inniges Bündnis mit England anzubahnen. Er wurde zum Gesandten in London ernannt. Talleyrand und Lord Palmerston waren die einflußreichsten Mitglieder der Londoner Konferenz, welche über die Lösung der belgischen Frage entscheiden sollte. Am 22. April 1834 hatte er die Freude, die sogenannte Quadrupelallianz zwischen England, Frankreich, Spanien und Portugal zu unterzeichnen, die zunächst den Zweck hatte, das konstitutionelle System im Westen von Europa aufrecht zu erhalten. Der Vorteil dieses Vertrages war übrigens nur auf Englands Seite. Mit dieser letzten diplomatischen That beschloß Talleyrand seine staatsmännische Laufbahn, um den Rest seines Lebens in stiller Zurückgezogenheit auf seiner Besitzung Valencay zu verleben. Doch kam er hier und da nach Paris, wo er in den höchsten Kreisen stets mit größter Zuvorkommenheit empfangen und besonders von den Frauen als untrügliches Orakel verehrt wurde. Die Frauen waren von jeher seine treuen Alliierten gewesen, durch die er hinter manche Geheimnisse

*) Gesamtname für die fünf Pariser Akademieen: 1) académie française zur Pflege der französischen Sprache und schönen Litteratur; 2) académie des inscriptions et belles lettres, Geschichte, Altertums- und Sprachforschung; 3) académie des sciences in elf Sektionen; 4) académie des beaux arts, Malerei und Skulptur. Im Jahr 1836 ward die fünfte Akademie für die moralischen und politischen Wissenschaften wiederhergestellt.

kam, die ihm sonst verschlossen geblieben wären. Er hatte Freundinnen von allen politischen und religiösen Farben: ultraroyalistische, konstitutionelle, demokratische, bigotte, freigeisterische.

Im Januar 1838 hielt er in der Pariser Akademie noch eine sehr kräftige Rede auf den verstorbenen Grafen Reinhard, den er sehr hochgeschätzt hatte. Darauf nahmen aber seine Kräfte schnell ab, und er starb am 17. Mai desselben Jahres in einem Alter von vierundachtzig Jahren. Um „mit Anstand" abzuscheiden, unterzeichnete er noch eine Erklärung, daß er in den Schoß der römisch-katholisch-apostolischen Kirche zurückgekehrt sei. Royer-Collard hatte in den Zimmern Talleyrands geäußert: „Er ist immer der Mann der Pazifikation gewesen und wird sich auch jetzt nicht weigern, vor seinem Tode noch mit Gott Frieden zu schließen." Als diese Worte dem Kranken hinterbracht wurden, richtete er sich auf und sagte lebhaft: „Ich weigere mich nicht, ich weigere mich nicht!"

Der Friedensschluß ward am 17. Mai früh um sechs Uhr unterzeichnet in Gegenwart der Herren Molé, Barante, Royer-Collard und des Fürsten von Poix. Dann empfing der Greis die Tröstungen der Religion; der Abbé Dupanloup*) nahm ihm die Beichte ab und gab ihm die letzte Ölung. Nachmittags vier Uhr starb er, ohne einen Augenblick das Bewußtsein verloren zu haben. In ihm starb ein Diplomat, der seinen bekannten Ausspruch: die Sprache ist dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen! auf das schlagendste an seinem eigenen Beispiele nachwies. Sein Gesicht war stets so ruhig und unbefangen, daß man nie eine Spur von Gemütsbewegung darauf entdecken konnte — ganz wie es einem Diplomaten geziemt.

Manche Briefe und politische Dokumente hat Talleyrand, wo er ihrer habhaft werden konnte, verbrannt, damit er nicht kompromittiert würde. Seine Memoiren sollen, laut einer Bestimmung seines Testaments, erst dreißig Jahre nach seinem Tode veröffentlicht werden**). Zur Haupterbin setzte er seine Nichte, die Fürstin von Dino, ein; sein hinterlassenes Vermögen mag wohl achtzehn Millionen Franken betragen haben.

---

*) Seit 1849 Bischof von Orleans, seit 1876 Senator. Starb 1878.

**) Daß wir von diesen keine wahrheitgetreue Berichte und keine Aufschlüsse über zweifelhafte Punkte im politischen Getriebe zu erwarten haben, liegt auf der Hand. Sie werden den Verfasser von liebenswürdigster Seite darzustellen suchen und dessen Kunst der Schönfärberei abermals beweisen. Der in seinem Urteil unbefangene Saint-Beuve beginnt seine Skizzen (in der o. a. Schrift) mit der treffenden Bemerkung: Ecrire la vie de M. de Talleyrand n'est guère chose possible, et je ne crois pas que la publication de ses Mémoires tant desirés et tant ajournés, si elle se fait jamais, y aide beaucoup. Acteur consommé, M. de Talleyrand, plus encore qu'aucun autre auteur de Mémoires aura écrit pour colorer sa vie, non pour la révéler; s'il avait l'à propos en tout et savait ce qu'il faut dire, il savait encore mieux, ce qu'il faut taire.

Palafox. Augustina von Saragossa*).

Große Ereignisse bringen plötzlich auch große Charaktereigenschaften zum Durchbruch und ins glänzende Licht der Geschichte, die ohne den weltgeschichtlichen Anstoß im Dunkel des Alltagslebens begraben worden wären.

Es ist wohl nie einer Königsfamilie größere Schmach zugefügt worden, als es durch Napoleon den spanischen Bourbonen geschah. Freilich gab der sittlich verdorbene, durch und durch faule Madrider Hof dem kühnen Gewaltherrscher Veranlassung genug zu gewaltthätigem Intriguenspiel. Der „Friedensfürst“ Godoy, der verschmitzte Minister Karls IV., früher Offizier in der königlich spanischen Leibgarde, hatte durch die Schönheit seiner Gestalt die Aufmerksamkeit der Königin auf sich gezogen und war durch deren Einfluß zum Range des ersten Ministers und anerkannten Günstling des Königs erhoben worden. Der bejahrte und verstandesschwache Monarch stand gänzlich unter der Botmäßigkeit der Königin, und diese war ihrerseits wieder ein Werkzeug in der Hand des listigen Godoy. Der Thronfolger Ferdinand, „Prinz von Asturien“, verabscheute den Günstling, der alles daran setzte, den Zwiespalt in der königlichen Familie zu nähren, um den König wider seinen Sohn einzunehmen; aber der Kronprinz war zu schwach, um die Verhältnisse beherrschen zu können. Jede Partei suchte bei Napoleon Hilfe, bei dem, der bereit war, sie alle zu verderben. Ferdinand ließ sich nach Bayonne locken; nach freundlichem Empfange führte ihn Napoleon zum Bankett, das zum Totenmahl bestimmt war für die bourbonische Monarchie. Denn wenige Stunden, nachdem die Souveräne sich auf gleichem Fuße umarmt hatten, ward dem Prinzen eröffnet, die Bourbonen in Spanien hätten aufgehört zu regieren, und fortan müsse das Zepter der spanischen Monarchie in die Hände dessen gelegt werden, der allein imstande sei, der Krone Ansehen zu verschaffen.

Das spanische Volk, wenn auch durch Schuld der Regierung tief gesunken, war doch nicht so weit herabgekommen, um nicht zu fühlen, daß in der Schmach, die seinem Herrscherhause von einem fremden Eroberer angethan ward, ihm selber, seiner nationalen Würde und Selbständigkeit die größte Schmach bereitet werde. Das Unglück fachte den Funken des alten Heldensinnes wieder zur Flamme an. Es waren anfangs nur die Heldenthaten einzelner Patrioten, die sich hervorthaten; aber sie zeigten dem Volke seinen wahren Charakter, erhoben das allgemeine Nationalgefühl und rissen endlich auch die Scheuen und Schwankenden mit sich fort.

Einer der wackersten Patrioten war Don Jose de Palafox y Melzi. Er war 1780 geboren, der Sprößling einer vornehmen aragonischen Familie.

---

*) Leben und Feldzüge des Herzogs von Wellington. Nach W. H. Maxwell, G. N. Wright und Alexander von Bauer (Quedlinburg und Leipzig, 1840), 6 Bände. Arthur, Herzog von Wellington rc. Nach Elliot und Clarke (Leipzig, 1817). Chronik des 19. Jahrhunderts (5. und 6. Band) von Dr. Venturini (Altona, 1811).

Früh zum Soldaten bestimmt, hatte er auf wissenschaftliche Bildung gar keinen Fleiß verwandt, sich's vielmehr in Madrid wohl sein lassen und an allen Zerstreuungen und Vergnügen der Residenz teilgenommen. Als Gardeoffizier begleitete er den Prinzen Ferdinand nach Bayonne, entfloh aber, als Bauer verkleidet, sobald er sah, daß es auf seines Fürsten Gefangennehmung abgesehen war. Er gelangte glücklich in Saragossa an, erfuhr hier aber zu seinem nicht geringen Schreck, daß der Generalkapitän von Aragonien sich auf Seite der Franzosen neigte. Dieser wollte das Volk entwaffnen, während die Patrioten am 25. Mai 1808 die Landleute von Saragossa aufforderten, sich der Sache des Vaterlandes anzuschließen und wider die Franzosen die Waffen zu ergreifen. In dieser Krisis ward schneller Prozeß gemacht, der schlechtgesinnte Generalkapitän sofort ergriffen, ins Gefängnis geworfen und an seine Stelle Don Joseph Palafox gewählt.

Über diesen Mann war auf einmal ein neuer Geist gekommen. Er erließ sogleich eine beredte Proklamation, worin er seine Landsleute aufforderte, ihm zur Wiederherstellung der Freiheit behilflich zu sein.

Er erklärte, daß der französische Kaiser und alle Mitglieder seiner Familie, sowie jeder französische General und Offizier für die Sicherheit Ferdinands VII. persönlich verantwortlich sein sollte. Man war übereingekommen, für den äußersten Notfall einen österreichischen Prinzen auf den spanischen Thron zu erheben, aber keinen Franzosen im Lande zu dulden.

Es war freilich schwer, aus ungeübten Landbauern und dem Kriegshandwerk völlig entfremdeten Stadtbewohnern ein Heer zu bilden, das sich den französischen Kriegsscharen entgegenstellen konnte. Alle Hilfsmittel waren unzureichend. Das in Saragossa befindliche Militär war kaum 230 Mann stark, der Staatsschatz konnte nicht mehr als 2000 Realen aufbringen. Aber unerschreckt durch diese Schwierigkeiten, durch die Gefahren, die ihm droheten, kündigte er den Franzosen selber den Krieg an. Mit unglaublicher Schnelligkeit wurden Waffen geschmiedet, Pulver bereitet und die notwendigsten Rüstungen ins Werk gesetzt. Spanische Regimenter in Pamplona und Madrid lösten sich auf und eilten nach Saragossa, wohin aber auch bereits General Lefebvre mit einem starken Truppenkörper sich in Bewegung gesetzt hatte.

Die Hauptstadt von Aragonien liegt in einer fruchtbaren Ebene am rechten Ufer des Ebro, über den eine steinerne, 600 Fuß lange Brücke führt. Von einer Kolonie des Augustus Caesar Augusta oder auch Caesarea genannt, empfing sie den spanischen Namen Zaragoza. Unterhalb der Stadt geht der aragonische Kanal in den Ebro. Eine Anhöhe, Monte Torrero genannt, auf welcher verschiedene den Schiffern gehörige Magazine und Werkstätten sich befinden, beherrscht die Stadt. Die massiven Häuser derselben sind gewöhnlich zwei Stockwerk hoch, mit starken Gewölben und Mauern versehen; auch die vielen Kirchen und Klöster sind alle von massiver Bauart und sehr hoch. Die Kirche Nuestra Sennora del Pilar (Unserer Lieben Frau zum Pfeiler) ist in ganz Spanien berühmt. Man wallfahrtet zu dem

wunderthätigen Bilde der heiligen Jungfrau, das auf einer Säule von feinem Jaspis steht. Die Mauern und Thore sind schlecht und auf eine Belagerung nicht berechnet. Die zahlreichen engen und unregelmäßigen Gassen führen nach den Marktplätzen und dem Korso, der einzigen breiten und schönen Straße. Als die Franzosen zum erstenmal vor Saragossa erschienen, belief sich die Bevölkerung auf 50 000 Seelen

Palafox, der dem anrückenden Lefebvre mit seinen Truppen entgegenging, ward am 16. Juni geschlagen, seine Mannschaft versprengt, und er selber entkam mit Mühe in die Stadt. Sogleich verschanzten sich die Einwohner, und binnen 24 Stunden war das bisher offene Saragossa vor einem Überfall gesichert. Die Stadt ward eingeschlossen. Nach mehreren Angriffen erstürmten die Franzosen zwei Klöster und den Monte Torrero. Der Verlust des letzteren wurde der Feigheit eines Artillerieoffiziers zugeschrieben, von dem es hieß, er habe die Batterieen zu schnell verlassen. Er wurde deshalb verurteilt, sechsmal Spießruten zu laufen, wobei ihn die Soldaten mit ihren Ladestöcken schlugen und nach dieser Grausamkeit erschossen.

Die spanische Artillerie ward sehr mangelhaft bedient, da sich kein reguläres Militär in der Stadt fand; doch jeder Bürger oder Bauer griff wacker zu, so daß eine fortdauernde, obwohl unregelmäßige Kanonade unterhalten wurde. Die Landleute neckten ohne Unterlaß das Belagerungsheer und störten seine Belagerungsarbeiten. Aber bereits waren die französischen Werke auch so nahe gerückt, daß das Feuer der feindlichen Kanonen immer zerstörender wirkte. Auf dem Korso flog das Pulvermagazin in die Luft und verbreitete ringsum Vernichtung. Der Platz wurde nochmals zur Übergabe aufgefordert; der General Palafox wies alle Versuche zur Unterhandlung streng zurück. Seiner Weigerung folgte ein noch zerstörenderes Feuer und lebhafterer Angriff. Die Sandsackbatterie am Portillothor war der Schauplatz eines schrecklichen Gemetzels, da sie wiederholt durch das feindliche Feuer zerstört und ebenso häufig unter der heftigsten Kanonade wiederhergestellt wurde.

An diesem Punkte war es, wo die Jungfrau Augustina von Saragossa, ein Mädchen von zwanzig Jahren, gleich einer Jeanne d'Arc, den sinkenden Mut ihrer Landsleute wieder belebte und durch eine heroische That das dem Untergange geweihte Saragossa rettete. Sie trug den Kämpfenden Erfrischungen zu; als sie aber bei dem Portillothore ankam und sah, wie alle, welche die Kanonen bedient hatten, zu Boden geschmettert waren und ein panischer Schrecken sich der Reserve bemächtigt hatte: stürzte sie über die Haufen Erschlagener, riß ihrem Geliebten eine noch brennende Lunte aus den leblosen Händen und feuerte damit sogleich eine Kanone ab. Dann sprang sie auf das Geschütz, mit welchem sie Verderben auf den Feind geschleudert zu haben glaubte, und that einen feierlichen Schwur, nicht lebendig vom Platze zu weichen, bis die Feinde ihres Vaterlandes vernichtet oder zurückgeschlagen seien.

Solcher Heldenmut eines weiblichen Herzens verfehlte nicht seine Wirkung

auf die Männer. Augenblicklich wurde die Batterie bemannt und ein wirksameres Feuer als vorher auf die Feinde gerichtet.

Die Wut und Ungeduld der Belagerer steigerte sich mit jedem Angriff; Saragossa ward immer enger umzingelt. Oberhalb der Stadt war der Ebro durch ein Furt zu passieren, und unterhalb hatten die Franzosen troß dem Widerstande der Aragonier eine Brücke geschlagen. Da sie auf diese Weise ihre Reiterei ans jenseitige Ufer bringen konnten, zerstörten sie die Mühlen, welche die Stadt mit Mehl versorgten, brandschatzten die Dörfer und schnitten so den Belagerten ihren Zufluß von Mundvorrat und Schießbedarf ab. In dieser mißlichen Lage legte der kluge und thätige Palafox in mehreren Teilen der Stadt Pferdemühlen an und ließ von den Mönchen unter erfahrenen Aufsehern das nötige Pulver bereiten. Aller Schwefel, der noch an Ort und Stelle war, mußte zusammengebracht werden; die Straßenerde ward sorgfältig ausgewaschen, um den Salpeter zu gewinnen, und Kohlen wurden aus Hanfstengeln gemacht, die in Aragonien zu ungewöhnlicher Höhe und Dicke aufschießen. Bald ward eine Pulvermanufaktur instandgesetzt, die täglich 15 kastilische Arrobas (ca. 175 kg) lieferte.

Vom 2. zum 3. August ward das öffentliche Hospital genommen und in Brand gesteckt; Kranke und Blödsinnige, Verwundete, die kaum sich bewegen konnten, stürzten schreiend und wehklagend auf die Straße. Da eilten nicht achtend der Bomben und Kugeln, die ohne Unterlaß flogen, die mitleidigen Frauen herbei, um die Unglücklichen aufzusuchen und womöglich zu retten. Am 4. August ließen die Franzosen eine furchtbare Batterie auf das Stadtviertel San Engracia spielen. Im Nu sanken die schwachen Lehmmauern ein, und der Feind stürzte in die Stadt; das herrliche Kloster San Engracia selber ward angezündet und stürzte in Trümmer. Bis zum Korso drangen die wütenden Soldaten vor. Der französische General forderte nun die Übergabe mit folgenden lakonischen Worten: „Quartel general — Santa Engracia — la capitulation“ („Hauptquartier San Engracia, Kapitulation“). Es erfolgte mit gleicher lakonischer Kürze die Antwort: „Quartel general — Zaragoza — guerra al cuchillo“ („Hauptquartier Saragossa, Krieg aufs Messer“). „Palafox“.

Diese kräftige, für die Franzosen selbst überraschende Weigerung war der Ausdruck des Geistes, der alle Einwohner von Saragossa beseelte. Die Priester feuerten durch Gelübde und Beifall den Mut an zum Todeskampfe. Die Frauen pflegten nicht bloß die Verwundeten, sondern traten auch wohl mit in die Reihen der Streiter, wenn's not that. Man rief zur heil. Jungfrau vom Pfeiler, und das Heiligtum schützte die Stadt, da es den Mut ihrer Bewohner aufrecht hielt. Die Aragonier behaupteten ihre Stellungen, warfen an den Straßeneingängen, wenige Schritte vor den französischen Kanonen, ihre Batterieen auf, und der Zwischenraum ward bald mit Toten ausgefüllt *).

---

*) „Die feindlichen Batterieen waren einander so nahe, daß ein Spanier unter dem Schutz der toten Körper, welche den Zwischenraum zwischen denselben gänzlich

Da vorzüglich die Häuser selbst zu Festungen dienten, häuften sich in diesen auch die Leichname und wurden dann aus dem Fenster auf die Straße gestürzt. Die Ausdünstung der vielen Toten ward immer unerträglicher; man fürchtete die Pest. Wer sollte sie aber beerdigen? Jeder, der sich auf der Straße sehen ließ, ward alsbald das Opfer einer Kugel. Da schickte Palafox an einen langen Strick gebundene Franzosen unter die Toten und Sterbenden, die Leichname ihrer Landsleute wegzuschaffen; eine Dienstleistung, die beiden Teilen erwünscht war.

Am 5. August, als die Franzosen mit aller Macht ihre Anstrengungen erneuerten, war den Aragoniern die Munition fast gänzlich ausgegangen. Als der tapfere General unter dem Volke einherritt, rief man ihm allerseits zu: „Wenn es an Schießbedarf fehlt, so haben wir noch Messer, den Feind anzugreifen.“ Doch kam noch, wo die Not am höchsten stieg, unerwartet Hilfe; kurz vor Einbruch der Nacht zog unter dem Befehl des Don Franzesko Palafox, des Bruders des Generals, eine Verstärkung von 3000 Mann mit Munition und Lebensmitteln in die Stadt ein. Die Verteidigung ward mit neuem Eifer fortgesetzt. Ein am 8. August gehaltener Kriegsrat faßte folgende denkwürdige Beschlüsse: „Die Teile der Stadt, welche die Aragonier noch behaupten, sollen mit der bisher so ruhmvoll bewiesenen Festigkeit verteidigt werden. Sollte der Feind am Ende die Oberhand gewinnen, so wird sich das Volk über die Ebrobrücke in die Vorstädte zurückziehen, und nachdem es die Brücke abgeworfen, die Vorstädte auf Tod und Leben verteidigen.“ Dieser Entschluß des Heerführers und seiner Hauptleute wurde vom Volk mit dem lautesten Beifall aufgenommen. Elf Tage lang war der blutigste Kampf von Straße zu Straße, von Haus zu Haus fortgesetzt worden, und die Franzosen hatten während der Zeit kaum ein Achtel der Stadt gewonnen. Die Frauen und Jungfrauen, Knaben und Mädchen wetteiferten mit den Männern. Die Gräfin Burita hatte einen Frauenverein gestiftet zur Pflege der Verwundeten, und mit Erstaunen sahen die Krieger ihre zarte Gestalt mitten im Kugelregen zu den Verwundeten eilen. Es sollen aber auch ebensoviel Knaben und Frauen als Männer auf dem Platze geblieben sein.

Die Flucht Josephs, des von Napoleon eingesetzten „Königs von Spanien“, aus Madrid, der Rückzug des französischen Heeres auf Vittoria und das Anrücken der Heerschar von Valencia zum Entsatz der Stadt nötigten den General Verdier, der an Lefebvres Stelle getreten war, in der Nacht des 15. August die Belagerung aufzuheben. Die Franzosen warfen ihr schweres Geschütz in den Kanal und zogen eilig ab. Saragossa war für diesmal gerettet; jubelnd rief das Volk: Es lebe unsere l. Frau vom Pfeiler und General Palafox.

Doch nicht zu lange sollte die Freude der armen Saragossaner dauern!

ausfüllten, nach einer französischen Batterie kroch und an einer der französischen Kanonen ein Seil befestigte. In dem hierauf folgenden Kampfe riß das Seil, und die Saragossaner verloren ihre Beute gerade in dem Augenblicke, wo sie sich derselben sicher glaubten.“ Southey.

Die Franzosen hatten schnell genug wieder die Oberhand gewonnen, und nachdem die Patrioten bei Tudela eine große Niederlage erlitten hatten, schlugen die Flüchtlinge den Weg nach Saragossa ein, überall, wohin sie kamen, Schrecken und Verwirrung verbreitend. Die langsame Verfolgung gestattete die Ankunft der Kassen, des Gepäcks, der Kranken, Verwundeten und erschreckten Bauern, die sämtlich mit den fliehenden Soldaten zugleich in die Stadt drangen. Belebt durch die Erinnerung an seinen früheren Ruhm forderte Palafox seine Mitbürger auf, den Gefangenen Gnade widerfahren zu lassen, ihr Leben zu schonen und sie nach entfernteren Gegenden zu schaffen; er wies die Nonnen an, sich von dem unmittelbaren Schauplatze der Gefahr zu entfernen und ihre Andachtsübungen da zu verrichten, wo sie nicht gestört werden könnten; er deutete den Reichen an, daß er keinen Unterschied der Person kenne, daß von Stund an jedermann mit seiner Person und seinem Eigentum dem Vaterlande geweiht sei, daß, wenn der Arme sein Leben und seine Kräfte opfere, der Reiche seine armen Mitbürger mit Nahrung und Kleidung versehen müsse; er erklärte, daß diejenigen, welche die Preßfreiheit zum Nachteil der Patrioten mißbrauchten, dem neuen Polizeirichter überantwortet werden sollten, und stellte es endlich jedem frei, binnen drei Tagen die Stadt zu verlassen. Von dieser Freiheit machte jedoch kein einziger Einwohner Gebrauch. Da die Bürger schon bei der ersten Belagerung dem Schutz „Unserer lieben Frau vom Pfeiler“, die Saragossa zum Sitze gewählt hatte, ihre Rettung zuschrieben, so erklärte Palafox in seiner Proklamation, daß die Opfer, zu denen sie aufgefordert würden, Gott und der jungfräulichen Mutter Gottes, ihrer himmlischen Beschützerin, angenehm sein würden; er suchte ihnen aber zugleich begreiflich zu machen, daß sie zu ihrer Rettung selbst mitwirken müßten, daß Gebete, um erhört zu werden, Aufrichtigkeit erforderten und diese durch Werke bewiesen werde, und daß die Arbeit der Gläubigen auch stets vom Segen des Himmels begleitet sei.

Nach diesen Grundsätzen begann Palafox zu handeln. Um neue Mauern aufzuführen und kunstmäßig eine Festung zu schaffen, dazu war die Zeit zu kurz. Aber man benutzte das, was man hatte. Man schuf die Klöster in Citadellen um, besserte die alten Mauern aus, legte Schulterwehre an, bauete Schanzen, zog Umpfählungen und einen 15 Fuß tiefen und 21 Fuß breiten Graben um die Stadtmauer. Das von den maurischen Königen erbaute, später von den Fürsten von Aragonien bewohnte, dann als Gefängnis des schändlichen Inquisitionstribunals benutzte und zuletzt von Philipp V. in eine Festung umgeschaffene Schloß Aljaferia wurde bedeutend ausgebessert und die Zahl seiner Kanonen vermehrt, auch die Verbindung mit der Stadt durch eine doppelte Caponnière gesichert. In der Stadt selber wurden Thüren und Fenster in der Fronte der Häuser vermauert, die Wände aber mit Schießlöchern durchbrochen. Durch Öffnungen in den Giebelmauern wurden zwischen den Wohnhäusern selber Verbindungen bewirkt; jede zusammenhängende Häuserreihe ward zu einer Schanze. In den wichtigsten Straßen zog man Querwälle (Traversen), hinter denen Geschütz aufgestellt ward.

Die Besatzung bestand aus 30 000 Mann nur wenig disziplinierter Truppen und aus 20 000 Bauern, die ihre Unwissenheit in der Verteidigungskunst durch ihren Mut ersetzen sollten. Pulver wurde in der neu angelegten Salpetersiederei angefertigt, soviel man für den Augenblick brauchte, um die Notwendigkeit eines Magazins und damit die Gefahr einer Explosion zu vermeiden.

Um dem Mute der Zaghaften etwas nachzuhelfen, machte Palafox bekannt, daß jeder Feige, der von Übergabe spräche, an den Galgen kommen würde. Selbst die Frauen waren freudigen Mutes; unter der Leitung der ehrenwerten Gräfin Burita wurden sie in Kompanieen abgeteilt, von denen jede einen Distrikt überkam, um die Kranken in den Hospitälern zu pflegen, den Kämpfenden Lebensmittel und Munition zuzutragen und das Heer durch ihre Gegenwart zur Verteidigung zu ermutigen.

Der britische Generalmajor Sir Charles William Doyle half dem General Palafox bei seinen Rüstungen, und noch als die Stadt zum Teil schon berennt wurde, warf er Tag und Nacht Lebensmittel und Munition hinein sowie auch 11 000 vollständige Soldatenrüstungen. Dieser zeitgemäßen Hilfe verdankte hauptsächlich, wie Palafox in seinem Bericht an die Regierung sagte, die Stadt ihre so lange und rühmliche Verteidigung.

Am 20. Dezember 1808 erschien das 30 000 Mann starke Belagerungsheer unter Marschall Moncey vor dem Platze; mit Moncey hatte sich Marschall Mortier vereinigt. Schon am folgenden Tage begannen die Franzosen ihren Angriff auf den Monte Torrero. Die Spanier, die Wichtigkeit dieses Platzes erkennend, hatten hier eine Batterie aufgeführt und 5000 Mann unter dem General St. Mark, einem geborenen Franzosen, zur Verteidigung desselben aufgestellt. Durch einen unerwarteten Sturm ward in aller Frühe am 21. die Batterie genommen und St. Mark gezwungen, sich nach der Stadt zurückzuziehen. Zu gleicher Zeit griff General Gazan die Vorstadt an, St. Mark eilte ihm jedoch entgegen, und der Plan des Feindes wurde gänzlich vereitelt. Durch die Entsetzung der Vorstadt machte St. Mark sein Versehen auf M. Torrero wieder gut, ein für ihn persönlich glückliches Ereignis, da es ihn vor der Volkswut schützte und Palafox in den Stand setzte, die Einwohner von seiner Treue zu überzeugen.

Am 24. Dezember hatten die Franzosen die Einschließung von Saragossa vollendet; am 29. wurden schon die Laufgräben eröffnet, und der Oberst vom Geniekorps, Lacoste, der Adjutant des Kaisers, welcher die Belagerungsarbeiten leitete, hoffte die Vorstadt mit Sturm zu nehmen. Der Marschall Moncey schickte jetzt dem General Palafox eine Aufforderung, ungefähr in diesen Ausdrücken: „General! Das dritte Armeekorps umringt Saragossa auf dem rechten Ufer; das fünfte Armeekorps unter meinem Oberbefehle hat die Einschließung auf dem linken Ufer beendigt; Madrid hat kapituliert und Seine Majestät der Kaiser geht an der Spitze einer zahlreichen Armee vor, um die Engländer zu verjagen und die übrigen Provinzen zu unterwerfen. Es würde mir schmerzhaft sein, eine reiche und mächtige

Stadt und die wegen ihrer Tapferkeit so achtungswerten Einwohner den Schrecknissen einer Belagerung preisgeben zu müssen.“ Das Schreiben schloß mit dem Vorschlage zu einer Kapitulation, welche die Sicherheit des Eigentums und die Achtung der Religion verbürgen sollte. Der General Palafox antwortete: „daß Madrid, wenn es kapituliert habe, verkauft sein müsse; was ihn betreffe, so seien die Verteidigungswerke noch unberührt, und würden sie auch zerstört, so würden das Volk und die Garnison von Saragossa sich eher unter den Trümmern der Stadt begraben lassen, als sich ergeben. Was die Hilfsquellen des Marschalls und den überlegenen Mut der Franzosen betreffe, so zeugten die derzeit vor den Thoren von Saragossa verfaulenden Leichen seiner Landsleute vom Gegenteil. Es sei unglaublich, daß sich elf Millionen Spanier feige dem Verluste der Freiheit unterwerfen sollten; sie, die sich entschlossen hätten frei zu sein, wären es auch. Der Marschall möge nicht davon sprechen, das Blut der Spanier schonen zu wollen; es sei rühmlicher für sie, es für eine solche Sache zu vergießen, als ehrenvoll für die Franzosen, sie dazu zu zwingen.“

Da auf diese Art die Unterhandlung abgebrochen war, so traf man auf beiden Seiten alle möglichen Anstalten, um die gegenseitigen Drohungen und Versicherungen wahr zu machen. Palafox machte wiederholte Ausfälle, von denen einige mit Erfolg gekrönt wurden, andere jedoch mißlangen und zurückgeschlagen wurden. Aber mit demselben unerschütterlichen Patriotismus proklamierte und vergrößerte er sein Waffenglück, ermutigte die Belagerten zur Ausdauer, zur Verdoppelung ihrer Anstrengungen, und erklärte, wenn er Saragossa befreit habe, auch Madrid dem französischen Joche entreißen zu wollen.

Noch vor Ablauf des alten Jahres ward Marschall Moncey nach Madrid berufen, und bald darauf erhielten Mortiers und Suchets Divisionen Befehl, sich nach Calatayud zu begeben. Dieser unerwartete Abmarsch schwächte das Belagerungsheer um 9000 Mann, und das in einem kritischen Moment. Junot übernahm den Oberbefehl über das dritte Korps, und sein Rang, hoffte man, würde die Gefühle der Eifersucht beschwichtigen, die gerade damals unter den französischen Generälen aufkeimten und für den Erfolg ihrer Operationen so nachteilig waren.

Am 10. Januar 1809 fingen acht französische Batterieen auf das Kloster San Joseph und die Redoute des Pilar zu spielen an; das Kloster ward zwei Tage lang gegen den wütendsten Angriff verteidigt, am dritten aber mit dem Geschütz durchbrochen, erstürmt und die wenigen noch am Leben befindlichen Verteidiger niedergemetzelt. Nun begann der Krieg gegen die Häuser, und diese waren die stärksten Festungen, da jeder Schritt vorwärts mit Blut erkauft werden mußte.

Auf dem linken Ebroufer begann die Lage der Franzosen schwierig zu werden. In den aragonischen Bergen hatten sich zahlreiche Rotten gebildet, welche, ehe sich's die Feinde versahen, die französischen Zuzüge überfielen. Der Marquis von Lazan und Franzisko Palafox wiegelten die Dörfer auf,

bewaffneten die Bauern, zogen die Linientruppen von Valencia und Katalonien an sich und bildeten aus allen diesen Bruchstücken eine nicht unbedeutende Hilfsarmee. Alle waffenfähige Mannschaft stieß zu ihren Fahnen.

Die Belagerer litten oft Mangel an Mundvorrat, und die französischen Soldaten wurden öfters auf halbe Rationen Brot gesetzt; an Fleisch fehlte es zuweilen gänzlich, denn kein Dorf gehorchte den Lieferungsbefehlen, und doch durfte das Belagerungsheer keine zu großen Abteilungen entsenden.

In dieser zweifelhaften und schwierigen Lage erschien der Marschall Lannes, der sich eben von einer langwierigen Krankheit wieder erholt hatte, am 22. Januar 1809 vor Saragossa und übernahm den Befehl zugleich über das dritte und fünfte Armeekorps, wodurch größere Einheit und Energie in die Belagerungsarbeit kam. Seine Gegenwart beschwichtete das Murren der Soldaten und die Eifersucht der Offiziere. Dem Marschall Mortier, welcher seinen Aufenthalt zu Calatayud verlängerte, schickte er Befehl zur Rückkehr. Mortier ging sogleich auf das linke Ebroufer und griff das Hilfsheer unter Franz Palafox an, das er zersprengte; er ließ die Division Suchet im platten Lande, um feindliche Zusammenrottungen zu verhindern und die Transporte zu schützen. Nun entstand in Saragossa selber Mangel.

Die Franzosen schlugen über die Huerba, welche vor dem Kloster San Engracia vorbeifließt, verschanzte Brücken; bis zum 27. Januar hatten 50 Feuerschlünde 3 große Sturmlücken geöffnet, und am Mittag dieses Tages ergriff die ganze französische Armee die Waffen zum Sturme. Das Kloster Engracia wurde genommen, auch das Kapuzinerkloster, aber nur mit vielem Blutvergießen, und die Häuser rechts und links vor San Engracia blieben noch immer von den Belagerten besetzt.

Das Bombardement hatte drei Wochen ununterbrochen fortgedauert; die Zahl der Toten stieg auf 350 täglich, ohne diejenigen, welche im Kampfe fielen, denn die ansteckenden Krankheiten nahmen reißend überhand. Die Häuser, welche man zu diesem Zweck bestimmt hatte, füllten sich mit Fieberkranken; aus Mangel an Matratzen verschmachteten die Sterbenden auf Stroh, und die ungesunde Luft wie der Mangel an Arznei und Erquickungen brachten auch den Verwundeten sichern Tod, da selbst leichte Wunden in Brand übergingen. Es fehlte an Platz, die Toten zu begraben; man grub weite Löcher auf den Straßen und in den Höfen, vor allen Kirchen waren Leichname in großen Haufen aufgeschichtet und nur leicht mit Tüchern bedeckt. Wenn dann eine Bombe in diese Leichenhaufen fuhr und sie auseinanderriß, war das in der That ein furchtbarer Anblick.

Noch einmal forderte Lannes zur Übergabe auf; mit den Worten: „Hasta la ultima tapia!“ („bis zur letzten Lehmwand!“) verließ Palafox den Kriegsrat. Der Häuserkrieg dauerte Tag und Nacht fort, es ward um jede Wand gekämpft. Zwei kleine Häuser von einem Stockwerk wurden erst nach zweitägigem, heftigem Kampfe vom Feinde erobert. Oft, wenn man von den Kellern bis unter das Dach und vom Dach bis in den Keller sich mit

abwechselndem Erfolg geschlagen hatte, sprengte der eine oder andere Teil das Haus in die Luft, um sich noch auf den Trümmern zu behaupten.

Zu den gefährlichsten Angriffen erboten sich Freiwillige von der Besatzung sowohl als von der Bürgerschaft, und oft sah man darunter Mönche und Frauen. Jene trugen Munition herbei, gaben mitten im Feuer den Sterbenden ihren geistlichen Beistand und munterten die Soldaten nicht allein durch ihre Reden sondern auch durch ihren Beistand auf. Diese brachten den Fechtenden, unter welchen sie ihre Söhne oder Männer fanden, in ihren Schürzen Erfrischungen und Pakete mit Patronen; man sah vornehme Frauen, ihre schwachen Arme mit der Muskete beladen, zum Kampfe eilen und die Offiziere zum kriegerischen Mute anfeuern.

In dem unterirdischen Kriege machten die Franzosen bald große Fortschritte, da es den Belagerten an geschickten Minenarbeitern fehlte. Die Spanier zündeten, wenn aller Widerstand vergeblich war, das Haus an; deshalb überzogen sie die Wände mit Teer. Da jedoch die Häuser wegen der massiven Bauart nur langsam brannten, gewannen die Einwohner Zeit, sich hinter ihnen zu sammeln und auf die Eindringenden zu feuern. So konnten die Franzosen erst am 7. Februar ihren Angriff gegen den Mittelpunkt der Stadt richten; der Kampf entbrannte aber nun heftiger denn je. Die französischen Mineurs hatten eine Galerie vom Krankenhause nach dem Franziskanerkloster geführt. Die Belagerten gruben ihnen entgegen, wodurch die ersteren gezwungen wurden, ihren Ofen, noch ehe sie unter die Mauern des Klosters gekommen waren, zu sprengen. Da sie denselben aber mit 3000 Pfund Pulver überladen hatten, war die Wirkung ebenso groß, als hätte die Mine weiter vorwärts gelegen. Die Spanier verloren 16 Mann und einen Pionieroffizier; im Kloster war eine Bresche geschossen, die sogleich zur Einnahme führte. Die Franzosen setzten sich in der Klosterkirche fest, indem sie hinter der Thür eine Brustwehr von Sandsäcken bildeten. Nun drang der spanische Oberst Fleury mit einigen Bauern, welche die Dächer des Klosters kannten, über die Dächer der benachbarten Häuser; sie besetzten den Glockenturm, die Emporkirche und die Gesimse des Doms. Von dort ließen sie einen Hagel von Granaten und Kleingewehrfeuer auf die Soldaten regnen, die den Tag in der Kirche erwarteten und überrascht durch diesen unerwarteten Angriff die Kirche verließen, die von den Spaniern wieder eingenommen wurde.

Am 17. gelang es den Franzosen, einen Teil des Universitätsgebäudes durch Minen zu sprengen; aber auch hier noch, unter einstürzenden Mauern und brennenden Balken, kämpften selbst die Kranken mit Wut gegen den anstürmenden Feind. Fieberkranke übernahmen die Wachtposten in ihren freien Augenblicken, bis der Anfall der Krankheit sie wieder ergriff. In einem Hause hatte der Feind das Erdgeschoß erobert; die Spanier verteidigten den ersten Stock; eine Mine warf die Wandmauer um, und der Fußboden stürzte mit 12 Spaniern auf die Feinde herab. Beide Teile wurden unter den Trümmern begraben.

Am 18. bemächtigte sich der Feind der eingeschlossenen Vorstadt am linken Ufer des Ebro. Dies entschied den Fall der Stadt, denn nun konnte von allen Seiten das Feuer auf ihre Mitte gerichtet werden. Auch war der Versuch des Don Franzisko Palafox, in die Stadt zu kommen, mißlungen, und damit alle Hoffnung auf Unterstützung abgeschnitten. Die Franzosen hatten aber doch nur erst 13 Kirchen und Klöster erobert, und 40 waren noch zu nehmen. Es waren binnen 42 Tagen 16 000 Bomben in die Stadt geschleudert. Nun wurden 6 neue Stollen unter dem Korso hindurch getrieben. Aber von den 30 000 Mann, die Palafox anfangs kommandierte, waren kaum 9000 Mann übrig, und diese unterlagen fast unter der Last ihrer Anstrengung. Mit jedem Tage verschlang die Pest mehr Opfer; Palafox selber lag seit vier Wochen krank in einem engen Keller und hatte den Oberbefehl an St. Mark übertragen müssen, der als Fremder mit Mißtrauen angesehen wurde. Die Besonnenen fühlten, es sei Zeit zur Übergabe, und die Junta von Saragossa knüpfte Unterhandlungen an. Lannes verlangte unbedingte Übergabe, mußte sich aber doch zu einer milderen Übereinkunft verstehen.

„Die Garnison streckt am 21. Februar acht Uhr am Portillothor das Gewehr, ist dann kriegsgefangen und wird nach Frankreich abgeführt. Offiziere und Soldaten von der Linie, welche dem König Joseph*) den Eid der Treue schwören und in dessen Dienste treten wollen, können aufgenommen werden. Jedoch sind sie kriegsgefangen und werden nach Frankreich abgeführt, wenn ihre Aufnahme von dem Kriegsminister des Königs von Spanien nicht bewilligt werden sollte. Die in den Regimentern stehenden Bauern sollen nach ihrer Heimat zurückgeschickt werden. Die Offiziere behalten ihre Degen, Pferde und Bagage, die Soldaten ihre Tornister. Achtung gegen das Eigentum und freie Ausübung des Gottesdienstes werden zugesichert. Die französischen Truppen besetzen am 21. um Mittag das Schloß. Alles Geschütz und alle Art von Munition wird ihnen übergeben; die Gewehre werden vor den Thüren jedes Hauses niedergelegt und von den Alkalden eingesammelt. Die Gerechtigkeit wird im Namen des Königs Joseph ausgeübt."

Am 21. Februar mittags marschierten ungefähr 15 000 schwache, blasse, hinsterbende Menschen von allen Waffengattungen aus der Asche und den Trümmern und übergaben ihren mutigen Feinden 40 Fahnen und die Waffen, die sie selbst nicht mehr zu tragen imstande waren. Der von den Franzosen eroberte Raum war, die Vorstadt ausgenommen, der vierte Teil des Flächeninhaltes der Stadt. Über 54 000 Menschen hatten binnen 60 Tagen das Leben eingebüßt, viel mehr durch die Seuchen als durch das feindliche Feuer. Am Tage der Übergabe lagen in der Stadt 6000 Tote unbegraben.

So endete die zweite Belagerung von Saragossa; in der Verteidigung

*) Der Name Ferdinand VII. durfte nicht erwähnt werden.

wie im Fall dieser Stadt wurde die Welt an die Zeiten Sagunts und der alten Numantia erinnert und den Völkern ein mit unvergänglichem Glanze strahlendes Beispiel gegeben, was Liebe zum Vaterlande und Hingebung an die Nationalität vermag. Die patriotische Regierung Spaniens erließ ein Dekret zu Ehren der heldenmütigen Stadt, und dieses besagte ausdrücklich, daß die Nation Palafox, sobald er seine Freiheit wieder erlangt habe, eine solche Belohnung verleihen werde, welche seiner unbesiegbaren Standhaftigkeit und seiner glühenden Vaterlandsliebe am würdigsten scheine.

Lannes, obwohl er sonst die Kapitulation ziemlich genau einhielt, brach doch sein dem Präsidenten der Junta, Don Pedro Maria Ric, mündlich gegebenes Ehrenwort, daß Palafox sich dahin begeben könne, wohin er nur irgend verlangte. Er ließ ihn zu Wagen nach Frankreich bringen, wo der tapfere Held bis 1813 im Kerker zu Vincennes gefangen blieb. Erst nach dem Abschluß des Vertrages von Valencay (vom 11. Dezember 1813) durfte er nach Spanien zurückkehren, und ward dann im folgenden Jahre nebst dem General Giron zum Oberbefehlshaber über die Armee ernannt, die damals in Aragonien nach der Rückkehr Napoleons von Elba zusammengezogen wurde. Als Generalkapitän der Provinz that Palafox den in Saragossa und anderen Orten von der Bürgermiliz erregten revolutionären Umtrieben kräftig Einhalt, verlor aber durch die spanische Revolution von 1820 eine Würden und zog sich ins Privatleben zurück. Seit 1823 lebte er als General in Madrid.

* * *

Dem Vorstehenden fügen wir noch folgende Nachrichten aus John Corrs Reise durch Spanien bei:

„Brigadegeneral Doyle, ein irländischer Offizier in spanischen Diensten, führte mich bei der berühmten Augustina Saragossa ein, die im Juni 1808 durch ihren Mut sich zur größten Heldin erhob.

„Bei der zweiten Belagerung überbot sie noch ihre ersten Heldenthaten. Augustina schien, als ich sie sah, etwa dreiundzwanzig Jahre alt. Sie war sehr nett mit der schwarzen Mantilla bekleidet. Ihre Gesichtsfarbe war lichtgelb, ihre Züge sanft und gefällig, ihre vollkommen weibliche Sitten leicht und verbindlich. Auf einem Ärmel hatte sie drei gestickte Abzeichen, welche an drei ihrer kühnsten Thaten erinnerten. General Doyle sagte mir, sie spräche nie von ihren Heldenthaten, immer aber und sehr lebhaft von den vielen, welche andere Tapfere bei diesen merkwürdigen Belagerungen gethan. Die drei genannten kriegerischen Abzeichen hatte ihr berühmter Anführer, General Palafox, ihr erteilt. Ich lernte dies außerordentliche Weib den Tag vorher kennen, ehe Admiral Purvis ihr an Bord seines Flaggenschiffs (in Cadiz) ein Tafelfest gab. Ein Offizier, der auch geladen war, erzählte mir, daß sie einen Jahrgehalt von der Regierung, nämlich die volle Artilleristenlöhnung, bekomme, und daß sie demgemäß vom Admiral auch als ein militärischer Charakter betrachtet würde. Sie wurde auf dem Schiffe

auch mit allen kriegerischen Ehren empfangen. Als sie das Verdeck bestieg, stellten sich die Seeleute vor ihr auf und manövrierten; sie schien ganz einheimisch, sah sie mit festem Blick an und sprach mit Bewunderung von ihrem kriegerischen Aussehen. Als sie die Kanonen untersuchte, bewunderte sie eine mit so großer Freude, wie sie andere Frauen etwa über einen neuen Kopfputz äußern würden. „Meine Kanone," sagte sie, „war nicht so schön und rein wie diese." Sie wollte eben Kaffee trinken, als die Abendkanone gelöst wurde; es schien der Knall sie ganz mit Wonne zu erfüllen, sie sprang auf das Verdeck und lauschte dem Widerhall. Abends tanzte sie mit der Gesellschaft, zeigte viel natürliche Anmut und viel Sinn für Musik.

„Verdienst erregt jederzeit viel Neid, sodaß in Cadiz auch viele Männer waren, die diese junge Heldin kalt „das Artillerieweib" nannten, dazu bemerkend, sie würden nun bald nichts als Weiberbataillons im Felde haben, wenn jedes romantische Weib wie Augustina belohnt würde. Meine Bekanntschaft mit ihr wurde mir durch folgenden Umstand noch anziehender. Brigadegeneral Doyle erzählte ihr den bedauernswerten Zustand, in welchen Palafox vor und nach seiner Gefangenschaft geraten sei. Sie hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. „Ach, Augustina," sagte er, „nun merken Sie auf die letzten Briefe ihres Freundes, Helden und Generals, er wird durch sie mit Ihnen sprechen." Hierauf las er einige kurz vor der Übergabe an Doyle geschriebene Briefe, also lautend:

„Saragossa, den 7. Februar 1808.

Mein teuerster Freund und Bruder!

„Eben erhalte ich Ihren Brief — aber niemand kommt mir auf irgend einer Seite zu Hilfe. Doch Sie kennen mich, Sie wissen, daß ich lieber sterbe, als mich mit Schande bedecke. Wenn Sie mir aber nicht helfen, was soll ich thun? Ach, mein Freund, dieser Gedanke bekümmert mich zwar, dennoch fehlt es mir nicht an Mut, zur Rettung meiner Ehre zu sterben. — Kommen Sie nicht schnell, sehr schnell, so empfangen Sie jetzt die letzte Umarmung Ihres Freundes und Bruders. Ich habe genug gesagt. Überbringer *) dieses wird Ihnen sagen — ach, mein Freund und Bruder!"

„Es ist hier zu bemerken, daß Doyle vorzüglich ausersehen war, die Bewegungen des Feindes zu erkunden und den spanischen Scharen Hilfe zu senden. Er bot alle seine Thätigkeit auf, aber vergebens. Zum Mangel gesellte sich Krankheit. Augustina bekam die Seuche, mit deren Opfern die Straßen bedeckt waren. Sie hatte sich zu sehr ausgezeichnet, um von den Franzosen nicht bemerkt zu werden. Sie wurde gefangen und in ein Militärlazarett gebracht, wo sie als vom Fieber todkrank angesehen und deshalb von

*) Ein Priester, der mit Lebensgefahr Saragossa verließ, um Doyle den Brief zu überbringen.

ihren Wachen wenig beachtet wurde. Aber ihre gesunde Natur besiegte die schreckliche Krankheit, und sobald sie wieder zu Kräften kam, wußte sie die Wache zu täuschen und entging auf ebenso außerordentliche Weise, wie sie alles gethan, dem Feinde. Sie floh zu einigen Freunden und ging mit diesen zum Heer der Patrioten.

„Hierauf las Doyle den letzten Brief, den er von Palafox bekommen, aus Pamplona datiert, wohin er auf seinem Wege nach Paris von den Franzosen eskortiert worden war.

„Pamplona, am 3. März 1808.

„Mein teuerster Doyle — mein Freund, mein Bruder! Um Gotteswillen senden Sie mir durch Überbringer, oder brieflich über Bayonne etwas Geld. Sie wissen, welche lange Reise ich vor mir habe, und es wird der Augenblick kommen, wo ich um Almosen betteln muß. Dies ist der einzige Trost, den ich jetzt von Ihrem guten Herzen erhalten kann. Mein teuerster Freund, man hat mich bis aufs Hemd ausgeplündert. Adieu! Adieu!"

„Augustinas Gesicht, welches wegen seiner Milde und Sanftmut merkwürdig ist, gewann nun den gemischten Ausdruck von Mitleid mit ihrem Helden und von Rache gegen die Feinde. Ihre von Natur sanften Augen funkelten von Feuer und Leben, Thränen rollten von ihren Wangen, und ihre Hände zusammenschlagend rief sie: O, diese nichtswürdigen Räuber meines Vaterlandes, diese Unterdrücker seiner besten Patrioten! sollte mir einst das Kriegsgeschick einen von ihnen in die Gewalt geben, ich würde ihn sogleich ans Messer liefern!

„General Doyle ward ergriffen von der Art, wie sie dies aussprach; man fühlte, daß sie Wort halten würde, wenn die Gelegenheit sich böte. Bald darauf trat Augustinas Mann herein, der während der Belagerung schwer verwundet worden war, begleitet von einem Jüngling, Palafoxens Vetter. Bei der zweiten Belagerung war dieser Jüngling auf der hohen Schule, die er auf die erste Nachricht vom Einbruch der Franzosen verließ, um unter seinem edlen Ohm tapfer zu streiten.

„Augustina nennt sich selber das Weib von Saragossa; sie trägt zuweilen die Zeichen des Artilleriedienstes, behält aber bescheiden ihren Frauenrock. Eines Abends, als sie allein in dieser Tracht, den Säbel an der Seite, auf einer Straße in Cadiz ging, folgte ihr ein Mann, von ihrer Schönheit angezogen, in einiger Entfernung eine ziemliche Strecke. Über diese Unart entrüstet, wandte sie sich um, zog ihren Säbel und sagte ruhig, aber entschlossen, wofern er ihr noch einen Schritt folgte, werde sie ihn niederhauen. Die Liebe dieses wenig beherzten Lothario schlug augenblicklich in Furcht um; er floh, so weit ihn seine Füße trugen."

General de la Romana.

Don Pedro Caro y Sureda, Marquis de la Romana, war im Jahre 1762 zu Palermo auf der Insel Majorka geboren, von Geburt Grande von Spanien und durch seine Dienste Großkreuz des königlich spanischen Ordens Karls III. und Generalkapitän der spanischen Armeen. Nach einer sorgfältigen Erziehung, die auch gründliches Studium der alten Sprachen nicht vernachlässigte und den Knaben schon früh mit den Hochbildern der Helden des Altertums erfüllte, begann er seine Laufbahn in der spanischen Marine, mit dem Entschluß, sich dem Ruhme seines Vaters würdig zu zeigen, der 1775 in der Expedition gegen die Algierer fiel. In dem Kriege, der auf die französische Revolution folgte, erhielt er das Kommando einer Fregatte, ging aber dann zum Landdienst über und ward zum Obersten in der Armee von Navarra ernannt, die damals sein Oheim, der Generalleutnant Don Ventura Caro, befehligte. Seine ausgezeichneten Talente empfahlen ihn bald noch mehr, als seine Verwandtschaft; im Jahre 1801 wurde er zum Generalkapitän von Katalonien und zum Präsidenten der Audienzia jener Provinz ernannt, in welcher Stellung er häufig Gelegenheit fand, seine umfassende Gelehrsamkeit und seine gesunden politischen Ansichten zu zeigen. Der Ruf, den er sich in dieser Stellung erwarb, bewirkte seine Ernennung zum Generaldirektor der Ingenieurs und zum Kriegsrat.

Im Jahre 1807, als Napoleon seine Pläne zur Absetzung und Vertreibung der spanischen Königsfamilie vorbereitete, wurde Marquis de la Romana mit 10 000 Mann spanischer Truppen nach Dänemark entsendet und dem Oberbefehl des General Bernadotte untergeben. Am 10. August erschien in Pariser Blättern ein (zum Schein) aus Hamburg datierter Artikel, daß die spanischen Scharen unter Marquis von Romana *aus freiem Antrieb* gekommen wären und dem neuen Herrscherstamm mit großem Eifer Lehnstreue geschworen, sogar einen Teil ihrer Lanciers als Ehrenwache für den König Joseph angetragen hätten. Dies war Napoleonsche Lüge. Denn kaum waren jene wackeren Krieger von der erzwungenen Abdankung und Gefangennehmung ihrer Königsfamilie benachrichtigt, so sammelten sie sich um das spanische Banner und leisteten in Gegenwart ihres Generals auf den Knieen einen feierlichen Schwur, nie von der Sache des Vaterlandes abzulassen oder ihrer Treue gegen das angestammte Herrscherhaus zu vergessen.

Man hatte den Marquis und seine Soldaten absichtlich über alles, was in Spanien vorging, in Unkenntnis gelassen; auch der britischen Regierung war es nicht gelungen, ihm Nachrichten mitzuteilen und Mittel zur Flucht an die Hand zu geben. Zum Glück fand sie ein willkommenes Werkzeug in einem schwedischen Geistlichen von schottischer Abkunft, auf dessen Redlichkeit und Unternehmungsgeist sie bauen konnte. Dieser, wie ein Handelsjude gekleidet, ging über Helgoland in das Standquartier des spanischen Generals. Da derselbe von Spionen umgeben war, hielt es schwer, an ihn

zu kommen, ohne die Aufmerksamkeit der Franzosen zu erregen. Der Handelsmann stieß ihn von ungefähr auf der Straße an, stellte ihm mit ausgezeichneter Höflichkeit mehrere Proben seiner Ware zu und empfahl namentlich seinen vorzüglichen Kaffee. Der Marquis behandelte den Antrag verächtlich und so, als ob er mit einem Schleichhändler spräche. Dieser rühmte jedoch immer eifriger seinen Kaffee, ließ aber im Gespräch merken, daß er kein Schmuggler, sondern ein Mann von Bildung sei. „Das wollen wir bald sehen," erwiderte Romana und fragte, ob er lateinisch spräche? Nun erfolgte ein etwas leiser gehaltenes Gespräch in lateinischer Sprache, worin der General von dem, was in Spanien sich zugetragen und von der Bereitwilligkeit der englischen Regierung, jede Maßregel zu unterstützen, die zur Rettung Spaniens dienen könnte, unterrichtet wurde.

Romana teilte alsbald seinen Offizieren alles mit, und verhehlte nicht, was er sich vorgenommen. Bei allen fand er willige Herzen, und ein spanischer Offizier erbot sich sogleich, mit dem englischen Kontreadmiral Keats das Nötige zu betreiben. Das englische Geschwader kreuzte im Belt; jener Offizier gelangte glücklich zu Keats, und dieser leitete nun auf der Höhe von Soroe eine Korrespondenz mit Romana ein, wodurch der Plan genau verabredet und dessen Ausführung auf den 9. August bestimmt wurde.

Die Spanier auf der Insel Fühnen, 6000 Mann stark, bemächtigten sich an diesem Tage des Hafens von Nyborg. Die dänische Garnison war zu schwach, um Widerstand leisten zu können; aber eine bewaffnete dänische Brigg von 18 Kanonen und ein Kutter von 12 Kanonen legten sich quer vor den Hafen und feuerten sowohl auf die spanischen Truppen, die in diesem Augenblicke noch durch 1000 Mann von Jütland verstärkt wurden, als auch auf die englischen Kriegsfahrzeuge, welche die Spanier an Bord zu nehmen suchten. Die Spanier schossen aber wacker vom Lande, die Engländer von der See auf die dänischen Schiffe, bis diese die Flagge strichen und sich ergaben.

Es wurden nun auf 57 Sloops in der Nacht vom 9. zum 10. August die Artillerie, Bagage und Vorräte von Nyborg nach Slipshafen geschafft und von da nach der Insel Langeland übergeschifft, wo man die spanischen Truppen erst hinlänglich versorgte, dann auf englischen Transportschiffen 7000 Mann nach England überführte. Die Begierde zu entkommen war auch bei den Spaniern in Jütland so groß gewesen, daß das Regiment Zamora in 21 Stunden einen Marsch von 18 dänischen Meilen gemacht hatte. Nur zwei Regimenter, die auf Seeland standen, waren nicht so glücklich; unterrichtet von dem Vorhaben ihrer Waffenbrüder, hatten sie bei Rothschild einen gefährlichen Aufruhr gegen ihre französisch gesinnten Offiziere erregt, wobei der französische Kapitän Mirabel erschossen wurde, aber sie wurden bald darauf von einer überlegenen Zahl dänischer Truppen umzingelt, entwaffnet und vorerst nach Kopenhagen in Verwahrung gebracht.

In den Herzogtümern verbreitete die Nachricht des außerordentlichen Vorfalls, den man vergebens zu verheimlichen suchte, allgemeine Bestürzung.

Alle französischen und holländischen Divisionen in Hamburgs Umgebungen brachen schnell nach Jütland auf, und man erwartete noch blutige Szenen zwischen diesen und den zurückgebliebenen spanischen Truppen, die verhindert worden waren, sich an ihre Waffenbrüder anzuschließen. Der zurückgebliebene spanische Generalleutnant Kindelan erließ daher eine Proklamation, worin er die spanischen Soldaten einlud, nach Flensburg zu kommen, indem er versprach, es würde jedem die Erlaubnis zu teil werden, nach Spanien zurückzukehren. Bernadotte bestätigte dies Versprechen in einer besonderen Proklamation, die (sehr charakteristisch) also lautete:

„Spanische Soldaten! Ein Mann, der mit seinen Grundsätzen von Ehre und Rechtschaffenheit prahlte, dem ihr euer Zutrauen schenktet, da ihr ihn als jenen Mann von Ehre achtetet, hat damit geendet, daß er eine selbst unter Tataren unerhörte Treulosigkeit beging, indem er den schändlichsten Handel mit euren Personen, eurem Eigentum, euren Kindern trieb. Dieser Mann ist der Marquis de la Romana! Er hat euch als spanische Tiere an die Feinde eures Ruhmes, eures Vaterlandes, eurer Ehre und eurer Religion verhandelt! Dieser Elende! Er hat seine Heuchelei bis zu der Höhe getrieben, daß er die unsinnigsten Gerüchte ausstreute; er schildert euch euer Vaterland als in die größten Unordnungen versunken; es giebt keine List, keinen Trug, der nicht von ihm ersonnen ward, um sein Ziel zu erreichen; denn er wußte sehr gut, daß keiner von euch jemals sein Vaterland oder die Gegenstände seiner innigsten Liebe wieder erblicken würde; er machte das Anerbieten, euch nach Kanada oder Indien zu führen, wo ihr ewig unter dem Joche der Engländer werdet weinen können. Soldaten! Diejenigen unter euch, denen diese Proklamation vor ihrer Einschiffung in die Hände kommen sollte, werden verpflichtet, an dem Orte zu bleiben, wo sie sich befinden, und mit Abscheu die Befehle zu verachten, die ihnen von jemand anders als dem General Kindelan zukommen möchten. Ich nehme euch in meinen Schutz und biete einem jeden an, der es wünscht, ihn zu seiner Familie zurückzusenden. Ihr könnt euch dann selbst von dem freudigen Enthusiasmus des ganzen Spaniens für den Bruder des unsterblichen Napoleon des Großen überzeugen. Soldaten! Solange ich lebe, habe ich noch niemand betrogen. Das Urteil der Truppen, die ich kommandierte, muß euch Bürge für die Wahrheit sein!“

Diese Proklamation that jedoch keineswegs die gewünschte Wirkung. Man mußte sämtliche zurückgebliebene Spanier entwaffnen, der Reiterei ihre Pferde nehmen und so, nur mit Wanderstäben versehen, die ganze Schar in einzelnen Haufen als Gefangene unter starker Bedeckung ins Innere von Frankreich abführen, während la Romana in England hoch geehrt und gepriesen am 28. September dem Könige Georg III. feierlich vorgestellt, huldreichst aufgenommen und mit allen seinen Truppen neu gekleidet und beschenkt, in Gesellschaft des außerordentlichen englischen Gesandten nach Spanien gesandt wurde, dessen Küste man schon am 30. September erreichte, an

welchem Tage auch sogleich die Ausschiffung bei Coruña erfolgte. Der obersten Insurgenten-Junta übersandte König Georg sein köstlich mit Edelsteinen eingefaßtes Bildnis, und er ließ die Versicherung erteilen, daß er die Wiederherstellung Spaniens zur notwendigen Bedingung jeder Friedensunterhandlung machen würde.

Fortan war Romana unermüdlich, seine Landsleute in den Kampf zu führen gegen ihre Unterdrücker. Er gab zuerst die Idee an, die Bauern zu bewaffnen und die unter dem Namen der „Guerillas" bekannten Banden zu bilden, welche, aus ihren Schlupfwinkeln in den Gebirgen hervorbrechend, sich auf einzelne Heerhaufen der Franzosen stürzten, ihre Verbindungen abschnitten und durch diesen kleinen Krieg sie auf allen Punkten beunruhigten. Romanas Scharfblick sah wohl, daß sein Volk, der Kriegszucht entwöhnt, schlecht diszipliniert und auch schlecht angeführt, sich auf solche Weise am besten seiner eigentümlichen Kraft bedienen und auf eigenen Füßen stehen lernen könnte. Die landschaftlichen Behörden der „Juntas", die sich in allen Provinzen bildeten, unterstützten eifrig die Thätigkeit der Guerillas. Leider waren eben diese Junten der Stein des Anstoßes für die spanische Einigkeit, denn jede wollte befehlen, sich keiner obersten Leitung unterordnen und bloß ihr spezielles Interesse befriedigen. An dieser Uneinigkeit und Selbstsucht ging ein edler Charakter, wie der des Marquis Romana, zu Grunde.

Zwar hatten die Vaterlandsfreunde schnell genug ein großes Heer auf die Beine gebracht, mit dem sich die Scharen Romanas vereinigten; aber die spanischen Generale waren den französischen gegenüber rohe Anfänger, die Fehler über Fehler begingen und doch von großem Eigendünkel eingenommen waren. Auch Palafox war im offenen Felde kein sonderlicher Held und konnte gegen die französischen Heerhaufen nie standhalten. Romana ward in das Nordwestheer unter Blake, 55 000 Mann stark, eingereiht. Ohne von den Bewegungen des Feindes Kunde zu haben, faßte Blake den übereilten Entschluß, Bilbao anzugreifen und den Versuch zu wagen, sich mit Palafox und der Armee von Aragonien im Rücken der französischen Armee zu vereinigen. Während er diesen Plan ausführen wollte, hatte schon ein französisches Korps seinen rechten Flügel umgangen, während zwei andere, 50 000 Mann stark, in der Front gegen ihn vorrückten. Am 10. November 1808 ward er vom Marschall Viktor angegriffen und gänzlich geschlagen. Romana floh mit seiner Abteilung nach St. Andres, Soult war ihm aber so auf den Fersen, daß er am 11. November auch diesen Platz räumen und sich nach Asturien werfen mußte.

Unterdessen hatte Wellington seine ruhmvolle Heldenlaufbahn in Portugal begonnen. Romana, nach vielen Unfällen und vereitelten Hoffnungen, setzte auf die englische Mitwirkung das größte Vertrauen und fand in Wellington den Feldherrn, der ihn zu würdigen wußte. Er schloß sich an die Linie an, die Lord Wellington vor Lissabon in fester Stellung eingenommen hatte. Als er aber im Januar 1811 von dem Anrücken des Feindes auf Badajoz hörte, befahl er seinem Korps, nach den Grenzen unter General

Mendizabals Leitung zu ziehen. Am 20. Januar traten die Spanier ihren Zug an; eine Abteilung von 3000 Mann war von ihrem Befehlshaber in das schlecht befestigte, wenig mit Mundvorrat versehene Olivenza geworfen worden. Diesen Platz umzog der Feind mit etwa 7000 Mann Fußvolk und 1500 Mann Reiterei, nahm am 23. den Ort, und die spanische Mannschaft ward gefangen genommen. Den Tag darauf starb zu Cartaxo im britischen Hauptquartier der Marquis Romana nach kurzem Übelbefinden, allgemein vom spanischen Heere betrauert. Lord Wellington sagt von ihm in seinem Bericht vom 26. Januar: „Seine Tugenden und seine Vaterlandsliebe waren der Regierung Sr. Majestät wohl bekannt. In ihm hat das spanische Heer seine glänzendste Zier, sein Vaterland seinen rechtschaffensten Freund, die Welt den ernstesten, eifrigsten Verfechter der Sache, die wir übernommen, verloren; und stets werde ich dankbar den Beistand anerkennen, den er mir, seitdem er sich an dies Heer geschlossen, durch Unternehmungen, wie durch Rat geleistet."

Auch die französischen Offiziere sprachen mit dem größten Lobe von la Romana und nannten ihn le seul général Espagnol digne de son grade.

Steffens, der Romana in Hamburg kennen lernte, hat uns in seinem „Was ich erlebte" ein freundliches Charakterbild gezeichnet, das hier folgt.

„In der Stadt fand man außer der französischen Besatzung eine spanische. Das Regiment Prinzessa, eines der vorzüglichsten Regimenter des spanischen Volks, ward von Napoleon aus Spanien nach dem Norden gebracht und gehörte einem Armeekorps zu, welches von dem General Romana kommandiert aus den besten spanischen Truppen bestand, deren nationale Gesinnung dem neuen französisch-spanischen Könige Joseph verdächtig schien. Diese Spanier waren in Hamburg sehr beliebt, zum Teil wohl, weil sie ihren Haß gegen die Franzosen nie verbargen. In den Dörfern des Hamburger Gebietes, wo sie anfänglich zusammenlagen, fanden nicht selten heftige Streitigkeiten statt, die oft von seiten der Spanier mit einem Dolchstoß endigten. Man war genötigt, sie sorgfältig von den Franzosen entfernt zu halten. In den Häusern von Hamburg dagegen, in welchen sie einquartiert waren, erschienen sie freundlich, vertraulich, und waren mit wenigem zufrieden zu stellen. Sie wußten sich meist bei den Familien einzuschmeicheln, ja selbst durch Hilfsleistungen aller Art sich nützlich zu machen. Die Mißverständnisse, zu welchen die fremde Sprache zum Teil Anlaß gab, endigten, so viel ich erfuhr, jederzeit auf eine freundliche Art. Wenn sie auf ihren Mauleseln seitwärts (nach der Frauen Art) sitzend die Straßen durchzogen, gaben sie sich freiwillig, und ohne sich beleidigt zu fühlen, den Späßen der jubelnden Knaben preis. Besonders ergötzlich war es den Einwohnern, ihr Erstaunen zu betrachten, als die Elbe und Alster sich in dem ziemlich strengen Winter mit Eis belegten und nun das bunte Leben auf den stark gefrorenen Flüssen begann. Schlitten mit Masten und Segeln versehen bewegten sich nach dem Winde, Zelte, in welchen Lebensmittel allerlei Art angehäuft waren, wurden hier und da errichtet, und die Spanier betrachteten

das mit unverhohlener Freude und äußerten ihre Verwunderung auf die naivste Weise. Viele ließen sich Schlittschuhe anbinden, stürzten aber sogleich hin und schienen sich zu ergötzen, wenn die Umstehenden ihr Ungeschick belachten.

Besonders aber erwarben sie sich die Zuneigung der Familien durch die rührende Liebe zu den Kindern des Hauses. Sie waren die sorgfältigsten Kinderwärter, und wenn sie auf solche Weise vertraulich am Familienleben teilnahmen, brach das Heimweh hervor, das, obgleich man ihre Sprache nicht verstand, die Zuschauer tief erschütterte. Überhaupt zeigte sich neben der südlichen Glut und leichten, vorübergehenden, fröhlichen Beweglichkeit dieser Männer bei vielen ein tiefer Gram, der sich vor allem in ihren Nationalliedern aussprach, die sie oft hören ließen, bald einzeln, bald im Chor.

Perthes besaß auf dem Jungfernstiege ein Bücher-Assortiment von seltener Güte. Er versorgte das nördliche Deutschland nicht allein, sondern ganz Skandinavien und Rußland, besonders mit Werken der ausländischen Litteratur. Ich besuchte seinen Buchladen sehr fleißig, nicht bloß der Werke wegen, sondern weil Perthes zu meinen bedeutendsten Freunden gehörte. Seine Gespräche waren stets belehrend und inhaltsreich, seine Vaterlandsliebe in dieser bedenklichen Zeit entschieden und warm

In Perthes' Buchladen fand ich oft einen kleinen Mann, in einen einfachen Überrock gekleidet, der uns besonders auffiel. Er war ein Ausländer, das hörte man wohl an seiner Sprache, obgleich er ziemlich fertig deutsch sprach; seine Physiognomie verriet den Südländer und war höchst bedeutend. Obgleich freundlich, erschien er vornehm, gebieterisch, und seine Freundlichkeit hatte etwas Herablassendes. Was uns in Erstaunen setzte, war seine genaue Bekanntschaft mit der deutschen Litteratur, obgleich nicht mit der neuesten. Dieser Mann war uns beiden lange ein Rätsel.

Einst traten ein paar spanische Offiziere herein, die, als sie ihn erblickten, sich ehrerbietig hinstellten und Front machten. Er ging bei ihnen vorbei, mit der entschiedenen Miene des Gebieters, und verließ den Laden. Wir erfuhren nun, wer dieser Mann war. Wir hatten den General Romana kennen gelernt Er erschien öfter, und als ich einst den Laden verließ, sprach er mich als einen Bekannten an. Als ich gegen ihn meine Verwunderung über seine Bekanntschaft mit der deutschen Litteratur äußerte, erfuhr ich, daß er in seiner Jugend einige Jahre in Leipzig studiert habe, wo ihm der bekannte Schriftsteller Garve Unterricht erteilt hatte. Unsere Ansichten über die Litteratur waren freilich sehr verschieden, aber diese Bekanntschaft interessierte mich dennoch sehr, obgleich er in seinen Äußerungen äußerst vorsichtig war und jedes Gespräch, wenn es politische Gegenstände berührte, plötzlich abbrach. Romana hatte offenbar die stolze Absicht, sich durch spanische Großmut auszuzeichnen und in dieser Hinsicht den französischen Befehlshaber Bernadotte zu überbieten. Seine Wohnung war bei einem reichen Handelsherrn der Stadt. Diesem bot er eine ansehnliche Entschädi-

gung an, die jener natürlich ausschlug, indem er ihn versicherte, daß die Stadt die Unkosten der Einquartierung trage. Jetzt wandte er sich an die Frau des Hauses und forderte sie auf, einen Schmuck zu besorgen. „Er ist," sagte er, „für eine Dame bestimmt, die ich in hohem Grade verehre. Ich überlasse Ihrem Geschmack die Wahl des Gegenstandes und bitte, das Geld nicht zu schonen." Als der Schmuck fertig war, zeigte er sich sehr zufrieden, dankte für die Mühe, welche die Frau sich gegeben und bezahlte die bedeutende Summe. Wie überrascht war aber die Frau, als Romana am Weihnachtsabend ihr selbst dieses ansehnliche Geschenk überreichte, welches sie zwar in Verlegenheit setzte, das sie aber doch nicht wohl ausschlagen durfte.

Die spanischen Truppen wurden nachher, wie bekannt, nach Dänemark verlegt und in Jütland und auf den Inseln verteilt. Ich habe bei meinen Besuchen in Dänemark viele Jahre nachher manches über diese den Dänen so seltsamen Gäste gehört, besonders aber von der schlauen und geheimen Art, mit der sie ihre Unterhandlungen mit den Engländern, durch welche die Küsten des Landes beunruhigt wurden, einzuleiten verstanden, und wie erstaunt man war, als die kühne Entweichung der Truppen fast zu derselben Zeit vor sich ging.

Bekanntlich hat General Romana nach seiner Zurückkunft vorzüglich dazu beigetragen, den den Franzosen so gefährlichen Guerillakrieg in Spanien zu organisieren. Durch Romana wurde nun zuerst mein Interesse für das spanische Volk erregt und erregte nachher den höchsten Grad, als der Widerstand gegen die Feinde, die das Land besetzten, immer entschiedener und großartiger wurde. Wenn man sich erinnert, wie lebhaft die vorzüglichsten Geister Deutschlands sich damals für die glänzende Epoche der spanischen Litteratur interessierten; wie Cervantes und Calderon mit Shakespeare, Dante, Ariost und Tasso eine Zeit bezeichneten, die einen lichten Glanz über alle Völker warf, in welchen sie gelebt und gedichtet hatten: so wird man wohl begreifen, wie ein jeder, der für das vornehm Geistige in der Geschichte lebte, eben dieses vor der rohen Gewalt eines Volkes retten wollte, das durch die starre Einseitigkeit seiner flachen Bildung keine Ahnung hatte von dem Werte der Schätze, die es zu vernichten drohete; und wie ein jeder sich hingezogen fühlen mußte zu einem Volke, in welchem die kühne Kraft vergangener Zeiten wieder aufzuleben schien. Es war, ich will es nicht leugnen, als müßte der alte verschwundene Geist durch diesen mächtigen Kampf wieder erstehen, als sollte ein wunderbares Gebilde der Vergangenheit, zwar uns fremd, rätselhaft, aber in seiner Eigentümlichkeit von unergründlicher Tiefe, wieder lebendig werden, und fast unwillkürlich erschienen mir die kühnen Heere, die rastlos kämpfenden Banden der Guerillas, die belagerten Städte, wenn sie sich verzweiflungsvoll wehrten, nicht allein die Wälle, sondern auch die Straßen gegen die eingedrungenen Feinde verteidigten —: wie ein mythisches Volk, welches allen unterjochten Völkern in Europa streng strafend, aber auch ermunternd gegenübertrat. Und in der That, wie viel hat Deutschland den Spaniern zu verdanken! Die Kämpfe auf der Halbinsel, von den

Engländern unterstützt, kann man als die erste Niederlage des kühnen Eroberers betrachten; und kein echter Deutscher, welcher jene Periode durchlebte, wird es leugnen, daß Spanien als mahnendes Muster im höchsten Sinne ihm vorschwebte und die Gesinnung, welche Deutschlands Befreiung herbeiführen sollte, förderte und stärkte."

Joachim Nettelbeck*).

Joachim Christian Nettelbeck wurde am 20. September 1738 zu Kolberg geboren, wo der Vater Bürger und Bierbrauer war. Seine Mutter war die Tochter eines Schiffers, und die Lust zum Seefahren schien das Kind mit der Muttermilch eingesogen zu haben. „Seit ich kaum das Alter von dreiviertel Jahren erreicht," erzählt er — „bin ich bei meinen Großeltern väterlicherseits erzogen worden: aber sobald ich habe lallen können, stand mein Sinn darauf, Schiffer zu werden. Mein Hang dazu trieb mich so gewaltig, daß ich aus jedem Holzspan, aus jedem Stückchen Baumrinde, was mir in die Hände fiel, kleine Schiffchen schnitzelte, sie mit Segeln von Papier oder Federn ausrüstete und damit auf Rinnsteinen oder auf der Persante hantierte. Meines Vaters Bruder war Schiffer; und keine größere Freude gab es für mich, als wenn er mit seinem Schiffe hier im Hafen lag. Denn da hatte ich zu Hause keine Ruhe, sondern bat, man möchte mich nach der Munde lassen. O, welch ein vergnügtes Leben, wenn ich auf dem Schiffe war und mit den Schiffsleuten in ihrer Arbeit herumsprang!"

Mit dieser Neigung zum Seewesen, die mit jedem Jahre entschiedener hervortrat, verbanden sich noch zwei Liebhabereien — für den Taubenschlag und für die Kunstgärtnerei, von welcher der Großvater ein Freund war, aber keineswegs für die Schule, die er oft umging, um auf Teichen zu schiffen oder mit seinen lieben Tauben zu verkehren. Als er nahezu acht Jahre alt war und im Lernen noch so wenig Fortschritte gemacht hatte, erklärte ihm sein Pate Runge, der sich viel mit dem lebhaften Knaben beschäftigte: „Junge, wenn du Schiffer werden willst, so mußt du auch fleißig in die Schule gehen, eine firme Hand schreiben und gut rechnen lernen, sonst denke nur gar nicht mehr daran!" Das wirkte. Als er nun vollends zur Weihnachtsbescherung von demselben Paten eine Anweisung zur Steuermannskunst geschenkt bekam, studierte er Tag und Nacht darin, was den Vater bewog, ihm bei einem Kolberger Schiffer zwei wöchentliche Unterrichtstage auszumachen. Der Lerneifer des Knaben war so groß, daß er nicht

*) Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeben von J. Ch. L. Haken, 3 Bde., Leipzig 1821—23. Neue Ausgabe in einem Bande, Leipzig 1845.

selten in sternklaren Winternächten aus dem Bette sprang, sich auf den Wall schlich und mit seinen Instrumenten die Entfernung der ihm bekannten Sterne vom Horizont und Zenith maß, um danach die Polhöhe zu berechnen. Wenn er dann des Morgens halberfroren nach Hause kam, wunderte sich alles über ihn und erklärte ihn für einen überstudierten Narren.

Da Joachim ferner gehört hatte, ein Schiffer müsse gut klettern können, um die Masten bei Tag und Nacht zu besteigen, ließ er sich das nicht zweimal gesagt sein, besuchte öfters des Glöckners Sohn, um mit diesem im Gebälk der Turmspitze, ja auch auf das Kirchdach zu klettern. Der Vater verbot zwar solche halsbrechende Kunststücke, aber als er einmal verreist war, benutzte Joachim diesen Zeitpunkt, um mit einem Schulkameraden, der auch Lust zum Klettern bezeigte, aus den Turmluken auf den Forst des kupfernen Kirchdaches zu steigen. Doch der Gefährte war nicht so mutig und schwindelfrei; kaum war er dem Wagehals einige Fuß nachgeritten, so fing er an erbärmlich zu schreien, klammerte sich zu beiden Seiten an den kupfernen Reifen fest und konnte weder vorwärts noch rückwärts. Nettelbeck kehrte sich nach ihm um. „Hier saßen wir nun beide“ — erzählt er — „sahen uns betrübt ins Gesicht und wußten nicht, wo aus noch ein. Er wagte es nicht, sich umzudrehen. Ich konnte an ihm nicht vorbeikommen. Dabei hörte er nicht auf, in seiner Seelenangst aus vollem Halse zu schreien. Auf der Straße gab es einen Zusammenlauf und bald auch Hilfe. Denn der alte Glöckner mit seinem Sohne und mehreren anderen kamen auf den Turm und zogen meinen Freund mit umgeworfenen Leinen rücklings nach dem Gerüst und so vollends in die Luke hinein. Ich aber folgte wie ein armer Sünder zitternd und bebend nach. Des andern Tages kam mein Vater nach Hause, und da gab es denn, wie zu erwarten war, rechtschaffene, aber verdiente Prügel.“

Die Eltern überzeugten sich indessen, daß für den unruhigen Knaben auf festem Lande kein Heil zu erwarten sei, und als er sein 11. Jahr zurückgelegt hatte, nahm ihn sein Oheim (1749) als Kajütenwächter mit nach Amsterdam. Dort erregte der Anblick der großen Kauffahrteischiffe, das lustige Treiben der ankommenden und abfahrenden Matrosen seine ganze Sehnsucht, teilnehmen zu können an solchen Weltfahrten. Er bat den Oheim, ihm das zu ermöglichen, ward aber, wie zu erwarten stand, mit solchen Wünschen streng abgewiesen. Was thut nun das nach Abenteuern lechzende Bürschchen? Er nimmt die kleine Jölle vom Schiffe seines Oheims, fährt stracks in einer Nacht heimlich zu dem schon lange aufs Korn gefaßten Guineafahrer hinüber, steigt an Bord und läßt den kleinen Kahn auf dem Wasser treiben, daß die Seinigen am andern Morgen nicht anders glauben, als der Joachim sei verunglückt und im Meer ertrunken. Der Kapitän weigert sich anfangs, den unbekannten Knaben mitzunehmen, aber dessen Thränen rühren ihn doch, und er nimmt ihn zum Steuermannsjungen an mit 6 Gulden monatlicher Löhnung. So machte nun Nettelbeck seine erste Seefahrt nach Guinea, wo er mit Negern verkehren lernte, und von der afrikanischen Küste ging's dann

nach Amerika. Nach 21 Monaten lief das Schiff wieder im Hafen von Amsterdam ein, und von dort schrieb der Wagehals sogleich an seine Eltern. Diese waren freudig erstaunt und antworteten: „Du Unglückskind bist noch nicht einmal konfirmiert! Unser Segen soll Dir werden, wenn Du sogleich zurückkehrst, unser Fluch, wenn Du noch länger ungehorsam bleibst!"

Mit klopfendem Herzen betrat der verloren geglaubte Knabe wieder das väterliche Haus und hielt sich nun ordentlich zum Schulunterricht, bis er das 14. Jahr zurückgelegt und die Konfirmation empfangen hatte. Dann hielt er aber nicht länger mehr auf dem festen Lande aus; eine unwiderstehliche Sehnsucht trieb ihn wieder aufs Meer. Er schwärmte wieder zwei Jahre lang auf verschiedenen kolbergischen Schiffen unter verschiedenen Kapitänen auf der Ost- und Nordsee umher und war bald in Dänemark und Schweden, bald in England und Schottland, Holland und Frankreich zu finden. Da ihm aber solche kleine Reisen zu wenig Abwechselung boten, verdung er sich in Amsterdam bei einem Landsmann als Konstabler zu einer Fahrt nach Surinam und rückte unterwegs zur Würde eines Untersteuermannes auf. Nach 14monatlicher Fahrt kam er glücklich zurück. Bei einem Abstecher nach Danzig traf sich's, daß der König August von Polen in der Stadt anwesend war, um in einer schön geschmückten Staatsjacht der auf der Reede vor Anker liegenden russischen Kriegsflotte einen Besuch abzustatten. Die Mannschaft für jene Jacht war glänzend herausgeputzt, und das Außergewöhnliche nebst dem Trinkgelde von 1 Dukaten bewog den jungen Nettelbeck, sich auch in die Uniform stecken zu lassen. Aber wie erschrak er, als man ihm einen Spiegel vorhielt und er sich mit den bunten Bändern wie ein Narr vorkam. „Das Herz im Leibe wollte mir zerspringen" — sagt er — „wenn ich dabei bedachte, daß ich einen andern als meines Königs Namenszug im Schilde an meiner Stirn tragen sollte. Die Thränen traten mir in die Augen. Mir war's, als mutete man mir zu, meinen großen Friedrich zu verleugnen. Gern hätte ich mir alles wieder vom Leibe gerissen und den Handel wieder aufgesagt, wenn es möglich gewesen wäre. Doch ich war einmal unter den Wölfen und mußte mit ihnen heulen! Indes gelobte ich's mir, diesen Makel wieder dadurch gut zu machen, daß ich den verheißenen Dukaten dem ersten preußischen Soldaten zuwürfe, der mir begegnen würde. Ein alter Husar wurde dieses Glückskind, und der mag sich wohl nicht schlecht verwundert haben, daß ein achtzehnjähriges Bürschchen wie ich mit Golde um sich warf.

Kaum in Kolberg angekommen, ging er schon wieder unter Segel mit des Oheims Schiff, das nach Lissabon bestimmt war (1756). Joachims jüngerer Bruder, 16 Jahr alt, ging auch mit als Kajütenwärter; ferner hatte der Oheim seinen 14jährigen Sohn mitgenommen. Diese Fahrt war höchst unglücklich; bei Helsingör schlug das Schiff um, und die darin saßen, mußten sich durch Schwimmen retten; als man sich wieder zusammengefunden und das Schiff instandgesetzt hatte, erhob sich nahe an der flandrischen Küste abermals ein schrecklicher Sturm, der das kleine Schiff auf die Sandbänke warf, wo es strandete. Dem Oheim hatte eine Segelstange das

Auge aus dem Kopfe geschlagen, er war gestürzt und hatte sich so verletzt, daß er nur noch röchelte. Mit unsäglicher Angst und Mühe zogen die jungen Leute den lieben Mann ans Land, getrauten sich aber nicht, weil der Grund und Boden österreichisch war und der Krieg zwischen Preußen und Österreich begonnen hatte, dort zu bleiben, sondern schafften den Todkranken auf die nahe französische Grenze in das Lazarett von Nieuport, und von dort nach Dünkirchen, wo das Kloster-Hospital noch bessere Pflege erwarten ließ. Die Klostergeistlichen nahmen den Leidenden auf; eine Untersuchung ergab, daß er das linke Bein gebrochen und einen Rückenwirbel zerschmettert hatte. An Heilung war nicht mehr zu denken, der arme Mann gab unter den heftigsten Schmerzen seinen Geist auf. Nun ward nach dem Glaubensbekenntnis gefragt, und der junge Nettelbeck sagte ohne Arg: protestantisch! Da wollte niemand die Leiche berühren, niemand mit den Ketzern zu schaffen haben; nach langem Flehen und Weinen bewirkten die jungen Leute, daß man die Leiche auf dem Felde beischarrte. Das Herz von Schmerz und Angst zerrissen, von allen Mitteln entblößt, mußten nun die Schiffbrüchigen den Rückweg antreten in der kalten Winterzeit und unter den härtesten Entbehrungen.

Auf solche Weise ward Nettelbeck hart in die Schule des Lebens genommen und lernte Mut und Entschlossenheit üben. Als er nach mehreren andern Seefahrten wieder nach Kolberg kam und in Gefahr geriet, mit Gewalt zum Soldatendienst ausgehoben zu werden, entzog er sich der Gewalt durch die Flucht, war dagegen, als Kolberg von den Russen belagert ward, sogleich bereit, seiner Vaterstadt Hilfe zu leisten. Schon seit alter Zeit waren die Einwohner von Kolberg durch ihren Bürgereid verpflichtet, zur Verteidigung der Festung Leib und Leben, Gut und Blut daran zu setzen. Sie blieben auch bei dieser Gelegenheit, als brave Preußen, nicht hinter ihrer Schuldigkeit zurück. „Meines Vaters Posten," erzählt Nettelbeck, „forderte, daß er in dieser Zeit stets um die Person des Kommandanten sein mußte; und wo er war, da war auch ich, um ihm als ein flinker und rühriger junger Mensch zur Hand zu gehen. Der alte wackere Festungskommandant von Heyden sah meinen guten Willen, und das gewann mir sein Wohlgefallen in dem Maße, daß ich beständig in seiner Nähe sein und bleiben mußte. Ich konnte solchergestalt für seinen zweiten Bürgeradjutanten gelten und wurde oftmals auf den Wällen von ihm gebraucht, seine Befehle nach entfernten Posten zu überbringen. In der That war dies eine gute Vorschule für mich, um zu lernen, was unter solchen Umständen zum Festungsdienst gehört, und die Lektion ist mir noch in spätem Alter trefflich zu gute gekommen."

Die Russen mußten wieder abziehen, und Nettelbeck setzte seine Seefahrten wieder fort. Nach seiner Verheiratung ließ er sich in Königsberg als Transportschiffer nieder, doch wollte ihm das beschränkte Geschäft nicht behagen; er ließ Frau und Kind daheim und fuhr wieder nach Afrika und Amerika, nahm auch kurze Zeit Dienst bei den Engländern, deren Wesen ihm nicht so zusagte wie das der Holländer, deren Pünktlichkeit und Ordnungs-

liebe ihm besonders gefiel. Dann leitete er mehrere Jahre eine Navigationsschule in seiner Vaterstadt und ging nun als Schiffsherr zur See, indem er teils für eigene, teils für Rechnung großer Kaufleute Ladungen einnahm. Manche Gefahren, manche harte Verluste hatte er zu bestehen, aber seine Ausdauer war unermüdlich, seine Entschlossenheit und Geistesgegenwart außerordentlich, sein guter Humor unverwüstlich. Wo keiner mehr Rat wußte, da wußte ihn Nettelbeck. Da er als Kapitän streng war und unbedingten Gehorsam forderte, geschah es einigemal, daß sein Schiffsvolk meuterisch wurde. Die Matrosen fielen über den Weinvorrat her und tranken sich toll und voll. In dieser Verlegenheit kam er auf den Gedanken, zwei der übermütigsten zu bereden, mit ihm ans Land zu gehen und zur Ader zu lassen. Die beiden Tobsüchtigen mochten selber so ein Bedürfnis fühlen und hatten kein Arg daraus. Der Barbier, welcher schon von allem unterrichtet war, ließ ihnen aber ein paar Schüsseln voll Blut ab, so daß sie ohnmächtig zum Schiffe zurück wankten und 14 Tage lang die zahmsten Menschen waren. Ein andermal hatten sich die Hamburger Matrosen in den Kopf gesetzt, durch die Gesetze ihrer Stadt zum Ungehorsam gegen einen preußischen Kapitän berechtigt zu sein und soviel Thee und Kaffee trinken zu können, als ihnen beliebte. Jeder kam nach Belieben mit seinem Kessel und kochte. Nettelbeck schlug ihnen vor, um die Verschwendung zu hemmen, daß sie samt und sonders sich seines großen Kessels bedienen sollten. Vergebens. Das ganze Volk, den Bootsmann und Koch an der Spitze, marschierten wie verabredet in einer Reihe auf, jeder mit seinem Kessel in der Hand. Da hielt sich Nettelbeck nicht länger, stürzte sich auf die ersten und warf ihre Kessel über Bord ins Meer. Nun aber ward er von der Rotte umringt, die Kerle schrieen: „Schlagt zu! schlagt zu!" und er rettete sich schnell in seine Kajüte, deren Thür er hinter sich zuschloß. In dieser Not fiel ihm ein altes Exemplar des Hamburger Schifferrechts in die Augen, er schlug nach und fand den gewünschten Artikel:

„Einem Schiffer steht frei, seine Leute zu züchtigen, und es darf keine Gegenwehr geschehen. Sollte aber ein Schiffsmann sich unterstehen, seinen Schiffer zu schlagen oder sonst zu mißhandeln: so wartet seiner der Galgen, nach Hamburger Recht."

Er legte das Buch aufgeschlagen auf den Tisch, seinen gewichtigen Rohrstock daneben und zog nun die Glocke, die den Kajütenjungen herbeirief mit seiner Frage: „Was zu Dienst?" — „Der Bootsmann soll zu mir kommen!" Dieser erschien mit trotziger Zuversicht. „Kannst du lesen, Bursche?" fragte ihn Nettelbeck. — „Hm, ich werde ja, was soll's damit?" Nun ward ihm der betreffende Paragraph unter die Augen gehalten, doch er fuhr heraus: „Hoho, das ist nur Wischewäsche!" — „So, guter Kerl? Nun, ich will dir zeigen, was Wischewäsche ist!" und damit griff der Kapitän nach seinem Rohr und walkte ihn durch nach Leibeskräften. Das böse Gewissen erlaubte dem Schuldigen nicht, sich thätlich zu widersetzen; stöhnend taumelte er aus einem Winkel in den andern. Als der strafende Arm müde geworden war,

öffnete Nettelbeck die Thür und warf den Taugenichts hinaus, dann ward abermals geschellt und der Koch vorgefordert. Dieser leistete zwar Gehorsam, aber wohl wissend, was seiner wartete, steckte er bloß den Kopf durch die halbgeöffnete Thür. „Näher, Schurke!" donnerte ihm die Stimme seines Herrn entgegen. Er bat: „O, lieber Kapitän, laßt es doch gut sein!" Da er durchaus die Thür in der Hand behielt, warf ihm Nettelbeck sein Rohr an den Kopf. Die beiden Haupträdelsführer waren gedemütigt; aber es galt noch einen Hauptschlag gegen die andern. So trat denn der Kapitän ans Steuerruder und gebot, nach der schwedischen Küste den Kurs zu richten, wo er die Rebellen aburteilen und hängen lassen wollte. Nun bat und flehte alles um Verzeihung — die Reise ward ordentlich fortgesetzt, der Gehorsam war wieder hergestellt; aber in Memel empfingen die drei Rädelsführer von Gerichts wegen ihre Strafe.

Ein nicht minder glänzendes Beispiel seines kühnen Mutes gab Nettelbeck am 28. April 1777 in seiner Vaterstadt, als um die Mittagszeit ein Gewitter aufzog und der Blitz in den Kirchturm schlug, der auch gleich lichterloh brannte. Wir lassen den Helden selber erzählen: „Ich, herzlich erschrocken, rannte nach der Kirche und die Turmtreppe hinan! Im Hinaufsteigen überdachte ich mir's, wie groß das Unglück werden könne und müsse, da wohl schwerlich jemand sich unterfangen würde, bis in die höchste Spitze zu klimmen, wo er in den finstern Winkeln nicht einmal so bekannt sei als ich, der ich sie in meiner Jugend so vielfältig und oft mit Lebensgefahr durchkrochen hatte. „„Also nur frisch darauf und daran! — rief eine Stimme in mir — du weißt hier ja Bescheid!""

„In der That wußt' ich auch, daß droben auf dem Glockenboden stets Wasser und Löscheimer bereit standen; aber an einer Handspritze, die hier hauptsächlich not thun würde, konnte es leichtlich fehlen. Dies erwägend, macht' ich auf der Stelle rechtsum; drängte mich mit Mühe neben den vielen Menschen vorüber, die alle nach oben hinauf wollten; flog gleich ins erste nächste Haus und rief um eine Spritze, die aber hier — die auch im zweiten Hause nicht zu finden war und meiner steigenden Ungeduld erst im dritten gereicht wurde.

„Jetzt wieder (die Angst und der Eifer gaben mir Flügel) zum Turme hinauf! In der sogenannten Kunstpfeiferstube, die dicht unter der Spitze ist, fand ich mehrere Maurer und Zimmerleute, die indes alle nicht zu wissen schienen, was hier zu thun oder zu lassen sei. „„Lieben Leute,"" sprach ich, indem ich unter sie trat — „„hier ist freilich nichts zu beginnen. Wir müssen höher hinauf nach oben. Folgt mir!"" — „„Leicht gesagt, aber schwer gethan,"" antwortete mir der Zimmermeister Steffen. „„Wir haben es schon versucht, aber es geht nicht. Sobald wir die Fallthür über uns haben, fällt ein dichter Regen von Flammen und glühenden Kohlen hernieder und setzt auch hier die Zimmerung in Brand.""

„Das war freilich eine schlimme Nachricht! „„Ei, es muß schon etwas drum gewagt sein!"" rief ich endlich. Sie öffneten mir die Luke, ich ließ mir einen

Eimer voll Wasser und die Handspritze reichen, und nun mußte man die Fallthür schließen, um den Zug zu vermeiden. Eine Menge von Kohlen prasselte nieder, so daß ich mir den Kopf mit dem Wasser aus meinem Eimer anfeuchten mußte, um nicht aus meinen Haaren ein Feuerwerk zu machen. Um zugleich die Hände frei zu bekommen, schnitt ich ein Loch vorn in den Rock, durch welches ich die Spritze steckte, den Bügel des Eimers nahm ich in den Mund und zwischen die Zähne, und so ward denn die fernere Reise angetreten!

„Die Turmspitze ist inwendig mit unzähligen Holzriegeln durchweg verbunden, die mir zur Leiter dienen mußten. Allein wohin ich griff, um mir empor zu helfen, da fand ich alles voll glühender Kohlen; nur hatt' ich nicht Zeit, an den Schmerz zu denken, oder machte mich gegen ihn fühllos, indem ich Kopf und Hände zum öftern wieder anfeuchtete. Mit alledem hatt' ich mich endlich so hoch verstiegen, daß mir in der engen Verzimmerung kein Raum mehr blieb, mich noch weiter hindurch zu winden; und hier sah ich denn den rechten Mittelpunkt des Feuers annoch 8 oder 10 Fuß über mir zischen und sprühen.

„Jetzt klemmte ich den Wassereimer zwischen die Sparren fest, zog meine Spritze daraus voll und richtete sie getrost gegen jenen Feuerkern, wo das Löschen und Ersticken am notwendigsten schien. Nur beging ich die Unvorsichtigkeit, dabei unverrückt in die Höhe zu schauen, weil ich auch die Wirksamkeit meines Wasserstrahls beobachten wollte: darüber aber bekam ich die ganze Bescherung von Wasser, Kohlen und Feuer so prasselnd ins Gesicht zurück, daß mir Hören und Sehen verging — bis ich, nachdem ich mich wieder ein wenig besonnen hatte, das Ding geschickter anfing und bei den zwei oder drei nächsten Handhabungen meiner Spritze die Augen fein abwärts kehrte. Auch hatt' ich die Freude, daß sich bei jedem Zuge das Feuer merklich verminderte.

„Nun aber war auch der Eimer geleert! Neue Verlegenheit. Denn das leuchtete mir allerdings wohl ein, daß, wenn ich hinabstiege, weder ich noch sonst ein Mensch je wieder nach oben gelangte. Ich schrie indes aus Leibeskräften: „„Wasser, Wasser her!““ bis der vorbenannte Zimmermeister die Fallthür aufschob und mir zurief: „„Wasser ist hier, aber wie bekommst du es nach oben hinauf?““ — „„Nur bis über den Glockenstuhl schafft mir's. Da will ich mir's selber langen,““ war meine Antwort. Und so geschah es auch. Jene wagten sich höher, und ich kletterte ihnen von Zeit zu Zeit entgegen, um die vollen Wassereimer in Empfang zu nehmen, von denen ich denn auch so fleißigen Gebrauch machte, indem ich den Brand tapfer kanonierte, daß ich endlich das Glück hatte, ihn zu überwältigen und völlig zu löschen. Wo es aber noch irgend zu glimmen schien, da kratzte ich mit meinen Händen die Kohlen herunter, soweit ich irgend reichen konnte.

„Jetzt erst, da es hier nichts mehr für mich zu thun gab, gewann ich Zeit, an mich selbst zu denken. Ich spürte, wie mir mit jeder Minute immer übler zu Mute ward, denn das zurückspritzende Wasser hatte mich bis auf

die Haut durchnäßt, und zugleich war eine Hitze im Turme, die je länger je unausstehlicher wurde. Zwar eilte ich nun hinunter, aber indem ich gegen die Schalllöcher kam, gab es einen so schneidenden Luftzug, daß mir plötzlich die Sinne vergingen. Auch weiß ich nicht, ob ich auf meinen eigenen Füßen Gottes Erdboden erreicht, oder ob mich die Leute hinabgetragen haben.

„Als ich mich wieder besann, lag ich auf dem Kirchhofe, und mir zur Seite standen zwei Chirurgen, die mir an beiden Armen eine Ader geöffnet hatten. Außerdem gab es noch einen dichten Haufen von Menschen um mich her, welche von Teilnahme oder Neugierde herbeigeführt sein mochten. Mit meinem wiederkehrenden Bewußtsein begann ich nun aber auch meine Schmerzen zu fühlen. Meine Hände waren überall verletzt, die Haare auf dem Kopfe zum Teil abgesengt, der Kopf selbst wund und voller Brandblasen, wo denn auch in der Folge nie wieder Haare gewachsen sind. Nicht minder sind mir die beiden äußersten Finger an der rechten Hand, die vom Feuer am meisten gelitten hatten, krumm geblieben.

„Vom Kirchhofe trug man mich nach meiner Wohnung, wo eine gute und sorgfältige Pflege mir denn auch bald wieder auf die Beine half. Einige Wochen später behändigte mir der Herr Kriegskommissar eine goldene Denkmünze in der Größe eines Doppelfriedrichsdor nebst einem Belobungsschreiben, die ihm beide von Berlin zugeschickt worden, um sie mir gegen meine Quittung zu überliefern. Das Gepräge dieser Denkmünze ließ ich mir in mein Petschaft stechen." —

Auf einer neuen Seefahrt, die Nettelbeck unternahm, begab es sich, daß er in Lissabon einige Zeit verweilend eines Tages über den Marktplatz ging und eine große Menschenmenge bemerkte, die sich um ein Zelt drängte, auf welchem die preußische Flagge wehte. Noch mehr ward er überrascht, als er näher herantretend vor dem Zelte zwei baumhohe preußische Grenadiere Schildwache stehen sah. Schon wollte er seiner Freude in einem lauten Gruße Luft machen, als er die Wachsfiguren erkannte, welche die Zuschauer ins Innere des Zeltes locken sollten. Die Neugier trieb ihn auch hinein, und da sah er denn, so getreu und natürlich, als ob er lebte, den alten Fritz mit einem Richterschwert in der Hand, und vor ihm lag ein Mann mit Weib und Kindern auf den Knieen, die um Gerechtigkeit zu flehen schienen. Dem König zur Rechten war eine große Wage angebracht, deren eine Schale mit Papieren und Akten angefüllt war, während in der andern eine kleine Göttin der Gerechtigkeit thronte. Zur andern Seite eine Gruppe preußischer Generale und Gerichtspersonen, und im Hintergrunde in großen leuchtenden Buchstaben die Inschrift in portugiesischer Sprache: „Gerechtigkeitspflege des Königs von Preußen", darunter der Name „Arnold". Das Gerücht von dem Prozeß des Windmüllers Arnold war bis nach Lissabon gedrungen; wem das Bild noch unverständlich blieb, ward von dem bestellten Ausrufer des Näheren belehrt. Alles horchte aufmerksam und schien tief ergriffen. Dem preußischen Bürger ward aber das Herz warm, er mußte sich in den innersten Kreis vordrängen und rief voll Begeisterung in seinem gebrochenen

Portugiesisch: „Mein König! Ich bin Preuße!" Diese Worte fielen wie ein elektrischer Strahl in die Gemüter des Volks, die Menge geriet in Bewegung, drängte sich an Nettelbeck heran, dessen Züge in der That nicht ohne Ähnlichkeit mit denen des großen Königs waren, sank vor ihm auf die Kniee und hob gleichsam anbetend die Hände zu ihm empor. „Gloria dem König von Preußen!" rief der eine. „Heil ihm — Heil für die strenge Gerechtigkeit!" der andere. Froher Jubelschrei begleitete den in diesem Augenblicke selber hoch aufgeregten Patrioten bis in das Haus seines Korrespondenten.

Es sollten aber noch Zeiten kommen, wo der wackere Mann daheim seine treue Vaterlandsliebe und seinen deutschen Mut zu bewähren hatte. Nachdem er sich bis zu seinem 45sten Lebensjahre durch Freud' und Leid in allerlei Fahrnissen nah und fern tapfer durchgearbeitet hatte, wollte er als guter Bürger seine ferneren Tage in Kolberg beschließen und richtete sich daselbst eine kleine Brauerei und Brennerei ein. Bald wurde er zum Mitgliede des Kolberger Seegerichts, dann zum Bürger-Repräsentanten (Stadtverordneten) und endlich zum Ratsherrn gewählt, und gab in allen diesen Stellungen die schönsten Proben seiner Umsicht und Klugheit, die den wohlweisen Magistrat aus mancher Verlegenheit riß, aber auch seiner Menschenliebe, der kein Opfer zu schwer war, und seines Rechtssinns, der alle Unterschleife und Advokatenschliche aufdeckte. Hätte er nur in seiner Familie mehr Freude gehabt! Er war leider in der Wahl seiner Lebensgefährtin unglücklich gewesen; sein einziger Sohn starb ihm in der Blüte der Jahre. Doch Nettelbecks Gemüt war zu elastisch, um sich von irgend einem Unglück niederwerfen zu lassen.

Als die Schlacht von Jena verloren ging, war er 68 Jahre alt. Mit Ingrimm hörte er, wie die preußischen Festungen sich feig an die Franzosen ergaben; auch Stettin ging über. In Kolberg schlugen aber noch wackere Preußenherzen, die nicht den Mut verloren und keineswegs gewillt waren, ohne Kampf sich dem Feinde preiszugeben. Die Festung Kolberg war freilich eine der kleinsten und ihre Werke dazu sehr mangelhaft; man hatte in den Zeiten der Ruhe alles verkommen lassen. Von Palissaden war keine Spur, die Wälle schadhaft, nur drei Kanonen standen in der Bastion Pommern auf Lafetten und dienten zu Lärmschüssen, wenn ein Ausreißer von der Festung verfolgt werden sollte. Alles übrige Geschütz lag am Boden, hoch vom Grase überwachsen, und die dazu gehörigen Lafetten vermoderten in den Remisen. Die Zahl der Verteidiger war unzureichend und ihre Haltung sehr unkriegerisch. Der Kommandant, Oberst von Loucadou, ein alter, abgestumpfter Mann, blind an dem Herkommen hangend, ohne Verständnis seiner Zeit und Lage, ohne Geist, ohne Mut, ohne Willen. Während alles, was Militär hieß, seinen trägen Schlummer mit ihm zu teilen schien, fühlte sich die ganze Bürgerschaft von der äußersten Unruhe und Besorgnis ergriffen; Nettelbeck als ihr Repräsentant wurde abgeordnet, mit dem Kommandanten Rücksprache zu nehmen über die zu treffenden Maßregeln.

Loucadou und seine Offiziere, die auf alles, was keine Uniform trug, mit der tiefsten Verachtung herabschauten, wunderten sich nicht wenig, als

Nettelbeck ihnen eröffnete, daß die Bürgerschaft mit Gott entschlossen wäre, in diesen bedenklichen Zeitumständen mit dem Militär gleiche Last und Gefahr zu bestehen. Sie stände in Begriff, sich in ein Bataillon von 7 bis 800 Bürgern zu organisieren, die mit vollständiger Rüstung versehen wären, und bäten nun um die Erlaubnis, sich vor ihm aufstellen zu dürfen, damit er die Güte hätte, sie zu mustern, nach seinem Ermessen auf die nötigen Posten zu verteilen und das Weitere anzuordnen.

Ein Major von Nimptsch, der bei Loucadou war, fuhr den Sprecher hart an: „Aber, Herr, was geht das Ihn an!“ Der Oberst sprach mit höhnischem Lächeln: „Mögen sie sich versammeln!“ Das Bürgerbataillon trat auf dem Markte in guter Ordnung zusammen, Nettelbeck begab sich abermals zum Kommandanten, erhielt aber nun die schnöde Antwort: „Macht dem Spiel ein Ende, ihr guten Leutchen! Was soll mir's helfen, daß ich euch sehe?“ Solche Geringschätzung ging den Bürgern tief zu Herzen. Nettelbeck aber verlor keineswegs die Geduld, er ging bald darauf wieder zum Oberst mit einem Antrage, von dem er glaubte, daß er seinem militärischen Dünkel weniger anstößig sein werde. „Es sei vorauszusehen“ — sagte er — „daß, um die Festung zur Gegenwehr zu rüsten, es auf den Wällen viel Arbeit geben würde, um das Geschütz aufzustellen, zu schanzen und die Palissaden herzustellen. Die Bürgerschaft sei gern erbötig, zu diesen Arbeiten mit Hand anzulegen, und er möge nur befehlen.“ „Die Bürgerschaft, und immer wieder die Bürgerschaft!“ antwortete er mit einer häßlichen Hohnlache — „ich will und brauche die Bürgerschaft nicht!“

Der unermüdliche Nettelbeck ließ sich aber nicht sobald einschüchtern, er kam wieder, und um nur endlich vor ihm Ruhe zu haben, sagte der träge Kommandant: „Was außerhalb der Festung geschieht, kümmert mich nicht; meinetwegen mögt ihr draußen schanzen, so viel ihr wollt!“ Damit waren die Kolberger vorläufig zufrieden. Nicht nur was Bürger hieß, zog nach der sogenannten Bergschanze aus, sondern auch Gesellen, Lehrburschen und Dienstmädchen waren in ihrem Gefolge. Nettelbeck leitete die Arbeit und zog selbst mit einem Hohlkarren und der Schaufel voran. Das Werk geriet nicht übel, wurde später verbessert und bildete einen Posten, der dem Feinde nicht wenig zu schaffen machte.

Es mußten aber auch für die zu erwartende Belagerung die Lebensmittelvorräte genau festgestellt und von außen her die Zufuhren in Gang gebracht werden. Nettelbeck ging umher und machte die Verzeichnisse, die er dem Loucadou vorlegte. Dieser sagte: „Jeder Bürger mag für sich selbst sorgen; für meine Soldaten ist noch Vorrat genug in den Magazinen!“ Vergebens bat ihn der Bürger-Repräsentant, er möchte doch wenigstens die Papiere nachsehen. Er wollte nicht. Sogar die Köchin des Obersten mischte sich in die Sache und sagte schnippisch: „Der Herr Oberst wird das doch wohl besser verstehen!“ Da lief dem braven Nettelbeck die Galle über, er sagte dem Weibsbilde, was sie nicht zu hören wünschte, und hatte nun um so mehr sich den Herrn zum Feinde gemacht. In Kolberg, das sah er wohl,

war keine Hilfe zu finden; so entschloß er sich trotz des Winters, sich auf den Weg zu machen, um seinem guten, unglücklichen, so schlecht bedienten Könige in Königsberg, Memel, oder wo er ihn fände, die Lage Kolbergs vorzustellen. Glücklicherweise traf in diesem Augenblicke der Kriegsrat Wisseling ein, der sich von Stettin entfernt hatte, um dem Feinde nicht dienen zu müssen. Als er mit eigenen Augen gesehen hatte, wie es stand, sagte er zu Nettelbeck: „Vertrauen Sie mir Ihre Papiere und alles, was auf die Festung Bezug hat, an, ich will selbst zu dem Könige und ihm Vortrag halten.“ Der Mann hielt Wort und kehrte mit ausgedehnten Vollmachten für die bessere Verpflegung der Festung zurück.

Unterdessen hatte Nettelbeck unter den Versprengten auch den Leutnant v. Schill kennen gelernt, der, am Kopfe schwer verwundet, nicht weiter kommen konnte, und erzählt darüber: „Er war ein Mann nach meinem Herzen, einfach und bescheiden, aber von echtem deutschen Schrot und Korn, und so braucht' es nicht lange Zeit, daß er mir mein volles Vertrauen abgewann. Wie konnt' ich ihm aber dieses schenken, ohne ihm zugleich unsere ganze verzweiflungsvolle Lage zu schildern, meine Klagen über Loucadou in sein Herz auszuschütten und daneben meine frommen Wünsche über so manches, was zur Sicherung und Erhaltung der Festung zu veranstalten noch übrig sei, gegen ihn laut werden zu lassen? Alles, was ich ihm sagte, machte je mehr und mehr seine Aufmerksamkeit rege, und es mag wohl sein, daß es ihn in seinem Entschlusse befestigte, in Kolberg zu bleiben und sich hier nützlich zu machen. Sobald er ein wenig zu Kräften gekommen war, besahen wir uns den Platz und seine Umgebungen. Wir trafen dabei in dem Urteil zusammen, daß die Erhaltung desselben zuletzt hauptsächlich auf den Besitz des Hafens und die Behauptung der Gemeinschaft zur See mit Preußen und unsern Verbündeten ankommen werde. Hinwiederum war die „Maikuhle“ der Schlüssel des Hafens, und dies angenehme Lustwäldchen, welches sich hart am Ausfluß der Persante, westlich eine Viertelmeile längs den Uferdünen der Ostsee hinstreckt, mußte um jeden Preis festgehalten werden. Noch war aber zur Verschanzung dieses wichtigen Punktes keine Schaufel angesetzt worden.“

Loucadou wollte davon abermals nichts wissen, und Nettelbeck machte sich ans Werk. Er trieb aus allen umliegenden Dörfern Tagelöhner und Häusler zusammen, versprach guten Lohn und zahlte 400 Thaler aus eigener Tasche. Tag und Nacht schanzten und arbeiteten wenigstens 60 Menschen, und die Befestigung ward nach Schills Plane ausgeführt. Die Besatzung ward aus den Ranzionierten und Versprengten gebildet, die sich freiwillig um den tapfern Schill versammelt hatten. Woher aber die Löhnung nehmen? Nettelbeck zahlte, solange er noch einen Thaler im Beutel hatte, und spendete dazu seine Küchenvorräte und seinen Branntwein.

Schills, wenn auch nicht immer glückliche, doch kühne heldenmütige Ausfälle, die er in die ganze Umgegend machte, erhöhten den Mut der Bürgerschaft; auch die Sendung des Hauptmanns v. Waldenfels als Vize=

Kommandant erweckte Vertrauen. Freilich war der tapfere Waldenfels mehr zum Schlachtenkampf als zur Verteidigung einer Festung geschickt, und mit dem alten Loucadou wollte er auch nicht geradezu brechen. Es fehlte noch immer an der einheitlichen Leitung und dem kräftigen Willen eines erfahrenen Kriegsmannes.

Im März 1807 begann die Belagerung. Loucadou machte den einfältigen Vorschlag, die Dächer der Häuser mit einer Lage Mist zu bedecken, um die Bomben an dem Durchschlagen zu hindern. Nettelbeck machte solchen Vorschlag lächerlich. Während sie noch so verhandelten, schlugen einige französische Granaten durch die Dächer, platzten und richteten großen Schaden an. Eine Bombe zersprang ganz in der Nähe der Beratenden, bei ihrem Knall sah sich der alte Oberst ganz verwirrt um und stotterte: „Meine Herren, wenn das so fortgeht, so werden wir doch noch müssen zu Kreuz kriechen!" Solche Worte brachten den feurigen Greis Nettelbeck außer sich. Er fuhr gegen Loucadou auf und schrie im höchsten Zorne: „Halt! der erste, wer er auch sei, der das verdammte Wort wieder ausspricht von zu Kreuze kriechen und Übergabe der Festung, der stirbt des Todes von meiner Hand!" Sein Degen fuhr aus der Scheide und mit der Spitze gegen den Feigling gerichtet, setzte er hinzu: „Laßt uns brav und ehrlich sein, oder wir verdienen wie die Memmen zu sterben!"

Der Oberst ward nun auch seinerseits wild und drohte, den Nettelbeck erschießen zu lassen; der Schuldige mußte sogleich in Arrest, aber die ganze Bürgerschaft nahm seine Partei, und es ward ihm kein Haar gekrümmt. Der wackere Schill aber, gegen den Loucadou den größten Widerwillen hatte, verließ ungeduldig die Festung, um außerhalb derselben zu ihren Gunsten zu wirken. Da wandte sich Nettelbeck abermals mit einer Eingabe an den König, und diese hatte die Absendung eines Mannes zur Folge, der den Kolbergern wie ein rettender Engel schien. Major v. Waldenfels überraschte den guten Nettelbeck, als dieser zu ihm kam Rapport zu erstatten und verwundert einen jungen rüstigen Mann von edler Haltung und angenehmem Äußern bei ihm sah: „Freuen Sie sich, alter Freund! Dieser Herr hier — Major v. Gneisenau, ist der neue Kommandant, den uns der König geschickt hat" — und zu seinem Gast: „Dies ist der alte Nettelbeck!" Ein freudiges Erschrecken (so erzählt der Patriot selber) fuhr mir durch alle Glieder; mein Herz schlug mir hoch im Busen, und die Thränen stürzten mir unaufhaltsam aus den alten Augen. Zugleich zitterten mir die Kniee unter dem Leibe; ich fiel vor unserem neuen Schutzgeist in hoher Rührung auf die Kniee, umklammerte ihn und rief aus: „„Ich bitte Sie um Gottes willen, verlassen Sie uns nicht, wir wollen Sie auch nicht verlassen, solange wir noch einen warmen Blutstropfen in uns haben! Sollten auch alle unsere Häuser zu Schutthaufen werden! So denke ich nicht allein; in uns allen lebt nur ein Sinn und Gedanke: die Stadt darf und soll dem Feinde nicht übergeben werden!"" Der Kommandant hob ihn freundlich auf und tröstete: „Nein, Kinder! Ich werde euch nicht verlassen. Gott wird uns helfen!"

Alsbald gewannen die Verteidigungsmaßregeln eine andere Gestalt, und Nettelbeck, der wie vormals in jüngeren Jahren dem Kommandanten als freiwilliger Bürgeradjutant zur Seite trat, konnte nun ungehindert seine ganze Wirksamkeit entfalten. Ihm ward die Leitung der um die Festung her zu bewerkstelligenden Überschwemmungen übertragen, wozu er bei seiner genauen Ortskenntnis der rechte Mann war. Als geübter Seemann unterhielt er auch jetzt die Verbindung mit der Reede und geleitete die Hilfe bringenden Schiffe in den Hafen, selbst in der stürmischsten Witterung, wenn kein anderer das Lotsenboot zu besteigen den Mut hatte. Eine schwedische Fregatte mit 40 Kanonen, welche die Belagerer in der Flanke und im Rücken zu beschießen bestimmt war, führte er, des Seegrundes vollkommen kundig, als Pilot zunächst dem Ufer in die vorteilhafteste Stellung. Die Löschanstalten in der Festung, welche bei dem unausgesetzten furchtbaren Bombardement so höchst wichtig wurden, waren unter seiner Aufsicht, und wo es galt, durch schnelles Zugreifen dem Feuer Einhalt zu thun, war Nettelbeck der erste unter den Löschenden, der dem dichtesten Kugelregen Trotz bot. Bei jedem Ausfall war er in der Nähe, entweder den Fechtenden Munition und Erfrischung zuzuführen, oder auf Wagen die Verwundeten in Sicherheit zu bringen. Auf seinem Herde ward der große Kessel, der Speise für die Soldaten wie für die armen Bürger enthielt, nie leer. „Oftmals — erzählt er — habe ich den ganzen Fleischscharren und alle Bäckerladen auskaufen lassen; oftmals bin ich von Haus zu Haus gegangen und habe gebeten, daß für meine Schillschen Kinder in der Maikuhle zugekocht werden möchte. In der That betrachteten sie mich als ihren Vater und nannten mich ihren Brot- und Trankspender; und wenn ich mich in der Nähe der Lagerposten zeigte, ward ich gewöhnlich mit kriegerischer Musik empfangen. Nicht selten zuckelte ich, wenn sie zu irgend einem Angriffe ins Freie ausrückten, auf meinem Pferdchen nebenher und suchte ihnen getrosten Mut einzusprechen; oder ich stimmte, ob ich gleich nicht von sangreicher Natur bin, mit meiner Rabenkehle das Liedchen an: „„Halt't euch wohl, ihr preuß'schen Brüder!““ — wobei alle lustig und guter Dinge wurden.“ Die Mißhelligkeiten zwischen der Besatzung und der Bürgerschaft wußte er bald auszugleichen, durch ihn ward eine beispiellose Eintracht hergestellt. Seine Meldungen an den Kommandanten waren stets die sichersten, seine Ratschläge eines gedienten Kriegers würdig.

Das Feuer wurde immer heftiger, immer näher rückten die Franzosen mit ihren Arbeiten an die Stadt heran; auf die Wolfsschanze wurden in einer einzigen Stunde 361 Schüsse gerichtet, und ihre Besatzung mußte sich endlich ergeben. Am 2. Juli, als die Feinde der wichtigsten Außenwerke sich bereits bemächtigt hatten und nun mit Übermacht einen allgemeinen Angriff unterhielten, — als es in Kolberg an allen Punkten brannte und bei der allgemeinen Erschöpfung der Kräfte nur noch zwei Männer, Gneisenau und Nettelbeck, den Mut der Belagerten aufrecht erhielten: da verstummte plötzlich der Kanonendonner auf französischer Seite, der Kurier

war erschienen, der die Nachricht von dem zu Tilsit abgeschlossenen Frieden überbrachte.

Nettelbecks Name flog von Mund zu Munde; der König erteilte ihm in Begleitung eines anerkennenden Schreibens die goldene Verdienstmedaille und die Erlaubnis, die preußische Admiralitätsuniform zu tragen. In diesem Ehrenkleide stellte er sich seinem Monarchen vor, als das Königspaar im Dezember 1809 nach Berlin reiste und in Stargard anhielt, wo Nettelbeck zur königlichen Tafel gezogen wurde. In einer Privataudienz, die er bei dem König und der Königin hatte, sprach er sein ganzes treues Herz aus: dann von Rührung ergriffen, ward er still und blickte mit gefalteten Händen gen Himmel. Der König legte die Hand auf seine Schulter und fragte mit unendlicher Güte: „Haben Sie noch was auf dem Herzen?" Nun brach er in die Worte aus: „Ach, wenn ich Ew. Majestät und meine gute Königin jetzt so vor mir sehe und das Unglück bedenke, was Sie noch immer so schwer zu tragen haben, dann ist mir's, als müßte mir das Herz aus dem Leibe entfallen. Gott erhalte Ew. Majestäten und gebe Ihnen Kraft und Stärke, daß Sie diese harte Schicksalsprüfung bald und glücklich überstehen mögen." Bei diesen Worten senkte der König sein Haupt auf die Brust, und die hellen Thränen entfielen seinen Augen; die Königin aber streichelte ihm still die Wangen und weinte auch. Schon bei der ersten Vorstellung hatte der König vor der glänzenden Versammlung in großer Bewegung die Worte gesprochen: „Kolberg hat sich bereits im siebenjährigen Kriege treu gehalten und dadurch die Liebe meines Großoheims erworben. Auch jetzt hat es das Seinige gethan; und wenn ein jeder so seine Pflicht erfüllt hätte, so wäre es nicht so unglücklich gegangen."

Der Abend von Nettelbecks Leben war friedlich und heiter. Nachdem er zweimal mit der Ehe Unglück gehabt hatte, versuchte er es in seinem 75sten Jahre zum drittenmal, und diesmal fand er eine würdige Lebensgefährtin, die eine Stütze seines Alters ward. Ja, er hatte noch die Freude, daß ihm eine Tochter geboren wurde, die er Luise nannte, und bei deren Taufe der König Patenstelle vertrat. Den rüstigen, für das Wohl des Vaterlandes wirkenden Geist bewahrte er bis an sein Ende, und namentlich beschäftigte ihn der Gedanke, daß Preußen sich eine Kolonie in Amerika erwerben, unter eigener Flagge und Wimpel seinen überseeischen Handel schützen sollte. Solche Gedanken erschienen aber noch zu kühn. Und doch waren sie eine bedeutsame Vorahnung, daß Preußen und das Deutsche Reich es noch zu einer tüchtigen Seemacht bringen werde, welche die Forderung aller Patrioten, *Kolonieen zu erwerben*, nicht mehr bloß als frommen Wunsch erscheinen läßt.

Nettelbeck starb in einem Alter von 86 Jahren am 19. Januar 1824. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, ob seinen hohen, zum Herrschen geborenen Geist und urkräftigen Willen, oder die anspruchslose schlichte einfache Art, wie er sich darstellte, ob den für alles Reinmenschliche, für Recht und Gerechtigkeit empfänglichen Sinn, oder den reinen selbstlosen

Patriotismus, die markige preußische Tugend und das deutsche Herz. Seine oben erwähnte Selbstbiographie ist eine Zierde der deutschen Litteratur, sie liest sich wie der spannendste Roman und ist voller Abenteuer, wie sie die Phantasie eines Dichters kaum zu schaffen vermag, und doch atmet jedes Wort die Einfachheit und Wahrheit dessen, der sie schrieb.

Friedrich Perthes*).

Groß in seinem Berufe als Buchhändler, ein wahrhaftes Ideal eines Buchhändlers, aber auch groß als Patriot, als Mensch und als Christ, war er den Besten seiner Zeit vertraut, von allen hochgeehrt. Ausgestattet mit einem weichen Gefühl, lebhafter Phantasie, überhaupt mit vorherrschender Gemütsanlage verband er mit dieser Richtung zugleich das entschlossenste, durchgreifendste Handeln, und in seiner sittlichen Gediegenheit und seinem edlen Patriotismus überragte er viele, deren Namen vor der Welt berühmter geworden sind, als der seinige.

Perthes hatte einen schweren Standpunkt in seiner Jugend. Sein Geburtsjahr (1772) fiel in die Zeit der großen Hungersnot; sein Vater, Sekretär an der fürstlichen Rentkammer zu Rudolstadt, starb früh, und die Mutter mit ihrem kleinen Sohne mußte bei den Verwandten ein Obdach suchen. Doch immerhin war es ein Glück, daß der Oheim mütterlicherseits, Friedrich Heubel, den siebenjährigen Friedrich zu sich nahm. Dieser Mann war eine ebenso feste als biedere Natur, nicht minder seine unverheiratete Schwester, mit welcher er in Rudolstadt haushielt. Beide versahen gewissenhaft Elternstelle bei dem Knaben und pflanzten die Liebe zum Rechtthun in sein empfängliches Herz. Auch den ersten Unterricht erhielt Perthes von seinem Oheim, aber hierin wollte es weniger glücken, und trotzdem, daß er auch in mehrere adlige Familien gehen durfte, um von der Unterweisung der Hauslehrer Nutzen zu ziehen, blieb der Knabe auffallend zurück, so daß, als man ihn in seinem zwölften Jahre auf das Rudolstädter Gymnasium that, er durchaus nicht imstande war, mit seinen Altersgenossen Schritt zu halten. Sein Gedächtnis war schwach und verworren, sein Sprachtalent gering, das Rechnen wollte gar nicht gehen. Und doch war der Lerntrieb groß, und wenn der Knabe ein Buch aus der fürstlichen Bibliothek geliehen bekam, war er überglücklich. Die Weltgeschichte und Entdeckungsreisen waren seine Lieblingslektüre, da sie seiner regen Einbildungskraft willkommene Nahrung boten. Und daß der praktische Verstand nicht ohne Anregung blieb, dafür sorgte ein anderer Verwandter der Mutter, Johann David Heubel, der als

*) Friedrich Perthes' Leben. Nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen aufgezeichnet von Clemens Theodor Perthes. 3 Bde. Gotha, F. A. Perthes.

Oberstleutnant und Landbaumeister auf Schloß Schwarzburg wohnte und öfters den Friedrich zu sich kommen ließ. Hier, in der wunderschönen Berg- und Waldnatur, konnte dann der lebendige Knabe mit seinem Gönner die Forsten durchwandern, in den Vogelhütten weilen und dem Rauschen der tief durch das Thal sich windenden Schwarza lauschen. Dabei lernte er, angeregt durch den kenntnisreichen, für alle Verhältnisse des Lebens mit einem scharfen Blick begabten „Oberstleutnant" vieles, was er in der Schule nimmer gelernt haben würde.

Unterdessen war das vierzehnte Jahr zurückgelegt, und nach der Konfirmation entstand nun die Frage, was der Friedrich werden sollte. Ans Studieren war nicht zu denken, zum Kaufmann, d. h. Krämer, hatte der Knabe keine Lust, wohl aber zum Buchhändler, denn er setzte voraus, daß ein solcher Bücher genug zum Lesen bekomme. Der jüngste Bruder des verstorbenen Vaters, Justus Perthes, war ein ziemlich wohlhabender Buchhändler in Gotha, und so stimmten auch die Verwandten für dieses Geschäft. Der Buchdruckereibesitzer Schirack in Rudolstadt nahm den Knaben mit sich zur Leipziger Messe (wo aus allen Gegenden Deutschlands die Buchhändler zusammenkamen), um für ihn einen geeigneten Lehrherrn zu suchen. Zuerst stellte er ihn Herrn Ruprecht aus Göttingen vor, einem schon bejahrten Mann, der ihn freundlich anredete und sich amo von ihm konjugieren ließ, dann aber, als dies nicht ging, ihn nicht nehmen wollte. Nun wurde er zu Herrn Siegert aus Liegnitz gebracht, aber der lange hagere Mann und sein feuerfarbener, bis zur Ferse hinabreichender Oberrock setzte den Knaben so in Furcht, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte; er sei zu blöde zum Buchhandel, hieß es. Endlich zeigte sich Adam Friedrich Böhme, welcher in Leipzig selbst eine Handlung hatte und die Rudolstädter Bibliothek mit Büchern versorgte, geneigt, ihn zu nehmen. Aber der Junge — sprach er — muß noch ein Jahr wieder nach Haus; jetzt ist er für die Arbeit noch zu klein und schwach. Indessen wurde der Lehrbrief ausgefertigt.

Perthes reiste wieder heim, und nach Jahresfrist, Sonntags den 9. September 1787, trat der funfzehnjährige Knabe auf unbedecktem Postwagen die Reise in die Fremde an. „Abends in Saalfeld bin ich sehr traurig gewesen," schrieb er seinem Oheim, „aber ich habe auch da viele gute Leute gesehen." Im Regen und scharfer Kälte fuhr er über Neustadt, Gera, Zeitz, und langte am Dienstag, den 11. September, im Hause seines Lehrherrn an. Mein Himmel, Junge, rief ihm dieser entgegen, du bist ja noch ebenso klein wie voriges Jahr; nun wir wollen es miteinander versuchen! Die Frau seines Lehrherrn und die Kinder, sechs Töchter und ein kleiner Sohn, nahmen ihn freundlich auf, nicht minder der Lehrling, der schon vier Jahre im Hause war. Am Morgen nach der Ankunft waren die ersten Worte: Friedrich, du mußt dir die Haare vorn zu einer Bürste, hinten zu einem Zopfe wachsen lassen und dir ein paar hölzerne Locken anschaffen. Deinen runden Matrosenhut legst du fort, für dich schickt sich ein dreieckiger. Allgemeine Sitte war dieser nicht mehr, aber Böhme wollte an

seinen Lehrlingen die neuen Moden nicht dulden. Ohne meine Erlaubnis — hieß es weiter — gehst du weder morgens noch abends aus dem Hause. Jeden Sonntag begleitest du mich in die Kirche.

Verwöhnt wurden die beiden Lehrlinge nicht. In der Nikolaistraße war die Wohnung ihres Lehrherrn; dort hatten sie vier Treppen hoch eine Kammer inne, die mit zwei Betten, zwei Stühlen, einem Tische und zwei Koffern so ausgefüllt war, daß man nur drei Schritte in derselben machen konnte. Ein einziges kleines Fenster oben an der Decke ging auf Dächer hinaus; ein kleines Windöfchen stand in der Ecke, zu dessen Heizung an jedem Abend des Winters drei Stückchen Holz gegeben wurden. Morgens sechs Uhr erhielt jeder der Knaben eine Tasse Thee und jeden Sonntag im voraus für die kommende Woche sieben Stücke Zucker und sieben Dreier zu Brot. „Was mir am schwersten ankommt," schrieb Perthes seinem Schwarzburger Oheim, „ist, daß ich früh nur eine Dreiersemmel habe; davon werde ich knapp satt. Nachmittags von 1 bis 8 bekommen wir keinen Bissen; da heißt es hungern, doch ich denke, es soll sich geben." Mittags und abends aßen sie mit der Familie, reichlich und gut, aber schrecklich war für sie, wenn fetter Braten mit Kürbisbrei aufgetragen ward und doch alles genossen werden mußte, was auf den Teller gegeben ward. Das „Er", mit welchem sie von den Kindern und selbst von den Dienstmädchen und Markthelfern angeredet wurden, kränkte Perthes tief, aber freudig schrieb er: „mir wird auch nicht das mindeste zugemutet, was meiner Ehre nachteilig sein könnte; andere Lehrburschen müssen z. B. dem Herrn die Schnallen putzen, den Tisch decken, den Kaffee ins Gewölbe bringen, von alledem bin ich befreit."

Der Lehrherr war sehr streng, zuweilen jähzornig, aber doch dabei gutmütig. Perthes mußte den ganzen Tag auf den Beinen sein, und im Anfang hatte er große Not, sich die Titel der Bücher zu merken, die er aus andern Handlungen bringen sollte. Weil er so freundlich und bescheiden war, erwarb er sich die Gunst aller Leipziger Prinzipale und erhielt die Erlaubnis, während die verlangten Bücher gesucht wurden, in die geheizte Schreibstube eintreten zu dürfen. Böhme ließ nie heizen in seinem Gewölbe, und so geschah es, daß der minder abgehärtete Lehrling im ersten Winter die Füße erfror und neun lange Wochen im Bett auf seinem Dachkämmerchen zubringen mußte. Da ward die zweite Tochter des Lehrherrn, Friederike, sein freundlicher Engel. Ein liebliches Kind von zwölf Jahren war sie doch unermüdlich in der Pflege des kranken Jünglings; sie saß stundenlang mit ihrem Strickzeug an seinem Bette, erzählte, tröstete, las vor — immer mit gleicher Freundlichkeit. Sie half auf diese Weise treulich mit, daß Perthes seine Sehnsucht nach dem schönen Rudolstadt und dem Leben in Schwarzburgs Wäldern überwand.

Nachdem er glücklich genesen, arbeitete er mit neuem Eifer; dabei hielt er sich fern von allen liederlichen Buchhändlerburschen, die ihn des Sonntags mit in die Wirtshäuser der Umgegend nehmen wollten. Das rege Geschäftsleben in Leipzig, besonders aber die Messe, brachte ihm manche Freude, und

als vollends der Onkel Perthes aus Gotha ankam, und den Neffen zu mancherlei Sehenswürdigkeiten führte, da jubelte der Lehrling Fritz.

Sein älterer Kamerad hieß Rabenhorst, und dieser wirkte im ganzen höchst wohlthätig auf den unerfahrenen Knaben ein. Er zeigte ihm, wie er sich gegen die Frau seines Lehrherrn benehmen sollte, die leider dem Trunke ergeben war, und machte ihn aufmerksam auf mancherlei Handlungskenntnisse, die er ohne fremde Beihilfe sich erwerben könnte. Vor allem gab er ihm, freilich ohne es zu wollen, Übung im Umgang mit andern. „Sie werden denken, lieber Oheim" — schrieb Perthes, „der muß sich recht gut mit seinem Kameraden vertragen, weil er ihn so lobt, aber glauben Sie das nicht, denn Rabenhorst hat alle die Tugenden nicht, die zu einem guten Umgang gehören; er hat einen großen Stolz und die äußerste Halsstarrigkeit in Behauptung seiner Meinungen, ein aufbrausendes Wesen, und ist so empfindlich und mißtrauisch, daß ich ihn wohl zehnmal in einer Stunde in Hitze bringe, ohne zu wissen, womit. Wie oft muß ich da meine Meinung, von der ich ganz gewiß weiß, daß sie richtig sei, aufgeben; und wenn ich es nun thue und glaube, ich hätte alles recht gut gemacht, so ruft er wieder: „Wie können Sie zu allem ja sagen; Sie glauben wohl, ich lasse mich dadurch betrügen, ich werde mir das aber verbitten." Ich weiß wohl, lieber Oheim, Sie werden denken, das ist dem Jungen sehr nützlich, und Sie haben recht — denn ich war, weil ich ganz allein erzogen bin, der unleidlichste Mensch in Gesellschaft junger Leute, aber nun habe ich gelernt, wie man mit andern umgehen muß, und jedermann wundert sich, daß ich so gut mit Rabenhorst auskomme; es ist freilich wahr, er hat eine unglückliche Temperamentsbeschaffenheit, aber mich hat er lieb, und da ist alles gut."

Schon im ersten Jahre nach Rabenhorsts Abgang hatte sich Perthes tüchtig eingearbeitet und das Vertrauen seines Lehrherrn in dem Maße gewonnen, daß ihm dieser während einer mehrwöchentlichen Abwesenheit das Geschäft anvertraute. Doch das Handwerk genügte dem strebsamen Jüngling keineswegs; er wollte eine wissenschaftliche Bildung gewinnen, um die eingehenden Manuskripte, welche der Verlagshandlung angeboten wurden, selber beurteilen und die Forderungen der Zeit verstehen zu lernen. Dazu konnte ihn freilich der Lehrherr nicht führen, und so half er sich mit eigenem Fleiß, indem er abends spät und morgens früh englische und französische Grammatik, Geschichte und Philosophie studierte. Durch Kant war damals überall das Interesse für philosophische Studien angeregt; aber auch die Dichterheroen Schiller und Goethe hatten neuen Schwung in die Geister gebracht, und außerdem gärten die Freiheits-Ideen, welche die französische Revolution angeregt hatte. Mit sieben älteren Freunden, sämtlich aus Schwaben gebürtig, verlebte Perthes manche Stunde der Begeisterung.

Dem Vertrage nach lief die Lehrzeit um Michaelis 1793 zu Ende, aber der mit Böhme befreundete Buchhändler Hoffmann aus Hamburg, welcher auf Perthes aufmerksam geworden war und ihn als Gehilfen in sein Geschäft zu nehmen wünschte, hatte dessen Lehrherrn ersucht, ihn schon Ostern

1793 zu entlassen. Böhme willigte ein: bei einem feierlichen Mittagessen trat er an Perthes heran, hieß ihn aufstehen, gab ihm einen leichten Backenstreich, überreichte ihm einen Degen, nannte ihn Sie, und die Lehrzeit für den Buchhandel war geendigt, aber die für das Leben noch nicht.

Die Fahrt nach Hamburg bot neue erfrischende Eindrücke, das Leben in der großen Handelsstadt selber regte den thatenlustigen Geist des jungen Mannes mächtig an. Die Familie Hoffmann machte durch Bildung und Herzensgüte, durch strenge Ordnung und Rechtlichkeit einen sehr wohlthuenden Eindruck auf ihn. An Arbeit fehlte es aber auch nicht, und nur sehr wenige Freistunden blieben für ihn selber übrig. „Vor neun Uhr abends können wir niemals aufhören" — schrieb er, „und müssen doch noch jede Woche eine halbe Nacht aufsitzen und alle vierzehn Tage einen halben Sonntag zu Hilfe nehmen. Das ist das Gewöhnliche; wenn aber eine Messe naht, dann ist die Arbeit kaum zu bezwingen." — Doch hatte Perthes schon in Leipzig gelernt, die wenigen Stunden der Woche, welche die Geschäftsthätigkeit ihm übrig ließ, für seine Ausbildung und Erholung auszubeuten, und so fand er auch in Hamburg Zeit für mancherlei. Für seine innere Fortbildung wurden namentlich drei neue Freunde wichtig, die ihm ihr Herz öffneten; Speckter, ein Gelehrter und Anhänger der kantischen Philosophie, Runge, Kaufmann, ein höchst geistreicher Mann, und Hülsenbeck, der mit beiden wetteiferte. Als Perthes diese drei engverbundenen Freunde zuerst kennen lernte, wurden jene sogleich angezogen. „Perthes ist ein Mensch," schrieb Speckter damals, „der mich durch seinen zarten Sinn und durch sein ernstes Ringen nach Veredelung sehr an sich zieht," und Runge erzählte später: „Fast beständig mußte ich ihn ansehen, und das Wohlgefallen an seiner äußeren Erscheinung übertrug ich auf den inneren Menschen." Auch mit den ausgezeichneten Familien von Reimarus, Sieveking und Busch kam der junge Mann in nähere Berührung, und das ganze mannigfaltige Leben seiner neuen Umgebung genoß er in vollen Zügen.

Der Oheim in Gotha hatte seinem braven Neffen den Eintritt in die Handlung zugesagt, aber Perthes war so heimisch in Hamburg geworden, daß er, obwohl erst 22 Jahre alt, darauf dachte, sich hier ein eigenes Geschäft zu gründen. In einem seiner Leipziger Freunde, Namens Nessig, hoffte er einen tüchtigen Teilnehmer zu finden, darum suchte er diesen schon jetzt nach Hamburg zu ziehen, und es gelang ihm, Hoffmann zu bestimmen, auch den Freund als Gehilfen in die Handlung zu nehmen. Perthes gedachte eine Sortimentshandlung in größtem Maßstabe zu gründen, d. h. eine Auswahl von Büchern aller Wissenschaften auf dem Lager zu haben, und zwar das anerkannt Beste und Nützlichste, um der Verbreitung wahrhafter Bildung zu dienen. Das gemeine Handwerk so vieler Buchhändler und Autoren, die für Geld alles feil haben, sei es sittlich oder unsittlich in seinem Zweck, war ihm zuwider. Er sah vielmehr in einem wohl organisierten Buchhandel einen Haupthebel der sittlichen und nationalen Bildung des deutschen Volks.

Es bedurfte aber eines nicht geringen Anlagekapitals, und der arme

Perthes hatte keinen Thaler im Vermögen. Doch seine Freunde boten bereitwilligst ihm die nötigen Summen an, und schon im Jahr 1796 konnte er sein Geschäft beginnen, für welches er ein schönes geräumiges Lokal in einer belebten Gegend der Stadt gemietet hatte. Er war der erste Buchhändler, welcher eine Auswahl der vorzüglichsten älteren und neueren Bücher aus allen Fächern eingebunden und wissenschaftlich geordnet aufstellte, so daß sein Buchladen dem Litteraturfreunde das Bild einer kleinen, aber sehr auserlesenen Bibliothek gewährte, in welcher durch das Auslegen der neuesten Schriften zugleich das Mittel dargeboten war, sich schnell und leicht über den gegenwärtigen Stand der Litteratur, ihrer Bewegungen und Kämpfe eine Übersicht zu verschaffen.

Wenige Wochen, nachdem Perthes sein Geschäft eröffnet hatte, trat im Juli 1796 ein schlanker hoher Mann mit feiner Gesichtsbildung, leicht gebräunter Farbe und sinnendem, herrlich blauem Auge in den Buchladen. Dem Anschein nach ein Fünfziger, hatte er in allen seinen Bewegungen eine leichte und kräftige Jugendlichkeit; Kleidung, Ausdrucksweise und Haltung, alles schien gewählt und doch natürlich. Dieser Mann war Friedrich Heinrich Jakobi, der, aus Düsseldorf geflüchtet, sich damals in Holstein und Hamburg aufhielt. Die Anmut seiner Erscheinung rief in Perthes sogleich zutrauensvollste Hingabe hervor. Kaum hatte er die nötigsten geschäftlichen Antworten gegeben, so sprach er auch schon dem bewunderten Verfasser des Woldemar die Verehrung und Liebe, welche er für ihn empfand, mit großer Wärme aus, und ließ den freundlich Zuhörenden einen Blick in das eigene heftige Streben und unsichere Schwanken thun. Jakobi hatte seine Freude an dem lebhaften jungen Manne; schon nach wenigen Tagen kam er wieder und hielt sich von nun an oft und lange in dem Buchladen auf, bald die neu angekommenen deutschen, englischen und französischen Schriften durchblätternd, bald sich mit deren Eigentümer unterhaltend. Dann lud er ihn auch nach Wandsbeck ein, wo die Familie Jakobis das Schloß bewohnte. Da lernte denn Perthes auch den wackern Claudius, den berühmten „Wandsbecker Boten" kennen, und ward auch in dessen Familie eingeführt. Karoline, die älteste Tochter, war das geistige Ebenbild ihres Vaters, voll tiefer christlicher Frömmigkeit, gepaart mit einem klaren Verstande und einer seltenen Ruhe des Charakters.

Zur Weihnachtsfeier war Perthes von Jakobi auf das Wandsbecker Schloß geladen und traf unter andern Gästen daselbst auch Claudius und dessen ganze Familie. Der Zufall führte ihn, bevor der Festsaal geöffnet ward, mit Karoline allein in ein Nebenzimmer zusammen; kein Wort hatte er zu sagen, aber ihm war so unaussprechlich stille und wohl in seinem Herzen, wie er es noch nie gewesen war. Die Weihnachtsfreude begann, aber Perthes sah nur den Ausdruck stiller Freude, die in Karolinens Zügen sich ausprägte. Diesem Mädchen schien nach seiner Meinung das Beste zu gehören, was der Abend darbot, und dennoch glaubte er zu bemerken, daß das Geschenk der jüngeren Schwester schöner sei, als das ihrige; aber hoch

oben an dem Weihnachtsbaum hing ein Apfel, so schön, so kunstreich vergoldet, wie kein anderer, — den holte er plötzlich mit halsbrechender Kunst herab und dunkel errötend gab er ihn zu nicht geringer Verwunderung der Anwesenden dem ahnenden Mädchen. Nun hatte sie doch eine Weihnachtsgabe, wie kein anderer sie haben konnte. Von diesem Abende an erging es Perthes und Karolinen, wie es allen ergeht, die des Lebens Leid und Lust gemeinsam als Mann und Frau erfahren sollen. Zwar meinte Klopstock, als er von Claudius' silberner Hochzeitsfeier am 15. März 1797 mit Perthes nach Hamburg zurückfuhr: die Liebe, die wir andern euch beiden lange schon ansahen, kennt ihr jungen Leute selbst noch nicht; — aber Perthes kannte wohl die Liebe, die in ihm keimte und wuchs, obwohl er noch nicht gewagt hatte, sie auszusprechen. Jakobi und dessen Schwestern eröffnete er zuerst sein Herz und bat sie, nachzuforschen, ob er wohl Hoffnung hegen dürfe. „Gottlob, mein lieber Perthes," schrieb ihm Helene Jakobi am 27. April, „Sie sind doch recht verliebt, und da mein Mut so groß ist, als der Ihrige klein, so sehe ich einer großen Seligkeit für Sie entgegen." Bald darauf wendete sich Perthes an Karoline selbst; am 2. August 1797 ward die Hochzeit gefeiert.

Diese Ehe war eine höchst glückliche und gesegnete Verbindung zweier frommer Menschen, die, so verschieden auch ihre Charaktere angelegt waren, in festem Gottvertrauen und unveränderlicher Liebe übereinstimmten. Das Haus seiner Schwiegereltern zog nun Perthes immer fester an sich, auch in Klopstocks Hause war er oft und gern. In Holstein eröffnete sich ein bedeutender Freundeskreis: Graf Cajus Reventlow und dessen Schwester Julie, Gräfin Auguste Stolberg, Gemahlin des Grafen Bernstorf, zogen Perthes und dessen Frau in ihr Vertrauen und ihre Liebe; im katholischen Münsterlande waren es die Gebrüder Droste, die Fürstin Galitzin und andere bedeutende Persönlichkeiten, zu denen Perthes in das innigste Verhältnis kam. Die verschiedenen Verhältnisse und die bedeutenden Menschen, unter denen er sich bewegte, mußten wohl einen großen Einfluß auf ihn gewinnen und ihn zu einem neuen Menschen heranbilden. „Ich weiß es — schrieb er einst dem Schwarzburger Oheim — Sie denken oft an Ihren Fritz — aber der Fritz, an den Sie denken, bin ich nicht mehr. Sie kennen nur den kleinen Fritz, mich müssen Sie erst wieder kennen lernen. — Wo soll ich anfangen und aufhören, um Ihnen zu sagen, wer und was ich bin?"

Eine nicht geringe Freude für den guten Sohn war es, daß er nun die Mutter in sein Haus aufnehmen konnte. Das Geschäft konnte schon eine Familie ehrenvoll ernähren; doch kam Perthes nicht selten in große Geldverlegenheit, da er immer bare Summen zur Verfügung haben mußte. Seine große Gewandtheit half ihm indes durch alle Schwierigkeiten. In seinem Freunde Nessig hatte er aber nicht die Unterstützung gefunden, die er wünschte; darum löste er das Verhältnis und verband sich später mit Johann Heinrich Besser, der, mit seltenen Gaben des Geistes und Herzens ausgerüstet und auch mit solider Geschäftskenntnis versehen, kräftig mitarbeitete an dem Auf-

schwung der Handlung, und der zuverlässigste Genosse ihm blieb in Freud' und Leid.

In den Stürmen, welche die französische Revolution und Kaiser Napoleon über Deutschland brachten, geriet auch der kleine Freistaat Hamburg in die bedenklichsten Krisen; da galt es fest zu stehen und nicht die Besonnenheit zu verlieren. Und Perthes stand fest und suchte auch andere zu ermutigen. Die meisten Briefe aus dieser Zeit sind zwar verloren gegangen, und die seit der Schlacht von Jena geschriebenen verraten den Druck, welchen die Späherkunst der Franzosen dem schriftlichen Verkehr auflegte, aber dennoch läßt sich aus dem Erhaltenen die politische Richtung erkennen, welche Perthes verfolgte. Mit bitterem Unwillen und tiefem Schmerz sah er die stumpfe Gleichgiltigkeit, in welcher Männer, die den Stolz unseres Volkes ausmachten, sich nach dem Lüneviller Frieden und dem Regensburger Hauptschluß abschlossen gegen das grenzenlose Leiden Deutschlands und gegen den frevelnden Übermut der Peiniger. Mit Grimm wurde er erfüllt, als um diese Zeit Goethes Eugenie erschien. „Scham, glühende Scham über die Zerreißung unsers Vaterlandes", schrieb er 1804 an Jakobi, „sollte und müßte unsre Herzen foltern; aber was thun unsre Edelsten? Statt sich zu waffnen durch Nährung der Scham und sich Kraft, Mut und Zorn zu sammeln, entfliehen sie ihrem eigenen Gefühl und machen Kunststücke. So wenig aber Rettung für einen Sünder zu hoffen ist, der, um die Reue nicht zu fühlen, Karten spielt, so wenig wird unser Volk, wenn unsre Besten sich so betäuben, dem Schicksal entgehen, ein verlaufenes, über die Erde zerstreutes Gesindel ohne Vaterland zu werden." — Eine neue Hoffnung der Rettung tauchte auf, als im Sommer 1805 die Gerüchte von einer Vereinigung Englands, Rußlands und Österreichs sich verbreiteten. Mit Entsetzen sah Perthes, wie die politischen Wortführer Deutschlands sich auf Napoleons Seite gegen England stellten und das Volk durch die am meisten gelesenen Zeitschriften bearbeiteten. Aus Schlechtigkeit, Dummheit und Angst oder fürs Geld redeten unsere Journalisten dem Tyrannen das Wort, und in einem Briefe an den berühmten Historiker Johann Müller, der auch sich von der großen Nation und dem Zwingherrn blenden ließ, heißt es: „Ihr Brief hat mich betrübt. Wenn solche Männer an unsern Zeiten verzagen — was dann? Ich bin nicht so hoffnungslos, und gerade in der letzten Zeit wächst mein Mut; freilich bin ich jung, von der Geschichte nicht unterrichtet! Sie schließen folgerecht von dem Alten auf das Neue und geben darum die Hoffnung auf. Aber wurde nicht jedes Volk, ehe Einheit in ihm entstand, stets erst bereitet zum Empfang des Führers, des Retters, des Messias?" Perthes hoffte auf einen deutschen Helden, aber das deutsche Volk war noch nicht reif für einen solchen.

In Hamburg wurde gleich nach dem Einrücken der Franzosen aller Verkehr mit England bei Todesstrafe verboten, alles englische Eigentum für verfallen erklärt, der Kontinent allen britischen Schiffen gesperrt. Der Rückschlag auf den Handel Hamburgs war betäubend, ein Handlungshaus nach dem andern stellte seine Zahlungen ein, und Perthes verlor alles, was er

in zehn sorgenvollen Jahren errungen hatte. Den Mut ließ er sich aber nicht nehmen, und er begann unverdrossen von vorn. Unter den größten Schwierigkeiten ging er an die Verwirklichung einer höchst praktischen Idee. „Die deutschen Journale — schrieb er an Jakobi — sind mit wenigen Ausnahmen in schlechten Händen und meist nur des Gewinnes wegen unternommen. Das ist zu allen Zeiten traurig, zu unsern Zeiten aber schrecklich. Es kommt jetzt, da es nötig ist, zur rechten Zeit augenblicklich zu sprechen, viel darauf an, daß deutsche Männer wissen, wo sie für den Augenblick etwas zu Tage fördern können. Eine in kurzen Zeiträumen erscheinende Zeitschrift, welche lebendige Verbindung aller deutschgesinnten Männer enthält, ist dringendes Bedürfnis. Meinen guten Willen zu solch einem Unternehmen kenne ich, meine Stellung ist günstig; ich kenne die Edelsten der Nation teils persönlich, teils durch mancherlei Berührungspunkte, und kann mir deren Beihilfe versprechen; mein Buchladen reicht in der gedrückten Zeit Hilfsmittel für die Redaktion dar, wie kein anderer es vermag. Aber, werden Sie vielleicht sagen, was hilft Euch Euer guter Wille; dürft Ihr auch? Darauf antworte ich mit Jean Paul: mit keinem Zwange entschuldigt die Furcht ihr Schweigen. Wir können auch unter Napoleons Herrschaft vieles sagen, wenn wir nur die rechte Weise lernen. Aber auch das Gute, was wir von den Franzosen lernen, wollen wir nicht verschweigen, und es ist echt deutsche Sinnesart, das Gute überall zu erkennen. Vaterländisches Museum soll die neue Zeitschrift heißen." Seit dem Frühjahr 1810 trat diese wichtige Zeitschrift ins Leben und brachte Beiträge von Jean Paul, Fr. Leopold Stolberg, Claudius, Fouqué, Fr. Schlegel, Görres, Arndt und manchen andern patriotisch gesinnten Männern. Die Aufnahme übertraf alle Erwartung, und das Vaterländische Museum war einer von den Funken, die ein neues Feuer im deutschen Herzen entzündeten.

Als die große französische Armee in Rußland ein so schmähliches Ende genommen hatte, ward es auch der französischen Besatzung in Hamburg angst, zumal da die Bürger rüstig begannen, sich in den Waffen zu üben. Perthes war unermüdlich thätig, den Eifer in der Bürgerwehr rege zu erhalten, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen; die Franzosen zogen ab, ein Kosakenkorps unter Tettenborn besetzte die Stadt zum großen Jubel der Einwohner. Aber Perthes erkannte mit manchen andern, daß jener Kosakenoffizier nicht der Mann sei, die Stadt zu schützen; desto eifriger betrieb er die Errichtung der hanseatischen Legion und der Bürgergarde. Leider fehlte es auch hier am nötigen Zusammenwirken und an besonnener Leitung. Da kam wiederum Perthes dem Bürgerobersten von Heß zu Hilfe; er ließ sich zum Major bei dem Stabe und zum Adjutanten des Herrn von Heß ernennen, gesellte sich ein paar junge rüstige Leute als Gehilfen zu, warf sich in Uniform und erschien nun jeden Morgen auf dem Übungsplatze, wo er mit der größten Mühe und Thätigkeit die umherirrenden Haufen vereinigte und zur Ausdauer antrieb. Dabei sammelte er bei den Vermöglicheren Liebesgaben zur Ausrüstung armer Bürger, und wo es fehlte oder etwas ins

Stocken geriet, war Perthes jederzeit zur Stelle, um zu helfen. Seine große Beredsamkeit und Leutseligkeit machte ihn vorzugsweise geschickt, alle Zwiste zu lösen und die Gemüter zu gewinnen.

Wie ein drohendes Ungewitter rückte der französische Marschall Davoust vor die geängstete Stadt, die von Tettenborn im Stiche gelassen war; ein längerer Widerstand war unmöglich, und zu Ende Mai 1813 nahmen die Feinde abermals von Hamburg Besitz. Perthes mußte fliehen; seine Handlung in Hamburg wurde versiegelt, sein Haus geplündert, sein Vermögen mit Beschlag belegt. Nebst vielen andern seiner Mitbürger wandte sich Perthes nach Mecklenburg, und von hier aus erwirkte er von England Unterstützungsgelder für die Hanseaten, und damit die drei Städte Lübeck, Bremen und Hamburg bei den kriegführenden Mächten auch vertreten wurden, bildete er mit fünf andern geachteten Bürgern jener Reichsstädte ein „hanseatisches Direktorium“, an das sich fortan alle Ausgewanderten wenden konnten. In der von Perthes verfaßten Proklamation hieß es: „Die Hansa darf nicht untergehen; können die Bürger nicht innerhalb der Städte fortleben, so müssen sie außerhalb derselben bis zu Wiedereroberung der freien Heimat ein neues Hamburg, ein neues Bremen, ein neues Lübeck bilden.“

Vor allem kam es darauf an, die hart mitgenommene hanseatische Legion aufrecht zu erhalten, und dazu half England, indem es sie in seinen Sold nahm und unter den Befehl des Oberst von Witzleben stellte. Dieser und viele andere Oberbefehlshaber nahmen gern die Vermittelung von Perthes in Anspruch und vertrauten ihm unbedingt, besonders wenn es darauf ankam, neue Hilfsmittel herbeizuschaffen, schwierige Verwickelungen zu lösen oder die jungen Truppen mit hingebender Begeisterung zu erfüllen. Die jungen Leute der Legion hingen aber auch mit Leib und Seele an Perthes und hatten ihre Freude an dem kleinen, zartgebauten Manne, der sich keiner Beschwerde entzog und von Frau und Kind sich getrennt hatte, obwohl diese in großer Not waren. Der Graf Reventlow hatte der Familie eine Gartenwohnung auf einem seiner Güter eingeräumt; dort, in einem mit vielen Fenstern ohne Läden versehenen Saale auf ebener Erde hauste Karoline mit ihren sieben Kindern, oft an dem Notwendigsten Mangel leidend. Aber das sah sie mit dem wackeren Perthes ein, daß in solchen Zeiten alles Ungemach mutig ertragen werden müsse.

Die Schlacht bei Leipzig hatte Napoleons Macht gebrochen, Deutschland seine Freiheit errungen; nun kam es Perthes und seinen Kollegen darauf an, auch die Freiheit der Hansestädte zu wahren, und sie reisten deshalb in das Hauptquartier der Monarchen, wo sie freundliche Zusicherungen empfingen. Freudig konnten Perthes und Sieveking auf dem Ratsweinkeller zu Bremen den dort zusammengekommenen Senatoren Bericht über ihre Reise abstatten. Der Kronprinz von Schweden (Bernadotte), der Anführer der Nordarmee, hatte Bremen verlassen, am 29. November sein Hauptquartier in Boitzenburg genommen, und nachdem er Davoust und die französischen Truppen auf Hamburg beschränkt hatte, sich zum Angriff gegen die Dänen gewandt. Er

nahm am 5. Dezember Lübeck, drängte die Dänen über den Kanal zurück und behauptete in dem am 15. Dezember geschlossenen Waffenstillstande ganz Holstein und das südliche Schleswig. Nun eilte Perthes nach Kiel, wohin seine Familie sich gewandt hatte, und wo ihm noch ein Söhnchen geboren worden war. Doch wenige Tage nach seiner Ankunft erhielt er schon wieder durch den Generalstab des Kronprinzen von Schweden Befehl, in Gemeinschaft mit zwei von Lübeck und Bremen ernannten Männern die Verwaltung der bedeutenden Summen zu übernehmen, welche der Kronprinz zur Unterstützung der aus Hamburg Vertriebenen bewilligt hatte. Perthes verließ daher am 1. Januar 1814 seine Familie und begab sich, um den Hilfsbedürftigen nahe zu sein, nach dem zwei Stunden unterhalb Hamburg an der Elbe gelegenen Flecken Flottbeck. Hier trat ihm die Lage Hamburgs in ihrer ganzen Erschrecklichkeit vor Augen.

Während der übrige Teil Deutschlands längst von den Franzosen befreit war, hatte sich Davoust in Hamburg gehalten, obwohl er auf das engste Gebiet der Stadt beschränkt wurde. Unermeßliche Gelderpressungen, Beraubung der Bank und Bedrückungen der Bürger hatten den Anfang gemacht; dann waren seit der Weihnachtswoche alle Vorstädte und Vordörfer und alle die herrlichen Landhäuser an der Alster niedergebrannt und an 20000 Menschen aus der Stadt gestoßen worden, zuerst die Jungen und Starken als gefährlich, dann die Alten und Schwachen als überflüssig, die Kinder aus dem Waisenhause, die Gebrechlichen aus den Hospitälern, die Verbrecher aus den Zuchthäusern wurden vor die Thore gebracht und ihrem Schicksal überlassen, und am Nachmittage des 30. Dezember befahl Davoust, das mit 800 Kranken und Wahnsinnigen gefüllte Krankenhaus zu leeren; am Mittag des andern Tages wurde es in Brand gesteckt.

Perthes arbeitete Tag und Nacht, um, so viel in seinen Mitteln stand, zu helfen. Auf den durch tiefen Schneefall unwegsam gewordenen Straßen mußte er seinem Körper auch dann noch maßlose Anstrengungen zumuten, als er durch einen unglücklichen Sturz aus dem Wagen sich den Fuß gebrochen hatte. In der Gegend wütete das Nervenfieber, den Keim nahm Perthes mit nach Kiel, wo er am 19. Februar anlangte. Kaum hatte er seine Familie begrüßt, so warf ihn ein heftiger Ausbruch der Krankheit auf das Krankenlager, und neun Wochen lang mußte der thätige Mann in Geduld ausharren.

Unterdessen hatten die Alliierten Napoleon in Frankreich selber verfolgt und Paris genommen; so war die Hoffnung da, daß Davoust bald von selber Hamburg räumen mußte. Perthes verließ im April 1814 Kiel und zog mit seiner ganzen Familie nach Blankenese, einem Fischerdorfe vor Hamburg. Hier weilte er sechs Wochen lang in fröhlicher Hoffnung. Da wehte plötzlich in Harburg und vom Michaelisturm in Hamburg die weiße Fahne, und nun strömten von allen Seiten die Vertriebenen wieder der Stadt zu. „Wir wohnten — schrieb Karoline an ihre Schwester — nahe an der Elbe und konnten alle, die von Bremen und aus dem Hannöverschen zurückkehrten,

ankommen sehen. Einmal wurde uns ein ganzer Wagen voll kleiner Kinder zugeschickt, deren Eltern im Krankenhause zu Bremen gestorben waren. Große Scharen von armen Ausgehungerten zogen mit vielen Kindern und weniger Habe bepackt an unsern Fenstern vorbei, und wunderbar groß und rührend war die Liebe zu Haus und Herd ersichtlich, obgleich die meisten nur Not und Elend zu erwarten hatten. Sowie die armen Leute ans Land stiegen, brachen sie schweigend Zweige von den Bäumen, und alt und jung, bis auf die kleinsten Kinder herunter, bekamen einen Busch in die Hand und dankten Gott unter Freudenruf und Trauerthränen für die Erlösung von dem großen und allgemeinen Übel."

Es war am 31. Mai, als Perthes Stadt und Wohnung wieder betrat, die er ein Jahr zuvor verlassen hatte. Nun sollte eine friedliche zwar, aber nicht minder schwierige Thätigkeit beginnen; es galt, ein zerrüttetes Geschäft wieder empor zu bringen. Schon die Wohnbarmachung des Hauses hatte ihre Schwierigkeiten. Die schönen freundlichen Räume zu ebener Erde hatten Monate hindurch französischen Soldaten als Wachtstuben gedient; mitten in dem größten Zimmer stand ein mächtiger Ofen; zum Fenster hinein waren mächtige Baumstämme geschoben, deren Ende dem Feuer im Ofen zur Nahrung diente; alles ablösbare Holzwerk im ganzen Hause war heruntergerissen und verbrannt; Rauch und Qualm hatten ihren Weg durch die Fenster suchen müssen. Die oberen Stockwerke hatte zuletzt der General Loison bewohnt, aber auch hier hatten die Soldaten in einer solchen Weise gehaust, daß das ganze Haus einem großen Schmutzhaufen glich. Alles Bewegliche war geraubt oder zertrümmert. Die große Büchersammlung hatte Davoust versteigern lassen wollen; doch es war nicht dazu gekommen, und ein treuer Diener der Handlung hatte soviel als möglich gerettet, namentlich die Hauptbücher.

Perthes, im Verein mit seinem braven Besser, machte sich wieder frisch ans Werk; seinen Gläubigern schickte er ein Rundschreiben, worin er sich eine Frist von drei Jahren erbat, um alle seine Verpflichtungen lösen zu können, und man bewilligte ihm überall gern soviel Kredit, als er verlangte. Bald war die Handlung wieder zur Blüte gebracht, aber es lag Perthes nicht daran, Schätze zu sammeln, sondern seine großartigen Ideen ins Leben zu rufen. Besonders schmerzlich empfand er die Zersplitterung Deutschlands in allerlei Staaten und Staatlein, wovon jeder seinen Nachbar als „Ausland" betrachtete, und wenn er auch erkannte, daß die Gegensätze zwischen Nord und Süd, Protestantisch und Katholisch nicht verwischt werden könnten, so lebte er doch der Überzeugung, daß die Liebe zum großen deutschen Vaterlande nicht darunter leiden dürfe, und daß jeder deutsche Patriot zum Wohl des Ganzen wirken müsse. Namentlich sollte das deutsche Schriftentum von seinen beengenden Fesseln befreit werden. Süddeutschland sollte von der Litteratur Norddeutschlands berührt werden, aber auch Norddeutschland das Gute in den Geisteserzeugnissen Bayerns, Österreichs, Württembergs würdigen und nicht vornehm übersehen. Zu diesem Zwecke mußten die einzelnen Buch-

handlungen in ein näheres Verhältnis zu einander treten, aber auch die Regierungen sich bereitwillig der Sache annehmen und die Schlagbäume fallen lassen, die bis dahin auch geistig die deutschen Länder voneinander absonderten. Zum Schutz des Eigentums war vor allem nötig, daß der Nachdruck verboten wurde. So lange aber z. B. Sachsen sich Hessen gegenüber als Ausland betrachtete, konnte ein Leipziger Buchhändler oder Buchdrucker ungestraft ein Werk, das in Darmstadt erschienen war, nachdrucken. Der Darmstädter Buchhändler hatte aber dem Verfasser des Buches seinen Ehrensold bezahlt, hatte vielleicht Bilder und Karten desselben Werkes mit großen Kosten herstellen lassen. Dies alles brauchte der Leipziger Buchhändler nicht zu bezahlen, konnte darum seine Ausgabe billiger liefern, ruinierte damit aber den rechtmäßigen Eigentümer. Nun kam es darauf an, einen Zustand herbeizuführen, wo jedes deutsche Werk auch für ganz Deutschland die gleiche Geltung hatte, und wo es für die Verbreitung der Schrift gleichgiltig war, ob sie in Königsberg oder Stuttgart, in Wien oder Köln erschienen war.

Um seinerseits so viel als möglich zu diesem nationalen Aufschwung des Buchhandels beizutragen, unternahm Perthes eine längere Reise an den Rhein, nach Süddeutschland bis Wien, und tauschte mit den bedeutendsten Staatsmännern und Gelehrten seine Gedanken aus. Auf der Rückreise besuchte er sein heimatliches liebes Thüringen, das er schon früher mit seiner Familie heimgesucht hatte. Jetzt begleitete ihn bloß sein ältester Sohn Matthias. Als er in die Nähe von Schwarzburg kam, hatten die starken Regengüsse die Brücke, welche in der Mitte zwischen dem Dorfe Schwarza und dem Städtchen Blankenburg über den Waldbach ging, hinweggerissen. Perthes, noch wohlbekannt mit allen Fußwegen, ließ den Postillon nach der entfernteren steinernen Brücke fahren und wanderte mit seinem Sohne der Papiermühle zu, wo ein hoher Steg, wie er wußte, über das Wasser führte; aber auch dieser war fortgeschwommen, und an seiner Statt hatte man ein paar Baumstämme von einem Ufer zum andern gelegt. Ein in der Nähe stehender Mann fragte warnend, ob die Reisenden auf dem schmalen Holze hinübergehen wollten. Diese gingen aber unbedenklich, zumal da sie in den Alpen viel gefährlichere Wege gemacht hatten. In reißender Schnelle schoß unter ihnen die Schwarza hin; nur zwei Schritte noch waren sie vom jenseitigen Ufer, als der voranschreitende Sohn ausrief: Halte mich, ich falle! Perthes ergriff den fallenden Knaben fest am Mantelkragen und wurde zugleich mit ihm ins Wasser hinabgezogen. Er kam zum Stehen, ward aber wieder umgerissen; das Wasser wälzte den Knaben über ihn, dann ihn über den Knaben; noch einmal tauchte Perthes mit Kopf und Schulter auf, rief laut: Halt dich besonnen! und sank aufs neue in die Tiefe. Wie ein Blitz traten Frau und Kinder vor seine Seele, dann wurde er bewußtlos und das Wasser trieb beide in unaufhaltsamer Eile den Rädern einer zweihundert Schritt abwärts liegenden Sägemühle zu. Unmittelbar vor dieser ward Perthes star und fest am Arm ergriffen und langsam durch das Wasser ans Ufer gezogen. Mit seiner rechten Hand hatte er im Todeskampfe den Sohn krampf-

haft umschlossen gehalten und führte nun, selbst bewußtlos, auch diesen dem Ufer zu. Jener Mann, der ihnen warnend zugerufen hatte, war der Papiermüller Stahl gewesen; er eilte, als er die Fremden fallen sah, über den gefährlichen Balken und längs des Ufers hin bis zur Sägemühle, wo ihm eine Untiefe bekannt war, die weit hinein in die Schwarza reichte; bis zur Hüfte im Wasser stehend wartete er hier, griff zu und glaubte nur einen Menschen vom sicheren Tode zu retten und rettete zwei. In der warmen Trockenstube der nahen Papiermühle erholten sich die Geretteten schnell unter der Behandlung eines zufällig aus Rudolstadt anwesenden Wundarztes und eilten Schwarzburg zu, wo sie, vom schnellen Lauf erwärmt, gegen Abend anlangten. Nahe war der Tod vorübergegangen, aber nicht einmal eine Erkältung hatte seine Nähe zurückgelassen.

Zwei Tage ruhete Perthes in den Erinnerungen seiner Jugend von der Unruhe der letzten Monate aus, wie ein Kind von dem alten Oberstleutnant, dem alten Oheim Stallmeister und der alten Tante Karoline gehegt und gepflegt; dann eilte er nach kurzem Aufenthalt in Gotha über Göttingen und Hannover nach Hamburg, wo er anfangs Oktober eintraf. Zu seinem großen Trost fand er die Gattin wohler, als er nach den letzten Briefen vermuten konnte, aber es war nur ein Sonnenblick. Nach jener Flucht aus Hamburg hatte sich die edle Frau fast immer leidend befunden und ihre frühere Rüstigkeit nicht wiedergewinnen können. Ihr starker Geist hielt zwar den schwachen Leib aufrecht, aber das Nervenleiden nahm doch stetig zu. Bis zum Jahre 1821 hatte sie sich in ihrem Gottvertrauen erkräftigt; am 28. August machte ein Nervenschlag dem frommen Leben so plötzlich ein Ende, daß kein Druck der Hand, kein Wort, kein Blick der Liebe den Umstehenden als Abschiedsgruß zu teil ward.

„Nun stehe ich da mit meinen armen Kindern," schrieb Perthes am folgenden Tage an seinen Schwiegersohn in Gotha, „und öde und leer ist es, und wir suchen die Fülle der Liebe, welche so überschwenglich uns zu teil geworden ist, und doch — können wir, nur damit ich meine Karoline und Ihr eure Mutter wieder habt, wünschen, daß dieser freie fromme Geist in den Kerker dieses Körpers zurückkehre? Meine armen Kinder, meine armen kleinen Kinder! Ihr älteren habt den Geist der Mutter erfahren, aber dieser Geist, diese Liebe wird den jüngern nun niemals nahe treten. Gott helfe ihnen und mir!"

Doppelt schwer fühlte Perthes nach dem Tode seiner Gattin das nie ruhende Getriebe des Geschäftslebens, und für die Kinder ohne Mutter war ein einfacherer Haushalt und ein stilleres Leben fast notwendig. Seit Jahren schon hatte er die Übertragung der Hamburger Handlung auf Besser und die Verlegung des eigenen Wohnsitzes nach Gotha vorbereitet. Dort in der Mitte Deutschlands wollte er ein Verlagsgeschäft gründen und künftig ausschließlich diesem weniger aufregenden und unruhigen Berufe leben. Nun beschleunigte er diesen Entschluß, obwohl es ihm schwer ward, vom Schauplatze einer so langen und gesegneten Thätigkeit zu scheiden.

Die Übersiedelung fand im Jahre 1822 statt. Welch ein Gegensatz — dies stille Gotha mit kaum 12000 Einwohnern und die große, mächtige Hansestadt mit ihren 100000 Einwohnern und großartigsten Verhältnissen einer Welthandelsstadt! Die gute alte Zeit schien noch in Gotha eine Zufluchtsstätte gefunden zu haben; abends kamen die Kuhherden von der Trift heim, und nachts rief der Nachtwächter sein: Gebt acht auf Feuer und Licht, damit kein Schaden geschicht, lobet Gott den Herrn! Die Männer kamen abends mit der langen Pfeife zu einem Glase Dünnbier, und die Frauen besuchten sich an Winternachmittagen mit dem Spinnrocken. Tag für Tag wand sich in blauem, mit glänzenden Knöpfen besetztem Rocke ein kleiner Mann auf einem kleinen Pferde, dessen Zaumwerk mit Muscheln reich verziert war, durch das Gewirr der haushohen Frachtwagen hindurch, welche auf der Fahrt von Frankfurt nach Leipzig in Gotha zu übernachten pflegten. Es war der weimarische Geleitsreiter, der Schrecken der Fuhrleute, welcher die Sünder unter ihnen aufsuchte, die das Geleite noch nicht bezahlt hatten. Diese Abgabe wurde früher für die Begleitung geharnischter Reiter erhoben, jenes Geleit hatte aber längst aufgehört, doch die Zahlung nicht.

Trotz mancher altväterischer Sitte und Einfachheit des Lebens fehlte es indes keineswegs an geistiger Anregung. Das Gymnasium zählte Männer wie Döring und Schulze, Ukert und Kries, Rost und Wüstemann unter seinen Lehrern (ihre Lehr- und Schulbücher sind noch zum Teil geschätzt und gebraucht).

Die Bibliothek hatte Friedrich Jacobs, die Sternwarte von Lindenau und Encke für Gotha gewonnen; Bretschneider war Generalsuperintendent; Stieler hatte bereits seine geographischen Arbeiten begonnen, und so war ein Kreis sehr gelehrter und gebildeter Männer vorhanden.

Nachdem der thätige Perthes die Sortiments-Buchhandlung in Hamburg zu so großer Blüte gebracht hatte, gründete er nun in dem freundlichen, stillen Gotha ein Verlagsgeschäft, das gleichfalls schnell genug emporwuchs, denn die Erfahrungen des Sortiments (Kleinverkaufs), die große dabei erworbene Welt- und Menschenkenntnis kamen dem nun fünfzigjährigen Mann zu statten. Daß er nur Werke verlegen wollte, welche dem kirchlichen und nationalen Interesse der deutschen Nation gesunde Nahrung zu bieten vermochten, verstand sich ohnehin. So gewann er denn eine Reihe achtbarer Gelehrten für seinen Plan einer europäischen Staatengeschichte, welche die Forschungen der Männer vom Fach allen Gebildeten zugänglich machen sollten, und brachte die Ausführung des großen Werkes glücklich zustande. Er selber studierte fleißig die Geschichtswerke der Meister, um die Lücken seiner Schulbildung auszufüllen. Dabei war er mit Dichtern, Künstlern, Gelehrten und Staatsmännern in fortdauernder Korrespondenz und fand dennoch Zeit zu seiner Lieblingserholung, dem Fußreisen.

Im März 1825 vermählte sich Perthes mit Charlotte Becker, der Schwester seines Schwiegersohnes, die nach dem Tode ihres ersten Mannes mit vier Kindern in das Haus ihrer Mutter nach Gotha zurückgekehrt war.

Perthes hatte die schwergeprüfte Frau achten und lieben gelernt, und diese seine zweite Ehe gereichte ihm zum großen Segen. Es wurden ihm noch vier Kinder geboren, aber der rüstige Mann war allen Freuden und Leiden, Erziehungs- und Haushaltungssorgen gewachsen, und das Gefühl des Dankes für das ihm zu teil gewordene Glück verließ ihn bis zu seinem Tode nicht. Gott hat Großes — sagte er einmal — auch in meinem späteren Leben an mir gethan, um in mir die Liebe lebendig zu erhalten, und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.

In demselben Jahre 1825 war der große Verein deutscher Buchhändler unter dem Namen des „Börsenvereines" zu Leipzig zustande gekommen. Wie schon oben angedeutet, faßte Perthes den Buchhandel als eine einzige deutsche Anstalt und betrachtete sämtliche Buchhändler in allen deutschen Staaten als Angehörige einer einzigen großen Verbindung. Während der Ostermesse 1823 hatte er durch Wort und Schrift seine Berufsgenossen aufgefordert, Leipzig als Mittelpunkt des deutschen Buchhandels festzuhalten, und schon im folgenden Jahre hatten sich gegen 200 Buchhändler zusammengefunden, deren Verein von Jahr zu Jahr wuchs und über ganz Deutschland sich verzweigte. Vor allem suchte Perthes die Ehre dieser für das geistig-sittliche Leben der Nation so wichtigen Körperschaft fest zu gründen. Als 1827 ein schmutziges Werk von einem deutschen Buchhändler verlegt und verbreitet worden war, trat er in einer von 200 Mitgliedern des Vereins besuchten Versammlung mit den Worten auf: „Die Ehre des deutschen Buchhandels ist durch diesen Unflat beschmutzt, der Verleger dieses Werkes ein gefährlicher Mensch, und jede Buchhandlung würdigt sich herab, die ein solches Werk verbreitet. Darum möge der deutsche Börsenverein im Namen des deutschen Buchhandels ein Zeugnis ablegen und der Börsenvorstand die zur Stelle befindlichen Exemplare der Schmutzschrift öffentlich zerreißen lassen. Und in ähnlichen Fällen möge das Gleiche geschehen, damit die Ehre des deutschen Buchhandels aufrecht erhalten werde." Der angeschuldigte Verleger war selbst zugegen. Einen Augenblick schwiegen die Anwesenden still, betroffen über das Gefühl der eigenen moralischen Macht, dann stimmten alle bei, und am folgenden Tage vernichtete der Börsenvorstand wirklich in förmlicher und feierlicher Weise die vorhandenen Exemplare der schmutzigen Schrift. Der betreffende Verleger verklagte zwar Perthes, aber das Gericht sprach diesen frei.

Im Frühjahr 1833 ward in der jährlichen Versammlung des Vereins der Bau einer Buchhändlerbörse in Leipzig als Zentralpunkt des deutschen Buchhandels zur Sprache gebracht; Perthes war die Seele des Unternehmens. „Der Gedanke — schrieb er im November dieses Jahres — für unsere Zusammenkünfte ein angemessenes Gebäude und für unsere Korporation auch einen äußerlichen Mittelpunkt zu gewinnen, zog mich schon für sich allein sehr an, zugleich aber knüpfte sich an diesen Plan die Aussicht zur Gründung guter neuer Anstalten anderer Art, so namentlich die Herstellung einer lange

von mir beabsichtigten Lehranstalt für Buchhändlerlehrlinge und eines Museums für die Geschichte des gesamten Bücherwesens, der Druckerei, der Papiermacherkunst. Ich trat daher, als das Vorhaben auf dem Punkte stand, zurückgewiesen zu werden, lebhaft für dasselbe auf und begehrte die Niedersetzung eines Ausschusses zur weiteren Untersuchung und Betreibung der Angelegenheit. Mein Vorschlag ward allgemein angenommen und ich zur Strafe als Vorsitzender des Ausschusses gewählt. Nun liegt die Verantwortlichkeit zum großen Teil auf meinen Schultern, ich muß weitläufige Korrespondenz führen, Baupläne und Kostenanschläge betrachten, Berichte schreiben und mit dem sächsischen Ministerium verhandeln, welches übrigens sehr entgegenkommend verfährt und den Vorteil des Unternehmens für Sachsen vollkommen erkennt." —

Bei der angestrengtesten Thätigkeit für das eigene Geschäft und die Hebung des deutschen Buchhandels ward das Interesse für die Politik und namentlich für die Angelegenheiten des deutschen Gesamt-Vaterlandes nie außer acht gelassen. Die französische Revolution vom Juli 1830 hatte den Thron der fortschrittfeindlichen Bourbonen umgestürzt und den Bürgerkönig Ludwig Philipp emporgehoben. Perthes, obwohl er nicht so eifrig wie der Freiherr von Stein, der in manchen Stücken ängstlich-konservativ geworden war, Partei für die Bourbonen nahm, konnte doch nicht mit Vertrauen auf die Dinge jenseit des Rheines blicken und meinte, das Ende vom Liede werde früher oder später ein Sultan sein. Darin hat er sich nicht geirrt. Aber er hatte auch keine Freude an dem konstitutionellen Aufschwung der mittleren und kleineren Staaten Deutschlands und setzte seine Hoffnung auf Preußen, obwohl dort für die Entwickelung der bürgerlichen Freiheit so wenig geschah als in Österreich, ja im Gegenteil allen Freiheitsbestrebungen ein Hemmschuh angelegt wurde. Paul Pfizer, der Verfasser des vom edelsten Nationalgefühl eingegebenen Briefwechsels zweier Deutschen, schrieb aus Württemberg an Perthes (März 1832) über die Stimmung in Süddeutschland: „Jede Teilnahme für Preußen würde mir, wie die Sachen jetzt stehen, als ein Abfall von der Sache der Volksfreiheit ausgelegt werden, mich in den Augen meiner Landsleute brandmarken und mir alle Hoffnung, auf ihre Ansicht und Gesinnung einzuwirken, ganz zerstören. — Der Widerwille der Süddeutschen gegen eine ihnen verhaßte Regierung, deren Benehmen den Haß leider nur zu sehr rechtfertigt, steigt von Tag zu Tag, und mir verbietet mein eigenes politisches Gewissen, mich von meinen Landsleuten in dem Augenblicke zu trennen, in welchem man täglich mehr von der thörichten Vorliebe für die Franzosen zurückkommt und eine auf bürgerliche Freiheit gegründete Nationalfreiheit verlangt, während Preußen immer unverhohlener sich dem Absolutismus in die Arme wirft, immer inniger sich mit Rußland zu verbinden scheint und selbst die bescheidensten Erwartungen der Freiheitsfreunde täuscht. Die Zeit ist noch nicht gekommen, wo auch ein Süddeutscher mit Ehren auf jene Seite treten darf, ohne einen Verrat an den Seinigen zu begehen. Das deutsche Volk mit seinen Wünschen, seinen Erwartungen

und Forderungen auf das jetzt undeutsche Preußen und auf die gegenwärtig in Berlin herrschende Partei zu vertrösten, hätte ich nicht den Mut." Perthes täuschte sich nicht über die Gefahren Deutschlands und schrieb u. a. an seinen in Berlin studierenden Sohn: „Die Regierungen werden einzeln das Feuer nicht zu löschen vermögen, es wird von der Gesamtheit Deutschlands Hilfe kommen müssen. Da aber der Bundestag schwerlich fähig ist, entschlossen zu wollen und zu handeln, so werden Preußen und Österreich eingreifen müssen; strenges, hartes Regiment wird notwendig" — doch ganz prophetisch setzt er hinzu — „wird es aber nicht mit Weisheit geübt, so ist es Öl in das Feuer, und alles Bestehende kann wanken."

Ist es nicht, als seien diese Briefe 1866 geschrieben? Schneller, als man dachte, ist die Krisis hereingebrochen; aber auch glücklicher, als man dachte, gelöst.

Obwohl Perthes daheim von den bedeutendsten Männern aufgesucht wurde und durch Briefe mit den Weltverhältnissen stets in Verbindung blieb, so drängte es ihn doch, manches mit eigenen Augen zu sehen, und er brachte 1831 und 1834 in Berlin, 1835 am Rhein, 1836 in Hamburg, 1840 in Wien längere Zeit zu und sah und hörte nun manches, was er weder durch mündliche noch durch schriftliche Mitteilung erfahren haben würde. Häufig wanderte er auch in späteren Jahren mit diesem oder jenem seiner Söhne oder Schwiegersöhne durch die Berge und Thäler des Thüringer Waldes und gab sich, sobald er die Stadt hinter sich hatte, mit der Freude eines Jünglings, der zuerst in die Welt hinaussieht, den wechselnden Eindrücken hin, hatte seine Lust an den Anstrengungen und kleinen Unbequemlichkeiten, ward gehoben durch die herrlichen, bald lieblichen, bald großartigen Blicke, die das Gebirge gewährt, und erlebte auch manches Abenteuer mit diesem oder jenem Menschenwesen. In dem thüringischen Bergstädtchen Friedrichsroda hatte er sich eine liebliche Sommerwohnung eingerichtet, die er von 1837 bis 1843, seinem Todesjahre, regelmäßig bezog.

Bis an sein Ende blieben dem rüstigen Greise diese Kraft und Naturfrische. „Ich bin nun über siebenzig Jahre alt — schrieb er Ende 1842 an seine Schwägerin, Auguste Claudius, ich kann noch stundenlang in Berg und Thal marschieren, kann täglich acht bis zehn Stunden geistesfrisch arbeiten ohne Beschwerden der Augen. Gott sei Dank dafür!" – Aber im folgenden Jahre überfiel ihn eine Leberkrankheit, die Eßlust schwand, und die Kräfte sanken plötzlich. Wenn es der Zustand seines Befindens nur einigermaßen erlaubte, arbeitete der Kranke im Bett, empfing Verwandte und Freunde und sprach klar und fest, wie früher. Am 21. April, seinem Geburtstage, hatte er morgens Kinder und Enkel um sich; ernst und wehmütig war allen zu Sinn, aber in solcher Ruhe und Freudigkeit lag er da in seiner mit Frühlingsblumen reich angefüllten Stube, daß auch in den andern der Schmerz nicht laut werden durfte. „Sollte es Gottes Wille sein," sagte er, „daß ich noch einige Zeit mit euch zu leben hätte, so thue ich es mit Freuden und gehe auch noch gern einmal nach meinem lieben Friedrichsroda;

aber es wird wohl gewiß nicht geschehen. Ein reiches Leben liegt hinter mir; schwere Tage und Jahre habe ich gehabt und manchen harten Kampf durchgekämpft; aber immer ist Gott mir gnädig gewesen. Wenn ich tot bin, so klagt nicht; sehnen werdet ihr euch oft nach mir, und dessen freue ich mich. Euch selbst brauche ich nicht zu sagen: „Habet Liebe untereinander“, aber erzieht eure Kinder so, daß sie nicht vergessen, einander nahe zu stehen und sich lieb zu behalten. Ich sterbe gern und ruhig und bin bereit dazu; ich hab' mich Gott ergeben, dem liebsten Vater mein. Hier ist kein immer Leben, es muß geschieden sein; der Tod kann mir nicht schaden, er ist nur mein Gewinn; in Gottes Fried' und Gnaden fahr' ich mit Freud' dahin.“

Der Tod sollte ihm aber nicht so leicht werden, es war ihm noch ein schmerzlicher Kampf beschieden. In freien Augenblicken las er am liebsten das Evangelium Johannis. In sein Tagebuch schrieb er noch bis zum 9. Mai; es schließt mit den kurzen Worten: sehr elend! Dann nahmen die Schmerzen zu, und zuweilen schwand das Bewußtsein. Am 18. Mai konnte der Arzt ihm sagen, er werde nun bald überstanden haben, und nachmittags sprach er noch mit vernehmlicher Stimme: „Gesegn' euch Gott, ihr Meinen, ihr Liebsten allzumal, um mich sollt ihr nicht weinen, ich weiß von keiner Qual. Den rechten Port noch heute nehmt fleißig wohl in acht, in Gottes Fried' und Freude fahrt mir bald alle nach!“ — Am Abend wurde die Seele der Banden des Leibes ledig, und am 22. Mai in der Frühe wurde die Leiche auf dem Kirchhofe zu Gotha ins Grab gelegt.

Ferdinand v. Schill*).

Ferdinand von Schill ward als der jüngste unter vier Brüdern im Jahre 1773 auf dem väterlichen Gute Sothof bei Rosenberg in Schlesien (nach andern am 6. Januar 1776 auf dem Rittergute Wilmsdorf bei Dresden) geboren. Der Vater, aus einem ungarischen edeln Geschlecht abstammend, hatte in den beiden ersten schlesischen Kriegen unter Maria Theresia gedient, war dann, mit dem österreichischen Dienst unzufrieden, zu den Sachsen gegangen und hatte ein Freikorps geworben, mit dem er zu Anfang des siebenjährigen Krieges nicht unbedeutende Unternehmungen ausführte, und 15 Jahre später, kurz vor dem Ausbruch des bayerischen Erbfolgekrieges, folgte er einer dringenden Einladung des Prinzen Heinrich von Preußen und trat in preußische Dienste. Nach dem Tode Friedrichs des Großen nahm er seinen Abschied. Seitdem lebte er auf seinem Gütchen in Oberschlesien in länd-

*) Lebensbeschreibung Ferdinands v. Schill nach Originalpapieren von J. C. Haken (Leipzig 1824, 2 Bändchen). Vgl. Minerva 1826. 3. Bd. S. 419 und die Berichte der Augsb. Allgemein. Zeitung von 1809.

licher Zurückgezogenheit. Als aber im Jahre 1806 der Krieg gegen Napoleon ausbrach, erwachte in ihm wieder der alte Soldatengeist; er sammelte alle Förster und Jagdleute in seiner Gegend und ging damit um, ein Kriegskorps aus ihnen zu bilden, als Graf von Hoym, der Statthalter der Provinz Schlesien, es für angemessen fand, ihm dies Unternehmen zu verbieten. Noch aber war der innere Kern des ungebeugten Greises so frisch, daß er, zwei Jahre später, dem ungestümen Drange seines Vaterherzens folgend, sich zur Reise nach Pommern aufmachte, um sich am Anblick seines tapfern Sohnes zu letzen, der nun Gelegenheit gefunden hatte, die Träume seiner Jugend zur Wirklichkeit werden zu lassen.

Was der junge Schill nicht müde ward zu hören, und was auch fort und fort die Lieblingsunterhaltung des Vaters bildete: das waren die Kriegsgeschichten und Abenteuer des kühnen Parteigängers, der, so verschiedenen Herren er auch gedient, sich immer brav gehalten und dem Namen „Schill" Ehre gemacht hatte. Ferdinand wünschte sich kein anderes Glück und kannte kein anderes Lebensziel, als das väterliche Waffenhandwerk, den Dienst der leichten Reiterei, den auch seine älteren Brüder gewählt hatten. Solcher Wunsch entsprach auch völlig den Absichten des Vaters, und so trat er, ein 16jähriger Jüngling, im Jahre 1789 in das nämliche Husarenregiment, in welchem jener zuvor gedient, als Standartenjunker ein. Als er dem Freunde seines Vaters, dem General Graf von Kalkreuth, vorgestellt ward, glaubte dieser in dem jungen Schill etwas echt Militärisches zu entdecken, das zu guten Hoffnungen berechtigte, und erbot sich, ihn in sein eigenes Dragonerregiment, das zu Pasewalk in Vorpommern stand, einzustellen und ein väterliches Auge auf ihn zu richten. Solch ein Vorschlag wurde mit Freuden aufgenommen. Doch der Graf Kalkreuth sah seinen Schützling selten, und dieser zeichnete sich im Regiment auch so wenig aus, daß man ganz an seinen militärischen Anlagen zweifelte. Das Einerlei und Kleinliche des Garnisondienstes, das pedantische Exerzitium ließ den jungen Schill völlig kalt und teilnahmlos, er war fast immer zerstreut und machte viele Fehler. In seinem Garnisonsort Garz an der Oder, wo er die längste Zeit verlebte, vegetierte er bloß; niemand achtete auf ihn, und er selber lebte verschlossen, mit seinen Plänen und Gedanken allein beschäftigt.

Am unglücklichen 14. Oktober 1806 war Schill unter denen, die, vom Herzoge von Braunschweig angeführt, die beklagenswerte Schlacht bei Auerstedt fochten. Unter dem Befehl des Hauptmanns v. Brockhausen ward er auf eine Feldwacht seitwärts am Eckartsberge entsandt und traf erst mit dem Feinde zusammen, als der Verlust der Schlacht bereits entschieden und das Heer schon in völliger Auflösung begriffen war. Die Feldwache ward von der feindlichen Übermacht geworfen, und Schill, von den Seinigen getrennt, sah sich von mehreren französischen Reitern in die Mitte genommen. Man forderte ihn auf, sich zu ergeben; allein der Tapfere, vom Jammer dieses Tages zu hoher Lebensverachtung getrieben, leistete fortdauernd eine verzweifelte Gegenwehr, wodurch er mehrere seiner Gegner verwundete, aber

auch um so mehr ihre Erbitterung gegen sich reizte. Schnell würden die nach seinem Kopfe gezielten Hiebe schon hier seinem Leben ein Ziel gesetzt haben, wenn nicht ein glücklicher Umstand die Wucht der Streiche gebrochen hätte.

Das Regiment nämlich, in welchem Schill diente, und das schon von Hohenfriedberg her, wo es Wunder der Tapferkeit verrichtet, einer hohen Auszeichnung genoß, war zum Leibregiment der Königin ernannt worden; und als es daher im Herbst 1805 auf seinem Marsche nach Thüringen durch Charlottenburg zog, ward sämtlichen Offizieren desselben die Ehre, von der Königin Luise zur Tafel gezogen zu werden. Um auch ihrerseits hierbei in geziemendem Glanze zu erscheinen, hatten sie sämtlich u. a. sich aus Berlin neue Hüte schicken lassen, worunter für Schill einer traf, der um vieles zu weit befunden wurde. Der Hut mußte stark wattiert werden und schützte nun am 14. Oktober 1806 Schills Haupt. Bald aber ward auch der Hut ihm vom Kopf gehauen, und unmittelbar darauf empfing er mehrere Kopfwunden, die ihm fast alle Besinnung raubten. Es war allem Anschein nach um ihn geschehen, als der nächste nach ihm gezielte Streich, von seinem Schädel niedergleitend, sein mutiges Pferd verletzte, welches nunmehr, da auch sein Reiter es nicht länger im Zügel zu halten vermochte, ihn durch einen gewaltigen Satz den Säbelklingen seiner Gegner entrückte und weit davon führte.

Ganz mit Blut bedeckt und fast leblos fanden ihn zwei Unteroffiziere seines Regiments, als er eben vom Pferde gesunken war, erkannten ihn und führten ihn auf der Flucht mit sich fort, nachdem sie mit ihren Schnupf- und Halstüchern notdürftig seine Wunden verbunden hatten. Als man in Weißensee anlangte, war die Kraft des Verwundeten so erschöpft, daß man ihn aufgab. Doch der Chirurgus Fremming, der ihn kannte, versuchte alle seine Kunst, ihn zum Bewußtsein zurückzurufen, und seine Bemühung blieb nicht ohne Erfolg. Wie viel Anstrengung es auch galt, ihn weiter fortzubringen, da er das Fahren nicht vertragen und sich doch auch kaum auf dem Pferde halten konnte: so gelang es ihm doch, Nordhausen zu erreichen, wo er von einem Arzte gütig aufgenommen und aufs beste verpflegt ward.

Längeres Weilen war gefährlich; die Flucht ging weiter nach Magdeburg. In den Straßen dieser Festung wimmelte es von Wagen, Pferden und Menschen; doch fand sich auch hier eine menschenfreundliche Seele, der Sprachlehrer Berr, ein geborener Franzose, der den todbleichen Reitersmann in seine Wohnung aufnahm und im schönen Wetteifer mit seiner Gattin ihn pflegte und erquickte. Die guten Leute drangen in ihren Gast, er solle sich Ruhe gönnen und bei ihnen seine Genesung abwarten. Schill, der weniger an seinen Zustand, als an das Schicksal seines Vaterlandes dachte, entgegnete seinem Wirte: „Verschaffen Sie mir nur die Überzeugung, ob man Magdeburg zu halten gedenkt!“ Sein Freund ging aus, kehrte aber mit der niederschlagenden Nachricht zurück, daß bereits von Übergabe gesprochen werde. Von edlem Zorn entbrannt, raffte Schill seine letzte Kraft

zusammen, um das Stück des auseinander bröckelnden Preußens zu suchen, das der Feind noch nicht sein nennen durfte. Er gönnte sich nicht Ruhe noch Rast; vom Wundfieber erschöpft, machte er endlich in Kolberg Halt und fand da gastliche Aufnahme im Hause des Senators Westphal.

Als er, einigermaßen genesen, um sich schaute und die Lage des Vaterlandes erwog, sagte ihm sein schnell treffender Blick, daß vom äußersten Punkte der Monarchie mit zusammengehaltener Kraft wohl mit Erfolg wider den Feind operiert werden könnte. Die Festung Kolberg befehligte zwar der feige, altersschwache Kommandant Loucadou, aber die Bürger waren vom besten Geiste beseelt, der Hafen war als Landungspunkt für die Schiffe der verbündeten Seemächte wichtig, und die örtliche Lage begünstigte Unternehmungen, die man in die Flanke und den Rücken des gegen die Weichsel vordringenden Feindes leiten konnte. So beschloß Schill, lieber gleich hier, wo es not that und wo augenblicklich geholfen werden konnte, thatkräftig einzugreifen, als sich erst in der Ferne einen noch zweifelhaften Wirkungskreis zu suchen. Schon am siebenten Tage nach seiner Ankunft stellte er sich dem Obersten v. Loucadou vor und trug ihm seine Dienste auf dem Wall an, wiewohl er, als Kavallerieoffizier, glauben dürfe, sich außerhalb der Festung durch Entsendungen von Streifkorps am nutzbarsten zu machen. Der Kommandant war in der glücklichen Laune, ihm diesen Wunsch zu gewähren, und bewilligte ihm vorläufig einen kleinen Trupp von sechs Mann. Mit diesen wollte Schill sogleich aufbrechen, um die Getreidevorräte in Treptow, Cammin und Wollin nach Kolberg in Sicherheit zu bringen. Loucadou meinte, das könnte er noch einige Tage anstehen lassen. „Nur von einem Ausmarsch in dieser Stunde und in diesem Augenblick darf ich mir einigen Erfolg versprechen,“ entgegnete der blasse junge Mann mit einem schönen Feuer und erhielt die Erlaubnis.

Noch am nämlichen Tage abends sieben Uhr (10. November 1806) langte er in Treptow an, und es war hohe Zeit, da bereits für den folgenden Tag ein feindlicher Trupp angesagt war, welcher das Magazin ausleeren wollte. Es wurden also noch in der Nacht die sämtlichen Vorräte, bestehend in 315 Scheffel Roggen, 150 Scheffel Mehl und 768 Scheffel Hafer, durch aufgebotene Fuhren nach Kolberg geschafft. Um sich die Franzosen möglichst vom Leibe zu halten, entsandte Schill zu gleicher Zeit eine Patrouille von zwei Mann des Weges nach Schievelbein, die das Gerücht aussprengen mußten, es seien russische Truppen bei Kolberg gelandet und im Begriff, die Gegend zu besetzen. Dadurch fand sich der Feind bewogen, auf halbem Wege umzukehren. Auch die Vorräte in Cammin und Wollin wurden glücklich gerettet.

Allmählich gesellten sich zu der kleinen Schillschen Truppe noch andere Freiwillige, so daß ein Häuflein von sechsundzwanzig Reitern zusammengebracht ward, deren Ausrüstung freilich sehr dürftig war. Manchem Gaul fehlte der Sattel und selbst die Decke, ein Strick versah die Stelle des Zaumes, und anstatt der Degenkoppel prangte eine selbst gedrehte Schnur.

Desto besser war der Mut und gute Wille der Reiter, auf welche wie durch Sympathie die Kühnheit Schills überzugehen schien. Mit welcher Unerschrockenheit diese Tapferen ihre Streifzüge unternahmen, davon möge ein Fall unter vielen zum Beleg dienen. Es war am 7. Dezember abends, als Schill, im Begriff nach Greifenberg zu ziehen, durch die Ermüdung seiner Leute gezwungen ward, einige Stunden in dem Dorfe Schnittrige zu rasten. Da kam ein Bote, der die Nachricht brachte, in Gülzow, kaum anderthalb Meilen zu seiner Linken entlegen, wimmele es von französischen Reitern und Fußgängern. Dies schien die Vermutung zu bestätigen, daß der Feind einen Handstreich auf Kolberg beabsichtige und diese Truppe in Gülzow nur als sein Rückhalt zu betrachten sein möchte. Schill setzte sich sogleich in aller Stille in Marsch, beobachtete aber die Vorsicht, einige mit Stroh beladene Wagen vorauf fahren zu lassen, teils um durch sie einen unvermuteten Reiterangriff hemmen, teils dahinter um so vorteilhafter seine eigenen Schüsse anbringen zu können. Immerhin aber blieb das Unternehmen gewagt, da 50 bis 60 Mann badenscher Fußtruppen und ebensoviel französische Reiter in Gülzow standen. Jenen hatte Schill nur zehn Mann von gleicher Waffe entgegenzusetzen, die er auf einem Fußsteige voraussandte, um den Kirchhof des Fleckens zu besetzen und zu behaupten. Sechs Kürassiere schickte er links um den Ort, an dem Gülzower Moor und See entlang, mit dem Auftrage, sich erst dann zu zeigen und anzugreifen, wenn er selbst, mit vier Dragonern vom Regiment der Königin, von der Greifenberger Seite her in den Ort einsprengen würde.

Der Feind war aber durch einen seiner Kundschafter bereits von der Annäherung der Preußen in Kenntnis gesetzt, diesseits des Kirchhofs vor Gülzow aufmarschiert und empfing die Ankömmlinge mit einem lebhaften, wiewohl unwirksamen Gewehrfeuer. Auch die feindliche Reiterei war schon in Bewegung. Schill fühlte, daß kein Augenblick gesäumt werden dürfte, diese zu werfen und seinen in einem so ungleichen Gefecht stehenden Leuten Luft zu machen. Er stürzte sich also mit der Handvoll seiner treuen Begleiter in die Gassen, stieß auch sofort in der Gegend der Apotheke auf die französische Kavallerie und hieb unbedenklich auf dieselbe ein. Unterstützt von seiner Kühnheit, der finstern Nacht und der plötzlichen Überraschung fiel dieser ungestüme Angriff um so glücklicher aus, als gleich anfangs der feindliche Anführer und einige der Vordersten verwundet wurden und Schill, dies gewahrend, zu wiederholten Malen rief: „Kosaken vor!“ Dies vollendete die Bestürzung; der ganze geschreckte Haufe wandte sich zu übereilter Flucht, ward bis zum Dorfe Klemmon verfolgt und verlor selbst ein paar Gefangene. Dann stieß er auf den Trupp Kürassiere, die ihm von Schill in den Rücken geschickt waren, ritt diesen gewaltsam über und versprengte zwei derselben, die in Kolberg Schills völligen Untergang verkündeten.

Dieser war indes stracks nach dem Flecken zurückgekehrt, wo seine Infanterie noch fortwährend gegen die badenschen Truppen im heftigsten Feuer stand. Gelang es ihm nicht, dasselbe schnell zum Schweigen zu bringen, so

mußte er besorgen, daß die Flüchtlinge dadurch zur Umkehr ermutigt und ihm der kaum errungene Vorteil wieder entrissen würde. Er sprengte also entschlossen an jene heran und forderte sie auf, das Gewehr zu strecken. Wirklich auch bewog sie die Flucht der Reiterei und der Wahn, es mit einem zahlreichen Gegner zu thun zu haben, zur Ergebung; und so blieb nur noch eine kleine Abteilung, welche das Amtsgebäude besetzt hielt, zu bekämpfen übrig. Aber wiewohl nur ein einziger Weg dahin führte, schien auch dieser kleine Rest durch scharfen Anlauf wohl überwältigt werden zu können, und nur erst, als die Pferde seiner ansprengenden Dragoner plötzlich vor einem nicht bemerkten Schlagbaume zurückbäumten und eine wohlangebrachte feindliche Salve sie sämtlich, jedoch ohne die Reiter zu verletzen, verwundete: erkannte der Anführer die Notwendigkeit, zur Besiegung dieser Hindernisse einiges Fußvolk herbeizuführen. Die zur Bedeckung der Gefangenen Zurückgelassenen wurden hierzu aufgefordert und folgten willig, aber erst nachdem drei von diesen Braven durch Bajonettstiche gefallen waren, gelang es dem vierten, sich Bahn zu brechen — und nun erst entflohen die Eingeschlossenen durch eine kleine Hinterpforte über das Moor. Das Gefecht, das um elf Uhr nachts begonnen hatte, war um zwei Uhr beendigt; bei der geringen Zahl seiner Mannschaft hatte Schill nur dreiunddreißig Mann Gefangene gemacht, aber auch drei Gepäckwagen und tausend Thaler erbeutet, welche der Feind aus den königlichen Gefällen sich angeeignet hatte. Alles wurde nach Kolberg geschafft.

Solche Unternehmungen, so gering auch zunächst ihr Ergebnis war, trugen doch nicht wenig dazu bei, den gesunkenen Mut in manchem Herzen wieder zu beleben, den Glauben an die alte preußische Tapferkeit wieder zu stärken und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht sinken zu lassen. In und um Kolberg ward Schills Name gefeiert, Bürgerschaft und Soldaten schenkten ihm unbedingtes Vertrauen, und dies ward auch durch manche unglückliche Streifzüge nicht erschüttert. Dem Kommandanten Loucadou war aber der steigende Ruhm wie der rastlose Unternehmungsgeist des kühnen Parteigängers gleich unbequem; er wollte ihm keinen Mann mehr zu seinen Streifereien verabfolgen lassen. Schill sah sich im Anfang des folgenden Jahres (1807) genötigt, beim Könige die Erlaubnis zur Errichtung eines Freikorps nachzusuchen; er erhielt sie, und in wenigen Wochen standen vier Schwadronen Husaren, eine Kompanie berittene Jäger und einige leichte Fußtruppen, zusammen gegen tausend Mann, völlig gerüstet da. Einiges ersparte Geld, das er sich durch seinen früheren Pferdehandel erworben hatte, legte er freudig auf den Altar des Vaterlandes nieder. Seine Absicht war, am Ausfluß der Oder, auf der Insel Wollin, festen Fuß zu gewinnen, von hier aus das feindliche, zur Berennung von Kolberg bestimmte Korps im Rücken zu bedrohen, wo möglich auseinander zu sprengen und den Kolbergern Luft zu machen. Doch die verkehrte Weise, wie von schwedischer Seite der Feldzug in Pommern eingeleitet wurde, und die feindliche Übermacht bewirkten, daß sein Überfall gegen Naugard (am 11. Februar) mißlang, und

daß er aus Naugard mit empfindlichem Verlust zurückgeschlagen wurde. Er war genötigt, sich in das befestigte Hölzchen, „die Maikuhle" genannt, unter den Schutz der Kanonen von Kolberg zurückzuziehen. Hier boten die Tapferen den die Festung immer enger einschließenden Feinden Stand; sie mußten Tag und Nacht unter freiem Himmel kampieren und ohne Unterlaß auf den Füßen sein, und doch zeigten sie sich immer willig und brav. Die Angriffe der Franzosen wurden mit blutigen Köpfen zurückgewiesen, und als sie zu einem entscheidenden Schlage sich sammelten, ging Schill ihnen mit ein paar Kanonen und seinem gesamten Truppenkörper entgegen, verwickelte sie in einen Morast und benutzte die dadurch entstandene Unordnung so rasch und glücklich, daß auf dem verwirrten Rückzuge Alt- und Neu-Werder für den Feind verloren gingen und derselbe bis an seine feste Stellung zu Sellnow zurückgetrieben wurde. Hätte der Kolberger Kommandant in dieser entscheidenden Stunde mit seiner ganzen Macht mitgewirkt (was Schill zu wiederholten Malen, aber vergeblich, forderte), so wäre auch Sellnow geräumt worden. Doch wie hätte ein Mann wie Loucadou einem Schill nacheifern sollen!

„Drei Tage nachher," — so erzählt der alte Nettelbeck in seiner Selbstbiographie — „den 15. April, schiffte der Rittmeister v. Schill für seine Person sich auf einem Fahrzeuge ein, das nach Schwedisch-Pommern abging. Das neuerlichste Mißverständnis mit dem Kommandanten trug wohl vornehmlich die Schuld, daß jener wackere Mann in einer so schwülen Stickluft nicht länger auszudauern vermochte. Ohnehin war sein ins Große und Freie strebender Geist nicht für die engen Verhältnisse eines belagerten Platzes gemacht; aber dennoch würde er auch hier, wie bisher, seinen Platz auf eine ehrenvoll ausgezeichnete Weise ausgefüllt haben, wenn man seinem Kraftgefühl nicht von mehr als einer Seite Hemmketten angelegt hätte. Selbst aber, indem er sich jetzt von uns entfernte, geschah es nur, um uns aus der Ferne desto wirksamere Hilfe zu gewähren. Von Anfang an waren seine Entwürfe dahin gerichtet gewesen, sich in Pommern ein Kriegstheater zu errichten, von wo aus Stralsund und Kolberg sich zu wechselseitiger Unterstützung die Hände böten. Nun waren aber in den letzten Tagen auf allerlei Wegen die günstigsten Nachrichten bei uns eingekommen über die Fortschritte des Königs von Schweden nach Swinemünde — ermunternd genug, um einen Mann von Schills feuriger Seele zu neuen großen Hoffnungen, aber auch zu dem Entschlusse zu begeistern, den guten Willen der Schweden an Ort und Stelle gegen den gemeinschaftlichen Widersacher in Bewegung zu setzen."

Auf die Länge konnten sich die Schillschen Truppen nicht in offenem Felde halten; sie mußten der Übermacht weichen und machten den Versuch, sich nach Preußen durchzuschlagen; dies gelang nicht, und der größere Teil kehrte nach Kolberg zurück. Gneisenau, der junge Nachfolger des alten Loucadou, ließ 130 Mann dieses Korps zu Schiffe nach Schwedisch-Pommern überführen, wo sie aufs neue in Wirksamkeit treten konnten. Schill hatte schon wieder eine vierte Husarenschwadron von 113 Pferden, eine Abteilung von 33 reitenden Jägern und 2 Kompanieen leichter Infanterie, jede von

130 Köpfen, organisiert, als von Tilsit her die Friedenskunde erscholl und die gezückten Säbel in ihre Scheiden brachte. Schill wurde von seinem Könige mit dem Verdienstorden belohnt; und als die Franzosen die Hauptstadt geräumt hatten, genoß er die Ehre, zuerst mit seiner Schar in Berlin einzuziehen. Sein Ruhm verbreitete sich in die Hütten des Landmanns und in die Säle der vornehmen Welt. Ein Offizier aus der alten Schule, der ihm vormals näher gestanden, und der es durchaus nicht begreifen konnte, wie ein Sekonde-Leutnant so plötzlich zum Inhaber eines Regiments vorgerückt und seiner Tapferkeit willen so gefeiert sei, sprach mit Kopfschütteln: „Ei, wer hätte das gedacht! Wie hat doch nur aus dem Schill etwas werden können, der nicht einmal verstand, einen Zug gehörig anzuführen!" Freilich war Schills ganzes Auftreten und Wirken der vollste Gegensatz zur alten Zopfperiode, es waren nun auf einmal den Leuten die Augen aufgegangen, daß in ihm ein preußischer Krieger erschienen sei, wie er sein sollte, und dieses Bewußtsein war in dem gemeinsten Bauer und Handwerker lebendig geworden, so daß kleine Lebensbeschreibungen und Anekdotensammlungen, mit Holzschnitten im Geschmack des gehörnten Siegfried, wenn sie Schills Namen an der Stirn trugen, mit Begierde gekauft und gelesen wurden.

Schill verstand es aber auch, wie wenige, mit dem Soldaten und gemeinen Manne umzugehen, und durch sein freundliches Wesen und eine körnige Beredsamkeit sich ihr Zutrauen zu gewinnen. Seine äußere Erscheinung war höchst einnehmend; er stand jetzt im kräftigsten Mannesalter, sein rundes, blühendes Gesicht mit den dunkelfeurigen Augen, die kräftige Haltung, die Husarenuniform, die ihm wie angegossen saß, machten den besten Eindruck, und wer ihm einmal näher getreten war, hing auch mit Leib und Seele an dem liebenswürdigen Manne. Der ihm so reichlich angezündete Weihrauch machte ihn nicht stolz, verblendete jedoch seinen Sinn auf andere Weise. Er glaubte berufen zu sein, dem stillen Ingrimm des Volkes die Bahn öffnen zu müssen, und bei seinem leidenschaftlichen Hasse gegen Napoleon und seinem ebenso großen Vertrauen auf die gerechte Sache des deutschen Volkes übersah er die Gefahren oder schätzte sie zu gering.

Der in Königsberg gestiftete „sittlich-wissenschaftliche" Verein, unter dem Namen des „Tugendbundes" bekannt, der sich rasch nach allen Provinzen hin verzweigte, schürte das Feuer der Unzufriedenheit und des Hasses gegen die Fremdherrschaft. Der König sah sich aber durch Napoleon gezwungen, den Bund förmlich zu mißbilligen. Wenn auch Schill nicht eigentlich Anteil daran nahm, so konnte er doch nicht verhindern, daß ihm seine Freunde unaufhörlich zuredeten, man dürfe nicht zu lange unthätig zuschauen, ja die Fürsten müßten durch das Volk zum Losschlagen veranlaßt werden. Als nun die heldenmütigen Spanier sich erhoben und den bisher unbesiegten Napoleon in die Enge trieben; als Österreich rüstete und Erzherzog Karl das Vertrauen wieder lebendig machte; als die braven Tiroler so mannhaft für das Vaterland stritten: da glaubten auch die norddeutschen

Patrioten die Volkskraft aufbieten zu müssen, um gleichzeitig mit Österreich den Erbfeind zu bekämpfen. Leider war das Volk noch starr und schläfrig — dafür hatten ja die deutschen Fürsten selbst gesorgt, und die geringe Zahl der Vaterlandsfreunde war nur ein Tropfen auf einen heißen Stein! Einer von Schills Agenten, ein Herr v. Tempsky, der unter dem Namen Thielau sich in Burg aufhielt und von Zeit zu Zeit Nachricht gab über die Vorfälle an der Elbe, schrieb an Schill:

„Endlich hoffe ich und glaube ich doch, daß der Zeitpunkt eingetreten sein wird, wo wir einmal die Bestimmung unseres Zwecks mit Gewißheit zu erwarten haben. Mit äußerster Spannung erwarten wir von Ihnen die Resultate hierzu.“ — „Es läßt mich keinen Augenblick länger warten, mir die endlichen Befehle zu unserem Vorhaben von Ihnen auszubitten!“ — „Längeres Zögern kann durchaus zu nichts nützen, als die ohnehin schon wegen öfterer Täuschung ziemlich mutlosen Leute noch mutloser zu machen und ihnen jede Lust zu benehmen. Jetzt ist es gewiß der rechte Zeitpunkt, weil die Erbitterung in Westfalen wegen der neuen Konskription und der neuen enormen Abgaben mit jedem Tage zunimmt, und alles lauert auf den glücklichen Augenblick eines entscheidenden Ausbruchs.“ — „Wir wissen mit Zuverlässigkeit, daß die Stimmung der Menschen in Westfalen von der Art ist, daß niemand länger Geduld haben, sondern losarbeiten will. Wenn es nicht binnen Ende Monats geschieht, verlieren wir zu viel Leute: denn sie werden drüben wies Vieh zusammengetrieben, um nur die Zahl herauszubringen. Kommen Sie selbst und bringen mit vor, so sind wir des Sieges gewiß! Ihr Name gilt für eine Gottheit schon, an den jeder mit fester Zuversicht glaubt!“ — „Alle meine Leute freuen sich wie Kinder auf baldiges Losschlagen und erwarten mit Ungeduld den Augenblick des Befehls. Ich bin nicht imstande, sowie keiner von uns, die Menschen länger zu erhalten.“ — Ein anderer Brief, der allerlei Nachrichten von den in Österreich erfochtenen Siegen enthielt, endigte mit dem Zuruf: „Brutus, schläfst du?“

Als wenn nichts geschehen sei, setzte Schill ruhig seine gewöhnlichen Beschäftigungen fort, führte sein Volk täglich mit vollem Gepäck, als solle es ins Feld gehen, vors Thor und übte es in den Waffen. Da empfing er die Nachricht, daß Romberg, sein westfälischer Agent, auf dem Rückwege nach der Heimat in Magdeburg festgenommen sei, und daß man ihm alle Briefe samt den Proklamationen ans deutsche Volk abgenommen habe. Der Fall wurde sogleich an den westfälischen Hof nach Kassel, von dort an den König nach Königsberg berichtet.

Nun galt es, durch einen schnellen Entschluß dem drohenden Ungewitter zuvorzukommen. Sollte sich ein Schill in so kritischer Zeit auf eine Festung sperren lassen, sollte er den Gedanken der Befreiung des deutschen Vaterlandes, den er mit so glühender Begeisterung umfaßt hatte, in feiger Flucht zu Grabe tragen? Sollte durch sein entschiedenes Vorgehen doch nicht vielleicht die träge Masse mit fortgerissen werden können? Wie, wenn der Erfolg den Ungehorsam gegen seinen König rechtfertigte? — Solche Gedanken mochten

die Seele des Majors v. Schill bewegen, als er sein Husarenregiment, das zweite brandenburgische, am 28. April 1809, nachmittags um vier Uhr, zum Halleschen Thore hinausführte, als ob's dem Exerzitium gelte. Unter verschiedenen militärischen Schwenkungen mochte er etwa eine Meile gegen Potsdam vorgerückt sein, als er Halt gebot und seinen Truppen in feuriger Rede eröffnete, daß der Augenblick zum Losschlagen gekommen sei. Der Redner hielt in seiner Begeisterung hoch die goldgestickte Brieftasche empor, welche ihm seine Königin geschenkt und wohin sie mit eigener Hand die Worte gezeichnet hatte: „Für den braven Herrn v. Schill. Luise." Dieses Kleinod trug er fortan auf seinem Herzen. „Freudig will ich für die Wohlfahrt unseres Königshauses mein Blut vergießen und sterben!" — so rief Schill, und allgemeiner freudiger Zuruf begleitete jedes Wort. Alle waren entschlossen, mit ihm zu siegen oder zu fallen. Am 2. Mai waren ihm noch dreihundert Waffenbrüder von der Infanterie gefolgt, die heimlich in der Nacht Berlin verlassen hatten. Ganz Berlin staunte ob der unerhörten, überraschenden That, und wer auch das allzukühne Beginnen nicht billigte, wünschte doch den Braven einen guten Erfolg.

Der kleine Haufen setzte sich nach Magdeburg zu in Bewegung, denn Schill gedachte, den Elbstrom nahe bei dieser damals schwach besetzten Festung zu überschreiten und dann den Platz durch einen kühnen Handstreich zu überrumpeln. Dem französischen Befehlshaber in Magdeburg war aber schon alles verraten worden, und Schill mußte in einem weiten Umwege sich links wenden, um den Übergang bei Wittenberg zu versuchen. Nach längerem Unterhandeln mit dem dortigen Festungskommandanten ward dem Regiment zugestanden, mit klingendem Spiel, im Angesicht der Garnison, dicht vor den Thoren der Festung vorbei über die unter dem Bereich ihres Geschützes liegende Elbbrücke zu ziehen. Am 2. Mai langte der Zug in Dessau an, wo seine Erscheinung die Einwohner zu einem Enthusiasmus erweckte, der erfreulicher war, als die kühle, mißtrauische Aufnahme in Sachsen. Der Herzog war entflohen, aber aus Achtung gegen ihn bezahlte die Truppe alle ihre Bedürfnisse bar und schonte selbst die Kasse des westfälischen Postamts. Der Hofbuchdrucker mußte eine Proklamation drucken, die überall verbreitet werden sollte.

„An die Deutschen."

„Meine in den Ketten eines fremden Volkes schmachtenden Brüder! Der Augenblick ist erschienen, wo ihr die Fesseln abwerfen und eine Verfassung erhalten könnt, unter welcher ihr seit Jahrhunderten glücklich lebtet, bis der unbegrenzte Ehrgeiz eines kühnen Eroberers unermeßliches Elend über das Vaterland verbreitete. Ermannt euch, folgt meinem Winke, und wir sind, was wir ehemals waren! Ziehet die Sturmglocken! Dieses schreckliche Zeichen des Brandes fache in euren Herzen die reine Flamme der Vaterlandsliebe und sei für eure Unterdrücker das Zeichen des Untergangs. Alles greife zu den Waffen; — Sensen und Piken mögen die Stelle der Gewehre vertreten. Bald werden englische Waffen sie ersetzen,

die schon angekommen sind. Mit kräftiger Hand geführt, wird auch die friedliche Sense zur tötenden Waffe. Jeder greife zu den Waffen, nehme teil an dem Ruhme der Befreier des Vaterlandes: erkämpfe für sich und seine Enkel Ruhe und Zufriedenheit! Wer feige genug ist, sich der ehrenvollen Aufforderung zu entziehen, den treffe Schmach und Verachtung, der sei zeitlebens gebrandmarkt! Ein edles deutsches Mädchen reiche nie die Hand einem solchen Verräter! Fasset Mut! Gott ist mit uns und der gerechten Sache. Das Gebet der Greise möge Segen für uns erflehen. Siegreich rückten Österreichs Heere vor, trotz der großprahlerischen Versicherungen Frankreichs; die Tiroler haben schon rühmlich die Fesseln zerbrochen; die braven Hessen haben sich gesammelt; an der Spitze geübter Krieger eile ich zu euch. Bald wird die gerechte Sache siegen, der alte Ruhm des Vaterlandes wieder hergestellt sein. Auf zu den Waffen! Schill."

Es wurden unverweilt die Übergänge über die Saale und Elbe gesichert, Schill wandte sich nach Bernburg, ließ aber seine Reiter bis Halle streifen, wo das westfälische Wappen abgerissen und statt dessen der preußische Adler aufgerichtet wurde. Auch stießen dort 60 Freiwillige zu seiner Schar. Aber schon traten auch allerlei schlimme Vorzeichen hervor, welche die bedenkliche Lage in ihrem wahren Lichte zeigen konnten. Dörnberg in Hessen hatte am 21. April den längst vorbereiteten Aufstand unter dem Landvolke durchgesetzt, doch es war ihm nicht gelungen, das Militär zum Abfalle zu bewegen; seine Unternehmung scheiterte, und er entwich nach Böhmen. Mit dieser niederschlagenden Nachricht traf das andere Gerücht von der Donau her zusammen, daß Napoleon abermals gesiegt und den Erzherzog Karl nach Böhmen zurückgedrängt habe. Schmerzlich sah sich nun Schill in seiner Hoffnung, daß die Unternehmungen gegen den Feind in allen Teilen Deutschlands wirksam ineinander greifen würden, getäuscht; sein Mut blieb unerschüttert, sein Entschluß fest. Als er seinen Offizieren die bedenkliche Lage der Dinge offen darlegte, riefen alle: Vorwärts!

Der französische Befehlshaber in Magdeburg hatte inzwischen eine Heeresabteilung gegen Schill abgesandt; dieser verließ also Bernburg am 4. Mai und zog dem Feinde entgegen. Bei Dodendorf, eine starke Meile vor Magdeburg, trafen sie aufeinander. Da außer den französischen Bataillons noch ein westfälisches Linienregiment ihm gegenüberstand, versuchte Schill die deutschen Truppen zu sich herüberzuziehen. Leutnant Stock ritt, ein weißes Schnupftuch schwenkend, vor die Front eines westfälischen Karrees und rief mit lauter Stimme: Wir sind nicht als eure Feinde gekommen, sondern um deutsche Brüder von französischer Fremdherrschaft zu befreien; vereinigt euch mit uns zu diesem edlen Zwecke! Aber alle schwiegen, und als Stock zurückritt, trafen ihn mehrere Flintenschüsse, die ihn zu Boden streckten. Da man dies einem Mißverständnis zuschrieb, machte Leutnant Bärsch einen zweiten Versuch, ward aber mit einem Hagel von Kugeln begrüßt.

So war Schill gezwungen, den Kampf zu beginnen und gegen deutsche

Brüder zu kämpfen. Mit Erbitterung und Wut stürzten seine Husaren auf die dichten Vierecke. Schill hatte nicht mehr als 400 Husaren, 60 reitende Jäger und etwa ebensoviel Mann Fußvolk. Aber die Tapferkeit ersetzte die Zahl; die Karrees wurden gesprengt, eine nicht geringe Zahl der Feinde niedergehauen, gegen 170 Mann nebst dem verwundeten Oberst Vautier gefangen genommen, sämtliche Pulverwagen, mehrere Fahnen, Waffen und Gepäck erbeutet. Doch die zwei französischen Kompanieen leisteten hartnäckigeren Widerstand; sie zogen sich auf die steile Anhöhe des Dodendorfer Kirchhofes zurück und pflanzten dort eine Kanone auf. Gegen diese Anhöhe stürmten die Jäger, welche von ihren Pferden abgesessen waren, aber ihre Zahl war allzugering, und der Mangel an Infanterie machte sich auf das empfindlichste fühlbar. Sollte man noch mehr Blut opfern, da schon so viele tapfere Brüder gefallen waren?*) Schill zog um 6 Uhr abends (6. Mai) ab und ging am folgenden Tage über Tangermünde nach Arneburg, wo er fünf Tage lang rastete, um seine Reiterei zu verstärken und zwei Infanterie-Abteilungen zu bilden. Doch die Mittel zur Ausrüstung waren bald erschöpft, die Aussicht immer trüber. Der König von Westfalen hatte ein Dekret erlassen, worin er einen Preis von 10,000 Franken auf Schills Kopf setzte und allen Behörden befahl, auf die „Schillsche Räuberbande" Jagd zu machen. Sein eigener König forderte den Unbesonnenen vor ein Kriegsgericht und verurteilte das ganze Unternehmen. Zu gleicher Zeit hatte auch Napoleon ein Bülletin gegen den „Räuber" Schill erlassen, und befohlen, daß ein Beobachtungskorps an der Elbe gebildet werden sollte, um ihn zu vernichten.

Erst am 12. Mai stieß jene aus Berlin entwichene Infanteriekompanie, die früher in Pommern unter Schill gefochten hatte und seinen Namen führte, zu der in Arneburg versammelten Schar. Es war ein rührender Anblick, als nun Schill mitten unter seinen Getreuen stand, sie alle mit Namen nannte, allen mit Händedruck dankte für ihre aufopfernde Liebe. Noch ein-

---

*) Einem Kourier wurde bald nachher von den Schillschen Husaren folgende Depesche des Gouverneurs zu Magdeburg an den General Gratien abgenommen:

„Le téméraire Schill invase Nos pays. J'avais pris avec la plus grande partie de ma garnison une position forte, pour mettre fin à ses progrès et pour observer le grand chemin de Magdebourg. Ses husards ne se battent pas comme des soldats ordinaires, mais comme des enragés; ayant rompu et sabré mes carrées ils firent le reste prisonnier. Venez à mon secours le plus tôt que possible.
Michaud."

(„Der tollkühne Schill fällt unser Land an. Ich hatte mit dem größten Teil meiner Besatzung eine feste Stellung genommen, um seinen Fortschritten Einhalt zu thun und die Straße nach Magdeburg zu beobachten. Seine Husaren schlagen sich nicht wie gewöhnliche Soldaten, sondern wie Wütende; nachdem sie meine Karrees durchbrochen und niedergehauen, machten sie den Rest zu Gefangenen. Kommen Sie sobald als möglich mir zu Hilfe.")

Vgl. Schills Zug nach Stralsund und sein Ende. Tagebuch eines seiner Vertrauten. (Quedlinburg und Leipzig 1831.)

mal erklärte Schill vor sämtlichen auf dem Marktplatz versammelten Truppen, daß er nicht eher den Säbel in die Scheide stecken werde, bis auch das letzte Dorf wieder frei geworden sei. „Sollte ich," so schloß er, „in dem Versuche untergehen und Deutschland trotzdem nicht frei werden, nun, so ist auch dann noch ein Ende mit Schrecken einem Schrecken ohne Ende vorzuziehen!" Er brach nach der kleinen mecklenburgischen Festung Dömitz auf, um wenigstens einen Punkt an der Elbe zu gewinnen, wo er festen Fuß fassen könnte. Sein Handstreich gelang auch vollkommen; seine Bewaffneten drangen in die Citadelle und nahmen die Besatzung gefangen. Doch zeigte sich's auch bald, daß der Platz auf die Dauer nicht zu halten sei.

Unterdessen waren nach Magdeburg mehrere Tausend Franzosen und Westfälinger geeilt unter dem Befehle Albignacs. Holländer unter Gratien nahmen ihre Richtung nach Stendal. Von Rostock rückten Mecklenburger vor, und 1500 Dänen stellten sich unter Ewald zwischen Hamburg und Lübeck auf. Am 25. Mai hatten die Mecklenburger wieder das Fort Dömitz erstürmt, und dem nun allerseits Umstellten blieb nur noch die Seeseite offen, und er säumte nicht, sie zu suchen. Nachdem er am 25. Mai bei Damgarten 500 Mecklenburger auseinander gesprengt hatte, langte er vor Stralsund an und bemächtigte sich der Stadt, deren Werke vor kurzem geschleift worden waren. Doch fanden sich hier noch 400 Kanonen, 6000 Gewehre und einige Zentner Pulver.

Es galt, so schnell als möglich die Befestigungen wieder herzustellen, und jeder Kriegsmann legte rüstig die Hand ans Werk. Einige warfen Schanzen auf und pflanzten Schanzpfähle, andere öffneten die verschütteten Gräben; die Zugänge wurden verbarrikadiert und die Geschütze aufgepflanzt. Man wollte dem heranziehenden Feinde zeigen, daß man willens sei, auf Tod und Leben sich zu verteidigen. Noch am 30. Mai abends schrieb Schill an den Erzherzog Karl, daß er hoffe, Stralsund werde sich als ein zweites Saragossa erweisen. Aber es sollte anders kommen, als die Patrioten hofften.

Am 31. Mai erschienen die Holländer und Dänen, wohl 7000 Mann stark. Ein falscher Angriff, auf das eine Thor unternommen, verdeckte den ernstlichen auf das andere, nur schwach befestigte. Der Feind drang in die Stadt, von Straße zu Straße. Mann mit Mann ward gekämpft. Schills Leute thaten Wunder der Tapferkeit, aber sie mußten der Übermacht unterliegen, ihr Führer, welcher den holländischen General Cateret niedergehauen, sank in der Fährstraße, nachdem er einen Schuß durch den Kopf, einen in die Schulter und einen starken Hieb über das Gesicht erhalten hatte*). Alsbald hörte alle Gegenwehr auf; 150 Reiter samt einigen Jägern schlugen sich durch und erhielten freien Abzug nach Preußen, wo die Offiziere vor ein Kriegsgericht gestellt und mit Festung und Kassation bestraft wurden, aber die bei Dodendorf und Stralsund gefangenen elf Offiziere wurden von den Franzosen nach Wesel geführt und dort erschossen**). Ein 1835 von der

*) Vgl. A. A. Zeitg. 1809, S. 671.

**) Die Allg. Zeitg. nennt 11. Vgl. S. 1148 und 1102.

preußischen Armee errichtetes Denkmal deckte ihre Asche. Schills von den vielen Wunden ganz unkenntlich gewordener Leichnam wurde mit Mühe aufgefunden, ein holländischer Wundarzt trennte auf Befehl des Generals Gratien den Kopf vom Rumpfe, um ihn in Weingeist aufzubewahren. Diese Trophäe ward nach Kassel geschickt, wo König Hieronymus seine Augen daran weidete; darauf kam sie in den Besitz des berühmten Naturforschers Bougmans in Leyden und ward unter den Köpfen berüchtigter Mörder und interessanter Mißgeburten den Besuchern gezeigt. Erst im Jahre 1837 gaben die Holländer (die doch nur der deutschen Tapferkeit ihre wiedergewonnene Selbständigkeit zu danken hatten) das edle Haupt heraus; es ward nach Braunschweig ausgeliefert und nebst der Asche von 14 zu St. Leonhard bei Braunschweig erschossenen Kriegern Schills feierlich beerdigt. Der Rumpf ward zu Stralsund auf dem St. Knieperkirchhofe eingescharrt. —

Sie trugen ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifenspiel und ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenmusik und Flintengruß,
Womit man den Soldaten begraben muß.

Sie schnitten den Kopf von dem Rumpfe ihm ab
Und legten den Leib in ein schlechtes Grab; —
Da schläft er nun bis an den jüngsten Tag,
Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag!

Dem Heldengeist, der den auch in seinem Irrtum ehrenwerten Helden beseelte, konnte man aber nicht den Kopf abschneiden, und die Asche Schills war eine Aussaat, die nach dem Winter von 1812 herrlich emporwuchs.

Andreas Hofer*).

Nachdem Preußen 1806 aufs Haupt geschlagen worden, nachdem der schmachvolle Frieden zu Tilsit 1807 das, was der Rheinbund begonnen, nämlich die Zerreißung Deutschlands, vollendet hatte, nachdem Napoleon am 24. Dezember 1808 wieder als Sieger in Madrid eingezogen war: da, so schien es, war für das geknechtete Deutschland jede Hoffnung abgeschnitten,

*) Das Land Tirol und der Tirolerkrieg von 1809 von J. v. Hormayr, 2. Tl. Leipzig 1845. Tirol und Vorarlberg, topographisch mit geschichtlichen Bemerkungen, von J. J. Staffler, 2 Bde. Innsbruck 1842. Tirol im Jahre 1809. Nach Urkunden dargestellt von Dr. J. Rapp (Innsbruck 1852). Der Mann von Rinn (Jos. Speckbacher) und Kriegsereignisse in Tirol 1809. Nach historischen Quellen bearbeitet von J. J. Mayr, Innsbruck 1851.

unter dem Druck des Allgewaltigen sich wieder erheben zu können. Aber gerade von Spanien her ward den Völkern das Signal gegeben zur mutigen Ausdauer wie zur kühnen Erhebung; hier ward zum erstenmal sichtbar, daß, wo anstatt der besoldeten zum Kriegsdienste gezwungenen Truppen ein ganzes Volk freiwillig, ohne Sold für Herd und Altar streitet, der Sieg ihm endlich werden muß trotz allen schlagfertigen Armeen und der Kriegskunst ihrer Führer.

Österreich, nach so vielen Niederlagen und Verlusten an Geld, Menschen und Ländergebieten, hatte aber auch — und darin stand es ruhmvoll und für die Zukunft Vertrauen erweckend da — keineswegs die Besonnenheit und den Mut verloren. Es war entschlossen das Äußerste zu wagen, denn es galt das Äußerste, es galt den Kampf für die eigene Existenz, da Rußland sich willig hatte finden lassen, den französischen Interessen die Hand zu bieten, durch die von Napoleon ihm vorgespiegelte Aussicht auf eine Teilung Europas zwischen der Macht des Ostens und des Westens. Mit richtigem Gefühl wandte sich die österreichische Regierung an die Volkskraft, und damit zum Quell der Lebenskraft, der nicht versiegt, auch wenn die Heere geschlagen sind. Neben dem Minister Stadion waren es hauptsächlich der Kriegsheld Erzherzog Karl und der mit dem Volksleben sympathisierende Erzherzog Johann, der spätere deutsche Reichsverweser, welche sich an die Spitze der neuen Bewegung stellten. Sie leiteten die Vorbereitungen zur allgemeinsten Volksbewaffnung, zur Errichtung der Landwehr; opferbereit stellten hohe und niedere Familien in allen Provinzen (mit alleiniger Ausnahme von Ungarn) ihre Söhne als Freiwillige; keine Kosten der Ausrüstung wurden gescheut, eine hohe Begeisterung hatte aller Herzen erfaßt.

Von Wien aus wurden geheime Verbindungen mit Tirol angeknüpft, das seit dem Preßburger Frieden unter bayrische Herrschaft gekommen war. König Maximilian Joseph war ein wohlwollender edler Fürst, aber seine „Schreiber", wie sie der Tiroler nannte, wußten sich nicht in Art und Sitte des freien Bergvolkes zu finden, das auf seine Gemeindefreiheiten und Privilegien stolz, an altem Herkommen mit aller Zähigkeit haftend, die Religion der Väter ehrend und mit dem poesie- und bilderreichen katholischen Kultus auf das engste verwachsen, sich die Neuerungen der nach französischem Muster zentralisierenden bayrischen Beamten auf keine Weise gefallen lassen wollte. Bayern als ein kleiner Staat mußte freilich auch seine neue Provinz Tirol mit Aushebung von Mannschaften und Abgaben drücken, aber das ebenso rohe als unkluge Benehmen der Militär- und Zivilbeamten, die mit wahrem Übermut die Tiroler Bauern in ihren heiligsten Gefühlen kränkten, brachte diese bald dahin, daß sie ihre Ketten zerrissen, um sich dem geliebten angestammten Haus Habsburg wieder in die Arme zu werfen. Die treuen Tiroler zeigten dem erstaunten Frankreich und dem gefesselten Deutschland ein Volk, das, ohne Magazine und Kriegsvorräte, bloß Gott und seinem kräftigen Arm vertrauend und seine Berge als Schanzen und Festungen benutzend, das Kriegsspiel spanischer Guerillas auf deutschem Boden fortsetzte,

sein Land von der bayrischen und französischen Besatzung reinigte und selbst dann noch mutig fortkämpfte, als es bereits abermals dem allgewaltigen Despoten preisgegeben war. „Wie sehr," rief Stein, der auf österreichischem Boden ein Asyl gefunden hatte, bewundernd aus, „kontrastiert dieses Betragen mit dem Sklavensinn der deutschen Fürsten des Rheinbundes, die, um ihre hinfällige Existenz und ihre erbettelte Macht zu erhalten, sich zu Vögten der verhöhnten, erdrückten, ausgesogenen Nation brauchen lassen. Mehr als sie und alle ihre Umgebungen ehre ich den tapfern Tiroler, der für seinen Kaiser ficht und blutet."

Es fehlte dem tiroler Aufstande die kräftige Unterstützung und das folgerechte Mitwirken eines österreichischen Heeres; es fehlte sogar eine entschieden durchgreifende einheitliche Leitung, an strenge Disziplin war gar nicht zu denken: und dennoch wurde Großes erreicht, denn es fehlte nicht an Männern, die ganz sich der großen Sache hingaben und zu Opfern bereit waren. Unter diesen haben sich Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeier, Joseph Speckbacher, der Mann von Rinn, und Joachim Haspinger, der Kapuzinermönch aus dem Pusterthale — wenn auch nach der Eigentümlichkeit eines jeden in verschiedener Weise, unvergänglichen Ruhm erworben. Wenn nicht die Seele, so doch das Herz des Aufstandes und der anerkannt oberste Leiter desselben war der durch seine Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Milde gleich ausgezeichnete Hofer, den die Zeitverhältnisse aus dem beschränkten Kreise eines Gastwirts und Handelsmanns plötzlich zur Höhe der Regierungsgeschäfte erhoben, der durch seine Treue für Österreich, durch seine Ehrfurcht für die Religion, durch seine Pietät für die Gerechtsame Tirols nicht minder wie durch seine Tapferkeit und seinen Fremdenhaß ausgezeichnet, ganz der Mann dazu war, den Aufstand zu regieren, die Leidenschaften auf einen Zweck zu lenken, innere Spaltungen wieder auszugleichen. Aber es mangelte ihm jene Charakterfestigkeit und die den Augenblick stets sicher in seiner wahren Bedeutung erfassende Gewandtheit des Geistes (beides besaß Speckbacher in hohem Grade), wodurch er eine freie Stellung gegen die oft unklugen Einflüsterungen seiner Freunde hätte gewinnen und jener traurigen Katastrophe hätte vorbeugen können, die ihn den Händen seines Todfeindes überlieferte.

Andreas Hofer wurde am 22. November 1767 im Thale Passeier, Gemeinde St. Leonhard, auf dem Einzelhofe zum „Sande" geboren, wo der Vater eine Wirtschaft führte. Im Dorfe St. Leonhard empfing er seine Schulbildung, so gut sie die Landschule zu bieten vermochte, half frühzeitig dem Vater in seinem Geschäft und zeichnete sich durch sein gesetztes Wesen aus. Wie seine Vorfahren sich bereits durch ihren patriotischen Sinn einen Namen erworben hatten, so eiferte ihnen auch Andreas Hofer würdig nach, indem er als junger Mann von 22 Jahren auf dem Landtage zu Innsbruck, der 1790 nach dem Tode des Kaisers Joseph II. gehalten wurde, mutig für die Erhaltung der ständischen Verfassung seines Vaterlandes in die Schranken trat. Nachdem er selber die Wirtschaft übernommen und nebenbei auch einen

Wein-, Getreide- und Pferdehandel in Gang gebracht hatte, lernte er auch das italienische Tirol kennen, erwarb im Norden und Süden sich gute Freunde und Bekannte und war überall gern gesehen, seiner Ehrlichkeit und Gutmütigkeit willen, der die Heiterkeit und der Witz keineswegs fehlte. Dabei war seine äußere Erscheinung sehr einnehmend; er hatte einen starken, ziemlich hohen Körperbau, breite Brust, ein blühendes rotbäckiges Gesicht mit kleinen, aber lebhaften Augen, eine zwar etwas weiche, aber wohlklingende Stimme und schon früh einen gemessenen, würdevollen Gang. Als er einst mit seinen Freunden beim fröhlichen Schmause zusammensaß und ein Bettler, dessen schon an sich häßliches Gesicht noch durch einen langen Bart verunstaltet wurde, sich ein Almosen geholt hatte, fragte ihn neckend einer der Gäste: „Hättest du nicht Lust, dir auch so einen Bart wachsen zu lassen?“ „Warum nicht?“ antwortete Hofer. „Dazu würde deine Anna (Hofers Ehefrau) nicht Ja sagen,“ hieß es nun. Hofer entgegnete lächelnd: „Meint ihr, daß ich unter dem Pantoffel stehe?“ Er ging willig auf eine vorgeschlagene Wette ein, deren Preis ein paar Ochsen waren, und die der Gegner verlieren sollte, wenn Hofer nach einem Jahre noch den Bart trüge. Hofer gewann nicht nur die Wette, sondern er trug fortan seinen langen, schwarzen Bart bis an seinen Tod, und dieser Bart trug nicht wenig zu dem würdevollen Ansehen des Mannes bei.

Zweimal ward Hofer zum Landesdeputierten erwählt; in den Kriegen 1796 bis 1805 kämpfte er wacker als Hauptmann der Passeier Schützenkompanie gegen den Feind. Im Preßburger Frieden (26. Dezember 1805) ward Österreich gezwungen, Tirol an Bayern abzutreten. Dieser Wechsel der Herrschaft wollte dem treuen Hofer schwer in den Sinn; er ward aber empört, als die bayrischen Beamten ihre tolle Wirtschaft begannen und selbst die Kirchen beraubten und die Priester beschimpften. Sein frommes Gemüt ward auf das tiefste erregt. Da erhielt er zu Anfang des Jahres 1809 eine Einladung nach Wien. Österreichische Sendlinge hatten bereits im vorhergegangenen Jahre sich von der Stimmung Kenntnis erworben, die glimmenden Funken der Unzufriedenheit geweckt und dabei namentlich auch den Sandwirt Hofer als ebenso einflußreiche wie Österreich treu ergebene Persönlichkeit ihrer Regierung empfohlen. Freiherr v. Hormayr, ein geborner Tiroler, damals Direktor des kaiserlichen Staatsarchivs zu Wien, hatte für seine Landsleute schon einen sehr gut angelegten Plan zum Aufstande ausgearbeitet, mit welchem nun Hofer vertraut gemacht wurde, der (nebst zwei Vertrauten) schnell dem an ihn ergangenen Rufe gefolgt war. Von Wien zurückgekehrt, teilte er, was Österreich versprochen und was in Tirol geschehen müsse, unter dem Siegel der Verschwiegenheit seinen Landsleuten mit, und selten hat ein Volk so gut sein „Staatsgeheimnis“ zu bewahren gewußt.

Im April erfolgte die Kriegserklärung Österreichs gegen Napoleon und seine Bundesgenossen, und bald darauf betraten französische Truppen unter Marquis Chasteler bei Linz den österreichischen Boden. Am 7. April waren die verabredeten Signale durchs ganze Land gegangen; am 8. April schwam-

men Brettchen, auf denen ein kleines rotes Fähnlein wehte, den Innfluß hinab, auch warf man Sägespäne und Mehl in den Fluß, um die an beiden Ufern aufgestellten Wächter zu benachrichtigen; in der Nacht des 9. April loderten auf den Anhöhen die „Kreuden-Feuer", um allen braven Tirolern zu sagen: „Es ist Zeit."

Die Bayern hatten keine starke Besatzung im Lande und wollten sich in Innsbruck vereinigen. Als am 10. April eine ihrer Abteilungen aus der Stadt Bruneck abzog und sich anschickte, die Rienzbrücke bei Lorenzen hinter sich abzubrennen, kamen die Bauern der umliegenden Dörfer, mit Stutzen und Mistgabeln bewaffnet, eilends herbei und retteten durch ihr tapferes Vorbringen die Brücke, so daß die heranziehenden österreichischen Truppen schon am 12. April zum großen Jubel der Einwohner in Bruneck einziehen konnten. Jene von Bruneck abgezogenen Bayern (zum Bataillon Wreden gehörig) wandten sich gegen Sterzing. Dort aber war am Morgen desselben Tages auch schon der Sturm losgebrochen. Die beiden Kompanieen daselbst hatten sich auf den sterzinger Mooswiesen ins Karree aufgestellt, durch zwei Kanonen gedeckt, und kämpften mannhaft den ganzen Vormittag. Die Passeirer aber unter ihrem Sandwirt Andreas Hofer rückten ihnen eben so tapfer auf den Leib und schoben einen Heuwagen als bewegliche Schanze vor sich hin, bis sie mit ihren Schießgewehren den Kanonieren beikommen konnten. Den Heuwagen hatte zuerst das Bauernweib Maria Porer, geborene Hofer aus Wiesen, mit Hilfe der Sterzinger Schneiderstochter Anna Zoder in Bewegung gesetzt. Die geübten Schützen fehlten keinen Schuß, gleich zu Anfang ward der kommandierende Major verwundet, bald verlor die Truppe den Mut und wurde gänzlich gefangen genommen. Das war die erste Waffenthat, mit welcher Hofer den Befreiungskrieg begann.

Zu gleicher Zeit hatte der kühne Speckbacher Hall überrumpelt, alles Landvolk um Innsbruck hatte zu den Waffen gegriffen und war bald zu einer so furchtbaren Masse angewachsen, daß die Garnisonstruppen der Landeshauptstadt unter ihrem altersschwachen General von Kinkel nicht widerstehen konnten, obwohl sie tapferen Widerstand leisteten und sich erst als Gefangene ergaben, nachdem der ritterliche Oberst von Dietfurt tödlich verwundet vom Pferde gesunken war. Alles noch wehrhafte Militär wurde entwaffnet und in die Kaserne abgeführt; der General und 14 Offiziere wurden teils im Servitenkloster der Stadt, teils in einem Privathause zu Hötting bewacht. Die Bauern besetzten die Hauptwache und bemächtigten sich des Geschützes (sechs Kanonen), mehrerer Munitions- und Bagagewagen, beträchtlicher Militärmagazine und zweier Fahnen, wovon eine mit dem Bande geziert war, das die Vizekönigin von Italien, Prinzessin Augusta von Bayern, eigenhändig gestickt hatte. Ungefähr 10 000 Bauern mochten am 12. April gegen die Bayern gestanden haben; in dem blutigen Kampfe war auch mancher Tiroler Familienvater gefallen, doch die Bayern hatten einen dreifach größeren Verlust an Toten erlitten.

Groß war die Lust und der Jubel an jenem sieggekrönten Tage, und

der wieder hervorbrechende Enthusiasmus für das Haus Österreich. Über dem Oratorium der Stiftsdamen in der Hofkirche stand noch aus alter Zeit ein geschnitzter österreichischer Doppeladler, der wahrscheinlich von den bayrischen Behörden unbeachtet geblieben war. Von einem Trupp Bauern feierlich abgeholt, wurde er mit klingendem Spiele und unter beständigem Jauchzen, Vivatrufen und Freudenschüssen in Begleitung eines unermeßlichen Volkszuges durch die Hauptgassen der Stadt und endlich in die Neustadt getragen, dort am Posthause aufgestellt, mit grünen Zweigen umwunden und mit einer Ehrenwache umgeben, welche allen Vorübergehenden die Kopfbedeckung abzunehmen befahl. Viele Bauern sah man herzutreten, um ihn zu umarmen, zu herzen und zu küssen, manche das Auge voll Thränen.

Aber noch am Abend dieses Freudentages traf die Nachricht ein, die von Sterzing aufgebrochenen Bayern und Franzosen seien bereits in Steinach angelangt und rückten unaufhaltsam gen Innsbruck vor. Der unlängst mit einer Truppe Oberinnthaler in der Hauptstadt angekommene Schützenmajor Teimer schickte eilends in die Umgegend Boten aus, um die Mannschaften wieder zu sammeln; schnell wurden die südlichen Eingänge zur Stadt verbarrikadiert, die dortigen Straßen stellenweis verrammelt, die zur Verteidigung vorteilhaft gelegenen Häuser mit guten Schützen besetzt, auch zwei Kanonen aufgepflanzt. Alle wichtigen Posten waren auch sogleich wieder eingenommen, und als früh am 13. April der Vortrab des französischen Heerhaufens die Straße des Berges Isel herabzog, waren zum nicht geringen Schrecken der Führer die streitbaren Männer über die Nachhut, der die Passeirer beim Übergang über den Brenner ohnedies schon hart zugesetzt hatten, hergefallen und hatten viele Beute und Gefangene gemacht. Erst im Dorfe Wilten erfuhr General Bisson, daß Innsbruck von den Bauern genommen und General Kinkel gefangen worden sei. Der bayrische Kommandant, der Oberstleutnant Wreden, der Gegend kundig, riet zum Durchschlagen, Bisson aber hatte den Mut verloren; das Geheul der Sturmglocken ringsumher dünkte den Franzosen gar nicht erbaulich, und als bei seinen Unterhandlungen die aufgeregten Tiroler ungeduldig wurden und das Zeichen zum Angriff gaben, unterschrieb er, ins Unvermeidliche sich fügend, die vom Major Teimer ihm vorgelegte Kapitulation, zufolge der die ganze französische und bayrische Mannschaft als kriegsgefangen sich ergab. So fielen den Tirolern abermals 4000 Mann, zwei Kanonen und mehrere Munitions- und Gepäckwagen in die Hände. Erst am 14. April abends trafen die österreichischen Truppen, 6000 Mann stark, nachdem das ganze Land von seinen Feinden gesäubert worden war, ohne Schwertstreich in Innsbruck ein und wurden dort mit großem Jubel empfangen. Dem Oberkommandanten Chasteler überreichte der wackere Teimer, der Held des vorigen Tages, den Degen des französischen Befehlshabers.

Noch war im Süden viel zu thun. Chasteler zog von Innsbruck ins Etschthal, vereinigte sich mit den Aufgeboten dieses Thales und mit den Passeirern unter Hofer und Hormayr, der ebenso gewandt mit der Feder

als des Krieges kundig war. Die Franzosen wurden am 24. April bei Lavis und Volano geschlagen.

Wären nur die österreichischen Heere unter Erzherzog Karl ebenso glücklich gewesen! In den blutigen Schlachten von Abensberg, Eckmühl und Regensburg (20., 22. und 23. April) durchbrach Napoleon das Zentrum der österreichischen großen Heereskette und warf den Erzherzog nach Böhmen zurück. Damit war Salzburg preisgegeben, wo schnell der tapfere bayrische Generalleutnant Freiherr von Wrede eindrang und bald darauf mit zwei bayrischen Divisionen unter dem Oberbefehl des Marschalls Lefebre, „Herzogs von Danzig", nach Tirol sich wandte. Am 10. Mai traf Wrede mit 14000 auserlesenen, auf die frisch errungenen Lorbeeren stolzen Kriegern vor dem Paß Strub ein, wo nur eine Kompanie Österreicher mit zwei Sechspfünderkanonen und zwei Kompanieen Landesschützen standen — im ganzen etwa 350 Mann. Am 11. Mai, am Himmelfahrtstage, eröffneten die Bayern den Kampf mit einer furchtbaren Kanonade und mit einem Sturm ihrer Infanterie; er wurde zurückgeschlagen. Ein zweiter Sturm mit frischen Truppen, ja ein dritter hatte das gleiche Schicksal. Als den Tirolern die Munition ausging und auch die österreichischen Geschütze zum Schweigen gebracht waren, wurden Steine und Baumstämme auf die Andringenden hinabgestürzt; endlich nachmittags gewann der Feind die Flanken, die Tiroler wurden umgangen und fielen als Opfer ihres Heldenmutes; nur der Schützenhauptmann Oppacher, der wie ein Leonidas gekämpft hatte, schlug sich mit wenigen Kampfgenossen durch. Wrede aber besiegte am 13. Mai die Österreicher und Tiroler unter Chasteler bei Wörgel.

Andreas Hofer, der mit seinen Getreuen zur Verteidigung des südlichen Tirols unter dem General Graf von Leiningen gewirkt hatte, erfuhr mit nicht geringem Unwillen, was in Nordtirol vorgefallen. Sogleich eilte er dem bedrängten Vaterlande zu Hilfe. Sein Aufgebot im Passeierthale, im Burggrafenamte und Vintschgau war von dem besten Erfolge. Allein Chasteler zog trotz der inständigsten Vorstellungen Hofers mit den österreichischen Truppen ab, und nur General Buol blieb noch in seinen Verschanzungen auf dem Brennerpaß mit 2380 Mann, 130 Pferden und 7 Geschützen. Der bayrische General Wrede, der, des Oberbefehls eines stolzen und eiteln Marschalls überdrüssig, von Napoleon die Erlaubnis, zur großen Armee stoßen zu dürfen, sich erbeten und auch erhalten hatte, war am 23. Mai wieder von Innsbruck aufgebrochen und nach Salzburg gegangen, den General Deroi mit einer Division zurücklassend. Der Schützenmajor Straub von Hall organisierte mit Speckbacher von Rinn die Verteidungskompanieen auf dem südlichen Mittelgebirge und ließ die Übergänge auf das rechte Innufer sperren. Hofer überschritt mit 6000 Mann Schützen, alle in Kompanieen abgeteilt, am 24. Mai den Brenner und erhielt nur mit Mühe vom General Buol 800 Mann zur Unterstützung. Dennoch wagte er frisch und mutig am 25. Mai den Angriff. Die Bayern, etwa 8000 Mann stark, hatten ihre Schlachtlinie zu weit ausgedehnt, fochten aber wacker; die Schlacht blieb un-

entschieden, und es ward zwischen beiden Teilen eine dreitägige Waffenruhe verabredet. Am 29. Mai erneuerte sich die Schlacht, und nun errangen die Tiroler einen vollständigen Sieg. Von der Haller Innbrücke wurden die Bayern durch Speckbacher zurückgeworfen; im Zentrum, am Berge Isel, war der Kampf wütend, dort stritt Hofer mit seinem Adjutanten Eisenstecken und dem begeisterten Mönch Haspinger, samt dem ganzen verwegenen „Passeirer-Clan"; die Bayern wurden nach verzweifeltem Widerstande geworfen und mußten sich in die Ebene zurückziehen. Nachmittags 5 Uhr traf im Rücken des Feindes auch Teimer ein und schlug mit seinen 500 Schützen wacker darauf los, so daß General Deroi nur das Dunkel der Nacht erwartete, um in aller Stille mit seinen ihm noch gebliebenen 6000 Mann an die bayrische Grenze zu marschieren. An Toten und Verwundeten hatte er 1500 Mann, an Gefangenen 200 Mann eingebüßt; den Tirolern kamen noch 5 Kanonen und 13 Munitionswagen zu gute.

Dieser Sieg „am Berge Isel" befreite abermals nicht bloß ganz Tirol, sondern auch Vorarlberg, aus welchem inzwischen die Franzosen und Württemberger nach dem Treffen bei Hohenems und Bregenz vertrieben worden waren. Dazu traf auch die Siegesnachricht von der glorreichen Schlacht bei Aspern ein, die Erzherzog Karl gewonnen hatte (am 22. Mai). Hätten die Österreicher diesen Sieg in napoleonischer Weise verfolgt, so wären die Franzosen von ihrer Verbindung mit Italien gänzlich abgeschlossen, und eine von Konstanz bis Salzburg nach Kärnten hinein gebildete „Vendée" hätte dem Gewalthaber ein heilsames Herzklopfen gemacht! Doch die Dinge sollten fein langsam vorwärts gehen.

In Innsbruck ward durch ein feierliches Te deum, an welchem der Sandwirt Hofer, sein Adjutant Eisenstecken, der Major Teimer, Speckbacher und viele andere Schützenhauptleute teilnahmen, das österreichische Waffenglück gefeiert. Doch die Freude der guten Tiroler sollte abermals nicht lange dauern. Napoleon hatte neue Siege errungen und den Kaiser zum Waffenstillstande von Znaym (12. Juli 1809) gezwungen, wodurch Tirol wieder von den österreichischen Truppen geräumt ward. Marschall Lefebre, der Herzog von Danzig, war abermals mit großer Heeresmacht in den Paß von Strub eingedrungen, schon am 30. Juli in Innsbruck eingezogen, und hatte alsbald eine Division, das Kontingent der Sachsen (circa 4000 Mann) über den Brennerpaß gesandt, unter dem französischen General Royer.

Tirol, ohne militärischen Beistand von Österreich — selbst der kaiserliche Kommissar von Hormayr hatte das Land verlassen — ohne Geld, ohne hinlängliche Munition und doch noch im Kriege, schien dem übermächtigen Feinde rettungslos preisgegeben. Hofer aber, in seinem unerschütterlichen Gottvertrauen und wohl bekannt mit der mutvollen Kraft seiner Landsleute, beschloß alles zur Rettung des Vaterlandes aufzubieten, auch ohne Österreich. Mit dem Anfang August hatte er in aller Stille die Volksbewaffnung wieder eingeleitet (denn die Tiroler gingen stets, wenn's nichts „z'raufen" gab, heim, um ihr Feld zu bestellen). Speckbacher hatte in den Eisackschluchten Posto

gefaßt; die sächsische Vorhut ward am 4. August fast ganz aufgerieben, und als der hochfahrende Marschall in seinem elsässischen Dialekt auf die „Sechser“ weidlich schimpfend nachrückte und die Bauern zu vernichten gedachte, ereilte ihn selber das Schicksal in den tirolischen Thermopylen. Stolz sprengte er mit seinem Generalstabe, einigen bayrischen Dragonern und französischen Gendarmen rekognoszierend voraus; kaum war er aber an das unheimliche Felsenthor zum „Sack“ gekommen, so stürzte eine Schar von Bauern wie eine Windsbraut von den Bergen über ihn her, während zugleich eine andere hinter seinem Rücken hervorbrach. Schon faßte ein riesiger Kohlenbrenner das sich bäumende Pferd des Marschalls beim Zügel, und ein anderer hatte seinen Stutzen auf das „erlauchte“ Haupt angelegt, als eine Wendung des Pferdes und der Hieb eines bayrischen Dragoners den „Herzog von Danzig“ rettete; der Schnelligkeit seines Pferdes, das mit ihm über Felsentrümmer, Leichen und umgeworfene Wagen setzte, hatte er es zu danken, daß er, obwohl ohne Hut und Mantel, mit heiler Haut wieder nach Sterzing zurückkam. Nur unter beständigen Gefechten und in größter Unordnung konnte er mit seinen Truppen am 11. August Innsbruck wieder erreichen. Vor den tiroler Stutzen hatte er einen solchen Respekt bekommen, daß er seine Marschallsuniform verhüllte und zwischen zwei stämmigen Reitern, deren Rosse ihm zur Schanze dienen mußten, sich fortbewegt hatte.

Die große Masse des begeisterten Landvolks, der Kern der deutsch-tirolischen Landeskraft, versammelte sich am folgenden Tage unter dem Oberbefehl des Sandwirts auf den südlichen Höhen oberhalb Wilten. In der Nacht auf den 13. August waren schon circa 18 000 Mann beisammen, an die sich ein Rest zurückgebliebener Österreicher von etwa 300 Mann schloß. Das Heer des Herzogs von Danzig war trotz der erlittenen Verluste noch immer 25 000 Mann stark und ward vom Marschall selbst in den Ebenen von Wilten und Ambras aufgestellt. Er hatte noch 2300 Reiter und 40 Stück Geschütze zur Verfügung. Auf dem Berge Isel standen bayrische Pikette. Der Aufstellungsplan der Tiroler war derselbe wie am 29. Mai, dem Tage der zweiten Befreiung des Landes. Den rechten Flügel, der sich von der Höhe des Paschberges bis zum Inn hinunter ausdehnte, befehligte der kühne, todesmutige Speckbacher; der begeisterte Kapuziner Haspinger übernahm die Führung des linken Flügels, und das Zentrum, auf den Berg Isel verwiesen, war nebst der Reserve unter Hofers Befehl. Mit wechselndem Glück ward gestritten, die Bayern kämpften mit bewundernswerter Tapferkeit, mit Übermacht drängten sie die auf den Höhen von Hötting und Kranebitten aufgestellten Tiroler zurück, steckten dann die Höhen von Allheiligen und das große Wirtshaus von Kranebitten in Brand, und darauf ging es in Sturmkolonnen auf den Berg Isel, wo die ausgezeichneten Kompanieen der Passeirer sich kaum noch zu halten vermochten. Doch die Reserven brachten die furchtbaren Gegner wieder zum Weichen. Der Marschall, welcher durchaus die Iselhöhe gewinnen wollte, ließ das bayrische Bataillon Habermann siebenmal stürmen, und siebenmal ward es zurückgeworfen, jedesmal mit einer

Ladung sicher treffender Kugeln empfangen. Auf allen Punkten behaupteten die Tiroler das Feld, das mit den Leichen ihrer Gegner wie übersäet war. Der Sieger von Danzig, untröstlich über diese Niederlage und zur bittern Überzeugung gelangt von der Kraft und Ausdauer dieses Gebirgsvolkes, beschloß den Rückzug. Nachdem er noch die Höfe ober Wilten und die Häuser an der Sillbrücke hatte anzünden lassen (eine Menge der Gebliebenen wurden in die Flammen geworfen, um die Zahl der Toten zu verringern), trat er den Rückzug durchs Unterinnthal nach Salzburg an. Hofer aber hielt am 15. August seinen Einzug in Innsbruck und feierte die dritte Befreiung des Vaterlandes, die glorreichste für die tirolischen Waffen. Die freudetrunkene Menge begrüßte jauchzend den Vater Hofer als Retter des Vaterlandes *), die Beamten der Stadt und die Schützenhauptleute vereint mit dem Wunsche der Geistlichkeit bestimmten ihn, die Oberleitung des verwaisten Landes zu übernehmen. Fast beschämt und ängstlich über seine neue Würde zog er in die Hofburg, und gleichsam um den eigenmächtigen Schritt zu versöhnen, gab er sogleich an Speckbacher Befehl, in Salzburg vorzudringen, ja er gedachte auch die Kärntner zum Aufstande zu bewegen, um so dem verehrten Kaiserhause einen guten Dienst zu erweisen.

Man muß über die Einfalt lächeln, mit der er den Plänen des feurigen Paters Haspinger, der bis nach Wien vorzudringen gedachte, Gehör schenkte, aber doch die deutsche Gesinnung anerkennen, die sich in der Proklamation aussprach:

„An die Bewohner Kärntens."

„Unter dem sichtbaren Beistande des Himmels ist es uns Tirolern gelungen, vier Heere des Feindes teils zu vernichten, teils zu fangen, teils zur Flucht zu nötigen. Was hierzu von menschlicher Seite beigetragen werden konnte, war Unerschrockenheit und Thätigkeit der Streitkräfte, vorzüglich aber der feste Entschluß, sich eher unter der Hausschwelle begraben, als für den unersättlichen Feind deutscher Nation sich auf die Schlachtbank führen zu lassen. Dieses haben leider so viele deutsche Völker empfunden, von welchen 30 bis 40 tausend Mann gleich einer Herde Schafe, von den französischen Generalen mit dem Degen in der Faust angetrieben, ihr Blut auf deutschem Boden verspritzen mußten. Wie viele hiervon liegen in Tirol begraben, die von unsern Feuergewehren durchbohrt, von unsern Felsenmassen zerschmettert worden sind! Kärntner, Österreichs Unterthanen! Euch droht dasselbe Schicksal, wenn ihr eure Streitkräfte nicht anwendet. Diese sind größer, als jene des größtenteils unfruchtbaren Tirols. Auch ihr habt hohe Gebirge, die euch die Natur zur Schutzwehr gegeben hat; bedient euch derselben! Ich schicke euch Tiroler Schützen unter mutigen Anführern zu Hilfe. Schließt euch an selbige an, machet

*) Aus der Stadt zogen ihm die fröhlichen Scharen, worunter viele Studenten, mit Musik und lustigen Liedern entgegen; da ward der fromme Mann ernst, gebot Schweigen: „Bst! bst! jetzt beten, nit schreien und musizieren; i nit, ös a nit, der droben hat's than," sprach er mit aufgehobenem Zeigefinger.

Hand in Hand Brüderschaft mit ihnen. Die Gebirgsvölker müssen diesem Kriege ein Ende machen. Laßt euch nicht schrecken, wenn es dem niederträchtigen Feinde gelingt, da oder dort noch zwecklose Grausamkeiten zu begehen, dieses muß unsern Mut nicht nur nicht niederschlagen, sondern sogar noch erhöhen, Gott wird zwischen ihm und uns Richter sein.

Innsbruck, am 27. September 1809.

Andreas Hofer,
Oberkommandant."

Solche Aufrufe blieben nicht ganz wirkungslos; in Kärnten und Krain rührte sich das Volk, aus dem Salzburgischen kamen Abgeordnete nach Innsbruck, der Markt Mittersill brachte allein 300 Mann auf die Beine. Die an der Grenze belegene Festung Kufstein, die einzige in Tirol, ward bewacht, am 25. September wurden die Bayern aus den Grenzpässen herausgeschlagen, wobei Speckbacher in trefflicher Weise den Angriff leitete.

Während so für das Ministerium des Krieges gesorgt wurde, blieb aber auch das Ministerium des Innern nicht unthätig. Unter dem Titel „Provisorische General-Landesverwaltung" errichtete Hofer ein Kollegium aus vier Räten und einem Präsidenten und zog zu den Sitzungen desselben noch sechs Volksrepräsentanten (aus jedem Kreise zwei) hinzu; diese hatten entscheidende Stimmen. Die Verwaltung war aber höchst schwierig, denn alle öffentlichen Kassen waren leer, die Hilfsquellen erschöpft, die Wege nach Österreich gesperrt, die Grenzen vom Feinde bedroht. Unter solchen Umständen hätte auch wohl der geistreichste und entschlossenste Staatsmann den Mut sinken lassen. Hofer that, was in seinen Kräften stand, und jeder blickte mit Vertrauen auf ihn, denn seine reine Liebe für das Beste des „Landls" offenbarte sich überall, wenn er auch manchmal in der Wahl der Mittel fehlgriff. Dabei lebte er als Regent im Hofpalast ebenso einfach wie als Sandwirt in Passeier, behielt seine Landmannstracht bei, ließ sich für 24 Kreuzer aus dem nächsten Wirtshause sein Mittagsessen bringen, und während der sechswöchentlichen Regentschaft kostete sein ganzer Hofstaat, bei dem die vier von dem bayrischen Oberst Epplen eroberten Schimmel das kostbarste waren, nicht mehr als 500 Gulden. Nach wie vor redeten ihn die meisten bei seinem Taufnamen „Anderl" an und nannten ihn „du", Speckbacher nannte ihn, wenn er zu ihm kam, gerührt „Vater" und nur, um ihn zu necken, „Exzellenz". Streng hielt aber Hofer auf Frömmigkeit und sittliche Zucht und erließ mehrere Verordnungen gegen Tanzmusik und nächtliches Herumschwärmen; auch stiftete er gern Ehefrieden. Früh und abends besuchte er die mit der Burg in Verbindung stehende Pfarrkirche und widmete namentlich dem dort aufgestellten schönen Mariahilf-Bilde große Verehrung. Sein Wahlspruch, mit dem er so viele Besorgnis verratende Anfragen abfertigte, war: Vertrauen wir auf Gott, und es wird alles gut gehen!

Die Wachtposten in und vor der Burg versahen Hofers Passeirer. Sie hatten Stühle zur Seite, um sich zu setzen, wenn sie des Stehens müde

waren. Nicht selten sah man sie auch in dieser Dienstleistung mit ihren kurzröhrigen Tabakpfeifchen im Munde.

Während seiner kurzen Herrschaft ließ Hofer in der ehemaligen Münzstätte zu Hall auch Münzen schlagen, Kupferkreuzer und Silberzwanziger mit dem Tiroler Adler und der Umschrift: Gefürstete Grafschaft Tirol 1809. Daß der Kaiser mit dem allen nicht unzufrieden war und in den Oberanführer seiner treuen Tiroler das unbedingteste Vertrauen setzte, bewies er durch Übersendung einer goldenen Kette und 3000 Stück Dukaten an Hofer — die erste Geldunterstützung, welche die Tiroler von Österreich empfingen. Die Schützenhauptleute Sieberer und Eisenstecken, welche der österreichischen Armee bei ihrem Abzuge im Juli gefolgt waren, überbrachten das Geschenk, nachdem sie auf den unwegsamsten Pfaden über die höchsten Gebirge sich glücklich durchgeschlagen hatten. Am Namenstage des Kaisers Franz, den 4. Oktober, ward Hofer nach beendigtem Gottesdienste feierlich mit dem kaiserlichen Gnadengeschenk dekoriert; das Volk jubelte — für Hofer war es der letzte Freudentag.

Während die Tiroler in ihrem Glauben, Österreich werde wieder losschlagen, aufs neue bestärkt wurden, schloß Kaiser Franz, durch die Not gezwungen, den Schönbrunner Frieden (14. Oktober), worin Tirol der Gnade und Ungnade Napoleons überlassen ward. Der Allgewaltige übergab diesmal den Oberbefehl über die für Tirol bestimmten Truppen dem kriegserfahrenen und edelmütigen Vizekönig von Italien, Eugen, der alsbald 12 000 Mann unter General Baraguay d'Hilliers von Kärnten aus ins Pusterthal dringen ließ, welche Bewegung durch das Vorrücken von 10 000 Mann aus Italien unterstützt wurde. Drei Divisionen Bayern mußten von Norden her, unter dem Oberbefehl des Generals Drouet, nach Innsbruck vordringen. Die Tiroler Streitmacht zog sich wieder am Berge Isel zusammen, nachdem die nach Salzburg unter Speckbacher und Wintersteller vorgeschobenen Posten fast aufgerieben worden waren.

General Drouet ließ dem Tiroler Kommandanten den zwischen Österreich und Frankreich abgeschlossenen Frieden melden, erhielt aber von Hofer eine ziemlich derbe Antwort zurück, worin es hieß, daß die Tiroler an solchen Friedensabschluß nicht glaubten und gerade das Vorrücken der Bayern keine friedlichen Absichten verrate. Ludwig, der Kronprinz von Bayern, der sich diesmal selber an die Spitze einer Division gestellt hatte, wollte die Tiroler möglichst geschont wissen, und so blieb es vorläufig bei einigen Plänkeleien. Am 27. Oktober sprengte, die weiße Fahne schwingend, ein bayrischer Dragoner durch die Stadt Innsbruck und überbrachte zwei Pakete, eines an Andreas Hofer, das andere an den Stadtmagistrat. Sie enthielten die in der That sehr versöhnlich abgefaßten, kürzlich abgedruckten Proklamationen des Vizekönigs von Italien, dato Villach, den 25. Oktober. Dieses Datum aber und das noch ganz feuchte Druckpapier erregte bei den vorsichtigen Tirolern Verdacht, und so setzten die Bauern ihren kleinen Krieg fort, der die Bayern sehr erbittern mußte. Hofer verlegte sein Hauptquartier auf den

Schönberg; allda traf ihn am 29. Oktober der eiligst aus dem kaiserlichen Hauptquartier abgesandte österreichische Kurier, Freiherr von Lichtenthurn, der nebst der Proklamation des Vizekönigs Eugen auch noch ein Schreiben des Erzherzogs Johann überreichte, worin nachdrücklichst ausgesprochen war, die Tiroler möchten sich jetzt nach abgeschlossenem Frieden ruhig verhalten und sich nicht zwecklos aufopfern. Der Freiherr von Lichtenthurn hatte schon von Jugend auf an der Epilepsie gelitten; als er nun, von der schnellen Reise aufgeregt, auch mündlich die für die Tiroler niederschlagende Nachricht bestätigte, daß Bayern wieder Herr des Landes sei, fiel er plötzlich von seinem Übel betroffen nieder. Hofer hielt mit seinen Getreuen eine geheime Konferenz, und da man sich überzeugte, daß der Friede wirklich geschlossen und aller Widerstand nutzlos sei: so wurden Befehle an alle Hauptleute ausgestellt, sie möchten die Waffen niederlegen und auseinandergehen. Hofer selber war entschlossen, mit jenen vier eroberten Schimmeln nach Hall in das bayrische Hauptquartier zu fahren, die Pferde zurückzugeben und sich dem leutseligen Kronprinzen von Bayern vorzustellen. Schon war der Wagen angespannt, als der Kapuziner Haspinger, welcher gleich nach dem Empfang seiner Abberufungsordre vom Berge Isel eiligst nach dem Schönberg geritten war, fast atemlos zu Hofer ins Zimmer stürzte, die Friedensbotschaft für erdichtet und das sich darauf beziehende Schreiben als gefälscht erklärte. Er berief sich auf die Worte des Kaisers, daß dieser erklärt habe, niemals einen für sein geliebtes Tirol nachteiligen Frieden schließen zu wollen, setzte seine priesterliche Ehre und Würde zum Pfande und wies geschickt noch auf das Gottesurteil hin, das den Kurier betroffen habe, der die falsche Nachricht überbrachte. Hofer, dessen Herz nur zu sehr an das zu glauben geneigt war, was der Pater in seiner Begeisterung, oder sagen wir lieber in seinem Fanatismus, vorbrachte, und der auch vor keinem Opfer zurückschreckte, wenn er sein Vaterland nur Österreich erhalten könnte, ward abermals schwankend, und Haspinger, dem der Eindruck seiner Rede nicht entgangen war, ließ den Wagen sogleich umkehren und fuhr trotz allen Gegenvorstellungen der Anwesenden mit Hofer, der ihm mechanisch folgte, nach Matrei. Dort wurde Hofer nun vollends bearbeitet und namentlich mit der Vorstellung geängstigt, welches Unheil für die wahre katholische Religion sich zeigen würde, wenn die mit den gottlosen Franzosen verbündeten Bayern wieder die Herren im Lande wären. Auch sparte der schlaue Pater nicht die Appellation an Hofers Gottvertrauen, das er bis ans Ende bewahren müsse, wenn's echt sei, fügte selbst Berichte über die Schwäche der feindlichen Truppen hinzu, obwohl ihm darüber gar nichts bekannt war. Zum Unglück für Hofer traf jetzt auch der Fanatiker Kolb in Matrei ein, der von Bayernhaß glühte. Hofer wurde in seiner Sinnesänderung noch mehr bestärkt, als General Drouet den von ihm erbetenen 14tägigen Waffenstillstand nicht bewilligt hatte, und so wurden eilends wieder Gegenbefehle an die Hauptleute erlassen, die zum Teil mit ihren Mannschaften schon auseinandergegangen waren, da sie wirklich an den Frieden und an das Vergebliche eines längeren Wider-

standes glaubten. Die Einheit war bereits aufgelöst, die Begeisterung geschwunden und die Schlacht verloren, noch ehe sie begonnen hatte.

Am 1. November sollte noch vor Tagesanbruch der Angriff auf die Bayern beginnen, und zwar zuerst auf dem linken Innufer, wo Martin Firler stand. Dieser war angewiesen, das Signal zu geben für den Ausbruch der ganzen Linie auf dem rechten Ufer. Firler zögerte, denn es war der Tag Allerheiligen, und da glaubte er ein gutes Werk zu thun, wenn er nicht nur die Feldmesse lesen, sondern auch seinem Volke unter freiem Himmel eine lange Predigt halten ließ über Napoleons Charakter und Wortbrüchigkeit. Darüber verstrich kostbare Zeit, die Bayern kamen den Tirolern zuvor und griffen zuerst an; vom Herbstnebel unterstützt, waren sie auf allen Punkten den Bauern nahe gerückt, und diese gerieten in Verwirrung, als plötzlich 40 Kanonen gegen ihre Stellung auf dem Berge Isel und Paschberg donnerten. Ihre schlecht gebauten Erdwälle stürzten zusammen, ihr eigenes Geschütz ward des Nebels wegen nicht auf den rechten Punkt geleitet; die Linie der Bauern ward durchbrochen, und bald war ihr Rücken und ihre Flanke bedroht. Speckbacher focht zwar am rechten Flügel bei Hall mit höchster Tapferkeit, er hielt sich bis an den Abend, dann zog er sich nach Rinn zurück. Die Bayern hatten einen vollständigen Sieg erfochten.

Aber die empörten Wellen waren nicht so schnell zu beruhigen. Im Oberinnthal und in den Hoch- und Seitenthälern, wo das Bergvolk noch gar keine Friedensnachrichten empfangen hatte, mußten die Bayern noch manchen harten Kampf bestehen; noch blutiger war der Widerstand, der den ins Pusterthal vordringenden Franzosen und Italienern entgegengesetzt wurde. Manches Dorf, mancher Meierhof ging da in Flammen auf, und die ergrimmten Soldaten hausten fürchterlich. Hofer erließ am 5. November folgende Proklamation:

„Brüder! Gegen Napoleons Macht können wir nicht länger Krieg führen. Von Österreich gänzlich verlassen, würden wir uns einem unheilvollen Ende preisgeben. Ich kann euch nicht ferner gebieten, sowie ich nicht für weiteres Unglück und unvermeidliche Brandstätten gut stehen kann. Eine höhere Macht leitet Napoleons Schritte. Siege und Staatsumwälzungen gehen aus den unabänderlichen Planen der Vorsehung hervor. Wir dürfen uns nicht länger dawider sträuben. So wehe es meinem Herzen thut, an euch gegenwärtigen Bericht erlassen zu müssen, so sehr finde ich mich doch getrost dadurch, mich einer Pflicht zu entledigen, zu deren Erfüllung mich auch der edle Fürstbischof von Brixen aufgefordert hat.

Andre Hofer."

Die inzwischen an den Vizekönig nach Villach abgeschickten Sendboten brachten die vertrauenerweckendsten Versicherungen jenes edlen Fürsten zurück; Hofer ging heim nach Passeier und wollte alle seine Leute entlassen. Aber wie böse Dämonen zogen ihm jene überspannten Menschen Haspinger, Kolb,

Firler nach, sprachen sogar davon, daß man den ungetreuen Kommandanten erschießen müsse und brachten ihn abermals zur Erneuerung der Feindseligkeiten. Zum Unglück mußten jetzt noch englische Agenten dazu kommen, die Geld unter die Bauern verteilten und auch die Aufhetzerei nicht sparten.

Noch einmal ließ sich der General Baraguay d'Hilliers bereitwillig finden, dem Insurgenten-Chef Hofer die schriftliche Versicherung zukommen zu lassen, daß er sich beim Vizekönig für seine Begnadigung verwenden wolle, und daß dieser ihm verzeihen werde, wenn er sein Thal zur Niederlegung der Waffen bestimmen würde. Hofer wies auch diesen Antrag zurück; seine Frau mit dem Sohne und vier Töchtern hatte er bereits nach dem Schneeberg geschickt, er selbst stieg nun über Brentach auf die höchste Alpe hinauf, bloß von seinem Schreiber Cajetan Sweth begleitet. Dort verbarg er sich in einem Heugaden, erhielt zur Nachtzeit von einigen Vertrauten Lebensmittel und Nachrichten über das Schalten und Walten der französischen Machthaber, auch meldete man ihm, daß auf seinen Kopf eine Prämie von 1500 Gulden gesetzt sei.

Einige Wochen hatte Hofer in seinem Schlupfwinkel gelebt, als eines Tages ganz unerwartet Frau und Sohn zu ihm heraufkamen. Sie waren auf dem Schneeberge entdeckt und mußten sich flüchten; die andern Kinder hatten sie bei einem Freunde im Dorfe St. Martin untergebracht. Bei so augenscheinlicher Gefahr rieten die Vertrauten dem armen Hofer dringend, er solle nach Österreich wandern, noch sei es Zeit, und wenn er seinen Bart abgenommen und andere Kleidung angelegt hätte, würde seine Flucht wohl gelungen sein. „Ich kann mein liebes Heimatland nicht verlassen!“ sprach Hofer und blieb. Wenige Tage nachher erschien ein Mann vor seiner Hütte, der zwar in Passeier wohnhaft war, aber schon lange ein herumtreibendes Leben führte und vielleicht eigens das Aufspüren des Sandwirts sich zum Zweck gesetzt hatte. Durch den von der Alp aufsteigenden Rauch aufmerksam geworden, war er hinaufgestiegen. Als Hofer den Joseph Raffl — so hieß der Mensch — erblickte, ahnte ihm nichts Gutes; er bot ihm Geld an, wenn er seinen Aufenthalt verschwiege; Raffl schlug's aus, versprach jedoch unter Handschlag, nichts verraten zu wollen. Hofer hätte nun sogleich die gefährliche Stelle verlassen sollen, die Freunde machten ihm ernstliche Vorstellungen, allein er blieb und achtete selbst der Thränen seiner tief bestürzten Gattin nicht.

Raffl war schlecht genug, sein Geheimnis mehreren Personen mitzuteilen, die es anfangs nicht glauben wollten, weil man im Thal meinte, Hofer sei längst in Österreich geborgen. Am 27. Januar 1810 ward jener Verräter *)

*) Nach Hormayrs Angabe galt der Priester Donay, dem der Jos. Raffl sein Wissen um den Aufenthalt Hofers mitgeteilt haben soll, als derjenige, welcher diese Mitteilung an den General Baraguay d'Hilliers gemacht habe. Donay, weil er französisch sprach, war allerdings öfters bei dem General, doch dieser erklärte in einer Urkunde vom 16. Februar 1810 selber: „daß Herr Joseph Donay, Priester von Schlanders, an den Anzeigen, die den verborgenen Aufenthalt des Andrä Hofer und seiner Familie entdeckten und die Gefangennehmung dieses Hauptanführers der Tiroler-

zum General Huard geführt, welcher sogleich ein italienisches Freikorps, 1500 Mann stark, mit Raffl als Wegweiser nach Passeier abschickte. Die Truppe marschierte die Nacht hindurch; eine Abteilung von 600 Mann bestieg von St Martin aus das Brentach-Gebirge und langte nach dem beschwerlichsten Steigen durch den schon tiefen Schnee 4 Uhr morgens auf der Hochalpe an. Die Unglücklichen schliefen; unten in der Hütte Hofer und seine Gattin, oben Hofers Sohn und Sweth. Der letztere, durch die knarrenden Fußtritte aufgeschreckt, sprang auf und erblickte durch die Ritzen der Hütte den Wegweiser mit einem Trupp Soldaten. Sogleich weckte er den jungen Hofer und stieg mit ihm am hinteren Teile der Hütte herab, als im selben Augenblick auch schon beide ergriffen und gebunden wurden. Das Jammergeschrei des Sohnes erweckte die Eltern; Andreas Hofer kam mit seiner Gattin zur Thür, sah die bewaffnete Masse und sprach mit fester Stimme zum Anführer: „Sie sind gekommen, mich gefangen zu nehmen. Gut, ich bin Andreas Hofer. Mit mir thun Sie, was Sie wollen, ich bin schuldig; aber für mein Weib, für mein Kind und für den jungen Menschen da (auf Sweth zeigend) bitte ich um Gnade; sie sind unschuldig." Kaum hatte er diese Worte beendigt, so traten einige Soldaten heran und fesselten ihn mit Stricken, andere höhnten und schlugen ihn und rauften die Haare aus seinem ehrwürdigen Bart, daß überall Blut herabrann und bei der großen Kälte dieser zum blutigen Eise erstarrte. Die Häscher durchsuchten die Hütte und fanden noch einen Schatz an Geld und Waffen; dann wurden die vier Gebundenen bergab gegen St. Martin geführt. Man hatte ihnen nicht einmal ein Oberkleid gegönnt; die beiden jungen Männer mußten barfuß wandern, und bald bezeichneten Blutstreifen auf dem gefrornen Schnee ihre Tritte. Kein Klageton kam über Hofers Lippen; als die Seinigen über Kälte und Schmerzen klagten, tröstete er sie: „Seid standhaft," sprach er, „und leidet mit Geduld, dann könnt ihr von euren Sünden etwas abbüßen!" Unten am Berge wartete die andere Abteilung der Truppen, welche unterdes den Sandhof geplündert hatte; ohne Aufenthalt ging der Zug nach Meran, durch die Straßen der Stadt mit klingendem Spiel. Die Bürger von Meran, als sie ihren lieben Hofer sahen, weinten.

Vor dem General Huard bekannte Hofer unumwunden, daß er, von Seiner Majestät dem österreichischen Kaiser dazu aufgefordert, allerdings der Urheber des Tiroler-Aufstandes gewesen, nach dem Friedensschlusse aber von seinen eigenen Leuten unter Androhung des Todes zur Fortsetzung der Feindseligkeiten gezwungen worden sei. Die Gefangenen wurden weiter nach Bozen gebracht, wo General Baraguay d'Hilliers die Freilassung der Gattin und des Sohnes und Hofers bessere Behandlung befahl. Mit seinem Schreiber ward der Sandwirt in einer Kutsche unter starker Bedeckung nach Mantua

---

Insurrektion zur Folge hatten, nicht den geringsten Anteil habe." (Abgedruckt in der Innsbrucker Zeitung vom Jahre 1810, Nr. 36.) Vergl. Staffler im o. a. W. II. Bd., S. 722.

geführt und daselbst auf die Festung gebracht. Der Gouverneur der Festung war General Bisson, derselbe, welcher von den Tirolern am 3. April 1809 gefangen genommen wurde. Unter seinem Vorsitz ward in der Nacht vom 18. zum 19. Februar ein Kriegsgericht gehalten; einige der Richter sprachen für Freilassung, andere für lebenslängliche Gefangenschaft, andere für den Tod. Nun fragte man durch den Telegraphen in Mailand an, und sogleich kam die Antwort zurück: „Andreas Hofer ist binnen 24 Stunden zu erschießen."

Hofer, dem dieses Urteil am Morgen des 20. Februar feierlichst verkündet wurde, zeigte die größte Seelenruhe und war auf alles gefaßt. Als ihm General Bisson tags zuvor einen Besuch gemacht und ihn zum Eintritt in den französischen Dienst ermuntert hatte, wodurch er sein Leben retten könne, antwortete er: „Ich bleibe dem Hause Österreich getreu und dem Kaiser Franz." Wie innerlich gefaßt, wie rein und edel Hofers Gemüt war, wie echt christlich seine Gesinnung, leuchtet gar schön aus einem Briefe hervor, den er noch kurz vor seiner Hinrichtung an seinen Freund v. Pichler in Neumarkt schrieb*), und dessen letzte Worte also lauteten: „Ade, du schnöde Welt! So leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht einmal die Augen naß werden!" Gegen 11 Uhr vormittags ertönte der Generalmarsch; von Offizieren und seinem Beichtvater geleitet, trat der Verurteilte auf die breite Bastei hinaus, ging festen sicheren Schrittes den Reihen der Grenadiere entlang, die ein Viereck schlossen, und grüßte rechts und links. Nachdem er mit dem Priester noch einige Zeit gebetet hatte, stellten sich zwölf Mann, Gewehr in Arm, auf 20 Schritte ihm gegenüber. Das weiße Tuch, womit man ihm die Augen verbinden wollte, wies er zurück; auch weigerte er sich, niederzuknieen. „Ich will," sprach er, „dem, der mich erschaffen hat, meinen Geist stehend zurückgeben!" Noch einmal rief er: „Hoch lebe Kaiser Franz!" Dann betete er mit aufgehobenen Händen und kommandierte selber mit fester Stimme: „Gebt Feuer!"

Die ersten sechs Schüsse trafen schlecht, vielleicht wegen der erschütternden Szene, denn der Held sank nur auf die Kniee; die andern sechs Schüsse streckten ihn zwar zu Boden, brachten aber noch nicht den Tod, und erst der dreizehnte Schuß, indem ihm der Korporal die Mündung seiner Muskete an den Kopf setzte, machte dem Leben des unerschrockenen Märtyrers ein Ende.

Auf einer schwarz ausgeschlagenen Bahre trugen die Grenadiere den Leichnam in die Pfarrkirche St. Michael, und nach abgehaltenem Gottesdienste ward er im Garten des Pfarrers beerdigt; eine einfache Marmorplatte deckte das Grab, bis 1822 das erste Bataillon der Tiroler Kaiserjäger, aus dem neapolitanischen Feldzuge zurückkehrend, in Mantua eintraf, und die Offiziere desselben den Entschluß faßten, die Gebeine auszugraben und nach Innsbruck zu bringen. Solches geschah, und am 21. Februar wurden die irdischen Reste des Tiroler Helden feierlich in der Hofkirche beigesetzt, unsern

*) Das Original bewahrt der Erzherzog Johann auf.

vom Grabmale des Kaisers Maximilian. Die ältesten Schützenhauptleute, die noch unter Hofer gedient hatten, trugen den Sarg, den nun ein würdiges Denkmal deckt, durch die Freigebigkeit des Kaisers errichtet. Auf einem marmornen Fußgestell steht die sieben Fuß hohe Statue Hofers, den Mann darstellend nach seiner Landessitte gekleidet, die Kugelbüchse über die Schulter, die tirolische Feldfahne in der Rechten, mit entblößtem Haupt, den Blick zum Himmel gerichtet.

Joseph Speckbacher.

Wie Hofer das Herz, war Speckbacher der Kopf, aber auch der Arm des Tiroler Aufstandes; er vereinte, um ein kühnes Bild zu gebrauchen, die Stärke des Achill mit der Klugheit des Ulyß. Die Heldennatur des Tiroler Mannes, der von seinen Felsen und Abgründen umringt, von Kind auf an Gefahr und Kampf gewöhnt wird, der ohne Unterlaß die Schärfe der Sinne, die Geschmeidigkeit der Glieder, die Kraft des natürlichen Verstandes entwickelt, hat in Speckbacher einen ihrer besten Musterbilder gefunden, und was Schiller auf ideale Weise in seinem Wilhelm Tell zur Darstellung brachte, hat in diesem Tiroler Helden in vollster Realität ein dramatisches Leben gewonnen. Speckbacher war ein geborner Kriegshauptmann; daß sein kühner Geist, seine tapfere Seele den heißen Thatendrang in den beschränkten Verhältnissen eines Wildschützen und Bauernanführers offenbarte, macht den „Mann von Rinn“ nicht kleiner. Die Heldennatur bleibt sich gleich, ob sie mit einem Generalskleid und Ordensstern sich zeige oder im braunen Lodenrock.

Joseph Speckbacher wurde am 13. Juli 1767 in der Gemeinde Gnadenwald auf dem Gute Unterspeck, eine Stunde von Hall, geboren. Sein Vater war Bauer und Holzlieferant für die Haller Saline. Sein Großvater hatte sich im Jahre 1703 gegen die damalige französisch-bayrische Fremdherrschaft unter Max Emanuel tapfer gewehrt, und wenn der junge Joseph von den Thaten des Großvaters erzählen hörte, klopfte ihm das Herz vor Freude, und sein Auge schaute ahnungsvoll auf den alten verrosteten Säbel oder das Feuergewehr an der Wand, das einst in der Hand des Großvaters so „große Dinge“ gethan.

Der Knabe verriet bald einen wilden, zügellosen Sinn, und die Eltern hatten — wie Speckbacher nachher selber bemerkt — „oft viel Kreuz mit ihm“. Sie starben früh, und er ward zu Verwandten gethan, die ihm viel Freiheit ließen. Das Lernen in der Schule ward ihm sehr schwer, desto leichter das Lernen in der freien Natur, in welcher er am liebsten sich tummelte. Als zwölfjähriger Knabe fing er in einer schweren Falle einen Lämmergeier und schleppte ihn mit sich fort, so sehr auch das grimmige Tier sich wehrte; er schoß auch mit Schrot auf einen Bären und fing ihn nachher

gleichfalls in einer Falle. Bald zog ihn das Wildschützenleben so an, daß er tagelang sich vom Hause entfernte, in den wildesten Gegenden umherstreifte, in einer Alphütte schlief und wochenlang nichts anderes genoß, als sein türkisch Kornmehl mit ein wenig Schmalz zugerichtet. Da er häufig Raubtiere erlegte, welche in der Gegend die Herden beunruhigten, sah man von seiten der Obrigkeit bei seinem Wildschützenhandwerk durch die Finger, und das Volk hielt viel auf den „Speckbacher Seppel".

Diese Jagdzüge machten ihn mit jedem Berge, jeder Schlucht und jeder Alpe bekannt; allmählich dehnte er sie auf bayrisches Gebiet aus. Im Isarthal ward er einst neben einer geschossenen Gemse von vier Jägern ertappt, als er eben an einem Feuer Schmalz in einer Pfanne zergehen ließ, um seine Mahlzeit zu bereiten. Widerstand schien ebenso unmöglich als Flucht; der allzukühne Seppel mußte sich's schon gefallen lassen, daß ihn die groben Bayern knebelten; gefesselt lag der freie Alpensohn zu den Füßen der verhaßten Feinde. Da fing er ganz demütig an, sie zu bitten, sie möchten ihm nur die eine Gunst schenken, daß er wenigstens seine Mahlzeit vollenden dürfe, und nur solange ihn noch mit den Stricken verschonen. Diese Bitte ward ihm gewährt, doch kaum fühlte er sich der Bande ledig, so nahm er die Pfanne und schleuderte den Jägern das siedende Schmalz in die Augen, nahm seinen Jägerstutzen und schlug den überraschten Jagdgesellen so derb um die Köpfe, daß sie fluchend herumtaumelten, er aber behenden Fußes mit seinem treuen Hunde auf das Tiroler Gebiet entwich. Soviel Freude ihm dies gelungene Wagstück machte, so schmerzlich ward jedoch bald darauf sein Gemüt getroffen, als er vernahm, daß einer seiner Gefährten, sein Freund Staudacher, von den gereizten bayrischen Jägern gleichsam als Sühnopfer für den ihnen entgangenen Raubschütz schmählich erschossen worden sei. Dieses Ereignis begründete jenen glühenden Bayernhaß, der später, als noch die Bedrückung des Tiroler Volks durch das Beamtenregiment hinzukam, in helle Flammen ausschlug.

Verwandte und Geschwister waren schon längst unzufrieden gewesen mit dem wilden Treiben des „Sohnes der Wildnis" und suchten ihn für eine geordnete Thätigkeit zu gewinnen. Was ihnen aber schwerlich gelungen wäre, gelang der Liebe. Auf einer Kirchweih lernte Joseph ein ebenso schönes als sittsames Mädchen kennen, Maria Schmiederer aus der Gemeinde Rinn, die einen so tiefen Eindruck auf sein Herz machte, daß er von Stund an sich vornahm, sein wildes Leben zu ändern und um die Jungfrau zu werben. Durch Fürsprache seiner Verwandten bekam er eine Stelle bei dem Haller Salzbau als Aufseher über die Holzschläger und verwaltete dies Amt zur großen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Seine Werbung wurde zwar anfangs von der sehr frommen Frau Schmiederer streng zurückgewiesen, die kurzweg erklärte, ihr Kind einem so gottvergessenen Wildfang nimmer geben zu wollen, als sie aber den Ernst Speckbachers und dazu die Neigung ihrer Tochter, die den schönen kräftigen Mann gleichfalls lieb gewonnen hatte, bemerkte, willigte sie endlich in die Heirat (1791), wodurch Speckbacher in den

sehr einträglichen Besitz von Mariens Gute in der Gemeinde Rinn gelangte. Auf Bitten seiner Braut hatte er notdürftig lesen und schreiben gelernt; nun verwaltete der junge Mann sein Anwesen mit soviel Eifer und Geschick, daß er — obwohl nach dem Gesetz noch zu jung — zum Mitglied des Gerichtsausschusses erwählt wurde. Seinen Stutzen hatte er an den Nagel gehängt mit dem Gelöbnis, ihn nur wieder zur Verteidigung des Vaterlandes ergreifen zu wollen.

Diese Zeit ließ nicht lange auf sich warten; schon im Jahre 1797 kämpfte er als gemeiner Schütze unter dem Befehle eines Innsbrucker Advokaten, des Herrn v. Wörndle, um die Franzosen von den Höhen des Dorfes Spings zu vertreiben, und im Jahre 1805 stellte er sich bei der Milizkompanie der Stadt Innsbruck, die zur Verteidigung des Grenzpasses Scharnitz auszog, den die französische Heeresabteilung unter Marschall Ney, 10 000 Mann stark, durchbrach. Schon damals hätte sich Speckbachers genaue Ortskenntnis höchst ersprießlich bewährt, wenn der österreichische Befehlshaber seinem Rat gefolgt wäre, nämlich den größten Teil seiner Mannschaft mit Zurücklassung der Geschütze und des Gepäckes über das Haller Salzgebirge nach der Stadt Hall zu führen. Man wollte sich von der Bagage nicht trennen und verlor nun beides, die Mannschaft und das Geschütz.

Im Monat Februar 1809 besuchte Hofer auf seiner Rückreise von Wien Speckbacher in Hall und weihte ihn nebst dem Gastwirt zur Krone, Joseph Straub, in den Insurrektionsplan ein; daselbst reichten sich diese drei Männer die kräftigen Hände zur Befreiung des Vaterlandes, und Hofer übertrug den beiden Hauptmännern das Kommando im Innthale, loszuschlagen, „wann's Zeit sei".

Der 9. April war schon in Wien festgesetzt; am 8. April begab sich Speckbacher von seinem Wohnsitze zu Rinn nach Innsbruck, um sich von der Stellung der Truppen zu unterrichten, was ihm jedoch nicht gelang. Am 9. April machte er sich in gleicher Absicht nach Hall auf den Weg, namentlich um die feindlichen Munitionsvorräte auszukundschaften. Die Wachen waren aber verdoppelt, und es galt sie zu täuschen. Er stellte sich also betrunken und taumelte auf die Bretterverschläge zu, welche die Kriegsvorräte einschlossen. Bis die Wache herbeieilte, um ihn unter Androhung von Kolbenstößen fortzutreiben, hatte er bereits durch die Fugen gesehen.

Nun berichtete Speckbacher die Landleute auf beiden Innufern, was zu thun sei, und schon am 11. April morgens kam es zwischen ihnen und dem bayrischen Militär zur Rauferei. Die Bayern wollten im Dorfe Arams und dann zu Ampas Kontribution eintreiben, mußten aber unverrichteter Sache abziehen. Speckbacher, sobald er von Innsbruck her ein heftiges Schießen vernahm, schloß daraus, daß der Sturm dort bereits losgebrochen sei, sammelte schnell die Aufgebote der Gemeinden Rinn, Tulfes und Volders und griff rasch die Voldererser Brücke an. Der bayrische Posten ward gefangen genommen, und als er durch einen neuen ersetzt ward, warfen Speck-

bachers Stürmende auch diesen, der sich übrigens in das benachbarte Servitenkloster rettete.

Bevor er jedoch diesem kleinen Trupp (60 Mann und 2 Offiziere) weiter zusetzte, entwarf er einen geschickten Operationsplan, um sich in Besitz des Städtchens Hall zu setzen, wodurch der aus Innsbruck sich etwa zurückziehenden bayrischen Garnison der Weg verlegt wurde. Mit dem Wirt von Volders verabredete er: Um die Garnison von Hall zu täuschen und zugleich den Freunden in Innsbruck ermunternde Signale zu geben, solle er in der nächsten Nacht auf den Höhen des rechten Innufers recht viele Wachtfeuer anzünden lassen, die, wenn alle Männer ausgezogen seien, von den Weibern und Kindern geschürt werden könnten. Auch solle in allen Dörfern am rechten Ufer die ganze Nacht hindurch Sturm geläutet werden, um die Aufmerksamkeit des Feindes dorthin zu lenken; auch könne auf die Haller Brücke ein Scheinangriff noch während der Nacht gemacht werden. Wolle sich jener Posten im Voldersser Kloster nicht ergeben, solle man einen Baumstamm in Schlingen legen, ihn durch kräftige Männer schwingen lassen und so die Klosterpforte einstoßen.

Während dies ausgeführt ward, setzte Speckbacher mit seinem Knechte Zoppel über den Inn und richtete seinen Weg nach Absam, überall die waffenfähige Mannschaft aufbietend. Gegen Morgen langte er mit seiner sturmbereiten Schar vor dem Absamer Thor von Hall an, das beim Ave-Maria-Läuten morgens vier Uhr geöffnet wurde, weil man von dieser Seite keinen Angriff erwartete. Kaum war der Thorflügel in Bewegung, so stürzte die Streitmasse der Bauern, ihr Führer voran, in die Stadt, überfiel die überraschten Soldaten an der Thorwache und in ihren Quartieren und machte alle samt ihrem Kommandanten (Oberstleutnant von Bärenklau) zu Gefangenen.

Nur ein sechzig Mann starkes Pikett unter dem Leutnant Merkel, obwohl schon die ganze Nacht hindurch zur Verteidigung der Innbrücke thätig, hielt noch standhaft aus. Schon war es sehr zusammengeschmolzen, doch der tapfere bayrische Leutnant blieb unerschüttert, und als man ihm zurief, er solle nicht unnützerweise Blut vergießen, da alle seine Kameraden gefangen seien, antwortete er entschlossen: „Solange ich noch einen Mann habe, werde ich mich nicht ergeben!“ Auf diese Antwort folgte ein neuer Angriff, und der brave Offizier sank, am Halse verwundet, zu Boden, seine Mannschaft mußte sich ergeben. Der Gastwirt Straub von Hall nahm den Verwundeten sogleich in sein Haus, pflegte ihn wie seinen Sohn und entließ ihn erst nach völliger Wiederherstellung.

Speckbacher überließ seinem Kampfgenossen Straub das Kommando in Hall und eilte mit den verwegensten und raschesten seiner Leute nach Innsbruck. Doch kaum hatten sie eine Strecke Weges zurückgelegt, so sahen sie eine Abteilung fliehender bayrischer Dragoner ihnen entgegenkommen. Sogleich stellte Speckbacher seine Leute zum Angriff, und Straub kam mit einer Truppe aus Hall nachgezogen. Der Offizier (Major Graf von Erbach), welcher Hall noch unbesetzt glaubte, ward bestürzt; der Gegend unkundig,

war ihm kein Weg bekannt, auf welchem er sich seitwärts von Hall durchschlagen konnte; so ergab er sich mit seinen hundert Reitern, die zu Fuß mit den anderen Gefangenen gegen Schwatz wandern mußten, von wo man eine Abteilung österreichisches Militär erwartete.

Ebenso glücklich war die Einnahme von Innsbruck von statten gegangen; am 13. April wurde das französische Korps unter Bisson am Iselberge gefangen genommen. Speckbacher, nachdem er nach Kräften für gute Behandlung der Gefangenen Sorge getragen, eilte nach Hause, um die seinetwegen bekümmerte Familie zu trösten und die Geschäfte des Landbaues nicht zu versäumen.

Das Unglück des Erzherzogs Karl hatte zur Folge, daß auch die Bayern wieder nach Tirol vordrangen; die Österreicher wurden bei Wörgl geschlagen, und die Bayern rückten am 15. Mai gegen den Marktflecken Schwatz, wo sich die geringe österreichische Besatzung zwar tapfer wehrte, aber teils niedergehauen, teils gefangen genommen ward; nur wenige retteten sich durch die Flucht. In Schwatz wurden nun von den rachedurstigen Bayern die Häuser und Kirchen geplündert, die zurückgebliebenen wehrlosen Bewohner niedergemetzelt und auf die schändlichste Art gequält; dann legte man Feuer an und brannte alles nieder. Speckbacher hatte zwar seine Leute von Rinn aufgeboten und war herbeigeeilt, war aber zu schwach und mußte mit den Österreichern fliehen. Auf dieser Flucht sah er einen verwundeten Kaiserjäger am Boden liegen; er hob ihn auf seine Schultern und trug ihn eine Strecke fort. Allein der Mensch war betrunken und sträubte sich gegen seinen Retter. Dieser ließ sich dadurch keineswegs von seinem menschenfreundlichen Werk abhalten, band vielmehr den Soldaten mit seinen breiten Tiroler Hosenträgern auf einen zweiräderigen Karren und zog ihn eine Meile weit, bis er die Waffengefährten erreichte.

Doch der schreckliche Brand von Schwatz hatte Speckbachers ohnehin heißes Blut so sehr erhitzt, daß er sich nicht beruhigen konnte. Mit achtzehn Schützen blieb er die ganze Nacht auf der Lauer, um sich an den Feinden zu rächen. So verstärkte das Schreckenssystem, anstatt die Tiroler zu beruhigen, nur ihre Widerstandskraft! Hofer war aus Südtirol nach dem Norden gezogen und hatte die zersplitterten Kräfte wieder gesammelt; am 29. Mai ward jene für die Tiroler so ruhmvolle Schlacht am Berge Isel geschlagen. In der vorhergehenden Nacht ließ Speckbacher in seinem Hause zehn Zentner Fleisch und vier Eimer Wein auf seine Kosten an die Schützen verteilen, dann eilte er auf den ihm angewiesenen rechten Flügel an die Spitze des gegen Hall und Volders bestimmten Schlachthaufens Seine Hauptaufgabe war, eine Abteilung Bayern, welche bei Hall auf das rechte Innufer gedrungen war, über die Haller und Volderser Brücke zu werfen, um sie von diesem Ufer abzuschneiden. Er eröffnete daher mit Straub so früh als möglich den Kampf; kaum graute der Morgen, so stürmte er gegen die Brücke von Volders, vertrieb die Bayern und ließ die Brücke abtragen. Dann wandte sich seine Sturmmasse nach der Brücke von Hall, und es ent-

spann sich ein hartnäckiger Kampf, denn drei Kanonen empfingen die Andringenden mit einem solchen Kartätschenfeuer, daß sie zweimal arg gelichtet zurückweichen mußten. Speckbacher stürmte zum drittenmal, und nun gelang es ihm, die Bayern zu werfen.

Während des zweiten Angriffes, in dem Moment, als Speckbacher mit geschwungenem Säbel gegen die Brücke vorstürmte, ward er nicht wenig überrascht, als er auf einmal seinen zehnjährigen Sohn Andreas neben sich erblickte, der seiner Mutter entlaufen war und kindlich tolldreist den Sturm mitmachen wollte. In wilder Kampfesglut, doch von mächtigem Vatergefühl ergriffen, drückte der Alte den Buben rasch zu Boden, um ihn vor den feindlichen Kugeln zu schützen. Beim dritten Sturm, wo der Kleine durchaus wieder „mitmachen" wollte, mußte der Vater ihn schlagen, um ihn von dem Wagstück abzuhalten.

Mit wahrhafter Begeisterung kämpften die Tiroler; in der Hitze des Kampfes vergaß indes Speckbacher nicht, Boten ins Unter-Inn- und Achenthal zu senden, um den Abbruch der Brücken zu bewirken. Abends boten die Bayern, denen es an Munition fehlte, einen vierundzwanzigstündigen Waffenstillstand an, der aber nicht bewilligt wurde. Am anderen Morgen, in aller Frühe, erschien Anderl bei seinem Vater und übergab ihm sein Hütchen mit Kugeln. Da er nicht mitstürmen durfte, war er hinter die Schützen am Waldrande zurückgegangen und hatte die Kugeln, die er am aufwirbelndem Staub bemerkte, wieder ausgegraben, um doch den Seinen einen kleinen Dienst erweisen zu können. Die Bayern aber waren über Nacht in aller Stille abgezogen.

Am 4. Juni abends fünf Uhr war Te deum in der Franziskaner-Hofkirche. „Bei diesem Kirchenfeste über einen so entscheidend erachteten Sieg," sagt Hormayr, „fand sich auch wieder die bisher sehr zurückgezogene Beamtenwelt von Innsbruck in der Kirche ein und pflanzte sich in den rot bedeckten Stühlen nahe dem Hochaltar in Evidenz." Speckbacher, überhaupt kein Freund der sogenannten „Herrn", konnte sich nicht halten, aus dem hintern Stuhl hervor einmal leise Hormayr zu zupfen und mit Augen und Gebärden dabei anzudeuten, daß „die da" füglicher hinauszuwerfen wären! worüber Hormayr lächelnd die Achseln zuckte, Hofer aber mißbilligenden Blickes den Kopf schüttelte und beim Hinausgehen aus der Kirchthüre zu Speckbacher sagte: „Ein braver Tiroler bist du, Seppel, das muß wahr sein, aber wenn du a Bissel a beßrer Christ wärst, schaden könnt's dir meiner Seele nix!"

In Rattenberg fand sich Speckbacher wieder mit Hofer zusammen; beide berieten sich vertraulich und setzten ein Schreiben an den Kaiser von Österreich auf, in welchem sie darlegten, was sie gethan, und zugleich um Unterstützung baten an Geld, Munition und Truppen, um die errungenen Vorteile behaupten zu können. Dies Schreiben wurde nach Kärnten befördert und dort den österreichischen Vorposten übergeben. Einstweilen ging die Tiroler Landwehr wieder auseinander; Speckbacher jedoch erhielt den schwer aus-

zuführenden Auftrag, die Feste Kufstein zu erstürmen und in Bayern einzufallen. Sein kluger, die Verhältnisse wohl erwägender Sinn erkannte sogleich das Mißliche dieses Unternehmens, denn die Stärke der Tiroler, das wußte er wohl, bestand in der Landesverteidigung, nicht aber im Angriffskrieg; erst mußte Österreich im großen Kriege noch Erfolge erringen, aber es durfte die Tiroler nicht wie Linientruppen in Anspruch nehmen. Doch als auch noch Hormayr und Teimer zu der Expedition rieten, wollte der stets unerschrockene und kühne Mann nicht widerstreben. Er zog also hin vor Kufstein mit 1000 Schützen unter seinem Kommando. Im ganzen bestand das Belagerungskorps nur aus 1300 Tiroler Schützen nebst 300 kaiserlichen Soldaten und 7 Kanonen. Als unter heftigem Feuer aus der Festung eine Batterie auf der Hochwachtshöhe vor Kufstein aufgeworfen werden mußte, deckte Speckbacher mit seinen Leuten dies gefährliche Unternehmen, wobei die Kanonen bergauf getragen werden mußten. Eine Haubitzgranate schlug dicht bei ihm nieder, aber schnell bedeckte er sie mit seinem runden Hute und löschte sie dadurch aus.

Wie vorauszusehen war, blieb die Beschießung ganz erfolglos. Die Bayern machten einen Ausfall, und es gelang ihnen, sich mit frischen Lebensmitteln zu versorgen. Speckbacher ging über den Fluß, verdarb und durchgrub alle Wege so sehr, daß sie fortan völlig unbrauchbar wurden. Die Mühlen, welche noch innerhalb der Schußweite der Festung lagen, hatten von der Besatzung einen Teil des eingebrachten Getreides empfangen; diese überfiel Speckbacher mit großer Kühnheit, erbeutete 300 Metzen Getreides, zerstörte die Werke und drohte den Müllern, ihre Häuser in Brand zu stecken, wenn sie noch ferner für die Garnison mahlen würden.

Die bayrischen Offiziere verließen häufig die Festung, wo eine ansteckende Krankheit herrschte, und hielten sich im Städtchen auf, dessen Einwohner ihnen auch sehr geneigt waren. Weiber ließen sich dazu gebrauchen, die Stellungen der Tiroler auszukundschaften, aber Speckbacher schob einen Riegel vor, indem er Befehl erteilte, jeder Frau, die sich den Vorposten nähern würde, die Haare abzuschneiden. Dies Mittel wirkte, keine Kufsteinerin ließ sich mehr sehen.

Am 1. Juli wurden die Einwohner bedroht, man würde ihre Stadt anzünden, wenn sie noch länger mit der Garnison in Verbindung blieben; dies hatte aber nur die Folge, daß sie ihre besten Habseligkeiten auf das Fort in Sicherheit brachten. In der Nacht schlich sich Speckbacher selbst in die Stadt, es gelang ihm, unter die Feuerspritzen zu kommen und diese unbrauchbar zu machen. Dann zündete er mit eigener Hand einen hart an der Festung aufgeschichteten Holzstoß von sechshundert Klaftern an, und dabei gingen auch fünfundzwanzig Häuser in Flammen auf. Ein paar Kufsteiner Bürgersöhne, die auf Seiten der Tiroler Landesverteidiger kämpften, gingen in ihrem Patriotismus sogar soweit, daß sie ihre eigenen Häuser anzündeten. Der wackere bayrische Kommandant hielt sich aber auch sehr tapfer und verlor keinen Augenblick die Umsicht.

Vergebens bot Speckbacher allen seinen Scharfsinn auf. Die hölzerne Innbrücke, wodurch die Belagerten mit dem linken Innufer in Verbindung blieben, war ihm schon lange ein Dorn im Auge gewesen; er hatte mehrere Anfälle darauf gemacht, aber die Wachsamkeit des bayrischen Postens und das Feuer der Festungskanonen hatte ihn stets zurückgetrieben. Nun ließ er oberhalb Kufstein einige Schiffe zusammenbinden, füllte sie mit Pech und ließ sie brennend gegen die Brücke schwimmen. Aber auch diesen Versuch vereitelte die Wachsamkeit der bayrischen Wachtmannschaft. Indes für den Fall, daß die Brücke doch noch von den Tirolern zerstört werden könnte, hatten die Bayern elf Schiffe zusammengebracht, um bei Gelegenheit daraus eine Schiffbrücke zu bilden. Diese Fahrzeuge waren in Schußweite am Ufer befestigt. In einer finstern Nacht setzte nun Speckbacher, von einigen Freiwilligen begleitet, über den Fluß, schlich sich zu den Schiffen und schnitt die Seile ab. Wegen der heißen Jahreszeit standen die Fahrzeuge aber halb im Sande und mußten erst, um sie flott zu machen, in das Fahrwasser geschoben werden. Das war eine nicht leichte Arbeit, und der Morgen dämmerte schon, ehe noch das Werk vollbracht war. Auf einen Alarmschuß erfolgte von der Festung ein Hagel von Kugeln, der einen Teil der Verwegenen im Inn begrub; die anderen entflohen, und nur zwei hielten bei ihrem Führer aus, bis die letzten Schiffe abgelöst waren. Unversehrt erreichte Speckbacher die österreichische Schanze.

Unter solchen gegenseitigen Neckereien verstrichen vor Kufstein fünf Wochen; endlich am 12. Juli erhielt der Festungskommandant Nachricht von dem großen Siege der französischen Armee bei Wagram (6. Juni) und dem bald darauf mit Österreich abgeschlossenen Waffenstillstande von Znaym. Speckbacher wollte durchaus an keinen Waffenstillstand glauben, und er beschloß, in eigener Person aus der Festung sich die Kunde zu holen, nebenbei auch zu schauen, wie es um den Proviant und die Stärke der Besatzung stehe. Er hatte einen Vertrauten in der Festung, der nahe am Thore wohnte und versprochen hatte, seine Unternehmungen unterstützen zu wollen. Um sich selber möglichst unkenntlich zu machen, schor er seinen ziemlich wild gewachsenen Backen- und Schnurrbart ab, der ihm, wie seine Kameraden meinten, das Ansehen eines „Waldteufels" gab, warf sich dann in andere Kleider und nahm eine andere Haltung an. So vorbereitet, ging er mit zwei Gefährten unbewaffnet am 18. Juli, als es dämmerig wurde, zur Festung. Mit einem großen Steine klopfte er ans obere Thor; auf Anfrage der Schildwache sagte er, sie seien Tiroler aus der Umgegend, er selber sei Schützenhauptmann, heiße Joseph Harter (der Name seiner Mutter) und müsse hinein, um den Kommandanten zu sprechen.

Der Major Aicher ward herbeigerufen. Dieser ließ das niedere Pförtchen öffnen, bis an die Zugbrücke rekognoszieren, ob niemand im Hinterhalt läge, und dann gestattete er den Ankömmlingen den Eintritt. Hinter dem Kommandanten leuchtete der Vertraute die Stufen hinan und gab Speckbacher durch Gebärden zu verstehen, es seien viele Kranke und wenig Mund-

vorrat, besonders kein Fleisch, vorhanden. Mit verbundenen Augen gingen die drei Wagehälse bis in das Zimmer des Kommandanten hinauf, dort ward ihnen die Binde abgenommen und seitens des sie scharf beobachtenden Majors die Frage vorgelegt, was ihr Anliegen sei? Speckbacher antwortete ganz unbefangen, daß sie mit den Österreichern unzufrieden seien, die sie unnützerweise so vielen Gefahren aussetzten, und daß sie nur auf die Bestätigung des Gerüchtes von dem abgeschlossenen Waffenstillstande warteten, um die Belagerungstruppen zu verlassen. Der Major entgegnete, daß er wenig Lust verspüre, mit rebellischen Bauern zu unterhandeln, daß er keinem Tiroler traue; mit dem Waffenstillstande habe es jedoch seine Richtigkeit, obwohl durch diesen die Aufrührer keineswegs der verdienten Züchtigung entgehen würden. Speckbacher dankte für diese Auskunft, bemerkte aber ironisch dazu, daß die Potentaten mit der Treue und den Versprechungen es eben nicht genau zu nehmen schienen. Der Major, die drei Tiroler scharf fixierend, fragte plötzlich, ob ihnen Speckbacher bekannt sei, dieser Galgenvogel, den er über kurz oder lang noch mit den Füßen an den Bastionen werde aufhängen lassen. Einstweilen müßten sie als Geiseln für ihn haften. Speckbacher, keineswegs aus der Fassung gebracht, antwortete ruhig, daß er jenen Häuptling recht wohl kenne, auch geneigt sei, für gute Belohnung ihn dem Kommandanten in die Hände zu spielen, dann müsse er die drei aber ruhig abziehen lassen.

Aicher änderte nun sein Verfahren; er setzte ein Licht vor Speckbacher hin, ließ Bürger aus dem Städtchen kommen, in das dunkle Nebenzimmer treten und den Gast beobachten. Zum Glück hatten diese ihn nie gesehen, und wenn auch, so würde das glatte Gesicht sie irre geleitet haben. Es war dem Kühnen freilich bei solchem Examen nicht ganz wohl zu Mute; man hatte Wein herbeigebracht (auch Fleisch versprochen, das aber nicht erschien), und die zwei Begleiter sprachen dem Rebensaft tapfer zu, so daß Speckbacher jeden Augenblick befürchtete, sie würden ihn bei Namen nennen. Doch es ging alles gut; der Kommandant begleitete seine Gäste bis an das kleine Pförtchen, und diese waren nicht wenig erfreut, als sie sich im Freien fühlten.

Leider waren alle Anstrengungen, alle überstandenen Gefahren, alles vergossene Blut dennoch vergebens. Die Österreicher mußten Tirol wieder räumen, die Belagerung von Kufstein ward aufgehoben. Die Kanonen der Festung hatten mehrere Tage lang geschwiegen, eine Abteilung der abziehenden Schützen wagte es, vor den Mauern vorüber in Schußweite ihren Rückzug zu nehmen, im Glauben, der Waffenstillstand gelte auch für sie. Sobald sie aber an der gefährlichen Stelle sich befanden, wurden sie durch Kartätschen niedergeschmettert. Speckbachers Gemüt war furchtbar erbittert; fluchend schimpfte er nun auf Österreich und Bayern, ja auf alle Fürsten, die das Volk nur immer zu ihrem eigenen Vorteile benutzten. Doch sah er vor der Hand die Unmöglichkeit längeren Widerstandes ein, und als wollte er sich dem Tode weihen als freiwilliges Sühnopfer für die unlängst hingemordeten Brüder, sprengte er auf seinem kleinen Pferde verzweiflungsvoll in die Schuß-

linie der Festung und rief höhnend hinauf: „Trefft mich nun!“ Da ihn aber keine Kugel treffen wollte, faßte er wieder Hoffnung, daß sein Leben noch einmal dem Vaterlande nützlich werden könnte.

Mit den Getreuesten seiner Schützen ritt er nach Rattenberg, dort fand er die abziehenden Österreicher. Die Offiziere redeten ihm ernstlich zu, er möchte mit ihnen Tirol verlassen, wo jetzt nichts mehr zu machen, sein Leben aber in großer Gefahr sei; auch hätte der Erzherzog Johann für die Unterkunft der Tiroler Hauptleute in Österreich schon gesorgt. Es kam dem Patrioten schwer an, sein liebes Tirol zu verlassen, und doch sah er wohl ein, daß es wohlgethan sei, die Kräfte für bessere Zeiten zu sparen. Zuvor wollte er aber noch wenigstens den Innübergang seinen Feinden erschweren und die Vereinigung ihres Truppenkörpers von der Scharnitz und dem Achenthal hindern. Schnell mußten seine Ordonnanzen eine Kompanie Schützen vom linken Innufer zusammenrufen, mit deren Hilfe er die Brücke von Rattenberg abwarf. Dann zog er mit dieser Schar nach Brixlegg, wo er im Angesicht der Feinde und unter dem Feuer ihrer Geschütze auch die dortige Brücke zerstörte. Nachdem er dies glücklich vollbracht hatte, entließ er die Mannschaft und eilte zu seinem Weibe, um von ihr und den Kindern, vielleicht auf lange, Abschied zu nehmen. Sein schönes Haus, sein Hab und Gut, das Schicksal seiner Lieben, er mußte es den Feinden preisgeben, deren Wut und Roheit er kannte.

In Matrei holte er die abziehenden Österreicher ein und traf dort auch noch die anderen Tiroler Hauptleute, die sich in österreichische Uniform gekleidet hatten, um bei den Bayern nicht gar zu sehr einzubüßen. Speckbacher konnte sich nicht mit dieser Bekleidung befreunden; die Uniform widerte seine freie Seele an; er blieb daher, als man auf Leiterwagen nach Sterzing weiter fuhr, nach wie vor in seinem Bauernkleide, sein treues Rössel ließ er frei wie einen Hund hinter dem Wagen hertraben. Beim Eingang ins Pusterthal begegneten sie dem Andreas Hofer, der sich eben nach Passeier begab. Die österreichischen Offiziere wollten ein Gespräch vermeiden und trieben den Fuhrmann zur Eile. Doch wie unwillkürlich hielten die beiden Wagen nebeneinander an, und Hofer, als er seinen Freund noch im Tiroler Bauernrock sah, rief ihm zu: „Seppel, auch du willst mi im Stich lassen, sie führen dich der Schande zu!“ Dieser Vorwurf schnitt dem edlen Speckbacher so in die Seele, daß er ohne Hut, bloß mit seinem guten Stutzen, vom Wagen sprang, sich wie toll auf sein treues Rössel warf und zu Hofer sprengte, ohne sich um die Österreicher weiter zu kümmern.

Die beiden Männer, als sie wieder bei einander waren, fühlten sich im Herzen ordentlich erleichtert und von neuem Mut beseelt, auch ohne Österreich den schweren Kampf zu wagen, der ihnen bevorstand. Zwar hatte sich das Innthal ruhig verhalten beim Einzuge der Bayern, welche diesmal bessere Mannszucht hielten; aber in den südlichen Thälern, wo Ruskas wilde Kriegshorden hausten, war die Stimmung des Volkes höchst erbittert; in Brixen, dem Herzen Tirols, schwuren drei wackere Tiroler: Martin Schenk,

Peter Kemnater und Peter Mayr, zur Verteidigung des Vaterlandes Gut und Blut zu opfern, und als am Abend auch noch Held Speckbacher und der kriegerische Pater Haspinger sich zu ihnen gesellte, war es ein rührendes Schauspiel, diese wenigen deutschen Männer zu sehen, die, auf Gott und ihren Arm vertrauend, einem Welteroberer sich kühn entgegenzustellen wagten. Hofer war bereits an Ort und Stelle gezogen, um seinen Anhang aufzubieten; es galt das über den Brenner rückende Hauptkorps des Marschalls Lefebre in den Engpässen der Eisack solange einzukeilen, bis das ganze Land wieder in Waffen stände. Jedem ward seine Aufgabe zu teil. Speckbacher bot das Landvolk jenseits der Eisack auf und war nun, da es „Arbeit gab", wieder ganz wohlgemut. Sein Rössel ließ er in Schabs, da es ihm in den Gebirgsengen nur hinderlich gewesen wäre. Unter dem Schall der Sturmglocken eilte er den Fluß aufwärts, um bei Mittewald quer über die Straße Verhaue zu machen; denn schon hatte die Vorhut des Marschalls den Brennerpaß überschritten. Es waren viele Schwierigkeiten zu überwinden; die Landleute dieser südlichen Thäler kannten den Innthaler Befehlshaber nicht, der noch dazu in seiner Kleidung so gar nichts Auszeichnendes hatte; erst als er sich auf Hofers Rundschrift berief, und als sie sich von seinem außerordentlichen Mut und seiner Fähigkeit überzeugten, gehorchten sie ihm willig. Mit dem ihm eigenen Scharfblick erkannte Speckbacher stets die rechten Verteidigungspunkte, und wie er zu befehlen verstand, zeigte er sich als Schanzer, der mit kräftigem Arm Axt und Schaufel schwang und den Arbeitern mit gutem Beispiel voranging, nicht minder geschickt.

Blutig ward die Vorhut der herandringenden Feinde zurückgeworfen; das sächsische Korps erlitt am 4. und 5. August einen Verlust von 1000 Mann Toten, Verwundeten und Gefangenen, wobei nicht weniger als 44 Offiziere. Die Tiroler bedauerten, daß gerade diese braven deutschen Truppen der harte Schlag treffen mußte, und Speckbacher sagte später: „Es war mir unlieb, daß die braven Sachsen zuerst zum Handkuß kamen, daß meine Steinlawinen gerade diese trafen!" Acht Tage lang dauerten die Vorpostengefechte, in denen Speckbacher einen löwenkühnen Mut entfaltete. Es war, als hätte er einen Doppelgänger, allüberall anordnend, aufmunternd, befehlend, jeden geringen Vorteil benutzend, jeden Nachteil alsbald verbessernd, sah man ihn überall unter den ersten beim Angriff, unter den letzten beim Rückzug. Als nun vollends Hofer mit seinen Passeirern über den Jaufen herab den Feinden in den Rücken kam, nahm der prahlsüchtige Marschall Lefebre samt seinem ganzen Heere Reißaus.

Die Tiroler erkämpften am 13. August ihren dritten und glorreichsten Sieg, zu welchem die beiden unermüdlichen Führer Haspinger und Speckbacher wesentlich mitwirkten. Der Feind hatte sich in den Ebenen von Ambras und Wilten gelagert; bei seinem Rückzuge waren viele Tiroler Gemeinden wieder nach Haus gezogen, und doch kam alles darauf an, den Sieg zu verfolgen. Speckbachers Körper bedurfte des Schlafes, aber sein Geist hielt den Leib aufrecht. Als er am 12. August merkte, daß der Mar-

schall sich auf den Wiltauer Feldern festsetzte, stellte er seine Schützen einstweilen unter Haspingers und Mayrs Kommando, dann suchte er den ganzen Tag und die folgende Nacht unter dem Geläut der Sturmglocken die tapfern Schützen seiner Heimat zusammen, indem er allen mit siegender Beredsamkeit ans Herz legte, daß der Hauptschlag erst fallen müsse, wenn was Gescheites herauskommen solle. Die Leute folgten ihm willig, und schon abends warf er mit ihnen eine starke bayrische Streifwache zurück. In der Nacht erreichte er Rinn und sein Haus, wo er sein geliebtes Weib eben überraschte, wie sie in der kleinen, holzgetäfelten Stube beim Schein der Lampe vor dem Bilde des heiligen Andreas knieete und ihre frommen Gebete zu Gott und dem Schutzheiligen sandte zur Erhaltung ihres lieben Mannes, von dem sie solange nichts gehört hatte und den sie im „Kroatenlande" wähnte. Auf einmal aber wurde es draußen laut, da horchte sie ängstlich auf, — es waren rauhe Männerstimmen mit Waffengeklirr. Die Thür ward aufgerissen, und der geliebte Gatte trat ein. Mit lautem Aufschrei warf sich das treue Weib an die Brust des teuern Mannes, dann sprang sie hurtig fort, um mit einem jubelnden: „Vater ist da! auf! Vater ist da!" die Kinder zu wecken, die nun alle (bis auf Anderl, der auf der Alp war) in ihren weißen Hemdlein herbeigesprungen kamen und die Kniee des Vaters umklammerten oder seinen verwilderten Bart mit kindlicher Unschuld streichelten. Selbst der treue Haushund kam herbei und sprang wedelnd und vor Freude heulend an seinem Herrn hinauf. Während sein Haus immer mehr mit Schützen sich füllte, erzählte Speckbacher seinem Weibe in aller Kürze, was in den letzten Zeiten sich begeben; dann ward er ernst, seine Stirn umwölkte sich, und mit unheimlich finsterem Ausdruck sprach er zu seiner Ehegenossin: „Bitte den heiligen Andreas, daß er mich Tirols Schmach und Knechtschaft nicht mehr erleben lasse!" Hierauf bewirtete die Hausfrau die kampfgerüsteten Gäste ihres Mannes. Draußen aber in der lauen Sommernacht erklangen schaurig noch die Sturmglocken, wodurch am 13. August morgens drei Uhr wieder fünfhundert frische geübte Schützen unter Speckbachers Befehl für das blutige Tagewerk an dem Berge Isel zusammengerufen wurden.

An dem entscheidenden Tage kommandierte Speckbacher den rechten Flügel; dort wurde von den Bayern mit ausgezeichneter Tapferkeit gekämpft, sie suchten um jeden Preis in den Besitz der Sillbrücke und des Corethofes, eines schönen Gebäudes, das Speckbachers Standort war, zu kommen. Endlich gelang es dem leichten Bataillon Butler nach dreimal wiederholten mörderischen Stürmen, die von einem heftigen Kanonenfeuer unterstützt wurden, die Brücke zu nehmen, dann sogar die Höhe zu erstürmen und sich des Hofes zu bemeistern, wo sie alsbald das Haus anzündeten, um diesen Haltpunkt der Tiroler zu vernichten. Speckbacher hatte aber schnell seine Schützen im nahen Walde gesammelt, einer donnernden Lawine gleich stürzte er wieder hervor und warf den Feind mit vernichtender Kraft in die Tiefe hinab. Mancher bayrische Soldat stürzte dabei zerschmettert in die Felsenschlucht der

Sill; einige, mit Brandlegen beschäftigt und nun von der Flucht abgeschnitten, fanden ihren Tod in den Flammen, die sie selber entzündet hatten.

Speckbacher und Pater Haspinger, der auf dem linken Flügel mit ebenso vielem Glück als Geschick kommandiert hatte, waren im heftigsten Kugelregen unversehrt geblieben; sie standen damals in dem Wahne, „für sie sei gar keine Kugel gegossen". Am 14. August morgens ließ der Marschall zum Abschiede noch einige mit toten Bayern angefüllte Häuser und adlige Sitze vor Wiltau in Brand legen. Die Landleute wurden durch diese unnützen Mordbrennereien des französischen Oberkommandanten sehr aufgebracht und warfen sich nun vom Berge Isel herunter doppelt ergrimmt über die Nachzügler her. Speckbacher, wie immer überall voran, erwischte einen Soldaten noch beim Brandlegen und ließ sich in seinem Zorne zu der Grausamkeit hinreißen, Befehl zu geben, wenn das Haus nicht zu retten sei, den Soldaten in die Flammen zu werfen. Dies geschah.

Während Hofer am 15. August seinen feierlichen Einzug in Innsbruck hielt, setzte Speckbacher, der mit keinen Zeremonieen sich aufhalten wollte, noch am selbigen Tage die Verfolgung des Feindes fort und bestand tapfer noch manches Gefecht mit der Nachhut. Seit dem 2. August hatte er sich fast gar keine Zeit weder zum Schlafen noch zum Essen gegönnt; auf seinem treuen Pferdchen hatte er reitend den Schlaf abgemacht, und das kluge Tier, wenn es an bedenkliche Stellen kam, stand still, wodurch der Reiter erwachte. „Ich war damals," bemerkte Speckbacher später, „leicht wie ein Vogel und wurde gleichsam durchsichtig."

Da Tirol von der feindlichen Besatzung geräumt ward und einige Hitzköpfe (unter diesen besonders der Kapuziner) darauf drangen, daß auch die Grenzländer zum Kampf wider die Franzosen angefeuert würden, begab sich Speckbacher in Begleitung seines Fourierschützen zunächst ins Pinzgau (zu Salzburg gehörig). Er fand die Salzburger Bauern meist gut österreichisch gesinnt; die Kaufleute und Vornehmen waren mehr bayrisch, die Pfleger und übrigen Beamten, die Bayern besser bezahlte, waren es ohnehin. Der Pfleger von Mittersill, als er Speckbachers Anwesenheit erfuhr, schickte Häscher aus, ihn zu fangen; doch dieser kam ihm zuvor. Er holte schnell zwölf Bauern aus Hollerbach herbei, schlich sich abends in das vom Pfleger bewohnte Schloß und nahm den hohen Herrn samt dem Landrichter gefangen. Beide wurden unter hinlänglicher Bedeckung zu Hofer nach Innsbruck gesandt. Als dies bekannt wurde, nahmen die andern Pfleger Reißaus, Speckbacher aber schloß mit den Pinzgauern ein Bündnis, erhielt von ihnen Schlachtvieh und gab dafür die dem Feinde abgenommenen Gewehre. Im Dorfe Mühlbach fand er eine ansehnliche Menge Schwefel, den er auf der Stelle nach Innsbruck schickte zur Fabrikation des bereits mangelnden Schießpulvers.

Im September rückte der Kapuziner nach und organisierte. Die Landleute stellten die erforderliche Mannschaft, der man Tiroler Hauptleute vorsetzte. Von den Salzburger Schützen bemerkte Speckbacher: „sie hatten gutes Herz und Zutrauen, wenn gleich nicht so viel Einsicht und Gewandtheit wie

die Tiroler." Auch das Zillerthal (das damals noch nicht zu Tirol gehörte) erklärte sich für die Landesverteidiger und versprach, Beistand zu leisten. Speckbacher erwartete bloß Verstärkungen aus Tirol, um tiefer ins Salzburgische eindringen zu können.

Es war um die Mitte Septembers, als sich Speckbacher zu St. Johann mit seinem Adjutanten über den Zug ins Salzburgische beriet, als er aus der Ferne den Tiroler Schützenmarsch hörte. Er trat ans Fenster, sah jedoch gleich hinter der Musik einen bewaffneten Knaben einherziehen, was ihn nicht eben freudig überraschte. „Nu wird mir der Sandwirt bald gar noch Kinder nachschicken!" brummte er ärgerlich in den Bart. Wie wurde er aber überrascht, als er seinen Sohn Anderl erkannte, der ehrerbietig zu seinem Vater eintrat und ihm die Hand küßte. Der Kleine hatte auf der Alp nicht länger Ruhe gehabt und war schon seit einem Monat mit den Landesverteidigern umhergezogen. Die Schützen hatten ihn ganz wie ihresgleichen ausgerüstet, mit grauer Jacke und grünem Hute, ihm auch einen leichten Stutzen gegeben.

Erst als der Knabe allein mit dem Vater war, gestand er ihm, daß er seit 24 Stunden nicht gegessen habe und sehr hungrig sei. Doch mehr als der Hunger nahm ein schöner an der Wand hängender Stutzen seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Wirt, dem das Gewehr gehörte, fragte, als er auf Verlangen des Vaters dem Kinde zu essen gebracht und dessen Blick bemerkte, ob er denn Lust zu dem Stutzen habe? Der Knabe bejahte es errötend, und der Wirt schenkte ihm die Waffe Aber das Gewehr hatte ein Radschloß, welches aufzuziehen der Kleine nicht imstande war. Er wurde blutrot, sagte jedoch kein Wort, sondern ging zu einem Waffenschmied, gab diesem eine Vorrichtung mit einem besondern Handgriff an, der ihm das Spannen des Hahnes sehr erleichterte. Als das Gewehr fertig war, zeigte er es voll Freude dem Vater; die Verbesserung erwies sich so zweckmäßig, daß mehrere Schützen sie an ihren eigenen Büchsen nachahmten. Von dieser Zeit an blieb Anderl, wie ein Großer bewaffnet, an der Seite seines Vaters und wich nicht von ihm selbst in den hitzigsten Gefechten.

Sobald die Verstärkungen eingetroffen waren, begann Speckbacher die Angriffe außerhalb Tirols zu leiten; er streifte mit 1000 Mann bis nach Reichenhall. Siebenhundert Schützen legte er nach Berchtesgaden, wo sie sich drei Wochen so musterhaft hielten, daß sie an den Salzleitungen und andern Anstalten nichts zerstörten, obschon sie das daran befindliche Blei wohl hätten brauchen können. Als er mit seinem Söhnchen um den Königssee rekognoszieren ging und in das berühmte Jagdschloß kam, das nebst dem herrlichen See schon damals viel von Fremden besucht ward, schrieb der kleine Speckbacher folgenden Vers ins Fremdenbuch:

„Andreas Speckbacher heiß ich, des Kommandanten Sohn; ein Knabe von 11 Jahren,
Schießen kann ich, die Boarn haben's wohl erfahren."

Der Kapuziner Haspinger zog nun mit seiner Schar ins Pongau, um

in Gemeinschaft mit Speckbacher die Salzburger Pässe zu gewinnen, und sie operierten beide mit Glück gegen den Feind; dadurch ward der kriegerische Mönch immer siegesmutiger und exzentrischer in seinen Plänen. Er dachte daran, Salzburg zu nehmen, dann durch Steiermark und Kärnten gegen Wien vorzudringen, und schrieb sogar an Hofer: „Bruder! jetzt ist jener Augenblick, wo wir nicht zaudern können. Meine Hoffnung, den Napoleon zu bekommen, wäre nicht ohne Grund und auf Sand gebaut!“

Speckbacher überlegte kälter und besonnener. Der Besitz von Salzburg schien ihm nicht von militärischer Wichtigkeit zu sein, und ein Zug nach Wien hätte Tirol selbst der Gefahr ausgesetzt, an dessen Grenze sich die Feinde wieder sammelten. Auch er schrieb an Hofer und stellte ihm die Sachlage sehr klar und treffend dar, den Oberkommandanten bittend, ihn von der unhaltbaren Stellung in Salzburg abzurufen. Doch Hofer nach seiner Weise schwankte und ergriff endlich das Schlimmste, den Mittelweg. Er verbot dem Kapuziner vorzurücken und Speckbacher, seine Stellung zu verlassen.

Die Bayern rückten mit aller Macht wieder vor, und da sie auf ihrem alten Gebiet viele Anhänger hatten und stets genau von allem in Kenntnis gesetzt wurden, faßten sie den Entschluß, Speckbacher mit allen seinen Leuten aufzuheben. Zuvor hatte Oberst Eppel dem auch bayrischerseits geachteten Tiroler Hauptmann große Versprechungen gemacht, wenn er die Waffen niederlegen oder zu den Bayern übergehen wollte. Doch wie man denken kann, war jede solche Zumutung von Speckbacher entschieden zurückgewiesen worden. Es war am 16. Oktober, und der Schnee lag schon ziemlich hoch auf den Bergen. Von den Tirolern waren viele ohne Schuhe, und deshalb wurde ihnen das Marschieren im Schnee sauer. Ein Trupp, dem die Bewachung der Meleker Alp anvertraut war, hatte sich der Kälte wegen von diesem Posten entfernt, der sogleich von den Bayern besetzt wurde. Von hier drangen sie nun mit großer Übermacht auf Speckbacher, der sich zwischen der Salzach und dem Gebirge eingeschlossen sah. Im Verlauf von einer Stunde hatte er 300 von seinen besten Leuten verloren; er selber kämpfte geraume Zeit wie ein Löwe, doch endlich ward er in wildem Handgemenge auf die Erde geworfen. Da er sich nicht ergeben wollte, erhielt er Kolbenstöße und Bajonettstiche, seine Waffen und Kleider wurden ihm vom blutenden Leibe gerissen. Der heldenmütige Mann verlor indes auch jetzt nicht seine Geistesgegenwart; mit Riesenkraft raffte sich der nun Waffenlose wieder auf, schlug mit gewaltigen Faustschlägen wie ein Rasender um sich und entwand sich endlich, die Fetzen seiner Kleider den Soldaten zurücklassend, bluttriefend ihren ferneren Angriffen. Hierauf kletterte er, mit einem Fuß einen Verfolger noch rückwärts stoßend, von nachgeschickten Kugeln umsaust, einen steilen Berg hinauf. Ungefähr 50 seiner Leute retteten sich nach diesem Punkte hin, wurden aber zum Teil niedergeschossen und verloren ihre Stutzen. Nur die verzweiflungsvolle Lage des kleinen Restes und ihre gemsenartige Geschicklichkeit im Klettern machte es möglich, eine durch Bäume etwas geschützte Höhe zu gewinnen, wo man vom Feinde nicht mehr erreicht werden

konnte. Kaum oben angelangt, vermißte nun Speckbacher seinen Sohn Anderl, stieß einen herzzerreißenden durchdringenden Schrei aus und wollte augenblicklich zurück. Aber seine Leute weigerten sich, ihm zu folgen, und als der Vater die Unmöglichkeit erkannte, den Sohn zu retten, erwachte der Stolz des Kriegers wieder, der ihn trieb, nicht zwei solche Siegestrophäen dem Feinde zu überliefern. Seine trüben Ahnungen aber, die ihm gleich anfangs von dem Zug ins Salzburgische nichts Gutes prophezeit hatten, waren nur zu sehr in Erfüllung gegangen!

Da die bayrische Vorhut den alten Speckbacher nicht persönlich kannte, so vermutete man diesen Anführer unter den Toten. Der Sohn wurde daher bald nach dem Gefecht auf dem Schlachtfelde herumgeführt, um die Leiche seines Vaters anzugeben. Bald erkannte der Kleine auch die blutigen Kleiderfetzen und den Säbel seines Vaters. Bitterlich weinend gab er nun einen eben verschiedenen Tiroler, der mit zerhauenem Gesicht da lag, für seinen Vater aus. Der schlaue Knabe wollte jedoch die Flucht seines Vaters sichern, denn bald darauf zeigte er wieder eine für seine jungen Jahre bewundernswerte Fassung, die selbst den bayrischen Offizieren Achtung für den Kommandanten-Sohn einflößte, der schon so früh das Kriegshandwerk ergriffen hatte. Kein Klagelaut ward von ihm vernommen; nur als er von seinen Landsleuten getrennt und auf Befehl des Königs Max nach München geführt ward, weinte er. Der König zeigte große Teilnahme für den jungen Tiroler und fragte ihn: Was glaubst du nun, daß mit dir geschehen werde? „Umbringen wird man mich, wie meinen Vater,“ antwortete der Kleine. Der König beruhigte ihn und gab ihn in eine Erziehungsanstalt, wo er aufs beste gehalten wurde.

In Rattenberg vereinigten sich die Versprengten wieder mit Speckbacher, der nun nach Innsbruck zurückging, um dem Sandwirt einen neuen Verteidigungsplan vorzulegen. Hofer wollte aber auf nichts eingehen, verließ am 21. Oktober die Stadt, um wieder auf dem Berg Isel Posto zu fassen. Unterdessen drangen die Feinde von Norden und Süden mit zahlreichen Truppen heran; Speckbachers Familie mußte sich tiefer ins Gebirge flüchten, 300 Mann Bayern nahmen das Gut zu Rinn in Beschlag und zehrten von dessen Vorräten. Der traurigen Ereignisse, die nun folgten, ist bereits Erwähnung gethan. Speckbacher hielt es für das geratenste, seine Mannschaft zu entlassen; seine Familie fand er erst am 12. November zu Stallsins, einer hochliegenden, damals schon ganz eingeschneiten Alpe! Trotz der kummervollen Lage war die Freude des Wiedersehens groß, und als dem Vater nur der eine Gedanke, was aus seinem Anderl geworden sein möchte, die Freude zu stören schien, brachte die Mutter ein Schreiben herbei, das ihr der General Deroi zugesendet hatte, worin es unter anderm hieß, daß ihr Sohn lebe, in München unter besonderem Schutz des Königs stehe und sich sehr wohl befinde*). In demselben Schreiben ward Speckbacher zur Unter-

*) Auf einen Brief, den die Mutter ihrem Anderl schrieb, antwortete dieser:

werfung aufgefordert und ihm verheißen, wenn er freiwillig die Waffen niederlegen und persönlich sich stellen würde, so solle alles verziehen sein. Dieses edelmütige Anerbieten machte Eindruck auf Speckbachers nun zum Frieden gestimmtes Gemüt, aber durch Hofer ward er wieder schwankend. Der hatte wieder 1200 Mann im Passeier aufgeboten und ermahnte zur Fortsetzung des Kriegs. Speckbacher, der ohnehin nur schwer Vertrauen zu den Friedensversicherungen fassen konnte, zog abermals aus, die Schützen aufzubieten. Um die Nachrichten auf die andere Seite des Flusses zu bringen, wurden nun die Briefe an einen Pfeil gebunden und mit einem starken Bogen hinübergeschossen. Da dies nur in der Nacht geschehen konnte, befestigte man an dem Pfeile noch eine Rakete, deren Feuer den Ort bezeichnete, wo der Pfeil niederfiel. Während sich die Bauern sammelten, ward aber die Friedensnachricht zur Gewißheit, und ihr Beginnen mußte um so strafwürdiger erscheinen. Mit aller Macht verfolgte man nun Speckbacher, erließ Steckbriefe und versprach eine große Belohnung für seinen Fang. Die Soldaten nannten ihn nur den „Feuerteufel" und schwuren, Riemen aus seiner Haut zu schneiden, weil er ihnen so viel Mühe verursachte. Er aber floh mit einem kleinen Gefolge von Sennhütte zu Sennhütte, bis er Dux erreichte, von wo er ins Pusterthal zu entkommen hoffte. Die Pässe waren aber so verschneit, daß er über Weihnachten in Dux bleiben mußte, und um seinen Aufenthalt nicht kenntlich zu machen, seine Genossen verabschiedete. Dennoch ward sein Zufluchtsort bald den Bayern bekannt, und er mußte sich auf die Spitze des Vogelberges flüchten. Um nicht zu verhungern, stieg er, Nahrung zu holen, zu einem Hause herab, in das sogleich bayrische Soldaten eindrangen. Kaum gelang es ihm, sich auf das Dach zu retten und von dort hinabzuspringen, wobei er sich stark beschädigte. Er eilte in den nächsten

---

„Liebste teuerste Mutter: Du hast mich mit Deinem Brief ganz überrascht! Es freut mich herzlich, daß ich nun weiß, daß Du gesund bist und mein Vater noch lebt. Herzlich gern wollte ich nun für ihn bitten, aber ich glaube, daß es noch nicht thunlich ist. Was mich betrifft, geht es mir gut, ich bin mit meinem Zustande sehr zufrieden und gesund. Der König hat sehr viel Gnade für mich; was ich bedarf, schafft er mir bei. Er ließ mir heuer schon so viele Kleider, Wäsche und ein prächtiges Bett machen, was alles über 400 fl. kostete. Auch hätte ich das Glück, daß der allergnädigste König mein Firmgöth (Zeuge bei der Konfirmation) geworden wäre, wenn ich nicht schon gefirmt gewesen wäre. So oft ich das Glück habe, bei ihm erscheinen zu dürfen, fragt er mich, ob ich in die Kirche gehe und fleißig bete! Hier sind die Kirchen aufs allerprächtigste geziert. Seine Exzellenz Herr Kriegsminister von Triva ist mein größter Wohlthäter, dem ich mein gegenwärtiges und künftiges Glück zu verdanken habe. Er ist mein bester Fürbitter bei dem König, zieht mich öfter zur Tafel und sorgt für mich wie für sein eigen Kind. Ich bin nun im königlichen Seminar, wo ich deutsch, lateinisch, Musik und Zeichnen lerne. Auch bin ich heuer schon siebenmal der erste geworden. Ich werde mir alle Mühe geben, durch Fleiß und gutes Betragen die vielen Wohlthaten zu verdienen. Nun lebe wohl, meine Geschwister, Deine Schwester und den Kuhn (Haushund) grüße ich herzlich und verbleibe stets Dein dankbarer Sohn

Andrä Speckbacher.

Wald und dann zum Voldererberge und irrte 27 Tage umher, oft mehrere Tage hintereinander ohne Speise und Trank. Einmal, als er, vom Hunger getrieben, sich weiter ins Thal hinunter wagte, erblickte er auf einem Schneefelde in weiter neblichter Ferne menschliche Gestalten. Stets argwöhnisch, jetzt dem eigenen Schatten nicht mehr trauend, hielt er sie anfangs für seine Verfolger, wie sie aber näher kamen, erkannte er seine eigene Familie, die, um der Verhaftung zu entgehen, gleichfalls aus ihrer Sennhütte geflohen war. Bisher hatte der Verfolgte sein Schicksal standhaft ertragen, als er aber die hungernden, vor Kälte erstarrten Kinder und die leichenblasse abgemagerte Frau erblickte, da rollten die Thränen aus den dunkeln Augen des schwer gebeugten Vaters.

Doch es galt, sich zu fassen und auf Rettung zu sinnen. Ein Hoffnungsstrahl erhellte sein umdüstertes Gemüt; er gedachte eines Freundes, der auf der Höhe des Voldererberges ein Gehöft hatte, und dorthin führte er nun die Seinen. Die schluchzenden Kinder waren aber schon ermüdet und geschwächt, das kleinste vor Kälte und Hunger fast erstarrt! Der unglückliche Vater mußte es auf diesem Jammerzuge erst wieder an seinem Vaterherzen zu neuem Leben erwärmen und dann alle drei abwechselnd auf dem gefrorenen Schnee aufwärts tragen.

Der Freund nahm die Geächteten hilfreich auf, aber lange durfte Speckbacher nicht bei ihm bleiben, er eilte fort und verbarg sich auf einer Alp, wohin ihm der brave Mann zuweilen Lebensmittel brachte. Auch der getreue Knecht Zoppel scheuete nicht den weiten Weg von Rinn, wo er einstweilen das Hauswesen besorgte, und trug zeitweise Lebensmittel herzu, als ihm der Aufenthalt seines Herrn kund geworden war. Diesen wackern Menschen vermochten die schärfsten Drohungen ebensowenig als eine angebotene Belohnung von 100 Gulden, seinen Herrn zu verraten.

Am 2. Februar, am Morgen des Lichtmeßtages, der zugleich seiner lieben Marie Namenstag war, klangen von den nächsten Dörfern die Glocken so hell und rein durch die kalte Winterluft, daß den einsamen Flüchtling eine unwiderstehliche Sehnsucht ergriff, zu seinen Lieben einmal hinabzusteigen und wenn auch nur eine Stunde lang sich ihres Anblicks zu freuen. Auch glaubte er, daß man nun in seiner Verfolgung wohl etwas nachgelassen habe. Kaum war er aber in der Mitte der Seinen froh geworden, da rief eins seiner Kinder: „Die Bayern kommen!“ Der Unglückliche will zur Hinterthür entfliehen, aber schon hört er das Stoßen von Gewehrkolben; nun will er zur vorderen Thür und reißt sie auf, allein da sieht er sieben Mann den Berg heraufkommen. So greift er, schnell gefaßt, nach einem Handschlitten, stülpt ihn über den Kopf, und als wäre er ein Knecht des Hauses, der Holz zu holen sich anschickt, geht er gerades Wegs den Soldaten entgegen. Diese rufen ihm zu, auszuweichen, denn der Weg war schmal; er aber antwortet keck, dies sei an ihnen, denn er müsse noch schnell Holz holen, da man heute keine Einquartierung erwartet habe! So erreicht er den Wald und findet Gelegenheit zu entkommen.

Schon im November, als die Sachen eine schlimme Wendung zu nehmen begannen, hatte er sich einen Zufluchtsort ausersehen und allerlei Mundvorrat, siebzehn Büchsen und neunhundert Patronen nach und nach dorthin geschafft. Es war eine Höhle auf dem Gemshaken, einer der steilsten und wildesten Klippen; dort beschloß er nun zu hausen. In einer Nacht, wo Schneegestöber die frischen Fußtritte unkenntlich macht, kletterte er hinauf, und um von seiner Spur noch mehr abzulenken, band er ein Paar Schuhe verkehrt unter die Sohlen.

Die Höhle hatte nur einen Zugang, den zu verteidigen er sich vornahm. Seine Gewehre hielt er immer geladen. Auf den steilen Pfad, der zur Höhle führte, legte er eine geladene Büchse und verdeckte sie mit Reißholz und Gesträuch. An den gespannten Hahn der Büchse befestigte er einen Bindfaden, der in geringer Höhe quer über den Fußsteig lief. Jedes Anstoßen an denselben war hinreichend, den Schuß zu entladen und den Höhlenbewohner zu warnen. So lebte er in seiner schrecklichen Einsamkeit bis zum März, und nur die Schmerzen der bei Mellek und bei seinem Sprung von dem Dache herab empfangenen Leibschäden waren seine Unterhaltung. Und doch war das Maß seiner Leiden keineswegs voll. Es traten Stürme und Tauwetter ein; als er sich eines Tages aus seiner Höhle entfernte, um Reißholz zu sammeln, hörte er plötzlich über sich ein donnerähnliches Gekrach; es war eine Lawine, die ihn von Tiefe zu Tiefe mit fortriß, bis er ganz betäubt an einem Erdwall hängen blieb. Sein Hüftbein war verrenkt, er war nicht mehr imstande, zu seiner Höhle emporzuklimmen, und so dachte er, es sei besser, den Feinden in die Hände zu fallen, als hier so jammervoll zu enden. Er schleppte sich zu dem Hause seines Freundes auf dem Volderer-berge, welches seine Familie schon verlassen hatte, um nach Rinn zurückzukehren. Zu dem Wege, den ein gesunder Mann in 2½ Stunden zurücklegt, brauchte er volle 7 Stunden. Das Bein wurde wieder eingerichtet, und er blieb einen Tag in dem gastfreundlichen Hause, indem er wiederholt seinen Freund bat, er möchte doch hingehen und die 500 Gulden verdienen, bevor sie einem anderen zu teil würden. Davon wollte aber der brave Bauer nichts wissen. Mit Hilfe des Biedermanns, der die chirurgische Operation vollbracht, trug er den halbtoten Speckbacher in der Nacht über Seitenwege nach Rinn und legte ihn hier im Stalle nieder, ohne der Familie Nachricht geben zu können. Am andern Morgen fand ihn sein treuer Knecht Georg Zoppel und bereitete ihm nach der Weisung seines allzeit erfinderischen Herrn in einer 4 Fuß tiefen Grube, die er mit Brettern und dann mit Stroh und Mist bedeckte, ein Strohlager. Das Luftloch zum Atemschöpfen befand sich unter dem Bauche einer Kuh. Die Frau und einige Vertraute, darunter der Bauerndoktor Spielthenner, wußten um das Geheimnis. So lag der arme Speckbacher eine Zeitlang*) lebendig verscharrt, ohne Wäsche, ohne seine

*) Die Angabe „7 Wochen“ lang ist jedenfalls übertrieben, aber die Thatsache wohl unzweifelhaft. Vgl. Dr. Rapp, a. a. O. 806 und „Drei Sommer in Tirol“ von Ludwig Steub (2. Aufl.) I, S. 92.

Lage verändern zu können. Milch und Brot, zuweilen ein Ei, war seine Nahrung, während die im Hause befindliche bayrische Einquartierung es sich wohlschmecken ließ.

Von der Nässe und Unsauberkeit fielen dem zur Vermeidung jeder Bewegung Gezwungenen die Kleider in Stücken vom Leibe, seine Hüfte und der Rippenbruch aber war durch die Ruhe und die animalische Wärme vollkommen geheilt. Nach drei Wochen verließ er zeitweilig seine Gruft (wenn die Soldaten zum Exerzieren ausrückten) und hielt sich im nahen Schafstall auf. Bis zum 2. Mai hatte er ausgeharrt, länger vermochte er aber nicht in seiner Lage zu verbleiben, und er entschloß sich, nach Österreich zu entfliehen. Seine Nerven waren so angegriffen, daß einige Schluck Wein ihn berauschten; er mußte also vorerst noch drei Tage im Stalle bleiben, um sich nach und nach zu erholen.

Mit zehn Pfund Fleisch und einigem Vorrat von Brot versehen schritt er so rasch als möglich vorwärts, dabei jede menschliche Wohnung vermeidend; erst am zehnten Tage wagte er es, mit Menschen zusammenzukommen. Er hatte während dieser zehn Tage fast gar nicht geschlafen; der Gedanke, von Henkershand sterben zu müssen, erfüllte ihn mit Entsetzen, und noch mehr ward sein Herz bekümmert, wenn er an Frau und Kinder gedachte. Doch kam auch manch tröstlicher Gedanke an Gottes Gnade und der Heiligen Schutz in seine Seele, und das erhielt seinen Mut aufrecht. Er ging über Gastein und dann über die steilsten Gebirge nach Steiermark. Endlich kam er nach Wien; tiefgerührt empfing der Erzherzog Johann den Tiroler Helden, mit großer Huld, nicht ohne innere Bewegung der Kaiser selbst. Vorderhand ward ihm eine Pension zugesichert und seine Brust mit einer goldenen Medaille geschmückt. Dann wollte man ihm ein Landgut in der ungarischen Niederung anweisen, aber wie hätte der Alpensohn in dieser Luft ausdauern, und wie sein mit dem Tirolerland so ganz verwachsenes treues Weib zu solcher Übersiedelung bestimmen sollen? Er schrieb's seiner Marie, und diese antwortete in einem Briefe, der es verdient, auch hier mitgeteilt zu werden:

Mein herzallerliebster Mann!
Liebster Joseph!

So inniglich es Dich schmerzt, ohne mich zu sein, so viel Dir unsere häuslichen traurigen Umstände am Herzen liegen, ebenso hart fühlt es Dein Weib, ohne Dich zu leben; ja so oft ich ein Kind schaue, wird mir das Herz so voll, denn der erste Gedanke dabei ist, ach Kinder, ihr seid jetzt wie Waisen ohne Vater! ich wie eine verachtete Witib ohne Mann! Aber Gott im Himmel und dem heil. Anderl von Judenstein sei mein und meiner Kinder Elend und Verlassenheit geklagt und anempfohlen. O, lieber Joseph, Du weißt, wie Dich Deine Moaidl liebt, aber durch diese Liebe bitte ich Dich um Gottes willen, thue mir nicht übelnehmen, daß ich das Alte wiederhole und noch dazu setze: Lieber als nach Ungarn oder sonst so weit gehen, lieber will ich — ach Gott, daß ich so sagen muß — mit meinen Kindern

betteln gehen. Jetzt ist es noch nicht so weit, aber es darf nicht lange mehr dauern, so hast Du herzallerliebster Mann eine Bettlerin zum Weibe. Ich muß aufhören, sonst wird das Papier vom Rehren (Weinen) naß. Nur eins, lieber Joseph, muß Dich und mich in diesem Kummer trösten, daß wir uns dies Elend und das bevorstehende Unglück, betteln zu gehen, nicht durch Verschwendung oder aus einer andern Ursache selbst freiwillig zugezogen haben, sondern bloß Deine Liebe zu unserem Vaterlande und guten Kaiser Franz und das herzliche Verlangen, wieder österreichisch zu werden, hat Dich so weit gebracht und Dich in die äußersten Lebensgefahren und Dein Weib und Kinder in Not und Kummer versetzt.

O, lieber Alter! wag's noch, und mach' noch vor dem allergnädigsten Kaiser, der so gut und milde ist, einen Fußfall, und sag' ihm, erzähl's ihm, wie's Deinem Weibe in Tirol geht. Bitte für mich um Verzeihung, daß ich Dir nicht nachfolge, Du weißt ja selbst, daß ich schon öfters krank war und eine so weite Reise nicht aushalten würde. Nicht Weiber, sondern auch gescheite Männer haben mir gesagt, daß, wenn man nicht fester Natur und von starken Leibeskräften ist, man es im Ungerlande nicht aushalten kann, und Du liebst Dein Weib zu herzlich, als daß Du sie dem Tode zuführen könntest.

O bitt' nur recht, und ich will beim heiligen Anderl am Judensteine beten, daß uns der allergnädigste Monarch, der gute Kaiser, jetzt noch hilft, und dann kann ja Gott noch alles anders schicken. Soll uns aber seine Strafe noch länger treffen, so bitt' nachher, was Du vermagst, daß Du in Steiermark oder in einer näheren Gegend, wo noch „ein bissel Berge" sind, etwas erbittest, und dann, wenn unser liebes Vaterland keine Hoffnung mehr hat, österreichisch zu werden und Du ins Tirol zu kommen, dann will ich zu Dir meinem herzallerliebsten Mann gehen.

Ich danke Dir, lieber Joseph, für den Neujahrwunsch. Gott verleihe mir, daß wir unter Österreichs Regierung in unserm Tirol wieder zusammenkommen, damit Du, lieber Mann, jene, die uns helfen können, von unserem Elende recht überzeugen kannst.

Noch muß ich Dir zu meinem und Deinem Kummer offenbaren, daß alles Vieh erkrankt ist! ein Stück ist schon verloren, und bei den andern zweien sind wir keinen Tag sicher, daß sie nicht auch hin sind. An Arzneien und Doktoren sind bereits schon 50 fl. verwendet worden. Jetzt denk' Dir noch die großen Steuern dazu. Noch einmal, herzallerliebster Mann, bitte um Hilfe für Dein verlassenes Weib und Kinder, und sei mir tausendmal gegrüßt und dem Schutze Gottes und der Gnade des Kaisers empfohlen. Schreibe bald und höre nicht auf zu lieben

Den 5. Jänner 1811.

Dein treues Weib

Maria Speckbacherin.

Nachschr. Deine lieben Kinder lassen Dich herzlich grüßen, sie beten fleißig für Dich und fragen oft: Kommt unser Vater nicht mehr zu uns?

Nach Empfang dieses Briefes lehnte Speckbacher jeden Vorschlag ab, der ihn an Ungarn fesseln könnte, und war bemüht, eine kleine Besitzung in Österreich zu kaufen, was ihm auch unter Beihilfe einiger Freunde gelang. Nun schrieb er seiner Frau, sie möchte kommen, und im April 1811 kam sie wirklich nach der Kaiserstadt; aber das Wiener Leben gefiel ihr so wenig, und ihr Heimweh erwachte so schnell, daß die gute Tirolerin nach wenig Wochen ihre Rückreise antrat. Bei Salzburg ward sie aber von den Bayern festgenommen und dreizehn Wochen lang in Gefangenschaft gehalten. Die arme Frau kam fast von Sinnen, da sie auch noch erfuhr, daß ihre Kinder erkrankt seien. Ihrem Manne war es mit seinem Güterkauf auch schlecht gegangen, er mußte das kaum erworbene Eigentum wieder zurückgeben, da er die darauf stehen gebliebenen Summen nicht sogleich abtragen konnte. Darauf verwaltete er für den jungen Hofer ein Bauerngut, welches demselben vom Kaiser geschenkt worden war.

Außerhalb seines Berglandes schien jedoch der Held ganz aus seinem Gleichgewicht gekommen zu sein; namentlich war er öfters in Geldnot. Doch erwachte auch die alte Kühnheit wieder, als er mit einem Engländer die Wette einging, den höchsten und nie betretenen Punkt der gotisch durchbrochenen Spitze des Stephansturmes zu erklimmen, welch lebensgefährliches Wagstück er zum großen Erstaunen der Wiener mit vollster Sicherheit glücklich durchführte. Der hocherfreute Engländer lud den Tiroler Mann nach England ein, was aber dieser ablehnte*).

Als im Sommer 1813 Österreich die gewaltigsten Rüstungen wider Napoleon machte, ward Speckbacher nach Tirol geschickt, um das Land wider Bayern, das damals noch mit Frankreich verbunden war, aufzubringen. Doch der bayrischen Herrschaft muß nachgerühmt werden, daß sie manche früheren Fehler verbessert und dem Volke die Hand zur Versöhnung geboten hatte, so daß jetzt eine Insurrektion schwerlich erfolgt sein würde. Speckbacher wurde zum wirklichen Major der Armee ernannt und erschien in Uniform daheim, nicht eben freundlich von vielen seiner Landsleute betrachtet, von Bayern aber neuerdings geächtet. Glücklicherweise gestalteten sich die politischen Verhältnisse zwischen Österreich und Bayern im Oktober aufs beste, indem sich zwei stammverwandte Völker zu gleichem Kampf für deutsche Freiheit die Hände reichten. Das frische, tapfere Heer der Bayern, 50000 Mann stark, vom Feldmarschall Wrede geführt, trat wieder gegen Napoleon in die Schranken und zwang ihn bei Hanau zur unaufhaltsamen Flucht. Dort am Main kämpften Österreicher, Bayern und Tiroler in schönem Verein. Am 31. März 1814 hielten die verbündeten Monarchen ihren Ein-

*) Damit widerspricht J. G. Mayr, Speckbachers Biograph, den bisherigen Angaben des Brockh. Kon.-L., das den Tiroler Helden nach England reisen und am Triumphzuge von 1813 teilnehmen läßt.

zug in Paris, und infolge des Pariser Vertrags vom 30. Mai kam Tirol mit Vorarlberg wieder an Österreich zurück. Als sich im folgenden Jahre 1815 die Kaiser, Könige und Fürsten mit ihren Ministern und Gesandten versammelten, um die neue Ordnung der Dinge festzustellen, da hatte auch Speckbacher Gelegenheit, diesen glänzenden Kongreß mit eigenen Augen sich anzuschauen und zu erfahren, welche schnellen Veränderungen die Politik zuwege bringt. Der Kaiser von Österreich und der König von Bayern, die noch kurz zuvor in blutigen Kämpfen als Feinde sich gegenübergestanden hatten, waren nun die besten Freunde geworden. Weil nun Kaiser Franz und König Maximilian so eng verbunden waren, riet der Kaiser seinem getreuen Tiroler Helden dringend, sich dem Könige vorzustellen. „Speckbacher," sagte er zu ihm, „du mußt zum Könige von Bayern gehen und dich bedanken, daß er deinem Buben hat was lernen lassen!" Dieses vertrauliche „Du" that dem Patrioten von Herzen wohl, und er erzählte später, es sei ihm lieber gewesen als die goldene Kette und Tapferkeits-Medaille, die er vom Kaiser erhalten hatte. Aber der Gang zum guten König Max, der für seinen Sohn wie ein Vater gesorgt und ihm selber sich so gnädig bewiesen hatte, ward ihm schwer, weil er sich vor ihm schämte und harte Vorwürfe erwartete. Doch der großmütige König schien alle Feindschaft der Tiroler vergessen zu haben und nahm ihn sehr gütig auf. „Lassen Sie mir Ihren Sohn," sprach er unter anderem, „er soll es in Bayern weiter bringen als in Österreich!"

Man kann sich denken, mit welchem Frohgefühl Held Speckbacher in die geliebte Heimat zurückkehrte. Die ihm dankbare österreichische Regierung erteilte ihm ein Gnadengehalt von 1000 Gulden. Als im Jahre 1816 der Kaiser Franz von Österreich aufs neue von seinen Tirolern zu Innsbruck den Huldigungseid empfing, führte Speckbacher als Schützenmajor im festlichen Zuge seine tapferen Innthaler an dem geliebten Monarchen vorüber. Es fehlte zu seinem Glücke bloß noch sein Sohn Anderl, und er wandte sich bittend an den König Max, „daß er nicht zweifle, ein so guter König, der mit so außerordentlicher Großmut den Sohn seines Gegners behandelt, werde ihm jetzt auch sein Kind wieder ganz geben, um es in einem Staate ferner ausbilden und dienen lassen zu können, der jetzt mit Bayern nicht nur innig befreundet, sondern auch durch die Bande der engsten Verwandtschaft mit demselben umschlungen sei."

Bayerns König gewährte die Bitte, und der junge Andreas Speckbacher, nachdem er in den verflossenen sechs Jahren zu München eine sehr tüchtige Bildung empfangen hatte, kehrte freudig zu den Bergen zurück, zu denen sein Auge aus der Ferne oft mit Sehnsucht hingeblickt hatte, und zu dem Vater, dessen Liebling er war*).

---

*) Er erhielt eine Stelle bei dem Berg- und Hüttenamte zu Brixlegg und ward im Jahre 1832 zum Verwalter des Hüttenamts in Jenbach ernannt, das durch seine ausgezeichnete Thätigkeit großen Ruf erlangte. Es war ein schwerer Verlust für die

Die Familie zog nach Hall, da dem durch so viele Mühsal und die erlittenen Verwundungen geschwächten Körper Speckbachers der Landbau zu schwer ward. Mit Anfang 1820 begann seine Schwäche bedenklicher zu werden; es stellte sich eine Nervenkrankheit ein, welcher er am 28. März, erst 53 Jahre alt, in den Armen seines treuen Weibes erlag. Seine irdische Hülle deckt, an der Pfarrkirche zu Hall angebracht, ein einfacher Leichenstein von weißem Marmor; darauf ist, nicht sehr geschmackvoll, die Verdienstmedaille mit der großen Kette und dem Brustbilde des Kaisers dargestellt, worunter die Worte stehen:

Im Kriege wild, doch menschlich auch,
Im Frieden still und den Gesetzen treu,
War er als Krieger, Unterthan und Mensch
Der Ehre wie der Liebe wert.

Hierauf folgt in ganzen Zeilen eingegraben:

Joseph Speckbacher, tirolischer
Landes-Schützen-Major,
geboren zu Gnadenwald den 14. August 1767, gestorben zu Hall
am 28. März 1820.

Der Kaiser ehrte die Verdienste des Verstorbenen noch dadurch, daß er der Witwe ein Jahrgeld von 500 Gulden und jedem der vier hinterlassenen Kinder eine jährliche Unterstützung von 100 Gulden bewilligte.

Am 22. April 1858 brachte der Tiroler Bote folgenden Erlaß des Kaisers Franz Joseph:

Se. K. K. apostol. Majestät haben, um auch das Andenken des an der patriotischen Erhebung Tirols im Jahre 1809 mit hervorragendem Verdienste als Landesschützenmajor beteiligten Joseph Speckbacher zu ehren, mit allerh. Handschreiben vom 20. l. M. die Überführung der irdischen Überreste desselben nach Innsbruck, deren Beisetzung in der Hofkirche neben Andreas Hofers Gebein und die Aufstellung eines Denksteines neben dem Monument des letzteren, wie für P. Joachim Haspinger, auf Staatskosten allergnädigst anzuordnen geruht. Der Tag, an welchem dieser allerh. Anordnung gemäß die Beisetzung der irdischen Überreste Speckbachers in der hiesigen Hofkirche erfolgen wird, wird nachträglich bestimmt werden.

Seinen nicht nur, sondern auch für den Staat, daß er schon 1834, einem Lungenleiden erliegend, starb,

Joachim Haspinger.

In dem kühnen, kriegsmutigen Kapuzinerpater erscheint das religiös-patriotische Element bis zum Fanatismus gesteigert, der bekanntlich in seiner Überspannung dem Vaterlande oft mehr schadet als nützt. Neben dieser dunkeln Seite seines Wirkens erscheint jedoch jene weit überstrahlend die Lichtseite einer stets opferbereitwilligen Hingabe an die Sache des Vaterlandes, einer kriegerischen Tapferkeit und Tüchtigkeit, eines stets jugendlich sprühenden Feuers, das selbst die Lauen erwärmend und begeisternd alles zur Thätigkeit fortriß und gerade in der Gestalt des Gott geweihten Priesters die frommen Tiroler aufzuregen geeignet ist.

Johann Haspinger (den Namen Joachim erhielt er im Kloster) wurde zu St. Martin im Gsieß, einem Seitenzweige des Pusterthales, am 28. Oktober 1776 von armen Bauersleuten geboren, die nichts sehnlicher wünschten, als daß ihr Sohn Priester werden möchte. Ein benachbarter Dorfvikar nahm sich der Unterweisung des Knaben an. Notdürftig vorbereitet trat er dann, 17 Jahre alt, in das Gymnasium zu Bozen. Er hatte da kaum drei Jahre den Studien obgelegen, als die Kriegstrommel ihren Ruf hören ließ; die französischen Revolutionstruppen hatten (1796) das Land in große Gefahr gebracht, und so griff der kampflustige Jüngling zum Stutzen, zog mit den Scharfschützen an die venetianische Grenze, wo er einen feindlichen Offizier, der die Gegend rekognoszierte, gefangen nahm und dafür die Tapferkeitsmedaille erhielt. Er weihte diese silberne Ehrenmedaille später dem heil. Antonius von Eppan. Nachdem er in den Kämpfen an der venetianischen und Schweizer Grenze bis 1799 tapfer mitgefochten hatte, begab er sich nach Innsbruck und begann Philosophie und Medizin zu studieren. Doch das Erforschen und Erlernen der Wissenschaft war nicht seine starke Seite, und so ließ er sich denn 1802 in den Kapuzinerorden aufnehmen, machte seine theologischen Vorbereitungen in verschiedenen Klöstern und erhielt 1805 die Priesterweihe. Schon in dieser Zeit hatte er auf seinen Wanderzügen den Sandwirt Hofer kennen gelernt, der alle Bettelmönche freundlich aufnahm.

Am Schluß des Jahres 1805, in welchem die Schlacht bei Ulm (14. Oktober) und die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz (2. Dezember) für Österreich so unglücklich ausgefallen war, ward der Friede zu Presburg (26. Dezember) geschlossen, worin Österreich Venedig an das italienische Königreich und Tirol an Bayern abtreten mußte. Die „aufgeklärten" bayrischen Kommissare wollten auch in Tirol freisinnige Reformen machen nach französischem Muster und glaubten nicht nötig zu haben, auf die Priesterschaft, welche doch in Tirol das Volksleben beherrschte, viel Rücksicht nehmen zu müssen. Das rief denn große Unzufriedenheit hervor mit der neuen Ordnung der Dinge; der Tiroler hing treu am Hause Habsburg, und die Geistlichkeit sah unter bayrischem Zepter ihre Machtstellung gefährdet. Sie schürte das Feuer, das unter der Asche glimmte, und im Frühling des Jahres 1809 brach die Flamme des Volksaufstandes lichterloh hervor.

Dem Pater Joachim ward es in seiner Zelle zu eng, das Kloster schien ihm wie ein Gefängnis. Er trug seinen Vorgesetzten die Bitte vor, daß sie ihn möchten als Feldpater am Kriege teilnehmen lassen, und die Bitte ward ihm gewährt, da der Tiroler Aufstand dem Klerus selber höchst erwünscht kam. So zog denn Haspinger als Feldpater mit den Schützenkompanieen in den Krieg und zeigte alsbald, daß er zu schießen und zu manövrieren verstand wie ein geübter Hauptmann. Da er nun überdies als Geistlicher noch eine besondere Autorität über die Leute hatte, übergab ihm Hofer in den Maigefechten am Berg Isel die Leitung des linken Flügels. Seinen weißen Stecken, worauf ein Antoniuskopf geschnitzt, wie einen Marschallsstab schwingend, stürzte sich der Rittermönch, von einigen Kaiserjägern unterstützt, in die rechte Flanke der Bayern gegen den Husselhof und die Gallwiese und trieb durch wohlgenährtes Schützenfeuer die Feinde bis in die Wiltauer Felder hinab. Im dichtesten Kugelregen stand er mit einer Kühnheit und einem so freudigen Mut, daß er die Seinen mit sich fortriß, wohin er wollte. Wich aber einer feig zurück, dann steigerte sich sein Zorn fast bis zur Wut. Einem jungen Burschen, der zaghaft meinte, daß er an dem ihm angewiesenen Posten seines Lebens nicht sicher sei, sagte er mit festem, zuversichtlichem Ton: „Es geschieht dir nichts — sieh dort jenen Offizier zu Pferde, ziele gut!" Der Knabe schoß, und der Offizier fiel. Ein feindlicher Soldat drang mit dem Bajonett auf Haspinger ein und drohte ihn niederzustoßen; schnell legte ein Schütze auf des Paters Schulter an, tötete den Gegner, verbrannte aber dabei dem Geretteten den Bart. Seit jener Zeit — so sagte er selbst öfter — war ihm jede Gefahr gleichgültig, und hätte er auch vor einer geladenen Kanone gestanden. Es war aber auch in jenen Frühlingstagen eine Begeisterung in den Tiroler Schlachtreihen, die den Sieg verdiente. Ein Vater brachte die Leiche seines Sohnes nur aus dem Gefechte fort in Sicherheit und kehrte dann auf dieselbe Stelle wieder ins Feuer zurück. Haspinger, mit versengtem Haar und Bart, sah furchtbar wie der Schlachtendämon aus, aber den Seinen war er wie ein schützender Genius. Er wollte einen Schützen forttragen lassen, den eine Kugel in den Leib getroffen. „Laßt mich nur liegen," sagte der Sterbende, „ehe die Feinde herankommen, bin ich nicht mehr." Andere Sterbende ermunterten, als sähen sie den Himmel offen, die Heranziehenden zur begeisterten Fortsetzung des Kampfes.

Als nach dem Abzuge der österreichischen Truppen Tirol sich selber überlassen blieb und Hofer nebst den übrigen Patrioten in aller Stille die Volksbewaffnung wieder einleitete, war Haspinger einer der thätigsten. Er predigte im untern Eisackthale den „heiligen Krieg"; je mehr Franzosen erschlagen würden, so verkündigte er dem Volk, desto mehr Sünden würden abgebüßt. Alles griff zu den Waffen, selbst Greise, Weiber und Kinder wurden nur mit Mühe zurückgehalten. Nur die ängstlichen Stadtbewohner von Brixen waren anders gesinnt und neigten sich zur Unterwerfung hin. Sie verweigerten dem „Rotbart" mit seiner Schar, die am 3. August schon zu 500 Mann angewachsen war, sogar den Eintritt in die Stadt. Er zog

daher seitwärts nach Unterau, wo die Schützen unter den Hauptleuten Mayr und Kemnater zu ihm stießen. Um das Eindringen der Franzosen vom Pusterthale her zu hemmen, ließ er sogleich die Laditscher Brücke aufheben und gegen das Hauptkorps des Marschalls Lefebre, das vom Brenner her vordrang, Verschanzungen bei der Peiserbrücke und bei dem Brixener Kläusel anlegen. Alle Anstalten wurden getroffen, um in gutem Zusammenwirken mit Hofer und Speckbacher die Stellung bei Ober- und Unterau zu behaupten. Für den Fall der Not ward die Peiserbrücke, um sie anzubrennen, mit Pech bestrichen.

Haspinger und Mayr wurden zwar abends am 4. August gegen Brixen zurückgeworfen, und der französische General Royer, der die sächsische Vorhut befehligte, hatte vier Tiroler Schützen, die als Gefangene ihm vorgeführt wurden, als Rebellen augenblicklich erschießen lassen. Dies war aber nur das Mittel, die Tiroler Scharen zu erneuetem, unwiderstehlichem Kampfe zu treiben. Der tapfere Mönch war eben im Begriff, die Brixener Klause noch stärker verschanzen zu lassen, als er den Henkertod seiner vier Schützen erfuhr. Da ließ der feurige Pater in der Nacht alle Sturmglocken läuten, von denen besonders die große berühmte „Redeneckerin" weit hinaus ertönte, und forderte die ganze Gegend um Brixen zu neuem Kampf wider die französischen „Schergen" und Mordbrenner auf. Alle, die, vom Feuer der bayrischen Kanonen erschreckt, sich verlaufen hatten, sollten — so drohte der priesterliche Hauptmann — ohne Gnade erschossen werden, wenn sie nicht alsbald sich wieder anschlössen. Den ängstlichen Landrichter von Brixen bedrohte er, alle Äcker umher verwüsten zu lassen, wenn er das streitbare Volk nicht zusammenziehen lasse. Als die Brixner eine Deputation an den Feind abziehen lassen wollten, erklärte er diese für vogelfrei, wenn sie ihren Weg noch weiter fortsetzte, und ließ den „Unterhändlern" eine tüchtige Tracht Prügel geben, womit sie heimgeschickt wurden.

Das wirkte; in der Morgendämmerung des andern Tages sah sich der mutige Mönch schon wieder durch zahlreiche Scharen frischer Streiter verstärkt, drang abermals vor und nun mit entschiedenem Glück. Er überfiel die sächsischen Vorwachen beim Brixener Kläusel, hob mehrere davon auf und warf die andern bis nach Unterau zurück, wo das ermüdete Bataillon kaum Zeit fand, sich zur Verteidigung aufzustellen. Peter Mayr, zu Pferde, gab durch das Schwenken einer schwarzen Fahne das Zeichen zum Angriff; von allen Seiten drangen die Bauern auf das sich bald zurückziehende sächsische Korps. Bei Oberau suchten sich die Feinde zu halten, die wohlbemessenen Kartätschenschüsse der bayrischen Kanonen wiesen die auf das linke Eisackufer vordringenden Tiroler zurück. Doch der begeisterte Mönch ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er sammelte schnell seine Mannschaft, flehte in einem kurzen inbrünstigen Gebet den Himmel um Beistand für sein Vorhaben an, gab allen im Halbkreise herum knieenden Schützen die Generalabsolution und seinen geistlichen Segen, und nun begann er den Sturm, während zu

gleicher Zeit Speckbacher von den Höhen des rechten Ufers herunterdrang und im Verein mit Haspinger die Brücke von Mittewald nahm.

So ward das Heer der Feinde von Stellung zu Stellung wieder zurückgetrieben, bis am 12. August der französische Marschall zwischen Innsbruck und dem Berg Isel sich festsetzte und es einer entscheidenden Schlacht bedurfte, um ihn auch von dort zu vertreiben. Haspinger genoß in Schönberg auf einem kleinen, mit Stroh bedeckten Wagen des Schlafes; der feurige Pater war durch die fortwährenden Anstrengungen so erschöpft, daß er sich kaum mehr regen konnte; seine Sandalen waren durchgegangen, seine Füße bluteten, aber sein Geist war stets gesund und frisch. Hofer hatte den Angriff auf den 13. August morgens 4 Uhr bestimmt. Um 2 Uhr nach Mitternacht las der Kapuziner die Messe, welcher alle Hauptleute beiwohnten und nach deren Beendigung ihr priesterlicher Kampfgenosse ihnen den Segen und die Absolution erteilte. Nach blutigem Kampf errangen die Tiroler den Sieg, der auch in Haspingers Leben den schönsten Glanzpunkt bildete. Am 15. August — es war der Tag Mariä Himmelfahrt — brach Hofer schon bei Sonnenaufgang auf und erschien auf dem Berg Isel im Angesicht von Innsbruck. Da ihm nun erst der Sieg vollkommen gewonnen schien, ließ er die übrigen Kommandanten zu sich entbieten. Dann holte der fromme Oberkommandant, umgeben von den sieghaften Landesverteidigern, seinen großen Rosenkranz aus der Tasche und ließ sich auf ein Knie nieder, um dem himmlischen Erretter durch ein einfaches Vaterunser den Zoll der Dankbarkeit darzubringen. Neben dieser imponierenden bärtigen Gestalt kniete rechts Haspinger, stets im Mönchsgewand, und links Speckbachers trotzig schlichte Heldengestalt. Alle drei entblößten ihr Haupt, schlugen gleich Hofer ein Kreuz, falteten die Hände und beteten inbrünstig und laut. Augenblicklich folgte diesem erhabenen Beispiele auch die ganze Masse des Volks, und die Morgensonne, die Wolken durchbrechend, beleuchtete strahlend die herrliche echt germanische Heldengruppe auf dem damals einzigen freien Stücklein deutscher Erde*). Haspinger war von der Macht des Augenblicks so ergriffen, daß er, ohnehin von der überstandenen Mühsal erschöpft, ohnmächtig umsank, sich jedoch zur Freude der Seinigen bald wieder erholte. An der Seite Hofers fuhr der Kapuziner in dem mit vier Schimmeln bespannten Wagen triumphierend in die tirolische Hauptstadt ein.

Der stolze „Herzog von Danzig" mußte, ergrimmt über die von den Bauern erlittene Niederlage, bis Salzburg zurückweichen. Noch wenige Tage vor der Schlacht hatte er an die Anführer Haspinger, Speckbacher und Hofer eine Proklamation erlassen, worin er, um sie zu schrecken, noch eine Verstärkung von 50 000 Mann ankündigte, von jedem ferneren Widerstande abmahnte und drohte, daß bei längerer Widersetzlichkeit jeder Baum ein Galgen für sie sein werde; besonders aber würde er dem Pater Haspinger, für welchen als Geistlichen das Kriegführen vollends unstatthaft sei, jedes Haar

*) Treffende Schilderung Mayrs a. a. O. S. 196.

einzeln aus seinem roten Barte ausraufen lassen. Darauf hatte ihm der Pater in aller Eile geantwortet:

„Eure Exzellenz! Ich ersehe aus Ihrem Geschreibsel, daß Sie von meiner Anstellung gar nicht unterrichtet sind; der Einschluß, welcher meine Bestallung als Kommandant der Tiroler enthält, soll Sie überzeugen, daß ich als rechtschaffener Mann so handeln muß. Was das Aufhängen belangt, so ist zu bemerken, daß man denjenigen, welchen man hängen will, dazu vorerst haben muß; übrigens taugt mein Hals so gut dazu, wie der anderer Leute mit goldgesticktem Kragen, und damit wollen wir es einstweilen dahingestellt sein lassen! Was ferner noch die 50 000 Mann betrifft, so sind wir Tiroler nie gewohnt, die Feinde zu zählen, wir suchen sie auf, damit wir sie treffen und schlagen."

Einen Tag und eine Nacht gönnte der Kapuziner in Innsbruck sich Ruhe, dann folgte er seinem Kriegsgenossen Speckbacher nach, der dem sich zurückziehenden Feinde auf den Fersen war. Er fand diesen in Wörgl. Speckbachers riesenstarke Natur war von der rastlosen Anstrengung auch erschöpft worden, der Kommandant hatte nebst seinen Leuten dem Weinvorrat in Wörgl tüchtig zugesprochen und war in einen tiefen Schlaf gesunken, dessen selbst die ausgestellten Feldwachen nicht ganz Meister werden konnten. Haspinger war über diese Sorglosigkeit seines Mitkommandanten ganz außer sich und hielt es für geraten, ihm eine derbe Lektion zu geben. Von den bayrischen Gefangenen mußten einige ihre Uniform seinen Schützen leihen, diese stellten sich sodann an das Bett des schlafenden Speckbacher, dem mit festen Stricken Hände und Füße gebunden wurden, ohne daß er in seinem tiefen Schlaf etwas merkte. Nun denke man sich den Zorn und die Wut des erwachenden Löwen, der, den Feind an seinem Bette erblickend, vergebliche Anstrengungen macht, seine Bande zu zerreißen! Endlich trat der schlaue Pater ein, der halb ernst halb scherzend von der Notwendigkeit predigte, auch hinter dem fliehenden Feinde wachsam zu sein. Dem gefoppten Speckbacher war aber der Spaß doch zu derb, und wäre Freund Haspinger nicht Geistlicher gewesen, so möchte auch er schwerlich ohne eine handgreifliche Lektion davongekommen sein.

Leider verführten die bisherigen glücklichen Erfolge den kriegslustigen Kapuziner zu jenen abenteuerlichen Plänen, deren wir schon früher gedacht haben. Während Hofer wie Speckbacher am liebsten nur in Tirol selber zur Verteidigung des Vaterlandes kämpfen mochten, ließ Haspinger nicht nach, die Kriegsoperationen auch in die Nachbarländer auszudehnen. Speckbacher mußte ins Salzburgische dringen, dort, meinte der feurige Mönch, werde alles gegen die Franzosen aufstehen; inzwischen wollte er die Kärntner und Krainer in Bewegung setzen, sodann mit einer zusammengefaßten Masse dieser kräftigen Bergvölker dem gottlosen Napoleon in den Rücken fallen, den lieben, so arg bedrängten Kaiser wieder frei machen und den Papst in seine alte Macht und Würde wieder einsetzen. Nur die Bergbewohner — das

stand bei ihm wie ein Glaubensartikel fest — seien imstande, den Unbesiegten zu besiegen.

Hofer ließ einstweilen den Dingen ihren Lauf; als der Pater von Joseph Straub, dem damaligen Stadtkommandanten in Hall, eine ansehnliche Menge Pulver und Blei verlangte und solches dem Oberkommandanten Hofer gemeldet ward, ließ dieser zwar die Munition verabfolgen, befahl aber dem Straub, selbst zu Haspinger zu gehen und ihm „wegen seines hitzigen Unternehmens eine Predigt zu halten". Der Pater ging aber vorwärts. Nachdem Speckbacher mit dem Pinzgauer-Kommandanten Wallner (am 17. September) bereits den Paß Lustenstein erobert und seine Absichten auf Lofer und Unken gerichtet hatte, marschierte Haspinger gegen die festen Plätze Pongaus. Der 25. September war zum allgemeinen Angriff bestimmt, der auch vollkommen gelang. Die in die Enge getriebenen Bayern wurden von Speckbacher bei Unken an gleichem Tage geschlagen, an welchem Haspinger den Luegpaß erstürmte und den Feind bis Berchtesgaden zurückwarf. Am 26. September mußte er aber diesen Ort räumen und bis Salzburg retirieren.

Unser Held besetzte nun zwar Hallein; allein seine bei Oberalm aufgestellte Mannschaft wurde am 3. Oktober von einem feindlichen Angriffe so überrascht, daß sie, eine Kanone im Stiche lassend, nur durch schnelle Flucht ins Gebirge sich retten konnte. Darauf drangen die Bayern nach Hallein; Haspinger mit seiner geringen Besatzung war zu schwach, um sich dort lange halten zu können, aber doch räumte er erst den Platz nach der heftigsten Gegenwehr, denn in den Gassen des Städtchens kämpfte Mann mit Mann. Haspinger setzte sich in Golling fest und hielt dort am 16. Oktober tapfer den Angriff der Bayern aus. Als er aber Speckbachers große Niederlage bei Meleck erfuhr und von den Salzburger Schützen ihn fast alle verlassen hatten, sah er mit seiner kleinen ihm treu gebliebenen Schar sich genötigt, nach Kärnten aufzubrechen. Dort hatte bereits der Kommandant Türk die Schützen aufgeboten, und mit ihm vereint gedachte Haspinger den französischen General Ruska in Klagenfurt zu überfallen. Wirklich vertrieb er auch die Franzosen aus Spital, aber es fehlte ihm an den Mitteln, kräftig weiter zu dringen: er mußte bald weichen, und nur mit großer Gefahr gelang es ihm, sich wieder nach der Heimat durchzuschlagen. Durch zwei Ordonnanzen ward er zu Hofer beschieden, der abwechselnd in Steinach und auf dem Schönberg sein Hauptquartier hatte. In Steinach überreichte ihm der kaiserliche Hofkommissar v. Roschmann das Kreuz Pro piis meritis.

Des unglücklichen Einflusses, den der immer noch vom Kampf und Sieg träumende Pater auf Hofer ausübte, um diesen zur Fortsetzung eines Krieges zu bestimmen, dessen für die Tiroler verderblichen Ausgang jeder Besonnene voraussehen mußte, ist bereits in der Biographie Hofers gedacht worden. Während der Priester Donay sich alle Mühe gab, den Frieden zu bewerkstelligen, machte Haspinger mit aller Kraft seinen priesterlichen Einfluß auf den Oberkommandanten geltend — und nur zum Unheil; er ward so der böse Genius Hofers. Als das Unglück hereingebrochen war, floh Pater

Joachim, nun auf Rettung seiner Person bedacht, erst in die Schweiz nach Münsterthal in das Kapuzinerhospiz; aber noch zeitig gewarnt, er möchte auf seiner Hut sein, verließ er in der Nacht sein Versteck, und schon am andern Morgen war das Kloster von Wachen umstellt. Durch tiefen Schnee und auf beschwerlichen Umwegen gelangte er nach Tschengls im Vintschgau, wo er bei dem Verwalter des dortigen Schlosses freundliche Aufnahme fand. Neun Monate hielt er sich dort verborgen, aber es mochte sein Aufenthalt doch kund geworden sein, und er hatte kaum noch Zeit, in falscher Kleidung nach der Schweiz zu entrinnen. Nachdem er dort eine Zeitlang als Tapezierer gearbeitet hatte, reiste er mit falschem Paß als Handwerksbursche nach Mailand und gelangte endlich über Klagenfurt nach Wien. Als er vor seinen Kaiser hintrat, hemmte ein Thränenstrom seine Worte. Die Gnade des Monarchen verlieh ihm eine Pfarrstelle bei Wien. Auf den Wunsch des Erzbischofs war er seines Klostergelübdes als Kapuziner entbunden worden und hatte Bart und Kutte abgethan. In seinem 60. Lebensjahre ward er auf sein Ansuchen pensioniert und ging nach Hietzing bei Wien, dort in Gemütlichkeit sein Jahrgeld zu verzehren. Als das Revolutionsjahr 1848 auch Österreich wieder erschütterte, zog der immer noch rüstige Greis als Feldpater mit einer Tiroler Kompanie an die italienische Grenze. So brannte es — wie Staffler bemerkt — bei ihm noch immer von innen, wie im Berge Ätna, wenn auch der Scheitel mit Schnee bedeckt war. „Weit besser ist's, mich trifft eine Kugel, als daß ich im Bett sterbe", so rief er kampflustig aus. Doch war es ihm diesmal nicht beschieden, Kriegslorbeeren zu erringen. Sichtlich gebeugt vom Alter und von den Beschwerden des Feldzuges kehrte er nach Wien zurück, übersiedelte dann nach Salzburg*), wo er sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum feierte, und starb daselbst am 12. Januar 1858 im 82. Jahre seines Lebens. Dasselbe erste Bataillon des Tiroler Jägerregiments, das im Jahre 1823 die Asche von Andreas Hofer aus Mantua nach Innsbruck führte, geleitete den kriegerischen Priester zu Grabe. Die Beisetzung in der Ruhestätte des St. Peterkirchhofs war aber nur eine zeitweilige; in der Nacht des 11. März wurden die irdischen Überreste in einen eichenen Sarg, der in einem zweiten von Zink stand, gethan und nach Innsbruck abgeführt, wo sie in der Hofkirche an der Seite Andreas Hofers beigesetzt wurden.

*) Er bezog aus öffentlichen Fonds eine Pension von 1000 Gulden, hatte ein Freiquartier im k. k. Mirabellschloß und den Genuß der Meßstipendien.

Erzherzog Karl.

Leopold II. regierte noch als Großherzog von Toskana, als ihm zu Florenz am 5. September 1771 sein dritter Sohn, der Erzherzog Karl, von seiner Gemahlin Ludovika, der Tochter des Königs von Spanien, Karl III., geboren wurde. Der toskanische Hof war von jeher ausgezeichnet durch seine Bildung, durch Förderung der Kunst und Wissenschaft, an deren Schätzen Florenz selber so reich ist. Das empfängliche Gemüt des Knaben verarbeitete still die Eindrücke des Schönen, Wahren und Guten, die ihm von so mancher Seite zuströmten, aber das, wofür er sich lernend interessieren sollte, mußte ihm auch gemütlich vermittelt werden, mußte den ganzen Menschen erregen. Julius Cäsar und Polybius, seine Lieblingslektüre, mögen frühzeitig seine Einbildungskraft mit Bildern des Ruhmes und der Heldenkraft erfüllt haben. Dagegen wollte ihm das mathematische Wissen anfangs gar nicht munden. Österes Unwohlsein mochte wohl zu dem sehr stillen, ja scheuen Wesen des Knaben hauptsächlich beigetragen haben; man fürchtete schon, er sei zur Schwermut geneigt, aber mit fortschreitender Entwickelung des Geistes verschwand dieser Charakterzug gänzlich, und es blieb dafür jene liebenswürdige Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit zurück, die den Helden zierte.

Schon im Jahre 1778, nachdem der Prinz das siebente Jahr erreicht hatte, übernahm der Graf von Hohenwarth die Erziehung desselben. Dieser vortreffliche Mann, der mit echter Vaterlandsliebe die gediegenste Bildung vereinte und mit den ausgezeichnetsten Gelehrten Italiens und Deutschlands (namentlich auch mit unserem Herder) verkehrte, wußte Geist und Herz seines hohen Zöglings in schöner Harmonie zu bilden und durch sein eigenes Beispiel den besten Unterricht zu geben. Graf von Hohenwarth vereinigte in sich selber die christliche, humanistische und ästhetische Bildung; er verdiente es, daß man ihm mit dem erzbischöflichen Stuhle von Wien lohnte.

Auch die tiefgreifenden Bestrebungen Kaiser Josephs II., des Oheims des jungen Erzherzogs, mochten nicht ohne nachhaltige Wirkung bleiben und eine liberalere Ansicht von Welt und Menschen begründen. Joseph starb mit dem Beginn der französischen Staatsumwälzung; die Regierung der österreichischen Erblande samt der deutschen Kaiserwürde gingen auf seinen Bruder Leopold II. über, den Vater unsers Helden. Der neunzehnjährige Karl begleitete seinen Vater nach Wien, erhielt Zutritt zu den Sitzungen der kaiserlichen Hofstellen und ward mit einemmale in den Strudel der sich von nun an mit stürmischer Hast drängenden Weltbegebenheiten hineingerissen.

Kaiser Leopold II. hatte eine höchst schwierige Aufgabe zu lösen, denn bei seinem Regierungsantritt waren Ungarn und die Niederlande in vollem Aufstande, und Frankreichs gärender Vulkan drohte mit seinem Ausbruch die deutschen Verhältnisse zu erschüttern und zu verwirren. Die besonnenste Mäßigung und Nachgiebigkeit war zunächst die einzig anwendbare Politik,

und der Kaiser wußte sie zu üben; er suchte den Frieden mit Frankreich, solange es nur irgend möglich war, zu erhalten. Sein Sohn Karl ging 1791 nach Brüssel, wo die Erzherzogin Christine nebst ihrem Gemahl, dem Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, die Regentschaft führte. Das hohe Paar hatte, da ihre Ehe kinderlos geblieben, den Erzherzog Karl an Kindesstatt angenommen und wollte ihn nun in die Staatsgeschäfte einweihen.

Karl arbeitete mit allem Fleiß, vergaß jedoch über den politischen Angelegenheiten nicht das Studium der Militärwissenschaften und die Übung in den Waffen. Es stellte sich immer mehr heraus, daß er das Kriegswesen als den eigentlichen Beruf seines Lebens erkannte. Und bald genug erschien der Zeitpunkt, wo es galt, diesen Beruf zu bethätigen.

Der in Frankreich sich immer gewaltthätiger entwickelnde revolutionäre Geist, der alles Bestehende zertrümmerte, die Verhältnisse des kirchlichen, bürgerlichen und geselligen Lebens von Grund aus umgestalten wollte, ließ sich nicht in die Grenzen Frankreichs einengen und mußte dem ganzen noch auf alter historischer Grundlage ruhenden Europa den Krieg erklären. Zunächst wurden die weltlichen Besitzungen deutscher Standesherren in Elsaß und Lothringen und die reichen geistlichen Güter am linken Rheinufer ein Raub der Neufranken; Österreich war doppelt gefährdet in seiner Stellung zum Deutschen Reich und in seiner Hausmacht in bezug auf die an Frankreich grenzenden italienischen und belgischen Lande. Wie das unumschränkte Königtum in Frankreich zu Boden geworfen war, so — das sahen die deutschen Fürsten wohl ein — drohte auch der Fürstenmacht im „lieben heil'gen röm'schen Reich" die größte Gefahr. Leopold II., nachdem er sich mit Preußen verbündet, forderte am 18. Februar 1792 durch seinen Gesandten, den Fürsten Kaunitz, von der französischen Nationalversammlung die Wiederherstellung der königlichen Gewalt, die Rückgabe der geistlichen Güter, die Wiedereinsetzung der deutschen Reichsstände in ihre früheren Besitztümer und Rechte. Unerwartet und plötzlich erfolgte Leopolds Tod am 6. März 1792; sein ältester Sohn Franz folgte ihm auf dem Throne. Franz II. hielt die Wiederherstellung des königlichen Ansehens in Frankreich für seine erste und größte Aufgabe und wiederholte seine Forderungen. Aber schon am 29. April war der unglückliche König Ludwig XVI. von der gesetzgebenden Nationalversammlung gezwungen worden, den Krieg an Franz als König von Ungarn und Böhmen zu erklären. Der Kaiser, zum Oberhaupt des Deutschen Reiches erwählt, hatte nicht nur dieses, sondern auch Preußen und England auf seiner Seite.

Der Krieg begann mit einem Angriff der Franzosen auf die österreichischen Niederlande. Die französischen Truppen wurden zurückgeschlagen. Als aber Herzog Ferdinand von Braunschweig, der Oberbefehlshaber der Verbündeten, durch die ersten glücklichen Erfolge übermütig gemacht, sein hochmütiges Manifest erließ und doch sich bald darauf so schmählich aus der Champagne zurückziehen mußte, erwachte in dem französischen Volke der Stolz, die Erbitterung und Wut: am 21. September ward die Republik erklärt und nun

ein Volkskrieg eröffnet, der, alle schulmäßige Taktik beiseite werfend, mit ganz neuen Waffen der Begeisterung, des Fanatismus, ja der Verzweiflung geführt wurde. Den Feldherren blieb nur die Wahl des Sieges oder der Guillotine. Es galt nicht mehr Rang, Adel, Herkommen, sondern die Kraft und das Talent; ob die Krieger zerlumpt oder uniformiert, eingeübt waren oder nicht, darauf ward wenig gesehen; es galt nur in entscheidendem Moment mit Schnelligkeit und Feuer zusammenzuwirken und den Angriff unwiderstehlich zu machen. Solcher neuen Kampfesart konnten die deutschen Heere, die, auf ihren Garnisondienst oder früher erworbene Lorbeeren pochend, ohne belebende Ideen bloß maschinenmäßig fochten, nicht die Spitze bieten. Dumouriez war unter den Revolutionsfeldherren der erste, welcher das Kriegsglück auf französische Seite wandte. Er gewann die Schlacht bei Jemappes am 5. November, in welcher 17 000 Österreicher unter Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen kämpften und auch der junge Erzherzog Karl an der Spitze einer Brigade stand.

Am 23. Januar des folgenden Jahres 1793 büßte der allzugutmütige und allzuschwache Ludwig XVI. die Sünden der Väter auf dem Schafott. Belgien und Mainz waren bereits in den Händen der Franzosen, ihre kriegsmutigen Heerscharen verbreiteten die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit in den Niederlanden und Deutschland, wohin sie unaufhaltsam vordrangen. Dumouriez hatte sein Winterquartier an der Roer und wollte auf Amsterdam losgehen, um die Eroberung Hollands zu vollenden. Doch diesmal waren die Österreicher schneller als die Franzosen, die sich's in ihren Lagern noch wohl sein ließen, als die Österreicher unter dem Feldmarschall Prinzen Josias von Koburg in der Nacht vom 28. Februar auf den 1. März bei Jülich auf vier Punkten über die Roer setzten. Der Überfall ward schnell und pünktlich ausgeführt: der französische General Dampierre spielte ruhig in Aachen Karten, als ihm die Botschaft von der Überrumpelung seiner Kantonnierungen zukam. Erzherzog Karl befehligte die Vorhut des siegreich vorschreitenden Heeres, er umging die feindliche Stellung und stürmte dann die Höhen von Aldenhoven, hinter welchen sich der Feind zu sammeln suchte. Er selber stellte sich an die Spitze der wallonischen Reiter. „Die Franzosen halten sich für unüberwindlich," rief er, „zeigt euch als Männer, als brave Wallonen, und jagt sie zum Teufel!" Der Feind ward in die Flucht geschlagen, ein vollständiger Sieg errungen. Dieser Waffenthat folgte bald nachher der glänzende Sieg bei Neerwinden am 18. März 1793, an welchem Erzherzog Karl wesentlichen Anteil hatte — er sprengte mit seinen Reitern den linken französischen Flügel und eroberte das Geschütz — so daß ihm sein kaiserlicher Bruder Franz II. den Maria-Theresienorden, das höchste militärische Ehrenzeichen in Österreich, übersandte.

Der junge Prinz war schon damals der Liebling der Soldaten, die instinktmäßig den Helden erkennen, dem Kopf und Herz auf dem rechten Flecke sitzen. Ohne nach üblicher Sitte das herrische abstoßende Benehmen der Generale nachzuahmen, vielmehr in ungezwungener Weise vertraulich

auch mit dem gemeinen Manne verkehrend, sicherte er sich zugleich die Liebe und die Achtung; seine Tapferkeit und Sachkenntnis erweckten in jedem unbedingtes Vertrauen und willigen Gehorsam. Aber dem kaiserlichen Heere, das aus Deutschen, Ungarn, Slaven, Wallonen in buntester Mischung zusammengesetzt war, eine Begeisterung einzuhauchen, die über den pflichtmäßigen Gehorsam hinausgeht, das war eine schwere Aufgabe, und doch gelang allmählich ihre Lösung, soweit sie menschlich möglich war, dem heldenmütigen Kaisersohn, indem er an seine Persönlichkeit die Hoffnung auf eine bessere Zukunft und den Mut der Gegenwart Trotz zu bieten knüpfte. Im Erzherzog Karl war der österreichischen Armee ein zweiter Prinz Eugen beschieden.

Im Frühjahre 1794 begab sich der Kaiser Franz selber nach den Niederlanden, um durch seine Gegenwart den Mut der Truppen zu erhöhen. Die Streitmacht der Verbündeten war groß genug, aber es fehlte an der Einheit des Zusammenwirkens und an der Schnelligkeit der Bewegung, während die Franzosen eine Armee nach der andern wie aus der Erde stampften und ihre Generale in schnellem, kühnem Vordringen miteinander wetteiferten. Zwar ließ sich der Anfang dieses Feldzuges für die Verbündeten glücklich an; das verschanzte Lager vor der Festung Landrecies wurde erstürmt, der Feind in die Festung gedrängt und bald so bedrängt, daß der Platz kapitulieren mußte. Erzherzog Karl legte wieder an der Spitze seiner Division glänzende Proben der Tapferkeit ab und wurde vom Feldmarschall-Leutnant zum Feldzeugmeister befördert. Aber das Genie des französischen Feldherrn Pichegrü gab bald den Dingen eine andere Wendung, und die Hauptschlacht bei Fleurus ging für die Verbündeten verloren, trotzdem daß Erzherzog Karl Fleurus erstürmte, daß die österreichischen Truppen samt ihren Führern mit größter Tapferkeit fochten, daß der linke Flügel der Franzosen bereits den Rückzug angetreten hatte. Der Oberfeldherr Prinz Koburg hielt die Schlacht für verloren, wollte die Armee schonen — und gab die Niederlande den Feinden preis. Erzherzog Karl protestierte gegen den Rückzug, mit ihm alle braven Feldherren, aber vergebens. Nun verließ ein Teil des preußischen Heeres den Kriegsschauplatz, England und Holland hoben ihre Subsidienzahlung auf, und im Jahre 1795 schloß Preußen den schmachvollen Separatfrieden zu Basel. Die unselige Eifersucht zwischen den beiden deutschen Großmächten, der Egoismus der kleinen deutschen Fürsten, die von Ehre und Patriotismus längst sich losgesagt hatten, machten es dem Reichsfeinde leicht, ein Stück nach dem andern vom „armen Reiche“ abzureißen.

Mit dem Glück wuchs bei den Franzosen die Kühnheit und Eroberungslust; in Paris war der Riesenplan entworfen, daß Bonaparte mit der italienischen Armee, Moreau mit der Rheinarmee und Jourdan mit der Sambre- und Maasarmee ins Herz von Österreich vordringen und zu Wien den Frieden diktieren sollten. Die österreichischen Streitkräfte waren in die Ober- und Niederrheinarmee verteilt, jene vom Feldmarschall Wurmser, diese vom Erzherzog Karl befehligt. Als nun aber der junge General Bonaparte

seinen bewundernswerten Alpenübergang machte und siegreich bis Mantua vordrang, befahl der Hofkriegsrat in Wien, daß Wurmser mit 25 000 Mann österreichischer Kerntruppen nach Italien eilen sollte, um hier dem kühnen Vordringen Bonapartes Schranken zu setzen. Erzherzog Karl wurde Befehlshaber beider Armeen, und dies konnte schon den Abgang einer bedeutenden Truppe verschmerzen machen.

Jourdan war an die Ufer der Lahn und Sieg vorgerückt und hatte den Prinzen Ferdinand von Württemberg in die Flucht geschlagen. Erzherzog Karl eilte sogleich mit einer Abteilung seines Heeres dem Bedrängten zu Hilfe; bei Wetzlar angelangt, traf er alles in vollem Rückzuge. Aber sein Adlerauge erkannte sogleich die schwachen Punkte des verfolgenden Feindes, er machte eine geschickte Bewegung über die Lahn, wodurch er den Feind in die Flanke nahm, und schlug ihn am 15. Juni 1796 so entscheidend, daß Jourdan sich entschloß, über den Rhein wieder zurückzugehen. Der schnelle Sieger war ihm stets hart auf den Fersen und vereitelte durch seine geschickten Bewegungen alle Pläne der Sambre- und Maasarmee.

Noch aber drohte große Gefahr vom Oberrhein, wo Moreau mit seiner Armee vordrang, am 24. Juni seinen Rheinübergang bei Straßburg bewerkstelligte und die in sehr weiter Stellung ausgebreiteten österreichischen Heerhaufen zu werfen begann. Der Herzog von Württemberg rief sogleich, nachdem seine Truppen einige Unfälle erlitten hatten, sein Kontingent zurück, und die kleineren, wie größeren Reichsstände trugen großes Verlangen, mit den Franzosen möglichst bald auf einen freundschaftlichen Fuß zu kommen. Unter solchen Umständen ward es dem General Moreau leicht, nach dem Schwarzwalde vorzudringen und den Weg nach Schwaben sich zu öffnen.

Erzherzog Karl mußte auf alle Fälle sich Moreau entgegenwerfen; er ließ zur Beobachtung des Jourdanschen Heeres General Wartensleben mit 25 000 Mann am Niederrhein zurück und rückte in Eilmärschen auf den Kampfplatz. Doch die Feinde hatten bereits so günstige Stellungen, daß die schwächere österreichische Armee es nicht wagen durfte, sie anzugreifen; der Erzherzog Karl mußte sich damit begnügen, ihnen das Vordringen bloß zu erschweren. Zu gleicher Zeit war Jourdan wieder zum Angriff geschritten und hatte den viel schwächeren Wartensleben bei Friedberg in der Wetterau geschlagen; er war nahe daran, sich mit Moreau zu vereinigen, und da auch Bonaparte in Italien gesiegt hatte und durch Tirol unaufhaltsam vordrang, schien jener Heldenplan zu gelingen, daß die drei französischen Heere vor Wien sich wirklich vereinigten. Da rettete eine kühn entworfene und ausgeführte Bewegung Karls Deutschland und Österreich. Er stellte am Lech einen Truppenkörper auf, um Moreau zu täuschen, rückte durch das Engthal der Altmühl, warf Jourdans Unterfeldherrn Bernadotte und vereinigte sich mit Wartensleben, griff dann sogleich (am 24. August) das Jourdansche Heer bei Amberg im Rücken und in der Flanke an und errang einen vollständigen Sieg. Jourdan ward zum Rückzug gezwungen, der durch die energische Verfolgung des Erzherzogs in wilde Flucht überging. Freilich

hatte unterdessen Moreau den ihm entgegengestellten Truppenkörper unter Latour geschlagen, Bayern zum Waffenstillstande gezwungen und seine Heersäulen bis an den Lech vorgeschoben. Doch in Eilmärschen war auch Karl schon wieder mit 12 000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern dem Moreau entgegengerückt, hatte die versprengten Truppenkörper an sich gezogen und den Feind zu einem Rückzuge gezwungen, der dem französischen Feldherrn alle Ehre machte, denn er ging durch das enge Höllenthal im Schwarzwalde. Noch suchte sich Moreau auf dem rechten Rheinufer zu halten und Kehl, das die Österreicher umringten, zu entsetzen. Doch die Hauptschlacht bei Emmendingen am 17. Oktober ging für die Franzosen verloren. Moreau bat um einen Waffenstillstand, und Karl hätte ihn gern bewilligt, um für den Angriff auf die italienische Armee freie Hand zu bekommen, aber der Hofkriegsrat in Wien hatte befohlen, Kehl und Hüningen auf jeden Fall zu nehmen. Dies gelang nach der größten Anstrengung zu Anfang 1797, und nun erst konnte der Erzherzog sich nach Tirol begeben.

Bonaparte, nachdem er Oberitalien erobert, dem Papste — dessen Schlüsselsoldaten schon beim bloßen Anblick der französischen Armee davongelaufen waren —, den Beherrschern von Parma, Modena und Neapel den Frieden vorgeschrieben hatte, verfolgte seine glänzenden Siege von Lodi, Arcole ꝛc., die auch den Fall Mantuas herbeigeführt; früher als man vermutete, war er nach Tirol vorgedrungen, wo der Erzherzog in aller Eile kaum 40 000 Mann hatte zusammenbringen können, schlecht ausgerüstet und an Munition Mangel leidend. Des Erzherzogs Vorschlag, den Truppenkörper Latours zur italienischen Armee zu senden, bevor derselbe von Moreau zum Rückzug gezwungen würde, war vom Hofkriegsrat in Wien nicht genehmigt worden; so ging Bonapartes Wort in Erfüllung: „Bisher habe ich Heere ohne Feldherren besiegt, jetzt eile ich, einen Feldherrn ohne Heer zu bekämpfen.“ Wie ganz anders würden sich die Dinge gestaltet haben, wenn Österreich von Preußen unterstützt worden wäre! Nun mußte der brave Erzherzog, der sich in Tirol nicht halten konnte, trotz aller heldenmütigen Tapferkeit seiner Scharen, den Waffenstillstand von Leoben eingehen, dem bald darauf der Friede von Kampoformio folgte (17. Oktober), der für Österreich und Deutschland gleich demütigend und schmerzlich war.

Karl ward mit dem Amt eines Generalgouverneurs von Böhmen beehrt; seine Gesundheit war sehr angegriffen, das hielt ihn aber nicht ab, an der Verbesserung des österreichischen Kriegswesens, das noch zäh in veralteten Formen hing, rastlos zu arbeiten. Doch nur zu bald riefen ihn die Ereignisse wieder auf den Schauplatz des Krieges. Die ungezügelte Maßlosigkeit der französischen Machthaber hatte eine neue Koalition der europäischen Mächte gegen die übermütige Republik herbeigeführt, und Österreich suchte die Fesseln, die ihm der Friede von Kampoformio geschmiedet hatte, wieder zu zerbrechen. Im März 1799 ging Jourdan mit der Donauarmee und Bernadotte mit einem Beobachtungsheer über den Rhein; zugleich griff Massena den österreichischen General Auffenberg in Graubündten an, warf

ihn und drang in Tirol ein. Auf diese Nachricht rückte Jourdan in die Linie zwischen Tuttlingen und Hohentwiel, um sich den Weg nach Vorarlberg zur Vereinigung mit Massena zu öffnen und zugleich im Besitz der Donau zu bleiben. Da noch keine offizielle Kriegserklärung erfolgt war, forderte Jourdan den Erzherzog ganz naiv auf, seine Truppen zurückzuziehen. „Eine solche Forderung muß man mit Kanonen erwidern!“ rief Karl, als man ihm dies meldete. Er hatte schnell seinen Plan entworfen, war von Memmingen bis zum Dorfe Ostrach vorgerückt, das die Franzosen besetzt hielten, stürmte die festen Stellungen des Feindes und schlug Jourdan so, daß dieser bis Stockach zurückweichen mußte; aber auch dahin folgte ihm der österreichische Held und schlug ihn abermals (25. März). Der Feind hatte den tapfersten Widerstand geleistet, allerlei Künste angewandt, die Österreicher zu umgehen, doch Karl mit seiner unerschütterlichen Besonnenheit alle Pläne vereitelt. Im entscheidenden Moment hatte er sich selber, entschlossen zu siegen oder zu sterben, an die Spitze von zwei Grenadierbataillons gestellt und gerufen: „Jetzt gilt es Ehre und Vaterland! erinnert euch, daß ihr österreichische Grenadiere seid, wir müssen siegen oder sterben!“ „Hier ist nicht der Ort für Ew. kaiserliche Hoheit! Zurück, zurück!“ — so schallte es die ganze Reihe entlang, mehrere alte Grenadiere traten vor, hielten das Pferd am Zügel und riefen mit Thränen in den Augen: „Verlassen Sie sich auf uns, wir sind Ihre Grenadiere!“ Und die Braven hielten Wort.

Die Siege des Erzherzogs waren wie ein lichter Sonnenblick aus trüben Wolken; die deutschen Fürsten und Völker begannen wieder sich als Deutsche zu fühlen und zeigten sich willig, ihre Kontingente in verstärkter Anzahl zu Karls Fahnen zu senden. Der österreichische Held begann schon jetzt seine große Idee, das Volk in Masse gegen den kühnen Feind in die Waffen zu rufen, im kleinen zur Ausführung zu bringen, indem er einzelne Volkserhebungen längs des Rheines veranlaßte, welche seine Operationen unterstützen sollten. Selbst der Kaiser Franz II. forderte Deutschlands Fürsten zur Bildung eines Landsturmes auf, Erzherzog Karl sagte in einem Schreiben an die deutschen Stände: „Bis die versprochene Reichsbewaffnung zustande kommt, wird der Feind seine Räubereien fortsetzen und die Länder aussaugen; daher muß man außerordentliche und schleunige Maßregeln ergreifen. In der Überzeugung von dieser Notwendigkeit hat sich das Volk im mainzischen Lande, im Odenwalde ꝛc. bereits bewaffnet; dies Beispiel muß allgemeine Nachahmung finden, zugleich müssen aber auch die getroffenen Anstalten mit den Dispositionen der kaiserlichen Armee in Verbindung gesetzt werden. Ich bin bereit, den sich erhebenden Offiziere zu ihrer Bildung zu schicken und sie sonst zu unterstützen. Dadurch werde ich in den Stand gesetzt werden, nicht nur Schwaben und die vorliegenden deutschen Reichslande zu schützen, sondern auch wichtige Operationen zu vollbringen.“ Wie glücklich hätte schon jetzt der Krieg für Österreich und Deutschland enden können, wenn man dem erprobten Feldherrn den unbeschränkten Oberbefehl über alle Truppen in Tirol und Deutschland übertragen und seinen Plan in der Schweiz

nicht gestört hätte! Der Wiener Hofkriegsrat führte aber zum Unglück des Vaterlandes seine Generale stets am unheilvollen Gängelbande.

Nachdem die Russen unter Suworow, die Österreicher unter Melas und Kray in Italien große Erfolge gehabt, rückte der Erzherzog in die Schweiz und stand im Begriff, sich mit Korsakow, der an der Schweizer Grenze mit 20 000 Mann angelangt war, zu vereinigen, Massena mit Übermacht anzugreifen, und so mit einem Schlage die Absichten des Feindes auf die Schweiz und Deutschland zu vernichten. Da aber den Engländern wie den Österreichern die Anwesenheit der Russen in Italien nicht lieb war, wurde die unheilvolle Übereinkunft getroffen, die Österreicher sollten in Italien allein agieren, die Russen in die Schweiz ziehen und den Erzherzog ablösen, dem man befahl, wieder an den Rhein zurückzukehren, um durch eine Seitenschwenkung die beabsichtigte Landung der Engländer in Holland zu erleichtern. So ward das Zusammenwirken nach Karls richtigem Plane vereitelt; die Russen, gegen Österreich mißtrauisch geworden und verstimmt, zogen wieder in ihre nordische Heimat, und so stand Erzherzog Karl wieder vereinzelt, obwohl er bei Mannheim abermals gesiegt und die Franzosen über den Rhein zurückgedrängt hatte.

Am Ende des Jahres 1799 bat der Held, durch die Anstrengungen und bitteren Erfahrungen sehr leidend geworden, um seine Entlassung; er erhielt sie am 17. März 1800, und Kray, der sich durch seine Siege in Italien hervorgethan, erhielt den Oberbefehl am Rhein. Die Nachricht vom Zurücktritt des angebeteten Feldherrn brachte allgemeine Bestürzung unter seinen Kriegern hervor; mit kaum zurückgehaltenem Schmerz, mit gesenkten Fahnen erschienen sie vor dem Erzherzoge, der mit tiefer Rührung von ihnen Abschied nahm und ihre Hoffnung auf neue Siege unter dem neuen Feldherrn zu beleben suchte. Die trauernden Blicke, die niedergeschlagenen Mienen der Soldaten sprachen aber keine Hoffnung aus. Auch die Bewohner der Rheinlande, die der Held so kräftig geschützt und denen er auf alle Weise die Lasten des Krieges erleichtert hatte, sandten ihm ihre besten Segenswünsche nach.

Der Erzherzog ging zuerst nach Wien und dann zur Herstellung seiner Gesundheit nach Pyrmont; dem Wunsche des Kaisers Folge leistend, übernahm er die Leitung der Verteidigungsanstalten in Böhmen und sammelte, wiederum an das Volk sich wendend, eine mutige Schar von 25 000 Streitern.

Unterdessen war Napoleon aus Ägypten zurückgekehrt, hatte das Direktorium gestürzt, als erster Konsul die Zügel der Regierung in die Hand genommen und sich darauf an die Spitze des italienischen Heeres gestellt. Am 14. Juni schlug er die Österreicher bei Marengo, zugleich drang Moreau durch Schwaben vor, Erzherzog Johann, an Krays Stelle zum Befehlshaber ernannt, ward am 3. Dezember bei Hohenlinden geschlagen, und abermals drangen die Feinde ins Innere der österreichischen Erblande vor.

Man rief wieder nach Erzherzog Karl, der am 17. Dezember den Oberbefehl über ein vollständig zerrüttetes und mutlos gewordenes Heer über-

nehmen mußte, das kaum noch 30 000 Mann zählte. In dieser hoffnungslosen Lage riet Karl seinem kaiserlichen Bruder selber zum Frieden. Als Feldherr konnte er in diesen Tagen des Unglücks keine Lorbeeren sammeln, doch die Thaten des edlen Menschen leuchteten auch jetzt mit hellem Glanze.

Der General Spanochi, der die militärische Erziehung des Prinzen geleitet und ihn auf seinen meisten Feldzügen begleitet hatte, war in französische Gefangenschaft geraten. Der dankbare Zögling bot alles auf, den geliebten Lehrer wieder frei zu machen; er schrieb selber an Moreau. „Ich weiß wohl, daß eine solche Bitte ungewöhnlich ist" — hieß es in dem Briefe —, „aber sie macht vielleicht dieses Mal eine Ausnahme von der Regel, indem ich mich für den Freund meiner Jugend, meinen ehemaligen Erzieher verwende." Moreau antwortete sogleich: „Spanochi ist auf sein Ehrenwort entlassen, und in zweimal vierundzwanzig Stunden haben Sie ihn bei sich." Hocherfreut eilt der Erzherzog seinem befreiten Lehrer entgegen; da begegnen ihm hinter Linz österreichische Soldaten in hastiger Flucht; sie trugen ihre schwer verwundeten Kameraden auf Schultern und Rücken, um sie dem Feinde nicht preiszugeben, dabei ließen sie nicht nach, die Kanonen zu retten. „Spannt die Kanonen aus!" rief der menschenfreundliche Held, „es ist besser, diese fallen in des Feindes Hände, als jene braven Krieger!" Wirklich bemächtigte sich bald darauf der nachsetzende Moreau der zurückgebliebenen Kanonen, aber als der französische General die Ursache vernommen, sprach er, im Edelmut mit dem Erzherzog wetteifernd: „Was aus Menschenliebe geopfert wurde, kann bei zivilisierten Kriegern nicht als Beute gelten!" und sandte die Kanonen dem österreichischen Helden wieder zu.

Nach dem Lüneviller Frieden ward Karl zum Feldmarschall und Präsidenten des Hofkriegsrates ernannt, mit der Weisung, eine neue zweckmäßigere Einrichtung des österreichischen Heerwesens herbeizuführen. Mit rastlosem Fleiß unterzog sich der Erzherzog der ihm gewordenen Aufgabe, schaffte alles Hemmende, Überflüssige, Zeitraubende im Exerzitium wie im Geschäftsgange des Hofkriegsrates ab und suchte Einheit und schnelleres Zusammenwirken in alle Zweige des Kriegswesens zu bringen. Vorzüglich richtete er sein Augenmerk auf die geistige und sittliche Bildung des Offiziers und humanere Behandlung des gemeinen Soldaten; die Verpflichtung zu lebenslänglichem Kriegsdienst wurde abgeschafft, eine größere Rührigkeit und Lebendigkeit in alle Verhältnisse gebracht. Am 6. Juni 1802 erkrankte der Erzherzog so schwer, daß ihm die Sterbesakramente gereicht wurden; die Vorsehung wollte aber den „Helden ohne Furcht und Tadel" noch seinem Vaterlande erhalten, er genas und setzte eifrig seine Reformen fort. Mit edler Bescheidenheit hatte er ein von König Gustav IV. gemachtes und vom deutschen Reichstag gebilligtes Projekt, dem Retter Deutschlands ein Denkmal zu errichten, abgewiesen; in seinen Thaten wollte er allein ein Monument sich setzen. Er verblieb in seiner stillen, aber segensreichen Thätigkeit bis zum Jahre 1805, in welchem der General Latour zum Präsidenten des Hofkriegsrates erhoben, das System plötzlich wieder geändert ward; doch blieb Karl vorläufig Kriegs-

minister, ohne imstande zu sein, der ebenso hitzigen als unbesonnenen Kriegspartei am Hofe das Gegengewicht halten zu können. Der Rat des erfahrenen Helden, „zu warten, bis man ganz gerüstet sei und Napoleon sich durch seine eigenen Unternehmungen zu Grunde gerichtet habe", ward nicht beachtet. Es ist ein tragischer Zug im Leben Karls, daß er so oft allein stand, wo er allein das Richtige sah und die rechten Mittel an die Hand geben konnte. Österreich trat der neuen Koalition gegen Napoleon, die bereits zwischen England und Rußland geschlossen war, am 9. August 1805 bei; Preußen, auf dessen Beistand man rechnete, blieb neutral, die süddeutschen Fürsten neigten sich geradezu zu Napoleon hin.

Sobald Erzherzog Karl die Unvermeidlichkeit des Krieges erkannt hatte, betrieb er mit gewohntem Feuer die Rüstungen, erschien am 20. September in Padua und übernahm den Oberbefehl über das italienische Heer. Ihm stand Massena gegenüber mit 50 000 Mann, während die Österreicher 80 000 Mann zählten. Schon war Karl im Begriff, einen Hauptschlag wider den Feind zu führen — als er Befehl erhielt, schleunigst 20 000 Mann seiner besten Truppen nach Deutschland zu senden. Napoleon war schlau genug, den Schauplatz des Krieges nach Deutschland zu verlegen, wo er schneller seine Kräfte sammeln und seine 300 000 Mann gegen das kaum 80 000 Mann starke österreichische Heer führen konnte. Er rückte so schnell und geschickt vor, daß sich Erzherzog Ferdinand mit Schwarzenberg kaum nach Böhmen durchschlagen konnten, Mack aber mit 20 000 Mann bei Ulm eingeschlossen und gefangen genommen wurde. Dem bedrohten Tirol mußte Karl noch von seinem Heere Truppen zu Hilfe schicken, so daß Massena immer größere Vorteile gewann, ehe er noch geschlagen hatte; dennoch besiegte ihn der österreichische Held in einer dreitägigen glorreichen Schlacht bei Caldiero (29.—31. Oktober).

Leider blieb auch dieser Sieg fruchtlos, da das Unglück der österreichischen Heere in Deutschland den Erzherzog zwang, über Görz, Laibach, Cilly seinen Rückzug anzutreten. Erzherzog Johann, sein Bruder, der aus Tirol weichen mußte, stieß zu ihm. Schon stand der Held mit 80 000 Streitern bei Körmend in der Nähe von Wien, und Napoleon, der das in guter Stellung befindliche russisch-österreichische Heer sich gegenüber hatte, kam in nicht geringe Gefahr. Doch er wußte das letztere nach Austerlitz zu locken, und bevor Erzherzog Karl anrücken konnte, ward Rußland und Österreich abermals in der „Dreikaiserschlacht" am 2. Dezember besiegt.

Österreich schloß nach diesem verhängnisvollen Tage sogleich Waffenstillstand und am 26. Dezember den Frieden von Preßburg, in welchem es Venedig an Italien, Tirol und Vorarlberg nebst Eichstädt und einen Teil von Passau an Bayern, die schwäbisch-österreichischen Lande und den Breisgau an Baden und Württemberg verlor. Die neugeschaffenen Könige und Großherzöge in Süddeutschland waren jetzt erklärte Vasallen Napoleons; es war geschehen, was der Held Karl vorausgesagt hatte.

Am 27. Dezember 1805 kamen die beiden großen Kriegsfürsten Karl

und Napoleon auf dem Jägerhause zu Stammersdorf zusammen; die hohe Bewunderung, die beide einander zollten, hatte in beiden Helden den Wunsch erregt, sich persönlich kennen zu lernen, und die Anerkennung, welche jeder dem Verdienste des anderen bezeigte, war gleich ehrenvoll für beide.

Franz II. hatte die zum Spott gewordene deutsche Kaiserwürde niedergelegt und nannte sich als österreichischer Erbkaiser Franz I. Daß er seinem Bruder Karl nicht unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, mochte er nun wohl bereuen. Doch er machte das Unterlassene wieder gut, indem er ihn zum Generalissimus des österreichischen Heeres und Chef des Kriegswesens mit unbeschränkter Vollmacht ernannte. So ward dem Erzherzog Karl Gelegenheit, das, wozu er in den Jahren 1801—1805 den Grund gelegt hatte, vollends auszuführen. Die Taktik wurde noch mehr vereinfacht, zur leichteren Bewegung der Truppen Jägerbataillons errichtet, Rekruten- und Pferdedepots organisiert, militärische Schulen eingerichtet; Karl selber gab seine „Grundsätze der höheren Kriegskunst für Generale“ und seine „Beiträge zum praktischen Unterricht im Felde für die Offiziere der österreichischen Armee“ heraus. Sodann wurde eine dreifache Reserve, die von Zeit zu Zeit einberufen und eingeübt werden sollte, geschaffen, und daneben eine Landwehr aus allen Klassen des Volkes gebildet; an ihre Spitze stellten sich die kaiserlichen Prinzen selber. Der Zunft- und Kastengeist ward durch Karls Einrichtungen niedergehalten, die Kluft zwischen dem Volk und dem Wehrstande verengert. Das allgemeine Unglück hatte in Preußen wie in Österreich zur Folge, daß alte verrottete Zweige des Staatslebens abgeschnitten wurden und jüngere und gesündere Triebe nachwachsen konnten. Wenn es auch nicht gewollt hätte, Österreich, das von den Fürsten verlassen war, mußte sich auf seine Völker stützen.

Manches freilich, was Erzherzog Karl anordnete, wurde nach altösterreichischer Weise entweder sehr langsam oder gar nicht ausgeführt. Der richtige Blick des Feldherrn hatte erkannt, wie notwendig ein Gürtel von Festungen sei, die das Land vor so plötzlichen Überfällen wie im Jahre 1805 schützen sollten. Statt nun das Vordringen der Franzosen von Westen her ins Auge zu fassen, fing man mit dem Festungsbau zu Olmütz in Mähren und Komorn in Ungarn an. Auch hier mußte man erst nach dem Unglück von 1809 eines Besseren belehrt werden. Wenn auch die Festungen den siegenden Feind nicht aufhalten, so erschweren sie doch sein Vorrücken, und es mußte höchst wünschenswert erscheinen, daß den Franzosen die Straße nach Wien nicht so gar offen lag.

Wie sehr man die Tugenden des trefflichen Erzherzogs auch auswärts zu schätzen wußte, bewies die Wahl desselben als Enkel Karls III. zum König von Spanien und Indien, die durch den berühmten Palafox in Saragossa seitens der Länder Aragonien, Katalonien und eines Teils von Valencia geschah. Der englische Admiral Collingwood sendete eine Fregatte nach Triest, um den Erzherzog abzuholen; dieser aber hatte den ehrenvollen Antrag abgelehnt und erklärt, seine Kräfte nur seinem Vaterlande weihen zu wollen.

In Spanien hatte der mit Füßen getretene Volksgeist an dem französischen Gewaltherrscher sich zuerst furchtbar gerächt; in Norddeutschland nährten Patrioten, wie Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Schleiermacher, Fichte, die heilige Flamme deutscher Gesinnung; was die kühnen Helden Braunschweig-Öls, Blücher und Schill wagten, war ein Vorspiel dessen, was das Volk wagen und opfern würde. Die Entthronung der spanischen und portugiesischen Königsfamilien, die Besetzung Roms und ähnliche Gewaltschritte hatten schon längst bei der österreichischen Regierung den Entschluß gereift, abermals die Waffen wider den allgemeinen Feind des Bestehenden zu ergreifen. Man muß diese elastische Zähigkeit des österreichischen Volkes und Staatssystems bewundern, das, so oft und so blutig es auch unterlag, immer von neuem und mit immer größerer Energie sich erhob. Das Tiroler Volk, von seiner Geistlichkeit aufgestachelt, war gerüstet, die Herrschaft der Bayern abzuschütteln; das Volk war opferbereit, und die Freiwilligen eilten zu den Fahnen, die der Oberfeldherr Karl versammelte; im Anfang des Jahres 1809 begann abermals der Krieg.

Am 6. April überschritt Karl mit seinem Heere bei Braunau den Inn, warf dann bei Landshut die Bayern unter Deroi zurück und ging über die Isar. Das eintretende Regenwetter und die Schwerfälligkeit des Fuhrwesens verzögerten übrigens das Vorrücken der Österreicher, und es war eine etwas ängstliche Behutsamkeit bei dem Erzherzoge nicht zu verkennen, der sich nicht verhehlte, wieviel jetzt auf dem Spiele stand, und in dem Streben, sich keine Blöße zu geben, seinen nur allzukühnen und viel schnelleren Feinden in die Hände arbeitete. Denn kaum hatte der Telegraph Napoleon den Übergang der Österreicher über den Inn gemeldet, so war der Rasche auch schon auf dem Wege nach Deutschland, ohne Gepäck, fast ohne Gefolge; schon am 17. April war er in Donauwörth, mitten auf dem Schauplatze des Krieges. Der Erzherzog Karl hatte seine Schlachtlinie zu weit ausgedehnt; mit dem geübten Blick des Feldherrn sah Napoleon, daß er seine gesamte Macht auf einem Punkt versammeln und mit dem unwiderstehlichen Keile die österreichische Aufstellung auseinandersprengen mußte. In den Schlachten bei Abensberg, Eckmühl (wo Davoust sich besonders auszeichnete) und Regensburg (19.—23. April) wurden die Österreicher geschlagen, Erzherzog Karl mußte nach Böhmen zurückweichen, und ehe er noch bei Wien erscheinen konnte, war die Landeshauptstadt wieder in den Händen Napoleons (13. Mai).

Karl zog in Eilmärschen heran und nahm in der Ebene am linken Donauufer, dem sogenannten „Marchfelde“, eine vorteilhafte Stellung. Auf diesen Gefilden hatte einst Rudolf von Habsburg die Macht des böhmischen Königs Ottokar zertrümmert. Unterhalb Wien erstreckt sich die Insel Lobau, durch einen schmalen Donauarm vom linken Ufer getrennt. Am 18. Mai ließ Napoleon diese Insel besetzen und alle Anstalten zum Übergange treffen. Dies hatte Karls weitschauende Voraussicht erwartet; er wollte einen großen Teil des französischen Heeres erst ruhig herüberkommen lassen und zog sich in aller Stille zurück. Die Franzosen besetzten ungestört die Dörfer Aspern

und **Eßlingen**, und am Morgen des 21. Mai — es war der erste Pfingsttag des Jahres 1809 — stand bereits ein beträchtlicher Teil der französischen Truppen auf dem linken Ufer der Donau. Aber mit dem Schlage 12 Uhr rückten die Österreicher, 75 000 Mann stark und in fünf Heersäulen geteilt, vor; der Oberfeldherr hatte sogleich die Artillerie so aufgestellt, daß sie die Dörfer Aspern und Eßlingen bestrich, und von 1 Uhr an bis tief in die Nacht ward Aspern zehnmal von den Österreichern genommen, zehnmal von den Franzosen wieder erobert. Um 5 Uhr abends sandte Napoleon alle seine schwer geharnischten Reiter, 12 Kürassierregimenter, auf einmal, die österreichische Schlachtordnung zu durchbrechen; zwei leichte österreichische Reiterregimenter weichen, die Artillerie zieht sich im Galopp zurück, das österreichische Fußvolk steht da, bereit, den mächtigen Anprall zu empfangen. An seiner Standhaftigkeit hängt das Schicksal der Schlacht. Karl sprengt heran, den Mut seiner Braven anzufeuern, sie begrüßen mit lautem Jubel den geliebten Feldherrn, schultern das Gewehr und erwarten die vordringende Reiterei. Die feindlichen Scharen, 40 Schritt noch entfernt, stutzen über diese Ruhe der Infanterie; einige Offiziere reiten vor und fordern sie auf, die Waffen niederzulegen. „Kommt und holt sie euch!“ lautet die Antwort. Erbittert rücken die Kürassiere vor, aber sobald sie auf 15 Schritt sich genähert haben, erschallt der Befehl „Feuer“, und Schuß auf Schuß fällt auf die Pferde und ihre Reiter, die zurückweichen und von der österreichischen Reiterei, die sich wieder gesammelt hatte, verfolgt werden. Mit erneueter Kraft dringen die Infanteriebataillone auf Aspern ein, die Stürmenden achten nicht das Kartätschenfeuer, mit gefälltem Bajonett dringen sie in das Dorf, das bald in Flammen auflodert. Die Österreicher gewinnen den Kirchhof, doch das Handgemenge dauert bis in die Nacht hinein fort.

Ganz nahe aneinander lagern die Vorposten der Streitenden; schon um 2 Uhr des andern Morgens erneuert sich der Kampf. In der Nacht ist auch der größte Teil der französischen Garde über die Donau gerückt, und mit frischen Truppen will Napoleon am 22. Mai die Schlacht erneuern. Er faßt den kühnen Plan, das österreichische Heer in der Mitte zu durchbrechen, und so einen Flügel nach Böhmen, den andern nach Ungarn zu werfen. Der trefflichste Teil des Heeres wird zu diesem Zweck herangeführt; da wanken österreichischerseits einige Regimenter, doch der Erzherzog ist schnell zur Stelle, ergreift selber die Fahne, und mit neuem Mut dringen die Seinen wieder vor. Das Feuer donnert aus 400 Geschützen; Karl achtet es nicht; seine Adjutanten werden verwundet, er aber weicht nicht, und sein unerschrockener Eifer teilt sich den Soldaten und ihren Anführern mit: der Sieg ist gewonnen!

Noch in der Nacht hatte der Erzherzog die Brücken zertrümmern lassen, indem er brennende Schiffmühlen und mit Steinen beschwerte Fahrzeuge anprallen ließ. Es war erst 9 Uhr vormittags; bei Tage konnte es Napoleon nicht wagen, im Angesicht des siegenden Feindes seinen Rückzug über den Donauarm auszuführen. So erklärte er denn, er selber habe die Brücken

zerstört, um seinen Truppen die Wahl zu lassen zwischen Sieg oder Tod, und notgedrungen mußten sie den übrigen Teil des Tages fortkämpfen. Mit wahrhaft todesverachtender Tapferkeit behaupteten sie ihre Stellungen hinter Aspern und Eßlingen, bis die Brücken wiederhergestellt waren.

Von den Franzosen deckten 11000 Tote und 1600 Verwundete die Walstatt, an 30000 Verwundete füllten die Spitäler von Wien; von den Österreichern waren 4100 Mann geblieben, 11000 Mann verwundet. Diese beiden glorreichen Pfingsttage wurden mit Flammenschrift in das Buch der österreichischen und deutschen Geschichte geschrieben; denn zum erstenmal war der bisher Unbesiegte geschlagen, der Nimbus seiner dämonischen Größe gefallen. Es war vorerst nur eine Hauptschlacht, in der er unterlag, aber der Ruhm derselben durchzuckte freudig die deutschen Herzen und stärkte ihre Hoffnung und ihren Mut.

Napoleon nahm eine feste Stellung auf Lobau; sein Plan war verzögert, aber nicht zerstört, und er wartete nur die nötige Verstärkung ab, um abermals hervorzubrechen. Der Erzherzog seinerseits rechnete auf die Erhebung Preußens, des ganzen norddeutschen Volkes, vergeblich; noch sollte Napoleon seine Triumphe nicht erschöpft haben. Die italienische Armee unter dem siegreichen Vizekönig, der den als Feldherr sehr unglücklichen Erzherzog Johann vor sich hertrieb und nach Ungarn drängte, kam heran; es kam Bernadotte mit den Sachsen, es kamen die Bayern und andere französische Hilfstruppen. Erzherzog Karl befand sich keineswegs in so günstiger Lage; er konnte seinen Verlust nur durch jungen, unerfahrenen Landsturm ersetzen, und über die Ungarn hatte er keine Macht. Napoleon stärkte sich in Wien und schickte das schwere Geschütz aus den Zeughäusern auf die Befestigungen von Lobau; mit meisterhafter Umsicht ordnete er die neuen Rüstungen an, und in der Nacht vom 4. zum 5. Juli, bei einem erschrecklichen Regen- und Sturmwetter, ging er gerade an dem gefährlichsten Punkte über die Donau, wo man es am wenigsten erwartet hatte. Schnell und sicher ordneten sich die französischen Scharen, die Vorhut des österreichischen Heeres unter General Nordmann mußte sich zurückziehen. Unter diesen Umständen entschloß sich Karl, die Schlacht nicht an der Donau, sondern weiter rückwärts bei dem Dorfe Wagram anzunehmen. Die Zeit, welche die Franzosen zum Vorrücken brauchten, wollte er benutzen, um seine in etwas weiter Ausdehnung aufgestellten Truppen zusammenzuziehen und in dieser vorteilhaften Stellung dem ersten Stoße zu begegnen. Dann aber wollte er selbst mit ganzer Macht zum Angriff übergehen, den linken Flügel des französischen Heeres werfen und von seiner Verbindung mit den Brückeninseln abschneiden. Um schließlich den Sieg zu vollenden, sollte der Erzherzog Johann über Marcheck heranrücken, dem etwas schwachen, bloßgestellten österreichischen linken Flügel zu Hilfe kommen und die Franzosen von der Seite und in den Rücken nehmen. Am frühen Morgen wurde dieser Befehl an Bruder Johann abgesendet, und da die sichere Überbringung gemeldet ward, konnte man für den Morgen des folgenden Tages sicher auf die Verstärkung rechnen. Erzherzog Johann kam

aber nicht, er war kein „Marschall Vorwärts", und Napoleon wußte geschickt durch verstärkte Angriffe auf den schwächeren linken österreichischen Flügel die Niederlage des ganzen österreichischen Heeres zu entscheiden. Es war eine blutige Schlacht, die Österreicher verloren an Toten und Gefangenen 23000 Mann, die Franzosen fast ebensoviel; wie tapfer aber die Österreicher gekämpft haben müssen, beweist die Thatsache, daß sie 7000 Gefangene machten, 11 Kanonen eroberten und 12 Adler und Fahnen*). Vom 7. bis zum 10. Juli zog sich der Erzherzog unter fortdauerndem Gefecht auf die Höhen von Znaim zurück, wo ihn Marmont und Massena erreichten. Der Kampf erneuerte sich, ward aber durch den am 12. Juli abgeschlossenen Waffenstillstand unterbrochen. Der Mut der österreichischen Truppen war ungebeugt, Karl rüstete für den Fall eines erneuerten Kampfes, da trat er, allen unerwartet, am Ende des Monats plötzlich vom Schauplatze des Krieges ab. Was im Wiener Kabinett unterdessen vorgegangen, ob und inwiefern die Untersuchung wegen des Nichterscheinens des Erzherzogs Johann auf dem Punkte der Entscheidung den edlen Oberfeldherrn manche schon früher gemachte bittere Erfahrung abermals machen ließ: das ist nicht bekannt geworden. Er legte am 31. Juli den Oberbefehl nieder und richtete folgende Worte an das trauernde Heer: „Wichtige Beweggründe haben mich bestimmt, Seine Majestät zu bitten, mir den Oberbefehl der Armee, den Allerhöchstdieselben mir anvertraut hatten, wieder abzunehmen. Ich habe die Einwilligung des Kaisers und zu gleicher Zeit den Befehl erhalten, das Oberkommando dem General der Kavallerie, Fürsten von Lichtenstein, zu übertragen. Indem ich die Armee verlasse, höre ich keineswegs auf, den lebhaftesten Anteil an ihrem Schicksal zu nehmen. Meine vollkommenste Überzeugung von ihrer Tapferkeit, das Zutrauen, das ich in sie setze, und die Gewohnheit, ihr stets mein ganzes Bestreben zu weihen, machen mir diese Trennung schmerzhaft. Ich schmeichle mir, daß sie dieses Gefühl teilt."

Der für Österreich so schimpfliche Friede zu Wien (14. Oktober), worin auch das treue Tirol preisgegeben werden mußte, erhob Napoleon auf den Gipfel seiner Macht, und seinem Glücke schien nichts mehr zu fehlen, als ihm noch überdies die Hand der Erzherzogin Marie Luise zu teil wurde. Am 11. März fand zu Wien die Vermählung pro cura statt, bei welcher Erzherzog Karl zum Stellvertreter des französischen Kaisers ernannt war, der dem erlauchten Oheim seiner Gemahlin bald darauf folgendes Danksagungsschreiben übersandte: „Ew. kaiserliche Hoheit wissen, daß die Achtung, welche ich für Sie hege, schon alt und auf Ihre großen Eigenschaften und Thaten begründet ist. Ich wünsche sehr, Ihnen ein unverkennbares Merkmal davon zu geben, und bitte Sie daher, den großen Adler der Ehrenlegion anzunehmen. Ich bitte Sie auch, das Kreuz der Ehrenlegion zu empfangen, welches ich trage, und welches von 20000 Kriegern, die sich auf dem Felde der Ehre

*) Der österreichische Bericht sagt: „Es gehört unter die sonderbaren Ereignisse des Krieges, daß in dieser Schlacht der Sieger mehr Trophäen verlor, als der Besiegte."

ausgezeichnet haben, getragen wird. Das eine ist der Beweis der gerechten Anerkennung Ihres Geistes als Feldherr, das andere Ihrer seltenen Tapferkeit als Krieger."

Der Glanz der Machtherrlichkeit, welcher Napoleons Kaiserthron umstrahlte, war aber doch nicht imstande, die Völker über ihr Unglück zu täuschen und das erwachte Nationalgefühl niederzudrücken. Als der Allgewaltige im Brande von Moskau und in den Schneefeldern Rußlands die erste entscheidende Niederlage erlitten hatte, als Rußland und Preußen zum neuen Kampfe sich erhoben, da zauderte auch Österreich, trotz der Verwandtschaftsbande, nicht länger und sandte seine wohlbewaffneten Scharen, mit vereinten Kräften den Kriegsgewaltigen zu stürzen.

Der große Sieger von Aspern kämpfte nicht auf den Feldern von Leipzig; man weiß nicht, warum? Doch als Napoleon von Elba wieder zurückkehrte und die Brandfackel des Krieges aufs neue unter die Völker Europas warf, da eilte der hochherzige Feldherr nach Mainz, um unter seinen Fahnen die kampfesmutigen Deutschen zu sammeln. Aber ehe der Erzherzog den Feldzug begann, hatten schon zwei ebenbürtige Helden, Wellington und Blücher, die Schlacht von Waterloo gewonnen, welche für immer den Riesen zu Boden warf.

Wenn auch keine frischen Lorbeerkränze, brachte jedoch Karl vom deutschen Rhein ein anderes Kleinod mit nach Wien, die Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg, mit der er am 17. September 1815 sich vermählt hatte. Der glückliche Gatte lebte mit seiner edlen Gemahlin abwechselnd in Teschen bei seinem väterlichen Freunde, Herzog Albrecht, auf dem schönen Sommersitz zu Weilburg, und in Wien. Sein reicher Geist fand in den Schätzen der Kunst und Wissenschaft stets neue Nahrung und Freude. Von seinen Thaten ausruhend, beschrieb sie der Held in klassischen Werken („Grundsätze der Strategie" und „Geschichte des Feldzuges von 1799"), von denen ein Sachkenner sagt: „Sie sind klar, streng in ihren Ansichten, voller Lichtblicke eines seltenen Geistes, voll der merkwürdigsten Erfahrungssätze, und sehr belehrend in Hinsicht der Militär-Administration. Sie konnten nur von einem großen Feldherrn geschrieben werden, dessen Talente auch durch große Erfahrung entwickelt zu werden Gelegenheit hatten. Es ehrt übrigens den Charakter des erlauchten Autors, daß er, so großmütig fremdes Verdienst bei jeder Gelegenheit anerkennend, so strenge im Urteil über sich selbst ist."

Der Erzherzog war fast der einzige kaiserliche Prinz, der, weil er selbst soviel Poesie und einen so reinen Kunstsinn besaß, den fremden Künstlern, Dichtern, Schriftstellern die wärmste Teilnahme bewies. Als er von der Anwesenheit Uhlands vernommen, lud er ihn gleich zur Tafel und verkehrte als Mensch mit dem Menschen. Mit gleicher Humanität ging er mit allen Ständen um; ohne alle Ansprüche erschien er auf öffentlichen Spaziergängen und mischte sich unter das Volk.

In vier trefflichen Söhnen, welche sämtlich dem Vaterlande ihre Dienste widmeten, fühlte sich der erlauchte Greis wieder verjüngt. Auf den ältesten,

Erzherzog Albrecht (geboren 3. August 1817), ist vorzüglich des Vaters kriegerischer Geist übergegangen. Im Jahre 1829 traf ihn der herbste Verlust, der Tod der teuren Gemahlin; doch die Seelenstärke, mit welcher Karl so vielen Wechselfällen des Lebens gegenübergetreten war, half ihm auch diesen Verlust ertragen.

Am 16. September 1830 ward in Krems, wo sein Regiment in Garnison stand, ein frohes Fest gefeiert, das Jubiläum des Erzherzogs als Inhaber des dritten k. k. Infanterieregiments, das der Jubilar durch eine sehr wohlthätige Stiftung verherrlichte, indem er zehn Stiftsplätze, jeden mit 150 Gulden Zins alljährlichem Erziehungsbeitrag, für Töchter mittelloser Offiziere anwies.

Noch großartiger war das Jubelfest anfangs April 1843, die Feier des 50. Jahres, seitdem der Erzherzog das höchste kriegerische Ehrenzeichen, das Maria-Theresienkreuz, als Held auf dem Schlachtfelde erworben. An dem festlichen Tage hielt Kaiser Ferdinand eine glänzende Heerschau in Wien, wobei er das nämliche Maria-Theresien-Großkreuz seinem ruhmwürdigen Oheim Karl an die Brust heftete, welches einst Kaiser Joseph, der Ordensstifterin Sohn, von seiner Brust genommen, um es, mit Brillanten reich überzogen, dem Heldengreis Laudon, dem Eroberer Belgrads, zu überreichen. Zur Verherrlichung des Tages hatte unter andern auch die Gesellschaft der Wiener Tonfreunde einen Tonwettkampf veranstaltet, der durch ein dichterisches Vorwort eröffnet werden sollte. Lenau, der sonst kein Vergnügen daran fand, „Fürstenlieder“ zu dichten, unterzog sich gern der Dichtung des Prologs, der also beginnt:

Schnell ist die That dem Aug' des Tags entschwunden;
Doch ist sie nicht verloren und zu nichte,
Sie bleibt, als hätt' ein Zauber sie gebunden,
Gefesselt vor dem Auge der Geschichte.
Sein Strahl ruht liebend, lohnend auf dem Guten;
Vor dieses ernsten Auges Zornesgluten
Ist das Gewölk der Lüge bald zerronnen,
Das hüllend um den Frevler ward gesponnen.
Gesegnet und gefeiert sei der Mann,
Der frei in dieses Auge blicken kann;
Und wenn es freudig ihm entgegenglänzet,
Verdient er, daß die Menschheit ihn bekränzet.

Der Lebensabend des Helden war heiter; er erlebte noch die Zeit der friedlichen Eroberungen der Dampfkraft und eröffnete mit zweien seiner Söhne am 21. November 1837 die Fahrt auf der Nordbahn, auf welcher er noch einmal den klassischen Boden von Aspern teilweis berührte. Als schlichter Privatmann hatte er, obwohl an Ehren und Würden reich, auf allen äußern Glanz verzichtet, aber den großen, im staatsmännischen und nationalen Sinne

begonnenen Unternehmungen, die Österreichs innere Kraft zu entwickeln geeignet sind und zur fruchtbaren Blüte bringen werden, schenkte er bis an das Ende seines Lebens das regste Interesse. Er starb am 30. April 1847 um 4 Uhr morgens, ruhig und gefaßt, wie er gelebt hatte. „Seht," sprach er lächelnd zu den Seinen, „da geht wieder ein Soldat zur großen Armee!" Ein gütiges Geschick ließ ihn vor dem Ausbruch des neuen Revolutionssturmes von hinnen gehen, der Österreich in seinen Grundfesten erschütterte, aber nur dazu diente, die Säulen des neuen Österreichs um so fester zu gründen und das Werk um so schneller fortzusetzen, wozu Erzherzog Karl als guter deutscher Baumeister den Grund zu legen geholfen hatte.

Kaiser Franz Joseph hat dem Helden ein würdiges Denkmal gesetzt, eine kolossale Reiterstatue in Erz, vom Bildhauer Fernkorn modelliert, im Guß 1856 begonnen und 1859 vollendet. Am 22. Mai 1860 ward das Standbild enthüllt, und es war ein echtes patriotisches Fest. Der Jubel, der an diesem Tage in Wien laut wurde, war ein schöner Nachklang des unermeßlichen Jubels, den vor 51 Jahren die Nachricht des herrlichen Sieges bei Aspern und Eßlingen in allen Ländern verbreitete, wo deutsche Herzen für die Befreiung Deutschlands schlugen.

Der Feldherr ist in dem glorreichen Momente dargestellt, wo er seine Grenadiere zum Siege führt, die auf der Plinthe unter den Hufen des Pferdes liegenden Stücke — Fahne, Küraß und Waffen — deuten an, daß der Sieger bereits in die feindlichen Reihen eingedrungen ist.

Trotz der großen Erzmasse, die hier zur Verwendung gekommen ist (420 Zentner für das Reiterstandbild, 100 Zentner für die Verzierungen), ist im ganzen nichts Schwerfälliges, Mann und Roß ist in lebendiger Bewegung, voll feurigen Mutes und Siegesfreude, es ist, als hätte der Künstler dem kalten Erz warmes Leben eingehaucht.

Der Kern des Postaments bildet sechs vortretende Pfeilerflächen, welche sich zur Bedeckung mit geschmückten Bronzetafeln und Reliefs eigneten. Die vier diagonal gestellten Eckpfeiler sind durch vier Adler geziert, welche Lorbeerkränze halten, in deren Mitte der Namenszug des Kaisers steht, Adler und Kränze sind mit einer reich ziselierten Bronzeplatte verbunden, welche die Befestigung an den Marmorpfeiler vermittelt.

Die vordere Stirnseite gegen den Kaisergarten trägt die Widmung:

Kaiser Franz Joseph I. dem Erzherzog Carl von Oestreich.

Auf der Seite gegen die Hofburg stehen die Worte:

Dem heldenmüthigen Führer der östreichischen Heere.

Auf der Seite gegen das Burgthor:

Dem beharrlichen Kämpfer für Deutschlands Ehre.

Auf der Seite gegen den Volksgarten befindet sich das erzherzogliche Wappen.

Auf der Plinthe neben dem französischen Küraß steht die Inschrift:

Modellirt und gegossen von A. Fernkorn in Wien 1853—1859.

Karl Theodor Körner*).

Wer kennt nicht den Heldenjüngling, den todesmutigen Kriegs- und Freiheitssänger vom Jahre 1813, der, einer der ersten voran, sein junges Leben freudig opferte, als das von Napoleon so tief gedemütigte Preußen sich erhob, das Joch des französischen Gewaltherrschers abzuschütteln. Welcher deutsche Mund hat nicht das eine und andere seiner Lieder gesungen, und welches deutsche Herz nicht höher und schneller geschlagen, als ihn zum erstenmal diese jugend- und hoffnungsfrischen, diese feurigen und kraftvollen patriotischen Lieder umrauschten! Theodor Körner war das verkörperte Freiheitslied. Mit dem Schwert in der einen, mit der Leier in der andern Hand zog er in den Krieg; abends spät im Feldlager, morgens früh im Walde, wenn kaum erst das Frührot die Wipfel färbte, warf er seine Lieder, schnell wie sie der Augenblick geboren, aufs Papier und las sie den Kameraden vor, die schon singend einstimmten, wenn er mit dem Lesen noch nicht zu Ende war! Und alsbald erklangen in allen deutschen Heeren diese kampf- und siegeslustigen, sang- und klangvollen Lieder Theodor Körners und hoben die Begeisterung, die in aller Herzen glühte, auf ihren Höhepunkt. Sie kämpften noch siegreich fort, als die französische Kugel längst des Sängers Brust durchbohrt hatte. An ihnen, wie an den vom gleichen Geiste beseelten Liedern Arndts und Schenkendorfs, stärkt noch heute die Jugend ihren vaterländischen Sinn und Mut, und Lützows Jagd, in der herrlichen Komposition Karl Maria v. Webers, wird fort und fort mit immer neuer Begeisterung gesungen.

Karl Theodor Körner wurde am 23. Sept. 1791 in Dresden geboren, wo sein Vater kursächsischer Oberappellationsgerichtsrat und Mitglied des Konsistoriums war. Seine Mutter war eine Tochter des seiner Zeit hochgeschätzten Kupferstechers Stock, den der junge Goethe als Leipziger Student fleißig besuchte, um bei ihm das Ätzen und Radieren zu lernen. Damals war Minna Stock freilich erst 5 Jahre alt, aber Goethe bewahrte ihr und ihrer älteren Schwester Doris, einer ausgezeichneten Pastellmalerin, fort und fort ein freundliches Andenken. Noch viel inniger war der Verkehr der Körnerschen Familie mit Schiller, dessen treuester und vertrautester Freund der Dresdner Rat Körner war. Zu einer Zeit, als der junge Dichter im harten Kampfe des Lebens der Verzweiflung nahe war, hatte ihm Körner verständnisvoll und entzückt von dem mächtig aufstrebenden Dichtergenius Schillers die Freundeshand entgegengestreckt, und beide junge Männer hatten einen Herzensbund geschlossen, der fortan ihr Leben beglückte und verschönte.

Wenn Schiller auf Besuch erschien, so war das ein Fest für alle, insbesondere für den kleinen Karl, der schon frühzeitig die Balladen Schillers

---

*) Zuerst vom Verfasser mitgeteilt in den Illustr. Monatsheften von Jul. Lohmeyer, Dezember 1874.

auswendig lernte und deklamierte, und voll staunender Bewunderung zu dem großen gefeierten Dichter emporsah, den ganz Deutschland liebte und verehrte. Im nahegelegenen Dörfchen Loschwitz besaß die Körnersche Familie einen Weinberg mit einem freundlichen, geräumigen Wohnhause. Dort verlebten sie die schöne Jahreszeit bis tief in den Herbst hinein, dort wurden die Freunde des Hauses empfangen, dort dichtete auch Schiller die letzten Akte seines Don Carlos. Noch manche andere hochberühmte Männer und geistige Größen erschienen im Körnerschen Hause, so Mozart, der Meister der Töne, der Dichter Oehlenschläger, Heinrich v. Kleist und Novalis (Fr. v. Hardenberg). Die Pate Karls war die Herzogin Dorothea von Kurland; auf ihren Wunsch ward der Knabe Theodor genannt.

Obwohl anfangs sehr zart und schwächlich, entwickelte sich Theodor doch bald sehr günstig, dank der fleißigen Bewegung im Freien und den gymnastischen Übungen; als Jüngling zeichnete er sich aus als einer der besten Fechter und Reiter. War im Unterrichte seine Aufmerksamkeit oft schwer zu fesseln, da eine rege Phantasie die hervorstechende Geisteskraft bildete, so lernte er doch leicht und machte namentlich in Geschichte, Naturkunde und Mathematik schnelle Fortschritte. Auffallend war sein Widerwille gegen das Französische; sein Haß gegen das Franzosentum wuchs mit jedem Jahre, trotzdem daß Mutter und Tante viel französisch parlierten und alle höheren Gesellschaftskreise Sachsens damals, dem sächsischen Königshause folgend, dem französischen Wesen huldigten. Der Vater war jedoch kerndeutsch, wenn er auch seinen Napoleonhaß tief im Herzen verschließen mußte. Seine Gesinnung war auf den Sohn übergegangen, entwickelte sich aber in dessen junger Seele viel schärfer und schneidender.

Das poetische Talent Theodors trat schon während der Knabenjahre hervor, und er wußte in seinen Übersetzungen der Gedichte Anakreons Vers und Reim so meisterlich zu handhaben, daß es eine Freude war. In den Abendgesellschaften des elterlichen Hauses wurden auch Theaterstücke Lessings, Shakespeares, Schillers und Goethes mit verteilten Rollen gelesen. Bei einer solchen Vorlesung des Tell im Jahre 1804 ward dem dreizehnjährigen Theodor die Rolle des Knaben „Tell" zugeteilt; er hatte die Verse Schillers so gut im Gedächtnis, daß er in seinem Eifer die geschriebene Rolle beiseite schob und sie frei deklamierte. Schon im Jahre 1810 konnte er das erste Bändchen seiner Gedichte unter dem bezeichnenden Titel „Knospen" erscheinen lassen.

Der Vater ließ dem hoffnungsvollen Sohne die möglichste Freiheit, auch in der Wahl des Berufes. Theodor entschied sich für den Bergbau, vielleicht angeregt durch den Dichter Novalis (Fr. v. Hardenberg), der die Bergwerkskunde gründlich studiert und das Loblied des Bergbaues gesungen hatte („Der ist der Herr der Erde, wer ihre Tiefen mißt, und jeglicher Beschwerde in ihrem Schoß vergißt" u. s. w.). Das Leben der Bergleute übte auf die rege Phantasie des sechzehnjährigen Jünglings einen mächtigen Reiz, und in

dem Bergmannslied, das zu Anfang der vermischten Gedichte steht, sang er ähnlich wie Novalis:

In das ew'ge Dunkel nieder
Steigt der Knappe, ein Gebieter
Einer unterird'schen Welt.

Im Sommer des Jahres 1808 ging er auf die Bergakademie zu Freiberg und begann mit Eifer das Studium des Bergbaues. Nach und nach wurde ihm jedoch das Leben in der feuchten finstern unterirdischen Welt, das er sich so poetisch gedacht hatte, reizlos, und er schrieb bereits im Februar des folgenden Jahres (1809) an den Vater: „Das Bergwesen will mich nicht so interessieren, als ich hoffte; ich hatte mir eine ganz andere Idee davon gemacht; dagegen fesselt mich die Naturwissenschaft unwiderstehlich."

Unterdessen schlugen die großen Zeitereignisse an sein warmes empfängliches Herz. Preußen war am 14. Oktober 1806 in der Unglücksschlacht von Jena und Auerstädt von Napoleon zu Boden geworfen worden, weil es vereinzelt, unvorbereitet und in falscher Sicherheit auf dem Kampfplatze erschien. Im Jahre 1809 wagte auch Österreich allein einen neuen Kampf wider die Übermacht Napoleons, und das kleine Tirol erhob sich wider die französisch-bayrische Herrschaft. Doch Napoleon siegte abermals, und der kühne Streifzug, welchen der preußische Husarenmajor v. Schill im Norden Deutschlands unternahm, verunglückte. Noch war der rechte Zeitpunkt für Deutschlands Befreiung nicht gekommen.

Im August und September 1809 unternahm Theodor eine bergmännische Reise nach Schlesien, durchwanderte, das Ränzel auf dem Rücken, Thäler und Höhen des Riesengebirges und besuchte Landgüter und Schlösser befreundeter Familien. Nach Freiberg zurückgekehrt, trug er sich mit allerlei poetischen Plänen, die jedoch nicht zur Ausführung kamen. Er wollte einen Christen-Almanach herausgeben und ein dramatisches Gedicht „Die Hermannsschlacht" schreiben.

Im Oktober des folgenden Jahres bezog er die Universität Leipzig. Mehr noch als das Studium zog ihn dort das freie kecke Studentenleben an; als Dichter der „Knospen", die bei der studentischen Jugend vielen Anklang fanden, als vortrefflicher Sänger und guter Schläger war er willkommen, und er befand sich ganz in seinem Elemente, wenn er an der Kommerstafel als Vorsänger präsidierte, wenn beim Absingen des „Landesvaters" die Hüte und Mützen mit dem Schläger durchbohrt wurden, oder wenn er am Arm eines Freundes, eine schwarze Tuchmütze mit schwarzrotweißem Band und langer Troddel auf dem Kopf, in der einen Hand die Tabakspfeife mit Quasten derselben Farbe, in der andern den armesdicken Ziegenhainer, auf den breiten Steinen einherstolzieren konnte. Leider kam es auch zu wiederholter Paukerei. Im Namen seiner Ordensbrüder forderte er den Anführer der Gegenpartei vor die Klinge; eine von ihm gut geschlagene Quart saß zwar dem Gegner in der Schulter, dieser benutzte aber geschickt

eine Blöße Körners und versetzte ihm einen Hieb auf die Stirn, daß die Wunde blutend klaffte. Mit verbundenem Kopf floh er nach Berlin, um auf dieser neugegründeten Universität seine Studien fortzusetzen. Von einem Wechselfieber befallen reiste er aber wieder nach Dresden zu den Seinigen und ging dann mit ihnen nach Karlsbad. Völlig genesen begab er sich nun mit Zustimmung des Vaters, der den Sohn aus den Gefahren des Studentenlebens entfernen wollte, nach Wien.

Dort gab er sich mit voller Seele dramatischen Arbeiten hin; sein poetischer Trieb war zu völligem Durchbruch gekommen. Schon seine Erstlingsstücke, „Die Braut" und „Der grüne Domino", zwei einaktige Lustspiele in Versen, wurden mit großem Beifall aufgenommen. Dann schrieb er nach einer Erzählung Heinrich v. Kleists „Die Verlobung in St. Domingo", ein Drama in drei Aufzügen, „Toni", in welchem Fräulein Antonie Adamberger, eine durch Geist und Anmut ausgezeichnete Künstlerin, die Titelrolle spielte. Diese beim Wiener Publikum höchst beliebte Schauspielerin hatte bereits das Herz des jungen Dichters erobert; er hatte das Stück eigens für sie geschrieben; — mit rauschendem Beifall ging es über die Bühne.

Beseligt von einer reinen und edlen Zuneigung, vom glücklichsten Erfolge seiner Erstlingswerke (auch von Goethe kam ein anerkennender, ermunternder Brief) und von dem Besuche seiner Eltern (im August 1812), welche die Wahl ihrer zukünftigen Schwiegertochter billigten, nahm die Muse des Dichters einen noch höheren Flug; er schuf in kurzer Zeit das Heldentrauerspiel „Zriny", durchglüht vom feurigsten Patriotismus, an welchem sich das gesunkene und gedemütigte Volk aufrichten konnte, wenn es auch ein ungarischer Held war, der sich seinem Vaterlande zum Opfer brachte. Es war der glücklichste und der — letzte Geburtstag seines Lebens, den er am 23. Sept. 1812, 21 Jahre alt, feierte. „Noch nie," schrieb er an die Eltern, „hat mich ein 23. September so glücklich gefunden. — — — Ich fordere den auf, der glücklicher zu sein sich rühmen kann."

Am 30. Dezember 1812 wurde „Zriny" zum erstenmal aufgeführt, im Theater an der Wien. Alle Plätze waren dicht besetzt, die Logen schon mehrere Tage zuvor belegt. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen, der Dichter wurde gerufen und wenige Wochen darauf zum kaiserlich-königlichen Hoftheaterdichter ernannt.

Nun, so meinten die Seinigen, hatte der glückliche junge Mann, im Besitz der geliebten Braut und einer einträglichen Stelle, den festen Punkt gefunden, an welchen er sein Lebensschifflein anknüpfen konnte. Es verhielt sich aber anders. Schon die Nachrichten, die ihm sein Freund Förster in Briefen aus Dresden mitgeteilt, hatten sein Gemüt tief ergriffen. Der Freund berichtete von der unerwarteten Ankunft Napoleons, der seiner „großen Armee", die nun von Hunger, Frost und Elend zu Grunde gerichtet war, vorausgeeilt sei, vom Übertritt des preußischen Heeres unter York zu den Russen, von der Kampflust des preußischen Volks. Und schon am 27. Januar 1813 schrieb Theodor den Eltern: „Es rückt ein großer Augenblick

des Lebens heran. Seid überzeugt, Ihr findet mich Euer nicht unwürdig, was auch die Prüfung gelte.“ Der Vater deutete dies Wort auf den Entschluß des Sohnes, seinem protestantischen Glauben nicht untreu werden zu wollen. Dieser antwortete im nächsten Briefe: „Der Vater hat mich falsch verstanden; ich hatte das auf den großen Kampf der Zeit gemünzt.“

Die großen Ereignisse des Tages, der Aufruf des Königs Friedrich Wilhelm III. „An mein Volk“, der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jäger, das Bündnis Rußlands und Preußens und das Einrücken der russischen Heere in Deutschland — das alles wagte der Vater aus Furcht vor den Spionen seinem Sohne gar nicht mitzuteilen; die Kunde drang aber doch zu ihm, und schon zu Anfang März hatte er seinen Entschluß gefaßt. Am 10. März 1813 schrieb er seinem Vater den denkwürdigen Brief, dessen Anfang wir mitteilen. „Liebster Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist. Deutschland steht auf! Der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande; laß mich ihr würdiger Jünger sein! Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene, glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. — Nenn' es nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit; vor zwei Jahren hätt' ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es, bei Gott, ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit.“ — „Soll ich — heißt es weiter — in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen, Gott tröste sie!“

So dachten und fühlten und so handelten damals Tausende deutscher Jünglinge und Männer, die von nah und fern unter die preußischen Fahnen eilten. Zu jedem Regiment des stehenden Heeres gesellte sich eine Schar freiwilliger Jäger, meist aus Söhnen der höheren Stände gebildet, die sich auf ihre eigenen Kosten ausrüsteten. Körner hatte das Lützowsche Freikorps gewählt, das entschlossen war, auf Tod und Leben zu kämpfen und keinen Pardon zu geben. Der Waffenrock war schwarz, das Abzeichen vorn auf der Mütze war ein Totenkopf. „Klein ist die Schar,“ sang Theodor Körner in seinem „Lied der schwarzen Jäger“, „doch groß ist das Vertrauen auf den gerechten Gott. — Noch trauern wir im schwarzen Rächerkleid um den

gestorbnen Mut; doch fragt man euch, was dieses Rot bedeute? Das deutet Frankenblut!"

Und in seinem Aufruf vom 17. März — es war die Antwort auf des Königs Ruf vom 3. Februar — wandte er sich an die deutsche Nation:

Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!
— — Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!

Als er am 19. März in Breslau anlangte, wimmelte es bereits in der Stadt von Wagen und Rossen und kampflustigen Männern und Knaben aus allen Gauen, und mit Thränen tiefster Rührung sah der König aus seinem Fenster auf die unabsehbaren Reihen. Das Anmeldebureau des Lützowschen Korps war im goldenen Zepter; dort war großes Gedränge; Lützows Adjutant, Friedrich Friesen — eine echte Siegfriedsgestalt — hatte alle Hände voll zu thun, und selbst Frau von Lützow, geb. Gräfin Ahlfeld, half mit beim Einschreiben. In ein paar Tagen waren 1500 kriegslustige junge Leute beisammen. Sie nahmen den Kampf, der ihnen bevorstand, als einen heiligen und ernsten, und ließen beim Beginn ihres Marsches in der Dorfkirche zu Rogau ihre Waffen feierlich weihen. Der Prediger des Orts, Namens Peters, hielt eine ergreifende Rede, er nahm ihnen den Eidschwur ab, daß sie weder Gut noch Blut schonen wollten, für die gerechte Sache zu siegen oder zu sterben, und warf sich dann auf die Kniee, um Gott zu bitten, diese Kämpferschar zu segnen. Der von allen nachgesprochene Kriegseid ward auf die Schwerter der Offiziere geschworen; der Gesang von Luthers hohem Liede: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" endete die erhebende Feier. Und endlich flogen alle Klingen aus der Scheide und ein donnerndes Vivat erscholl auf die deutsche Freiheit.

Theodor Körner diente als Jäger zu Fuß. Beim Überschreiten der sächsischen Grenze erhielt er von seinem Major (v. Petersdorf) Befehl, als Quartiermacher mit einem Kommando voraus zu fahren. Diese Gelegenheit wollte er benutzen, seine Landsleute, die Sachsen, von ihrem Bündnisse mit Napoleon hinüberzuziehen zu der gemeinsamen deutschen Sache. Er schrieb einen Aufruf *an das Volk der Sachsen*, der durch seinen Freund Förster zum Druck befördert ward. Noch war das vergebliche Mühe! Am 6. April traf er in Dresden bei den Eltern ein; Freude und Schmerz, Wiedersehen und Trennung folgten sich rasch. Nur drei Tage konnte er bei den Seinen verweilen. Die Lützowschen Jäger wurden dem Bülowschen Armeekorps zugewiesen und marschierten an die untere Elbe, ohne an den großen Schlachten bei Großgörschen den 2. Mai und bei Bautzen den 20. und 21. Mai teilzunehmen.

Wiederum hatte dem großen Schlachtenmeister Napoleon das Kriegsglück gelächelt, aber er hatte auch zu seinem Schrecken erfahren, welch ein ganz anderer Geist jetzt die Heere seiner Gegner beseelte, und am 4. Juni einen Waffenstillstand geschlossen, der beiden Teilen zu fernerer Rüstung erwünscht war.

Theodor Körner war indes durch die Wahl seiner Kameraden zum Leutnant aufgerückt und vom Major Lützow zu seinem Adjutanten bestimmt worden. Lützow hatte mit einem Teil seiner Schar einen kühnen Streifzug im Rücken des Feindes, als derselbe nach Schlesien vordrang, unternommen und war durch Thüringen bis nach Hof vorgedrungen, welche Stadt er am 8. Juni zu erstürmen sich anschickte, als er die Kunde von dem vier Tage zuvor abgeschlossenen Waffenstillstande erhielt. Sofort trat er den Rückmarsch an und machte dem sächsischen General v. Gersdorf in Dresden die nötige Meldung mit dem Ersuchen, zu seiner Sicherheit ihm einen Offizier als Marschkommissar beizugeben. Dies geschah. Doch Napoleon hatte in seinem Grimm das Lützowsche Freikorps als außer dem Gesetz erklärt, man sollte es wie eine Räuberbande einfangen und vertilgen. Auf seinen Befehl mußte der württembergische General Normann mit Rheinbundstruppen, hauptsächlich Württembergern, die Lützowschen Schwadronen umzingeln, und Deutsche hieben nun, dem Willen des Korsen gehorsam, auf ihre Brüder ein, als diese in die Gegend von Lützen kamen. Theodor ward schwer verwundet und sank vom Pferde, und als er aus tiefer Ohnmacht erwachte, schleppte er sich mühsam in ein nahes Gehölz. Dort fand ihn ein Holzhauer, und mit Hilfe des Gärtners in Großzschocher brachte der brave Mann ihn in dessen Behausung. Aus Leipzig ward sogleich ein geschickter Arzt, Dr. Wendler, geholt, und dorthin ward der Verwundete auf geheimen Wegen gebracht. Nach einigen Tagen war er insoweit genesen, daß er nach einem Landgute in der Nähe von Borna fahren konnte. Von dort reiste er in bürgerlicher Kleidung unter fremdem Namen nach Karlsbad und konnte dem Vater schon am 18. Juni melden, daß er gesund und sein eigner Herr sei.

In Erinnerung an die so unehrenhafter Weise ihm geschlagene Wunde dichtete er das rührende Sonett:

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben —

Dem Sterbenden Tröstung bringend erscheint der tröstende Seraph aus Himmelshöhen:

Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:
Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen!
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen.

Ohne Verzug eilte er wieder zu seinen Lützowern, die ihn mit Jubel empfingen. Nach Ablauf des Waffenstillstandes begannen die Verbündeten, welche durch den Beitritt Österreichs einen bedeutenden Machtzuwachs erhalten hatten, den Kampf mit verdoppeltem Eifer und Mut. Das Lützowsche Freikorps war dem General Walmoden zugeteilt worden, und dieser hatte die Aufgabe, den französischen Marschall Davoust, welcher in und bei Hamburg einen starken Heereskörper versammelt hatte, am Vordringen gegen

Berlin und Magdeburg zu hindern. Täglich fanden kleine Scharmützel und Vorpostengefechte statt.

Auf Befehl des russischen Generals Tettenborn mußten die Lützowschen Jäger am 26. August eine Beiwacht bei Wöbbelin und Warsow, zwei mecklenburgischen Dörfern, beziehen. Lützow unternahm einen Streifzug mit 200 Reitern, zur Hälfte Kosaken, drei Stunden westlich von Schwerin, und legte sich in der Nähe von Gadebusch in den Hinterhalt. Da ward die Ankunft einer Reihe von Proviantwagen unter französischer Infanteriebedeckung gemeldet und vom Major Lützow sogleich der Befehl erteilt, aufzusitzen und den Transport aufzuhalten. Mit Hurrageschrei stürzten sich die Kosaken auf die Wagen, während die Husaren eine Schwenkung machten, um den Feinden den Rückzug abzuschneiden. Viele der französischen Infanteristen halten sich an und unter den Wagen und schießen tapfer; andere werfen sich in die Gräben und den nahen Wald und feuern, durch die Bäume gedeckt, auf die heransprengenden Reiter. Diese sind im Nachteil, und mehreremal lassen Major Lützow und Rittmeister Fischer Appell blasen, ohne daß Freiwillige ihnen folgen. Da reitet Theodor Körner auf weithin leuchtendem Schimmel den Seinen voran, ruft dem Oberjäger Helfritz, einem wackeren Pommer, zu: „Bruder Helfritz, du kennst deine Jäger besser als ich, wir wollen noch einmal drauf gehen!“ und dieser antwortet: „Ja Bruder!“ und kommandiert seinem Zuge: Vorwärts! Körner auf seinem Schimmel sprengt gerade auf das Gebüsch zu, von wo die Kugeln ihn umsausen — ein Knall, die Kugel pfeift und durchbohrt ihm die Brust. „Da hab' ich eins,“ ruft er dem ihm folgenden Helfritz zu — „schadet weiter nichts“ — und mit diesen Worten sinkt der Heldenjüngling vom Pferde und haucht seine edle Seele aus.

Seine treuen Gefährten brachten die Leiche in ein der Landstraße zunächst gelegenes Bauernhaus des Dorfes Wöbbelin. Während zwei Tischler aus dem Korps schnell einen Sarg zusammenfügten, wanden andere der Kameraden Kränze von Blumen und Eichenlaub; bald war ein Paradebett aufgebaut und der Sarg mit dem geliebten Toten hinaufgehoben. Sein Haupt schmückte ein Kranz von Eichenblättern. „Ein ernster Friede,“ berichtet sein treuer Kampfgenosse Fr. Förster — „war über die edlen Züge des Gesichts verbreitet, vollkräftig in jugendlicher Schöne lag er da, dem Ansehen nach mehr noch dem Leben als dem Tode angehörig; keine Leichenblässe, keine blauen Lippen, keine eingefallenen Augen — je länger man ihn ansah, desto mehr belebten sich seine Züge, mir war's, als ob er wieder atme.“

Auf der Feldflur, zwischen zwei hohen Eichen, war ihm sein Grab gegraben; unter gedämpftem Trommelschall trugen sie mit thränendem Auge den geliebten Toten zur letzten Ruhestätte, und da wegen der Nähe des Feindes keine Ehrensalve abgefeuert werden konnte, stimmten sie das Schlachtengebet des ihnen so früh entrissenen Sängers an: „Vater, ich rufe dich!“ und auf dem Rückwege sangen sie in tiefer Wehmut: „Das war Lützows wilde verwegene Jagd!“ Kamerad Schreiber hatte ein ovales Stück der

Eichenrinde ausgeschnitten und mit glühend gemachtem Ladestock die Inschrift in den Baum gebrannt: „Theodor Körner, den 26. August 1813.“ —

Daß er bald den Tod für das Vaterland sterben werde, das war ihm schon lange in mancherlei Vorahnung gewiß geworden. Noch kurz vor seinem letzten Auszuge, während der Rast im Gehölz, hatte er seinen Schwanengesang, das Schwertlied, gedichtet und seinen Kameraden vorgelesen. Kaum hatte er's in seiner Brieftasche verwahrt, als er auch schon seine Eisenbraut zum Altar führte —

„Laß mich nicht lange warten,
O schöner Liebesgarten,
Voll Röslein blutigrot
Und aufgeblühtem Tod. Hurra!“

Es war ein schöner Heldentod, den Theodor Körner gestorben, er hatte seine Schlachtenpoesie mit dem eigenen Herzblut besiegelt. Durfte er's auch nicht erleben, wie im Oktober desselben Jahres der Allgewaltige auf den Gefilden Leipzigs niedergeworfen wurde und wie die Fahnen, unter denen die Lützower gefochten, siegreich nach Paris zogen: so war ihm doch vergönnt worden, im Frühlingswehen der neuen Zeit unter den ersten für das Vaterland zu sterben und in reinem Glanze der Heldentugend den Seinen voranzuleuchten auf der ruhmvollen Bahn des Sieges. In Jünglingsfrische strahlt fortan sein Bild in der Reihe deutscher Helden und deutscher Dichter; der Segen Schillers und Goethes ruht auf seinen unsterblichen Gesängen.

Im September des folgenden Jahres (1814) traten Vater, Mutter und Schwester Theodors die Wallfahrt zu den Eichen bei Wöbbelin an, unter deren Schatten der Heißgeliebte ruhte. Der Vater hatte dem Sohne ein gußeisernes Denkmal gewidmet, das am 27. Oktober feierlich eingeweiht wurde. Es ist ein Opferaltar in antiker Form, den Leier und Schwert, mit einem Eichenkranze umwunden, krönen. Auf der Vorderseite steht:

Hier wurde Karl Theodor Körner von seinen Waffenbrüdern
mit Achtung und Liebe zur Erde bestattet.

Auf der Rückseite:

Karl Theodor Körner, geboren zu Dresden den 23. September 1791, widmete sich zuerst dem Bergbau, dann der Dichtkunst, zuletzt dem Kampfe für Deutschlands Rettung. Diesem Berufe weihte er Schwert und Leier und opferte ihm die schönsten Freuden einer glücklichen Jugend. Als Leutnant und Adjutant in der Lützowschen Freischar wurde er bei einem Gefecht zwischen Gadebusch und Schwerin am 26. August 1813 schnell durch eine feindliche Kugel getötet.

Auf der rechten Seitenfläche:

Vaterland, dir woll'n wir sterben,
Wie dein großes Wort gebeut;
Unsre Lieben mögen's erben,

Was wir mit dem Blut befreit.
Wachse du, Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsere Leichen.

Auf der Seite zur Linken:

Dem Sänger Heil, erkämpft er mit dem Schwerte
Sich nur ein Grab in einer freien Erde.

Beide Verse sind der Sammlung von Körners Schlachtenliedern, unter dem Titel „Leier und Schwert" bekannt, entnommen.

Der Vater erwarb das Grundstück zum Erbbegräbnis der Familie, ließ es mit Bäumen und Sträuchern bepflanzen und mit einem eisernen Gitter umziehen. Es schließt nun fünf Gräber ein: das des Vaters, der Mutter, der beiden Kinder und der Tante.

Zur fünfzigjährigen Wiederkehr des Todestages, am 26. August 1863, fand unter der Eiche von Wöbbelin eine Nationalfeier statt zum Gedächtnis des Heldensängers, der sich das Herz des deutschen Volkes und vor allem der deutschen Jugend mit Leier und Schwert gewonnen hat.

Freiherr von Stein*).

Heinrich Friedrich Karl, Freiherr von und zum Stein, ward am 26. Oktober 1757 auf der reichsfreiherrlichen Burg „zum Stein" bei Nassau an der Lahn geboren. Von vier Söhnen war er der jüngste, von den zehn Kindern seiner Eltern das neunte. Alle seine Brüder sind vor ihm gestorben, mit ihm sollte das edle Geschlecht erlöschen, das zu dem ältesten reichsunmittelbaren Adel von Rheinfranken gehörte. Diese Freiherren in ihrer Unabhängkeit von den kleinen Fürsten hatten im Bewußtsein ihrer aristokratischen Würde vorzugsweise sich den nationalen deutschen Sinn bewahrt, der nicht vergaß, daß Deutschland einst ein großes einheitliches Ganzes gewesen War auch der Grundbesitz der Freiherren vom Stein nicht gerade ausgedehnt und dabei mit Schulden belastet, so hatte solches auf die stolze, unabhängige Gesinnung doch keinen Einfluß. Der Vater unsers Helden war übrigens ein einfacher, gerader und offener Charakter, weniger ausgezeichnet durch hohe Geistesgaben als durch natürliche Frische und deutsche Redlichkeit, der das heftige, derbe Wesen keineswegs Abbruch that. Sein Sohn konnte ihm die Grabschrift setzen:

*) Steins Leben von Pertz, 6 Bde. Eine sehr tüchtige kürzere Darstellung, die auch selbständigen Wert in Anspruch nehmen darf, ist: Stein und sein Zeitalter. Ein Bruchstück aus der Geschichte Preußens und Deutschlands in den Jahren 1804 bis 1815. Von Dr. Sigismund Stern (Leipzig 1855). Vgl. H. C. v. Gagern: Mein Anteil an der Politik, Band IV (Stuttgart 1833). E. M. Arndt: Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein (Berlin 1858).

Freiherr von Stein.

Sein Nein war Nein gewichtig,
Sein Ja war Ja vollwichtig,
Seines Ja war er gedächtig,
Sein Grund, sein Mund einträchtig,
Sein Wort das war sein Siegel.

Seine Gemahlin war eine geborene Langworth von Simmern, eine Frau von ebenso klarem als tiefem Geist, lebhaftem Sinn und unermüdeter Thätigkeit, dabei christlich fromm, die treueste Mutter und Hausfrau.

In sittlich-reiner Atmosphäre eines schönen Familienlebens, in der anmutigsten Gegend verlebte Stein auf dem alten Stammschlosse seiner Väter die Kindheit und erste Jugend. Der Vater, welcher ein Liebhaber der Jagd und Pfleger der Forsten war, trieb die Knaben fleißig zu Bewegung in freier Luft, während die Mutter die zarten Keime des Gemütslebens pflanzte, die später zu so reicher Blüte sich entfalteten. Der jüngste Sohn war der Mutter Liebling, und ihrer Bemühung gelang es, einen Familienvertrag zustande zu bringen, durch welchen die ausschließliche Stammesherrschaft auf ihn übertragen wurde.

An fleißigem Studium fehlte es unter den Söhnen wie Töchtern auch nicht. Karl fühlte sich besonders von der Geschichte und namentlich von der englischen Geschichte angezogen; auch die englische Sprache ward ihm bald geläufig. Einst, als die Geschwister Shakespeares Sommernachtstraum aufführten, weigerte sich Karl, eine Rolle zu übernehmen, stellte sich aber mit dem Ausruf: I am the wall! in das Stück selber hinein, als hätte er schon jetzt geahnt, daß er zu einem Wall, zum Grund- und Eckstein in dem Wogendrange des Lebens berufen sei.

Sechzehn Jahr alt bezog er die Universität Göttingen, um nach dem Wunsche der Eltern für die politische Laufbahn sich zu bilden. Neben den Rechts- und Staatswissenschaften trieb er unausgesetzt das Studium der Geschichte und beschäftigte sich besonders mit den staatsökonomischen Schriften der Engländer. Schon jetzt zeigte er in der Wahl seiner Bücher wie seiner Freunde große Entschiedenheit und Festigkeit; das Mittelmäßige fand bei ihm keine Gnade. Unter seinen Freunden waren zwei ausgezeichnete junge Männer, der spätere Kurator der Universität Göttingen, Brandes, und der als tüchtiger Staatsmann und politischer Schriftsteller bekannte Rehberg. Der letztere sprach sich in einem Briefe über Stein also aus: „Es war in allen seinen Empfindungen und Verhältnissen etwas Leidenschaftliches. Aber welche Leidenschaft! Dem lebendigen und unbiegsamen Gefühl für alles Große, Edle und Schöne unterordnete sich in ihm sogar der Ehrgeiz von selbst. Mit den wenigen Menschen, denen er sich hingab, war er nur durch die Vermittelung seiner Empfindungen verbunden, und wer dazu gelangte, konnte nicht anders als ihn wieder leidenschaftlich lieben. So habe ich mit ihm anderthalb Jahr auf der Universität zugebracht und einen Bund geschlossen, der für das Leben gelten sollte."

Es war eine Zeit jugendlichen Aufstrebens; der Göttinger „Hainbund"

hatte wackere für die deutsche Dichtkunst begeisterte Jünglinge vereinigt, Kants Philosophie war als glänzendes, belebendes Gestirn am Himmel deutscher Wissenschaft aufgegangen, und auch Rehberg ward eifriger Kantianer. Doch Stein blieb ernst und streng auf dem Pfade, den er sich vorgezeichnet, wollte den Schatz seines christlichen Glaubens nicht durchs Philosophieren stören und hatte nur für das Praktische Sinn. Im Jahre 1777 nach vierjährigem Aufenthalt verließ er Göttingen, ging nach Wetzlar, um dort den Kammergerichtsprozeß kennen zu lernen, besuchte dann die kleineren deutschen Höfe, durchreiste Österreich und ging über Dresden 1780 nach Berlin. Die Eltern hätten es wohl gern gesehen, wenn der reichsunmittelbare Baron dem österreichischen Kaiserhause seine Dienste angetragen hätte, aber Stein richtete seinen Blick auf den Staat des großen Friedrich, in welchem er den künftigen Schwerpunkt des Deutschen Reichs zu erblicken glaubte. Daß das Reich als solches seiner Auflösung entgegengehe, hatte ihm seine Reise kundgethan.

Durch Verwendung des trefflichen Ministers v. Heinitz, den er wie einen Vater verehrte, ward er schon in einem Alter von 24 Jahren von Friedrich dem Großen als Kämmerer angestellt und ins Kollegium für Berg- und Hüttenwesen berufen, dem Heinitz vorstand. Stein machte sich sogleich mit dem größten Eifer vertraut mit seinem Gegenstande, begleitete den Minister auf seinen Geschäftsreisen, erhielt bereits im folgenden Jahre Sitz und Stimme in seinem Kollegium und 1782 die ehrenvolle Ernennung als Oberbergrat. Wegen seiner ausgezeichneten Sachkenntnis konnte ihm schon 1784 die selbständige Leitung der westfälischen Bergämter und der mindenschen Bergwerkskommission übertragen werden.

Diese Stellung war von dem größten Einflusse auf die staatsmännische Bildung und Richtung Steins. Der noch sehr leidenschaftliche junge Mann hatte mit seinen Amtsgenossen harte Kämpfe zu bestehen, da er alle Schlaffheit und Unwissenheit schonungslos angriff; nach und nach lernte er sich mäßigen, und auch seine Untergebenen lernten immer mehr die sittliche Reinheit seines Willens schätzen. Dann war es aber auch ein höchst glücklicher Zufall, daß Stein gerade in einem Landstrich wirkte, wo die Bevölkerung noch einen echtdeutschen Kern bewahrt hatte und namentlich jenes selfgovernment übte, das der politischen Richtung Steins besonders zusagte. Die Grafschaft Mark in ihrem Stolz auf althergebrachte Rechte und Freiheiten, in ihrem Gemeindeleben, das von selbsterwählten Vorständen geleitet wurde, in ihrer freisinnigen Kirchenverfassung, in der auch die Laien ein Wort mitsprechen durften, mußte das Bild eines freien, naturwüchsigen nationalen Lebens in der Seele eines Staatsbeamten befestigen, der seine Ideen an englischer Geschichte und Verfassung entwickelt hatte. Da ihm auch die Leitung des Gewerb- und Fabrikwesens anvertraut war, so übte er dieselbe nicht nach preußischer herkömmlicher Beamtenart, die alles gängeln will, sondern zur Entwickelung der Selbstthätigkeit und Selbständigkeit.

Im Jahre 1785 ward ihm auch eine diplomatische Sendung anvertraut, um dem Plane Kaiser Josephs, Bayern durch einen Austausch gegen die

österreichischen Niederlande als „Burgundisches Königreich“ zu erwerben, entgegenzuwirken, und den Kurfürsten von Mainz auf Preußens Seite zu ziehen. Die Mission gelang, aber der gerade, allen Schleichwegen abholde Stein hatte dabei einen wahren Abscheu vor der Diplomatie bekommen.

Am 31. Oktober 1786 ernannte ihn der Nachfolger des großen Friedrich, Friedrich Wilhelm II., zum Geheimen Oberbergrat, und bald nachher machte er in Begleitung des nachmaligen Ministers des Bergbaues, Grafen von Reden, eine Reise nach England, die ihm höchst lehrreich ward nicht allein in der Anschauung der Eisenfabriken und Bergwerke, sondern auch in der näheren Kenntnisnahme des gesamten gesellschaftlichen und staatlichen, auf freien Einrichtungen beruhenden Lebens der Engländer. Nach seiner Rückkehr bot ihm die Regierung den Gesandtschaftsposten im Haag, dann in St. Petersburg an; Stein, der dem einmal ergriffenen Berufe treu bleiben wollte, lehnte die glänzenden Stellen ab und ward nun zum ersten Kammerdirektor der Kriegs- und Domänenkammer zu Kleve und Hamm ernannt.

In diesem industrie- und handeltreibenden Bezirke ließ er sich's vor allem angelegen sein, die Kommunikationsmittel zu verbessern; er machte die Ruhr schiffbar und bauete mehr als 20 Meilen Chausseen. In Übereinstimmung mit den Ständen verwandelte er die sehr lästigen Naturalabgaben, die von Lebensmitteln oder Rohprodukten erhoben wurden — nicht bloß auf der Grenze, sondern auch an den Stadtthoren oder bei der Überfuhr von der Stadt aufs Land — in eine feste Klassensteuer und beseitigte dadurch einen großen Hemmschuh des Verkehrs und Handels. Diese Maßregel ward später dem ganzen preußischen Finanzsystem zu Grunde gelegt und trug wesentlich zur Idee des deutschen Zollvereins bei, der alle Zollschranken im Innern des gemeinsamen Vaterlandes zu beseitigen strebte.

Bis zum Jahre 1792, wo die Wirkungen der französischen Revolution auch in Deutschland fühlbar wurden, blieb Steins Thätigkeit ungestört. Als der Herzog von Braunschweig seinen Rückzug genommen hatte, Mainz widerstandslos in die Hände der Franzosen gefallen war und man die Dinge am Rhein gehen ließ wie sie wollten, gehörte Stein mit seinem Bruder, dem Obersten, zu den wenigen, die nicht den Kopf verloren. In Gießen trafen die Brüder mit dem hannöverschen Feldmarschall Grafen Walmoden zusammen und begannen zu handeln, ohne noch lange auf Befehl von ihren Regierungen zu warten. Stein rüttelte die beiden Landgrafen von Hessen auf, betrieb die Verbindung der Hessen, Hannoveraner und Preußen, und die Stadt Frankfurt ward mit Hilfe der Handwerksburschen (2. Dezember 1792) befreit, das schwerbedrohte Wesel durch Steins Entschlossenheit gerettet. In den nächstfolgenden Kriegsjahren, in welchen er für die Verpflegung des Heeres Sorge zu tragen hatte, zeigte er dieselbe Entschiedenheit, womit er stets sicher den Augenblick erfaßte. Wohl hatte er Grund, seinem Freunde Rehberg, als dieser zauderte, eine verlangte Antwort zu geben, gerade heraus zu sagen: „Wenn Sie erst ein paar Feldzüge mitgemacht hätten, würden Sie sich nicht so lange bedenken!“

Am 5. April 1795 schloß Preußen den verhängnisvollen Separatfrieden zu Basel, wodurch es sich völlig isolierte und seinen tiefen Fall 1806 vorbereitete. Auch nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. nahmen die Dinge keine bessere Wendung. Während in Österreich der junge Erzherzog Karl in echt deutscher Weise hervortrat und heldenmütig kämpfte, sah Preußen ruhig zu. Stein schrieb in seinem Ingrimm Frau v. Berg: „Wir amüsieren uns mit Kunststücken der militärischen Tanzmeisterei und Schneiderei, und unser Staat hört auf, ein militärischer Staat zu sein und verwandelt sich in einen exerzierenden und schreibenden. Wenn meine Einbildungskraft mir die Gestalten der einflußreichen und ausführenden Personen vorstellt, so, gestehe ich, erwarte ich nur wenig."

Im Jahre 1796 ward Stein zum Oberpräsidenten sämtlicher westfälischer Kammern (mit dem Wohnsitz in Minden) ernannt, und seine Thätigkeit erstreckte sich nun über ein Gebiet von 182 Quadratmeilen mit 500 000 Einwohnern. Unter den mancherlei Verbesserungen, die er in dieser Stellung einführte, möge nur auf die Zerstörung der Eigenhörigkeit der Bauern, eines Überbleibsels der Leibeigenschaft, auf die Aufhebung aller persönlichen Fronden und die Gründung eines allgemeinen Kreditsystems für den kleinen ländlichen Grundbesitz hingewiesen werden. Bei wichtigen Staatsfragen berief man ihn öfters nach Berlin, ja seine Wirksamkeit war schon so ehrenvoll bekannt, daß ihm 1802 das Ministerium im Kurfürstentum Hannover angeboten wurde. Stein lehnte den Antrag ab, weil er von der Notwendigkeit überzeugt sei, die zersplitterten Kräfte Deutschlands zur Einheit zu verbinden, im hannöverschen Dienste aber in Gefahr gerate, ein kleinstaatliches Interesse, das noch dazu ein undeutsches sei, verfolgen zu müssen. Um sich noch fester mit dem preußischen Staate zu verbinden, kaufte er (in Gemeinschaft mit einem Herrn v. Troschke) die Gutsherrschaft Birnbaum im Großherzogtum Posen, nachdem er schon vorher seine auf dem linken Rheinufer belegenen Erbgüter verkauft hatte, um der ihm so verhaßten französischen Herrschaft zu entgehen.

Dem Frieden zu Lüneville, in welchem Deutschland das linke Rheinufer verlor und den deutschen Fürsten, die auf dem jenseitigen Ufer Besitzungen hatten, Entschädigungen diesseits versprochen wurden, folgte der schmachvolle „Reichsdeputations-Hauptschluß" 1803, der die Ohnmacht des Deutschen Reiches besiegelte. Der französische Eroberer warf mit deutschen Ländergebieten wie mit Fetzen eines zerrissenen Kleides um sich, unter dem Namen der Säkularisierung der geistlichen Güter und Mediatisierung der freien Reichsstädte ward Deutschland mit Deutschland entschädigt. Zur Übernahme der an Preußen gefallenen westfälischen Bistümer ward durch Kabinettsordre vom 6. Juni 1803 Stein bestimmt. Es war keine leichte Aufgabe, ein streng katholisches Land, das überdem unter der Fürstenbergischen Verwaltung alle Vorzüge einer nicht nur milden und frommen, sondern auch geistig anregenden Regierung genossen hatte, einem protestantischen Fürsten zu unterwerfen. Stein zeigte auch hier seinen edlen Sinn,

indem er, obwohl entschiedener Protestant, das Gute auf katholischer Se willig anerkannte und hervorhob. An seine Freundin, Frau v. Berg, schrie er über Herrn von Fürstenberg: „Er setzt vielleicht einen zu hohen Wert au das Positive seiner Religion, auf die Form des Gottesdienstes, aber man findet mehr äußere Achtung für Religion, mehr Menschen von frommen, andächtigen Gefühlen, als ich anderwärts gefunden, und erhält seinen Mitbürgern den Besitz eines gewiß unschätzbaren Kleinodes, dessen Verlust alle unsere Philosophismen nicht ersetzen."

Da der Reichsverband so gar locker geworden war, wurden einige Fürsten auch nach den Gütern der Reichsritterschaft lüstern. Im Dezember 1803 erklärte der Herzog von Nassau-Usingen, er wolle für den zu erwartenden Fall der Auflösung der Reichsritterschaft die in seinem Gebiet gelegenen reichsritterschaftlichen Besitzungen unter seine Landeshoheit stellen, schickte auch sogleich einen nassauischen Amtmann auf Steins Güter Frücht und Schweighausen. Von Steins Seite erfolgte sogleich ein Protest, der also lautete:

„Deutschlands Unabhängigkeit und Selbständigkeit wird durch die Konsolidation der wenigen reichsritterschaftlichen Besitzungen mit den sie umgebenden kleinen Territorien wenig gewinnen; sollen diese für die Nation so wohlthätigen großen Zwecke erreicht werden, so müssen diese kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchieen, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorsehung gebe, daß ich dieses glückliche Ereignis erlebe!"

„In dem harten Kampfe, von dem Deutschland sich jetzo momentan ausruht, floß das Blut des deutschen Adels. Deutschlands zahlreiche Regenten, mit Ausnahme des edlen Herzogs von Braunschweig, entzogen sich aller Teilnahme und suchten die Erhaltung ihrer hinfälligen Fortdauer durch Auswanderung, Unterhandlung oder Bestechung der französischen Heerführer. Was gewinnt Deutschlands Unabhängigkeit, wenn seine Kräfte noch in größerer Masse in diese Hände konzentriert werden?" —

„Der Adel, der der Stolz und die Stütze großer Monarchieen ist, gedeiht in einem kleinen Staate nur kümmerlich; ist er reich, so wird er ein Gegenstand der Scheelsucht, wo nicht des Fürsten, doch seiner Umgebungen; ist er arm, so eröffnen sich keine Aussichten zu seinem bessern Sein, er darbt und erlischt."

„Wird der ritterschaftliche Verein auf eine gewaltsame Weise zertrümmert, so entsage ich dem Aufenthalt in einem Lande, das mich mit Gegenständen bitterer Erinnerungen umgiebt, und wo mir alles den Gedanken an den Verlust meiner Unabhängigkeit und an meine neuen Fesseln zurückruft."

„Es ist hart, ein erweislich siebenhundertjähriges Familieneigentum verlassen und sich in entfernte Gegenden verpflanzen zu müssen, die Aussicht aufzugeben, nach einem arbeitsamen und, ich darf es sagen, nützlichen Geschäftsleben im väterlichen Hause, unter den Erinnerungen seiner Jugend, Ruhe zu genießen und den Übergang zu einem bessern Sein zu erwarten. Es ist noch härter, alle diese Opfer nicht einem großen, edlen, das Wohl

des Ganzen fördernden Zweck zu bringen, sondern um der gesetzlichen Übermacht zu entgehen, um — doch es giebt ein richtendes Gewissen und eine strafende Gottheit."

Noch schützte der Kaiser die Güter des Freiherrn; Steins Brief aber erschien gedruckt und erweckte allgemeine Teilnahme für den Verfasser.

Im Jahre 1804, in welchem Napoleon sich die Kaiserkrone aufsetzte, ward Stein als Staatsminister nach Berlin berufen, für das Accise-, Zoll-, Fabriken- und Handelsdepartement. Während er mit gewohnter Energie in die Geschäfte eingriff, alle Land-, Binnen- und Provinzialzölle aufhob und so zuerst im großen den Grundsatz zur Geltung brachte, daß vor allem die gewerbliche und kommerzielle Thätigkeit des Volkes gehoben werden müsse, wenn die Finanzen des Landes sich heben sollen; während er die Verwaltung möglichst vereinfachte, die Bank und Seehandlung zu neuem Aufschwung brachte: ging es mit der Politik Preußens nach außen immer mehr den Krebsgang. Die Kabinettsräte Haugwitz, Lombard und Beyme, die allein noch Einfluß übten auf den König, zwischen ihn und die Minister sich stellten, waren die Häupter der ebenso feigherzigen als käuflichen Friedenspartei, die allen Hohn und alle Schmach von seiten Napoleons mit Verleugnung alles deutschen Sinnes geduldig hinnahmen, den Blick des Königs verblendeten, bis es, als diesem die Augen aufgingen, zu spät war. England, Rußland und Österreich hatten sich gegen Napoleon verbündet und erwarteten von Preußen den Beitritt zu ihrem Bunde. Jene Friedens- und Neutralitätspartei wußte Preußens Teilnahme zu hintertreiben. Als Napoleon, die Neutralität verachtend, seine Truppen durch preußisches Gebiet marschieren ließ, Stein und andere Patrioten zum Kriege rieten und Kaiser Alexander selber nach Berlin kam: da ward zwar ein geheimes Bündnis geschlossen, aber mit dem entschiedenen Vorgehen von preußischer Seite solange gezögert, bis die Schlacht von Austerlitz für die Verbündeten verloren war. Haugwitz hatte sogar den frechen Mut, im Schönbrunner Vertrag auf eigene Hand einen Angriffs- und Verteidigungsbund mit Frankreich zu schließen, und von Napoleon gegen Abtretung von Ansbach, Kleve und Neuenburg das Kurfürstentum Hannover anzunehmen. Die Franzosen besetzten schon diese Gebiete, ehe noch von Berlin aus die Bestätigung jenes von Haugwitz unterschriebenen Vertrages eingetroffen war.

Stein setzte nun alles daran, jene verderblichen Ratgeber der Krone zu entfernen; er übergab dem Könige eine geharnischte Denkschrift, die mit den Worten schloß: „Sollten Se. Königliche Majestät sich nicht entschließen, die vorgeschlagenen Veränderungen anzunehmen, sollten Sie fortfahren, unter dem Einfluß des Kabinetts zu handeln, so ist es zu erwarten, daß der preußische Staat entweder sich auflöst oder seine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verschwinde." Friedrich Wilhelm III. konnte sich nicht entschließen, ja er ward mißtrauisch gegen einen Mann, der auf solche Weise zu ihm zu sprechen wagte.

Das Unglück rückte mit sicheren Schritten immer näher heran. Als

Napoleon mit Stiftung des Rheinbundes (12. Juli 1806) den letzten Kitt des Deutschen Reiches gelöst; als Franz II. die römische Kaiserwürde niedergelegt hatte; als französische Truppen in Franken und Westfalen einrückten: da endlich setzte der König (am 9. August) alles auf den Kriegsfuß. Aber alles ging so lau und lahm, daß die Prinzen Heinrich und Wilhelm, die Brüder des Königs, Prinz Louis Ferdinand und der Prinz von Oranien in Verbindung mit Stein und den Generalen Blücher, Rüchel und Pfuel am 2. September dem Könige eine Denkschrift übergaben, worin sie die Gefahr des Vaterlandes vorstellten und abermals auf die Notwendigkeit hinwiesen, das Kabinett zu ändern. Der König war darüber aufgebracht, auch Stein erhielt einen Verweis. Bei solchem Schwanken gewann Napoleon Zeit, sein Heer zu vereinigen und im Oktober durch das Saalthal vorzudringen. Seine Siege bei Jena und Auerstädt (14., 15., 16. Oktober 1806) warfen die preußische Monarchie wie ein Kartenhaus über den Haufen. Der erste Minister und Gouverneur von Berlin teilte der Hauptstadt am 17. Oktober die traurige Nachricht mit den in ihrer Art klassischen Worten mit: „Der König hat eine Bataille verloren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich bitte darum.“ Am folgenden Tage entfloh er, ohne auch nur irgend eine Vorkehrung zur Verteidigung der Stadt oder zur Rettung der reichen Vorräte im Zeughause und den Magazinen getroffen zu haben. Stein, obwohl er krank am Podagra daniederlag, rettete die Gelder und begab sich nach Danzig.

Nun erst schien der König geneigt, auf Steins Vorstellungen einzugehen, der auf Entfernung der Kabinettsregierung drang und an Beymes Stelle Hardenberg vorschlug. Graf Haugwitz und Lombard wurden entlassen, Beyme und viele Anhänger der Entlassenen blieben. Stein wurde zum Finanzminister ernannt; da er aber auf vollständige Änderung des Systems drang und mit halben Maßregeln sich nicht zufriedengeben wollte, erregte er den Unwillen des Königs, der ihm in eigenhändiger Kabinettsordre seine Entlassung ankündigte. Darin hieß es unter andern, daß Stein als ein „widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sei, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staats vor Augen zu haben, nur durch Kapricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handele.“

So stieß der im Irrtum über sein wahres Interesse befangene König einen Staatsmann von sich in demselben Momente, wo er desselben am nötigsten bedurfte.

Stein kam Ende März 1807 auf seinem Stammsitz in Nassau an und benutzte die Mußezeit zur Wiederherstellung seiner sehr angegriffenen Gesundheit, aber auch zum Besten des Vaterlandes, indem er seine Gedanken über die politische Wiedergeburt desselben zu Papier brachte. Im Juni 1807 hatte er seine Denkschrift „über die zweckmäßige Bildung der obersten und der Provinzial-, Finanz- und Polizeibehörden in der preußischen Monarchie“ vollendet. Der edle Mann hatte nicht nur nicht den Gedanken aufgegeben,

seine Dienste der preußischen Monarchie zu widmen, sondern sich auch schon nach Männern umgesehen, denen er die einzelnen Staatsämter am liebsten anvertrauen mochte. Die Briefe, welche er von seinen früheren Untergebenen, den trefflichen Männern Niebuhr und Kunth erhielt, die auch den Mut und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht verloren hatten, erfrischten ihn und thaten ihm wohl.

Preußen, von Napoleon zu Boden geworfen, von Rußland verlassen, war der Botmäßigkeit des Gewalthabers preisgegeben. Es verlor im Frieden zu Tilsit (9. Juli 1807) die Hälfte seines Landes und Volkes, 200000 Mann französische Truppen blieben als Besatzung, und die zu zahlende Kriegssteuer betrug nicht weniger als 58 Millionen Franken nebst 62 Millionen der Landeseinkünfte, welche Summe teils in Krongütern, teils in barem Gelde aufgebracht werden sollte. Der unglückliche König mußte überdies seinen ersten Minister Hardenberg entlassen, so wollte es Napoleon. Doch der tiefgebeugte Friedrich Wilhelm III. zeigte sich im Unglück groß; er verlor nicht den Mut und — berief Stein im selben Moment, in welchem Hardenbergs Entlassung erfolgte. Stein vergaß alle erlittene Unbill; seine Antwort an den König lautete: „Eurer Königlichen Majestät Allerhöchste Befehle wegen des Wiedereintritts in Dero Ministerium der Einländischen Angelegenheiten sind mir durch ein Schreiben des Kabinettsministers Hardenberg d. d. Memel, den 10. Juli, am 9. August zugekommen. Ich befolge sie unbedingt und überlasse Eurer Königlichen Majestät die Bestimmung jedes Verhältnisses, es beziehe sich auf Geschäfte oder Personen, mit dem Eure Königliche Majestät es für gut halten, daß ich arbeiten soll. In diesem Augenblicke des allgemeinen Unglücks wäre es sehr unmoralisch, seine eigene Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen, umsomehr, da Ew. Majestät selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben."

Die Zeit, in welcher Stein als preußischer Minister wirkte, war die kurze Frist vom 30. September 1807 bis zum 24. November 1808, aber dieses eine Jahr war entscheidend für Preußens Wiedergeburt; Stein legte unter Sturmwind und Erdbeben den festen Grund zu einem neuen Staatsbau, auf welchem fortgebaut werden konnte, auch wenn der Meister nicht mehr persönlich Hand anlegte. Vor allem mußte den ausschweifenden, aber unerbittlichen Geldforderungen des Feindes soviel als möglich genügt werden, und da galt es denn, die Finanzkraft des zusammengeschmolzenen Landes aufrecht zu erhalten und auch die kleinsten Quellen zu eröffnen und durch weise Benutzung zu einem Ganzen zu sammeln. Die alten Zunftschranken, Adelsprivilegien und Beamtenplackereien, welche schwer auf dem Ackerbau lasteten, Handel und Gewerbe hemmten, mußten niedergerissen, allen Gliedern des Staats eine freie Bewegung zu teil werden. Wenige Tage nach Steins Ernennung ging bereits von Memel (9. Oktober) eine Verordnung aus, nach welcher fortan es Bürgern und Bauern erlaubt sein sollte, auch solche unbewegliche Güter an sich zu bringen, deren Besitz bisher ein aus-

schließliches Vorrecht des Adels gewesen war, sowie auch diesem zugestanden ward, bürgerliche und bäuerliche Güter zu erstehen und bürgerliche Gewerbe zu treiben. Auch die Zerstückelung der Güter (unter Vorbehalt der Rechte der Gläubiger) ward zugestanden — eine Maßregel, die durch die Not der Zeit entschuldigt werden mag. Alle Art von Dienstzwang und Leibeigenschaft sollte aufhören, Unterthänigkeit weder durch Geburt noch durch Heirat begründet werden. Bald darauf erschien eine zweite Verordnung, welche die traurige Lage der Grundbesitzer zu bessern strebte. Um bei den immer mehr sich steigernden Schulden ihren gänzlichen Untergang abzuwehren und übereilten Versteigerungen (zu ihrem und ihrer Gläubiger Vorteil) zuvorzukommen, bewilligte der König eine allgemeine Zahlungsnachsicht (Indult) bis zum 24. Januar 1810. Ferner ward für die städtischen Gemeinden eine besondere Städteordnung entworfen, wodurch die Bürger zur selbständigen Verwaltung ihrer Angelegenheiten aufgefordert wurden, und wie auf diesem untersten Punkte des Staatslebens die Geschäfte vereinfacht und die Strebungen in einem Brennpunkt vereinigt werden sollten, so wurden in gleicher Weise die höchsten Stellen (Ministerien) organisiert: die oberste Verwaltung des Staates ward fortan in den Staatsrat unter unmittelbarer Leitung des Königs gewiesen, und für die einzelnen Zweige der Leitung des Inneren, der Finanzen, des Auswärtigen, des Krieges und der Justiz wurden fünf besondere Ministerien gebildet, die wieder in einzelne Abteilungen (Sektionen) zerfielen und ihre Geschäftsthätigkeit genau abgrenzten. Was die Ministerien für das ganze Land, das waren die „Regierungen" für die Provinzen, die demgemäß in „Regierungsbezirke" eingeteilt wurden. Die lokalen Interessen der Kreise wurden in die Hände von Landräten gelegt. Um aber die Teilnahme des Volkes am Großen und Ganzen nicht zu unterdrücken, wurden Provinzial- und Reichsstände errichtet, denen nicht nur Anteil an der Gesetzgebung, sondern auch an der Verwaltung eingeräumt werden sollte.

Wie Stein für die Neugestaltung des inneren staatlichen Lebens, wirkten Scharnhorst und Gneisenau für eine neue, aus der Volkskraft hervorgehende Heerverfassung, welche den altpreußischen Zopf- und Gamaschendienst beseitigte. Die drei Patrioten Stein, Scharnhorst und Gneisenau suchten den König für ein Bündnis mit Österreich zu gewinnen, das sich wider Napoleon rüstete; sie wiesen darauf hin, wie sich an verschiedenen Orten bereits Geheimbünde gebildet hätten, mit deren Hilfe ein allgemeiner Aufstand des Volkes wohl zu bewirken sei, und wie gerade mit Aufgebot der Volkskraft den Franzosen der unbezwingliche Gegner erstehen würde. Als der König sich nicht geneigt zeigte zur Ausführung eines so kühnen Planes, riet der umsichtige Scharnhorst, die Sache für jetzt fallen zu lassen und rückhaltlos noch den Franzosen sich anzuvertrauen. Stein glaubte den Sinn des Königs noch umstimmen zu können und setzte die Vorbereitungen zum Kampfe fort, trotz der französischen Aufpasserei. In der Mitte August (1808) sandte er einen seiner Vertrauten (den Assessor Koppe) mit Aufträgen an den Fürsten von Sayn-Wittgenstein nach Doberan; der Überbringer geriet in die Hände des

Feindes, Steins Brief ward ihm abgenommen und machte bald darauf, mit bitteren Bemerkungen begleitet, in französischen und deutschen Zeitungen die Runde. Eine Stelle darin lautete: „Die Erbitterung nimmt in Deutschland täglich zu, und es ist ratsam, sie zu nähren und auf die Menschen zu wirken. Ich wünschte sehr, daß die Verbindungen in Hessen und Westfalen erhalten würden, und daß man auf gewisse Fälle sich vorbereite, auch eine fortwährende Verbindung mit energischen, gutgesinnten Männern erhalte und diese wieder mit andern in Berührung setze. Die spanischen Angelegenheiten machen einen sehr lebhaften Eindruck und beweisen handgreiflich, was wir längst hätten vermuten sollen."

Stein nahm seine Entlassung, die ihm der König mit schwerem Herzen am 24. November bewilligte; Napoleon schleuderte von Madrid aus den Bannstrahl gegen den deutschen Freiherrn, und sein Edikt, das der französische Gesandte St. Marsan überbrachte, ist ein merkwürdiges Zeugnis seiner Wut. Es lautete:

„Der, Namens Stein (le nommé Stein), welcher Unruhen in Deutschland zu erregen sucht, ist zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt. — Die Güter, welche der besagte Stein, sei es in Frankreich, sei es in den Ländern des Rheinbundes, besitzen möchte, werden mit Beschlag belegt. Der besagte Stein wird, wo er durch unsere oder unserer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, persönlich zur Haft gebracht."

„Gegeben in unserem kaiserlichen Lager zu Madrid am 16. Dezember 1808. Napoleon."

Der also Geächtete floh nach Österreich; am 5. Januar 1809, wo er zum letztenmal mit seinen Freunden in Berlin eine Zusammenkunft gehabt hatte, sprach der Major v. Röder das prophetische Wort: „Eure Exzellenz werden jetzt durch die Franzosen Ihres angestammten Erbes beraubt; wir Preußen müssen es Ihnen mit unserem Blute wieder erobern." Der Ehrenmann besiegelte wenige Jahre später sein Wort mit dem Tode des Helden. Der Name „Stein" ward zur Parole für alle mut- und hoffnungsvollen Deutschen, die das Herz auf dem rechten Flecke hatten. Im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, die noch alles zum besten lenken werde, reiste Stein über Schlesien nach Prag und begab sich von dort, einer Weisung der österreichischen Regierung folgend, nach Brünn. Dort traf am 1. März auch seine Familie ein, und der schwergeprüfte Mann ward um so mehr getröstet, als er in seiner Gemahlin einen Heldenmut erkannte, den er bei der Zartheit ihres Wesens kaum für möglich gehalten hätte. Auf der Rückseite des Briefes, in welchem sie ihm ihre und der Kinder Ankunft verkündigt, fand sie von der Hand ihres Gemahles die Worte Schillers:

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück, —

Greift fröhlich dann zum Wanderstabe;
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh', ihm fehlt kein teures Haupt.

Mit freudiger Hoffnung blickte Stein auf das, was in Österreich geschah, wo die Regierung zum erstenmal seit Jahrhunderten wieder im Volke ihre Stütze suchte und fand. Die wackeren Tiroler hatten die französischen und bayrischen Besatzungen aus ihrem Lande getrieben, Erzherzog Johann mit ihrer Hilfe in Oberitalien glücklich gekämpft, und der Kriegsheld Erzherzog Karl hatte bei Aspern den bisher Unbesiegten geschlagen. Wären die vereinzelten Heldenkämpfe Schills und des Herzogs von Braunschweig im Norden des deutschen Vaterlandes ein Signal geworden zur Volkserhebung, hätte Preußen nicht länger gezaudert, und hätten beide Fürsten, Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm, an die deutsche Nation sich gewendet, dann wäre schon jetzt der Reichsfeind besiegt worden, und es hätte nicht erst des Brandes von Moskau und der Beihilfe der Russen bedurft, um Deutschland zu befreien. Aber auf die Schlacht von Aspern folgte die von Wagram und der Wiener Friede, der Napoleon auf den Gipfel seiner Macht erhob. Deutschland mußte noch tiefer gedemütigt werden, um zu lernen — einig zu sein.

In Preußen ging vieles wieder den Krebsgang, und wenn auch Männer wie Wilhelm von Humboldt, Nicolovius und Süvern im Unterrichtswesen bessere Einrichtungen durchsetzten, und Sack, Vincke, Schön, Merkel als Regierungspräsidenten im Sinne Steins wirkten, so fehlte doch die einheitliche, kräftige Leitung des Ganzen, und ein Ministerium Altenstein war der kritischen Zeit nicht gewachsen. Als Napoleon wegen der ausbleibenden Zahlung drohende Worte erhob, schien dem schwachmütigen Altenstein das beste Rettungsmittel die Abtretung der Provinz Schlesien zu sein! Nun ward Hardenberg als Staatskanzler ins Ministerium berufen, der einen Finanzplan vorlegte, über den er zuvor mit Stein konferiert hatte.

Am 19. Juli 1810 starb die Königin Luise im 35. Jahre ihres Alters; ihr Tod machte das Maß der Leiden voll; Stein in seiner treuen Anhänglichkeit und Liebe hätte gern sogleich dem Könige geschrieben, aber die Furcht, daß dieser Schritt von den Höflingen, die ihn haßten, falsch gedeutet werden möchte, als suche er die Rückkehr, hielt ihn zurück. Desto mehr ergoß er sein ebenso zart als tief fühlendes Herz in dem Briefwechsel mit der Prinzeß Wilhelm, die ihm vertrauensvoll ihr ganzes edles, frommes Gemütsleben offenbarte.

Im Juni 1810 war Stein mit seiner Familie wieder nach Prag übersiedelt und widmete sich mit aller Sorgfalt dem Unterricht und der Erziehung seiner Töchter. Als im folgenden Jahre der allgewaltige Napoleon mit Rußland brach, in seinem Kriegszug auch Preußen mit fortriß und Österreich fortzureißen im Begriff war, schien ihm nichts übrigzubleiben,

als nach England zu fliehen. Da erhielt er am 19. Mai 1812 durch den Prinzen Ernst von Hessen-Philippsthal folgenden Brief vom russischen Kaiser:

„Die Achtung, welche ich immer für Sie hegte, hat keine Änderung durch die Ereignisse erlitten, welche Sie von dem Steuer der Geschäfte entfernten. Es ist die Energie Ihres Charakters und die ausnehmenden Talente, die sie Ihnen erworben haben.

„Die entscheidenden Umstände des Augenblicks müssen alle wohldenkende Wesen, Freunde der Menschlichkeit und der freisinnigen Ideen wieder verbinden. Es handelt sich darum, sie von der Barbarei und Knechtschaft zu retten, die sich bereiten, um sie zu verschlingen.

„Napoleon will die Knechtung Europas vollenden, und um dieses zu erreichen, muß er Rußland niederwerfen. Schon lange bereitet man sich hier für den Widerstand, und die kräftigsten Mittel sind hier seit langer Zeit versammelt.

„Die Freunde der Tugend und alle vom Gefühl der Unabhängigkeit und der Liebe zur Menschheit belebte Wesen werden von dem Erfolge dieses Kampfes betroffen. Sie, Herr Baron, der sich auf eine so glänzende Art unter ihnen ausgezeichnet hat, Sie können kein anderes Gefühl hegen, als das, zu dem Erfolge der Anstrengungen beizutragen, welche man im Norden machen wird, um über Napoleons eindringenden Despotismus zu triumphieren.

„Ich lade Sie auf die inständigste Weise ein, mir Ihre Gedanken mitzuteilen, sei es schriftlich auf eine sichere Weise, sei es mündlich, indem Sie zu mir nach Wilna kommen. Der Graf v. Lieven wird Ihnen zu diesem Zwecke einen Eintrittspaß mitteilen. Ihre Anwesenheit in Böhmen könnte freilich von großem Nutzen sein, da Sie sich, sozusagen, im Rücken der französischen Heere befinden. Aber Österreichs Schwäche wird dieses so gut als gewiß unter die Fahnen Frankreichs stellen und könnte Ihre Sicherheit oder doch die ihres Briefwechsels gefährden.

„Ich fordere Sie daher auf, das Gewicht aller dieser Umstände reiflich zu überlegen und diejenige Wahl zu treffen, welche Ihnen die geeignetste erscheint für den Nutzen der großen Sache, der wir beide angehören. Ich habe nicht nötig, Ihnen zu versichern, daß Sie in Rußland würden mit offenen Armen empfangen werden. Die aufrichtigen Gesinnungen, die ich gegen Sie hege, sind Ihnen dafür eine sichere Gewähr.

St. Petersburg, den 27. März 1812. Alexander."

Stein war alsbald entschlossen. Mit dem in Prag zurückbleibenden Staatsrat Gruner traf er die nötigen Verabredungen über die beste Art, auf welche von Prag aus die französischen Streitkräfte zu beobachten und Verbindungen in ihrem Rücken anzuknüpfen seien. Am achten Tage nach dem Empfang jenes kaiserlichen Briefes war er bereits auf der Reise nach Rußland und kam schon am 12. Juni in Wilna an. Am 18. Juni übergab er dem Kaiser Alexander eine Denkschrift, worin er ihm die traurige Lage Deutschlands darstellte, die Mittel angab, um die deutschen Truppen aus dem Lager

Napoleons in das entgegengesetzte herüberzuziehen, durch den Druck deutscher patriotischer Zeitungen, durch Verbreitung von gesinnungstüchtigen Büchern, wie Arndts „Geist der Zeit", das deutsche Nationalgefühl anzuregen und so das Volk zum allgemeinen Kampf wider seine Unterdrücker zu entflammen. Beharrlichkeit im Kampf wider Napoleon auf Tod und Leben, das war die große Idee, für welche der felsenfeste Stein auch das edle Herz Alexanders gewann. Das weiche, den Eindrücken des Augenblickes leicht hingegebene Gemüt des Kaisers bedurfte eines solchen Charakters wie Steins; als erst das erreicht war, daß, obwohl die russischen Heere geschlagen, von einer Stellung zur anderen zurückgedrängt waren, obwohl Moskau mit seinen 250 000 Menschen geräumt und den Flammen überliefert werden mußte — Alexander doch ausrief, nun gehe der Krieg erst an! — da war auch der Fall Napoleons entschieden. Die Kaiserin Mutter, der Großfürst Konstantin riefen nach dem Brande von Moskau laut nach Frieden; aber wie sehr auch die Größe des Unglücks den Kaiser ergriff, so daß seine Haare sich bleichten, so blieb er dennoch beharrlich, und seine Ausdauer ward herrlich gekrönt. Als dann nicht lange nachher die Trümmer der großen Armee unter Schnee und Eis begraben lagen, da führte auch jene „Friedenspartei" bei Hofe wieder das große Wort. Stein war zu einem Familienfest geladen. Die Kaiserin Mutter, die nicht lange zuvor so kleinmütig gewesen war, sprach jetzt von lauter Glück und Sieg: „Fürwahr, wenn von dem französischen Heere ein Mann über den Rhein ins Vaterland zurückkommt, werde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein!" Stein ward bleich vor Zorn, und plötzlich sich erhebend brach er in die Worte aus: „Ew. Majestät haben sehr unrecht, solches zu sagen und vor den Russen zu sagen, welche den Deutschen soviel verdanken. Anstatt zu sagen: Sie würden sich der Deutschen schämen, sollten Sie lieber Ihre Vettern nennen, die deutschen Fürsten. Ich habe in den Jahren 1792—1796 am Rhein gelebt, das brave deutsche Volk war nicht schuld; hätte man ihm vertraut, hätte man es zu brauchen verstanden, nie wäre ein Franzose über die Elbe, geschweige die Weichsel und den Dniepr gekommen!" Die Kaiserin, anfangs bestürzt über die kräftige Rede, faßte sich jedoch bald und erwiderte würdig: „Sie haben recht, Herr Baron, ich danke Ihnen für die Lektion!"

Als die Franzosen Rußland geräumt hatten, bedurfte es der ganzen Kraft und Begeisterung Steins, um Alexander zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen, aus dem Verteidigungs- einen Angriffskrieg zu machen trotz der erlittenen großen Verluste und der Friedensliebe von Kutusow, Romanzow und anderen Einflußreichen. Stein drang geradezu auf die Entfernung Romanzows, „dieses falschen phantastischen Geistes, angefüllt von faden, durch das verfaulte Herz eines Höflings ausgesprochenen Anekdoten," und Alexander bewilligte sie. Es ward eine neue Aushebung angeordnet, England sagte Unterstützung zu, und der Krieg auf deutschem Boden begann.

Es drängte den feurigen Mann, baldmöglichst nach Preußen zu kommen. Noch lag zwar der König in den Fesseln des französischen Bündnisses; noch

zauderte Österreich, aber der kühne York hatte bereits auf seine eigene Gefahr (am 30. Dezember 1812) mit dem Schwert den Knoten einer zaghaften und falschen Politik zerhauen, mit Rußland einen Vertrag geschlossen und sein Truppenkorps aus dem napoleonischen Dienst zu Alexanders Fahnen geführt. Die Provinz Preußen hatte sich einmütig erhoben. Stein kehrte sich nicht an Schnee und Frost; mitten im Winter, am 5. Januar 1813, verließ er Petersburg, begleitet von seinem treuen Arndt. Dieser schreibt: „Wir hatten große und gewaltige Tage, wir hatten auch manche fröhliche Tage in St. Petersburg verlebt, wir hatten unter vielem Traurigen und Widerlichen doch viele Erscheinungen eines tapferen und ehrenhaften Volkes gesehen." In Wagen, die auf Schlitten gesetzt wurden, kamen sie nach Pleskow. Dort trafen sie den General Chasot, der zurückgeblieben war, um aus den Tausenden deutscher Gefangenen für die deutsche Legion zu werben, besinnungslos am Lazarettfieber niederliegend. Er war von seinen Rekruten angesteckt, von welchen auch die meisten den vollen Tod schon im Leibe hatten. „Sein Adjutant v. Tiedemann, ein geborner Preuße, führte uns an sein Bett, den Minister warnend, seinem Aushauch nicht zu nahe zu treten. Ich drückte dem Tapfern die Hand, Stein aber, ihn auf die Stirn küssend, rief dem warnenden Tiedemann zu: „Ei, was Lebensgefahr! wir stehen immer zwischen Leben und Tod, aber auf diesem Felde steht man doppelt dazwischen." Wir sollten den vortrefflichen Mann nimmer wieder sehen — in einigen Tagen war er eine Leiche, ich mußte seiner Tochter seinen Tod melden."

„Wir gelangten nun bald auf die große Straße, welche das fliehende französische Heer gezogen war; man konnte sie wohl ein Leichenfeld des Krieges nennen. Schon waren uns Bauernschlitten in Menge begegnet, auf denen kranke und marode gefangene deutsche Jünglinge, aus welchen die Legion rekrutiert werden sollte, gegen Norden geführt wurden; hinter den Schlitten her gingen, die noch gehen konnten, einige Dutzend Kosaken mit gezückten Peitschen geleiteten und trieben die Unglücklichen. Ach! die meisten von ihnen, bleich, hager und hohläugig, trugen den Tod, dem sie bald unterliegen sollten, in allen ihren Zügen. Der Weg ging durch eisige Felder und über gefrorene Sümpfe, hin und wieder durch Tannen- und Birkenwälder, wo man nur einzelne schlechte Gerippe von Hütten, durch die Flüchtlinge des Heeres in einen dach- und fensterlosen Zustand versetzt, manche auch nur in angebrannten Balken und Ständern das gräßliche Bild des Krieges ausmalend, erblickte. Die Schlitten rollten hie und da über Leichen, links und rechts lagen Leichen, Pferde, Trümmer von Kanonenlafetten, auch standen einzelne verlassene Wagen und Karren im Schnee fest gefroren; Raben flogen und krächzten und Wölfe heulten ein greuliches Konzert darüber her. O schaurig waren die Nächte, wo der Mond und die Sterne auf den grausen kalten Jammer herabschauten."

So gelangten sie durch die Heiden und Wälder Litauens, unter Begleitung von einzelnen zerrissenen armen Soldaten und der Musik von Wölfen, Elstern und Raben, am dritten Tag ihrer Fahrt nach Wilna, von wo Stein

nach dem russischen Hauptquartier Kutusows abfuhr, während Arndt noch einige Tage blieb, um das nachfolgende Gepäck zu erwarten.

„Wilna, einst eine schöne Stadt, aber wie sah diese Stadt jetzt aus! Von Freund und Feind durchzogen und ausgesogen, und von den fliehenden Franzosen nach Gefechten und Scharmützeln mit Kosaken noch rein ausgeplündert, mit allen schauerlichsten Zeichen des Wintermordfeldzuges. In den Städten überall war der Anblick und das Gefühl einer Verlassenheit und Öde, als seien die Bewohner ausgestorben, so still war es meistens auf ihren Gassen. So sah man hier nur selten das Gesicht eines ordentlichen deutschen oder polnischen Mannes; nur Juden, orientalisch immer aufgeweckt und munter in und vor den Thüren stehend, und immer auf Neues und Lärmendes oder Gewinnversprechendes lauschend; nur bei Juden — so sehr war alles ausgeleert und ausgeplündert — konnte man allenfalls noch einige Notdurft befriedigen, doch suchte man auch da jetzt manches vergebens.

„Welche Greuel habe ich hier gesehen! Unweit von meinem Gasthaus das Thor, aus welchem man nach Grodno fährt — ein, wie man dem sehr verwüsteten Bau noch ansah, weiland prächtiges Kloster, jetzt alles, was geöffnet, geleert und zerbrochen werden konnte, offen, leer und verwüstet, die öden Fensterluken, kein Fenster ganz, doch in einzelnen inneren Gemächern immer noch einige kranke oder verwundete Gefangene; der Hof draußen ein Leichenhof, wie er in Ländern des Christentums gottlob wohl selten erblickt worden ist; die Toten, wie sie gestorben, als nackte Leichen, immer sogleich frisch aus den Fenstern geworfen, lagen in gräßlich getürmten Haufen bis zum dritten Stockwerk empor, jetzt gottlob alle auch zu Eis gefroren, so daß ihre Beine auf den hartgefrorenen Straßen gewiß doppelt geklappert haben. Eben waren Hunderte von Schlitten beschäftigt, hier und vor anderen Lazaretten der Stadt die klappernden Gebeine aufzuladen und in breite Waken der Wilna zu werfen, damit sie so über Kowno in den Niemen und so immer weiter, den Fischen der Ostsee ein mageres kümmerliches Futter, zu ihrer letzten Bestimmung fortgespült würden.

„Und die Vorstadt vor Wilna? Da hatten Raub, Mord, Brand und Tod, wie es schien, am allerärgsten gewütet. Reste von abgedachten, zum Teil auch eingeäscherten Häusern, Hütten und Scheunen — Holz und Stroh und was von Balken und Sparren niederzureißen war, hatten die unglücklichen Flüchtlinge natürlich zum Feuermachen oder Kochen verbraucht — hin und wieder Reste niedergebrannter steinerner Häuser — da lagen in einem großen Saal, sehr massiv aus Stein gebaut, wo sie wohl letzten Schutz gesucht, die zerrissenen Leichen, umgeben von Kleidern, Mützen, Hüten, Schärpen, es lagen auch einige Leichen, zum Teil angebrannt, neben und in Backöfen, Öfen und Kaminen, vielleicht durch die geschwinde Hitze und Wärme zu geschwind zum Tod geführt, halbverbrauchte Holzkohlen und Holzklötze neben den halbverbrannten Leichen, deren Inhaber in der erstarrten Besinnungslosigkeit dem Feuer leicht zu nahe gekrochen sein mochten. O Menschengeschicke, wie viele Leichen lagen so in Wäldern und Feldern, hinter Mauern und

Zäunen, ja auf Misthaufen, unbeweint und unbegraben, über deren Wiegen einst auch glückselige Mütter gesungen, gebetet und gesegnet haben!"

In dem preußischen Städtchen Lyk traf Arndt mit Stein wieder zusammen, wo bereits Kaiser Alexander mit allen Generalen, Hofmarschällen und Ministern anwesend war. In Gumbinnen trafen sie Schön.

„In der Zeit, wo Stein an der Spitze des preußischen Staates gestanden hatte, im Jahre 1807 bis in 1808 hinein war Schön, wie man zu sagen pflegt, als treuer Helfer und Genoß ihm nicht nur an der Hand, sondern, wie viele erzählen, auch an dem Kopf, ja mit im Kopf und im Herzen gewesen. Manche Entwürfe, und vorzüglich die Durcharbeitungen und gehörigen Ordnungen und Reihungen dieser Entwürfe der neuen Steinschen Verfassung in Beziehung auf Städteordnung, Bauerwesen, Aufhebung der Leibeigenschaft u. s. w. wurden nicht bloß von Schöns Hand geordnet, sondern auch von seinem Kopf entworfen gesagt.

„Kurz, ich gewahrte bald, hier standen alte Vertraute nebeneinander, und ich gewahrte mit wahrer Ergötzung, daß Schön den edlen Ritter und seine Art durch und durch kannte und mit ihm verkehren gelernt hatte. Er verstand in einer eigenen trockenen Weise um den Bart und die Mähnen des Löwen zu spielen und ihn durch Scherze und Gegenreden doch nicht dahin zu bringen, daß er zornig mit seinen Tatzen aushieb. Ich meine hier die ernsten und wichtigen Dinge, worüber bald in Königsberg verhandelt werden sollte; über die Begebenheiten des Tages ward abgerissen und leichter hingefahren. Höchst ergötzlich waren mir die vielen Erzählungen der jüngstverflossenen Wochen, von den Durchzügen der gegen Westen fliehenden Franzosen und von dem Betragen und der Einquartierung der hohen Offiziere, Marschälle, Generale und Intendanten Napoleons, wie sie unter Schöns Augen sich begeben hatten.

„Man hat in Gumbinnen für die Vornehmsten und Obersten, wie natürlich, die besten Quartiere bei den angesehensten Bewohnern der Stadt ausgesucht und ihnen die Quartierzettel darauf zugestellt; viele hatten sich aber ohne Wissen von Präsidenten (Schön) und Polizei unter der Hand an anderen Stellen die Nachtwohnung gesucht und bei einem Schuster oder Schneider mit dem Preis von fünf, sechs Thalern für den Nachtschlaf oft ein elendes Stübchen und Bettchen gedungen; sie hatten nämlich doch, fuhr Schön fort, wohl etwas von dem Bewußtsein ihres Übermuts und der in diesem Land verübten Frevelthaten im Leib, und fürchteten, da man die Quartierzettel eines jeglichen Namens wußte, nächtlicherweile leicht aufgehoben und abgeführt oder gar totgeschlagen zu werden. Sie kamen auch wirklich meist in einem so armseligen jämmerlichen Aufzug an, so zersprengt und einzeln nacheinander, mit zerbrochenen Wagen und Geschirr, mit abgetriebenen Pferden, zum Teil gar zu Fuß, ohne irgend einen marschallischen und generalischen Prunk und Pracht — wie fern von dem Glanz und Stolz, mit welchem sie vor nicht neun Monaten über Weichsel und Niemen gegen Osten gezogen waren, daß sie von ein paar Hundert lustigen und wohl berittenen

Husaren leicht hätten können abgefangen und zusammengehauen werden. Das Volk wäre dazu wohl lustig, und, nach den Mißhandlungen und Schändungen, die es von ihnen gelitten hatte, auch wohl berechtigt gewesen; ja hätte nur einer der Oberen die Trompete geblasen: schlagt tot, schlagt tot! von den Tausenden dieser Generale und Offiziere wäre kein Mann über die Weichsel entkommen."

Hier fiel Stein ihm ein: „Aber warum haben Sie die Kerle denn nicht totschlagen lassen?" Und Schön erwiderte ihm ruhig: „So zornig Sie bei Gelegenheit auch werden können, Sie hätten es auch nicht gethan." Jener aber rief zurück: „Ich glaube, ich hätte blasen lassen!" Nach diesem Wortwechsel belächelten beide sich eine Weile.

Auf Steins Verlangen hatte sich in Königsberg der Landtag versammelt, der sich bescheiden nur „landständische Versammlung" nannte und des Königs Genehmigung vorbehielt. Es galt, die nötigen Vorbereitungen zu treffen, die Kräfte des Landes gegen den Tyrannen zu bewaffnen. Am 7. Februar kehrte Stein zu Kaiser Alexander zurück, dessen Hauptquartier sich nach Breslau zu bewegte. Auch Friedrich Wilhelm war von Potsdam aufgebrochen und gegen Osten gezogen. Am 25. Januar zog er in Breslau ein. Der ungebrochene Mut des Volkes und die hohe, opferwillige Begeisterung desselben erweckten auch im Könige Mut und Vertrauen, und sein Aufruf „An die Jugend der gebildeten Klassen zu freiwilligem Jägerdienst" hallte in aller Herzen wieder, und wenige Tage darauf konnte er aus dem Fenster des Breslauer Schlosses einen langen Wagenzug sehen — es waren circa 80 Wagen mit Freiwilligen aus Berlin.

Bis aber ein einmütiges Handeln zwischen dem Kaiser Alexander und dem Könige von Preußen vereinbart war, mußten noch manche Hindernisse aus dem Wege geräumt werden. Stein reiste, vom russischen Kaiser beauftragt, nach Breslau; er langte krank dort an und fand kaum ein bequemes Logis; der König sandte ihm keinen Gruß, die Höflinge flohen den Löwen wie die Pest und vermeinten, ihn zu ignorieren. Doch dieser genas und hatte die Freude, seine Frau und Töchter nach langer Trennung wieder begrüßen zu können; sie waren in der bittersten Kälte Tag und Nacht gefahren. Auch Kaiser Alexander kündigte seinen Besuch an, und nun hielt es der Hof für passend, statt des ärmlichen Stübchens im Wirtshause ihm eine anständigere und bequemere Wohnung anzuweisen. Jubelnd ward Alexander vom Volke begrüßt, als er in Breslau einfuhr; er vergaß aber seines großen Freundes nicht und schloß ihn mit Herzlichkeit in seine Arme. Da verdoppelte denn auch der Hof seine Freundlichkeit, und der Besuche, die sich meldeten, war fortan kein Ende.

Der Bund zwischen Rußland und Preußen ward ins reine gebracht, Berlin ward der französischen Besatzung ledig, Mecklenburg trat zur deutschen Sache, der russische General Tettenborn zog in Hamburg ein, Blücher rückte mit seinem Heer gegen Dresden zu, und die beiden patriotischen Krieger Gneisenau und Scharnhorst waren seine Quartiermeister geworden. Der

französische Gesandte in Berlin, St. Marsan, erhielt am 16. März die preußische Kriegserklärung, am folgenden Tage erschien des Königs Aufruf: „An mein Volk.“ Professor Steffens hatte vom Katheder herab in echt patriotischer Weise auch einen Aufruf an seine Studenten erlassen und selbst den Soldatenrock angezogen. In Dresden traf er mit Stein und Moritz Arndt zusammen und freute sich nicht wenig, dem „großen Deutschen“ näher treten zu dürfen. Er ward mit Arndt zu Tische geladen, und es kam die Rede auf Schelling und die deutsche Philosophie. „Das weiß ich wohl,“ sagte Stein, „daß die deutsche Jugend von dieser spekulativen Krankheit angesteckt ist; der Deutsche hat einen unglücklichen Hang zur Grübelei, daher begreift er die Gegenwart nicht und ist von jeher eine sichere Beute seiner schlaueren und gewandteren Feinde geworden.“ — „Exzellenz!“ antwortete Steffens, „zwar hat die Jugend auf eine erfreuliche Weise in Masse sich erhoben, dennoch ist eine nicht geringe Zahl zu Hause geblieben. Ich möchte eine Wette darauf wagen, daß kein einziger Angesteckter unter ihnen ist. Wer ist kühner hervorgetreten, wer hat das Volk entschiedener entflammt, als es galt, den Feind mit geistigen Waffen zu bekämpfen, als die zwei spekulativ grübelnden Deutschen Fichte und Schleiermacher?“ Solche Entschiedenheit gefiel dem entschiedenen Manne, und er nahm sie keineswegs übel.

Stein war zum General-Administrator aller von Napoleons Joch wieder frei werdenden deutschen Länder ernannt; gern hätte schon jetzt das sächsische Volk mit Alexander, den es freudig als Retter begrüßte, gefochten, aber sein König glaubte dem französischen Gebieter mehr Rücksicht schuldig zu sein als den Unterthanen. Stein hatte mit dem großen Gedanken sein Vaterland wieder betreten, daß alles daran zu setzen sei, um Deutschland seine alten Grenzen bis an die Maas und die Vogesen zurückzugeben, ihm eine nationale Verfassung zu sichern und Rußland von Übergriffen nach Westen abzuhalten. Darum lag ihm soviel an dem Bündnis mit England, und schon in Rußland hatte er an Münster geschrieben, der Bedenken getragen, ob wohl Stein als Preuße und er als Hannoveraner unter einen Hut paßten: „Es ist mir leid, daß Ew. Exzellenz in mir den Preußen vermuten und in sich den Hannoveraner entdecken — ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teil desselben angehörte, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Teil desselben von Herzen ergeben. Mir sind die Duodezfürsten in diesem Augenblick großer Entwickelung vollkommen gleichgültig, es sind nur Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen, und beides in seiner Lage zwischen Rußland und Frankreich zu behaupten, das ist das Interesse der Nation und ganz Europas, es kann auf dem Wege alter zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden.“ Nun hatte zwar Österreichs Erhebung auch die Auflösung des schmachvollen Rheinbundes zur Folge, aber Österreich belohnte diese napoleonischen Vasallenfürsten mit dem

vollen Souveränitätsrecht, wodurch die Zerrissenheit Deutschlands besiegelt ward. Und als dann der Feind bei Leipzig aufs Haupt geschlagen war, da zeigte sich's noch offenbarer, daß Österreich ebenso der Vernichtung Napoleons als einer Wiedergeburt Deutschlands entgegen war. Es drängte unaufhörlich zum Frieden, und Metternich wußte für seine Ansicht die gesamte Diplomatie Englands, Preußens und Rußlands zu gewinnen. „Nur Stein leistete beharrlichen Widerstand. Es gelang seinem Feuereifer, den Kaiser Alexander mit gleicher Beharrlichkeit zu erfüllen und ihn, wie von Moskau über die Grenzen seines Reiches, so vom Herzen Deutschlands bis über den Rhein und von den Grenzen Frankreichs bis nach Paris mit sich fortzureißen, bis endlich das große Werk der Vernichtung Napoleons vollbracht war. — Die Bourbons wurden wieder eingesetzt, der Pariser Frieden geschlossen, und der Wiener Kongreß sollte der deutschen Nation die Frucht des Riesenkampfes bringen, den sie für ihre Freiheit so ruhmvoll bestanden hatte. Hier aber war es, wo an dem zähen Widerstande eines engherzigen und ränkevollen Diplomatenheeres selbst die Riesenkraft eines Stein endlich erlahmen und erliegen mußte. Er konnte es nicht verhindern, daß aus den Beratungen und Beschlüssen dieses Kongresses statt eines großen, einigen und freien deutschen Bundesreiches, wie er es längst in seinem Geiste trug, ein zwerghaftes, verkrüppeltes und markloses Werk hervorging, das man die deutsche Verfassung nannte und das doch nur ein Organ zur Fesselung des wachgewordenen Volksgeistes und zur Pflege des Sondergeistes der Einzelstaaten sein konnte. — Schwergebeugt von dem Bewußtsein, die Aufgabe seines Lebens trotz seines gewaltigen Ringens nicht gelöst zu haben, brachte Stein den Rest seines Lebens fern von aller großen politischen Wirksamkeit zu. Man bedurfte des gewaltigen Geistes nicht mehr, ja man konnte ihn nicht mehr gebrauchen, da man ja vielmehr der unausgesetzten Anwendung kleiner und kleinlicher Mittel bedurfte, um die große Zeit der nationalen Erhebung allmählich aus dem Gedächtnis der Völker zu verlöschen*)."

Metternich haßte allen deutschen Patriotismus, allen idealen Schwung des deutschen Geistes, alles geistige Streben der Völker und wußte leider auch bei dem König von Preußen die Furcht vor den revolutionären Gelüsten des Volkes so rege zu halten, daß sich Preußen sogar zum Polizeidiener Österreichs erniedrigte. Stein konnte weder die ihm von Metternich angetragene Stelle eines österreichischen Bundespräsidialgesandten zu Frankfurt annehmen, noch wäre er nach Hardenbergs Tode zu einem Nachfolger des Staatskanzlers geeignet gewesen. Wie hätte er eine Rüge ertragen sollen, wie solche dem Bundestagspräsidenten Grafen Buol-Schauenstein vom Fürsten Metternich zu teil ward wegen einer freisinnigen Rede, die Graf Buol für das Recht des Volkes gegen die Ansprüche gewisser Fürsten (des Kurfürsten von Hessen) zu halten gewagt hatte! Und in Preußen ganz besonders hatte man schnell genug vergessen, daß die heldenmütige Aufopferung und Treue

*) Vgl. Dr. Stern im Vorwort zu seiner o. a. Schrift: „Stein und sein Zeitalter."

des Volkes den Staat gerettet hatte. Da mußten die freisinnigen und charaktervollen Männer, die es mit dem Fortschritt zum freien durch Staatsgrundgesetze sichergestellten Verfassungsleben gut meinten, den feigen Höflingen Platz machen; es trat jene Schmaltz-Kamptzsche Periode ein, in welcher man überall Demagogentum roch und jedes freimütige Wort als ein staatsgefährliches Verbrechen bestrafte. Stein mußte es erleben, daß man den edeln Patrioten Ernst Moritz Arndt, seinen treuen Gehilfen im Kampf wider die Fremdherrschaft, der Professorenstelle in Bonn enthob, ihn gefangen setzte und ihm wie einem verbrecherischen Landstreicher den Prozeß machte. Nach seiner Rückkehr von Paris lebte Stein meist auf seinem Schlosse Kappenberg in der preußischen Provinz Westfalen, nahe bei Dortmund, da ihm der Aufenthalt auf seinem nassauischen Stammgute durch seine Mißhelligkeit mit der nassauischen Regierung verleidet war. Eine Hauptthätigkeit in der Stille seines Privatlebens bildete die Stiftung einer „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ und die Herausgabe der durch den wackeren Geschichtsforscher Pertz besorgten unschätzbaren Monumenta Germaniae historica, für welches echt patriotische Unternehmen er die besten Kräfte gewonnen hatte und keine Mühe und Geldausgaben scheute.

Die Verbesserung und Verschönerung seiner Güter, hilfreiche Teilname, wo es galt, Arme und Notleidende zu unterstützen, gemeinnützige Pläne, wie die Errichtung eines Fräuleinstiftes, des Predigerseminars, Verbesserung der Gefängnisse, Gründung eines protestantischen Krankenhauses nahmen seine rastlose Thätigkeit in Anspruch. Eine vielseitige Korrespondenz erhielt ihn stets auf dem Laufenden in bezug auf den Gang der politischen Angelegenheiten; mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgte er die Entwickelung der großen Zeitereignisse, wie die Erhebung Griechenlands, die französische und polnische Revolution. Die Hausordnung war streng eingeteilt, und streng wurde alles zur Zucht, Frömmigkeit und Pflicht angehalten. Dabei waltete aber die aufrichtigste Liebe, und wenn ein Geschäft zur besonderen Zufriedenheit des Freiherrn abgethan war, pflegte er wohl zu seinen Beamten zu sagen: „Nun wollen wir auch für die Armen sorgen, die Armen müssen auch was haben.“

Der Tod seiner geliebten Frau brachte sein Gemüt in eine sehr ernste Stimmung. Im Jahre 1793 hatte er sich mit der jungen, schönen Gräfin Wilhelmine v. Walmoden, Tochter des Feldmarschalls, vermählt und nun in sechsundzwanzigjähriger Ehe mit ihr gelebt, mit jedem Jahre sie mehr lieben und schätzen gelernt. „Seelenadel, Demut, Reinheit, hohes Gefühl für Wahrheit und Recht, Treue als Mutter und als Gattin, Klarheit des Geistes, Richtigkeit des Urteils — sie sprechen sich durch ihr ganzes vielgeprüftes Leben aus und verbreiteten Segen auf alle ihre Verhältnisse und Umgebungen.“ So schilderte ihren Charakter der trauernde Gatte selbst.

Eine Reise in die Schweiz und dann das Amt eines westfälischen Landtagsmarschalls, das Stein auf den Landtagen 1826, 1828 und 1830 bekleidete, brachten einige Zerstreuung und Abwechselung in sein Stillleben. Im Jahre

1830 stellte sich plötzlich ein Schlaganfall ein, der sich im Frühjahr 1831 wiederholte. Er sank bei Tische um, die Zunge war gelähmt, und er blieb während fünf Stunden in Ohnmacht. Als er sich erholte und die Sprache wieder kam, hörte man ihn seufzen: „Ach Gott, hier liege ich, und die schlagen sich in Polen!“ Todesgedanken und trübe Bilder von Umwälzung des europäischen Lebens erfüllten seine Seele; als ihn eine Erkältung auf das Krankenlager warf, bereitete er sich auf sein Ende vor, nahm von seiner Umgebung Abschied, hatte für jeden noch ein ernst-liebreiches Wort, mit der Ergebung und Zuversicht des christlichen Glaubens schloß er, ein echt christlicher Held, sein großes, inhaltreiches Leben, das ein nicht unerwarteter Lungenschlag am 29. Juni 1831 beendete. Von nah und fern waren die Armen herbeigeeilt, die, unten im Schloß sich versammelnd, den Tod ihres Wohlthäters laut beweinten. Eine Frau rief wehklagend aus: „Der gute Minister tot? Nun, wenn der nicht im Himmel ist, so kommt keiner hinein!“ Rührendes Zeugnis der Teilnahme und Dankbarkeit, schöner als alle Lobreden und Denkmäler von Marmor.

Pertz, der Biograph Steins, faßt die Erscheinung des großen Mannes in folgende Züge zusammen: „Der Leib, in welchem diese Feuerseele gewohnt hatte, war von mittlerer Größe, untersetzter, stämmiger Gestalt, starken Gliedern, breiter Brust und Schultern und hatte im Laufe eines langen, heftig bewegten Lebens seine zähe, ausdauernde Kraft bewährt. Noch wenige Jahre vor seinem Tode besaß er alle seine Zähne, wie sie sein Vater noch im einundachtzigsten Jahre mit ins Grab genommen hatte. Aus der breiten, gewölbten Stirn und der mächtigen Nase, den starken Kinnbacken und dem festgeschlossenen Munde sprach der scharfe, durchdringende und umfassende Geist, die mächtige, unverwüstliche Willenskraft, die, wo Pflicht gebot, vor keinem Hindernisse zurückwich; und die rasche Beweglichkeit seines Wesens spiegelte sich in den feurigen, braunen Augen, wie auf den feinen, schmalen Lippen der Ausdruck des strengen Ernstes mit kindlicher Milde und Gutmütigkeit oder raschem Spott leicht wechselte. Rasch und bestimmt wie sein ganzes Sein, sein Empfangen und Urteilen, sein Wollen und Ausführen war seine ganze Bewegung. Seine Rede kurz und entschieden, wie er sie auch bei anderen liebte; schwatzen und um die Sache herumzugehen war ihm ein Greuel. Sein Gang war fest und kräftig, wobei er sich im Alter eines Krückstocks, seines „braunen Hengstes“, bediente, mit dem er sich auf seinen täglichen Spaziergängen nötigenfalls vor den Füßen freie Bahn machte. Sein Anzug einfach, den Bedürfnissen gemäß; ein dunkelblaues oder schwarzes Kleid bezeichnete den Vertrauten Alexanders mitten unter den glänzenden Uniformen des kaiserlichen Hauptquartiers zu Kalisch, wie später in der ländlichen Zurückgezogenheit zu Kappenberg.“

Auf seiner Grabstätte zu Frücht steht die schöne Inschrift:

„Der letzte seines über sieben Jahrhunderte an der Lahn blühenden Rittergeschlechts; demütig vor Gott, hochherzig gegen Menschen, der Lüge und des Unrechts Feind,

hochbegabt in Pflicht und Treue, unerschütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier. Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein."

Stein war ebenso entschieden christlich, als national gesinnt, und sein Gottvertrauen hielt ihn aufrecht in allen Stürmen des Lebens. An den Freiherrn von Gagern (Nassau, den 22. April 1819) schrieb er: „Das kleine Buch „„über Religion"" habe ich mit großem Interesse gelesen, es ist vereinigend und aussöhnend. Ein unbeugsamer Nacken, ein stürmisches, unruhiges Gemüt, das findet nur einen Zaum und eine Befriedigung seiner Sehnsucht in den Lehren der Offenbarung, ihm ist die heilige Schrift entweder nichts, oder eine Zuschrift aus der Ewigkeit:

Der, der meinen Geist entzückt,
Den ich jetzo noch nicht sehe,
Hat aus der gestirnten Höhe
Mir die Zeilen zugeschickt

— wie eine fromme, reine und edle Dichterin sich ausdrückt."

„Bei der ernsten, feierlichen Stimmung, in die Sie die Erwartung des Endes setzte, nahmen Sie Ciceros de natura deorum zur Hand? Konnte Ihnen der Schüler der griechischen Weltweisen, der römische Staatsmann denn mehr sagen von dem Lande, das Ihnen entgegenwinkte, als der Gekreuzigte und Auferstandene, durch dessen Gnade wir allein gerecht werden?" (An denselben, 6. Mai 1822.)

Da ihm bei dem Mangel schöpferischer Phantasie auch die philosophische Richtung des Geistes fehlte, ward er leicht heftig und bitter den rationalistischen Regungen gegenüber, wie er denn von der ganzen idealistischen Philosophie der Deutschen wenig hielt. Der treffenden Entgegnung, die er auf seine einseitige Bemerkung über den Idealismus und das Philosophentum vom Professor Steffens erhielt, ist schon oben Erwähnung gethan, und er nahm eine derbe, entschiedene Antwort niemals übel. „Wenn der heillose Rationalismus," schrieb er an Eichhorn (1818, 22. April), „in unserer protestantischen Kirche doch aufhörte! Warum will man das Unerklärbare erklären, das Geheimnisvolle enthüllen mit unserem zerstückelten Wissen, unseren beschränkten Kräften? Eine Synodalverfassung wird unsere aufgeklärten (Stein hätte hinzusetzen können „auch unsere dogmatisch-zelotischen") protestantischen Geistlichen zwingen, zu der Einfachheit der christlichen Lehre zurückzukehren. Denn nicht ihr exegetisch-naturphilosophisches Gewäsch, nicht ihr christlich-atheistisches Rotwelsch, sondern die einfache Lehre des Christentums, auf die sich Glaube, Liebe und Hoffnung gründen, will und bedarf das deutsche Volk zur Richtschnur im Leben, zum Hort und festen Anker im Tod."

Stein wollte überall ein Positives, Festgegründetes, aus dem Leben

auf das Leben Wirkendes, im Kirchlichen wie im Staatlichen. Darum neigte er auch mehr zu England als zu Frankreich, dessen abstrakte Staats- und Gesellschaftstheorieen ihm schlecht zusagten. Über die deutsche Verfassungsfrage äußerte er sich unter anderen:

(Nassau, 29. September 1819.) „Das Wichtigste, was zur Ruhehaltung in Deutschland geschehen kann, ist, dem Reich der Willkür ein Ende zu machen und das einer gesetzlichen Verfassung zu gründen und zu beginnen; an die Stelle aber der Büralisten und der demokratischen Pamphletisten — von denen die ersteren das Volk durch Viel- und Schlechtregieren drücken, die anderen es reizen und verwirren — den Einfluß und die Einwirkung der Eigentümer setzen." —

Stein wollte damit aber keineswegs dem egoistischen Treiben einer Junkerpartei das Wort reden und hat sich oft streng darüber geäußert. Goldene Worte finden sich in seiner zu Münster 1828 gehaltenen Landtagsrede, wo es u. a. heißt: „Gewiß verdient das von unserem geliebten König gebildete Institut der ständischen Versammlungen den innigsten, ehrfurchtsvollsten Dank aller Preußen, da nicht die Schule allein, sondern Teilnahme an den Angelegenheiten des Ganzen der sicherste Weg ist zur Vollendung der sittlichen und geistigen Ausbildung eines Volkes. Sie entrückt den Menschen aus den Schranken der Selbstsucht, versetzt ihn in das edle Gebiet des Gesamtwohls, und an die Stelle des Treibens nach Genuß und Gewinn oder des starren Hinbrütens der Faulheit und des Versinkens in Gemeinheit tritt ernste Verwendung des Geistes, Willens und Vermögens auf das dem Vaterland Gemeinnützige und das wahrhaft Wissenswürdige; und es entwickelt sich durch religiös-sittliche Erziehung und durch selbständiges freisinniges Handeln eine Energie des Geistes und Willens, die Quelle von vielem Edlen und Großen wird, bei den einzelnen und bei der Gesamtheit.

„Aus dieser Energie entspringt in großen Momenten des Lebens der Staaten und der einzelnen die hohe Begeisterung der sich für Nationalerhaltung und Vaterlandsverteidigung aufopfernden Heerscharen und Helden.

„Auch die Wissenschaft gewinnt durch politische Freiheit und Thätigkeit, bei deren Abwesenheit sie sich oft zu trockenen Untersuchungen oder zu leeren Träumen hinneigt, die der Religion und bürgerlichen Gesellschaft leicht gefährlich werden können.

„Die Ausbildung des ständischen Instituts verlangt aber eine schonende, zarte Behandlung, sie wird gestört durch starres Kleben am Mechanismus veralteter zentralisierender Formen, durch amtlichen Dünkel und Ansprüche auf Unfehlbarkeit, durch leere Furcht vor revolutionären Gespenstern, die oft Feigheit hervorruft und Schlauheit benutzt."

Daß Stein keine mittelalterlich privilegierte, sich gegenseitig abschließende Stände wollte, geht aus einer Äußerung gegen Gagern hervor: „Mir scheint, Spaltung in politische Parteien, in Liberale, Konstitutionelle, Monarchisten

und ihre Unterabteilungen, ist weniger nachteilig, als Trennung in Stände, wo Adelsstolz, Bürgerneid und Bauernplumpheit gegeneinander auftreten, mit aller Bitterkeit und Verblendung der gekränkten Eigenliebe, wo einer den andern niederzutreten sucht, und zwar ohne alle Rücksicht auf Erhaltung der Verfassung, und hierzu die Unterstützung der Büreaukratie zu erlangen sucht."

Arndt erzählt in seinem wertvollen Buche: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein", unter anderem: „Die westfälischen Stände, Stein an ihrer Spitze, wünschten und baten die Erfüllung des königlichen Versprechens, endlich alle kleine Provinzialversammlungen zusammenzuwerfen und mit dem allgemeinen Reichstag einen Anfang zu machen. Stein hatte diese westfälische Bitte, ja diese durch das ein ganzes Vierteljahrhundert gesäumte und hingehaltene königliche Versprechen gerechte Forderung an den Prinzen Wilhelm von Preußen geschickt, der damals als königlicher Statthalter für Rheinland und Westfalen in Köln wohnte. Er hatte bald, ich weiß nicht auf welchem Wege, erfahren, daß diese gerechte Bitte von dem Prinzen nicht mit genug dringlichen und feurigen Worten, wie die Not und die Stimmung der Zeit sie befahl, an den König eingesandt worden war. Nun war bald nach der Einsendung jener Bitte, wenige Wochen vor Steins Tode, der Prinz mit Gemahlin und Kindern nach Schloß Kappenberg zu Stein zum Besuch gekommen. Da nimmt Stein, ehe man sich an die Mittagstafel setzt, den Prinzen und seinen Begleiter, den Grafen Anton Stolberg, in ein Nebenzimmer und kanzelt beide mit gewaltigen Worten ab: „Die Zeit sei nicht so süß und so sanft, daß sie so tüchtige und mächtige Dinge, so gerechte und gehobene Wünsche und Forderungen, als die treuesten Stände hätten aussprechen und machen gemußt, mit so süßen und sanften Verblümungen und Verzierungen der königlichen Majestät hätten darlegen gesollt, sondern sie hätten den vollen Ernst und die ganze Furchtbarkeit, welche die Zeit in ihren Eingeweiden trage, und wie ihr nur mit starken und heroischen Mitteln zu begegnen sei, dem Könige mit ehrlichster, geradester Offenheit schildern und darstellen müssen." Kurz, er hatte beide so gescholten, daß die Prinzessin, die im Saal alles hatte vernehmen können, vor Schreck erblaßt war — denn donnern konnte er bei solcher Gelegenheit — dann hatte er mit den Worten geschlossen: „Jetzt sind wir miteinander fertig, Königliche Hoheit, kommen Sie, lassen Sie uns jetzt ein Glas Wein darauf trinken."

So blieb der große Mann noch groß und würdig in seinen Ansichten, als das Schicksal seine Wirksamkeit auf den engen Kreis einer Provinz zurückgedrängt hatte und so manche trübe Erfahrung sein Gemüt verstimmte. An den Grafen Arnim, als sich derselbe dem Staatsdienste wieder zuwandte, schrieb er die denkwürdigen Worte zur Lehre und Warnung für alle deutsche Staatsmänner:

„Religiöse Sittlichkeit und Vaterlandsliebe sind die einzigen nicht zu erschütternden Träger des Charakters; ihrer Entwickelung und Befestigung

bedarf der Mann, der sich zu höheren Stellen bestimmt und sie erreicht, noch mehr als der, so sich in den einfachen Verhältnissen des Privatlebens bewegt, und er ist daher durch seine Bestimmung gebieterisch aufgefordert, auf jene Zwecke seine ganze Aufmerksamkeit zu richten. In großen Situationen entscheidet Charakter mehr als Geist und Wissen; man kann anderer Geist und Wissen benutzen und muß ihn wegen der menschlichen Beschränktheit benutzen, aber den Charakter eines anderen kann man sich nicht aneignen, wohl sich mit Aufhebung aller Selbständigkeit unterwerfen."

„Eine zweite Bemerkung glaube ich machen zu müssen über eine Klippe, an der viele praktische Geschäftsmänner scheitern: das Erstarren in der Routine und in der krampfartigen Vielthuerei. Dem praktischen Geschäftsmann strömen eine Menge Einzelheiten zu; nach den bestehenden Formen wird er mit ihnen nicht allein überladen, sondern er soll sie prompt abarbeiten, d. h. leicht hinweg schiebend: diese Behandlungsart bildet nicht, ermüdet und hat das Nachteilige, daß sie die fortschreitende Entwickelung stört, zu dem Schlendrian herabzieht und leider uns mit der Masse von Geschäftsmännern überladet, die sie zu einer seichten Vielschreiberei und der Wut zu zentralisieren hinreißt. Diese Männer leben in ihren Akten, in Erinnerung von Bruchstücken ihrer akademischen Studien, und ahnen nichts von den raschen, unaufhaltsamen Fortschritten des menschlichen Geistes und seiner auf Besserung der politischen Formen gerichteten Kräfte. Um sich auf der Bahn der Fortschritte des menschlichen Geistes zu erhalten und um an ihnen teilzunehmen, ist es unerläßlich, fortzufahren an seiner eigenen wissenschaftlichen Bildung zu arbeiten und mit der staatsrechtlichen, staatswirtschaftlichen und geschichtlichen Litteratur vertraut zu bleiben, auch die größeren Ereignisse im politischen äußeren und inneren Leben der fremden Nationen zu verfolgen. Die vollkommene geistige und sittliche Bildung eines Volkes besteht in der Bildung des einzelnen Menschen, in der politischen Entwickelung des ganzen Staates zur politischen gesetzlichen Freiheit. Diese ist in Deutschland noch höchst unvollkommen, und daher entsteht in dem deutschen Charakter und Geist eine Lücke und Lähmung, die nur freie Institutionen und das öffentliche Leben, nicht die Schule allein, zu beseitigen vermögen."

In solchen Worten spricht der Genius Deutschlands, dessen treuer Dolmetsch der deutsche Reichsfreiherr war, zu seinem Volke; möchten sie im Gemüt und Charakter derer, die auf das Wohl und Wehe der Nation Einfluß üben, nicht bloß Anklang finden, sondern zur Wahrheit werden, auf daß, wenn abermals der Feind hereinbrechen sollte, es nicht an Steinen fehlen möge, an schroffen, eckigen, granitharten Felsen, an denen er sein stolzes Haupt zerschelle.

— — Und es hat nicht an solchen Felsen gefehlt! so dürfen wir nach dem glorreichen Kriege von 1870/71 sagen; es hat in der Stunde der Entscheidung nicht an einem „Stein" im Rat des Königs, nicht an den „Scharnhorst und Gneisenau" im Heere gefehlt. Was der herrliche deutsche Freiherr

von Preußen erhofft, von der Wiederherstellung eines einigen, mächtigen deutschen Reichs als den Grundtrieb seiner Seele in seinem kerndeutschen Herzen gehegt und gepflegt hat: es ist zur Wirklichkeit geworden, hat Leben und Gestalt gewonnen. Die Saat, welche er voll Zuversicht und Mut ausgestreuet hat, ist — langsam aber sicher — emporgewachsen, erblühet und zu gesunder nährender Frucht herangereift.

Steins Marmorbüste ist auf Anordnung König Ludwigs von Bayern in der Walhalla bei Regensburg, und eine im Friedenssaale zu Münster von Mitgliedern des vierten westfälischen Landtags aufgestellt. Zwar spät hat die Nation ihre Ehrenschuld an dem großen deutschen Mann durch Errichtung eines herrlichen Denkmals in Nassau a. d. Lahn abgetragen. Aber es war um so bedeutsamer, daß die Einweihung dieses Denkmals erst geschah, nachdem Deutschland sich geeinigt und mit vereinigter Kraft den Erbfeind jenseits des Rheins niedergeworfen hatte.

Unter einem schönen gotischen Schirmbau steht das vom Bildhauer Joh. Pfuhl aus Löwenberg in Schlesien gearbeitete Standbild, weit über Lebensgröße, aus karrarischem Marmor. In der Porträtähnlichkeit ist das Mögliche erreicht. In der Rechten hält der Freiherr ein halb zusammengerolltes Schriftstück mit dem Datum: „Nassau, 11. Junius 1807"; es deutet hin auf die historische „Denkschrift über Grundzüge einer Reorganisation des preußischen Staats." Die Linke weist mit einer energischen Bewegung zu Boden: Dabei soll es verbleiben! Von den 4 Platten des Fundaments enthält die nach der Burg Nassau gekehrte den Namen, das Geburts- und Sterbejahr; das nördliche Feld die Worte: „Des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein"; das westliche: „Gewidmet von dem deutschen Volke 1872"; das südliche: „Vollendet im Jahr der Wiedererrichtung des deutschen Reichs, 1871". Die feierliche Enthüllung fand unter Gegenwart des deutschen Kaisers und des Kronprinzen am 9. Juli 1872 statt.

Lange hat es auch gedauert, bis dem Patrioten von der Hauptstadt Preußens das verdiente Denkmal gesetzt wurde. Erst, als der jetzige Kaiser Wilhelm als Prinzregent an das Staatsruder gekommen war, gewannen (1860) die Bestrebungen zur Errichtung einer Statue festen Boden; und erst, nachdem das deutsche Reich gegründet und Berlin die Hauptstadt desselben geworden war, konnte das Vaterland dem edelsten seiner Söhne seine Schuld abtragen.

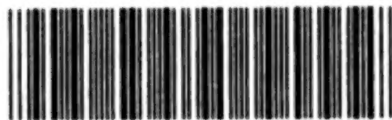
Am 26. Oktober (dem Geburtstage Steins) 1875 ward in Gegenwart des deutschen Kronprinzen (der Kaiser war durch Unpäßlichkeit an der Teilnahme verhindert), der übrigen Prinzen und Prinzessinnen, der Staats- und Stadtbehörden das in allen seinen Teilen wohl gelungene Denkmal enthüllt.

Es steht auf dem Dönhoffsplatz dem Abgeordnetenhause gegenüber, seine Höhe ist 25 Fuß, wovon 14 Fuß auf das Postament kommen. Das Standbild zeigt uns den Mann im Überrock mit unbedecktem Haupt. Auf der

kurzen Säule hinter ihm liegt Mantel und Buch (Monumenta Germaniae historica). Der Kopf ist sprechend ähnlich und doch ideal; der Geist, die Entschiedenheit und Willenskraft des Helden ist zu schönstem Ausdruck gelangt. Während die Linke auf dem Krückstock ruht, ist die Rechte ein wenig vorgestreckt und gehoben — die Handbewegung des von der Wahrheit seiner Rede tief Durchdrungenen. Gleichsam beteuernd und schützend schwebt diese Rechte über den vier in Lebensgröße am Postament angebrachten Figuren, welche in allegorischer Weise die vier Haupttugenden Steins: Vaterlandsliebe, Energie, Wahrheitsliebe und Frömmigkeit darstellen.

Auf den Mittelfeldern der Seiten des oberen Würfels erblickt man allegorische Reliefbilder. Das an der Vorderseite zeigt die „Hoffnung", welche der bedrängten Borussia eine ruhmvolle Zukunft enthüllt. Die anderen Bilder weisen auf die Opferfreudigkeit, die Erhebung und den Stolz Preußens hin. — Das den unteren Absatz des Postaments umziehende Fries stellt die Hauptereignisse aus dem öffentlichen Leben des Staatsmanns dar. Auf der Frontseite übergiebt ihm König Friedrich Wilhelm III., umgeben von Mitgliedern seiner Familie, das Gesetz vom 24. Nov. 1808, das dem Staate eine neue Verwaltung sichert. Neben Stein die Minister von Schrötter, Scharnhorst und Gneisenau mit dem Gesetz vom 3. August 1808. Es folgen: die Aufhebung der Erbunterthänigkeit; die Errichtung der Landwehr in Königsberg; der Einzug der verbündeten Heere in das eroberte Leipzig. Alexander, Friedrich Wilhelm und Franz übergeben Stein die Verwaltung des befreiten Deutschlands und der eroberten Länder. Hinter Stein stehen Blücher, Arndt, Eichhorn und Rühle. Das letzte Friesbild zeigt den Minister Stein als Landtagsmarschall, wie er am 26. Oktober 1826 den ersten westfälischen Landtag zu Münster eröffnet.

Die Inschrift des Denkmals lautet:

Dem Minister
Freiherrn vom Stein
das dankbare Vaterland.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.